Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Vierundfünfzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1898.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

35367

AP30
.G3

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

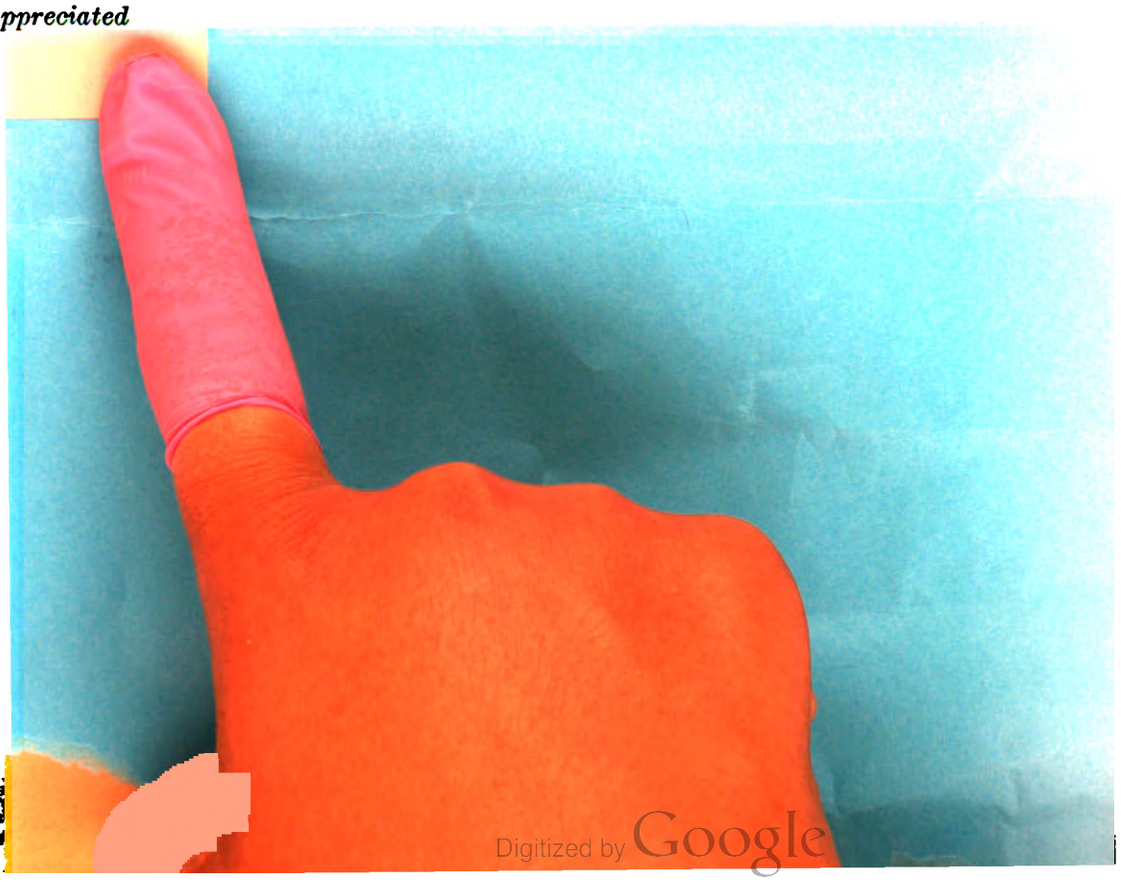
Digitized by Google

TO THE READER OF THIS VOLUME

Kindly handle this book with the utmost care on account of its fragile condition.

The binding has been done as well as possible under existing conditions and will give reasonable wear with proper opening and handling.

Your thoughtfulness will be appreciated



Digitized by Google

35367

Digitized by Google

Register.

Vierundfünfzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

Seite

Die deutsch-englischen Beziehungen. Von Friedrich Ratzel, Theodor Mommsen, Prof. Ritter 1
Die preußische Regierung und die Ostmarken. Von Benno Hilse 3
Die österreichisch-ungarische Armee und die Nationalitäten. Von einem Stabsofficier 5
Die österreichische Verfassungskrise. Von Julius Patzelt . . 17
Die mitteleuropäische Aufgabe Deutschlands. Von Ottomar Schuchardt 49
Unsere Monroe-Doctrin. Von Contre-Admiral Réveillère. Mitgetheilt von Bertha v. Suttner 81
Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen. Gutachten von Emile Ollivier, Björnson, Barthélemy Saint-Hilaire, Strindberg, Graf de Mouy, Ernst v. Wildenbruch, Robert Mitchell, Schmoller, Graf du Barail, Adolph Wagner, Flourens, Alfano, Heijdenrijck, J. G. Fischer, Fürst Meschtscherskij, Francesco Crispi 97
Die deutsche Colonialpolitik und Südamerika. Von Carlos Grothe 113
Deutschlands Handelsverträge und die deutsche Zollpolitik der Zukunft. Von W. Mühlpfordt 129
Aussichten des mitteleuropäischen Wirthschaftslebens. Von Paul Ernst 145
Bürgersoldaten gegen Socialdemokraten. Von Carl von Bruchhausen 164
Der russische Abrüstungsvorschlag. Von Otto Umfrid . . . 177
Zur Friedensbotschaft. Von Carl v. Bruchhausen 193
Welfische Umtriebe. Von Kurd v. Strantz 209
Rußlands Rüstungen zur See. Von Franz Eissenhardt . . 225
Die Delagoabucht und das Auswärtige Amt. Von einem alten Diplomaten 241
Politische Ausblicke. Von Contre-Admiral Réveillière. Mitgetheilt von Bertha v. Suttner. 257
Ultramontaner Bruderzwist im Reichsland. Von Verax 260
Der Friedenszar. Von Arthur Kleinschmidt 275
Anfänge einer Reichs-Versicherungsanstalt. Von Benno Hilse 289
Unser Handel in französischer Beleuchtung. Von A. F. Ehrenberg 305
Die Idee des Friedens und das Recht. Von Moritz Lazarus 311
Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit. Von Miles 321
Weßhalb das Volk socialistisch wählt. Von Diogenes . . . 337
Ein Reichs-Wohnungsgesetz. Von Benno Hilse. 339
Die Zukunft von Deutsch-China. Von K. E. Odebrecht . . 353
Zur neuen Militärvorlage. Von Miles 369
Großgrundeigenthum und sociale Frage. Von A. v. H. . . . 401

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Der Aerztetag und die Aerztinnen. Von Richard Wulckow . 35
Die Uebernahme der Straßenbahnen durch das Reich. Von Benno Hilse. 116
Der Piesberger Kohlenbergbau und sein Ende. Von Wilhelm Berdrow 133
Das „stärkere" Geschlecht in der Natur. Von F. G. Fritzsche . 290
Vom Vater der Medicin. Von Karl Itschner 322
Die Motoren im Straßenverkehre. Von Karl Hilse 356
Vom Ursprung des Menschen. Von Ludwig Büchner . . . 406

3. Vermischte Aufsätze.

Seite

Das Schuldbuch der Welt. Von Justus Ichenhaeuser . . . 7
Gold und Silber. Von Justus Ichenhaeuser. 19
Wirthschaft und Boden. Von Arthur Dix 33
Die Reichspost als Baumeister. Von Hans E. Wernicke . . 41
Die Freiheit der Berufswahl. Von Franz Pollitzer. . . . 51
Vom ersten deutschen Parlament. Von Hugo Wesendonck 54. 72
Zünfte und Gilden. Von Emil Michael 66
Georg Brandes über Polen. Von Hermann Köser 82
Rettungsmittel in Seenoth. Von C. Lund 147
Zur agrarischen Frage. Von Carl Andresen 161
Die Durchfahrt der Manöverflotte durch den Nord-Ostsee-Canal . 163
Bismarck-Symbole. Psychologisch-physiognomische Studie. Von Alfons Matthes 180
Die Lehren des Sudan-Feldzuges. Von Rogalla von Bieberstein 194
Von moderner Stenographie. Von Emil Richter 211
Versicherungszwang gegen Feuersgefahr. Von Benno Hilse . 228
Zur Geheimgeschichte des Nationalliberalismus. Von R. von Elwert 243
Deutsche Aussichten in Palästina. Von Theobald Keller . . 246
Die Entstehung des Anarchismus. Von Arnold Fischer . . 250
Die Lehren des spanisch-amerikanischen Krieges. Von Miles . 273
Der Kampf der Verkehrsanstalten. Von A. L. Müllner . . 277
Der älteste Volkswirth. Von O. F. Weigel 282
Cultur-Aussichten. Von Karl Groterjan 306
Rußlands nationale Entwickelung. Von Paul Milukow . . 371
Agrarische Fragen. Von Paul Ernst 385
University Extension. Von Ernst Gystrow 386
Unterseebootflotten. Von Franz Eissenhardt 404

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Der Nothhelfer. Von E. Würthmann 13
Ein Todesfall. Von Alfred von Hedenstjerna 29
Das Geständniß. Von Georges de Lys 45
Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow 62. 75. 91. 108
Bismarck 65
Der vollkommene Geliebte. Von Matilde Serao 125
Der Bahnwärter Von François Coppée 141
Das Fenster. Von H. A. Luchmanowa 155
Die Cravatte. Von Jean Aicard 173
Der Märchenprinz. Von Paul Linsemann 188
Ein verlorenes Paradies. Von August Trinius 202
Die Prämien-Vertheilung. Von R. 220
Verbrüderung. Von K. S. Baranzewitsch 235
Die weiße Jungfrau. Von Jean Aicard 268. 284
Erblich belastet. Von Rudolf Huch 297. 314
Die Emancipirte. Von Laiso 330
Zu heiß! Von Gyp 345
Die Familie in Schwarz. Von R. 363
Gespenster. Von A. v. Kameke 379
Was der Nordwind that. Von K. S. Baranzewitsch . . . 395
Im Champagnerrausch. Von A. Tschechow 411
Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Mariannens Ring 14. Zwei Glas Bier 30. Requiem 77. Die Tactvollen 93. Todtenkränze 109. Der Posaunenkönig 173. Das National-

Digitized by Google

Seite

Zuchthaus 189. Kein Romantiker auf dem Throne 204. Bismarck's Memoiren 221. Das dramatische R. 237. Kaisers Kreuzfahrt 252. Der Mönch von Lehnin 285. Classenwahlen 300. Der Majestätsbeleidigungsproceß als Erzieher 332. Lappalien 347. Franzseppel 363. Eine weise Politik 380. Sauhatz 397. Freiheit, die ich meine 412.

— Von Allerhand Nörgeleien 157. Doctor Dementi 270.

— Von Spectator: Eine Dreiclassenwahl 315

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Erinnerungen an Kaiser Friedrich. Von Klaus Groth . . . 9
Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Von Franz Erhardt 20
Giacomo Leopardi. Von R. Schröder 23
Gespräche mit Byron. Von G. F. Petersen 59
Ein unbekannter Brief an Schiller. Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß 70
Erinnerungen an Georg Ebers. Von Karl Stelter 102
Oesterreichische Kampflieder. Von J. G. Thomsen 105
Die Legende von Theodor Körner. Von Karl Wiggers . . . 118
Anna Ritter. Von Carl Busse 135
Indische Philosophie. Von A. v. H. 137
Der gereinigte Shakespeare. Von Erich Urban 152
Daudet's Unterhaltungen mit seinem Sohne. Von Ed. Nietze . 185
Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Von Theophil Zolling 196. 217. 232
Phantasus, Polymeter & Comp. Von Erich Urban 200
Theodor Fontane über sich selbst. Nach ungedruckten Briefen . 213
Der junge Ibsen. Von Carl Busse 229
Zur neueren russischen Literaturgeschichte. Von Albert Scholz 248
Ein berühmter Pechvogel. (Johann Gottfried Seume.) Von Emil Moldenhauer 262
Goethe bei Napoleon. Von J. R. Metz 279
Amerikanische Humoristen. Von Frank W. Miller 327
Meine Lehr- und Wanderjahre. Von Klaus Groth . . 341. 359
Robert Blum als Schriftsteller. Allerlei Ungedrucktes. Von K. 357
Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer 373
Maeterlinck als Dichter und Denker. Von Arthur Goldschmidt 407
Abermals Genie und Wahnsinn? Von Marcus Landau . . 409

b. Bühne und Bühnenkritik.

Der Ausgang des bürgerlichen Dramas. Von Arthur Eloesser 43
Ludwig Tieck als Dramaturg. Von Hugo Wenck 84
Das Wesen des Lustspiels. Von Kurt Bruchmann 122
Blumenthal's Abschiedsvorstellung im Lessingtheater 158
Theater-Erinnerungen. Von Carl Schultes 169
Der Untergang der plattdeutschen Komödie. Von Arthur Obst 312
Berliner Gastspiel. Von Jane Hading 414
Dramatische Aufführungen: Reichsfürst und Landesherr (Weitra) 158. Johanna (Björn Björnson) 159. Ottilie (Triesch) 174. Eheliche Liebe (Ompteda) 175. Eifersucht (Bisson-Leclerq) 175. Das Paradies der Frauen (Freund-Einödshofer) 175. Cyrano von Bergerac (Rostand) 190. Großmama (Dreyer) 206. Jörg Trugenhoffen (Stratz) 207. Hofgunst (Trotha) 207. Seine alte Freundin (Sontoneff) 223. Zaza (Berton-Simon) 223. Das Vermächtniß (Schnitzler) 238. Pamela (Sardou) 239. Auf der Sonnenseite (Blumenthal-Kadelburg) 239. Herostrat (Fulda) 287. Das Erbe (Philippi) 287. Der Herr Secretär (Hennequin) 287. Fuhrmann Henschel (Hauptmann) 301. Der Eroberer (Halbe) 302. Der Star (Bahr) 318. Der Hypothekenschuster (Ely) 318. Die Rose vom Kaukasus (Gottschall) 348. Thörichte Liebe (Wolters-Gjellerup) 349. Mamsell Tourbillon (Kraatz-Stobitzer) 349. Die Befreiten (Hartleben) 364. Nr. 17 (Skowronnek) 365. Die Barbaren (Stobitzer) 413. Die Lustspielfirma (Walter-Stein) 414. Mathias Gollinger (Blumenthal-Bernstein) 414.

Seite

6. Bildende Künste.

Das Nackte in der bildenden Kunst. Von Ludwig Volkmann 40
Die Aesthetik des Städtebaues. Von C. Wenck 57
Gegen die moderne Kunst. Von Graf Leo Tolstoj 166
Kunstausstellungen. Von S. 254
Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses. Von Heinrich Melzer 266
Eröffnungsausstellung im neuen Künstlerhause. Von Johannes Gaulke 271
Die weibliche Schönheit in der Kunst. Von Alfred Holtzmann 292
Prell's Cyklus für die Römische Botschaft. Von Gustav Schalk 317
Der neue Stil in der Kunst. Von Johannes Gaulke . . . 343
Puvis de Chavannes. Von A. Brunnemann 377
Wiener Kunst. Von Otto Stoeßl 389
Aus den Kunstsalons. Von S. 398

7. Musik.

Ein neues Musikdrama. Von Paul Marsop 11
Richard Wagner und seine Freunde. Von Georg Sturzenegger 25
Berliner Erinnerungen. Von H. Wickmann 37
Franz Liszt und die Frauen. Von Lüder Schulze 88
Richard Wagner und Lilli Lehmann. Von Adolph Kohut . . 149
Reissiger, Meyerbeer, Liszt. Von Heino Hugo 181
Der Streit um die Marseillaise. Von Josef Kircher 294
Der Geigerkönig Joachim. Von Bruno Riezler 324
Hans von Bülow als Erzieher. Von Georg Thiele 392
Opern und Operetten: Alar (Zichy) 46. Die Schwarze Kaschka (Jarno) 46. Pergolesi (Tasca) 206. Eugen Onegin (Tschaikowskij) 206. Don Quixote (Kienzl) 333. Der Prinz wider Willen (Seuberlich) 334. Der Streik der Schmiede (Beer) 334. Die Blumen-Mary (Weinberger) 334.

8. Notizen.

Amelang 366. Avenarius 302. Baisch 302. Berdrow 63. Berling 127. Bischoff 415. Björnson 414. Brandes 399. Dahn 319. Dorn 303. Fischer, Kuno 303. Fischer 303. Frankenberg 79. Gamerra 15. Garbell 415. Gaspey-Otto-Sauer 414. Geucke 399. Goedeke 223. Gräser 63. Grisebach 350. Hamsum 15. Hart 47. Hendel 303. Hesse 350. Heyse 366. Hirth 399. Hoffmann 303. Ihering 366. Kaemmel 207. Karnack 318. Karpeles 143. Kohut 303. Krabbe 366. Kretzschmar 366. Kürschner 189. 207. 334. Lassar-Cohn 319. Litzmann 319. Lorentzen 334. Lorenz 15. Malachowski 95. Neudek-Schröder 302. Nordahl 95. Pauli 366. Penzler 350. Petersen 366. Pochhammer 303. Poschinger 399. Riehl 350. Rogge 79. Rosegger 319. 366. Ruland 350. Sanders 415. Saul 414. Schaukal 303. Scheibe 365. 382. Scholz 415. Schultes 159. Schultz 389. Seemann 350. Servaes 415. Sperling 111. Spielhagen 366. Springer 350. Stern 143. Stirner 159. Sturm 382. Werckmeister 142. 302. Wertheimer 79. Willatzen 365. Wohlfahrt 303. Zingeler 79.

9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die deutsch-englischen Beziehungen. Von Eduard von Hartmann 31. Ein Bismarcktag. Von Otto Buchwald 127. Nochmals die welfischen Umtriebe. Von Germanicus 254. Zu „Goethe bei Napoleon". Von Heinrich Ehrlich 302. Nochmals der „Dresdener Zola". Von Karl Gjellerup 382.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 2. Juli 1898. 18 July. 98 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die deutsch-englischen Beziehungen. Drei Gutachten von Friedrich Ratzel, Theodor Mommsen, Prof. Ritter. — Die preußische Regierung und die Ostmarken. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Die österreichisch-ungarische Armee und die Nationalitäten. Von einem Stabsofficier. — Das Schuldbuch der Welt. Von Justus Ichenhaeuser. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Kaiser Friedrich. Von Klaus Groth. — Ein neues Musikdrama. Von Paul Marsop. — **Feuilleton.** Der Nothhelfer. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Mariannens Ring. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die deutsch-englischen Beziehungen.

Drei Gutachten von Friedrich Ratzel, Theodor Mommsen, Prof. Ritter.*)

Gern halte ich mich bei der Beantwortung Ihrer Umfrage daran, daß Sie von „den gespannten Beziehungen zwischen den beiden stammverwandten Nationen" sprechen. Was sollte in der That bei einem Meinungsaustausch über deutsche und englische Politik herauskommen? Diese beiden Staaten sind nun einmal zum harten Wettbewerb um politische und wirthschaftliche Macht berufen. Nach Anlage und Bestrebungen ihrer Völker sind sie einander zu ähnlich, nach Lebensbedingungen und Geschicken zu verschieden. Sie müssen einander deßhalb manchmal unbequemer sein als ihnen andere Staaten sind. Für England war es sicherlich leichter, Frankreich als einzige starke Macht in der Westhälfte Europas zu wissen, denn Frankreich war mit Ruhm und Glanz zufrieden zu stellen. Deutschland mit seinem germanischen Sinn für politische Wirklichkeiten wird, ohne es zu wollen, manche Störung in der ungemein sinnreichen politischen Weberei verursachen, durch die England die Welt mit einem Netz von Machtlinien überzieht, die es an den günstigst gelegenen Punkten anzuheften wußte. Das hat keinen anderen Grund, als daß es aus denselben zwingenden Gründen wie England Raum für seine wachsende, fleißige und unternehmende Bevölkerung sucht. Wir werden es auch nicht ändern können, daß der Inselstaat den nachbarreichen Continentalstaat, die See- und Handelsmacht die Land- und Militärmacht nicht voll zu verstehen vermag. Das ist ein weltgeschichtlicher Gegensatz, der heute wie vor Jahrtausenden den Horizont der Länder einengt, die er unter so grundverschiedenen Bedingungen einander gegenüberstellt. Ruhige Beurtheiler werden sich mit den darin liegenden Nothwendigkeiten abfinden. Hoffentlich werden aber auch weitere Kreise und besonders die bessere Presse aufhören, sich bei jeder Gelegenheit über die heuchlerische, Schwache vergewaltigende oder mit Geld an sich kettende, vor Starken zurückweichende Krämer- und Punierpolitik zu erregen; ebenso wie man auf der anderen Seite sich entwöhnen muß, alle Schwierigkeiten, denen England in steigendem Maaße seit einem Menschenalter begegnet, auf das seitdem großgewordene Deutschland zu schieben und dessen Wunsch, sich zu regen wie andere, als Anmaßung zu verschreien.

Für uns genügte es, in den wirklich vorhandenen Interessengegensätzen, deren Zahl leider groß genug ist, entschlossen Stellung zu nehmen. Die Schadenfreude über englische Mißerfolge in Korea oder Indien überlassen wir Anderen, die mehr Anlaß dazu haben. Unsere Weltpolitik schließt die englische nicht aus und sollte nicht immer hingestellt werden, als sei sie dieser von Natur entgegengesetzt. Wir sind durch unsere Lage in Europa zu einer Vorsicht und zu einem Gewichtlegen auf das näher Erreichbare gezwungen, wie nie England es gekannt und gewollt hat, das nur die Natur zum Nachbar hat. Nicht immer werden Flottenfrage und Expansion bei uns die Rolle spielen wie jetzt; es wird ganz von selbst ein Rückschwanken zu einer mehr continentalen Politik eintreten, sobald in Europa der heutige Zustand des Abwartens und Hinhaltens aufhört. Und dann würde es sogleich klar werden, wie unklug und überflüssig es wäre, sich in einen dauernden Gegensatz zu einem Land hineinzureden, zwischen dem und uns die Nordsee liegt, während wir von drei großen und fünf kleinen Nachbarn umlagert werden.

Es ist viel angenehmer und ich glaube zur Zeit auch nützlicher von den beiden Völkern zu reden. Darf man dabei doch vor Allem die erfreuliche Thatsache feststellen, daß Engländer und Deutsche sich besser verstehen als irgend welche anderen großen Völker der Erde. Für uns Deutsche liegt etwas wahrhaft Erleichterndes in dieser Thatsache. Sind wir nicht auf allen Seiten von Nachbarn umgeben, die durch Anlage oder Cultur uns innerlich ferner stehen? Wir haben auch nie gegeizt mit dem Ausdruck unserer Freude, wenn man in England sich herabließ, uns und unsere Werke zu schätzen, und wir sind manchmal darin sehr naiv gewesen. Wir haben Zeiten der Anglomanie durchlebt, wo Fürst und Nähmädchen englisch schwärmten. Ich möchte an die Gesinnungen des deutsch-russischen Seehelden von Krusenstern erinnern: „Mit begeisterter Liebe hing er an England, dem Vaterland seiner Bildung. Jeden Engländer war er bereit, als Freund zu empfangen; Alles, was den Stempel englischen Wesens an sich trug, war ihm homogen und lieb. Sein Gefühl für dieses Land war ein so unbedingtes und von solcher Wärme, daß er stets bereit war, für jede Forderung, für jeden Anspruch Englands einzutreten; denn daß die Politik Englands immer und überall edel, großartig, gerecht und uneigennützig sei, daran hatte er nie gezweifelt. Selbst die Ansprüche Rußlands waren in seinen Augen unberechtigt, wo sie mit denen Englands in Conflict kamen, wie an der

*) Vgl. die englischen Gutachten in Nr. 13, Eduard von Hartmann in Nr. 14, und M. von Brandt, Ludwig Bamberger, Karl Jentsch in Nr. 15 der „Gegenwart".

Digitized by Google

Nordwestküste von Amerika."*) Man wird sagen: Das sind längstvergangene Zeiten, so weit zurückliegend und so vollständig abgethan wie die Ueberschätzung Byron's und Scott's. Täuscht man sich aber darin nicht? Stehen wir nicht gerade jetzt in den Nachwirkungen einer Ueberschätzung Darwin's und Spencer's? Unsere wissenschaftliche und mehr noch halbwissenschaftliche Welt — die Beiden sind so schwer zu trennen — haben diesen bedeutenden, aber englisch-einseitigen Geistern Triumphe bereitet, die sie weder in England noch in Amerika gefeiert haben. Diese Triumphe sind von Kurzsichtigen ausgegangen und waren verfrüht. Aber man vergleiche doch einmal, wie trüb daneben das Licht unseres großen Entdeckers Robert Mayer in die deutsche Welt hineinleuchtete! Die Verehrung erstreckt sich wunderbarerweise auch auf Geister zweiten und dritten Ranges, Leute wie Tyndall und Huxley, an denen die Energie der Aeußerung und die Klarheit der Darstellung besticht, sie erstreckt sich selbst auf „billige" Geister, die nur emsig sind, wie Lubbock. Sie werden bei uns von Gelehrten, die große Namen tragen, übersetzt und eingeleitet. Wie selten hält man in England deutsche Werke für werth, übersetzt zu werden! Welche Verbreitung haben englische Zeitschriften und Zeitungen bei uns? Wenn sie in ihrer Heimath längst den Credit verloren haben, den sie einst besaßen, werden ihre Aussprüche bei uns noch auf die Goldwaage gelegt. Daß Deutschland in fast jedem Zweig der Naturwissenschaft intensiv und extensiv mehr leistet als England, erkennen die Engländer selbst an; aber die englische „Nature" findet man bei uns in jedem Laboratorium und auf jedem Studiertisch. Wenn man nun erst eine Bilanz der wechselseitigen Schätzung rein literarischer Werke aufmachen könnte, würde auf Englands Seite eine gewaltige ungetilgte Summe von geistiger und gemüthlicher Theilnahme stehen, die von Deutschland gezollt, aber nicht erwidert worden ist. Man wird natürlich den Geist Carlyle's heraufbeschwören. Aber wo ist Carlyle außerhalb Englands anerkannt worden wie in Deutschland? Als er in seiner Heimath noch im Dunkel stand, strahlte ihn Goethe's Gunst und Aufmunterung erwärmend an.

Thatsächlich beschäftigt man sich jetzt in Frankreich viel eingehender mit deutscher Literatur, als man es jemals in England gethan hat. In England thun es einige Liebhaber, in Frankreich wird der Strom deutschen Geistes in jede Schule geleitet und ein Taine hat den Deutschen vielleicht noch richtiger erfaßt als ein Carlyle. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete nähert sich uns Frankreich immer mehr, unsere Sprache und unsere Methoden werden dort mit Eifer studirt wie nie vorher und der geistige Austausch führt immer zahlreichere und engere persönliche Beziehungen herbei. Beide Theile arbeiten daran mit gleicher Liebe. Es wäre ein fast idealer Völkerverkehr, wenn nicht die Franzosen noch immer zu oft sich daran erinnerten, daß sie erst durch die Folgen des Krieges von 1870/71 gezwungen worden sind, sich uns so weit zu nähern, und wenn nicht uns selbst die Erfahrung von der Unbeständigkeit des französischen Volkswillens den Glanz dieses Bildes verdunkelte. Es giebt Tausende von Deutschen, die mit Engländern durch eine Freundschaft verbunden sind, welche keine Meinungsverschiedenheit zu trennen vermag; denn das Talent zu herzlicher, aufrichtiger Freundschaft gehört zur Stammesmitgabe beider Völker. Aber durch die deutsch-französischen Freundschaften geht immer ein feiner Riß, der oberflächlichen Betrachtung kaum sichtbar, der anzeigt, daß irgend ein Imponderabil die beiden Naturen hindert, sich ganz zu verschmelzen. Wer es erkannt hat, der fürchtet immer im Stillen, daß dieses Spältchen eines Tages plötzlich zur Kluft sich erweitern könnte. Keine politische Constellation wird das zu ändern vermögen. Man lese Taine's Schmerzensschrei im November 1870*), um diesen Riß zu fühlen. Wir Deutsche müssen das eben als ein Geschick unserer Lage annehmen, daß auf der Seite, wo sich immer deutlicher die Interessengemeinschaft continentaler Mächte herausstellt, der Stammesunterschied die Völker zerklüftet; während dort, wo wir die besten Züge unseres Wesens wiederfinden, der politische und wirthschaftliche Interessengegensatz die Staaten auseinander halten will. Aber von einem passiven Hinnehmen kann in beiden Fällen keine Rede sein. So wie wir es für selbstverständlich halten, daß unsere Staatsmänner die politische Interessengemeinschaft Frankreichs und Deutschlands pflegen und nach beiden Seiten immer mehr zum Bewußtsein bringen, so betrachten wir es als eine natürliche Aufgabe denkender Engländer und Deutschen, das köstliche und so seltene Gut wechselseitigen Vollverstehens zweier Völker sich nicht durch die Uebertreibung der politischen oder wirthschaftlichen Gegensätze verdunkeln und verkümmern zu lassen.

Soweit meine Beobachtungen reichen, erwachsen allerdings auf beiden Seiten ziemlich verschiedene Aufgaben. In Deutschland war man seit Jahrhunderten bestrebt, von England zu lernen. Natürlich. Hat doch dieses Volk mit seiner ungebrochenen Entwickelung eine viel frühere Reife fast aller Eigenschaften, die die Natur in germanische Menschen gelegt hat und die in diesem Falle noch durch ein keltisch-romanisches Ferment belebt sind. Vieles, was die Engländer in vorauseilender Entwickelung geerntet haben, säen wir mühsam erst an. Wir können noch Manches von England lernen und bringen dazu die alte Lernbegier mit. Thun wir aber nicht zuviel darin. Die Reue über zuviel Verehrung, die wir dem hochstehenden Vetter erwiesen, hat ohnehin ihren Theil an der Bitterkeit, mit der heute mancher gute Deutsche von England spricht. Für uns, die wir mit fremden Einflüssen gesättigt sind, ist es heute viel nöthiger, das zu entwickeln, was uns eigen ist und unsere Stärke bildet. Unsere politische Selbstständigkeit verlangt geradezu den Rückhalt eines größeren Maaßes von Selbstständigkeit im Volkscharakter; und zugleich bemißt sich auch die Schätzung, die uns andere Völker angedeihen lassen, nur nach der Stärke, die wir aus uns selbst schöpfen.

Den Engländern habe ich hier keinen Rath zu geben, sondern nur eine Beobachtung mitzutheilen. Ich stelle einfach die dem Geographen und Ethnographen vertraute Thatsache fest, daß die mit Unterschätzung gemischte Unkenntniß fremder Länder und Völker schon oft in den Beziehungen Englands zum Ausland die Ursache von Fehlgriffen und Mißerfolgen gewesen ist. Außerdem stehen heute selbst dem Inselvolk die nahen und fernen Nachbarn ungleich viel näher als damals, wo die Engländer jenen „Charakter für sich" ausbildeten, den Kant vor Allen an den Engländern rühmt. Das Inselvolk ist darauf angewiesen, nun auch etwas Charakter für andere zu entwickeln. **Friedrich Ratzel.**

Auf Ihre Anfrage kann ich nur erwidern, daß in den wissenschaftlichen Kreisen, über welche allein ich mich zu äußern in der Lage bin, von einer Entfremdung zwischen Engländern und Deutschen überall nichts wahrzunehmen ist. Die verschiedenen Forschungsweisen und Arbeitkreise kommen wohl zur Geltung und werden empfunden, aber Uebelwollen und Neid hängt sich daran, so viel ich abzusehen vermag, weder hier noch dort. Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß, wenn wenigstens bei uns die nationale Höflichkeit bei wissenschaftlichen Discussionen nicht selten zu wünschen übrig läßt, die internationale gegenseitig geübt wird, und auch die Gelehrten verschiedener Meinung als Gentlemen mit einander verkehren. **Theodor Mommsen.**

Von Ihrer freundlichen Erlaubniß Gebrauch machend, wende ich mich, ohne auf die vorhergehenden englischen Ur-

*) Jugenderinnerungen von Theodor von Bernhardi, 1893. Seite 159.

*) Essais de Critique et d'Histoire (3me Ed. 1874). L'opinion en Allemagne et les conditions de paix.

Digitized by Google

theile einzugehen, zu dem Urtheile des Herrn von Hartmann. Nehmen wir gleich die Anfänge, gleichsam die Principien: „Deutschland will nicht länger Englands Geschäfte auf dem Festlande besorgen, wie es im Spanischen Erbfolgekriege, im Siebenjährigen Kriege und in den Napoleonischen Kriegen gethan hat, denn es ist jedes Mal von England im Stiche gelassen worden."

Das sind drei falsche Urtheile, denn es läßt sich bei allen drei Ereignissen zeigen, daß zwischen Deutschland und England eine ganz enge Gegenseitigkeit der vitalsten Interessen bestanden hat, so daß von einer Besorgung der englischen Interessen durch Deutschland ohne gleichwerthige Gegenleistung Englands gar nicht geredet werden darf.

1. Im Spanischen Erbfolgekriege. Dieser hat den allgemeinen Zweck gehabt, die große jesuitische, spanisch-habsburgische Weltmonarchie, diese beständige Gefahr für das liberal-protestantische Westeuropa, zu brechen; er hat den allgemeinen Erfolg gehabt, eine neue katholische Uebermacht sowohl Ludwig's XIV. als auch der Habsburger in Wien zu vereiteln. An diesem Erfolge haben die liberalen Engländer, die Wighs, durch den Herzog von Marlborough einen großen und selbstständigen Antheil. Den Frieden von Utrecht selbst, den alle Gegner Ludwig's, auch Preußen, außer dem Kaiser und dem ihm ergebenen Theile des Reiches billigten, haben die conservativen, bis dahin auch stuartischen Torys eingeleitet und geschlossen, nicht die liberalen und protestantischen Whigs, die den Krieg geplant und geführt hatten. Diese Unterscheidung muß man sehr beachten, wenn man culturlich richtig urtheilen will. Und Straßburg? Ja, Straßburg kommt in erster Linie auf Rechnung der städtehassenden Fürsten, auch des großen Kurfürsten, und dann der Fürsten, die beim Frieden von Utrecht den Kaiser im Stich ließen. Hat nicht Friedrich I. von Preußen sich schnell mit Frankreich verstanden, weil dieses seine Königswürde anerkannte? Und endlich — rechnet Herr v. Hartmann für nichts, daß durch den Spanischen Erbfolgekrieg einerseits dem falschen Fürstenideal, dem Ludwig XIV., die Habsburger und die Stuarts anhingen, die Grundlage durch Besiegung ihrer Träger entzogen worden, andererseits das echte Ideal, das Wilhelm III. von England vertrat, zur Anerkennung gekommen ist? Für England ist dies allgemein bekannt, für Deutschland liegt dies in der Wahlcapitulation Karl's VI., in welcher das Hoheitsrecht des Kaisers, die Acht über einen Reichsfürsten auszusprechen, durch „constitutionelle" oder „verfassungsmäßige" Garantien so beschränkt worden ist, daß es einfach unbrauchbar wurde. Das ist Friedrich II. in den schlesischen Kriegen zu Gute gekommen, wie er selbst gesagt hat. Diese Reichsverfassung war für ihn eine achtungswerthe Bundesgenossin. Das darf man nicht vergessen!

Auch hier sind es die conservativen Torys gewesen, die den Bund mit Friedrich gelöst haben, nicht die liberalen Whigs, die ihn mit Geld und Truppen (Ferdinand von Braunschweig an der Weser) so sehr unterstützt haben, daß man behaupten kann, daß ohne die Hülfe der Whigs Friedrich den Krieg nach 1758 mit Erfolg nicht hätte weiterführen können. Daß England 1758 festhielt trotz der Verhandlungen Frankreichs, das ist der Hauptfactor des ganzen Krieges, denn er beherrscht die Jahre 1758, 1759, 1760 und 1761. Gegen diesen Factor verschwindet alles Andere!

Freilich — Pitt hat gesagt, daß die Colonien in Deutschland erobert werden müßten! Aber sind sie darum in Deutschland erobert worden? und durch Friedrich? Franzosen sagen bei Quebec. Das richtige Urtheil in dieser Sache gewinnt der, welcher alle drei schlesischen Kriege und den Seekrieg um die Colonien im Zusammenhange überschaut, nicht bloß eine Thatsache einzeln herausnimmt. Dies Urtheil dürfte lauten: Die Erwerbung und Behauptung Schlesiens und die Erwerbung Indiens und Nordamerikas sind correlate Erfolge des gemeinsamen Kampfes des protestantischen und constitutionellen Englands und des protestantischen und constitutionellen Kur- und Reichsfürsten Friedrich II. von Brandenburg. Ob da das Urtheil, daß Deutschland Englands Geschäfte besorgt habe, noch gehalten werden kann? Ich zweifle daran.

3. Die Napoleonischen Kriege. Auch in diesen ist es nicht wahr, daß Deutschland Englands Geschäfte besorgt habe, dann aber von ihm im Stich gelassen worden sei. Zum Beweise braucht man nur die Vorgänge zu Wien am 6. November 1814 anzuführen. Diese Vorgänge bilden einen der grausamsten Wendepunkte des Völkerlebens, denn in ihnen hat Rußland den Löwenantheil der Kriege erobert. Häußer sagt einfach, daß Preußen aus seiner natürlichen Stellung getreten sei, indem es am 6. November sich von England abwandte (— es im Stich ließ), dagegen sich an Rußland anschloß und seine Geschäfte besorgte. Was hat da Leipzig zu bedeuten gegen Warschau mit dem Weichselgebiet? Nur Kleinkram!

Weiter auf die Gutachten einzugehen, erlaubt mir der Raum nicht; nur das eine möchte ich sagen, daß nur möglichste Unparteilichkeit und Wahrheit den Interessen unseres Vaterlandes dient. Man darf eben die Politik nicht auffassen als ein (man verzeihe das Gleichniß!) Scatspiel, in welchem jeder Spieler nach einem Vortheilchen hascht, anstatt menschlichen Interessen in der Cultur zu dienen.

Prof. Dr. Ritter.

Die preußische Regierung und die Ostmarken.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Die unsererseits in der Neujahrsnummer dieses Jahrganges gegebene Anregung hat in maßgebenden Kreisen bereits beachtenswerthe Erfolge erzielt. Die gegenwärtige Lage in Oesterreich hat die Staatsregierung wohl zu der Erkenntniß gebracht, daß ernstere Schritte nothwendig werden, um den Gefahren vorzubeugen, welche aus den particularistischen Bestrebungen des fremdsprachlichen Theiles der Bevölkerung auf Selbstständigkeit und Anerkennung eigener Nationalität zu besorgen sind und daß hierzu jedenfalls mehr gehört, als den Ansiedelungsfond zu erhöhen. Hierfür spricht der Erlaß der Minister der Justiz und des Innern vom 11. März, wonach die nicht selten versuchte rechtswidrige Polonisirung deutscher Namen zu hindern den Standesbeamten zur Pflicht gemacht wird, — sowie namentlich der Erlaß des Staats-Ministeriums vom 12. April. Derselbe anerkennt den Ernst der Lage, sowie die besonderen und schwierigen Aufgaben der Staatsregierung in den Provinzen gemischtsprachlicher Bevölkerung und nationaler Gegensätze, um das deutsche National- und preußische Staatsbewußtsein in der Bevölkerung zu stärken und lebendig zu erhalten und folgert aus derselben eine besondere Verpflichtung der innerhalb dieser angestellten Beamten des Staates und der Gemeinden, einschließlich der Lehrer, auf werkthätige Unterstützung hierin in ihrem amtlichen und außeramtlichen Verhalten. Es soll ihnen darnach obliegen, durch ihr Vorbild den vaterländischen Geist zu kräftigen und die darauf gerichteten Bestrebungen der deutschen Bevölkerung zu unterstützen. Wo die Gelegenheit geboten ist, soll unter Vermeidung kühler Abschließung eine rege, auch außerdienstliche Mitwirkung bei allen berechtigten Anstrengungen zur Hebung der Wohlfahrt des Volkes, deutscher Bildung und deutscher Cultur stattfinden. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles erachtet das Staats-Ministerium die Begründung von wirthschaftlichen Genossenschaften, die Bereitstellung deutscher, der Bevölkerung zugänglicher Bildungsmittel, die Gründung und Erhaltung patriotischer Vereine, die Schaffung geselliger Vereinigungspunkte, die Unterstützung der in ihrer Existenz und deutschen Nationalität gefährdeten Bevölkerungsclassen und Einzelner, die Förderung von Heilanstalten und Stationen von Krankenpflegerinnen, die Fürsorge für Kleinkinderschulen und anderen

Digitized by Google

Erziehungs- und Bildungsanstalten. Es spricht seine Ueberzeugung aus, daß dabei jedes aggressive Vorgehen gegen die fremdsprachliche Bevölkerung zu vermeiden und den willigen Elementen derselben die Theilnahme überall offen zu halten sei, jedoch neben der entschiedenen Abwehr deutschfeindlicher Bestrebungen ein versöhnlicher Geist gerichtet auf die allmälige Abschleifung der bestehenden Gegensätze, das Thun und Lassen der Beamten und Lehrer leiten müsse.

Zunächst scheint die Staatsregierung die Gründung von wirthschaftlichen Genossenschaften in der Provinz Posen ernstlich in das Auge gefaßt zu haben. Denn im Auftrage des Handelsministers bereiste der Genossenschaftsinstructor Baist dieselbe und soll auf seine Anregung bereits die Gründung von handwerklichen Wirthschaftsgenossenschaften und Rohstoffgenossenschaften in Rawitsch, Lissa, Fraustadt, Meseritz, Schneidemühl, Kolmar und Czarnikau zurückführbar sein. Voraussichtlich wird in gleicher Weise, wie in dem Regierungsbezirk Oppeln, welcher eine sprachlich gemischte Bevölkerung besitzt, eine staatliche Beihülfe zu den ersten Einrichtungskosten der in's Leben zu rufenden Handwerker-Darlehnskassen gewährt werden, um hierdurch dieselben schmackhafter zu machen und auch in Folge des Zusammenschlusses der einzelnen Genossenschaften zu einer Provinzialgenossenschaft denselben der Credit der preußischen Central-Genossenschaftscasse zugänglich gemacht werden. Allein bislang ist der Erfolg ein nur problematischer. Denn die Städte, welche den Sitz der Genossenschaft bilden, liegen in überwiegend deutschem Sprachgebiete der Provinz Posen, so daß der polnisch sprechende Theil der Bevölkerung zur Zeit hierfür noch nicht gewonnen ist. Dies mag seinen Grund vielleicht darin haben, weil der Wander-Instructor die polnische Sprache nicht insoweit beherrscht, um sich den Polen verständlich zu machen. Man wird mithin mit etwas veränderter Taktik vorzugehen haben, soll nicht die der Absicht entgegengesetzte Wirkung erreicht werden. Und hierzu liegen bereits unzweideutige Anzeichen vor. Denn Seitens der polnischen Banken werden ebenfalls Mittel zur Verfügung gestellt, um den polnischen Handwerkern gleichfalls einen billigen Credit zu gewähren und den Bezug von Rohstoffen zu verschaffen. In welchem Geiste und zu welchem Zweck dies geschieht, dafür spricht beredt die Thatsache, daß das Schöffengericht in Posen den Uhrmacher Bialas wegen Ausstellung von Uhren, Broschen und Urketten mit polnischem Adler und der Devise „Gott erlöse Polen" zur strafgerichtlichen Verantwortung ziehen konnte. Gleich wie den Ansiedelungsbestrebungen dadurch entgegengewirkt, daß innerhalb des Ansiedelungsgebietes ein bisher in deutschem Besitze gestandenes größeres Gut in kleinere bäuerliche Anwesen an gutpolnische Ansiedler zerlegt wird, so werden den deutschen Handwerker-Darlehnscassen polnische gegenüber gestellt werden. Und daß Letztere erfolgreicher in polnisch-nationalem Sinne wirken, dafür sorgt bei ihnen der Einfluß der Geistlichkeit einerseits, andererseits aber der leider nicht wegzuleugnende Umstand, daß mit viel zu großer Nachsicht den Polonisirungsbestrebungen gegenüber verfahren zu werden pflegt.

Der kürzlich zu Pelplin verstorbene Bischof Redener von Culm hatte Anlaß gefunden, gelegentlich seiner Anwesenheit in einer mit polnischen Elementen stark durchsetzten Kreisstadt anläßlich der Firmungsfeier seinen Empfindungen dahin Ausdruck geben zu müssen: „Diese polnischen Hetzer machen mir mein Amt und mein Leben sehr sauer." Er hat inzwischen den ewigen Frieden gefunden. Aber gerade in Folge seines Dahinscheidens fällt der Staatsregierung die Aufgabe zu, umsichtiger und vorsichtiger bei Bestallung seines Nachfolgers zu Wege zu gehen, als dies nach dem Ableben des deutschgesinnten Erzbischofs Dinter durch Erheben des Dr. von Stablewski auf den Erzbischofssitz von Gnesen und Posen leider der Fall war. Denn sollte auch hier in gleichem Sinne verfahren werden und dem polnisch gesinnten Theile des Klerus es gelingen, dem Probste von Wollszlegier den Hirtenstab des Bischofes von Pelplin zu verschaffen, dann wäre die Fackel des Haders und Streites in Westpreußen in gleicher Weise entzündet wie in der Provinz Posen.

Der „Dziennik Kujawski" führt Klage darüber, daß zahlreiche Eisenbahn- und Postbeamte aus dem Regierungsbezirke Bromberg nach Rheinland, Westphalen und Hannover versetzt worden seien. Die Richtigkeit dieser Thatsache vorausgesetzt, so würde daraus allerdings gefolgert werden können, daß die Staatsregierung sich von der Richtigkeit unserer Ausführungen überzeugt hat, zunächst der polnischen Agitation ihrer Beamten durch deren Herausziehen aus der Provinz entgegenzutreten. Allein auch das Mittel ist gefährlich, dieselben in Gegenden mit überwiegend katholischer Bevölkerung zu versetzen, so lange die katholische Presse wie die Germania sich noch der Erkenntniß verschließt, daß ihre deutsch-nationale Aufgabe darin zu finden sei, der Irrlehre entgegenzutreten, daß die polnische Gesinnung mit dem katholischen Glaubensbekenntnisse zu identificiren sei. Denn diese Polen werden bestrebt sein, den polnischen Geist in die deutschen Glaubensgenossen ihres neuen Wirkungskreises hineinzutragen und mit deren Hülfe bald erreichen, daß ihnen auf reindeutschem Boden polnisch gepredigt und ihren Kindern in polnischer Sprache der Religionsunterricht ertheilt werden muß. Auf diese Weise entstehen polnische Enclaven innerhalb deutschen Bodens, von welchen ausgehend der polnische Geist der Zwietracht erstarkt wird. Und werden die dafür ausgewechselten Beamten den deutschen Geist in der Provinz Posen zu heben geeignet sein? Dies ist zu bezweifeln, wenn nicht Vorsorge getroffen wird, daß die Neuheranziehenden für die polnische Propaganda gewonnen, d. h. verpolonisirt werden können; eine Gefahr, die bei gutgläubigen Katholiken recht nahe liegt.

Das Vertrauen, mit welchem die Staatsregierung sich an die patriotische Gesinnung und den deutsch-nationalen Geist ihrer Beamten wendet, und von welchem aus sie eine werkthätige Unterstützung in ihren culturellen Bestrebungen erhofft, ist zwar sehr schätzenswerth. Allein zum Erreichen der gesteckten Ziele reicht dies nicht aus. Wer die Provinz Posen bereisen will, um deutsch-nationale Ziele zu fördern, der muß mit den Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten der gemischtnationalen Bevölkerung auch vertraut sein. Und wenngleich eine genaue Bekanntschaft dessen bei dem Staatssecretär des Innern wegen seines langen Wirkens in der Provinz vom Landrath bis zum Landeshauptmann vorausgesetzt werden darf, so gilt dies doch nicht in gleichem Grade von den sonstigen Mitgliedern des Staatsministeriums und deren Hülfskräften. Sie sind nicht gefeit gegen die bestrickende Liebenswürdigkeit und gegen die bewundernswerthe Höflichkeit des polnischen Adels und des polnischen Klerus; sie verkennen aber auch den Umfang der Mehrarbeit, welchen in Folge der Doppelsprache die Beamten der Provinz Posen gegenüber diesen in den reinsprachlichen Landesgebieten zu bewältigen haben, indem sie auf deren Neigung rechnen, patriotische Vereine zu begründen und zu erhalten, gesellige Vereinigungspunkte zu schaffen, deutsche, der Bevölkerung zugängliche Bildungsmittel bereit zu stellen. Denn es wird meist den Beamten die Muße hierzu, vielfach aber auch das Geld fehlen, weil erfahrungsgemäß nur die minderbemittelten Anwärter sich zu einer Anstellung in der gemischtbevölkerten Provinz entschließen, so lange sie nicht darauf-rechnen können, daß ihre Verdienste auf dem Gebiete der Förderung nationaler, patriotischer Gesinnung auch äußere Anerkennung und Berücksichtigung bei Beförderungen finden. Und deshalb wird das Augenmerk der Staatsregierung auch darauf gelenkt werden sollen, bei der gerade jetzt bevorstehenden Durchführung des Handwerks-Organisationsgesetzes vom 26. Juli v. J. durch bewährte Kräfte als Wanderlehrer dahin zu wirken, daß die umzuwandelnden Innungen und die aus ihnen hervorgehenden Handwerkskammern von dem deutsch-nationalen Geiste beseelt und getragen werden.

Digitized by Google

Die österreichisch-ungarische Armee und die Nationalitäten.

Von einem Stabsofficier.

In deutschen Militärkreisen hegte man schon längst die Befürchtung, daß der wildtobende Nationalitätenstreit in Oesterreich-Ungarn auch die k. k. Armee afficirt habe. Leider erhält dieser geheime Zweifel an der Tüchtigkeit der politischen Heeresverfassung neue Nahrung durch eine Flugschrift: „Kann sich die österreichisch-ungarische Armee den Einflüssen der Nationalitätenkämpfe entziehen?“ (München, J. F. Lehmann). Der Verfasser verbirgt sich hinter ein Pseudonym. „Karl Schwarzenberg“ soll, nach unseren Erkundigungen, lange Jahre der österreichischen Armee in hervorragender Stellung angehört haben, aber seine dermalige diplomatische Stellung zwingt ihn vorläufig zur Verschweigung seines Namens. Indessen macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube und tritt weniger als vorsichtiger Diplomat, denn als energischer Haudegen mit soldatischer Offenheit auf. Auf alle Fälle zeigt er sich innig vertraut mit den österreichisch-ungarischen Militärverhältnissen, wenn auch da und dort vielleicht ein gewisser Hang zur Uebertreibung auffällt. Er ist ohne Zweifel der Meinung, daß Angesichts der drohenden Gefahr für die Kriegstüchtigkeit der Armee und die Bündnißfähigkeit der Monarchie nach Gentzens Recept frapper fort besser ist als frapper juste. Gleichwohl sind Sachkenner der Meinung, daß die Wiener und Pester Officiösen schwere Arbeit haben werden, um Schwarzenberg factischer Irrthümer zu überführen und so die durch seine Enthüllungen erreichte Beunruhigung der militärischen Kreise Deutschlands wieder zu beschwichtigen oder — einzuschläfern. Und was ist denn der Kern von Schwarzenberg's Allarm?

Das österreichische Heer hat bekanntlich eine Armee-Sprache, aber neben dieser deutschen Commandosprache besitzen die Regimenter besondere Regimentssprachen. Während man also in allen Regimentern des gemeinsamen Heeres deutsch commandirt, wird beim Unterricht, Felddienst und Schießen oder in außerdienstlicher Beziehung in der Regimentssprache gesprochen. Die Regimenter recrutiren sich stets aus bestimmten Aushebungsbezirken. So kommt es, daß z. B. in einem Regiment das deutsche, im anderen das slavische Element in überwiegender Mehrzahl vorhanden ist, außerdem sich vielleicht noch Leute mit italienischer und kroatischer Muttersprache in geringerer Anzahl vorfinden. Je nach der Regimentssprache spricht man von einem deutschen, tschechischen, galizischen, ungarischen, kroatischen Regiment u. s. w. Diese Sprachunterschiede bringen natürlich mancherlei Schwierigkeiten mit sich. So kann es vorkommen, daß bei Uebungen mit gemischten Waffen die Cavalleristen sich nicht ohne weiteres mit den Infanteristen verständigen können, nicht jeder Mann zum Melde- und Ordonnanzdienst außerhalb des Truppentheils zu verwenden ist.

Wie sehr durch solche Zustände, besonders während der großen Herbstübungen, die ganze Befehlsertheilung in geradezu hemmender Weise erschwert wird, zeigt sich in jedem Jahre schärfer und unheilvoller. Schon aus dem Kaisermanöver im Jahre 1885 in Böhmen erzählt Schwarzenberg von solcher Sprachverwirrniß. An den Commandeur einer Batterie sei eine böhmische Cavalleriepatrouille herangesprengt und hätte auf tschechisch eine Meldung gemacht, worauf der Commandeur auf deutsch eine Frage gestellt hätte. Die Antwort lautete: „Nerozumim“ (ich verstehe nicht). Darauf kamen polnische Ulanen mit einer Meldung, die im fließendsten Polnisch angebracht wurde. Auf die Frage des Commandeurs, ob sie nicht deutsch verstünde, erwiderte die Patrouille: „Neznám“ (ich verstehe nicht). Als schließlich auch noch ungarische Husaren die anscheinend besonders wichtige gleiche Meldung brachten, diesmal in magyarischer Sprache, erscholl auf deutsche Fragen wieder die Antwort: „Nemtudom“ (ich verstehe nicht). Also die reine babylonische Verwirrung, die übrigens auch den letzten Herbstübungen bei Totis eine bedenkliche Schlußwendung gab und zwar unter den Augen Kaiser Wilhelms II. Der Meldedienst versagte hier aus Mangel an Kenntniß der deutschen Sprache bis zu den Stabsofficieren hinauf. Besonders wurden bei den Honveds die deutsch gegebenen Weisungen thatsächlich nicht verstanden. Diese betrübende Thatsache ist damals an leitender deutscher Stelle wohl bemerkt und in Officierkreisen vielfach besprochen worden!

Nur die österreichisch-ungarische Heeresleitung scheint das Uebel nicht zu erkennen und fährt auf den Bahnen der Entdeutschung starrsinnig weiter. Um den deutschen Charakter der deutschen Regimenter zu stören, steckt man vielfach einen ziemlich großen Procentsatz Polen oder Slaven in die Truppentheile. So z. B. hat das rein deutsche Infanterie-Regiment Nr. 73 (Egeraner) derzeit in Prag, seit neuerer Zeit starke polnische Zutheilungen. Durch solche Bestimmungen wird der Parteihader geradezu heraufbeschworen, es sind bei dem geringen Bildungsgrade der Leute Streitigkeiten unvermeidlich und Handgreiflichkeiten keine Seltenheit mehr. Wie bedauerlich aber bereits diese Zustände bei ernsten Anlässen wirken, beweisen, nach Schwarzenberg, die jüngsten Ausschreitungen in Prag. Es ist hier nicht nur innerhalb der Kasernen zu blutigen Zusammenstößen gekommen, sondern einige zum Einschreiten gegen das tschechische Volk bestimmte Abtheilungen versagten vollständig. Ein Oberlieutenant eines tschechischen Regiments sollte in Zizkow, wo aus der Menge und aus den Häusern Steine, Eisenstücke, Möbeltheile u. s. w. auf das Militär geschleudert wurden, mit Waffengewalt Ordnung schaffen. Nachdem er wiederholt gedroht hatte, zu schießen — aber ohne Erfolg, commandirte er Feuer; darauf fielen — zwei Schüsse. Als er zum zweiten Male Feuer commandirte, schoß die gesammte Mannschaft in die Luft. „Wie oft konnte man in den kritischen Tagen beobachten, wie die die Straßen absperrenden tschechischen Soldaten unter den Augen ihrer tschechischen Officiere mit dem Pöbel sich geradezu verbrüderten. “Nazdar vojácy“*) tönte es aus der Menge und „Nazdar páuové“*) lautete die Antwort der Soldaten.... Der beste Beweis, daß die Regierung die Ansicht über die Unzuverlässigkeit der Truppen theilt, ist der, daß sonst zur Unterdrückung der Unruhen auch heute stets andersprachige Regimenter verwandt werden. So mußten in Graz, wo es deßhalb auch in diesen Tagen zu schweren Krawallen kam, das dort liegende allgemein verhaßte bosnische Infanterie-Regiment einschreiten. Aufsehen hat es erregt, daß über die geschilderten Vorgänge, vor Allem auch über die Ermordung deutscher Unterofficiere durch tschechische Landwehr, über die standrechtliche Erschießung mehrerer Soldaten — Thatsachen, welche trotz strenger Geheimhaltung ziemlich allgemein bekannt waren, über die aber Niemand zu sprechen wagte — der Abg. Wolf im Prager Landtage öffentliche Aufklärung forderte.

Insbesondere der von Schwarzenberg erwähnte Todschlag ist ein beklagenswerther Beweis, wie der nationale Haß auch in der Armee genährt und bis zur Verübung schändlicher Verbrechen gesteigert wird. Ein Corporal des 73. Regiments hatte am Abend vorher als Patrouillenführer seiner Pflicht gemäß einige tschechische Landwehrsoldaten, welche über Urlaub geblieben waren, aus einem Gasthause in Prag entfernt. Als derselbe mit einem anderen Unterofficier am Tage darauf in ein Gasthaus kam, in welchem sich zufällig dieselben Landwehrleute befanden, fingen letztere mit den Unterofficieren sofort Streit an und im Verlauf desselben erhielt der eine Corporal einen Bajonettstich in den Unterleib, an dessen Folgen er bald darauf starb. Der Corporal, welcher die Patrouille geführt hatte, kam mit einem Bajonettstich in das Gesicht davon. Also die reine Militär-Anarchie!

*) nazdar = tschechischer Hetzgruß, vojáci = Soldaten, páuové = Herren.

Digitized by Google

Der reichsdeutsche Bundesgenosse tröstete sich bisher gerne damit, daß ja die Deutschen den dritten Theil des Heeres ausmachen, daß sie auch den Ungarn und Tschechen an Zahl überlegen — beiden zusammen aber unterlegen!! — und der kriegstüchtigste Theil des Heeres sind. Der Nationalitätengegensatz hat aber dahin geführt, daß die Regimentssprache immer mehr gepflegt und bei Unterricht, Felddienst, Schießen und im Umgang die Armeesprache vielfach ganz verdrängt hat. In den letzten Jahren sind allerdings wiederholt Erlasse zum Schutze der deutsch geschriebenen Dienstvorschriften ergangen, um der heute leicht verständlichen Sucht, den Wortlaut der Commandos in die Regimentssprachen zu übersetzen, Halt zu gebieten. Alles umsonst! Die Pflege der Regimentssprachen macht sich immer mehr und mehr geltend, und mit ihr treten die nationalen Gegensätze auf Kosten der übereinstimmenden Gesinnung überall schärfer hervor. Die Sprachkenntnisse mancher Officiere, welche unabhängig von ihrer Nationalität überall hin versetzt werden können, halfen bisher oft die sprachlichen Schwierigkeiten unter den Leuten überwinden. Die Versetzung aus deutschen Regimentern in nichtdeutsche und umgekehrt sollte jeden Gegensatz in dem Officiercorps beseitigen. Gab dieser jedenfalls anerkennenswerthe Grundsatz manchmal Anlaß zu Reibereien zu einem Zeitpunkte, da alle Nationalitäten noch gleiche Duldung erfuhren, so kann man sich denken, wie auch hier heute die Verhältnisse liegen. Bei den aus den Cadettenanstalten und Akademien hervorgegangenen Officieren ohne ausgesprochene Nationalität, welchen vom frühesten Jugendalter an die Idee des Einheitsstaates eingeimpft wird, kann man von parteiischen Sondergesinnungen nicht sprechen. Anders ist dies bei den Officieren nichtdeutscher Nationalität, welche sich am liebsten in ihrer Muttersprache unterhalten, die deutsche Sprache nur widerwillig anwenden. Zu diesen tritt nun auch noch der Officier des Beurlaubtenstandes, welcher, mitten im bürgerlichen Beruf stehend, die Wünsche seines Heimathlandes höher einschätzt als den Gedanken an Groß-Oesterreich. Und welcher Einfluß fällt diesen Männern im Feldzuge zu! Die Heeresleitung verfügt schon seit einigen Jahren, daß die Stabsofficiere und Truppen-Commandanten nicht der Nationalität der unterstehenden Truppe angehören dürfen. Man braucht nur den „Militär-Schematismus" zur Hand zu nehmen, nach den Namen zu beurtheilen, und man wird das Gesagte bestätigt finden. Seit neuerer Zeit werden auch die aus den Militärbildungsanstalten in die Armee eingereihten Berufsofficiere und Cadetten nur jenen Truppenkörpern zugewiesen, deren Nationalität sie nicht angehören. Aehnlich wird auch bei Ernennung zu Reserveofficieren vorgegangen. Es folgert hieraus, daß die Heeresleitung ganz gut erkannte, welche Gefahr für die Armee vorhanden, wenn Commandant, Officiere und Mannschaften der gleichen Nationalität angehören würden, aber viel zu spät!

Noch schlimmer steht es in Ungarn um die noch immer gemeinsame Armee, denn dort wird die Entdeutschung von oben mit Hochdruck getrieben. In der ungarischen Landwehr, nach dem 1849er Muster Honved genannt, werden alle nicht im gemeinsamen Heere zur Einstellung gelangenden Recruten „abgerichtet"; außerdem treten zu ihr nach zehnjähriger Dienstzeit die ungarischen Mannschaften des Heeres über; diese erhalten also dann statt der deutschen plötzlich die magyarische oder kroatische Dienstsprache. Die ungarische Landwehr nimmt eine Sonderstellung innerhalb des Heeres ein und führt Fahnen und Abzeichen mit ungarischen Farben; sie hat ihre eigenen Militärvorbereitungsanstalten. In die Landwehr treten die magyarischen Officiere mit Vorliebe ein, während ihre Zahl im Heere eine verhältnißmäßig geringe ist. Insbesondere die besseren Kreise verschließen sich aus naheliegenden Gründen der Officier- und Beamtenlaufbahn sehr. Erfährt man, daß die Verwendung der Honved-Armee nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Landesvertretung erfolgen kann, so ist es leicht denkbar, wie sehr in Cisleithanien die Vertreter der einheitlichen dynastischen Armee dieser gefährlichen Theilung widerstrebten. Für die Magyaren aber bedeutet jedes Zugeständniß die Nothwendigkeit einer weiteren Forderung, und es ist nur als eine Frage der Zeit zu bezeichnen, daß auch aus den übrigen ungarischen Regimentern die deutsche Sprache verbannt wird.

Die österreichische Heeresleitung bemüht sich allerdings, die durch die Schulgesetze theilweise verdrängte deutsche Sprache in einer großen Zahl militärischer Erziehungsanstalten lehren zu lassen. Aber daß solche Einrichtungen bei den heutigen Masseneinstellungen das Bedürfniß nie ganz befriedigen können, ein großer Theil auf die allgemeinen Schulen angewiesen bleibt, ist selbstverständlich. Wenn aber in den Volks- und Mittelschulen Böhmens, Galiziens, Ungarns u. s. w. die deutsche Sprache kaum noch gelehrt wird, wo soll die Kenntniß der Armeesprache herkommen? Noch schlimmer aber liegt die Sache bei den Vorgesetzten. Die Unterofficiersfrage war in Oesterreich-Ungarn von jeher eine brennende; es hat stets an altgedienten Unterofficieren gefehlt. In der preußisch-deutschen Armee ist jeder Unterofficier eine Stütze des Officiers in der Ausübung des kleinen Dienstes, in Oesterreich muß der Unterofficier zu einer solchen erst mühsam herangebildet werden. Deutschschreibende Corporale und Feldwebel sind große Seltenheiten geworden, um die sich die Compagnie-Commandanten „reißen". In solchen Regimentern, welche über einen gewissen Prozentsatz deutsch sprechender Mannschaft verfügen, ist es nicht immer leicht, darin Leute herauszufinden, die sich zu Vorgesetzten eignen. Außerdem sollen derartige Truppentheile noch an andere Regimenter Ordonnanzen und Schreiber ꝛc. abgeben. Welche Arbeit würde den Officieren erspart, wenn sie über mehr deutsch sprechende und schreibende Chargen verfügen könnten! Einsichtsvolle Commandanten dringen ja darauf, daß ihre Unterofficiere deutsch lernen, wenigstens soviel, um deutsche Befehle zu verstehen und deutsche Meldungen machen zu können, die eigene Regierung arbeitet ihnen aber geradezu entgegen. Nicht genug können die Worte des Landesvertheidigungsministers vom Jahre 1895 beherzigt werden: „Was wird aus der Armee werden, wenn die Dienstsprache nicht einmal mehr von den höheren Unterofficieren soweit verstanden wird, um gegebene Befehle auszuführen? Das würde dann ein ganz unmöglicher, babylonischer Thurm. Dem muß Rechnung getragen werden. Die Dienstsprache muß gelernt werden, denn sonst wird die gemeinsame Armee zur Unmöglichkeit!" Ist es den Kindern der Unterofficiere aber heute oft nicht mehr möglich, in ihren Garnisonorten deutsche Volksschulen zu besuchen, dann können die Eltern ihnen nicht die Erziehung geben, die sie zur Wahl desselben Berufes befähigen soll.

Noch gehört der Offiziersersatz überwiegend dem deutschen Elemente an. Von jeher hat es in der Armee von Geschlecht zu Geschlecht als eine vornehme Ueberlieferung gegolten, die Söhne alter Officiers-Familien immer wieder diesem Stande zuzuführen. Solch anerkennenswerthe Grundsätze werden aber durch die Schulverhältnisse in Oesterreich geradezu erschwert. In einer großen Anzahl von Garnisonen kämpfen die Officiere bezüglich der Erziehung der Söhne mit den ernstesten Schwierigkeiten. Bleiben die letzteren im Elternhause, wie dies ja für die Charakterbildung durchaus zu wünschen wäre, so muß es bei dem häufigen Garnisonwechsel vorkommen, daß der vielleicht in italienischer Sprache begonnene Unterricht tschechisch oder ruthenisch fortgesetzt wird. Die rechtzeitige Aufnahme des Sohnes in eine militärische Erziehungsanstalt wird daher stets als ein großes Glück angesehen, ist es doch oft dort allein nur möglich, die Armeesprache zu erlernen. Alle Officiere können ihre Kinder aber in die Anstalten nicht schicken, alljährlich wird eine große Zahl von Aufnahmegesuchen abgelehnt. Daher müßte die Errichtung von Schulen mit deutscher Unterrichtssprache diesem bedauerlichen Uebelstande abhelfen. Was sehen wir aber statt dessen?

Digitized by Google

Ueberall Verminderung der deutschen Schulen und immer weiteres Abweichen von den Bahnen Maria Theresia's, auf welche Schwarzenberg immer wieder zurück verweist.

Wird es mit dieser Forderung bei den antideutschen Tendenzen aller österreichischen Regierungen nicht zu spät sein? Sicher ist für uns deutsche Dreibundesgenossen nur das Eine: bloß eine einheitliche und deutsch geleitete und beseelte österreichische Armee hat für uns Bündnißwerth. Wir wissen aus der Geschichte, daß nur der deutsche Kern der österreichischen Armee zuverlässig ist. Von der Armee Radetzky's in Italien gingen italienische Bataillone theilweise geschlossen zu dem Gegner über, so zwei Bataillone vom Regiment Erzherzog Albrecht in Cremona, $1^1/_2$ Compagnien vom Regiment Haugwitz in Brescia, die Besatzungen von Treviso, Udine und Palma nuova, endlich das Matrosencorps in Venedig. Ungefähr 20 000 Mann, nahezu ein Drittel der Armee, verließen meineidig ihre Fahnen. 1848 standen sich zum ersten Male kaiserliche Truppen gegenüber. 26 Bataillone Infanterie und 59 Escadrons waren zu den Aufständischen übergegangen. Das einzige ungarische Regiment, welches mit allen seinen Theilen im heimathlichen Siebenbürgen trotz des Widerstreits von Gehorsam und Vaterlandsliebe seinem Eide treu blieb, — war das Linien-Infanterieregiment Erzherzog Karl Ferdinand Nr. 51, dessen Officiercorps hauptsächlich aus braven deutschen Männern bestand, deren entschlossenes, kaisertreues Auftreten zur Festigkeit der Mannschaft hervorragend beitrug. Fast überall hatte die stets in den Himmel erhobene, zuverlässige Armee versagt und war mit 70 000 Mann, voran Generäle und Stabsofficiere, in's feindliche Lager marschirt. „Was wäre wohl in jener so verhängnißvollen Zeit aus dem österreichischen Ländergewirre geworden, wenn auch in den deutschen Regimentern die Sehnsucht nach dem nordischen Stammesland mächtiger gewesen wäre, als die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus. Entsinnt man sich denn dessen gar nicht mehr in der kaiserlichen Hofburg?" fragt Schwarzenberg. Doch weiter! Von 61 000 Oesterreichern kamen bei Magenta nur 12 000 in das Gefecht. Der Angriff der Brigade Kintzel auf die Stadt mißlang durch das Verhalten der hauptsächlich italienischen Mannschaft des Regiments Sigismund, zwei ungarische Regimenter flohen in die Straßen, ein drittes ließ sich, ohne einen Schuß zu thun, gefangen nehmen. 4000 Vermißte gaben die Oesterreicher selbst bei Magenta an, bei Solferino sogar 7000 Mann. Hier war das Regiment Wasa Nr. 60 hauptsächlich Schuld an der Niederlage der österreichischen Waffen, während das Eingreifen des deutschen Prinzen Alexander von Hessen die Armee vor gänzlicher Vernichtung bewahrte. Wieder machten deutsche Regimenter von solch schmählichem Verhalten eine Ausnahme und kämpften heldenmüthig für Habsburgs Ehre. Und wie standen die Dinge 1866? Es geriethen in den Gefechten vom 26.—30. Juni gegen 40 000 Mann, bei Königsgrätz 18 000 unverwundet in Gefangenschaft; in der Mainarmee gingen die italienischen Regimenter, insbesondere bei Aschaffenburg, mit klingendem Spiel zum Gegner über; es bildete sich in Oberschlesien aus Ueberläufern die ungarische Legion unter Klapka, bereit zum Einfall in ihr Vaterland. „Nicht umsonst mußte das Manuscript des dritten Bandes der „Officiellen österreichischen Kriegsgeschichte von 1866" dem Verfasser wiederholt zurückgegeben werden — und auch trotz mehrfacher Ueberarbeitung enthält dieselbe noch manch unangenehme Sätze für die österreichischen Waffen." Und 1870? Wären die deutschen Waffen damals nicht so blitzrasch erfolgreich gewesen, die Kriegspartei im Donaustaate hätte sicher Oberwasser bekommen, bestand ja doch seit dem Juni zwischen Erzherzog Albrecht und General Lebrun ein genau verabredeter Kriegsplan. Die tschechischen Regimenter begeisterten sich für einen Einfall ins deutsche Reich immer eifriger, während die Magyaren die Feier des Sedantages eine blutige Beleidigung ihrer französischen Gefühle nannten.

Doch kommen wir zum Schluß! Bisher waren Deutschland und Oesterreich durch hundertjährige, auf's engste geknüpfte Beziehungen und geschichtliche Grundlagen fest miteinander verbunden; daran hat auch ein Königgrätz nichts ändern können. Je mehr aber der Einfluß der Deutschen in Oesterreich-Ungarn gegen die gehässigen Bestrebungen der Slaven und Magyaren zurücktritt, je mehr sich eine innerliche Zersetzung des habsburgischen Einheitsstaates vorbereitet, desto loser muß auf die Dauer das Bündniß zwischen beiden Reichen werden, desto geringer der Werth der Bundesgenossenschaft einer von solchen Gesinnungen erfüllten Armee. Gehen nun aber die Parteiwünsche jeder Nationalität ihren eigenen Weg, so kann es nicht verwundern, wenn durch die heutigen innigen Wechselbeziehungen zwischen Volk und Heer bei erneuten politischen Verwicklungen mit anderen Staaten auf die unbedingte Zuverlässigkeit der Truppen nicht zu rechnen ist. Die Kundgebungen der Tschechen und Magyaren für die Franzosen, der Südslaven für Rußland würden im Fall eines Krieges des Donaustaates mit jenen Ländern als bedenkliche Erscheinungen, besonders vom Standpunkte der Bundesgenossen, anzusehen sein. Man denke sich die „Begeisterung", mit welcher im Fall eines Kampfes Schulter an Schulter mit Deutschland heute tschechische Regimenter mit dem an der Mutterbrust eingesogenen Haß gegen alles Deutsche, dem deutschen Kameraden zu Hülfe eilen würden!!

Die Folgerung für das Deutsche Reich ergiebt sich daher ganz von selbst. Es hat feste Garantien zu verlangen von seinem österreichischen Bundesgenossen, keine leeren Worte, sondern Beweise. Ist die Regierung nicht gewillt oder überhaupt nicht mehr im Stande, die k. k. Armee wieder ganz im deutschen Geiste zu reformiren und für deren absolut zuverlässige Bundestreue zu bürgen, dann hat der Dreibund für uns gar keinen Werth mehr. Jedenfalls thun wir einstweilen gut daran, Chamberlain's Birminghamer und neuliche Parlaments-Rede besser zu beachten. Es wird gegenwärtig in London viel über die Alternative einer Allianz mit Deutschland oder Amerika gesprochen, aber wir können uns füglich ein Bündniß mit England und den Vereinigten Staaten zugleich sehr wohl denken. Das wäre so etwas wie ein Pangermanischer Weltbund, der am Ende das Hinauswerfen Rußlands aus Europa und die Erlösung des gewaltsam entdeutschten Oesterreich nach sich ziehen könnte. Man mag sich das jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle gesagt sein lassen!

Das Schuldbuch der Welt.

Von Justus Ichenhaeuser.

Die Methode der statistischen Vergleichung der Staatsschulden der civilisirten Länder wird von Jahr zu Jahr unsicherer. Nicht nur wechseln jetzt die Zinsfüße der Capitalien von 2% bis hinauf zu 6 und 7% in Brüchen von $^1/_4$% und darunter, sondern das Einreißen der Valutawirthschaft, das starke Schwanken des Silberwerthes und die Treubrüche vieler Staaten in der Form partieller oder totaler Bankerotte lassen die Reducirung auf ein allgemeines Einheitsmaaß: Nettozinsenaufwand in Mark, immer schwieriger erscheinen. Beschränkt man sich dagegen, wie wir es in nachstehender Tabelle thun, auf die Aufzählung des Schuldencapitals, und zwar nach Nominalcapitalien, dann schleicht sich eine bedenkliche Fehlerquelle ein, denn es ist klar, daß z. B. eine niedrig verzinsliche Anleihe von 3% ein doppelt so hohes Schuldcapital repräsentiren darf, als ein 6%iges, ohne für die Steuerzahler drückender zu sein.

Immerhin haben diese Zusammenstellungen einen bedingten Werth, sei es auch nur im Vergleich zu früheren Perioden, und aus diesem Gesichtspunkte wird die Tabelle das Interesse der Leser beanspruchen können.

Digitized by Google

Frankreich	Mill. Mk.	24 480	Schweden	Mill. Mk.	309
England	„ „	12 897	Serbien	„ „	284
Oesterreich-Ungarn	„ „	12 127	Griechenland	„ „	189
Italien	„ „	10 185	Dänemark	„ „	152
Deutsche Einzelstaaten	„ „	9 992	Bulgarien	„ „	147
Englische Colonien	„ „	9 492	Norwegen	„ „	146
Rußland	„ „	7 900	Kongostaat	„ „	120
Spanien	„ „	5 660	Venezuela	„ „	92
Nordamerika	„ „	3 972	Haiti	„ „	91
Portugal	„ „	2 525	Schweiz	„ „	70
Deutsches Reich	„ „	2 204	Columbia	„ „	62
Egypten	„ „	2 088	San Domingo	„ „	57
Brasilien	„ „	2 072	Guatemala	„ „	55
Holland	„ „	1 849	Transvaal	„ „	54
Belgien	„ „	1 832	Costa Rica	„ „	42
Japan	„ „	1 776	Salvador	„ „	35
Argentinien	„ „	1 679	Paraguay	„ „	27
Türkei	„ „	1 596	Bolivia	„ „	19
Cuba	„ „	1 404	Hawaii	„ „	15
China	„ „	1 080	Ecuador	„ „	14
Mexiko	„ „	1 062	Persien	„ „	10
Rumänien	„ „	957	Luxemburg	„ „	9
Uruguay	„ „	434	Nicaragua	„ „	6
Peru	„ „	404	Liberia	„ „	5
Chili	„ „	394	Montenegro	„ „	1,6
Honduras	„ „	338	Oranje-Freistaat	„ „	1

Die Belastung von 122 420 Mill. Mk. ist um so krasser, wenn wir die Schuldenlast der Welt in früheren Perioden dagegen angeben:

Jahre	Weltschuldenlast in Mill. Mk.	Jahreszunahme	Ende der
1714	6 000		
1793	10 000	50	Friedensperiode
1820	30 000	740	napoleonischen Kriege
1848	34 600	200	Friedensperiode
1862	55 000	1 460	Kriegsvorbereitungen
1872	93 000	4 280	amerikan. und deutschen Kriege
1882	107 880	1 380	russisch-türkischen Krieges
1897	122 420	960	Periode des bewaffneten Friedens

Geht man von der gewiß nicht irrigen Ansicht aus, daß diese 122 Milliarden durchschnittlich mit 4% zu verzinsen sind, dann finden wir die jetzige und leider auch die zukünftige Generation mit einer jährlichen Zinsenlast von 4897 Mill. Mark belastet, d. h. von der Milliarde Erdenbürger, die sich (ohne China) in diese Schuldenlast vertheilen, ist ein Jeder mit etwa 5 Mk. Kopfsteuer geboren und jedem neu erscheinenden Menschenkinde legt eine Fee nicht die sprichwörtlichen Silberlöffel, sondern die Verpflichtung in die Wiege, Jahr aus Jahr ein 5 Mk. beizusteuern zu Schuldenverpflichtungen, denen im Ganzen und Großen keine Vermögensstücke gegenüber stehen.

Gehen wir zu den einzelnen Erdtheilen über, so nimmt Europa die erste Stelle mit 96 Milliarden Mk. ein. Mit Ausnahme der Zwergstaaten Lichtenstein, San Marino, Andorra und Monaco figuriren alle Staaten mit mehr oder minder großen Schuldenlasten und an der Spitze marschiren die beiden Weststaaten Frankreich und England.

Die französische Republik ist mit der ungeheuren Summe von ca. 25 Milliarden Mk., einer Recordschuld, belastet. Auf Renteneinheit reducirt, beträgt die Belastung 650 Mill. Mk. oder rund 17 Mk. pro Kopf gegen 5 Mk. des Weltdurchschnitts. Unter Louis Philipp war die Belastung, trotz eines 5%igen Typus, nur 160 Mill. Mk. Die englische Schuld von ca. 13 Milliarden Mk. giebt hingegen das Beispiel einer thatkräftigen Schuldentilgung. Die Schuld betrug nach Beendigung der napoleonischen Kriege 18 Milliarden Mk., gleich 900 Mk. pro Kopf, bez. 33 Mk. Zinsquote. Sie hielt sich noch bis zu den siebziger Jahren in Höhe von 16 Milliarden Mk. und ist jetzt einschließlich der stark amortisirbaren Annuitäten auf 12 Mk. pro Kopf gesunken. Unter dem Eindrucke dieser Schuldentilgungen (die fundirte Consolsschuld hat sich von 16 Milliarden Mk. im Jahre 1859 auf 11,7 Milliarden Mk. in diesem Jahre reducirt) stieg der Preis der Consols, trotzdem sie derzeit nur $2^3/_4$% Zinsen tragen, bis auf 144% und sie notirten im abgelaufenen Jahre nicht unter $110^1/_2$%.

Während aber England seinen 13 Milliarden Schulden nur ein geringes, zufällig acquirirtes Activum von etwa einer halben Milliarde Mk. (Suez-Canal-Actien) und Frankreich einen sich etwa ebenso hoch belaufenden Werth seines kleinen Staatsbahnnetzes gegenüberstellen können, reducirt sich die wahre Schuld der vier folgenden Staaten: Oesterreich-Ungarn, Italien, Deutsche Einzelstaaten und Rußland, um theilweise beträchtliche Summen, da ihr Staatseisenbahnen-Besitz ein bedeutendes Gegengewicht repräsentirt. Oesterreich-Ungarn darf von seinen 12 Milliarden, die die Verschuldung des Gesammtstaates, wie der beiden Einzelstaaten darstellt, $4^1/_4$ Milliarden Mk., also mehr als ein Drittel für den Werth seiner Staatsbahnen in Abzug bringen, Italien 2600 Mill. Mk., Rußland 5 Milliarden, und die 25 deutschen Einzelstaaten, die mit rund 10 Milliarden Mk. belastet dastehen, sind de facto activ, denn sie besitzen über 42 000 km Staatsbahnen, die ein verwendetes Anlagecapital von $10^1/_2$ Milliarden Mk. repräsentiren. Von den anderen Staaten kann abgezogen werden für ihren respectiven Staatseisenbahnenbesitz: Belgien 1100, Dänemark 190, Schweden 320, Rumänien 490, Portugal 300, Holland 440, Griechenland 20 Mill. Mk., während das Deutsche Reich, (da der Eisenbahnbesitz von Elsaß-Lothringen als Gegengewicht bei den Einzelstaats-Schulden verrechnet ist), praktisch ohne Eigenvermögen dasteht.

Die nominelle Belastung Europas beträgt 96 Milliarden Mark, gleich 260 Mark pro Kopf der Bevölkerung; zieht man, wie nur recht und billig, die vorstehend angeführten Activen ab, rund 26 Milliarden Mark, dann reducirt sich die europäische Schuldenlast auf 70 Milliarden Mark, gleich 2800 Millionen Zinsenlast gleich $7^1/_2$ Mark Kopfquote. Andererseits sind in dieser Aufstellung die Provinzial-, Kreis- und Communalschulden nicht eingestellt, die zum Theil ebenfalls ungedeckt sind und die 1895 rund 10 Milliarden Mark betrugen, so daß trotzdem eine europäische Schuldenlast von 80 Milliarden Mark verbleibt, gegen eine Schuldenlast von 10 Milliarden Mark vor 100 Jahren, eine Verachtfachung, die zum allergrößten Theil auf das Conto: Kriege und Kriegsvorbereitungen zu setzen ist.

Amerika folgt in zweiter Reihe mit 13,5 Milliarden Mk. Schulden, für einen Erdtheil, der so zu sagen von gestern, ist es ein anständiges Sümmchen, besonders wenn man bedenkt, daß diesen Milliarden wenig oder gar keine Activen gegenüber stehen. Geht man von der gewiß nicht irrigen Ansicht aus, daß diese 13,5 Milliarden durchschnittlich mit fünf Prozent zu verzinsen sind, dann finden wir die jetzige und leider auch die zukünftige Generation mit einer jährlichen Zinsenlast von 677 Mill. Mk. belastet, d. h. von den 136 Mill. Amerikanern, die sich in diese Schulden theilen, ist ein jeder mit etwa fünf Mk. Kopfsteuer geboren und jedem neu erscheinenden Menschenkinde legt auch hier eine Fee nicht die sprüchwörtlichen Silberlöffel in die Wiege, sondern die Verpflichtung Jahr aus Jahr ein fünf Mk. beizusteuern zu Schuldenverpflichtungen, denen keine Vermögensstücke gegenüber stehen.

Den obersten Rang in der Hierarchie der Schulden nimmt die Union ein. Sie schuldete am 1. Januar 1897 993 Mill. Doll., und zwar 847,3 Mill. Doll. zinstragende, 1,4 Mill. Doll. zinsverfallene Bonds und 375,5 Mill. Doll. unverzinsliche Schulden, totaliter 1222 Mill. Doll., denen 228,3 Mill. Doll. Cassa-Ueberschuß im Schatzamt gegenüberstehen, mithin reine Schuld 993 Mill. Doll. Am 1. Mai d. Js. hat sich die fundirte und die unfundirte Schuld auf 1234 Mill. Doll. gehoben, denen 215,8 Mill. Doll. „Cassa-Ueberschuß" gegenüberstehen gleich 1018 Mill. Doll. Totalverpflichtungen. Die Union ist bekanntlich das Land der thatkräftigsten Schuldentilgung. Vor dem Bürgerkrieg war die Staatsschuld etwa 65 Mill. Doll. mit 3 Mill. Doll. Zinsenlast; sie stieg bis zum 30. Juni 1865 auf 2680 Mill. Doll., also auf das Vierzigfache, stand 1870 noch bei 2400 Mill.

Digitized by Google

Doll., gleich 130 Mill. Doll. Jahreslast und sank 1893 auf 838 Mill. Doll. mit nur 23 Mill. Doll. Zinsendienst.

Brasilien haben wir unter Reducirung des Papiermilreis auf acht Pence mit 2072 Mill. Mk. eingesetzt. In Wirklichkeit beträgt die in Papier zu zahlende Schuld 365 Mill. Milreis fundirte, 270 Mill. Milreis schwebende Schuld und 712 Mill. Milreis Zwangsnoten, totaliter 1347 Mill. Milreis, so daß die nominelle Schuld Brasiliens 2185 Mill. Mk., mithin 4257 Mill. Mk. beträgt. Da aber nicht die geringste Aussicht vorhanden ist, daß das Milreis je wieder auf 27 Pence steigt, ist der Ansatz von acht Pence auch noch innerhalb des der Republik Schwerfallenden.

Argentinien hat sich bekanntlich bedeutend besser gemacht als die große Nachbarrepublik, obgleich auch hier das Wüthen des Goldagios große Verheerungen angerichtet hat. Das Total von 1679 Mill. Mk. setzt sich zusammen aus etwa 1207 Mill. Mk. Auslandsschulden und 470 Mill. Mk. Inlandsschulden, wobei freilich wieder die Goldmark mit 225 Prozent Goldagio angenommen ist, ein Verhältniß, das derzeit nicht mehr ganz anwendbar ist.

Cubas Schuld in Höhe von 1404 Mill. Mk. setzt sich zusammen aus 700 Mill. Mk. sechsprozentigen aus dem Jahre 1886, 506 Mill. Mk. fünfprozentigen 1897 und 200 Mill. Mk. schwebenden, dem spanischen Staat schuldenden Lasten. Wie augenblicklich der Stand der Dinge ist, entzieht sich der Kenntniß der Außenstehenden.

Die Dominion of Canada haben schon seit Jahren keine beträchtliche Zunahme ihres Schuldbuches zu verzeichnen, im Gegentheil, die Regierung hat nach und nach 2200 Kilometer Staatsbahnen erworben bezw. gebaut, die mit 240 Mill. zu Buch stehen und somit die Bundesschuld um diesen Betrag herabdrücken. Von den Einzelstaaten schulden Columbia, Manitoba je vier Mill. Doll., während die Nordwest-Territorien, Prinz-Edward-Inseln und Ontario, die beneidenswerthen Beispiele absoluter Schuldenlosigkeit darstellen, der letztere Staat hat 5 Mill. Doll. zinstragenden Vermögens. Mit Mexico, dessen Finanzverhältnisse als bekannt vorauszusetzen sind, schließt die Reihe der Milliardenschuldner Amerikas.

Der älteste Erdtheil Asien folgt mit einer Gesammtschuld von annähernd sechs Milliarden Mk., in Anbetracht des Umstandes, daß sie sich auf 842 Millionen Einwohner vertheilen, gewiß eine kleine Belastung, die noch geringfügiger erscheint, wenn man bedenkt, daß dem Hauptschuldner Indien, das mit 2992 Mill. Mk. belastet ist, Staatsbahnen im Buchwerthe von 1800 Mill. Rupien gegenüberstehen. Japans Schuld in Höhe von 1776 Mill. Mk. hat als Activum nur ca. 1000 km Staatsbahnen anzuführen und China mit seiner Milliarde Auslandsschulden, die inneren entziehen sich der Kenntniß, hat gar keine Bahnen in Eigenthum und bekanntlich erst überhaupt ca. 500 km in Betrieb. Mit Ceylon, das 70 Mill. Mk. schuldet, aber 500 km Bahnen im Buchwerth von $51^1/_2$ Mill. Rupien besitzt, Persien (10 Mill.) und Hong-Kong 6,8 Mill. ist vorerst das Schuldbuch Asiens geschlossen.

Der fünfte Welttheil, Australien, hat durch sein ungezügeltes Borgen die relativ größte Schuldenlast aufzuweisen, rund 4400 Mill. Mk., und zwar Neusüdwales 1244 Mill. Mk., Victoria 952 Mill. Mk. Während der Erdtheil 1874 erst (!) mit 420 Mk. pro Kopf belastet war, ist die Kopfquote jetzt 1040 Mk. oder eine Kopfzinsenlast von etwa 50 Mk.

Andererseits ist nicht zu vergessen, daß fast alle Bahnen Australiens Staatseigenthum sind, und zwar etwa 22000 km mit 2600 Mill. Mk. Capitalwerth (der sich freilich schlecht verzinst), so daß eigentlich nur 1800 Mill. Mk. Belastung verbleiben, immerhin für ein allerjüngstes Staatengebilde eine große Summe.

Afrika hat nur einen großen Schuldner, das ist Egypten, das rund 2 Milliarden Mk. schuldet und dessen Finanzen im Aufblühen begriffen sind; erwähnen wir nur noch das Cap mit 550 Mill. Mk., Natal mit 160 und die Congostaaten mit 120 Mill. Mk., so ist die Liste der größeren Schuldner erschöpft und mit seiner Totalschuld von drei Milliarden Mk. ist in dieser Hinsicht wenigstens der „dunkle" Erdtheil nicht der dunkelste.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Kaiser Friedrich.

Von Klaus Groth.

„Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten." Jesus Sirach, der das geschrieben hat, war ein ärgerer Demokrat als ich es, wenigstens in meiner Jugend war, denn ich blickte mit Respect hinauf zu allen höher Stehenden; ich dachte mir Reiche und Vornehme als Leute, die nicht nöthig hätten, Kraft und Zeit, wie wir Anderen, zu verwenden, um für des Lebens Nothdurft zu sorgen, sondern die für ihre Ausbildung, für Wissenschaft oder Kunst, für Bücher und Schriften leben könnten, die durch Umgang mit anderen gebildeten Menschen vornehm in Gesittung und Sitten sein müßten, und gern hätte ich mit Solchen verkehrt, wenn es mir möglich gewesen wäre. Erst allmälig lernte ich, daß dies ein Irrthum, daß Leerheit, Langeweile, Hochmuth und niedrige Gesinnung auch bei Reichen und Vornehmen das Gewöhnliche sei, und mehr und mehr wählte ich meinen Umgang, als ich so weit war, ihn wählen zu können, unter meines Gleichen an Vermögen und Stellung in der Gesellschaft. Dennoch bin ich selbst mit Höchstgestellten in nähere Berührung gekommen, und da sich in meinen Schriften davon deutliche Spuren finden, will ich einmal niederschreiben, wie es gekommen, damit ich in der Nachwelt nicht falsch beurtheilt werde.

Gedichte von mir an höchste Personen, dies sei hier gleich im Anfange gesagt, sind nie ohne Anregung von außen aus ganz freiem Entschluß entstanden; vielleicht erzähle ich später bei dem einen oder anderen Gedicht, wie diese Anregung war, was oder wer mich dazu veranlaßte zu schreiben, was ich allerdings im Herzen empfand. Ich überwand die Scheu, meine Gedanken in dieser Weise auszusprechen und sie der Oeffentlichkeit preis zu geben, jedesmal erst auf die Ermahnung oder die Bitten von Freunden.

Mit dem kronprinzlichen Paare, dem späteren Kaiser Friedrich und Gemahlin, wurde ich in folgender Art bekannt:

Die hohen Herrschaften waren im Sommer 1873 mit ihren Kindern in Wyk auf Föhr zum Badeaufenthalt. Bekannt mit ihnen war schon von früher her durch sein Verhältniß zum Herzog Friedrich mein langjähriger Freund, der Maler Christ. Magnussen, damals noch in Hamburg ansässig. Magnussen hatte sich in Niblum ein kleines Bauerngewese gekauft und wohnlich eingerichtet, in dem er Sommers mit seiner Familie hauste. Er gab der Kronprinzessin etwas Anweisung zu ihrer Malerei. Sie fuhr oft auf einen halben Tag oder doch auf Stunden zu ihm hinaus, der Kronprinz pflegte nachzukommen. Die beiden Herrschaften fühlten sich behaglich in der reinlichen, stillen Behausung, so sehr, daß oft der Kronprinz seine Schreibmappe mitbrachte, am einfachen Bauerntisch an seinen Vater oder sonst wen schrieb, seine Frau am anderen Ende oder vor der Thür malte und Beide mit Frau Magnussen oder mit ihm in wahrhaft vertraulicher Weise plauderten. — Eines Tages schrieb mir mein Freund, die Kronprinzessin habe ihn gebeten, mir um ein Autograph für ihre Mutter, die Königin von England, zu

Digitized by Google

schreiben. Natürlich schickte ich ihm eine Handschrift und bemerkte etwas ironisch dabei: Die Königin habe gewiß viele Handschriften, auch wohl chinesische. Dies hatte Magnussen ihr nicht verhehlt, und sie ließ mir darauf sagen, ihre Mutter kenne und verstände, ebenso wie sie selbst, den „Quickborn" recht gut. Diesen Wink durfte ich nicht mißverstehen, und da gerade mein „Rothgeter" erschienen war, erlaubte ich mir, der hohen Frau ein Exemplar (vielleicht mit einigen Worten darin) zuzuschicken. Daraus entspann sich etwas wie ein Briefwechsel. Ich hatte mich damals schon lange mit dem Gedanken getragen, unsere heimischen Sagen von Niß Puk und den Zwergen in Balladen zu behandeln, und führte jetzt den Gedanken allmälig aus, nicht ohne die Hoffnung, das Interesse der hohen Herrschaften für unser Vaterländchen zu beleben und zu stärken. Ich schickte die Gedichte einzeln, so wie sie fertig waren, nach Föhr, und es entspann sich dadurch eine Art Verkehr mit der Kronprinzessin, theils indirect durch Magnussen, der ihr die Gedichte überbrachte, vorlas und erläuterte, theils direct brieflich. Ein längerer Brief der hohen Frau aus späterer Zeit spricht sich ausführlich lobend über meine dichterische Thätigkeit im Allgemeinen aus; er ist auf Drängen Magnussen's mit Erlaubniß der Kronprinzessin veröffentlicht worden.

Als ich später im Jahr 1871 nach Oxford eingeladen war, einen Cyclus Vorlesungen an der Universität zu halten, schrieb die Kronprinzessin eine Empfehlung an ihre Mutter, die Königin Victoria, worauf hin ich von der Königin eine Einladung nach Windsor Castle empfing. Ich war einen ganzen Tag dort und wurde von ihrem (deutschen) Privatsecretair herumgeführt, der mir alle Merkwürdigkeiten zeigte, sogar das Mausoleum für Prinz Albert, das sonst keinem Fremden zugänglich war. Die Königin selbst zu sehen, wurde dadurch verhindert, daß zufällig am selben Tage unsere Kaiserin Augusta und der König von Belgien zum Besuche eintrafen. — Ich hatte dann mit der Kronprinzessin weiter keinen Verkehr, als daß ich ihr zweimal ein Gedicht an ihren Sohn, Prinz Heinrich, schickte: bei seiner Abreise 7. October 1878 und bei seiner Heimkunft 9. October 1880 von seiner Fahrt um die Welt. Beide Eltern ließen sich herzlich dafür bedanken, der Prinz hat nichts von sich hören lassen. Diese beiden Gedichte habe ich auf Drängen meiner Freunde geschrieben. Aus eigenem Antrieb schrieb ich zur silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares, 25. Januar 1883, ein paar Verse.

Es ist für mich eine gar sonderbare Erfahrung gewesen, daß diese sechs Balladen von Niß Puk und den Seinen ganz unbeachtet geblieben sind, wenigstens habe ich nie eine Stimme öffentlich darüber vernommen, da sie nach meiner Meinung nicht schlechter sind, als die übrigen, die ich geschrieben habe, und da sie durch ihren Gegenstand, wenigstens bei uns, ein besonderes Interesse erregen müssen. — Jedenfalls aber verdanke ich ihnen meine einzige Begegnung mit unserem Kronprinzen. Die Sache kam freilich nicht sogleich.

Im Sommer 1873 wurde der Grundstein zu unserem neuen Universitätsgebäude gelegt. Der Kronprinz war gebeten und erschien von Föhr aus zu der solennen Feier des für ihn bedeutungsvollen Actes. Es mag nebenbei erzählt werden, daß ich dem Musikdirector Carl Borchers auf seine Bitte den Text zu einer Cantate gedichtet hatte, die, achtstimmig, bei dieser Gelegenheit von einem gemischten Chor ausgeführt wurde. Auch hatte ich ein Gedicht für die Feier in die Kieler Zeitung gegeben (das nicht in meine Gesammelten Werke aufgenommen ist). Ich war etwas unwohl und hatte dadurch einen mir passenden Vorwand, bei dem Hauptact nicht zu erscheinen.

Am Abend hatte die Universität zu einem Festessen auf Bellevue Einladungen erlassen, ich war, wie gewöhnlich, nicht eingeladen. An der Tafel saß, nach altem Herkommen, der Kronprinz zur Seite des derzeitigen Rectors. Es war der Professor Kupfer, ein von [illegible] triebener Kurländer, ein Mann von [illegible] und vornehmem Aeußern, wie selten [illegible] Platz diesen Abend geeignet. Er zur [illegible] saß der damals vornehmste Mann der [illegible] der Graf, eigentlich Prinz von Nöer, der sich [illegible] hatte degradiren lassen, um eine Bürgerliche [illegible] Wittwe, heirathen zu können. Er war ein etwas [illegible] licher Gelehrter, hatte Indien bereist, Sanskrit gelesen, eine Geschichte des Königs Akbar von Indien geschrieben und seine Heimath wohl so ziemlich vergessen. Doch ich will meinen weiteren Bericht von einem Augenzeugen erzählen lassen.

Nämlich am folgenden Morgen erschien zur gewöhnlichen Besuchszeit, ich spazierte eben vor meinem Hause im Garten, Professor Kupfer im Gesellschaftsanzuge: Frack, weiße Halsbinde, feierlich, wie es ihm wohl anstand, und begrüßte mich. Ich neckte ihn wegen seiner äußeren Erscheinung, bei mir gar, und bemerkte, er habe wohl noch höhere Visiten zu machen. Darauf lächelte er vornehm und sagte: er komme zu mir, um mir freundliche Grüße vom Kronprinzen zu überbringen, der mir sehr gewogen sei. Ich fand es beinahe komisch und erwiederte darauf: der hohe Herr sei ja überall freundlich und gütig, und wollte damit die Feierlichkeit beenden. „Nein," sagte Kupfer, „Herr College, es ist ernster gemeint, ich muß Ihnen dann wohl das Genauere berichten. Ich saß neben seiner kaiserlichen Hoheit zu seiner Rechten, zu seiner Linken Graf Nöer. Der Kronprinz überschaute mit erhobenem Haupt die Tischgesellschaft und sagte zu mir: ‚Wo ist Klaus Groth? Ich seh ihn nicht, ist der nicht hier?' — ‚Professor Groth ist krank', antwortete ich (log er!). — ‚Das thut mir leid!' sagte darauf der Kronprinz. Und zum Grafen Nöer gewandt: ‚Sie kennen doch Klaus Groth?' — ‚Nein, Kaiserliche Hoheit.' — ‚Nein? dann kennen Sie doch gewiß seinen „Quickborn"?' — ‚Nein, Kaiserl. Hoh.' — ‚Was? den kennen Sie nicht? Dann sollten Sie sich schämen! Ich bin ja ein martialisch aussehender Kerl (und er strich sich über seinen schönen Vollbart), ich lese oft Abends meiner Familie aus dem „Quickborn" vor, und mir laufen oft die Thränen in meinen Bart. Das (zu Kupfer gewandt) erzählen Sie morgen früh Klaus Groth.'" — „Donnerwetter," sagte ich nun zu Kupfer, „das ist was Anders! Danke schön! Das laß ich mir gefallen!" Und Kupfer nahm verbindlich lächelnd Abschied von mir.

Ende der Badezeit ließ mir der Kronprinz von Föhr telegraphiren, ich möchte, wenn meine Gesundheit es erlaubte, am Tage seiner Rückreise nach Neumünster kommen. Er habe dort einige Zeit, mich zu sehen. Dort erschien ich denn und wartete auf seine Ankunft. Der Bahnhof war voll von neugierigen Menschen, die man damals noch nicht aussperren konnte wie jetzt. Der Inspector machte mir aber Platz, als der Zug sich nahte, und zeigte mir den Hofsalonwagen. Dahin verfügte ich mich. Noch war ich nicht heran, als eine Glasthür an der Längsseite sich öffnete, eine kleine eiserne Treppe fiel heraus und aus der Thür trat auf die Stufen der Kronprinz, hielt mir beide Arme hin und zog mich an den Händen zu sich hinein. Ich bin nicht empfänglich für äußerliche Freundlichkeiten in Mienen und Geberden, bin eigentlich leicht mißtrauisch dagegen. Aber die Art, wie ich hier empfangen wurde, war so herzlich freundlich und gütig, daß ich mich ganz und willig dem Eindrucke hingab. Ich werde den Augenblick mit allen Einzelheiten nie vergessen. Ich bin nie in meinem Leben von der Erscheinung eines Mannes im ersten Hinblick so bezaubert gewesen, wie diesmal. Der herrliche Mann stand da in der Kraft und Schönheit, wie sie wohl selten vom Geschick ausgetheilt wird, und seine Güte strahlte so überzeugend aus dem männlichen Gesicht, tönte so wahrhaftig aus der Stimme, als er mir sagte: „Wie freue ich mich, endlich den Mann einmal zu sehen, der uns so viele schöne Stunden bereitet hat! Kommen Sie,

Digitized by Google

kommen Sie! Dies ist meine Frau!" Sie stand gegen den kleinen Ofen gelehnt, sprach leise auch ihr Willkommen aus. Ihre Erscheinung hatte keineswegs etwas Königliches, sie sah der Herrschergestalt ihres Mannes gegenüber beinahe schüchtern aus, anmuthig übrigens. Als sie sich nun bei mir für meine Balladen bedankte, sagte ihr der Kronprinz etwas laut: „Davon hast du mir ja gar nichts gesagt!" — „Du warst ja nicht da, warst ja in Schweden," entgegnete sie. „Und dies sind meine Kinder!" Ich sah sie kaum, sie sahen müde aus. „Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?" U. s. w. Und nachdem wir noch Einiges gesprochen, entließ er mich mit den Worten: „Nun muß ich noch meine Familie abschmatzen, sie fahren nach Hamburg, ich komme gleich wieder zu Ihnen hinaus und habe noch Zeit, ich fahre nach Panker."

Als der Zug nach Hamburg abgegangen war, trat der Kronprinz zu mir auf den Bahnsteig, wo wir dann eine gute Viertelstunde neben einander auf- und abgingen. Unser Gespräch war natürlicherweise in solcher Situation ein leichtes heiteres Geplauder. Unter Anderem fragte der Kronprinz: „Wann wird wohl das Universitätsgebäude in Kiel fertig werden?" In zwei Jahren, hoffte ich. „Sind wir nicht eigentlich Collegen?" sagte er dann, halb ernsthaft, indem er mich anschaute. „Daß ich nicht wüßte," war meine Antwort. „I wohl," sagte er, „Sie sind ja doch auch wie ich Ehrendoctor der Oxforder Universität!" — „Nein, kaiserliche Hoheit, aber da Sie den Ausdruck College auf mich angewandt haben, so darf ich mich allerdings rühmen, wie Sie Doctor honoris causa der Universität Bonn zu sein." Wobei wir uns lächelnd Beide gegen einander verneigten. Dabei wanderten wir den langen Neumünsterer Bahnsteig auf und ab. Die Menschenmenge, Kinder und Frauen meist voran, stoben jedes Mal bei unserer Annäherung, wie Spreu vor einem Zugwinde auf einer Tenne, vom Perron hinunter, immer die Augen neugierig auf den stattlichen hohen Herrn gerichtet, der ihnen dann und wann einen flüchtigen Blick zuwarf, und schloß sich sogleich wieder wie eine Heerde Schafe hinter uns an. Nur einmal wurden wir in unserem Marsche einen Augenblick aufgehalten. Ein ältlicher, kleiner Herr in etwas abgetragenem schwarzen Frack mit weißer Halsbinde, den ältlichen Cylinder in der Linken, blieb vor dem Kronprinzen nach tiefer Verbeugung stehen. Er hob seine weiß behandschuhte Rechte und begann eine feierliche Rede. Davon hörte ich, einen Schritt zurückbleibend, nur den Anfang, als der Kronprinz mit einer wie durch häufige Uebung erlangten Fertigkeit — ich dachte an einen Circus und lachte innerlich Beifall — dem alten Herrn schon den Hut, indem er seinen verbindlichen Dank aussprach, auf den Kopf gesetzt hatte. Dann reichte er dem verlegen dreinschauenden, verschüchterten Alten freundlich die Hand, und war schon wieder im Gespräch mit mir, ehe jener sich kaum zurückgezogen und zum Gehen gewandt hatte. — Gleich danach gab der Herrliche auch mir mit lieben Worten die Hand zum Abschiede, sein Salonwagen stand zur Abfahrt bereit. Er winkte noch aus dem Fenster hinaus. Und ich sah ihn nicht wieder.

Als er vor nun zehn Jahren starb, war ich mit Johannes Brahms in Thun zusammen. Wir gingen bei der Nachricht sogleich in einen Laden und kauften uns einen Trauerflor, um der englischen Colonie im Besondern zu zeigen, wie deutsche Männer den Verlust empfanden.

Ein neues Musikdrama.

(„Zinnober".)

Von Paul Marsop.

Es ist etwas Schönes um die ächte Jugend. Um die, welche den Kampf liebt und sich des Schwärmens nicht schämt, um die, für welche hinter einem rothen Abendwölkchen eine Welt von Träumen aufsteigt. In der Kunst schafft diese Jugend nur selten etwas Großes. Kunst und Leben sind ihr noch Gegensätze; sie hat noch zu wenig der seelischen Schmerzen erfahren, welche das Ohr dafür schärfen, daß es den Einklang zwischen Kunst und Leben vernehme. Aber sie bringt die liebenswürdigsten Irrthümer im Reiche der Musen zu Wege. Theilt sie auch dort nur etwas von der Lyrik der eigenen Seele mit, wo sie ein Drama frei sich bewegender Gestalten zu geben vermeint, so dankt ihr doch Jeder dafür, der sich die Fähigkeit erhalten hat, in steter treuer Freundschaft mit der Jugend jung zu bleiben.

Ein solch' erquicklicher, herzerfrischender Jugendirrthum ist auch das Musikdrama „Zinnober" von Sigmund v. Hausegger, das jetzt im Münchener Hoftheater zum ersten Male in Scene ging. Eine „humoristisch-phantastische Handlung, nach E. T. A. Hoffmann's Erzählung" nennt der Componist sein Werk. Er ist zu bescheiden. Nicht mehr hat er von dem Meister des novellistischen Phantasiestückes entlehnt, als den äußeren rosenfarbenen Habitus eines harmlos gefälligen Liebespaares, ein paar Namen und etwas von der zwischen Coulissentechnik und tiefgestimmten poetischen Farbentönen schillernden Romantik des Dichters. Ob Hausegger sich dessen überhaupt bewußt wurde, daß in dem Märchen Hoffmann's die Satire nicht nur Beiwerk, sondern Zweck, das Feenwesen und der Gespensterspuk dagegen nur einestheils Einkleidung ist, anderentheils aufgesetzter, oft überwuchernder Schmuck, mit welchem der Maler Hoffmann sich neben und nicht selten auf Kosten des Schriftstellers zu behaupten sucht? Schwerlich. Denn als Sohn eines Vaters, der ein ganz ausgezeichnetes Buch über die „Musik als Ausdruck" geschrieben hat, dürfte Hausegger doch darüber mit sich in's Reine gekommen sein, daß die Musik — wie es die Partitur der „Meistersinger" und Etliches aus der Feder von Auber und Berlioz beweisen — wohl gelegentlich einmal einen satirischen Einzelzug zweckmäßig unterstreichen kann, doch für ein vom Anfang bis zum Ende auf fortlaufende ironische Behandlung gestelltes Problem als ständige Begleiterin und Ausdeuterin eine wenig glückliche Rolle spielen würde. Klein Zaches, genannt Zinnober, ist in epischer Darstellung ein ganz prächtiges Symbol für die Biedermänner, die ohne eigenes Wissen und Können sich durch die Leistungen ihrer besser begabten und arbeitsameren Nebenmenschen forthelfen, ja in der Meinung der Menge, die stets die Anstrengung schärferen Zusehens scheut, ihre Mitbewerber sogar mit allem Recht ausstechen. Aber die Musik vermag diese wenngleich alltägliche, so doch für die Psychologie der Massen allezeit bedeutsame Erscheinung weder hülfreich zu erklären, noch auch hat sie etwas mit den moralisirenden Gedanken eines Satirikers zu thun, den es vielleicht nur darum reizte, seine Erzählung überhaupt in Angriff zu nehmen und in der Beleuchtung eines typischen Falles durchzuführen, weil er dabei in uneingeschränktem Waltenlassen der sogenannten poetischen Gerechtigkeit an das Leben und die ihm vielfach eingeborene Unbilligkeit wenigstens zeitweise vergessen konnte.

Das ist eben der Trost der Aelteren, daß sie wenigstens in der Dichtung alles an den ihm gebührenden Platz setzen können. Die Jüngeren hegen noch Hoffnung, ihre Ideale im Leben zu verwirklichen. Sie sehen auch im heutigen Nützlichkeitsstaate noch immer verkleidete Prinzen und Prinzessinnen herumwandeln, sie nehmen zum Mindesten jede Erzählung, die mit „es war einmal" beginnt, für ein rechtschaffenes, leibhaftiges Märchen, in welchem das gute Princip schon darum siegen muß, weil es eben das gute ist. Ja sie tragen in ein solches Märchen gern etwas von ihrem eigenen Lebenstraum hinein. So hat auch Hausegger sich das Capriccio Hoffmann's auf seine Art zurechtgelegt. Wird bei Letzterem das satirische Hauptmotiv von denen die da ernten, was andere gesäet haben, noch von dem gleichfalls satirisch durchgeführten Nebenthema umspielt, das, ungefähr im Sinne von Goethe's „Bürger-

Digitized by Google

general" und Tieck's „Gestiefeltem Kater" sich gegen die Fanatiker der Aufklärung um jeden Preis wendet, so hat da Hausegger etwas wie den uralten Gegensatz zwischen dem jungen, verträumten, von Sang und Klang erfüllten, auch wohl componirenden Dichtergemüth und dem bitterbösen Schulpedantenthum für sich herausgelesen. Ihm schwebt eine Art Walther Stolzing im Rahmen einer Geisternovelle Hoffmann's vor. Dementsprechend hat er auch den Feenapparat des Dichters auf seine Weise umgemodelt. Die Dame Rosabelverde, die im Originale durch übel angebrachte Gutmüthigkeit den verwachsenen Krüppel Zinnober mit Zaubergaben begnadet und damit die Verwickelung hervorruft, ist bei Hausegger die brave Fee schlechthin, welche das lenkbare Luftschiff für den Theatergebrauch schon längst erfunden hat und die Uebelwollenden dadurch narrt, daß sie sie zwingt, gegen ihren Willen ihre geheimsten Gedanken zu offenbaren. Der Doctor Alpanus dagegen, dem im Märchen die hübsche Aufgabe zufällt, seiner schönen Gevatterin aus Dschinnistan verbindlich nahezulegen, daß Feen übel daran thun, wenn sie ihren natürlichen Wirkungskreis überschreiten: dieser köstliche Ironiker, hinter dessen Maske der seine tiefsinnige Lebensweisheit mit krausem Arabeskenwerk verhüllende Hoffmann selbst hervorlugt, ist im Musikdrama zum bösen Zauberer geworden, der den zopftragenden Vernünftlern die Stange hält. Der Grundgedanke der Novelle ist daher so ziemlich auf den Kopf gestellt. Hätte da Hausegger nicht überhaupt besser daran gethan, für die Personen seiner Handlung andere Namen zu wählen und sich ganz seiner freien Erfindung hinzugeben? Der „Titelheld" Zinnober vollends, den man in der Novelle als Symbol in groteskem Gewande, als ein Mittelding zwischen Abstraction und geistreicher Carricatur recht wohl leiden mag, muß in einer scenischen Behandlung, zumal wenn sie die treibenden Motive stark verallgemeinert, zu einem nahezu überflüssigen, in seinem Reden und Thun ganz unverständlichen Popanz werden, sofern der Zuschauer nicht alle Einzelheiten der Novelle Hoffmann's noch frisch im Gedächtniß hat.

Es geht Hausegger so, wie den meisten jüngeren Wagnerianern von Begabung, welche Musikdramen schreiben. Sie scheitern nicht sowohl deßhalb, weil es mit ihren eigenkräftigen musikalischen Ideen nicht gerade glänzend bestellt, oder weil ihre compositorische Technik eine mehr oder weniger einseitig auf das Orchestrale gerichtete ist. Vielmehr haben ihre Werke darunter am meisten zu leiden, daß ihr dichterisches Vermögen sich meist nur als ein sehr bescheidenes darstellt. Unrecht thut man damit, es ihnen nachdrücklich zum Vorwurf zu machen, daß sie sich des leitmotivischen Aufbaus und des stilisirten Recitativs nicht begeben; sie können dessen ebensowenig entrathen, wie etwa die noch relativ selbständigen Nachfolger Gluck's und Mozart's von der Declamation des Ersteren, vom Ariengerüst und vom kunstvoll ausgebildeten Finale des Letzteren abzusehen im Stande waren. Nicht daß sie sich als vorwiegend anempfindende Musiker, sondern daß sie sich als schwächliche Poeten zeigen, ist für ihr Geschick entscheidend. Positiv ausgedrückt: wären sie stärkere Dichter, so würde ihnen auch die musikalische Erfindung reichlicher zuströmen. Denn diese quillt um so üppiger, in je höherem Grade es dem Componisten verliehen ist, sich mit dem poetischen Gehalt einer gefühlsgesättigten Situation zu durchdringen, ihn bis zum Grunde seiner verborgensten Rinnsale auszuschöpfen. Es ist, wie es scheint, immer noch nicht scharf genug betont worden, daß die Hauptaufgabe eines da Ponte und Schikaneder darin bestand, Mozart die dichterischen Empfindungen von den Lippen abzulesen, um sie mit weniger Kunst als geübter Fertigkeit in leidlich wohlklingende und theatergemäße Reime zu bringen. Die Charaktere haben sich Mozart wie Wagner geformt. Aber die Bühnenfiguren unserer jungen Neudeutschen sind eben keine Charaktere, sondern musikdramatische Schablonen. Sie haben nur einen anderen äußeren Contour als die Opernschablonen. Die Seele fehlte und fehlt den einen und den anderen. Ohne Seele aber keine innerlich ansetzenden, und innerlich, also vornehmlich auf echt musikalischem Wege auszutragenden Conflikte. Und ohne Conflikte kein Theater.

Das Dichten läßt sich nun freilich ebensowenig in Seminarien für Literaturgeschichte erlernen, als das Componiren in den Hochschulklassen für musikhistorische Ausbildung. Aber das Dichten fängt mit dem Jung-Sein an: „der Lenz, der sang für sie," sagt Hans Sachs. Und es stärkt sich dann mit dem sich Jung-Erhalten. Jung fühlen, heißt Stimmung in sich tragen. Zusammengefaßte, verdichtete Stimmung giebt dann dichterisches Anschauen, das, um sich als etwas Eigenes aussprechen zu können, immer ein Erleben sein muß. Wer durch den Wald geht und nur die Blätter aus den Gedichten Eichendorff's und Lenau's rauschen hört, der mag ein feines Talent zum musikalischen Zuhören haben, das auch nicht allzuhäufig anzutreffen ist und darum nicht unterschätzt werden soll. Doch ein Dichter ist er deshalb noch nicht. Wem jedoch der Waldgang zum eigenen Erlebniß wird, wem Baum und Blume, Berg und See mit stillberedter Frage nahetreten und Antwort in einer Sprache heischen, die nicht mehr die des Alltags sein kann, die zu rhythmisch beschwingter, von stärkerem und schnellerem Herzschlag durchbebter Rede drängt: dem ist's wohl gegeben, ein Stück Natur und Menschheitsempfinden in künstlerisch zusammenschließender Darstellung zu potenziren. Vielleicht ist er nur erst der Poet, der Tondichter der Situation, vielleicht wird er niemals der der Charaktere werden. Aber aus liebevoller, wie unter dem Zwange eines übermächtigen Wunders erfolgender Hingabe an die Situation erschließt sich die Erkenntniß des ganzen Menschen, wie er im Drama kämpfend und leidend, als Unseliger und als Beglückter sich offenbaren soll. Gleichsam von einer centralen Lichtquelle breiten sich dann Strahlen aus, welche die Entwickelungsgeschichte der Seele, die Dialoge der Tage ihres Ringens und Werdens erhellen und enthüllen. Unter diesen Ein- und Tiefblicken regt sich das Dämonische des individuellen Schaffens, wachsen Lust und Kraft zu eigenartigem, dramatischem Gestalten auf, im verständnißreichen, von besonnener Prüfung begleiteten Mit- und Nacherleben fremder, bedeutender und bewegender Geschicke, in weitaushallendem Mitklingen der Saiten des eigenen Inneren.

Darum gehört unser Hoffen den Jungen, denen man es anfühlen darf, daß sie in der Morgenfrische eines noch nicht anwelkenden Empfindens sich dem Ideal, wie es ihnen im dichterisch verklärten scenischen Bilde vorschwebt, willig, mit ungetheiltem Herzen hingeben — selbst wenn dieses Bild nur der Wiederschein dessen ist, was ein Größerer in wundersamer Zwiesprach mit seinem Genius einst erschaut hat. So sei auch der Componist des „Zinnober" im Kreise derer willkommen geheißen, die den Vorzug haben, daß sie mit Talent irren. Möge er sich immerhin seinen Glauben an gute Feen und böse Zauberer erhalten: die Welt der Kunst ist nichts als ein großes, unendlich vielfarbiges Märchen — und wer in ihr Ehrenbürger werden möchte, dem darf vor Allem die naive Treue gegen den „Gott, der ihm im Busen wohnet" nicht abhanden kommen. Sonst bleibt er dem Spiele wechselnder Tage und Winde hilflos preisgegeben. Aber auch dessen sei der junge, begabte Musiker eingedenk, daß die Feen Niemand helfen, der sich nicht selbst hilft. Möchte er sich durch den sehr freundlichen Empfang nicht beirren lassen, den sein Werk im fortschrittsfreudigen München gefunden hat. Der Beifall galt nicht seiner in sich noch recht widerspruchsvollen, in der dramatischen Anlage, im musikalisch-thematischen Aufbau, selbst in der Behandlung des Orchesters noch nicht hinreichend durchgearbeiteten Leistung, sondern seiner unzweideutigen künstlerischen Ehrlichkeit. Letztere läßt sich ja heutzutage nur den Wenigsten nachrühmen. Wer aber wohlfeile „Effecte" vermeidet, der hat darum allein noch keinen Anspruch darauf, zu denen gezählt zu werden,

Digitized by Google

auf die zu rechnen ist. Er muß noch erweisen, daß er auch im Stande sei, in persönlichem ausgeglichenem Können begründete und dauernde Wirkungen hervorzurufen. Er muß seine scenische Technik vertiefen und bereichern. Er muß seinen Humor abschäumen und seine Lyrik in eigenen Weisen singen lassen. Er muß vor Allem den Menschen näher treten und Klarheit darüber gewinnen, daß es ja zweifellos ersprießlich und erquicklich sei, Welt und Dichtung unter den Gesichtspunkten Hans Sachs'scher Lebensreife zu betrachten, daß aber ein jeder Künstler darnach zu streben habe, ein Psycholog auf eigene Faust zu werden. Anempfundene Weltauffassung verstimmt den nachdenklichen Hörer oft mehr, als eine allzu wahllos übernommene Harmonik und Instrumentirung. Bisher sind, im besten Falle, die componirenden Wagnerianer deßhalb große Wunderkinder geblieben, weil sie Alles durchstudirt haben — außer ihren Mitgeschöpfen von Fleisch und Blut. Sie sollten — und das gilt auch vornehmlich für Hausegger — am Besten für Zeit und Weile die Freundschaft und Vetterschaft gänzlich meiden, innerhalb deren sich Ideen und Gespräche Tag und Nacht unausgesetzt um einen überragenden Hochmeister der Kunst drehen. Nicht Wagner und nicht Mozart werden die besten Lehrer und Berather der wahren Zukunftscomponisten sein, sondern die Natur und die Menschen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Nothhelfer.

Von E. Würthmann.

Im Kalender war ein St. Wikduß nicht zu finden, es hätte denn ein scharfsichtiges Auge ihn am 15. Juni als St. Vitus ausgespürt. Ob er indeß unter diesem seinem wahren Namen wirklich den Heiligen beigesellt war, welche die Thürnische des Seiteneinganges zur Kathedrale füllten, bleibt fraglich. Sie drängten sich in halberhabener Bildhauerarbeit in der Wölbung, Einer hinter dem Andern, St. Wikduß war der letzte in der Reihe und, durch das Attribut seines Vormannes am Raum beengt, dem mittelalterlichen Künstler ziemlich kurz gerathen, der Kopf dagegen im Verhältniß zu groß. Vielleicht hatte ihn darum die Mutter dem Kleinen als seinen Namenspatron bezeichnet, als er diesen unter der seligen Schaar gezeigt haben wollte. Veitl's äußere Erscheinung wurde vom selben Schönheitsfehler beeinträchtigt, im Hinblick worauf und den überhaupt etwas absonderlich geformten Kopf — „die Greti hat sich gar so viel geschnürt zu selbiger Zeit," pflegte die Ahndl die Mißbildung zu erklären — der Dorfbader ihrem Enkel ehedem ein vorzeitiges Ende prophezeit hatte. Das natürliche Wachsthum des Körpers schien jedoch das Verhältniß zwischen Haupt und Rumpf allmälig ausgleichen zu wollen, und ohne seine bleiche Gesichtsfarbe, welche die Ahndl dem nämlichen bedauerlichen Umstand zuschrieb, wäre Veitl mit den großen erschreckten braunen Augen und dem hellen Flachskopf ein ganz hübsches Kind zu nennen gewesen. Augen und Haar waren Erbstücke von der Mutter — der schönen Greti, wie sie daheim geheißen, der belle Marguerite, zu der sie im Reichsland umgetauft worden war.

Vom Vater hatte er sein Erbtheil in baarem Gelde erhalten, vor Kurzem erst, als derselbe ein Ende gemacht. Nicht das meist unfreiwillige, keinem vorenthaltene, ob reich ob arm, sondern jenes nur bevorzugten Sterblichen ermöglichte, die unter Jugendthorheiten einen dicken Schlußstrich ziehen und von deren Consequenzen mit klingender Münze sich loskaufen können: er hatte sich mit einem vornehmen jungen Mädchen verlobt, das in jeder Hinsicht für ihn passend war.

In Veitl's kurzem Dasein brach damit der dritte Abschnitt an. Der erste im oberbayerischen Gebirgsdorf hatte mit der Ahndl Tod seinen Abschluß gefunden, als die schöne Greti den Sohn zu sich geholt in die Fremde, wo er lange Keinen verstand, sie mochten französisch reden oder deutsch. Er war nur froh gewesen, als er an der Kirchenpforte St. Wikduß fand. So war doch einer da, den er von früher kannte, sein Patron, dessen unverkürzten Namen ihm die Ahndl freilich nur beigelegt, falls er eine kindliche Missethat begangen, oder sie sonst grämlich gestimmt worden war. Wenn er nun zur Schule schritt oder einen anderen mißlichen Gang that — der schwer zu befriedigenden Mutter etwa einen Einkauf besorgen mußte — nahm er seinen Weg an der Kathedrale vorüber und strich im Vorbeigehen mit der Hand St. Wikduß ehrerbietig über den steinernen Rock, Beistand erflehend, weil der Heilige solch mächtiger Fürbitter war, solch großer Helfer aus der Noth. In Veitl's nicht ganz regelrecht gestaltetem Kopf mochte wohl auch von innen Manches verschoben sein.

Sobald erst das Verwirrende des jähen Wechsels sich gelöst, und er in der neuen Umgebung einigermaßen sich zurechtgefunden, hatte es ihm darin nicht schlecht behagt, besonders im Burschenzimmer des Herrn Rittmeisters in der Beletage, wo er helfen durfte, die Reitstiefeln abbürsten, das Putzzeug herbeitragen oder sonstige Handlangerdienste thun.

Bald aber sollte dieses anspruchslose Paradies sich ihm verschließen. Die schöne Greti mußte ausziehen aus ihrer Wohnung im dritten Stock, der Herr Rittmeister hatte es ihr nach seiner Rückkehr aus dem Osterurlaub sofort eröffnet. Er hatte den Urlaub bei seinen Eltern zugebracht, die ihm das passende junge Mädchen ausgesucht. In drei Monaten sollte die Hochzeit sein, da ging es schlechterdings nicht an, daß la belle Marguerite noch länger in einem Hause mit ihm wohnte. Greti hatte geweint und geraft, und das Geld, das den Umzug bestreiten sollte, wüthend auf den Boden geschleudert. Als sie aber allein geblieben, war sie einem vermißten Zweimarckstück unter alle Möbel nachgekrochen, wobei sie Veitl, der bei dem Auftritt seine erschreckten braunen Augen banger aufgerissen hatte denn je, ärgerlich aus dem Wege gestoßen, und war dann gegangen, sich einen neuen Strohhut zu kaufen, den weißen im Schaufenster mit dem nickenden, blaßblauen Federbusch. Der mütterliche Puff hatte nicht sonderlich geschmerzt — die Großmutter, wenn sie hochdeutsch Wikduß sagte, hatte auch keine leichte Hand besessen — was Veitl zu Herzen ging, war die Trennung vom Gönner in der Burschenstube, der ihm ein Stück Papier auf die Wunde klebte, wenn der Schützling sich geschnitten oder gerissen hatte in scherzhafter Laune oder ihn nach seinem Vater zu fragen liebte, um mit verschmitztem Lächeln die stets gleiche Antwort entgegen zu nehmen: „Den hab' ich eh' nit kennt." —

Die Mutter war getröstet heimgekommen. Unter einem weißen Hut mit himmelblauem Federschmuck sieht sich die Welt ganz anders an, um so mehr falls der neue Kauf so vortheilhaft zu Gesicht steht, wie die Blicke der Vorübergehenden es deutlich zu erkennen gegeben hatten. Die schwarzen Augen des Sergeanten, mit dem sie unterwegs zusammengetroffen und ein längeres Zwiegespräch gehalten, hatten sich bewundernd förmlich in die ihrigen gebohrt. Und mancherlei Gedanken keimen im Schatten eines solchen Hutes, die bald eine greifbarere Gestalt annahmen, ungeachtet der zweifelhaften Bedenken des Herrn Rittmeisters. Diese wurden von Greti einer lächerlichen nachträglichen Eifersucht zugeschrieben, denn der Sergeant war ein stattlicher Mann, weit hübscher als der ihn abfällig beurtheilende Officier. Von diesem Gesichtspunkt aus fanden des Rittmeisters Aeußerungen über den rohgewaltthätigen Charakter, das tückische Wesen des Sergeanten ihre natürliche beruhigende Erklärung. Die Erinnerung an den Knaben, dessen Loos unter dieses Stiefvaters Oberherrschaft ein beklagenswerthes sein werde, wies Greti mit der schlagfertigen Antwort zurück: „Er giebt ihm wenigstens einen Namen," worauf der Herr Rittmeister sich auf die Lippen biß und schwieg. Im Grunde konnte es ihm nur angenehm sein, wenn la belle Marguerite verheirathet war, ehe er selbst seine junge Frau in die Stadt brachte, sehr angenehm, denn Greti hatte einen erregbar eigensinnigen Kopf. Ein Glück, daß seine Verlobte solch fügsamen Charakter haben sollte, wenigstens nach seiner Mutter Versicherung, denn er hatte die Erkorene nur einige Male gesehen, doch klangen ihre Briefe recht verständig. Im Uebrigen nahm er sich vor, die Hälfte der Summe, die zu opfern er sich vorgesetzt, dem Knaben sicher zu stellen, sie nicht bedingungslos der Mutter zu überantworten, wie er gesonnen gewesen. Er hatte doch auch Pflichten dem Veitl gegenüber, nicht umsonst hatte Greti's spöttischer Hinweis ihn daran gemahnt. Starb das Kind, dann mochte die Mutter Erbin sein, er wollte nichts mehr von dem Geld zurück, er war von je ein nobler Mensch gewesen.

So hatte Veitl ein väterliches Erbtheil bekommen und einen neuen Anzug dazu, worin er bei der Mutter Hochzeit glänzen durfte. Auch hätte er jetzt des Burschen anzügliche Frage nach seinem Vater endgiltig beantworten können, denn Greti's Gatte hatte ihren Sohn als den seinigen anerkannt. Gleichwohl schlug des so Begünstigten Herz unbehaglich unter dem neuen Rock, als er so am Hochzeitsabend seinem künftigen Heim zuschritt. Die anderen Gäste hatten noch an keinen Aufbruch gedacht, sie fingen erst zu tanzen an.

Wenn nur der schwarze Spitz nicht wäre, der unter der Hausthüre zu liegen pflegte und immer bedrohlich anknurrte, sowie Veitl Miene machte, sich scheu an ihm vorbeizudrücken. Dann war da noch die Frau, „Coserrsch" geheißen, bei der er den Schlüssel zur versperrten Wohnung holen sollte. Sie hatte am Samstag ihren großen Wasserkübel so wuchtig hinter ihm in den Hausgang geschüttet, als sollte die schwärzliche Fluth mit dem Wochenschmutz auch Veitl für immer von der Erde schwemmen. Das hatte die Concièrge gethan mit den stechenden Augen, die er fast mehr noch fürchtete als die seines neuen Vaters, so sehr beinah wie das Ungethüm, das unter dem Dach der Kathedrale hervor zähnefletschend in seine Kammer sah. Es konnte doch der Teufel sein. Auf dem Kirchhof daheim, wo sie die Ahndl eingegraben, war an die Mauer eine arme Seele angemalt, nach der der Teufel seine gierigen Klauen streckte, der fletschte ebenso die Zähne. Und zu St. Wikduß, dem Helfer in der Noth, war ihm seit Tagen der Weg versperrt. An der Kathedrale wurde nämlich gebaut, das Dach ausgeflickt, und hohe Leitern und Gerüste versteckten den von den Heiligen bewachten

Digitized by Google

Eingang. Gewohnheitsmäßig nahm er dennoch seinen Weg an der Längsseite des gebietenden Gotteshauses hin, um es trostreich inne zu werden, daß die Leitern und hohen Stangen von seinem Patron und dessen seligen Gefährten weg und ein gutes Stück weiter hinunter gerückt worden waren. Der Eingang war damit frei gegeben, falls nicht die rechts und links daran aufgerichteten Bretter den Zutritt verwehren sollten. Näher herzugekommen, nahm er auch die Tafel mit der Inschrift: „Geschlossen" wahr. Sie scheuchte Veitl nicht zurück. Rasch lief er über die Straße hinüber und Hülfe suchend klammerten sich seine Finger an des Heiligen steinerne Falten.

Ein prasselndes Geräusch vom Dach herunter, erschrockene Rufe der Vorübergehenden, und regungslos sank die kleine Gestalt mit dem schier zu großen Kopfe zu St. Vitus' Füßen nieder, von einem herabgefallenen schweren Ziegelstück getroffen. Bewußtlos trugen sie den Knaben um die Ecke in sein neues Heim — die Hausmeisterin war unter den Herzugeeilten gewesen, welche die Kunde von dem Unfall neugierbeflügelten Schrittes herzugeführt, und hatte den Verunglückten erkannt.

Da lag er nun auf dem schmalen Bett, indeß die Gefürchtete nach einem Arzt und in das Wirthshaus nach den Eltern lief. Es dunkelte schon in der Kammer, obgleich draußen die Sonne sich erst zur Rüste neigte, und die Rückseite der Kathedrale warf ihren mächtigen Schatten über das Haus. Von dort herüber grinste zum schmalen schiefen Fenster herein die verzerrte Fratze des gothischen Wasserspeiers. Veitl sah seine höhnische Grimasse nicht, noch wurde er seines Stiefvaters lauernde Blicke gewahr, die gierig spähten, ob noch Leben in dem zu Beerbenden sei, während Greti, vom reichlich genossenen Wein und den Aufregungen des Tages betäubt, mit herabhängenden Armen, verwirrten Auges auf dem Stuhl am Bette saß.

Ehe der erste Sonnenstrahl am frühen Sommermorgen sich in die Kammer stahl, war Veitl unbewußt über die Grenze geglitten, welche das Leben scheidet von dem Tod. Nur flüchtig war der Sonnenblick gewesen, denn die Kammer ging nach Norden, dann legte er sich voll und leuchtend auf die Ostseite der Kirche, wo er die Heiligen in der Thürnische aufsuchte und verklärend ihre andachtsvoll geneigten Häupter streifte. Des heiligen Nothhelfers kleine Gestalt aber, die ganz außen stand, übergoß er völlig mit goldenem Lichte und wand ihm die hellste Strahlenkrone um den fast zu schweren Kopf, — ihm, des todten Veitl's mächtigem Fürbitter, seinem Helfer aus aller Noth.

Aus der Hauptstadt.

Mariannens Ring.

Anno 1893, im heißen Wahlwonnemonat, als Held Caprivi sich anschickte, der störrigen Fronde Ostelbiens den Hals umzudrehen und statt ihrer versehentlich den gehätschelten Liberalismus zerquetschte, an einem durstigen Abend dieses unvergeßlichen Weinjahres erzählte uns der greise Wartburgcommandant eine nachdenkliche Geschichte. Junker Wilhelm hatte von der holdseligen Marianne den üblichen Ring geschenkt bekommen, ihn aber in jugendlichem Leichtsinn auf einer Wanderung zu Berg verloren und dadurch Schön-Mariannens Gunst verloren, die seine verzeihliche Nachlässigkeit für den Beweis unerhörter Charakterschwäche und Liebllosigkeit oder für ein böses Omen hielt. Vielleicht hatte sie auch, fügte der kluge Menschinnenkenner hinzu, schon einen Andern an der Hand und war froh, Junker Wilhelm unter passendem Vorwande fortschicken zu können. Wilhelm, dem noch die Wertherzeit in allen Gliedern spukte, nahm sich die Sache zu Herzen, zog sich eine Lehre daraus und heirathete gar nicht. Lange, lange Zeit darauf kam er abermals des Weges gefahren, auf dem er den Ring und Marianne verloren hatte. Ganz zufällig trieb ihn die Neugier, sich einen Felsspalt in der Nähe genauer anzusehen, und er war gerechterweise erstaunt, als er einen üppigen Busch darin erblickte, der Mariannens Ringlein oben auf dem schlanken Stamme trug. Der Busch hatte das Kleinod treu bewahrt und dem Verlierer ordnungsmäßig wieder abgeliefert, Marianne freilich, die derweil ein betagtes, fettes und töchtergesegnetes Frauchen geworden war, konnte er ihm nicht zurückgeben. Ob Herr Wilhelm darob in verspätete Thränen ausbrach oder sein Mißgeschick mit jener männlichen Festigkeit ertrug, die das Dämlein einst an ihm vermißt hatte, das berichtete der Erzähler nicht. Er überließ es vielmehr uns anderen, das Gespräch fortzusetzen, und seine Augen und sein Herz vertieften sich in die liebliche Landschaft, die jetzt im goldenen Dämmer des Abendlichtes anmuthete, wie ein Gedanke Wolfgang Goethe's. Uns Jüngeren und Ungeweihten, auf deren Haupt die Hände des Olympiers nicht segnend geruht halten, war weniger tempelfromm zu Sinn, und unsere muntere Unterhaltung sprang über zu Karl Alexander, dem Herrn des Thüringerlandes. Die heute von ihm sprachen, waren keine Holzfäller vom Rennstieg und keine alten Weiblein, die Brennnesseln suchen gingen für ihre Gänse. Aber wie sie sangen auch diese Männer im Wartburggarten das ehrliche Lob ihres alten Fürsten. Und mit besonderer Andacht ward hervorgehoben, daß er beim deutschen Einigungswerke den schon müde liegen gebliebenen Stein wieder in's Rollen gebracht habe und daß er alleweil ein wahrhaft constitutioneller Fürst gewesen sei. Nebenher auch ein Freund der Künste, ein echter Sohn Alt-Weimars. Doch das bemerkten die Herren, wie gesagt, nur nebenher.

Karl Alexander hat heuer am 24. Juni, am Tage der Stichwahlen, seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert, wie Wilhelm II. am Tage vor den Hauptwahlen sein zehnjähriges Regierungsjubiläum. Dem Thüringerfürsten hat kein wagemuthiger Verleger ein reich geschmücktes Prachtwerk überreicht, worin seine Herrscherthaten und Herrschertalente gebührende Würdigung fanden. Man unterließ es wohl, weil die Stirn eines Mannes, den Deutschlands größte Söhne, Goethe und Bismarck, gesegnet haben, der Verklärung nicht mehr bedarf. Wie seine Kindheit die königliche Kunst des Frankfurter Bürgersohnes schmückte und adelte, so umglänzt sein Alter die Freundschaft des greisen Junkers im Sachsenwalde, dem er Treue hielt auch in den bösen Tagen des Reußbriefes. Neben Wolfgang Goethe und Otto Bismarck, Dank ihnen schreitet er in die Zukunft hinein. Der Gegenwart aber schildert Wesen und Wirken dieses gefürsteten Mannes seine traumhaft stille Kunstresidenz; die Popularität, die er so bei den Jenenser Studenten wie bei seinen Bauern und den Fabrikarbeitern in der Ruhle genießt, schildert ihn. „Daß in Wäldern noch so groß ich mein Haupt darf kühnlich legen jedem Unterthan in Schooß." Mariannens Ring ist ihm nie verloren gegangen.

Während man ihm Lichter anzündete und Commerse feierte, meldete der Telegraph nach Berlin die Ergebnisse der 180 Stichwahlen, die dies Mal nöthig geworden waren. Und als der stellvertretende Wahlminister die Stimmen gezählt und auf seiner Schiefertafel das Facit gezogen hatte, ergab sich, daß alles beim Alten geblieben war. Wieder einmal hatte die Stichwahlmogelei den Willen des Volkes gründlich gefälscht und in's Gegentheil verkehrt. Mit dem schwindsüchtigen Surrogatliberalismus des deutschen Freisinns hatte der 16. Juni erfrischend aufgeräumt. Aber seine Erben verstanden ihre Zeit nicht Statt dem armen Phtisiker, der seit 1887 nicht mehr leben oder sterben kann, den Gnadenstoß zu versetzen, haben die Ganzklugen rechts und links ihm neue Krücken geschnitzt und die letzte Kraft angewandt, dem lieben Kranken auf weitere fünf Jahre ein Siechendasein zu sichern. In dem politischen und wirthschaftlichen Kampfe, der uns bevorsteht und der darüber entscheiden wird, ob das zwanzigste Jahrhundert zahllose glückliche, selbstständige Existenzen oder einen verzopften und verfilzten Fabrikarbeiter- und Beamtenstaat sehen soll, in diesem ernsten Ringen ist der Freisinn ein todtes Gewicht. Die Schaaren, die sich noch unter seinem verblaßten Banner sammeln, folgen einem mühsam auf's Pferd gebundenen Leichnam, der sich vom Cid schon dadurch unterscheidet, daß er es zeitlebens liebte, sich nicht nur gelegentlich, sondern beständig rückwärts zu concentriren. Die Parteien der deutschen Zukunft, die um das Löwenfell zu würfeln haben, sind die agrarisch-mittelständischen Conservativen, das Centrum und die Gefolgschaft des Herrn Singer. Von ihrer Feigheit, die vor der Entscheidung zurückbebt und die unvermeidliche wenigstens so lange wie möglich hinausschiebt, profitirt der bankbrüchige Freisinn. Die drei Großen sehen diese Pufferfraction, die bestimmt ist, die ihnen zugedachten Schläge aufzufangen, nicht ungern, so bitter sie sie auch in den zwischen den Wahltagen liegenden Jahren schmälen. Und sie vergessen nur, daß sie durch diese Rückenstärkung und künstliche Aufpäpplung eines Lebensunfähigen die ökonomische Gesundung Deutschlands auf Decennien hinaus hindern. Ja, mehr noch. Mit Ausnahme der Socialdemokratie sündigen sie dadurch auch gegen ihre ureigensten fractionellen Interessen.

Herr Lieber von Montabaur sah und sieht nicht hinweg über die Nußbäume der reizenden Gegend, denen er den heilkräftigsten Bestandtheil seines Gesundheitsthees verdankt. Er wiegt sich selbstgefällig in der Thorenphrase von der „regierenden Partei", die ihm die Miquel-Officiösen zu guter Stunde in den Mund gelegt haben; er schmeckt den Hamen gar nicht, an dem er hängt. Aber es sind weise Männer unter den 103, die ihm anhängen, Rampollaköpfe. Und sie wissen, daß ein Hinauszögern der letzten Schlacht nur den Erfolg haben wird, das jetzt so mächtige Centrum aus den Calcüls der Zukunftspolitiker fortzuwischen. Von welcher Seite die nächste Gefahr droht, zeigt ein Mal die Zunahme der bauernbündlerischen Stimmen, das Erscheinen des Bundes der Landwirthe in der Pfalz, und dann das unerhörte Wachsthum des Socialismus in den verstocktesten Centrumsbezirken von Oberschlesien. Der Verlust zweier Wahlkreise hing hier an einigen Frauenhaaren, deren Besitzerinnen noch rechtzeitig ihre Ehemänner für die Beichtstuhl-Politik gewinnen konnten. Mögen die Kapläne, die nicht wachsam genug gewesen sind, auch dafür Sorge tragen, daß bei nächster Gelegenheit keine rothen Zettel mehr in den Urnen von Kattowitz und Beuthen zu finden sind — die Empörung wird an andern Orten und mit größerem Erfolge auflodern. Fast ebenso wenig Ursache wie das Centrum haben die Conservativen zur Verschleierung der Sachlage. Ob ein Freisinniger oder ein Bebelianer bei Erörterung der Handelsvertragsfrage den deutschen Bauernstand zu ruiniren trachtet, bleibt sich im Effect gleich. Die Socialdemokratie ist hier sogar das kleinere Uebel. Sie hüllt sich wenigstens einstweilen nicht in den Mantel des Patriotismus; sie giebt sich, sobald die Wählerei mit ihrem unvermeidlichen Schwindel vorüber ist, ganz offen als die Verderberin und macht zum mindesten die gutgesinnten Tölpel, die jetzt mit der Opposition laufen, stutzig. Der Marasmus des Freisinns dagegen, der mit seiner noch immer starken Pfennig-Presse die Gemüther der Kleinen benebelt und in Banden hält, kann ihnen allein dadurch klar

Digitized by Google

gemacht werden, daß man seinen beiden Gruppen so gut wie kein Mandat im Reichstage mehr läßt. Was hat im Vergleich mit der inneren Gefahr, die die verderbliche Schonung des Freisinns heraufbeschwört, die Befürchtung einiger sentimentaler Leitartikelschreiber zu bedeuten, vom Ausland könnte das Erscheinen einiger achtzig Socialisten als ein Beweis für die Zerrüttung der deutschen Verhältnisse angesehen werden? Das Ausland hat seine eigenen rothen Gespenster, und das vor wenigen Jahren abgebrannte Oberfeuerwerk, der Vorfall in Deutsch-Eylau machen ihm unvergleichlich mehr Vergnügen und mehr Hoffnung auf die Zersetzung des Reiches als achtzig oder auch hundertsechzig Socialdemokraten. Es liegt auf der Hand: die conservativen Parteien sowohl wie das Centrum haben leichtfertig Mariannens Ring in den Felsabgrund fallen lassen, und Niemand weiß, ob und wann sie ihn wieder finden werden.

Nur die Socialdemokratie hat ein dringendes Fractionsinteresse daran, Richter und Rickert in ihren zerschundenen Rüstungen der Arena zu erhalten. Sie trat aus wohlerwogenen taktischen Gründen für den senilen Freisinn ein. So lange er sein Scheinleben noch fortführt und ihre Oppositionsgeschäfte besorgt, darf sie getrost die Unentwegte spielen und ihren Wählern vorgaukeln, der parlamentarische Kampf mit so vielen gefährlichen Widersachern nehme ihre Kräfte vollends in Anspruch, hindere sie also an wirklichen Thaten, an der Erreichung wirklicher Vortheile für ihre Schützlinge. Es ist betrübend, daß die sogenannten staatserhaltenden Parteien dieser grobkörnigen Kriegslist noch Vorschub geleistet haben.

Hat der 24. Juni das Wahlergebniß heillos verwässert und verwirrt, so ist uns dafür von dem Hauptwahltage ein um so schönererS, klareres Präparat geliefert worden. Ob Kiautschau, ob die Flottenvermehrung, ob dann das klug bedachte tiefe Schweigen des Ministeriums, das keine Gereiztheit während der todtenstillen Wahlperiode aufkommen ließ, ob all' die feinen Miquelkünste die Nation dem kaiserlichen Regimente günstiger gestimmt hatten — so stand die Frage. Jedermann im Volke war sich darüber klar, daß Wilhelm II. Herrscher und Reichskanzler zugleich ist, und allein über seine Politik beurtheilten die Zettel, die man in die Urne legen ließ. Stimmte die Wählerschaft den Ideen des Kaisers freudig bei, die auf ein größeres Deutschland hinzielen, verwarf sie sie grundsätzlich und unerbittlich, oder entschied sie sich dahin, daß die wirthschaftliche Befreiung der erwerbthätigen Stände, die Vorbedingung aller Pläne von deutscher Allmacht wären? Die Stimmenzahlen geben allen Fragen unumwunden Antwort. Sie mögen den Monarchen, der die Volksmeinung nicht genau kennt, enttäuscht, und besonders das riesenhafte Anschwellen der socialdemokrati[illegible] dem so [illegible] eudosocialdemokratischen Bewegung mag ihn em[illegible] itte [illegible]. Hoffte er doch, mit ihr allein fertig werden [illegible] in ist die Entscheidung so ungünstig n[illegible] Beobachter noch vor Kurzem besorgen n[illegible] erdanken der Kaiser und seine Regierung [illegible] schwer verketzerten Agrardemagogie, die [illegible] Frage aufwarf und so Hunderttausende von W[illegible] lichen Dilemma bewahrte, Ja ja oder Nein nein[illegible]

Von diesen Hunderttausend[illegible] mancher Wahlüberraschung geht das klar hervor, di[illegible] ust wohl leicht für das Nein nein entschlossen. Zu [illegible] n Erscheinungen der Wahl von 1898 gehört die, daß [illegible] ocialen Reformparteien sämmtlich Fiasco gemacht haben, [illegible] ntimonarchische Singerei gewaltig mit jähem Ruck in die [illegible] Das zeigt deutlicher als alle Mahnrufe einsamer Prediger [illegible] te die hoffnungslose Verbitterung der städtischen Massen a[illegible] e Besserung ihrer Lage nur vom Radicalismus sans phrase er[illegible] Und das unaufhörliche Gerede einiger Halbnarren vom Staatsstre[illegible] weit schlimmer und verhängnißvoller ist als der Staatsstreich s[illegible] thut ein Uebriges, die Wählerschaft argwöhnisch und verstockt zu [illegible] en. Sie wittert hinter jenem Gefasel ernste Absichten und sieht [illegible] paar Rechte bedroht. Daher kommt's, daß mit der umständlichen Ausschlachtung politischer, längst überwundener Fragen die Linke noch immer glänzende Geschäfte macht. Der modernen Politik des Kaisers schaden am meisten ihre tölpelhaften Bewunderer. Auf sie hören heißt ins Verderben gehen. Die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts hängt davon ab, ob das preußische Königthum dem Winke von unten folgen und die Sprache der dunklen Menge verstehen will und kann.

Wilhelm II. trägt den Ring noch am Finger. Schätzt er ihn hoch oder achtet er es wenig, wenn er ihn verliert? Der Reitersmann, von dem der greisenkluge Wartburgcommandant zu erzählen wußte, ist ohne Mariannens Liebe recht passabel glücklich geworden, obgleich er noch mit beiden Beinen in der Wertherzeit steckte. Und die hat doch auf unsere Tage ganz und gar nicht abgefärbt. Es kommt hinzu, daß es mit Zauberringen von jeher eine eigene Sache war. „Der echte Ring, vermuthlich, ging verloren."

Caliban.

Not[illegible].

Zur Entwickelungsgeschichte der Metaphysik Schopenhauer's. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses. Von Dr. **Theodor Lorenz.** (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Diese kleine, aber fleißige und verständige Studie stellt sich die Aufgabe, den ursprünglichen Text der ersten Auflage der Schopenhauer'schen Dissertation vom Jahre 1813 „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" mit dem Standpunkt des „besseren Bewußtseins" zu vergleichen, wie Schopenhauer ihn nach dem Ausweis seiner nachgelassenen Schriften von 1811—1814 einnahm, und die Abweichungen seines späteren Standpunktes von jener Vorstufe seiner Entwickelung festzustellen. Die Schrift ist meines Wissens die erste Veröffentlichung, die den Standpunkt des „besseren Bewußtseins" erörtert. Mir ist sie leider erst nach dem Erscheinen meines Aufsatzes über Schopenhauer in Nr. 21 dieses Blattes zu Gesicht gekommen. Abweichender Ansicht bin ich in Bezug auf das Verhältniß Schopenhauer's zu Bouterwek, Professor in Göttingen, woselbst Schopenhauer von 1809—1811 studierte. Windelband und Ernst Lehmann haben Schopenhauer's Abhängigkeit von Bouterwek behauptet, Hugo Liepmann hält dieselbe für zweifelhaft, W. Wallace und der Verfasser dieser Schrift bestreiten sie. Allerdings ist es ebensowenig nachweisbar, daß Schopenhauer in Göttingen bei Bouterwek, als daß er in Berlin bei Solger Vorlesungen gehört hat. Aber wenn ein Student, der die Philosophie zu seiner Lebensaufgabe gewählt hat, eine Universität für mehrere Semester bezieht, so ist doch kaum anzunehmen, daß er es unterlassen sollte, sich über den Standpunkt der Lehrkräfte dieses Faches zu orientiren, sei es aus ihren zugänglichen Schriften, sei es, indem er als Hörer bei ihnen so lange hospitirt, bis er sich ein Urtheil über den Lehrer gebildet hat. Daß also Schopenhauer den allgemeinen Standpunkt Bouterwek's nicht gekannt haben sollte, der sich mit wenigen Worten kennzeichnen läßt, ist kaum anzunehmen, wohl aber, daß ihn damals entweder der Lehrer oder sein Standpunkt oder Beides nicht angezogen und gefesselt hat. Lorenz behauptet mit Recht, daß Schopenhauer nicht im Jahre 1813 noch das „Ding an sich" hätte für unerkennbar erklären können, wenn er es mit Bouterwek's „Kraft" gleichgesetzt hätte; er schließt aber mit Unrecht daraus, daß er die Letztere nicht gekannt haben könne. Ich meine, daß Schopenhauer bis zu seinem Uebergang zur Willensmetaphysik den Bouterwek'schen Virtualismus ebenso wie den Dynamismus der Kant'schen und Schelling'schen Naturphilosophie im Sinne des transcendentalen Idealismus als bewußtseinsimmanente Erscheinung gedeutet hat, und daß er sich gerade darum von Bouterwek abgestoßen gefühlt hat, weil dieser die gegen einander wirkenden Naturkräfte, die in Schelling's Naturphilosophie bloß subjectiv ideale Erscheinungen sind, als „Ding an sich" auffaßte. Dies schließt aber nicht aus, daß Schopenhauer später, als er nach erfolgtem Uebergang zur Willensmetaphysik dazu gelangte, die Naturkräfte als Willen und Dinge an sich zu behandeln, hierbei bewußt oder unbewußt mit unter dem nachwirkenden Einfluß des Bouterwek'schen Virtualismus gestanden hat, der nun eine ganz andere Bedeutung für ihn annehmen mußte als früher.

E. v. Hartmann.

Neun Monate Gefangenschaft bei Menelik. Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa (März 1896 bis Januar 1897). Von **Giovanni Gamerra.** Aus dem Italienischen übersetzt von **Hedwig Jahn.** (Berlin, Franz Grunert). Der Verfasser war Commandeur des 8. Eingeborenen-Bataillons, das in der Schlacht von Abba Carima vollständig aufgerieben wurde. Er selbst wurde verwundet und gefangen genommen. Die Schilderung der Erlebnisse und Leiden ist mit humorvollen, naiven und gemüthreichen Zügen, sowie interessanten Aufschlüssen über Menelik und sein Land gewürzt und zwingt den Leser in den Bann des liebenswürdigen Erzählers. Der Referent hatte zufällig Gelegenheit, im vergangenen Jahre mit einigen aus der Gefangenschaft zurückkehrenden italienischen Soldaten zu sprechen. Ihre Erzählungen bestätigten ihm die Wahrheit der oft hochdramatischen Schilderungen des wackeren Versaglieri-Majors.

„Redacteur Lynge" von Knut Hamsun. (München, Albert Langen). Ein Roman aus der Journalisten-Welt Christianias, in der auch die Heldin der „Mysterien", die schöne Dagny Kielland eine Rolle spielt, ein kraft-genialisches Werk mit vielen Wunderlichkeiten, aber auch Schönheiten, von der ersten bis zur letzten Seite fesselnd und interessant. Gleichzeitig erscheint bei Langen von Hamsun's „**Hunger**", der vor einigen Jahren unvollständig in Abrahamsohn-Brahm's verunglückter „Freien Bühne" und später als Buch erschien, eine neue Ausgabe, die sich dadurch von der ersten unterscheidet, das Nichts darin ausgelassen ist. So kommt das Werk erst in seiner ganzen drastischen, an Dostojewsky gemahnenden Eigenart zur vollen Geltung. „Hunger" ist, wie bekannt, die Lebensgeschichte des Autors selbst, der Jahre des tiefsten Elendes durchlebte und dem Hungertode nur dadurch entging, daß er auf ein Durchkommen durch künstlerische Production verzichtete und in Amerika sich von der Arbeit seiner Hände ernährte. Er scheint übrigens abermals vis-à-vis de rien angelangt zu sein, wie wir einer Zuschrift des trefflichen Albert Langen entnehmen, dessen „Simplicissimus" einen Aufruf zur Unterstützung des genialen Norwegers erläßt. Wir sind nun zwar der Meinung, daß der Klingelbeutel besser in Skandinavien herumginge, aber da Hamsun auch bei uns viele Verehrer hat, so würde uns eine deutsche Beihülfe nur freuen. Wir theilen daher Langen's Hülferuf für Hamsun gern unseren Lesern mit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst A.W. Andernach in Beuel a. Rhein.

Königl. Bad Oeynhausen

Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Kritische Grundlegung der

Ethik

als positiver Wissens

Von Dr. med. **Wilhelm Ste**

pract. Arzt in Berlin.

474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

Verlag ist erschienen:

Gegenwart.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten eine neue Auflage unserer **Künstler-Enq**

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Register 1872 — 1896.

bis fünfzigster Band.

Nachtrag 1897. Geh. 5 M.

Biographisches Werk ersten Ranges, das gesammte öffentliche, künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für jeden der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement

auf das

III. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 9. Juli 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

I. U. Lib. 25 July '98

Inhalt:

Die österreichische Verfassungskrise. Von Julius Patzelt (Wien). — Gold und Silber. Von Justus Ichenhaeuser. — **Literatur und Kunst.** Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Von Professor Franz Erhardt (Jena) — Giacomo Leopardi. Zu seinem 100. Geburtstage. Von R. Schröder. — Richard Wagner und seine Freunde. Von Georg Sturzenegger. — **Feuilleton.** Ein Todesfall. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Zwei Glas Bier. Von Caliban. — ... Beziehungen. Von Eduard von Hartmann. — Anzeigen.

Die österreichische Verfassungskrise.

Von Julius Patzelt (Wien).

Der österreichische Reichsrath ist am 13. Juni plötzlich vertagt worden, bevor die Sprachendebatte beendet, ein Sprachen-Gesetzausschuß eingesetzt und die Interpellation wegen der Grazer Vorgänge beantwortet worden war. Die Motive der Regierung für die vorzeitige Vertagung des Reichsrathes sind officiell nicht bekannt gegeben worden, allein die bisherige Politik des Grafen Thun läßt darüber keinen Zweifel aufkommen, daß er die österreichischen Abgeordneten so plötzlich nach Hause schickte, um eine weitere Verschärfung der Lage zu vermeiden, d. h. also die Entscheidung in der österreichischen Verfassungsfrage wiederum um Einiges hinauszuschieben.

Man hat den österreichischen Regierungen seit 1879, die sich auf die sogenannte „Rechte" des Abgeordnetenhauses stützten, vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie den föderalistischen Bestrebungen Vorschub geleistet hätten. Mit Unrecht. Eine bureaukratische Regierung, wie sie bisher in Oesterreich traditionell war, kann naturgemäß nur centralistisch sein. Wenn — übrigens nicht erst seit dem Jahre 1879, sondern auch bereits unter dem Ministerium Auersperg II — das centralistische System durchbrochen wurde, so geschah es immer erst nach langem Sträuben der Centralregierung, da auch die kleinste Concession im Sinne der Decentralisirung der Verwaltung in harten Kämpfen abgerungen werden mußte. Und warum zögerte dann Graf Badeni, sich mit der „Rechten" zu identificiren, warum schiebt Graf Thun den Augenblick hinaus, wo er sich nach Links oder Rechts entscheiden müßte? Nur darum, weil jede österreichische Regierung sich scheut, an das centralistische System zu rühren, in dem sie vermöge ihrer bureaukratischen Organisation wurzelt. Im Herzen auf der Seite der centralistischen Minorität sahen sich seit Jahrzehnten die österreichischen Regierungen einer nicht centralistischen Majorität gegenüber. Daraus entstand das bekannte „Fortwursteln", d. h. das Bestreben, durch schwächliche Compromisse die Kluft zwischen Centralismus und Föderalismus zu überbrücken. Länger als ein Jahrzehnt gelang das nothdürftig, bis endlich gerade eine zur Conservirung der gegenwärtigen Verfassung getroffene Maßregel die latente Krise zum Ausbruch brachte. — Es ist bekannt, daß Graf Badeni die Sprachenverordnungen erließ, um die Jungtschechen für die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn, also für die Erhaltung des Dualismus, zu gewinnen, der mit Recht als die stärkste Bastion des centralistischen Gedankens diesseits und jenseits der Leitha gilt. Die Wirkung dieser Sprachenverordnungen sind bekannt. Die Deutschen, auf's Aeußerste gereizt, brachten die parlamentarische Maschine vollständig zum Stillstande, der Ausgleich mit Ungarn harrt heute noch seiner Erneuerung, der Kampf um die Sprachenverordnungen aber hat sich zum Kampfe um die Verfassung ausgewachsen, ja diese selbst ist in ihrer gegenwärtigen Gestalt durch die Obstruction bereits zu einem unbrauchbaren Instrumente geworden. Es heißt, Graf Thun wolle im Laufe des Sommers noch einmal den Versuch machen, die Gegensätze im Rahmen der bestehenden Verfassung zu versöhnen. Der Erfolg ist mehr als zweifelhaft.

Zunächst darf man nicht vergessen, daß die Jungtschechen den Sprachenverordnungen an sich keinen besonderen Werth beimessen, allein sie beharren zähe auf ihnen, weil sie glauben, in ihnen ein Compensationsobject zu besitzen für einen auf föderalistischer Basis zu bewerkstelligenden Ausgleich. Klar und deutlich durchschauten schon unter Badeni die altliberalen Centralisten diese Sachlage. Sie waren darum auch zu einem Compromisse in der Frage der Sprachenverordnungen bereit, in der begründeten Hoffnung, den Jungtschechen damit eine wirksame Waffe gegen das bestehende Centralparlament und die bestehende centralistische Verfassung zu entwinden und dadurch die Entwickelung zum Föderalismus, wenn auch auf Kosten des Deutschthums, für einige Zeit zum Stillstand zu bringen. Allein gerade die heftigsten Gegner der Tschechen, die Deutschradicalen vereitelten ein solches Compromiß. Nur die Schädigung des Deutschthums durch die Sprachenverordnungen im Auge, forderten die Deutschradicalen die bedingungslose Aufhebung der Sprachenverordnungen, und thatsächlich gelang es ihnen auch bei ihrem steigenden Einflusse, einen Ausgleich auf Grund einer Modification der Sprachenverordnungen, wodurch das gegenwärtige Centralparlament wieder flott gemacht worden wäre, zu verhindern. Im Grunde genommen arbeiten also gerade die Deutschradicalen — wenn auch unbewußt — am wirksamsten für die Realisirung der föderalistischen Idee, der beste Beweis, daß diese Entwickelung die natürliche ist, da auch alle zu ihrer Hemmung eingeleiteten Actionen in ihr Gegentheil umschlagen.

Das Verhältniß der deutschnationalen Bewegung zur österreichischen Verfassung ist im Uebrigen so interessant, daß es sich verlohnt, dabei einen Augenblick zu verweilen. Die Redaction der „Gegenwart" war so liebenswürdig, in einer

Digitized by Google

ihrer letzten Nummern mein „Oesterreichisches Jahrbuch 1897" zu erwähnen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie, daß sie den deutschböhmischen Vorkämpfern sympathischer gegenüberstehe als ich, und der Meinung sei, daß „das Deutsche Reich einen uns von Wien trennenden Tschechenstaat unter gar keinen Umständen dulden" werde. Da diese Note leicht zu einer mißverständlichen Auffassung meines Standpunktes hinsichtlich der österreichischen Verfassungsfrage führen könnte, und thatsächlich auch von radicaler Seite mißbraucht worden ist, um mich als Verräther am deutschen Volke hinzustellen, sei mir gestattet, Einiges zur Klarstellung zu sagen.

Wenn ich seit dem Jahre 1886 für die Revision der österreichischen Verfassung im föderalistischen Sinne eintrete, so liegt mir Nichts ferner, als der Gedanke an einen Tschechenstaat, der Wien von Deutschland trennen, d. h. also die Deutschen der Alpenländer von der Masse des deutschen Volkes abschnüren würde. Der Umstand, daß ehedem nur die Tschechen die Föderalisirung Oesterreichs anstrebten, und daß die centralistisch-deutschliberale Presse später zu agitatorischen und zu nichts weniger als deutschen Zwecken den Föderalismus mit der Unterdrückung des Deutschthums identificirte, hat dazu geführt, daß man auch heute noch fast allgemein an die nationale Vernichtung des deutschen Volkes in Oesterreich denkt, sobald man nur das Wort Föderalismus hört. Man vergißt dabei dessen, was sich Alles in und um Oesterreich in den letzten fünfunddreißig Jahren ereignet hat. So lange die Deutschen hoffen konnten, das deutsch-centralistische System in Oesterreich aufrecht zu erhalten, mußten sie naturgemäß jeden Gedanken an eine Aenderung der Verfassung in föderalistischer Richtung ablehnen. Allein, wer glaubt heute noch an die Möglichkeit eines deutschen Centralismus in Oesterreich. Schon unter dem Ministerium Auersperg II bestand er nicht mehr. Die Centralverwaltung war bereits damals nicht mehr deutsch im nationalen Sinne, und wenn zu jener Zeit die deutschnationale Bewegung sich zu regen begann, so war das nichts Anderes, als die Reaction des deutschen Volksbewußtseins auf die sich vollziehende Umwandlung des nationalen deutschen Centralismus in einen bureaukratisch-österreichischen, national indifferenten, der später allerdings mehr und mehr einen Stich in's Polnische erhielt. In dieser fortgesetzten, mit der culturellen und politischen Entwickelung der slavischen Stämme Schritt haltenden Entdeutschung des Centralismus in Oesterreich liegt auch die Erklärung für die sonst räthselhafte Erscheinung, daß seit dem Ende der siebziger Jahre alle Versuche der deutschen Parteien, an der Administration theilzunehmen, an der wachsenden, oppositionell deutschnationalen Bewegung scheiterten, die im Grunde nicht Anderes als der Widerwille des deutschen Volkes in Oesterreich gegen das entdeutschte centralistische System ist. Ohne sich dessen klar bewußt zu werden, hatten die nationalen deutschen Parteien bereits die Hoffnung aufgegeben, sich im Rahmen der bestehenden, centralistischen Verfassung national bethätigen zu können. Die numerische Minorität der Deutschen in Oesterreich war im Laufe der Zeit auch zur politischen Minorität geworden, und dadurch wurden die nationalen Deutschen in dieselbe Gegnerschaft zum Centralismus gedrängt, in der sich ebenfalls aus nationalen Motiven die Tschechen schon lange befanden. Da nun das centralistische System in Oesterreich nur durch fortgesetzte Concessionen auf Kosten der Deutschen an die Slaven für eine Zeit noch aufrecht erhalten werden kann — wie die Cillierfrage zur Zeit der Coalition und die Compromißneigungen der altliberalen Centralisten in der Frage der Sprachenverordnungen beweisen — die Deutschnationalen aber eine solche Politik nicht gut heißen können, kann für sie auch die Conservirung der centralistischen Verfassung kein Interesse mehr haben. Wenn sie aus der Entwickelung der Dinge noch nicht die entsprechende Consequenz gezogen und erkannt haben, daß sie sich in dem Augenblicke, als sie die opfervolle Politik einer Staatspartei aufgaben und dafür die einer nationalen eintauschten, sich zum Staate in genau derselben Lage befanden wie die Tschechen, so liegt das lediglich daran, daß die centralistische Doctrin in der auch fast die ganze gegenwärtige politische deutsche Generation auferzogen ist, noch zu stark nachwirkt, um den Wandlungsproceß, der sich in den national-staatsrechtlichen Anschauungen der Deutschen vollzieht, nicht zu verlangsamen.

So erklärt es sich, daß man unsicher nach allerlei Auswegen aus dem Zusammenbruche des Centralismus herumtastet. Das verfehlte, weil undurchführbare Project der Sonderstellung Galiziens, der Bukowina und Dalmatiens ist an dieser Stelle bereits wiederholt besprochen worden, ebenso die Forderung nach der Zweitheilung Böhmens. Man hat mir, wie ich oben erwähnte, vorgeworfen, daß ich die Errichtung eines Wien von Deutschland trennenden Tschechenstaates propagire. Sehr mit Unrecht, denn gerade in meinem letzterschienenen Buche habe ich die Forderung nach einer Zweitheilung Böhmens darum bekämpft, weil dadurch ein rein tschechisches Verwaltungsgebiet, also ein Tschechenstaat, geschaffen würde. So heißt es mit Bezug darauf auf Seite 162 des „Oesterreichischen Jahrbuches 1897": „Welche verderblichen Folgen die Verwirklichung derart abstruser Projecte für die übrigen Deutschen Oesterreichs nach sich ziehen müßte, kümmert die Deutschböhmen nicht im Geringsten. Sie scheeren sich den Teufel darum, daß ihre „Loosung" z. B. auf Mähren gar nicht anwendbar ist: daß durch die Schaffung eines rein tschechischen Verwaltungsgebietes zwischen die Masse des deutschen Volkes und die Alpenländer ein gefährlicher Keil eingetrieben würde und daß endlich die Zweitheilung Böhmens ein für Steiermark und Kärnten gefährliches und kostspieliges Präcedenz geschaffen würde." Auf Seite 167 endlich heißt es: „Die Sudetenländer in einen organisirten tschechischen centralistischen Staat umzuwandeln, ist eine ebensolche Utopie wie der deutsche Centralismus in Oesterreich."

Es fällt mir nicht ein, in Abrede zu stellen, daß weiten tschechischen Kreisen der Begriff des „böhmischen Staatsrechtes" mit dem eines tschechischen Einheitsstaates zusammenfällt. Klopft man indessen bei jenen jungtschechischen Führern an, die sich über das Verhältniß von Wollen und Können im Klaren sind, dann erhält man eine andere Antwort. Hat übrigens nicht der jungtschechische Abgeordnete Forscht, als er in einer der letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses erklärte, daß die Revision der Verfassung das einzige Mittel sei, den Nationalitätenkampf in Oesterreich zu beenden, offen einbekannt, daß diese Revision nur im Wege eines Compromisses herbeigeführt werden könne? Ein solches Compromiß schließt aber naturgemäß die Idee des tschechischen Einheitsstaates vollständig aus, deren Verwirklichung übrigens — auch darüber geben sich die Führer des tschechischen Volkes wohl keiner Täuschung hin — eine europäische Frage schaffen würde. Leider hindert der demagogische Zug, der der heutigen jungtschechischen Partei aus der Zeit ihrer Entstehung noch immer anhaftet, sie, ihren Wählern die Wahrheit zu sagen und auf Schlagworte zu verzichten, die wohl für die Agitation ihre Dienste thun, eine Verständigung mit den Deutschen aber ungemein erschweren, weil sie in der tschechischen Bevölkerung Hoffnungen auf Unerreichbares erwecken und nähren. Die Angriffe, die von tschechischer Seite gegen den Abgeordneten Prinzen Liechtenstein wegen der von ihm Ende April in der Sprachendebatte gehaltenen großen Rede gerichtet wurden, beweisen jedenfalls, daß die jungtschechische Partei in ihrer Gesammtheit noch nicht den Muth besitzt, ihrer Wählerschaft die Revision der Verfassung auf Grund eines Ausgleiches mit den Deutschen zu empfehlen. Es ist wahr, daß Prinz Liechtenstein mit Entschiedenheit gegen jede sprachliche Vergewaltigung der Deutschen eintrat, allein setzte er sich vielleicht mit seiner föderalistischen Vergangenheit in Widerspruch,

Digitized by Google

wenn er zu den Tschechen gewendet sprach: „Ihr sehnlichster Wunsch, der Leitstern ihrer Politik ist und war die Wiederherstellung des böhmischen Staatsrechtes. Fühlen Sie es denn nicht, daß Sie sich in demselben Maaße von Ihrem eigenen Ziele entfernen, als der nationale Druck, der auf Ihre deutschen Landsleute ausgeübt wird, zunimmt?" — Deutete Prinz Liechtenstein damit nicht bereits die Grundzüge eines ehrlichen, Deutsche und Tschechen befriedigenden Ausgleiches an? Und äußerte sich der Prinz nicht noch präciser, als er einige Tage darauf in einer Wählerversammlung auf die Angriffe des Abgeordneten Pacak erwidernd erklärte: „So lange die föderalistische Idee nur als Vorwand zur Unterdrückung einer deutschen Landesmajorität dient, haben wir Deutsche die Pflicht, uns ihr zu widersetzen. Erst sollen die Tschechen sich gerecht gegen die deutschen Landesbewohner erweisen, ihnen das Curiatvotum zuerkennen, die nationale Eintheilung der Gerichte und Aemter einräumen und den nationalen Frieden in Böhmen wieder herstellen. Dann wollen wir mit ihnen über solche Fragen weiter reden. Wir Wiener müssen ja ein gewisses Mißtrauen gegen Projecte hegen, die durch Decentralisation der Reichshauptstadt materiellen Nachtheil bringen können. Es ist freilich nicht möglich, daß die politische Lage so weit sich verändert, daß wir Deutsche auch in dieser Frage aus nationalen Gründen zu einem Frontwechsel genöthigt sind. Setzen wir den möglichen, sogar wahrscheinlichen Fall, daß das allgemeine Stimmrecht an die Stelle des jetzigen ziemlich künstlichen Wahlsystems tritt, dann wäre das deutsche Volk im Centralparlamente für immer in die Minderheit versetzt; dann müßten wir auf einer Erweiterung der provinziellen Autonomie, vielleicht auf einem Generallandtag der deutschen Alpenländer bestehen, um wenigstens bei uns zu Hause die Herren zu bleiben."

Das ist zweifellos das Programm der Zukunft; allein eine Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen darüber wird erst möglich sein, wenn bei jenen der unbestimmte Drang nach einer durchgreifenden Aenderung der Verhältnisse sich zu einem positiven nationalen Programme abgeklärt, diese aber Muth gefunden haben werden, mit dem radicalen Phrasenthume, der Demagogie zu brechen und auch die Mittel zu wollen, die zu dem gewollten Zweck führen: eine ehrliche Auseinandersetzung mit den Deutschen, die diesen ihren nationalen Besitzstand und ihre nationale Entwicklung in den Sudetenländern garantirt. Wann diese Voraussetzungen eintreffen werden, ob bald oder ob erst nach Jahren, wer vermöchte das heute zu sagen? Die Zähigkeit der österreichischen centralistischen Bureaukratie ist nicht zu unterschätzen, und zwar um so weniger, als sie in den sogenannten „gemäßigten" Parteien, — die ihren Namen nur darum verdienen, weil sie fortgesetzt bestrebt sind, die natürliche Entwicklung Oesterreichs vom centralistisch-bureaukratischen Staate zum nationalen Föderativstaate zu mäßigen — eifrige Helfer und Verbündete findet. Graf Thun will über diesen Sommer Ausgleichsconferenzen einberufen. Officiell heißt es: Das Parlament soll dadurch wieder arbeitsfähig gemacht werden, in der That handelt es sich um nichts Anderes, als den Verlauf der gegenwärtigen Verfassungskrise zu unterbrechen. Und zu wessen Gunsten? Wer strebt diesen Frieden an? Einerseits die Regierung, die aus den bereits dargelegten Gründen eine durchgreifende Revision der Verfassung perhorrescirt, andererseits aber jene Parteien, die ein parteipolitisches Interesse an dem Fortbestande der gegenwärtigen Verfassung besitzen: Das Polenthum, der Börsenliberalismus und der Hochadel. Die Polen wollen keine grundsätzliche Aenderung der Verfassung, weil sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt es ihnen erlaubt, Westösterreich finanziell und politisch auszubeuten und im Reichsrathe immer an der vollen Schüssel zu sitzen; der Börsenliberalismus und der Hochadel aber wollen keine ehrliche Auseinandersetzung zwischen den Nationalitäten, wie sie nur auf föderalistischer Basis möglich ist, weil sie dann nicht mehr Deutsche und Slaven gegeneinander ausspielen und sie in den Dienst ihrer Sonderinteressen stellen könnten. Was war denn die Coalition unter dem Ministerium Windischgrätz-Plener anderes, als ein Versuch, die consequente Entwicklung der Nationalitätenfrage zum Föderalismus aufzuhalten, nicht zum Besten des Staates und seiner Völker, sondern zu Gunsten der polnisch-börsenliberal-hochadeligen Trias, die, fälschlich sich mit dem Staate identificirend, dessen Functionen in dem Zweikampfe zwischen dem Geburts- und dem Geldadel mit den Polen als Schiedsrichtern erschöpft sieht. Als Graf Taaffe fiel, da besorgte diese Trias, daß die Völker Westösterreichs nicht mehr die theilnahmslosen Zuschauer an diesem Spectakel bilden werden wie bisher, und flugs vereinigten sich die Centralisten mit den Autonomisten zur Wahrung ihres vermeintlichen Privilegs, auf dem politischen Theater Oesterreichs die Solopartien zu spielen. Die „autonomistischen Grundsätze" der Polen und Feudalen hielten plötzlich nicht mehr Stand, als damals das föderalistische Gespenst auf der Bildfläche erschien, und sie verbanden sich sofort mit den Centralisten, um gemeinsam mit diesen das „Gespenst" zu bannen.

Eine solche Coalition wieder herbeizuführen, ist man auch jetzt bestrebt, wobei selbstverständlich nicht vergessen werden darf, daß auch von Ungarn der stärkste Druck in dieser Richtung ausgeübt wird, da dem österreichischen Centralismus auch die ungarische, d. h. die magyarische Gewaltherrschaft, ins Grab folgen würde. Gelingt dieses Project, dann wird man vielleicht für einige Monate Ruhe geschaffen haben, man wird damit möglicher Weise auch die Erneuerung des wirthschaftlichen Ausgleiches mit Ungarn durchsetzen; allein das österreichische Problem wird nach wie vor ungelöst und das Schicksal der zweiten Coalition dasselbe wie das der ersten sein. Die nationalen Parteien werden wie unter Windischgrätz-Plener einer solchen Regierung opponiren, weil sie naturgemäß jedem Versuche, das gegenwärtige, eine Lösung der Nationalitätenfrage hindernde centralistische System zu conserviren, entgegentreten müssen. Vielleicht werden dann auch die nationalen Parteien der Deutschen und Tschechen in gemeinsamer Opposition sich finden zu einem Ausgleiche von Volk zu Volk; ein Wort das viel gebraucht aber bisher wenig verstanden worden ist, das aber nichts anders bedeutet, als einen Ausgleich, an dem die centralistischen Regierungen und die centralistischen Fractionen der Polen und des Geburts- und Finanzadels nichts verderben sollen.

Gold und Silber.

Von Justus Ichenhaeuser.

Die Natur und Technik haben sich verbunden, um die Doppelwährungsmänner ad absurdum zu führen. Je heftiger die Anstrengungen der Silberleute werden, ihre Phantastereien zu verwirklichen, desto müheloser wird es den Goldmonometallisten, sie zu widerlegen, je lauter ihre Kassandrarufe ertönen, desto mehr Gold wird dem Erdinnern entnommen, die theoretische Bekämpfung der bimetallistischen Trugschlüsse wird durch die ziffernmäßige abgelöst.

Wir besitzen verläßlich genaue Ziffern der Goldproductionshöhe bis einschließlich 1896, in welchem Jahre die Ausbeute 305379 kg betrug; für 1897 werden wir eher nach der Vorsichtsseite irren, wenn wir 350000 kg als Ausbeute einsetzen, und berechnen wir für 1898 nur ein Plus von 20000 kg für Klondyke und setzen wir die gesammte südafrikanische Ausbeute nur mit 300000 Unzen monatlich an und ein entsprechendes Plus für Westaustralien, dann haben wir für das laufende Jahr 400000 kg Gold zu erwarten, gleich 1116 Millionen Mark, d. h. es werden an Gold allein 340 Millionen Mark mehr geschürft werden, als es im Durchschnitt der Jahre 1866—1870 an Gold und Silber zu-

Digitized by Google

sammen ergab, in eben jenen Jahren, als „die Harmonie der offenen Münzstätten der lateinischen Union durch keine böse deutsche Demonetisirungspolitik“ gestört wurde.

Die Fabel von der kurzen Golddecke, von der Goldpreissteigerung und entsprechender Waarenverbilligung muß also in die Rumpelkammer bimetallistischen Rüstzeuges geworfen werden; Niemand, der Augen hat zu sehen und Zahlen sprechen läßt, wird mehr glauben, daß eine Goldtheuerung die Ursache des Tiefstandes der Waarenpreise bilden könne.

Noch drastischer wirkt ein Vergleich mit entfernteren Perioden; die Totalausbeute der Welt seit 1871, also seit der Zeit, als Deutschland den Entschluß faßte, seine Silberwährung über Bord zu werfen, beträgt einschließlich 1898 5627228 kg. Von 1493, der Entdeckung Amerikas, bis 1871 wurden 8658175 kg geschürft. Innerhalb der letzten 28 Jahre hat die Erde mithin rund zwei Drittel der Menge hervorgebracht, die sie innerhalb fast vier Jahrhunderte producirte, und trotzdem gab es in der Periode 1493—1871 keine Furcht vor einer all' zu kurzen Golddecke, während sie von 1871—1898, in einer Zeit, die innerhalb 28 Jahre zwei Drittel der Arbeit von 378 Jahren that, immer stärker und stärker anwuchs. Von 1493—1871 war die jährliche Durchschnittsausbeute 22900 kg, in der Periode der Furcht vor der all' zu kurzen Golddecke war die Ausbeute jährlich 200000 kg oder fast neun Mal so hoch.

Von der Entdeckung Amerikas bis Ende 1898 werden 14285403 kg geschürft sein, in die Periode der Herrschaft der bimetallistischen Kassandrarufe entfallen fast 40 Procent! Muß es da nicht als klar erscheinen, daß keine Goldnoth herrschte und daß der Waarenpreissturz mit den Veränderungen der Währungssysteme nicht das Geringste zu thun hat?

Als in der Zeit der Goldentdeckungen in Californien und Australien, 1856—1860, der Goldstrom um 1008750 kg anwuchs, predigte Chevalier allen Ernstes eine Demonetisirung des Goldes; von 1894 bis 1898 ergießt sich ein Goldstrom von 1628461 kg, und die Bimetallisten reden immer noch von Goldknappheit. „Ja, wenn Gold jetzt knapp ist“, fragt Preston, der amerikanische Münzwardein, „wann war es da je reichlich?“

Aber auch der letzte Rettungsanker der Bimetallisten, die Einschränkung der Silberproduction und damit zusammenhängend eine Preissteigerung des weißen Metalls, ist losgerissen, denn die seit 1890 einsetzende Hochfluth der Silberproduction hält ununterbrochen an.

Es beträgt die Silberausbeute von 1871—1898 incl. 94774679 kg, von 1492—1871 170903450 kg, mithin in den 28 kritischen Jahren der Abkehr vom Silber an 55 Procent der Production innerhalb vier Jahrhunderte. Von 1492—1871 wurden jährlich durchschnittlich 452337 kg geschürft, von 1871—1898, trotzdem sich die Silberleute wegen des fallenden Preises hätten beschränken sollen, jährlich 3,5 Millionen kg, oder acht Mal so viel! Wie sollte nach erfolgter Abkehr vom weißen Metall bei solcher Ausbeute eine Preisstabilität des Silbers herbeigeführt werden können?

Wollten die Silberfreipräger Amerika's es auf sich nehmen, im Verhältniß von 1:16 die freie Prägung einzuführen, dann würden die folgenden Consequenzen eintreten: Wenn der Werth der jetzigen Silberausbeute anstatt zu seinem Marktpreis von 76 Mk. pro kg zu seinem Münzwerth von 180 Mk. angenommen wird, so beträgt die 1898er Ausbeute rund 975 Millionen Mk. Diese 975 Millionen Mk. würden zu circa 20 Procent zu industriellen Zwecken, zu 3 Procent zu central- und südamerikanischen Prägungen und zu 20 Procent zu Verschiffungen nach dem „Osten“ verwendet werden; es blieben 57 Procent oder 555 Millionen Mk., die Amerika im laufenden Jahre hätte aufnehmen und prägen müssen; ja noch mehr, unsere Thaler, das obsolete italienische Silbergeld, der Ueberschuß der Balkanstaaten an Fünffrancsstücken, der enorme Silbervorrath der lateinischen Münzunion, Alles strömte nach Amerika, wenn die Parität von 1:16 auch nur auf Wochen aufrecht erhalten werden könnte.

Viel wahrscheinlicher ist aber, daß bei der bloßen Declaration des Sieges der Silberleute ein stetig wachsendes Goldagio erschiene, daß die Union zwar nach und nach den Silberüberschuß der Welt bekäme, aber zu einem Preise, der auf dem Weltmarkt, weil die Unions-Valuta dann auf Silberparität gesunken sein wird, auch nicht mehr brächte als jetzt, und daß die einzige Consequenz dieses finanziellen Selbstmordes wäre: vorübergehende Verdoppelung der Silberminenausbeute bei gleichzeitiger völliger und unwiderruflicher Zerrüttung der Währung Nordamerikas.

Ob die Union dies wünscht, wird der nächste Congreß bezw. sicher die nächste Präsidentenwahl lehren. Die Silberminenbesitzer wünschen es gewiß, denn sowie sie 1,29 $ pro Unze für ihr Silber erhalten gegen 55 c jetzt, berauscht sie dieser Gewinn, obgleich die 129 c auf dem Weltmarkte auch nicht mehr als 55 c werth sein werden. Auch der exportirende Landwirth stimmte zu, obgleich seine Politik auf gleicher Höhe mit der der brasilianischen Kaffeeexporteure stehen würde, die die brasilianische Valuta in's Bodenlose sinken sehen möchten (jetziges Goldagio 500 Procent), damit nur ihr nach dem Ausland verschiffter Kaffee ihnen fünf Mal mehr Noten bringt als bisher.

Als ob nicht in beiden Fällen alle Importwaaren zweieinhalb bezw. fünf Mal theurer und Löhne und Auslandszinsen entsprechend steigen werden. Ob aber die große Masse der Lohnarbeiter und der auf feste Erträgnisse Angewiesenen, deren Einkommen nicht so rasch steigen kann, als die Valuta entwerthet, ob sie den Sprung in's Chaos mitmachen, möchten wir trotzdem bezweifeln, so sehr auch in den Silberleuten politisch, finanziell, social und ökonomisch Unzufriedene heterogenster Art vereinigt sind.

Literatur und Kunst.

Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung.

Von Professor Franz Erhardt (Jena).

Mehr als alle anderen philosophischen Disciplinen hat die Metaphysik unter der Abneigung zu leiden gehabt, welche lange Jahre hindurch fast überall gegen die Philosophie bestand; während sie in den Zeiten ihres Glanzes als die Königin aller Wissenschaften galt, war die Metaphysik etwa seit den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts dazu verurteilt, die Rolle des Aschenbrödels zu spielen, dem man von fast allen Seiten glaubte, mit Verachtung begegnen zu dürfen. Diese Verachtung ist auch heutzutage noch sehr verbreitet. Im Allgemeinen wird sich zwar nicht leugnen lassen, daß die Philosophie in den letzten Jahrzehnten begonnen hat, einen neuen und erfreulichen Aufschwung zu nehmen. Der Metaphysik aber ist die größere Theilnahme, welche man der Philosophie jetzt wieder schenkt, verhältnißmäßig noch wenig zu Gute gekommen. Logik, Psychologie, Erkenntnißtheorie und Ethik sind diejenigen Disciplinen der systematischen Philosophie, welche man wohl am meisten schätzt, und deren wissenschaftliche Nothwendigkeit man am ehesten gelten läßt. Die Metaphysik hingegen hat noch immer mit einem ziemlich allgemeinen Mißtrauen zu kämpfen, welches nur sehr allmälig schwinden zu wollen scheint.

Diese Sachlage ist um so betrübender, als nach unserem Dafürhalten die Metaphysik die wichtigste aller philosophischen Wissenschaften ist. Wir scheuen uns nicht, das Urtheil auszusprechen, daß man die Philosophie ihrer Krone beraubt, wenn man die Metaphysik für überflüssig oder für ganz unmöglich erklärt. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird heutzutage allerdings selbst von sehr vielen Vertretern der Philo-

Digitized by Google

sophie bestritten. Zu ihren Gunsten aber spricht mit lauter und vernehmlicher Stimme fast die ganze Geschichte der Philosophie, welche sicherlich in erster Linie als eine Geschichte der Metaphysik betrachtet werden muß.

Freilich hat es auch von jeher mehr oder minder entschiedene und zu Zeiten sogar sehr zahlreiche Gegner der Metaphysik gegeben. Doch ist es den Vertretern skeptischer und positivistischer Denkrichtungen niemals gelungen, das metaphysische Bedürfniß des Menschen auch nur zeitweilig zu vernichten und die Bemühungen um eine metaphysische Welterklärung ganz zurückzudrängen. Im Gegentheil hat die Metaphysik ihr Haupt immer von Neuem erhoben, auch wenn es bisweilen vielleicht so scheinen wollte, als wäre sie vor den Angriffen der Gegner in den Staub gesunken.

Diese historische Thatsache dürfte in hohem Grade geeignet sein, den Muth und das Selbstvertrauen aller derjenigen zu beleben, welche in der Gegenwart bemüht sind, die Rechte der Metaphysik zu vertreten und ihr die gebührende Stellung im Kreise der Wissenschaften wieder zu erobern. Die Zahl der Forscher, welche im Dienste dieser Aufgabe stehen, ist keineswegs ganz gering, obwohl sie allerdings noch sehr viel größer sein müßte, wenn der Kampf gegen die Feinde der Metaphysik von einem baldigen Erfolg gekrönt werden sollte. Aber auch ohne einen solchen zu erwarten, wird man doch die berechtigte Hoffnung hegen können, daß es den vereinigten Bemühungen gleichgesinnter Denker gelingen wird, wenigstens die Vorurtheile mehr und mehr zu zerstreuen, auf denen die heutige Feindschaft gegen die Metaphysik zumeist beruht. Es sind ja mancherlei Gründe, welche man gegen die Möglichkeit einer metaphysischen Welterklärung anzuführen pflegt. In dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart spielen aber namentlich folgende Argumente eine entscheidende Rolle.

Das eine dieser Argumente ist schon sehr alt. Es stützt sich auf die Unsicherheit der Resultate und den Widerstreit der Meinungen in der Metaphysik, wodurch sich letztere, wie man glaubt, in einer auffallenden und für sie durchaus verhängnißvollen Weise von allen anderen Wissenschaften unterscheidet. Ein philosophisches System sucht immer alle anderen zu verdrängen, und in keiner einzigen metaphysischen Frage ist bisher irgend welche Einheitlichkeit der Ueberzeugungen erreicht worden; alle anderen Wissenschaften dagegen verfügen über eine Summe ausgemachter Wahrheiten, die von Tag zu Tage weiter wächst. Das ist ein Unterschied, welcher nach der Meinung der Gegner der Metaphysik nur dadurch erklärt werden kann, daß der menschliche Geist seiner Natur nach nicht im Stande ist, zu Einsichten zu gelangen, welche über die Grenzen der Erfahrung hinausgehen.

Zu diesen Erwägungen hat sich nun in unserem Jahrhundert ein weiteres Argument gegen die Möglichkeit der Metaphysik gesellt, welches frühere Zeiten noch nicht gekannt haben. Man erhebt nämlich gegen unsere Wissenschaft den Vorwurf, daß sie den verfehlten Versuch mache, ganz unabhängig von der Erfahrung den Weltinhalt a priori zu construiren. Dieser Vorwurf ist insofern nicht ganz unberechtigt, als es in der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts in der That eine Richtung gegeben hat, welche der Meinung war, die Construction a priori sei das der Metaphysik eigenthümliche methodologische Verfahren. Als eine Wissenschaft a priori hatte schon Kant die Metaphysik bezeichnet; da die Metaphysik ihrem Inhalte und Zwecke nach über die Erfahrung hinausgeht, so meinte Kant, dürfe sie sich auch ihrem Ursprunge nach nicht auf die Erfahrung stützen. Deßhalb aber dachte er bei seiner kritischen Besonnenheit nun nicht daran, das Wesen der Dinge a priori erkennen zu wollen; im Gegentheil schloß er aus der von ihm vorausgesetzten Apriorität auf die objective Unmöglichkeit der Metaphysik, da alle Erkenntniß a priori sich seiner Lehre zufolge nur auf die Erfahrung bezieht und nur in den Grenzen derselben ihre Anwendung findet.

Freilich hatte auch Kant versucht, manche Sätze seiner Philosophie a priori abzuleiten, bei deren Auffindung er sich in Wahrheit der Hülfe der Erfahrung bedient hatte; was aber bei ihm nur ausnahmsweise geschehen und im Allgemeinen von seinem Standpunkt aus verpönt war, das wurde von einem Theil seiner Nachfolger gerade zur Regel und zum Princip gemacht. Fichte, Schelling und Hegel sind die Männer, welche die Richtung des Apriorismus in der Metaphysik der Nachkantischen Philosophie vertreten. Jedoch standen diese Denker mit dem Glauben an die Möglichkeit einer von der Erfahrung unabhängigen Metaphysik ziemlich allein. Von anderer Seite wurde mit aller Entschiedenheit betont, daß die Metaphysik eben so gut wie die meisten anderen Wissenschaften an die Erfahrung anknüpfen und von ihr ausgehen müsse. So sprach z. B. Schopenhauer diese Forderung im Gegensatze zu der Kant'schen Auffassung von dem Wesen der Metaphysik in der bestimmtesten und deutlichsten Weise aus; aber auch Herbart und Beneke unterließen es nicht, mit vollem Nachdrucke auf die Wichtigkeit aufmerksam zu machen, welche die Erfahrung als unentbehrliche Grundlage für alle Philosophie besitzt.

Wenn daher immer von Neuem gegen die Metaphysik der Vorwurf erhoben wird, daß sie wegen der Nichtberücksichtigung der Erfahrung jedes Anspruches auf wissenschaftliche Bedeutung verlustig gehe, so beweisen schon die eben gemachten Bemerkungen, daß dieser Vorwurf höchstens gewisse Richtungen in der Metaphysik trifft. Die wissenschaftliche Möglichkeit der Metaphysik überhaupt aber kann so durchaus nicht widerlegt werden. Es ist in der That ein bloßer Irrtum, wenn man glaubt, die Metaphysik bediene sich eines ganz anderen Verfahrens, als alle übrigen Wissenschaften, welche sich die Erkenntniß der Wirklichkeit zur Aufgabe gestellt haben. Nach unserem Dafürhalten sollte eigentlich gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Metaphysik bei ihren Untersuchungen über das Wesen und den Zusammenhang der Dinge die Erfahrung in keiner Weise entbehren kann. Denn nur die Erfahrung ist es, welche dem denkenden Geiste die Probleme stellt, mit denen die Metaphysik sich beschäftigt. Wie wäre es da wohl möglich, von der Erfahrung ganz abzusehen, wenn es sich darum handelt, diese Probleme der Lösung näher zu bringen?

Daß sich die Sache in Wirklichkeit so verhält, wie wir behaupten, beweist die ganze Geschichte der Philosophie. Es hat noch niemals einen Denker gegeben, der ganz unabhängig von der Erfahrung zu seinen metaphysischen Ueberzeugungen gelangt wäre. Das gilt selbst von denjenigen Männern, die für ihre Person überzeugt waren, den Weltinhalt a priori construiren zu können. Es bedarf wahrhaftig keines großen Scharfsinnes, um deutlich zu erkennen, daß auch die Fichte, Schelling und Hegel bei ihren angeblichen Constructionen a priori in Wahrheit die Erfahrung immer mit im Auge gehabt haben. Aber auch ganz abgesehen von den Lehren, die der Geschichte der Philosophie zu entnehmen sind, ist es für eine unbefangene Auffassung aus der Natur der Sache selbst klar, daß es im Grunde genommen ein Unding ist, eine metaphysische Erklärung der Wirklichkeit geben zu wollen, ohne dabei diese Wirklichkeit selbst irgendwie zu berücksichtigen.

Die Möglichkeit der Metaphysik kann man also nicht dadurch bekämpfen, daß man sie wegen ihres Ausgangspunktes und ihrer Methode in einen unversöhnlichen Gegensatz zu der großen Mehrzahl der übrigen Wissenschaften zu bringen sucht. Muß aber einmal zugestanden werden, daß die Metaphysik auf der sicheren Grundlage der Erfahrung beruht, so ist damit für ihre Vertheidigung gegen feindliche Angriffe schon sehr viel gewonnen. Denn daß sie ihrem Zwecke und ihren Resultaten nach über die Erfahrung hinausgeht, ist kein genügender Grund, um ihre Möglichkeit zu bestreiten! Können es doch auch die meisten anderen Wissenschaften nicht vermeiden, bei der Lösung ihrer Probleme den

Digitized by Google

Kreis der unmittelbaren Erfahrung mehr oder weniger zu überschreiten. Zwar hat man es ja zu wiederholten Malen und von den verschiedensten Seiten versucht, die Wissenschaft ganz in die Grenzen der eigentlichen Erfahrung einzuschließen. Wie verfehlt und undurchführbar diese Versuche aber sind, beweist zur Genüge schon der eine Umstand, daß es in den wenigsten Wissenschaften möglich ist, auf die Bildung von Hypothesen Verzicht zu leisten. Jede Hypothese aber geht ihrer Natur nach über den Umkreis der unmittelbaren Erfahrung hinaus, auch wenn sie später vielleicht durch die Erfahrung selbst bestätigt werden kann. Wer daher die Verwendung von Hypothesen für ein erlaubtes Hülfsmittel der wissenschaftlichen Forschung ansieht, hat kein Recht mehr, die absolute Beschränkung aller unserer Erkenntniß auf die bloße Erfahrung als solche zu behaupten.

Es kann daher auch der Metaphysik nicht verwehrt werden, mit ihren Untersuchungen Gebiete zu berühren, die jenseits der Grenzen der Erfahrung liegen. Was freilich die Ergebnisse anbelangt, die sie bisher durch ihre Untersuchungen gewonnen hat, so beweist der Streit der philosophischen Richtungen zur Genüge, daß an sicheren Resultaten noch wenig erreicht worden ist. Dennoch würde es sehr voreilig sein, hieraus ohne weiteres auf die innere Unmöglichkeit der Metaphysik schließen zu wollen. Einmal nämlich berechtigt die bisherige Entwicklung der metaphysischen Erkenntniß noch lange nicht zu der Folgerung, daß der Gegensatz der Meinungen auch für alle Zukunft in gleicher Weise fortbestehen müßte. Zweitens liegt es sehr nahe, die Frage aufzuwerfen, ob die Geschichte der Philosophie bei genauerer Untersuchung nicht vielleicht eine weit größere Einheit der Ueberzeugungen erkennen läßt, als für den ersten Blick vorhanden zu sein scheint. Wenn man z. B. bedenkt, daß die Mehrzahl der großen Philosophen eine idealistische Weltanschauung vertreten haben, so ist das wohl eine Thatsache, welche in dem eben ausgesprochenen Sinne gedeutet werden darf. Drittens aber mag noch ein Punkt hervorgehoben werden, auf den wir in Uebereinstimmung mit anderen Vertretern der Metaphysik in der Gegenwart besonderes Gewicht legen möchten. Nach dem Bilde, welches ihre Gegner von ihr zu entwerfen pflegen, könnte es leicht so scheinen, als ob es unter allen Wissenschaften allein die Metaphysik wäre, die es nicht zu völlig sicheren und apodiktisch gewissen Resultaten zu bringen vermöchte. In Wirklichkeit ist es aber nur wenigen Wissenschaften vergönnt, mit ihren Erkenntnissen die Stufe der absoluten Gewißheit zu erreichen. In außerordentlich vielen Fällen müssen sich Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften bei ihren Behauptungen mit einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit begnügen. Deßhalb fällt es aber doch Niemandem ein, derartigen Untersuchungen überhaupt den wissenschaftlichen Werth abzusprechen; vielmehr hält es Jedermann für selbstverständlich, daß auch solche Fragen noch der wissenschaftlichen Behandlung zugänglich sind, bei denen die Antwort nur nach Wahrscheinlichkeitsgründen gegeben werden kann. An Wahrscheinlichkeitsgründen fehlt es aber sicher auch bei der Erörterung derjenigen Probleme nicht, welche man der Metaphysik zuzurechnen pflegt. Wer das leugnen wollte, würde damit nur beweisen, daß er in der philosophischen Literatur wenig bewandert ist. Dann kann aber auch keine Rede mehr davon sein, daß metaphysische Untersuchungen unter allen Umständen des wissenschaftlichen Charakters entbehren müßten. — —

Zur Niederschrift der vorstehenden Betrachtungen, bei denen wir uns im Einklang wissen mit hervorragenden Denkern der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, hat uns eine werthvolle philosophische Abhandlung veranlaßt, die vor einiger Zeit erschienen ist. Unter dem Titel, den der gegenwärtige Aufsatz trägt, hat im vorigen Jahre Frl. Hedwig Bender in Eisenach, die der philosophischen Welt schon durch einige andere Schriften bekannt geworden ist, bei W. Haacke in Leipzig eine Untersuchung veröffentlicht, deren Hauptaufgabe es ist, die wissenschaftliche Berechtigung der Metaphysik nachzuweisen. Es geschieht dies in einer Weise, mit der wir uns in den wesentlichsten Punkten vollkommen einverstanden erklären können, und die den von uns entwickelten Gedanken in der Hauptsache entspricht. Die Verfasserin ist von der Bedeutung und der außerordentlichen Wichtigkeit der Metaphysik auf das tiefste durchdrungen. Wenn die Philosophie, so führt sie aus, die Metaphysik preisgiebt, so „verzweifelt sie an sich selbst, sie spricht sich das Urtheil, indem sie sich incompetent auf ihrem eigensten Gebiete und unfähig zur Durchführung ihrer Aufgaben erklärt. Denn als die wesentlichsten und vornehmsten dieser ihrer Aufgaben hat man von jeher die Lösung der metaphysischen Probleme betrachtet. Auf sie kommt für den denkenden Menschen alles an; sie ist es, die man in erster Reihe von der Philosophie als Wissenschaft der Wissenschaften erwartet und an die man bei dem Worte vornehmlich denkt. Ist solche Lösung an sich unmöglich, muß die Wissenschaft principiell auf dieselbe verzichten, dann giebt es keine Philosophie mehr im eigentlichen Sinne. Ohne die Metaphysik ist jene ein Tempel, ein stolzer Prachtbau, dem das Heiligthum fehlt."

Bei dieser großen Bedeutung der Metaphysik und der geringen Achtung, deren sie sich gegenwärtig erfreut, kommt es nun darauf an, die Einwürfe zu entkräften, welche man gegen die Möglichkeit einer metaphysischen Erkenntniß erhebt. Von diesen Einwürfen ist in Wahrheit kein einziger stichhaltig. Wenn man die Möglichkeit der Metaphysik wegen ihres angeblichen Apriorismus und wegen der Unsicherheit ihrer Resultate bestreitet, so begegnet die Verfasserin diesen Argumenten mit Ausführungen, auf die wir nicht näher einzugehen brauchen, weil sie mit den von uns oben dargelegten Ansichten sich eng berühren. Wenn man aber behauptet, der menschliche Geist sei nicht im Stande, die Grenzen der Erfahrung irgendwie zu überschreiten, so ist hierauf zu erwidern, daß ein Hinausgehen über die Erfahrung fortwährend stattfindet und zwar nicht bloß von Seiten der Philosophie. Auch die Naturwissenschaft sieht sich gezwungen, bei der Aufstellung ihrer Theorien mit Begriffen zu arbeiten, die keineswegs dem Inhalt der unmittelbaren Erfahrung entstammen. Schon das Gesetz der Causalität führt uns über den Bereich der bloßen Wahrnehmung weit hinaus. Noch nie hat Jemand die innerliche Verknüpfung zu beobachten vermocht, welche zwischen Ursache und Wirkung besteht. Das Wirken der Dinge können wir nicht wahrnehmen und demnach auch nicht durch einfache Wahrnehmung in den Besitz des Causalbegriffes gelangen. Hiermit allein schon wird bewiesen, daß es völlig unmöglich ist, in der Wissenschaft bei den Thatsachen der bloßen Anschauung und Wahrnehmung stehen zu bleiben.

Das gleiche Resultat ergiebt sich, wenn man den Begriff des Naturgesetzes genauer untersucht. Zwar hat man neuerdings von verschiedenen Seiten die Auffassung vertreten, daß ein Naturgesetz nur der allgemeine Ausdruck des thatsächlichen Verlaufs bestimmter Naturvorgänge und daher nichts anderes als eine bloße Beschreibung gewisser Phänomene sei. Hieran ist so viel richtig, daß die Beschreibung allerdings im Naturgesetze mit enthalten ist; aber im Begriffe desselben liegt noch sehr viel mehr. „Denn die bloße Beschreibung eines Thatbestandes sagt uns noch nicht das Geringste darüber, ob zwischen den einzelnen Momenten desselben eine nothwendige Zusammengehörigkeit in dem Sinne besteht, daß, sobald das eine dieser Momente gegeben ist, ein anderes ihm correspondirendes, nothwendig folgen, nothwendig ebenfalls in die Erscheinung treten muß; sie giebt nur an, was geschehen ist und geschieht, nicht was — unter bestimmten Bedingungen — geschehen muß. Im Begriff des Naturgesetzes hingegen ist jener Begriff der Zusammengehörigkeit bestimmter Erscheinungen, der Begriff der causalen Verknüpfung enthalten."

In ganz ähnlicher Weise wie den Begriff des Naturgesetzes, so fährt die Verfasserin dann weiter fort, sucht man

Digitized by Google

auch den der Naturkraft seines transscendenten Charakters zu entkleiden, indem man die Kraft als einen bloßen „Hülfsbegriff der Wissenschaft", als „das objectivirte Naturgesetz selbst" bezeichnet. In diesem Sinne haben sich z. B. Helmholtz und Fechner geäußert. Ihre Auffassung von dem Wesen der Naturkraft läßt sich aber unmöglich halten. Was Frl. Bender dagegen sagt, ist wiederum so treffend, daß wir auch hier ihre eigenen Worte anführen wollen. Nach ihrer von uns durchaus gebilligten Ansicht ist die Naturkraft keineswegs nur ein anderer Ausdruck für ein bloß beschreibendes Gesetz, sondern „sie ist die vorausgesetzte Ursache des Naturgeschehens und insofern auch die aller gesetzlichen Verknüpfung, alles inneren (kausalen) Zusammenhanges der Erscheinungen, dasjenige, worauf der gesetzliche Ablauf aller Naturprocesse beruht." — — „Anstatt also mit Fechner die wirkende Kraft als „bloßen Hülfsbegriff zur Darstellung der Bewegungsgesetze" zu erklären, — werden wir im Gegentheil betonen müssen, daß das Gesetz als Gesetz nur für uns existirt, — — daß umgekehrt im Begriff der Naturkraft aber etwas zweifellos objectiv Wirkliches gedacht wird: die wesentliche Eigenthümlichkeit des Beharrenden nämlich, vermöge deren es wahrnehmbare Wirkungen hervorbringt, mithin das Geschehen als solches erst möglich macht und zugleich seinen gesetzmäßigen Ablauf bedingt."

Hiernach ist klar, daß die Naturwissenschaft mit einer Anzahl gerade ihrer wichtigsten Grundbegriffe über den Inhalt der unmittelbaren Erfahrung hinausgeht; daß sie dies auch in vielen anderen Fällen nicht vermeidet, würde sich unschwer nachweisen lassen. Was aber der Naturwissenschaft erlaubt ist, kann der Metaphysik unmöglich verboten sein, überschreitet sie doch die Grenzen der Erfahrung principiell in keinem anderen Sinne, als es auch die Naturwissenschaft thut! Sie hat daher um so weniger Anlaß, vor der noch immer gegen sie herrschenden Mißgunst zurückzuweichen, je wichtiger die ihr gerade in unserer Zeit gestellten Aufgaben sind. „Immer dringender" nämlich wird heutzutage, wie Frl. Bender mit vollem Rechte am Schluß ihrer gediegenen und trefflichen Untersuchung hervorhebt, „das Bedürfniß nach Einklang und Versöhnung zwischen Wissen und Glauben, zwischen Denken und Fühlen, zwischen Kopf und Herz. Diese Versöhnung ist aber nur von der Philosophie zu erwarten, die allein diesen Widerstreit harmonisch lösen und aus der dumpfen Niederung in reinere Lüfte, aus dem Wirrsal einander bekämpfender Meinungen zu der freien, lichtumflossenen Höhe einer Verstand und Gemüth zugleich befriedigenden, idealen Weltanschauung emporheben kann. Sie vermag es aber nur, wenn sie Vertrauen zu sich selbst faßt, ihrer großen Aufgabe wieder voll sich bewußt wird und, allem Kleinmuth den Abschied gebend, entschlossen nach dem höchsten Preise: der Lösung der höchsten Probleme ringt."

Giacomo Leopardi.

Zu seinem 100. Geburtstage.

Von R. Schröder.

Im Lande jenseits der Alpen beging man einmal wieder eine jener rauschenden Festlichkeiten, wie sie dem sonnig-heiteren Temperament des lebenslustigsten aller Völker von Zeit zu Zeit ein unerläßliches Bedürfniß sind. Am 29. Juni brachten im modernen Hesperien alle Aemter, Anstalten und Genossenschaften, alle Künste, Wissenschaften und Gewerbe, Alles was dort zu Lande denkt und schafft, dem größten Lyriker der Nation seit den Tagen Dante's und Petrarca's, dem Grafen Giacomo Leopardi, feierlichste Huldigung dar. Aber nicht an den engen Grenzen seines Vaterlandes kann die Begeisterung für den größten Lyriker, den Italien seit den Tagen des Mittelalters sein eigen nennt, verklingen; wie seit jeher Deutschland mehr als alle anderen Nationen hervorragenden Antheil an Allem genommen hat, was mit dem Geistesleben und mit der eigenartigen Culturentwickelung Italiens zusammen hängt, die uns Nordländer so seltsam anmuthet und wie mit magischen Kräften immer und immer von Neuem anzieht und fesselt, so können wir auch an diesem Tage herzlichen Antheil nehmen an der Begeisterung, mit der das Volk dort unten im sonnigen Süden nach seiner Eigenart das Andenken seines großen Dichters feiert, indem wir auf unsere deutsche Art einen Immortellenkranz auf des unglücklichen Sängers Grab niederlegen. Wir haben um so mehr Grund zu dieser Theilnahme, als uns aus den schwermüthigen Gesängen, die dieser Dichterseele entstammen, mehr als ein Zug entgegenklingt, der an deutsches Wesen und deutsche Denkungsart gemahnt. Zwar sind niemals glühendere Vaterlandslieder in der Sprache Dante Alighieri's gedichtet worden, wohl hat nie eines Dichters Herz heißer für das Wohl und die Rettung seines am Boden liegenden Vaterlandes geschlagen, als das des Grafen Leopardi, aber dennoch hat der Wunderbaum seiner Poesie nicht ganz allein aus italienischer Erde seine Kraft gesogen, vielmehr haben fernher rinnende Wasser seine Wurzeln bespült, und seine Wipfel ragen so hoch, daß man sie von jedem Winkel der Erde aus zu erblicken vermag, daß sie allen Nationen Schatten spenden, und wir alle von seinen Zweigen köstliche Früchte brechen dürfen.

Freilich die rauschenden Feste passen wenig zu dem eigentlichen Wesen des Dichters. Er war ein stiller Mann, eine jener durch andauernde körperliche Leiden früh verhärmten Naturen, ein Märtyrer, der „mit der feinsten sinnlichen Reizbarkeit und dem heftigsten Verlangen nach Jugendglück, Schönheit und Frauengunst in eine Hülle gebannt war, die ihn von vorn herein auf jede Erwiderung seiner Gefühle fast verzichten ließ; frühzeitig berühmt, aber in einer Epoche, wo das geistige und politische Leben seiner Nation in tiefer Erstarrung darniederlag, herumirrend in seinen Mannesjahren von Ort zu Ort, ohne eigenen Heerd, ohne Aussicht und Hoffnung auf eine gesicherte Existenz, ohne eine Feld für seine Kraft, selbst des letzten Trostes, den er in einsamen Studien fand, durch das Wachsen seiner Krankheit beraubt, zu spät aufopfernde Freunde findend, in deren Armen er als ein Neununddreißigjähriger sterben durfte" — das war in großen Umrissen die irdische Laufbahn des Dichters, dem sein Vaterland heute den Tribut seiner pietätvollen Huldigung darbringt. Wie manche Analogie ließe sich nicht in diesem Dichterleben finden zu dem Leben Heinrich Heine's, Lord Byron's, Nicolaus Lenau's, jener vier Vorsänger in der großen Zunft der Dichter des Weltschmerzes und des Pessimismus! Und wiederum welche Gegensätze zwischen einem Byron und Leopardi! Einem Leopardi und einem Heine! An Leopardi's Weltschmerz ist vorzugsweise das Herz betheiligt; derjenige Heine's entstammt mehr einem dialektischen Geiste, dessen Verhängniß es ist, zu Allem das Gegentheil, zu jeder Position immer gleich auch die Contra-Position setzen zu wollen. Byron wiederum schwankt zwischen moralischer Anlage und aus dieser erwachsenden Entrüstung einerseits und erhitzter Phantasie und Sinnlichkeit andererseits, die nicht umhin kann, die Sünde reizend zu finden; dies spiegelt sich in seinen verschiedenen Dichtungen, am deutlichsten aber im Don Juan wieder, daher dieser denn auch ebenso leidenschaftlich als Product der Frivolität verdammt, als auch als Manifestation tugendlicher Entrüstung über die Verkommenheit der sogenannten „Gesellschaft" gepriesen werden konnte. Auch Leopardi hat seiner Zeit und seinem Volke in mehr als einem seiner Gedichte den Spiegel vorgehalten; er liebt sein Vaterland, wie Byron das seine, das trotz aller Mängel für ihn doch den Stoff „zur edelsten Nation" enthält, aber Leopardi liebt es gleich einem unglücklich Liebenden, der da verachten muß, wo seine Leidenschaft ihn hinzieht, und er hat Züge in seiner geistigen Natur, die ihn zum Fremdling in der Heimath machen. Trotzdem gehören unter allen Ge-

Digitized by Google

dichten, die wir der Muse Leopardi's verdanken, gerade die wenigen Oden, die er dem Ruhm seines Vaterlandes widmete, unzweifelhaft zu den vollendetsten, die er geschaffen. Die italienische Literatur leidet an patriotischen Oden und Canzonen nicht gerade Mangel, aber selbst wenn wir von denjenigen Erzeugnissen dieser Art absehen, welche als reine rhetorische Uebungen ganze Capitel der italienischen Lyrik füllen würden, so finden unter den übrig bleibenden die stolzen Oden Leopardi's an sein Vaterland dennoch kaum ihresgleichen. Dante und Petrarca sind in ihren Liedern an die Heimath Optimisten: sie begnügen sich nicht, Italien in seiner Vergangenheit begeistert zu feiern, es in der Gegenwart zu beweinen oder zu bewundern, sie haben es auch geliebt und daran geglaubt in seiner Zukunft; niemals, selbst nicht in den dunkelsten Stunden patriotischer Muthlosigkeit, haben sie an ihm verzweifelt und es für todt gehalten, wie denn alle ihre Poesien wieder und wieder in das stolze Wort ausklingen: Italien ist zu groß, um zu Grunde zu gehen, und ein Jeder, der es wahrhaft liebt, muß an seine Zukunft glauben. Wie anders dagegen Leopardi! Gewiß liebt er sein Vaterland, wie nur einer dieser großen Ahnen es geliebt hat, aber mit diesem heißen Gefühl und mit der ab und an noch leise in ihm aufflackernden Hoffnung auf eine bessere Zukunft mischen sich doch in immer stärkerem Maaße die Keime eines verzweifelnden und zersetzenden Skepticismus. Er singt:

„Mein Vaterland, ich seh' die Mauern ragen,
Die Bogen, Säulen, Bildnisse, die leeren
Thürme der Väterzeit;
Doch seh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer und das Schwert, die sie getragen,
Die großen Ahnen. Machtlos, dich zu wehren,
Mit nackter Brust und Stirne trägst du Leid.
Weh', welche Wunden seh' ich
Und Todesbläſſe! Muß ich so dich schauen,
Du aller Frauen schönste? Sagt, o sagt,
Euch, Erd' und Himmel fleh' ich:
Wer hat ihr das gethan? und wer — o Grauen! —
Belastet' ihr mit Ketten beide Arme,
Daß sie gelösten Haars, von Gram zernagt,
Am Boden sitzt, verlassen, schleierlos,
Und ihr Gesicht, die Arme,
Im Schooße birgt und weint?
Ja, wein', Italien! Du hast Grund zu weinen;
Dir fiel das herbe Loos,
An Glück und Elend unerreicht zu scheinen!"

Die ersten drei Oden Leopardi's „An Italien", „An Dante" und „An Angelo Mai" erinnern zu lebhaft an die drei „unsterblichen Canzonen" Petrarca's „O aspettata in ciel", „Spirto Gentil" und „Italia mia", als daß die Aehnlichkeit eine bloß zufällige sein könnte. Zu lange hatte Leopardi auf seinem langen Studiengange von Homer bis herab zu Angelo Mai bei den großen Meistern des 14. Jahrhunderts verweilt, war durch seine Commentare zu tief in den Geist petrarkischer Poesie eingedrungen, um sich nicht bei seinen eigenen ersten vaterländischen Dichtungen jener großen Vorbilder zu erinnern und, wenn auch unwissentlich, von ihnen beeinflußt zu werden. Daher auf den ersten Blick der unverkennbare Zusammenhang zwischen jenen Oden Petrarca's und den Gesängen Leopardi's, eine Aehnlichkeit, die uns bei der ersten flüchtigen Lectüre glauben machen könnte, es sei desselben Dichters Stimme wieder, die nach einem Verlaufe von vier Jahrhunderten von Neuem an die Vaterlandsliebe der Söhne Italiens sich wende.

Beide Dichter hängen der Form nach den strengen Regeln des Classicismus an, beide fühlen sich auf Grund ihrer Studien als Griechen und Römer bevor sie Italiener sind, aber beiden gelten nach dem Vorbilde Dante's die alten Römer als die directen Vorfahren der modernen Italiener; die Jahrhunderte währende Invasion der Germanen hat in ihren Augen kaum den heiligen Boden ihres Vaterlandes berührt, und so können die großen Scipionen, Brutus und Fabricius, sich mit Recht eines Rienzi als ihres directen Nachkommen, als Blut aus ihrem Blut, rühmen. So gleichen sich Inhalt und Form bei beiden Dichtern, und doch wie grundverschieden sind bei genauer Betrachtung in ihrer Wirkung diese Oden Petrarca's von denen Leopardi's! Aus jenen spricht Petrarca's ganze Seele zu uns, und wir fühlen es deutlich, wie hier der Dichter und der Patriot eins sind. Die Ode an Rienzi ist fast eine politische That zu nennen, durch die ein Staatsmann aus jenen großen vergangenen Tagen zu uns redet, und seine Mahnungen zur Versöhnung, die wohl im Stande gewesen wären, praktische Erfolge zu zeitigen, wenn die Mächtigen auf sie hätten hören wollen, gleichwie das Volk ihnen lauschte, sind immerhin Ereignisse gewesen, die dauernd ihren Platz in den Annalen der Geschichte Italiens beanspruchen werden. Wenn Petrarca seine Stimme erhob, sei es in einem Briefe in lateinischer Prosa, sei es in einer seiner unsterblichen Canzonen, dann wirkte das wie das klärende Wort eines anerkannten Parteiführers und wohl nie war ein Dichter mehr als er der Interpret der Elite seines Volkes und gleichzeitig der Prophet, der selbst in den verrotteten und entehrenden Zuständen der Gegenwart dennoch den Ruhm einer großen Zukunft seines Vaterlandes voraus sah.

Anders Leopardi. Den poetischen Zwiegesprächen, die er in seinen Oden mit sich selbst oder mit einer gleichgestimmten Seele hält, haftet die dumpfe Luft des klösterlichen Palazzo Leopardi in Recanati an. Seine Canzonen an das Vaterland tragen zwar ein Datum, denn die Gelegenheit zum Mindesten für drei von ihnen ist durch bestimmte Ereignisse festgelegt, aber die Inspiration und ganze Art der Auffassung haben etwas, was über die engen Grenzen der Zeit hinausgreift. Sie bezwecken nicht, in erster Linie praktische Erfolge bei der zeitgenössischen Generation zu zeitigen, nicht wie die glühenden Lieder unserer Sänger der Freiheitskriege in den Herzen des Volkes die Flammen patriotischer Begeisterung hell zu entfachen, man glaubt vielmehr Etwas aus ihnen herauszuhören, das etwa wie eine letzte thränenreiche Unterredung klingt zwischen dem Dichter und dem Vaterland, das er liebt, wie er einstmal auch den Glauben seiner Väter geliebt hat, wie ein Abschied an ein Idol, dessen Nichtigkeit er erkannt hat, und nicht an die Millionen seiner Landsleute richtet er seine Worte, sondern er wendet sich mit seinen Klagen an Italien, als das schöne verzweifelnde Weib, das mit gelöstem Haar, mit Ketten belastet, weinend vergangener schöner Tage gedenkt und morgen vielleicht nur noch eines jener schemenhaften Trugbilder sein wird, die zu uns auf die Erde gesandt werden, um uns Menschen zu bethören.

Die Negation des Vaterlandes, eine Folge seines Verzweifelns an der Zukunft desselben, lebt allerdings mehr in dem Kopfe des Dichters, als in den Worten, in die er hier noch seine Gedanken kleidet; aber wenngleich zuerst confus und gleichsam unbewußt, beginnt sie doch nach und nach festere Form anzunehmen. Ursprünglich greift der Dichter zur Feder, um einen begeisterten Hymnus auf sein Vaterland zu dichten, aber je weiter er kommt, um so tiefer grübelt er sich in seine unglückliche Weltverachtung hinein. Wohl sind die Ideale für ihn noch nicht ausgelöscht, aber er glaubt nicht mehr daran, daß sie für den Menschen jemals wirklich werden könnten. Der langsame Fortschritt in der pessimistischen Weltanschauung Leopardi's tritt nirgends so anschaulich zu Tage, wie gerade in diesen seinen Vaterlandsliedern. In der ersten Ode „All' Italia" ist zwar die Grundstimmung bereits von Grund aus eine pessimistische, doch vermag sich der Dichter wenigstens gelegentlich noch zur Begeisterung wieder empor zu richten und dem Leser einen tröstenden Ausblick in eine freundlichere Zukunft zu gestatten, dann aber werden wir immer tiefer in seine trostlose Philosophie hineingeführt, in immer schwerere Zweifel klingen die folgenden Oden aus, mehr und mehr subjectiv wird des Dichters Lyrik, aus jeder Umgebung entlehnt sie den Anlaß, der dann seine Phantasie zu immer dunkleren Bildern

Digitized by Google

treibt, bis Leopardi schließlich in der sechsten Ode „Der jüngere Brutus“ das ganze tiefe Maaß seiner grenzenlosen Verzweiflung auf uns ausschüttet, dort, wo er sagt:

„Ein unbezwinglich Schicksal, eine eh'rne
Nothwendigkeit bedrückt
Des Todes kranke Sklaven. Wenn sie Nichts
Erretten kann, getröstet sich die Menge:
So sei's verhängt. — Ist minder hart ein Leid,
Weil unabwendbar? Fühlt die Schmerzen nicht,
Wer jeder Hoffnung bar ist?
In ew'gem Kampf mit dir auf Tod und Leben,
Unwürd'ges Fatum, liegt,
Wer sich nicht beugen mag; und deine Hand
Abschüttelnd, wenn sie ihn gewaltsam trifft,
Ruft er Triumph, indem er unterliegt,
Wenn mit dem herben Stahl
Er löst die stolzen Glieder
Und lachend wandelt zu den Schatten nieder ...
Nicht des Olymp und Hades taube Herrscher,
Nicht die unwürd'ge Erde
Und nicht die Nacht ruf' ich im Sterben an,
Noch auch des dunklen Todes letzten Strahl,
Den Spruch der Nachwelt. Feiger Pöbel kann
Mit Klag und Weihgeschenk mein herbes Grab
Nicht sänft'gen. Unaufhaltsam
Verschlimmert sich die Zeit. Bei trägen Enkeln
Ist übel aufgehoben
Der Nachruhm edler Seelen und des Unglücks
Dereinst'ge Sühne. Kreise denn um mich
In gier'gem Flug der dunkle Vogel droben;
Raubthier' und Regengüsse
Soll'n meine Hülle finden,
Und mein Gedächtniß liefr' ich aus den Winden.“

Die Versuche, durch seine Poesien sein Volk zu mannes-würdigen Thaten emporzureißen, hören dann nach und nach ganz auf. Der Dichter der „Erinnerungen“ und des „Ginsters“, der Verfasser der „Dialoge“ und der „Gedanken“ hatte schließlich nur noch Spott für die, welche sich „die Bedürfnisse des Jahrhunderts“ zum Vorwurf wählten und „ernst gespannt die Politik verfolgten.“ Auf ihn hätte man das Wort Uhland's anwenden dürfen: „Er konnte nur betrachten sein groß zerrissen Herz.“ Aber die Nachwirkungen des Dichters in seinem Volke waren doch andere, als sich hätte erwarten lassen. Man betrachtete ihn als Erzeugniß und Sinnbild des nationalen Elends. Man sah seine weltverachtende Schwermuth aus dem Quell eines nie befriedigten Idealismus herfließen. Er, der Freiheit und Ruhm, Wissen und Aufklärung, für leere Einbildungen erklärte, weckte doch den Wunsch nach ihrem Besitz. Er, der „nur die Todten beneidete“, prägte dem Gedächtnisse doch die Mahnung ein: „Laßt uns leben und Einer dem Andern Beistand leisten, um so gut wie möglich dieses elende Dasein zu überstehen.“ Und so hat man sagen dürfen, Leopardi's Poesie der Verzweifelung sei für das erstorbene Italien, das aus dem Grabe auferstehen wollte, eine Poesie der Hoffnung geworden.

Richard Wagner und seine Freunde.

Von Georg Sturzenegger.

In Wagner ist uns der Künstler, wie der Mensch gleich interessant, wenn auch nicht gleich verehrungswürdig. Er hat für seine Idee und seine Werke wie ein wahrer Uebermensch gekämpft, und seine innere Kraft war so groß, daß er, wenn auch augenblicklich leicht entmuthigt und zu Tode erschöpft, sich doch mit einer unglaublichen Schnellkraft immer wieder so gewaltig empor reckte, daß auch die wildeste Gegnerschaft verstummte. Und welche Gegnerschaften! Es ist uns heute kaum mehr begreiflich, gegen welche Wuth und Verbohrtheit sein Genius sich herumschlagen mußte, wie er verkannt, verhöhnt, geradezu als Verbrecher behandelt wurde. Musiker, Kritiker und Publicum, sie alle waren einig gegen den großen Meister. Besonders seine Vaterstadt Leipzig, die ihrem größten Sohne jetzt ein Denkmal errichten will, war der Mittelpunkt der Wagnerfeinde. Am Conservatorium erließ Julius Rietz Warnungen über Warnungen, die Professorin Frege, eine Beschützerin aller guten Musik, wollte ihren Salon nicht von Wagner'scher Musik „entweihen“ lassen, und sogar der edle Mendelssohn schüttelte den Kopf zum „Tannhäuser“. Freilich trägt Wagner als Mensch ein gutes Theil Schuld an dieser maß- und sinnlosen Opposition. Er war als Charakter nicht ohne Fehl, ein rücksichtsloser Draufgänger, ein ungezügelter Sinnenmensch und ein gigantischer Egoist, der fast alle seine Freunde ausbeutete und im Glück verleugnete. Hart und ungerecht gegen seine Feinde, war er im vertrauten Verkehr zwar weich und überschwenglich, aber auch undankbar, unverträglich und arrogant. Und welch' gute, edle, aufopfernde Freunde hatte er doch! Den ihn fürstlich unterstützenden Deutsch-Amerikaner Otto Wesendonck, den hochherzigen Hans v. Bülow, dem er in ähnlicher Weise mitspielte, den als seinen Apostel wirkenden Liszt, den seelenguten Tausig, einen Peter Cornelius, Draesecke, Herwegh, Schott, Alexander Ritter e tutti quanti, und ihnen Allen hat er mehr oder weniger und früher oder später die Größe seines Undankes empfinden lassen. Auch der Capellmeister und Componist Wendelin Weißheimer, einer seiner Intimsten, gehört unter diese Schaar der enttäuschten und verrathenen Freunde Wagner's, und er erzählt uns jetzt selbst nicht ohne Wehmuth, doch in alter Bewunderung die Peripetien seines innigen und langjährigen Herzensbundes.*)

Schon in den Fünfziger Jahren besucht der junge Musikstudent den Meister im Schweizer Exil, und in Mainz und Weimar kommt er abermals mit ihm zusammen. Nirgends aber näher und inniger als in Biebrich (1862), wo er als Freund, Amanuensis und — Bankier, denn Weißheimer's Vater ist begütert, mit Wagner zusammenlebt und die „Meistersinger“ entstehen sieht. Aus jener Zeit weiß der Freund uns viel Neues und Interessantes zu berichten, z. B. auch von Wagner's Vorlesung des Textes. „Die Modulationsfähigkeit seiner Stimme war so groß, daß er bald nicht mehr nöthig hatte, die Namen der handelnden Personen einzeln zu nennen. Jeder wußte gleich: das ist jetzt Eva, Stolzing, Sachs oder Pogner, die da reden, und gar erst bei David und Beckmesser war in seinem Stimmklang jede Verwechselung mit den anderen absolut ausgeschlossen. Selbst in dem lebhaften Durcheinandergerede der Meistersinger hob sich jeder von dem anderen so deutlich ab, daß man schon ein förmliches Ensemble zu hören glaubte, das die Zuhörer mit sich fortriß und sie zu stürmischen Kundgebungen veranlaßte. Mehrmals mußte er warten, bis diese sich wieder gelegt hatten, ehe er in seiner rhetorischer Virtuosenleistung (denn eine solche war es im eminentesten Sinne des Wortes!) wieder fortfahren konnte. — Soll ich noch sagen, wie bezaubernd er im zweiten Act Stellen: „Wie duftet doch der Flieder“ oder im dritten die Anspielung Sachsens auf Tristan und Isolde las, und wie innig die Worte Evas während des einzigen Quintetts ihm von den Lippen flossen? Jedem der Anwesenden war es am Schlusse dieser unvergeßlichen Reproduction klar, daß er an der Wiege eines mächtigen, epochemachenden Kunstwerkes gestanden.“ Auch von Wagner's Meinungen erfahren wir Manches. Die anscheinende Geringschätzung des „Rienzi“ seinerseits war dem Freunde auffallend. Steht dieser auch nicht auf der Höhe des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, so birgt er doch eine Fülle des Großen und Gewaltigen; im Anfang des zweiten Actes ist bereits der ganze Wagner in aller Schönheit aufgegangen, und im Durchführungstheil der Ouverture bringt er so kühne und überraschende Harmoniefolgen, wie kaum in irgend einem seiner anderen Werke. War auch „Rienzi“ noch nicht auf der neuesten Theorie aufgebaut, so war dies

*) Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und anderen Zeitgenossen von W. Weißheimer. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Digitized by Google

durchaus kein Grund, ihn über die Achsel anzusehen; denn Theorien wechseln, und über ihren wahren Werth läßt sich streiten. Immer schien es Weißheimer, als sei diese Mißachtung des ersten erfolgreichen Werkes Seitens seines Autors eine etwas gemachte, mehr äußerlich zur Schau getragene gewesen, und die Antwort, welche er später einem seiner ihn belagernden Hyperbeflissenen gegeben haben soll, scheint dies zu bestätigen. Wie von durchaus glaubhafter Seite berichtet wurde, soll einmal ein solcher in seiner Gegenwart es für opportun gehalten haben, sich etwas despectirlich über „Rienzi" zu äußern. Schnell habe sich in Wagner das Vatergefühl geregt und schneidig zur Antwort gegeben: „Machen Sie 'mal einen!" Dann eine lustige Scene von den Spaziergängen der Freunde. So kamen sie einmal während der schönen Frühlingstage an den Biebricher Schloßgarten, den zu besehen Wagner Lust zeigte. „Da mir von keinem Rauchverbot bekannt war, nahm ich keinen Anstand, mit meiner kurz vorher angezündeten Cigarre einzutreten. Dies sah eine Schildwache am Thor, welche auf mich zulief und mich anschrie: „Die Cigarre weg!" Wagner bedeutete dem Mann: „Wenn hier nicht geraucht werden darf, so können Sie das anständiger sagen!" Ich löschte meine Cigarre aus, und wir traten in den Garten. Kaum hatten wir einige hundert Schritte zurückgelegt, so sahen wir einen Officier uns entgegenkommen, welcher in vollem Behagen ganze Rauchwolken in die Luft blies. Da sagte Wagner: „Nein, das ist doch zu stark; nicht einmal die Uniformen kümmern sich um das herzogliche Verbot. Schnell stecken Sie wieder Ihre Cigarre an und geben mir Feuer, daß auch ich mir eine anzünde!" Gesagt, gethan, und dampfend zogen wir dem qualmenden Officier entgegen. Dieser sah uns finster an, uns von Kopf bis zu Fuß messend, hielt dann seine Cigarre nach der anderen Seite und schritt an uns vorüber. Jetzt erkannten wir ihn — es war der Herzog!" Hatten die Freunde die Umgebung von Biebrich hinlänglich durchstreift, so wurde auch einmal ein Wagen genommen und nach Wiesbaden gefahren. Als sie ankamen, duldete Wagner durchaus nicht, daß Weißheimer den Kutscher bezahlte; er beeilte sich, demselben einen Louisdor in die Hand zu drücken. Da er weiter gehen wollte, sagte Weißheimer: „Der Mann hat doch höchstens einige Gulden zu bekommen. Warten Sie, er will Ihnen ja herausgeben." Wagner sagte lachend: „Soll ich mir von dem Manne herausgeben lassen, soll ich ihm etwa die Hand hinhalten?" — — und ging davon. Auch ein Besuch der Spielhölle wird erwähnt. „Die blanken Goldstücke flogen hin und her, als wären es nur röthliche Blechstückchen. Da sagte Wagner: „Mich erfaßt ja niemals die Lust zum Spiel, weil ich von vornherein überzeugt bin, daß ich allemal verlieren würde, wenn ich mich zum Setzen verführen ließe. Einem Anderen könnte ich jedoch gut rathen. Jetzt sind schon mehrmals die Nummern herausgekommen, welche ich mir vorher gedacht hatte." Ich schlug ihm vor, ich wolle probeweise einige Male den kleinsten zulässigen Einsatz auf die Nummern setzen, welche er mir angeben würde, und im Gewinnfall denselben gleich einziehen. So geschah es, und in der That kamen die von ihm bezeichneten Nummern vier Mal hintereinander heraus! Da jedes Mal der fünfunddreißigfache Betrag des Einsatzes ausbezahlt wurde, und dieser auch einige Male erhöht worden war, konnte ich ihm schon nach wenigen Minuten das Sümmchen von einigen hundert Gulden einhändigen. Am Weiterspiel verhinderte er mich dann mit den Worten: „Genug! Von jetzt an würden wir, dessen bin ich sicher, verlieren!" und zog mich hinaus, wo wir unter den Colonnaden auf- und abspazierten und den Klängen der Curcapelle lauschten, auf deren Programmen schon ab und zu Stücke aus „Tannhäuser" und „Lohengrin" auftauchten."

Bekanntlich stellte der verschwenderische und daher immer in Geldnöthen schwebende Wagner gewohnheitsmäßig Ansprüche an die Börsen seiner Freunde. Weißheimer haben wir bereits oben seinen „Bankier" genannt. Besonders in Biebrich, als der Verleger Schott, bei dem Wagner arg angekreidet war, jeden weiteren Vorschuß verweigerte und sich sogar einmal verleugnen ließ, stieg die Noth zeitweilig auf's Höchste, obwohl eigentlich stets wieder Gelder einliefen, die sich leider nur immer schnell verflüchtigten. Damals fragte Bülow Weißheimern: „Haben Sie denn keine Idee, wo er das Geld, das er sich immer im Nothfall zu verschaffen weiß, so schnell hinbringt? Sie sind doch immer um ihn, Sie müßten es doch wissen." Der Freund sagte, er hätte davon keine Ahnung. Die kleinen Verschwendungen, wie zum Beispiel gelegentlich der Fahrt nach Wiesbaden, wo er sich von dem Droschenkutscher nicht habe herausgeben lassen, seien doch nicht derartig in's Gewicht fallend, daß sie so schnell einen größeren Betrag aufzehren könnten. Heute sei er im Besitz von mehreren hundert Gulden, und im Handumdrehen seien sie fort. Seine Kunst im Geldausgeben sei ihm räthselhaft. „Und mir ist es räthselhaft," fuhr Bülow fort, „daß er sich allemal das Nöthige wieder zu verschaffen weiß, wenn er es durchaus haben muß — am Ende ist er ein noch größeres Finanzgenie, als er Dichter- und Musikgenie ist. Wie oft habe ich ihn nicht schon in ersterer Eigenschaft bewundert!"

Aber schon bereitete sich ein Umschwung in seinen Verhältnissen vor. Wagner wurde nach Wien gerufen, um dort ein Concert zu geben und den „Tristan" in Scene zu setzen. Doch hier thürmten sich neue Schwierigkeiten empor. Der Tenorist Ander erwies sich als unfähig, und die Proben geriethen in's Stocken. Daß sich die Aufführung dieses seines „Schmerzenskindes", wie er den Tristan nannte, auch im Januar nicht hatte erreichen lassen, bildete für Wagner eine Quelle peinlicher Sorge und Verlegenheiten, denen sich jetzt auch wieder pecuniäre zugesellten. Er war schon zwei Monate im Hotel, hoffte immer auf das Tristanhonorar, das ihm nach der ersten Aufführung ausgezahlt werden mußte, diese kam und kam nicht, — da wurde der Wirth besorgt und sandte Rechnung auf Rechnung. Der geforderte Betrag war ein recht beträchtlicher, da außer den Aufenthaltskosten auch noch das ziemlich ausgedehnte und splendide Diner zu bezahlen war, welches Wagner nach den Concerten für die Hauptmitwirkenden und Freunde veranstaltet hatte. Es war daher eine recht große Verlegenheit, als Wagner nicht zahlen konnte. Als Weißheimer am Abend mit Tausig bei ihm war, jammerte und klagte er über seine elende Lage. „Wir hörten ihm theilnahmsvoll zu und saßen niedergedrückt auf dem Sopha, während er in nervöser Hast auf- und abging. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „Halt, jetzt hab' ich's, was mir fehlt, und was ich brauche," lief an die Thür und klingelte energisch. Tausig raunte mir zu: „Was hat er vor? Er sieht ja gerade aus wie Wotan, der endlich zu einem großen Entschluß gekommen!" Langsam und zögernd kam der Kellner endlich zum Vorschein — diese Leute merken ja bald, wie der Wind weht — und war nicht weniger erstaunt als wir Beide, als Wagner befahl: „Bringen Sie gleich zwei Flaschen Champagner in Eis!" „Um Gottes willen — in dieser Lage!" riefen wir, als der Kellner wieder gegangen war. Er aber hielt uns eine eifrige Auseinandersetzung über die Unentbehrlichkeit des Champagners gerade in verzweifelten Situationen: nur dieser helfe über deren Peinlichkeit hinweg. Als das köstlich-theure Naß auf den Tisch kam, getrauten wir uns kaum, davon zu trinken; mehrmals mußte er uns dazu animiren; der Champagner wollte eben an jenem Abend nicht munden; trotz seiner vorzüglichen Qualität, und trotzdem Wagner gerufen hatte: „Trinkt nur mit, wir sind die Sieger, und unser ist die Welt!" — In Wagner's Umgang folgte Ueberraschung auf Ueberraschung. Als Weißheimer am folgenden Morgen in sein Zimmer trat, zeigte er ihm 1000 Gulden, die ihm die Kaiserin gesandt hatte! Und immer jammerte er noch: „Ich armer, geplagter Mann!" — worauf der Freund bemerkte: „Ja, sagen Sie mir doch, welch' anderm Sterblichen in solcher Noth plötzlich

Digitized by Google

1000 Gulden in's Haus fliegen?!" Darauf ließ er dann das Jammern sein und entschloß sich wieder zu Concerten, die er sich von jetzt an garantiren lassen wollte. Aber nun traf ihn ein furchtbarer Schlag. Alles schien auf's Beste zur Première bereit, als Tristan — ganz abgesetzt wurde. Den wahren Grund scheint auch Weißheimer nicht zu kennen. Jedenfalls ist es nicht wahr, daß die erste Wiener Aufführung an der Bühnen-Unmöglichkeit des Werkes scheiterte. Vielleicht war es, weil man sich auf den Tristan des unfähigen aber hochprotegirten Ander versteifte, und daß bei dessen Unzulänglichkeit sich die dem Werke günstige Stimmung verlief. Das Räthsel dieser Katastrophe ist auch heute noch nicht gelöst. Wagner aber schrieb an Weißheimer einen verzweiflungsvollen Brief, der in seiner Entmuthigung und Todessehnsucht etwas Erschütterndes hat: „Mit mir hat es eine eigene Bewandtniß: es will nicht mehr gehen! Mein fünfzigster Geburtstag, den ich in voller Abgeschiedenheit, einsam, ohne eine mir gehörige Seele verbrachte, hat auf mich einen großen Eindruck gemacht, der in seinen Folgen sich als ein traurig entscheidender Wendepunkt meines Lebensmuthes ausbildet. Es geht nicht mehr, und ich fühle mich zu fremd in dieser Welt, in welcher ich für Alles, für Kunst und Leben, Wille und Gemüth, mich vollständig gehemmt finde. Ich hab' keine Lust mehr: die Erschütterungen und das Erkennen der Ohnmacht des Einzelnen sind zu groß und bestimmt. Sie werden das in Ihrem Alter nicht recht begreifen können. Von mir gilt einfach der Ausdruck, — das Leben — satt haben. Mir fehlt nicht mehr als Alles, um menschlich leben zu können."

Dieser Brief ist für die Musikgeschichte von großer Bedeutung; denn er documentirt, daß Wagner damals das Leben satt hatte, daß ihm die rechte Arbeitsfreude fehlte, daß der üppige Quell der Laune und des Lebensmuthes in ihm versiegte, und daher an eine Vollendung selbst der „Meistersinger" kaum zu denken gewesen wäre, hätte sich nicht im folgenden Jahre das ihn rettende Wunder ereignet, welches ihn plötzlich aller irdischen Sorgen enthob und ihn auf eine Lebenshöhe schnellte, wie sie keinem Künstler vor ihm beschieden war und auch wohl nach ihm Keinem mehr zu Theil werden wird. Und wie stellte es sich, dieses einzige Wunder, zur rechten Zeit ein! Privathülfe war für ihn durchaus unzureichend, selbst was er durch Concerte zusammenbringen konnte, reichte nur für den Augenblick hin. Es mußte daher ein Krösus kommen, der ihm seine Schatzkammer öffnete. Wo sollte der aber herkommen? fragte der treue Weißheimer. Kaum von einer großen Kunstreise zurückgekehrt, die Wagner eine Summe einbrachte, mit welcher jeder Andere einige Jahre sorgenfrei leben und schaffen konnte, hatte er die letzte große Einnahme statt nach Jahren schon in wenigen Monaten aufgezehrt. Wie hatte doch Hans v. Bülow damals an Weißheimer geschrieben? „Unglaublich übrigens, was in vierzehn Tagen an „Geld" consumirt werden kann!" Und gar jetzt in Wien! Wiederum schrieb Wagner von der vollständigen Einrichtung eines Hauses, obgleich das Landhaus des Barons v. Rochow in Penzing wohl nicht ganz leer gestanden haben wird und gewiß keine so beträchtliche Summen beanspruchte, um in Stand gesetzt zu werden. Das leidige Factum stand also fest: Wagner war wieder ein „Finanzgenie" im — Ausgeben gewesen. Nun sollte plötzlich Weißheimer Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um dem Verschwender abermals zu helfen. Aber Weißheimer's Vater lehnte ab, in Darmstadt war beim Großherzog und seinem Theaterintendanten auch nichts mehr zu holen, Schott und Härtel, der Verleger des „Lohengrin", verweigerten jeden neuen Vorschuß, und Liszt gab längst in solchen Dingen keine Antwort mehr, denn er wußte nur allzugut, daß Wagner in pecuniären Angelegenheiten einfach nicht zu helfen war.

Und nun kam es endlich, das „Wunderbare"! Vor seinen Wiener Gläubigern ließ Wagner Alles im Stich und flüchtete in die Schweiz, wo ihm aber auch Wesendonck und der treffliche Wille nicht mehr helfen wollten. Ganz mittellos und völlig verzweifelt flieht er von Zürich nach Stuttgart. Die Veranlassung zu dieser Reise ist wohl in dem guten Verhältniß Wagners zu Hofcapellmeister Karl Eckert in Stuttgart zu suchen, durch dessen Einfluß er hoffen konnte, hier endlich seinen „Tristan" zur Aufführung zu bringen. Er wohnte zu diesem Behufe einer Opernvorstellung im Hoftheater bei — die vorhandenen Kräfte schienen ihm für den „Tristan" jedoch nicht ausreichend zu sein, und entmuthigt gab er das Vorhaben auf. Nicht wissend, was zunächst zu beginnen, telegraphirte er in seiner Noth an Weißheimer und schon am folgenden Tag war dieser bei ihm. Welch' trauriges Wiedersehen, — den großen Genius rathlos und in Verzweiflung zu finden! Wie erschrak der Freund bei seinen Worten: „Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verschwinden, können Sie mich davor nicht bewahren!" Auf Weißheimer's bestürzte Frage, wie denn dieser jähe Umschlag erfolgt sei, er hätte ihn wohlgeborgen an der Arbeit gewähnt, gab Wagner eine erschöpfende Auskunft, und mit Schrecken wurde dem Treuen der fluchtartige Charakter seiner Reise allmälig klar — es bestand damals noch die Personalhaft, die der Gläubiger über den Schuldner gesetzlich verhängen lassen konnte. Ein solcher immerhin möglicher Eclat mußte unter allen Umständen vermieden werden, und wenn es Wagner auch nicht direct aussprach, so war Weißenheimer dennoch nicht im Mindesten davon überrascht, als ihm Wagner von der Wahl eines stillen und abgelegenen Aufenthaltortes sprach, an dem er so lang verschwinden wollte, bis weiter Rath würde. Als er ihn dann mit Thränen in den Augen fragte, ob er ihn dorthin begleiten — mitverschwinden wolle, sagte Weißheimer unbedingt zu. „In solcher Lage durfte er nicht allein gelassen werden, hätte sich allein auch gar nicht durchbringen können, da er absolut mittellos war." Weißheimer war daher fest entschlossen, mit ihm zu gehen, und auf sein „Ja" fiel Wagner ihm in höchster Freude um den Hals. Schnell einigten sie sich über die Wahl irgend eines abgelegenen Ortes in der — Rauhen Alb, wo der Freund so rasch als möglich den Clavierauszug des ersten Meistersingeractes beenden sollte, um damit den Verleger Schott zu weiterer Zahlung zu veranlassen. Doch lassen wir dem braven Freunde jetzt das Wort!

„Gleich darauf standen wir vor dem Hotel — er hatte keine Ahnung von dem unglaublichen Glück, das seiner harrte, denn ich mußte schnell noch den Wagen bestellen, der uns am folgenden Morgen nach Untertürkheim bringen sollte, um von da mit dem Zug weiterzufahren! Auf seinem Zimmer in der ersten Etage (in der Richtung zum Hoftheater) angelangt, wurde mit dem Packen seines großen Koffers begonnen — seine Gemüthsstimmung sank während dieser Arbeit wieder weit unter Null —: da brachte der Kellner gegen Abend eine Visitenkarte herein, die die Inschrift trug: „v. Pfistermeister, Secrétaire aulique de S. M. le roi de Bavière. Da Wagner derartig entmuthigt war und sich von nichts, was es auch sei, noch etwas Gutes versprach, stand er erst unschlüssig da, ob er Herrn von Pfistermeister empfangen wolle, und nur als dieser betonen ließ, er käme im Allerhöchsten Auftrag des Königs Ludwig II. und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn eintreten. Um bei dieser zweifellos hochwichtigen Unterredung nicht zu stören, entfernte ich mich während derselben. Sie dauerte lang und immer länger — ein gutes Zeichen! Als der genannte Herr sich endlich empfahl, und ich wieder eintreten konnte, zeigte mir der von seiner plötzlichen Glückswende geradezu überwältigte Wagner einen kostbaren Brillantring des Königs und dessen in wunderbarem Glanz leuchtende Photographie auf dem Tisch, und mit den Worten: „Daß mir das passirt — und gerade jetzt passirt!" fiel er mir, vor Freude außer sich, laut weinend um den Hals ... Als sich Wagner allmälig wieder von der großen Nerven-

Digitized by Google

erschütterung und der ihn überwältigenden Rührung erholt hatte, theilte er mir dann das Nähere mit. Der König hatte ihm sagen lassen, er sei sein „glühendster Bewunderer" und ließ ihn fragen, ob er auch noch ganz seinen Ansichten getreu wäre, die er in seinen Schriften niedergelegt habe und die der König auswendig wisse, er möge in diesem Falle nach München kommen, wo er den obersten Rang einnehmen müsse, um dort seine Nibelungen zu vollenden und aufzuführen. Alles, was er nur wolle, würde ihm zur Verfügung gestellt! War es da ein Wunder, wenn Wagner wähnte, ein Engel habe ihm solche Botschaft vom Himmel gebracht?! — Nach einer schlaflosen Nacht war Wagner in aller Frühe auf und bereits beim Einpacken. Immer wieder liefen ihm Thränen die Backen herunter, wenn er bei dem prosaischen Geschäft seines Glücks gedachte und wiederholt die Worte hervorstieß: „Daß mir das passirte — und gerade jetzt passirt!", mich dann wieder umarmte, dann wieder seinen grünseidenen Schlafrock in den Koffer preßte, der immer wieder herausquoll und sich durchaus nicht einschließen lassen wollte, dann wieder etwas weinte — für mich ein wahrhaft unvergeßliches Kofferpacken! Nachdem er sein Toilette gemacht, begaben wir uns zum Frühstück zu Eckert's, welche ihm die erste Huldigung darbrachten. Als wir zu Tisch gingen, kam noch Capellmeister Abert hinzu, der neben mir Platz nahm. Die Stimmung war anfänglich eine gar würdige, fast feierliche, die mit dem freudigen Ereigniß etwas contrastirte, obwohl sie doch durch dasselbe hervorgerufen zu sein schien. Aus dieser Seelenbeklommenheit erlöste glücklicherweise die kleine Tischgesellschaft bald eine glänzend helle Hose, welche Herr Abert trug. Es servierte ein Diener in Jägertracht die schönsten englischen Beefsteaks in Sauce — und als er die Platte meinem Nachbar reichte, huschte plötzlich ein sehr ansehnliches und saftiges Exemplar hernieder auf Herrn Aberts Oberschenkel, wo es ruhig liegen blieb, bis es schließlich aufgespießt wurde — leider aber ein schreckliches Konterfei hinterlassend —: die so nöthige Tischheiterkeit war plötzlich in ungezwungenster Weise herbeigeführt. Gleich darauf mußte sie jedoch wieder verstummen, denn es kam die Trauernachricht aus Paris: Meyerbeer sei gestorben! Gestern — an Wagner's Glückstag!! —"

Doch die Abreise von Stuttgart lief nach Weißheimer's Versicherung nicht glatt ab. Im Hotel brauchte Wagner für die paar Tage kein Geld und — hatte auch keins, wie sich beim Verlassen des Hotels und beim Billetkauf herausstellte, denn er bezahlte seine Hotelrechnung nicht in baar, sondern gab an Zahlungsstatt dem Oberkellner eine reiche russische Dose, welche er in St. Petersburg von einer hochstehenden Persönlichkeit zum Geschenk erhalten. Natürlich hatte sie einen vielfach höheren Werth, als der Betrag der Rechnung erforderte; denn der Oberkellner, die Dose nur flüchtig besehend, und ihren hohen Werth sofort erkennend, machte eine tiefe Verbeugung und begleitete Wagner unter tausend Bücklingen bis vor den Ausgang. „Schnell fragte ich Wagner, weßhalb er mir die Dose nicht vor einer Stunde zum Versilbern übergeben habe, worauf er meinte, nun sei er doch so wie so aller Geldsorgen überhoben. Daß er darin irrte, zeigte sich sogleich im Bahnhof. Der königliche Abgesandte hatte bereits in einem Coupé erster Classe Platz genommen und sah mit sichtlicher Ungeduld dem Kommen Wagner's entgegen, der sich etwas verspätet hatte. Schnell stieg er zu ihm ein, und ich verabschiedete mich von beiden Herren, da ich an den Rhein zurückzukehren gedachte. Kaum war ich einige Schritte entfernt, so kam Wagner im Fluge hinter mir her, rufend: „Um Gottes willen, Pfistermeister hat mir ja kein Billet gelöst; springen sie schnell, eins zu holen." Im Galopp eilte ich zur Casse und vermochte auch noch glücklich, dem bereits im Gange befindlichen Zuge nachspringend, das Billet Wagner in das Coupé zu werfen: ich hatte ihm das Billet zu seinem Glück gekauft!"

So der wackere Weißheimer! Und der Dank, der Lohn für so viel Freundschaft und Liebe? Ach, die glückliche Wendung in Wagner's Leben hatte leider für seinen besten Freund üble Folgen. Wagner hat für seine Freunde nie etwas gethan. Bald darauf schreibt Weißheimer aus München enttäuscht und traurig an seine Braut: „Wie schwer Wagner für fremde Werke zu interessiren ist, weißt Du, glaub' ich. Er ist das gerade Gegentheil von Liszt, und er war z. B. „wegen des Roquette'schen Textes" (!) nicht einmal in die Aufführung der „heiligen Elisabeth" zu bringen. Bülow zeigte ihm neulich in meiner Gegenwart seine Musik zu „Julius Cäsar" und schwor dann, nie wieder dergleichen zu thun. Als ich Bülow auf dessen Wunsch endlich meine Oper allein (ohne Wagner) vorspielen sollte, kam gleich das Zimmermädchen mit dem Auftrag herein, wir möchten doch aufhören zu musiziren, der Meister wolle schlafen! Es war Vormittags 11 Uhr!! Bülow schlug den Flügel zu und sprang erregt auf mit den Worten: „Es ist mir eine hohe Ehre, mit dem großen Meister zusammen zu wohnen — es ist aber oft nicht zum Aushalten!!" So klagen Alle über ihn. Dennoch hoffe ich ihn mit meiner Oper zu packen und ihm den Textbuchvorwand zu benehmen. Wenn's ihm nachginge, dürfte kein Mensch mehr was componiren, schon wegen der Texte, die freilich Niemand so machen kann wie er. Selbst Opern wie „Hugenotten" müßten aus diesem Grunde einfach über Bord geworfen werden." Und einige Tage später: „Wagner befindet sich als Künstler und Mensch bereits in ganz entlegenen Regionen, wo man den Künstler anstaunt, den Menschen aber nicht mehr genießen kann, oder wenigstens nur sehr ausnahmsweise, z. B. während der Fahrt, die ich am Sonntag gegen Abend mit ihm und Frau v. Bülow nach Groß-Hesselohe machte. Nachdem ich zuvor mit ihm und Bülow's in ihrer Doppelwohnung, Ecke der Arcostraße, zu Mittag gespeist hatte. Als ich gerade im Begriff stand, dieser Einladung Folge zu leisten, war Peter Cornelius bei mir, welcher mich ein Stück begleitete, immer ernst und ernster wurde und schließlich in die seltsamen Worte ausbrach: „Herzlieber Freund! Heute gehst Du zu Deinem Henkersmahl!" Verwundert blieb ich stehen und bat um nähere Erklärung. Cornelius sagte nur: „Nun, Du wirst's schon sehen!" Dann gingen wir weiter, und an der Arcostraße angelangt, trennten wir uns. Ich wußte damals noch nicht, daß Einer um den Andern von der alten treuen Garde seinen Abschied nehmen mußte."

Zu Wagner's Entschuldigung kann man allerdings das bekannte Cherchez la femme! anführen. Frau Cosima trägt wohl an dieser „Ausquartierung" von Wagner's Freunden die größte Schuld. Sie hatte ja seiner Zeit auch den Bruch mit Bülow herbeigeführt und Lassalle „entfernt", dessen socialistische Anschauungen Wagner vielfach theilte. „Ihre Sucht, mit einem Bildungsniveau etwa in Höhe französischer Mädchenpensionate Lassalle gegenüber die „Geistreiche" zu spielen, war diesem lästig geworden, darum habe er eines Tages Hans v. Bülow gesagt: „Nimm mir nicht übel, wenn ich Dich künftig nicht mehr besuche, — komme Du lieber zu mir!" — und Bülow sei von da an regelmäßig zu Lassalle gekommen." Weißheimer bemerkt etwas boshaft zu dieser Mittheilung: „Einige Jahre später saß ich in München bei Herrn und Frau v. Bülow Abends beim Thee. Es kam die Rede auf Lassalle, und um mich zu vergewissern, citirte ich das eben Mitgetheilte: von keiner Seite wurde mir damals widersprochen. Selbstverständlich hatte es Lassalle bei Frau v. Bülow gründlich verdorben."

Jedenfalls spielt in der Geschichte von Richard Wagner und seinen Freunden nicht der große Tonsetzer menschlich die schönere Rolle. Wir schließen indessen versöhnlich mit einem guten Wort eines anderen und gleichfalls abgedankten Freundes aus jener Zeit, des Componisten Felix Draeseke: „Jetzt ist ein Verkehr mit Wagner nicht gerade angenehm, später aber, etwa in 30—40 Jahren, werden wir doch von aller, aller Welt

Digitized by Google

beneidet werden, da seine Erscheinung eine so riesige ist, daß sie nach seinem Tode immer mehr und mehr anwachsen muß, besonders wenn dann das große Bild persönlich durch nichts Widerhaariges mehr entstellt werden kann."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Todesfall.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Auf dem Süderhof, einem zum Theil halb verfallenen Bauernhaus mit kleinen halb blinden Fensterscheiben, war Anders geboren. Auf dem kleinen Strohdach wuchs etwas mehr, als auf den steinigen Nachbaräckern. Und doch war eine jede Stunde ein Kampf gegen die Noth, so daß Anders, der noch einen Bruder von acht und eine Schwester von fünf Jahren besaß, eigentlich gar nicht wußte, was eine frohe Kindheit war. O wie schmerzte der Rücken, wenn die Egge, von den schwachen, mageren Händen des 15jährigen Burschen geleitet, über den steinigen Boden glitt! Wenn dann die schwache Ernte eingebracht wurde, mußte Anders die kleine Last auf den Schultern tragen, da ein Wagen nicht zur Hand war, und die jungen Ochsen auf der Weide grasten, um im Herbst auf dem Markte einen guten Erlös zu bringen. Der Rücken krümmte sich immer mehr und mehr, die Brust fiel ein, und doch mußte Anders arbeiten, denn die Steuern und die fälligen Abgaben erlitten keinen Aufschub, und die Ernte mußte auch eingebracht werden. Nach ein paar Jahren starben der Vater und die Mutter, und Anders wurde Hausherr. Stolz brauchte er darauf nicht zu sein, denn nun galt es, die Geschwister auszuzahlen, und die Schulden wurden größer als je zuvor. Um ein Uhr früh hörte man den Dreschflegel in der Tenne, und der erste Strahl der Sonne begrüßte Anders auf dem Wege zur Brennerei mit seinem Ochsen und den gefüllten Kartoffelsäcken. Zur Weihnachtszeit, wo man doch anstandshalber keine groben Arbeiten verrichten darf, war Anders damit beschäftigt, Reisig zu zerkleinern. Ein andermal benutzte er das Fest, um mit möglichst geringer Zeitverschwendung zu heirathen. Doch hier lächelte ihm wenigstens ein Gewinn, der in 6000 Kronen und ein paar kräftigen Armen bestand, damit die Schulden gezahlt werden konnten.

Dann wurden Kinder geboren und wuchsen heran. Wie lieben sonst die Eltern ihre Kinder, aber wenn man müde und abgearbeitet ist und die Nahrungssorgen drücken, schlägt das Herz doch nicht so voll und warm. Ein Kind auf dem Süderhof war zunächst ein unnützer Mund mehr, aber nachher hatte man doch Aussicht, durch ein paar starke Arme eine kräftige Hülfe zu erhalten.

Letzten Sommer verspürte Anders zum ersten Mal das Gefühl, als ob das Glück ihm lächelte. Rascher als sonst fuhr die Sichel durch das Korn, und bei den kärglichen Mahlzeiten sprach er ganz gegen seine Gewohnheit freundliche Worte zu den Seinen. Wenn er dann Abends nach vollbrachter Arbeit seine Suppe gegessen hatte, ging er mit munteren Schritten dem Birkenholz entlang, um Auge und Herz an dem Gegenstande seiner Hoffnung zu erfreuen. Hier weideten nämlich seine Ochsen, erst vierjährig und doch schon groß und stark. Wie früher bei Lebzeiten seines Vaters, so verfütterte Anders auch jetzt die Zugochsen, und wenn dann der Herbstmarkt kam, wurden die großen gegen kleinere Thiere vertauscht, und der Ueberschuß war dann für den Kirchenvorsteher bestimmt, der eine Hypothek auf dem Hofe hatte und immer zu Michaeli seine Zinsen haben mußte. Nun sollte es aber anders werden. Er hatte ein Stück abgerodet und beackert, und es war so viel guter Boden gewonnen, daß man säen konnte, und zwei Kühe und zwei Kälber grasten jetzt dort. Sie waren groß, schön braun und hatten die ersten Haare verloren. Im Herbst gaben das gute Zugochsen, dann sollten die großen rothgefleckten verkauft werden, aber man brauchte nicht wie bisher neue zu kaufen. Statt des Preisunterschiedes von 30 bis 40 Kronen zwischen den kleinen und den großen Ochsen, konnte Anders den ganzen Betrag für die rothgefleckten nach Hause bringen. Und das Wenigste wären doch 300 Kronen. Das genügte ja, um die ganze Sparkassenschuld abzutragen, dadurch wurden jährlich 15 Kronen an Zinsen gespart, und wenn dann die folgenden Jahre auch so gut ausfielen, waren es glänzende Aussichten.

Die schwere Arbeit hatte Anders' ganze Gestalt verkrüppelt. Wenn man ihn betrachtete, wie er so dahinging, so sah es aus, als ob man einen Krautkopf in eine Jacke gesteckt hätte, die Arme waren zu lang und in seinem grauen Gesicht hatten Kummer und Nahrungssorgen ihre Furchen gezogen. Aber heute strahlten die Augen im Anblick der Ochsen. Als er sie genug besehen hatte, ging er wieder nach Hause, zog die Holzschuhe aus und betrat das Zimmer.

„Was bringst Du heute für gute Nachricht?" rief die Mutter vom Bett her.

„Ja, Gott sei gelobt, sie sind gut daran."

„Vater", rief eine Stimme von der Bank, wo der Sohn schlief.

„Was willst Du, Junge?"

„Ich war heute früh unten, und ich habe mit einer Harke den Pfuhl gereinigt, daß sie nun auch Wasser haben, das wollte ich Dir noch sagen."

So drehten sich alle Gedanken der Familie um den einen Punkt, und wenn man sie reden hörte, so waren immer die Ochsen gemeint. Gingen sie schweigend zur Arbeit auf die Felder, so hörte man gewiß plötzlich die Frage: „Anders, wie viel bekommst Du wohl?"

„Wenn ich nicht 320 Kronen erhalte, so geht es nicht mit rechten Dingen zu", entgegnete dann Anders, denn daß seine Frau an etwas Anderes als an die Ochsen gedacht haben sollte, hätte er gar nicht zu fassen vermocht.

Wenn er seinen Hafer mähte, dachte er immer besonders liebevoll an Frau und Kinder. O, wenn er die Ochsen verkauft hatte, wollte er Kaffee und Zucker mitbringen und ein recht schönes Tuch für die Kleine. Wie hatte man die letzten Jahre nur immer für das Vieh gesorgt! Aber jetzt erschienen ihnen diese drei Jahre wie ein kurzer Traum.

Den letzten Abend bevor er zu Markt ging, kam er wieder vom Busch, wo er sich noch einmal an dem Anblick seines Viehes geweidet hatte.

„Wie steht es heute Anders?" fragte die Mutter.

„Gottlob, sie nehmen zu mit jedem Tage. Glaube mir, Karin, nicht zehn Ochsen wie diese kommen auf dem Markt."

„Gottlob, Gottlob, Anders!"

Am nächsten Morgen war Mutter schon damit beschäftigt, einen Eßkorb für den Vater herzurichten. Anders stand auf, rasirte sich vor einem Spiegelscherben, so gut es eben ging, holte seine besten Kleider hervor und wollte gehen.

„Anders, gehst Du hinunter, sie zu holen?"

„Ja, das thue ich."

„Nimm doch eine Brodrinde für die Thiere mit, sie haben uns doch nur Freude gemacht."

Dann ging der Vater. Er blieb eine Stunde fort. Inzwischen standen die Kinder auf, und Mutter ging vor die Hausthür, um nach dem Vater zu sehen.

Sie hielt die Hand vor die Augen, um sich gegen die Morgensonne zu schützen, und blickte die Dorfstraße hinunter. Doch Anders kam nicht mit den Ochsen. Sie ging in die Küche, setzte die Morgensuppe auf das Feuer und wollte eben den Eßkorb packen, als sie von einem Stöhnen erschreckt wurde. Sie drehte sich und erblickte Anders, der hinter ihr stand und kreidebleich aussah.

„Großer Gott", schrie sie auf, „bist Du krank?"

Es zuckte um Anders' Lippen. „Ach, wäre es doch so!"

„Um Gottes Willen, was ist denn?"

Da rannen Anders die Thränen über die Wangen, und er sagte: „Karin, leere nur den Eßkorb wieder. Einem armen Teufel hilft all' sein Arbeiten nichts. Unten im Pfuhl liegen die Ochsen todt im Wasser!"

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Zwei Glas Bier.

„Wir müssen ihr nur Zeit lassen, nur Gelegenheit bieten, die ganze Narretei des Programms zu erkennen", hatten Excellenz leutselig beim Abschiede gesagt. „Es ist unsre Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Socialdemokratie sich wenigstens in den nächsten zehn Jahren noch nicht als Herrin der Situation fühlt. Gelingt uns das, so ist Alles gewonnen. In der steten Reibung mit den bürgerlichen Parteien wird sie von gewissen unsinnigen Forderungen, die freilich heute noch als Tabu gelten, schon von selbst zurückkommen. Und die vernünftigen Ansprüche, die sie im Namen der Arbeiterschaft stellt — nun, ich meine, über die sind wir Alle einer Ansicht. Ich darf mich da auf ein Wort Sr. Majestät berufen. Und sehen Sie, lieber Freund, gerade weil die Bewegung durchaus wirthschaftlichen Ursprungs ist, weil all' die politischen Alluren der Partei nur obenhin angepappt sind, gerade darum hoff' ich auf ehrliche Einigung."

Der Assessor riß Mund und Nase auf, wagte aber seinem hohen Protektor nichts zu erwidern.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen", fuhr der alte Staatsmann fort, ihm leutselig auf die Schulter klopfend. „Der Fanatismus der Masse. Ihre Begeisterung, ihre Opferfreudigkeit . . Sehr schön. Aber gerade diese drei Eigenschaften gewährleisten mir die Richtigkeit meiner Prognose. Man ist drei volle Decennien hindurch nur dann fanatisch, begeistert und opferfreudig, wenn man sich materielle Vortheile davon erhofft. Harmodios und Aristogiton wären ihrem Tyrannen sicher nicht 30 Jahre lang nachgeschlichen. Alles rein politische Entflammen ist Strohfeuer. Verstehen Sie nun, worauf Se. Majestät hinzielten, als sie es übernahmen, mit der Socialdemokratie allein fertig zu werden? Die Taktik ist zum Bewundern einfach und der Erfolg sicher. Im Laufe der Jahrzehnte mausert sich die Partei vollkommen, verliert eine von den grellrothen politischen Federn nach der andern, und schließlich bleibt nur die große, wirthschaftliche Reformbewegung übrig, an deren Spitze sich, wenn die Zeit erfüllt ist, der große Hohenzoller selbst stellen wird. Freilich darf man, ich wiederhole das, die Entwickelung nicht überhasten wollen. Alles Gute wächst langsam; man zwingt es weder mit Liebkosungen noch mit Gewalt aus der Erde. Deßhalb war ja Bismarck auch so ein unglaublicher Pfuscher. Hm, sagten Sie etwas?"

„Durchaus nicht, Excellenz", beeilte sich der Assessor zu betheuern.

„Mein Ideal wäre, die Socialdemokratie in aller Ruhe und Freundschaft, so gleichsam beim Glase Bier, zur Vernunft zu bringen. Dank der verflossenen lieberalen Aera und der Schulbildung, die sie Arm und Reich gebracht hat, steht unser Volk auf einer erquickend hohen Stufe der Gesittung — und darum ist der rein geistige Kampf mit der Socialdemokratie möglich, ja das einzig Mögliche. Bismarck hat sie eben ganz falsch behandelt. Ihre unbilligen Prätensionen muß man abwehren, ihren Stolz demüthigen — wie das so prächtig bei den diesmaligen Stichwahlen geglückt ist — im Uebrigen aber auf die Einsicht der Leute selbst vertrauen. Mit kurzen Worten, ein loyales, mildes, gemüthliches Regiment führen. Aufregungslose Politik im Innern, glänzende Errungenschaften draußen; dabei dem Volke zeigen, daß man sich auf seine Vaterlandsliebe, seinen gesunden Menschenverstand verläßt; zu rechter Stunde aber doch die eisengepanzerte Faust sehen lassen — so lob' ich mir's, und auf die Weise werden wir den socialdemokratischen Sturm im Glase Wasser beim Glase Bier überwinden."

Wenn Excellenz ein Wortspiel erzeugten, that der damit Beehrte alleweil gut, auf der Stelle nach seinem Hute zu greifen und sich zu empfehlen. Denn Excellenz liebten es, das Gespräch geistvoll pointirt abzuschließen; es war das eine Gewohnheit aus der Zeit, da er die Anschauungen der Regierung vor dem Reichstage zu vertreten hatte. Der Assessor lächelte, wie man bei einigermaßen unverständlichen Witzen einflußreicher älterer Herren lächelt, und rollte wenige Minuten später mit bedeutend fröhlicherem Gesichte dem Bahnhofe zu. Er verabscheute und fürchtete diese Besuche, zu denen ihn Rücksicht auf die Carriére gleicherweise wie der väterliche Wunsch zwangen; er nannte die Besitzung der Excellenz seinen Luftkurort, weil er jedes Mal, wenn er ihr den Rücken wandte, erleichtert aufathmete. „Kurioses Gerümpel, diese alten Knasterbärte!" dachte er, sich an der schwer entbehrten Cigarre erquickend, deren Genuß Excellenz seinen nicht im gleichen Range mit ihm stehenden Besuchern mißgönnte. „Als ob man diese Gassenweisheit nicht schon längst unter den Schuhen vertragen hätte! Als ob unsereiner von den Mumien noch lernen könnte! Es war thatsächlich höchste Zeit, daß auch hier mit der Verjüngung vorgegangen wurde. Na, wenn wir erst an der Reihe sind . . ."

In dem Coupé erster Classe, das er sich von dem Schaffner anweisen ließ, hatte es sich ein sportsmännisch aussehender Herr bequem gemacht, der eifrig las und qualmte. Die endlosen Kartoffel- und Roggenfelder, die der Zug durchschnitt, und die nur manchmal von Erikastrecken und verkümmerter Haide unterbrochen wurden, boten dem nach langer Enthaltsamkeit doppelt redelustigen Assessor immer weniger Anregung, und als sein Gegenüber nach einer Weile das Buch sinken ließ, wagte er muthig die Anknüpfung:

„Diese Oede! Ich begreife nicht, wie es die Raben und Krähen hier aushalten!"

„So lange die Bauern bleiben, bleiben sie halt auch", erwiderte der Andere. „Und die Bauern halten aus. Das liegt so im Wesen der agrarischen Weltanschauung."

„Von der Sie nicht sonderlich viel zu halten scheinen?" fragte der Assessor munter.

„Ich würde Ihnen Antwort geben, wenn ich sicher wäre, Ihnen nie wieder zu begegnen, besonders nicht in irgend einem Ministerium," lächelte der Fremde.

„Sie meinen?"

„Ich komme aus Rostock — das ist die Stadt, wissen Sie, wo wir soeben den Dr. Barth zur Strecke gebracht haben, den hervorragenden Mann, der das Dutzend der Freisinnigen Vereinigung hätte voll machen sollen. Und da uns verdrießlicher Weise nur die Wahl blieb zwischen ihm und einem harmlosen Rothen —"

„Es war allerdings betrübend," bemerkte der Assessor. „Nach dem patriotischen Beispiele, das Berlin gegeben hat . . . Sie fahren doch nach Berlin?"

„Freilich, das thu' ich immer Sonntag Abends. Etwas will man doch auch vom Leben haben."

„Sehr richtig. Aber sagen Sie mir um Alles in der Welt, welche Erwägungen haben die Rostocker Herren veranlaßt . . . so zuverlässige Leute, königstreu, urconservativ —"

„Ja — das ist eben ihr Fehler. Es sind ein bischen schwerfällige Menschen, wissen Sie. Bei denen haftete noch die Parole gegen das Manchesterthum. Die sind der altfränkischen Anschauung, so ein Bankdirector oder Bankcommis im Reichstage schade den Kornbauern — vielleicht sagen Sie lieber Junkern — zehn Mal mehr als ein socialdemokratischer Advokat oder Zeitungsschreiber. Von wegen seinem Einfluß oben, wissen Sie."

„Man hat der höchsten Stelle mit dieser Wahl kein Vergnügen bereitet. Ich fürchte sogar, man hat, natürlich unabsichtlich, ihre Politik durchkreuzt."

„Sie kennen diese Politik?"

Der Assessor dachte an die Excellenz, die er eben verlassen hatte, und sagte mit einem feinen und dennoch stolzen Lächeln: „Wer dürfte das von sich behaupten? Aber man combinirt sich doch Manches zusammen. Und sehen Sie, die allerhöchste Absicht geht offenbar dahin, die Socialdemokratie, die Bismarck ganz falsch behandelt hat, zu erziehen. Sie bescheidener zu machen, ihre Anmaßung zu dämpfen und sie auf diese Art dahin zu bringen, daß eine freundschaftliche Aussprache mit ihr möglich ist."

Da das Gegenüber schwieg, aber anscheinend äußerst interessirt zuhörte, fuhr der Assessor emsig fort:

Digitized by Google

„Was die Socialdemokratie in unserer heutigen Gesellschaft gesellschaftsunfähig macht, das ist ihr politisches Gethue. Statt sich damit zu begnügen, wirthschaftlichen Idealen nachzuhängen, hat sie die Erbschaft des alten Achtundvierzigerthums angetreten, das nun doch selbst die Freisinnigen überwunden und aufgegeben haben —"

Die Locomotive pfiff. „Bitte, lassen Sie sich durch diese elementare Aeußerung des Mißfallens nicht unterbrechen!" ermunterte der Fremde den Coupégenossen.

„Man muß den Socialdemokraten den politischen Hochmuth abgewöhnen, damit sie sich ganz ihrer vielleicht segensreichen Reformarbeit widmet, einer Arbeit, über die sich jedenfalls discutiren ließe. Deßhalb darf sie auch im Reichstage in nicht zu starker Phalanx erscheinen. Denn nicht wahr, alles Gute wächst langsam; man zwingt es weder mit Liebkosungen noch mit Gewaltthaten aus der Erde. Deßhalb war ja auch Bismarck ein so großer Pfuscher."

„Sehr wahr."

„Wie ich mir die Entwickelung denke, werden wir allmälig dahin kommen, daß unser im Kern gutes und tüchtiges Volk sich wieder auf sich selbst besinnt. Die allgemeine Schulbildung hat da schön vorgearbeitet. Es wird dann möglich sein, die Socialdemokratie in aller Ruhe und Freundschaft, bei einem Glase Bier gleichsam, zur Vernunft zu bringen. Geistiger Kampf — darin liegt's, damit allein gewinnt man sie zurück. All' die Leute wollen im Grunde gar nichts von der wüsten Verhetzung wissen, gehen zum großen Theil nur gezwungen mit, unterm terroristischen Druck der Führer. . . . Aber da — sehen Sie nur die Menschenmasse!"

„Berliner Ausflügler. Ein Arbeiterverein, scheint es."

Der Zug hielt knarrend. Gleich darauf wurde die Thür des Coupés, an dem die Woge zuerst vorüberfluthen zu wollen schien, aufgerissen, und ein vierschrötiger Herr im Sonntagsstaate zwängte sich in den Wagen.

„Ach wat", schrie er hinaus. „Jleichet Recht für Alle! Ick fahr' eben Erster, wenn Dritte voll is! Mir soll man Eener kommen."

Für eine Weile war es still im Coupé. Der Vierschrötige musterte mit überlegener Miene die Mitreisenden, rückte sich geräuschvoll zurecht, blickte dann auf ein kleines weißes Schild an der Thür und räusperte sich mißbilligend.

„Ich lobe mir die ungebundene und doch gesittete, selbstsichere Kraft unserer Arbeiterbevölkerung," begann der Assessor von Neuem. „Sie leistet Gewähr dafür, daß die Leute ihre Zeit nicht an politische Kinkerlitzchen vergeuden werden. Diese Opferfreudigkeit, dieser ideale Fanatismus, diese Begeisterung . . . Glauben Sie nicht auch, daß wir uns mit der Vernichtung des Freisinns keine Mühe zu geben brauchen — ich meine Vernichtung des Freisinns insoweit, als er für unsere Wirthschaftspolitik von Bedeutung und unheilvollem Einflusse ist? Ist die Stunde gekommen, dann vollstreckt unsere Arbeiterschaft diese Execution, und es wird sich herausstellen, daß wir nicht allein mit der Socialdemokratie, sondern auch mit der Plutokratie fertig zu werden verstehen."

„Vorausgesetzt, daß Ihre Verhandlungen beim Glase Bier die günstige Unterlage ergeben."

Der Zug hatte sich mittlerweile wieder in Bewegung gesetzt.

„Wat ick sagen wollte, det Coupé hier ist doch woll for Nichroocher?" fragte jetzt plötzlich der Dritte im Bunde grollend. „Ich verdrage nämlich bei meine schwachen Lungen den Dampf partout nich."

Die beiden Herren sahen sich einigermaßen erstaunt an. „Allerdings darf in diesem Coupé nur dann geraucht werden, wenn alle Mitreisenden damit einverstanden sind," bestätigte schließlich der Sportsmännische behaglich lächelnd. „Und da der Herr zu opponiren scheint —"

„Jawoll, jewiß! Nu jerade, wo . . . Ick bin jenau so vill wie Sie. Wir Arbeeter sind ooch Menschen un haben dieselben Rechte wie Sie. Also weg mit de Cijarren!"

„Erlauben Sie 'mal!" mischte sich der Assessor empört ein. „Wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, besitzen Sie gar keine Fahrkarte erster Classe!"

Der Vierschrötige maß ihn mit einem Blicke grenzenloser Verachtung. „Sie jlauben woll, weil Sie hier aus die Jejend sind, können Sie eenen Berliner ufftrumpfen? Hähä! Nee, Männeken, bange machen jilt nich! Erstens is die Bahn for Alle da, zweetens nehm' ick'n Platz, wo ick 'n finde, und drittens haben Sie sich nach det Rejlement zu richten. Jleichet Recht for Alle! So weit haben wir 't ja in de Politik nu doch jlücklich jebracht! Und wer uns da wieder raus drängeln will, aus unsre politischen Rechte, dem jeht's wie dem Freiherrn von Lamgen in Stralsund — Sie wissen woll, den der Kladderadatsch fragte, ob der Bierseidel, den wir ihn jejen den Schädel jeschmissen hatten, an seinen Kopp nich entzwei jejangen wäre!"

Der Sportsmännische warf seine Cigarre aus dem Fenster. „Da haben Sie ja Ihren Mann gefunden!" wandte er sich erfreut an den Assessor. „Fanatisch, opferfreudig, begeistert, durchaus eingenommen für den rein geistigen Kampf — ein echter Repräsentant der aufstrebenden Classe. Wie schlecht der Pfuscher Bismarck diese Leute doch kannte! Wollen Sie den Herrn da nicht zu einem Glase Bier einladen?"

Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die deutsch-englischen Beziehungen.

Geehrter Herr!

In seinem Gutachten in letzter Nummer räumt Herr Prof. Ritter ein, daß der Friedensschluß im spanischen Erbfolgekriege und die Lösung des englischen Bündnisses mit Friedrich dem Großen von einer anderen englischen Partei mit anderen politischen Zielen bewirkt worden ist, als die Schließung der betreffenden Bündnisse. Dies dürfte genügen, um beim Eingehen künftiger Bündnisse mit England zur äußersten Vorsicht zu mahnen, weil ein nicht ganz kurzer Krieg jede Bündniß schließende Parteiregierung in England überdauern wird, und weil etwaige Zusicherungen der jeweiligen Oppositionsführer nur eine persönliche, staatsrechtlich unverbindliche Bedeutung haben können. — Herr Prof. Ritter bezeichnet die Erwerbung und Behauptung Schlesiens durch Preußen und diejenigen Indiens und Nordamerikas durch England als „correlate Erfolge" (soll wohl heißen correlative) des gemeinsamen Kampfes, von dem die Engländer kaum etwas merkten, der aber Preußen trotz verzweifeltem Ringens mit dem Aufgebot der letzten Kräfte wiederholentlich an den Rand des Abgrundes und zuletzt zu völliger Erschöpfung führte. Daraus ist zu lernen, wie in englischen Augen auch bei einem künftigen Bündniß mit Deutschland sich die Vertheilung der Kriegslasten und des Siegespreises gestalten müßte. Herr Ritter scheint Schlesien einerseits und Indien und Nordamerika andererseits für „gleichwerthig" zu halten. — Wenn England auf dem Wiener Congreß nicht von Anfang an die zärtlichste Vorliebe für das Königreich Frankreich und scheelsüchtige Mißgunst gegen Deutschland und ganz besonders gegen Preußen gehegt hätte, so wäre Letzteres nicht in die Arme Rußlands gedrängt worden. England wollte das Heranwachsen Preußens zu einer deutschen Großmacht möglichst verhindern, Rußland aber es gestatten, wenn Preußen auf den Wiedererwerb seiner früheren polnischen Provinzen (Südpreußen und Neuostpreußen) verzichtete. Daß Preußen den Entschluß zu diesem Verzicht faßte, war ihm also von England aufgedrungen; daß diese Wendung seine Rettung und sein Heil werden würde, konnte damals noch Niemand übersehen. Preußen hat im Laufe dieses Jahrhunderts nicht einmal die ihm verbliebenen polnischen Grenzstriche verdauen können, wie hätte es mit einem compacten Theile Polens fertig werden sollen? Es würde sich heute dem Slaventhum gegenüber in einer ähnlichen Lage befinden wie Oesterreich, und wäre 1866 und 1870 gar nicht im Stande gewesen, die deutsche Frage zu lösen. Indem Preußen aus der englischen Mißgunst die praktischen Consequenzen zog, d. h. sich mit Rußland verständigte, ist es also nicht „aus seiner natürlichen Stellung herausgetreten", sondern hat es die Wiedererlangung der unnatürlichen Stellung, die ihm die Theilungen Polens angewiesen hatten, aufgegeben und seine natürliche Stellung als deutsche Vormacht erst erlangt.

Hochachtungsvoll

Eduard von Hartmann.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

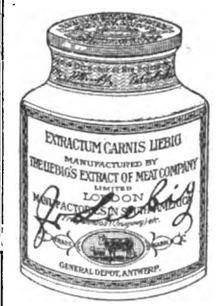
Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen Muster u. Beschreibung gratis u. franco A.W. Andernach a. Rhein.

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister. Nachweis von Lehrstellen für Volontäre. Director Jentzen.

Königl. Bad Oeynhausen Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei die Kgl. Badeverwaltung.



LIEBIG Company's **FLEISCH-EXTRACT.**

Nur echt, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,** pract. Arzt in Berlin.

474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 16. Juli 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Wirthschaft und Boden. Von Arthur Dix. — Der Aerztetag und die Aerztinnen. Von Richard Wulckow. — Berliner Erinnerungen. Von Professor Hermann Wichmann (Rom). — Das Nackte in der bildenden Kunst. Von Ludwig Volkmann. — Die Reichspost als Baumeister. Von Hans E. Wernicke. — Der Ausgang des bürgerlichen Dramas. Von Arthur Eloesser. — Feuilleton. Das Geständniß. Von Georges de Lys. — Aus der Hauptstadt. Opern-Rückschau. — Notizen. — Anzeigen.

Wirthschaft und Boden.

Von Arthur Dix.

So lange die natürlichen Gaben des Bodens genügen, um die Bedürfnisse der ihn bewohnenden Menschen zu befriedigen, ist eine eigentlich wirthschaftliche Thätigkeit der Menschen unnöthig. Erst wenn bei wachsender Bevölkerung ein Mißverhältniß zwischen diesen Gaben des Bodens und den steigenden Bedürfnissen eintritt, beginnt die Wirthschaft, deren Zweck der Ausgleich dieses Mißverhältnisses ist.

Wie die Wirthschaft also in ihrer Entstehung durch den Boden bedingt ist, so ist sie auch in ihrer weiteren Entwickelung vollständig abhängig von dem Boden, von der Mutter Erde.

Wenn der Boden die Bedürfnisse seiner Bewohner nicht mehr zu befriedigen vermag, so wird zunächst nicht dadurch Abhülfe geschaffen, daß man den Boden durch Beackerung zwingt, gewisse Früchte hervorzubringen; das Ursprüngliche ist vielmehr, daß die Menschen sich einen neuen Boden mit reicheren Früchten suchen. Dieser Zustand bleibt übrigens bis zu einem gewissen Grade auch bestehen, wenn bereits mit der Beackerung des Bodens, mit der eigentlichen Wirthschaft begonnen ist. So lange die Mittel, dem Boden bestimmte Früchte abzuzwingen, noch unentwickelt sind, so lange die Wirthschaft in den primitiven Grenzen des Raubbaues bleibt, sieht sich der ganze Stamm periodisch gezwungen, die Scholle zu wechseln. Später, bei höher entwickelter Cultur, zwingt die mit der Zeit eintretende relative Uebervölkerung einen Teil des Stammes dazu, Neuland zu suchen. Vom römischen „Ver sacrum“ bis zur Colonialpolitik der modernen Staaten können wir durch die ganze Weltgeschichte diese Abstoßung überschüssiger Volkstheile beobachten.

Auf der frühesten Wirthschaftsstufe sind die Völker nur wenig an den Boden gebunden. Noch ist die Erde nicht vertheilt, noch können sie die Scholle leicht wechseln. Immerhin wird — denn von diesem Augenblick an können wir ja überhaupt erst von einer Wirthschaft sprechen — der Boden schon bebaut. Die Art der Bebauung ist freilich äußerst primitiv. Als Werkzeug dient eine schlichte Hacke. Vorräthe werden zunächst nur in bescheidenem Maaße gesammelt, so lange die noch wenig ausgebreitete Menschheit auf einem Boden Platz findet, der jährlich mehrere Ernten gestattet und so lange von diesem Boden noch so viel frei ist, daß ein periodischer Wechsel möglich ist, sobald die Nährstoffe des bisher bebauten Landstückes erschöpft sind. Denn ihm neue Nährstoffe in kurzer Zeit zuzuführen, ist dem Menschen auf dieser Stufe natürlich noch nicht gegeben; er muß den Boden sich selber überlassen, bis er allmählich wieder neue Nährstoffe ansammelt.

Friedrich der Große nennt den Ackerbau „die erste der Künste“, und die neuesten Forscher haben ihm im vollsten Sinne Recht gegeben (vergl. die geistvollen Schriften der Leipziger Professoren Bücher und Ratzel, sowie von Meitzen und die zahlreichen dort angegebenen Quellen, insbesondere die Arbeiten von E. Hahn, dem eigentlichen Begründer der neuen Anschauung). Wir können heute den Ackerbau auch zeitlich, nicht nur dem Range nach, als die erste — wirthschaftliche — Kunst des Menschen bezeichnen. Die ursprüngliche Nahrung des Menschen mußte naturgemäß, so lange er über keinerlei Werkzeuge verfügte, pflanzlich sein; daneben konnten nur kleinere Thiere, etwa Schnecken u. dergl. in Betracht kommen. Wenn nun die Nahrungssorge begann, so war es wohl leichter, eine Vermehrung der Pflanzennahrung herbeizuführen, als die thierische Nahrung zu vermehren oder überhaupt erst in größerem Umfange zu beginnen, denn ein in die Erde gedrückter Kern oder eine Wurzel liefert ohne jegliches Werkzeug bald neue Nahrung, während es zur Beschaffung thierischer Nahrung erst der Werkzeuge bedarf oder gar der Zähmung von Hausthieren, die wohl eine größere Ueberlegung fordert, als jene erste Thätigkeit.

Doch gleichviel, auf welche wirthschaftliche Thätigkeit der Mensch nun zuerst verfallen ist; wir können getrost, mag zeitlich auch ein vielleicht recht bedeutender Unterschied herrschen, beide Arten nebeneinander stellen, indem wir die erste und ursprünglichste Arbeitstheilung in Betracht ziehen — die Arbeitstheilung der Geschlechter. Dem Manne, als dem stärkeren lag es ob, für die animalische Nahrung zu sorgen; seine Erfindung war es, das stärkere Thier durch einen kühnen Steinwurf zu erlegen und eine weitere Erfindung, allmählich den einfachen Stein durch einen aus spitzen Steinstücken oder Knochensplittern verfertigten Pfeil zu ersetzen. Die Frau dagegen sorgte für die Pflanzen und Früchte; indem sie Wurzeln suchte und sammelte, und einen Theil vielleicht an ihrem Lager in der Erde aufbewahrte, lernte sie beobachten, daß aus der Wurzel die Pflanze emporwächst, wurde sie die Erfinderin des Ackerbaues. Nicht mit Unrecht weist Bücher darauf hin, daß die verschiedene wirthschaftliche Beschäftigung nicht nur die Folge der Verschiedenheit beider

Digitized by Google

Geschlechter, sondern zugleich auch die Ursache weiterer Differenzirung gewesen sein mag, da jedes Individuum ohne Rücksicht auf das Andere zunächst sofort verschlang, was es an Nahrung gewonnen hatte, daß der Mann also auf dieser Wirthschaftsstufe vorwiegend von thierischen, die Frau dagegen von pflanzlichen Stoffen lebte.

Wir befinden uns in der hier behandelten Zeit noch auf einer Stufe, die zwar bereits die Wirthschaft kennt, von eigentlicher Vorsorge aber noch recht wenig weiß. Der Boden giebt den Menschen zwar nicht mehr ohne Weiteres Alles, dessen sie zum Leben bedürfen — dazu ist er schon zu stark bevölkert, wird der Menschenüberschuß schon zu weit von den Quellen reichsten Naturüberflusses fortgedrängt — aber es ist noch so viel und so fruchtreicher Boden vorhanden, daß eine verhältnißmäßig geringe Nachhülfe genügt, um das Mißverhältniß zwischen seinen natürlichen Erzeugnissen und den menschlichen Bedürfnissen zu befriedigen. Je weiter der Menschenüberschuß aber hinausgedrängt wird aus dem Lande der Fülle, umsomehr wird der einzelne Mensch darauf angewiesen, Vorsorge zu treffen für periodisch eintretende Zeiten des Mangels. Zunächst trifft den Menschen jeder in Folge von Naturereignissen eintretende Mangel mit voller Schwere; nach und nach aber lernt er durch die harte Schule der Entbehrung, Vorräthe anzusammeln.

Mit diesem Augenblicke treten wir aus dem Vorhofe der Wirthschaft in das eigentliche Leben der zielbewußten Arbeit, das vorsorgende Wirthschaftsleben; mit diesem Augenblick wird die Verknüpfung des Menschen mit dem Boden enger und fester, wird die Denkthätigkeit des Menschen nothgedrungen reger und vielseitiger, steigt er um einen bedeutenden Schritt empor auf der Bahn der Cultur.

Daß übrigens solche „Augenblicke" in der wirthschaftlichen Entwickelung Menschenalter währen, brauche ich nicht besonders zu bemerken. — —

Die Bedürfnisse, welche der Mensch und insbesondere der wirthschaftlich vorsorgende Mensch, durch die Gaben des Bodens befriedigen will, sind Nahrung, Kleidung und Wohnung. Vor dem ersten wirthschaftlichen Stadium kennt der Mensch eigentlich nur das Nahrungsbedürfniß; die beiden Anderen sind weit jüngeren Datums und für den Urmenschen weit nebensächlicher, als man zunächst annehmen mag. Aber auch das Nahrungsbedürfniß wird zunächst in primitivster Weise befriedigt; wir wissen, daß einige Völkerschaften sogar gewisse mit organischen Rückständen durchsetzte Erdarten nicht verschmähen; wir wissen ferner, wie lange es gedauert hat, bis die Menschen die rohe Fleischnahrung aufgegeben und die edle Kochkunst erlernt haben — bedurfte es dazu doch erst der wunderbarsten Erfindung, die der Mensch vielleicht je gemacht hat: der Feuererzeugung.

Viel später stellt sich, wie gesagt, das Bedürfniß der Bekleidung und des Obdachs ein. Es ist kaum nöthig zu bemerken, wie eng diese beiden Bedürfnisse wieder mit dem Boden zusammenhängen. Sie stellen sich erst zu jener Zeit ein, da die relative Uebervölkerung einen Theil der Menschheit zwingt, Länder eines anderen Klimas aufzusuchen. Felle und Federn, in den wärmsten Tropengegenden höchstens, der Tätowirung gleich, als Körperschmuck getragen, werden für den aus jenen Landen durch den Mangel vertriebenen Menschenüberschuß zur Nothwendigkeit. Ebenso wird der Mensch auf diesem neuen Boden gezwungen, ein Obdach zu suchen. Dieses Bedürfniß kann freilich auch bereits auf der primitivsten Stufe seines Seins eintreten, indessen wird es sich unter jenen günstigen klimatischen Verhältnissen nur um einen Schlupfwinkel, um einen Zufluchtsort handeln, der zur Sicherung gegen wilde Thiere aufgesucht wird. Das eigentliche Obdach ist gleichfalls erst ein unter rauherem Klima, auf unwirtlichem Boden eintretendes Bedürfniß, und erst der wirthschaftlich vorsorgende Mensch wird sich auch diese Sorge näher angelegen sein lassen. Natürliche oder künstliche Erd-, oder bei weiterem Vordringen gar Schneehöhlen bilden den Anfang; es folgt der Uebergang zum Zelt, zuerst aus Zweigen, bezw. richtigen Erdhütten, endlich zum regelrechten Bau — eine lange, lange Zeit der Lehrjahre. Besonders merkbar tritt der Zwang des Bodens, übrigens auf einer verhältnißmäßig schon recht hohen Stufe, wieder bei den Pfahlbauten hervor.

Mit dem Anwachsen der Menschheit und dem Steigen ihrer Bedürfnisse wird die Abhängigkeit vom Boden immer größer. Bald ist die Erde vertheilt, der Mensch eng an die Scholle gebunden. Aber die Vermehrung seines Geschlechtes steht nicht still, die Nahrungssorge wächst immerzu, und fortgesetzt ist der Mensch gezwungen, das Band, das ihn mit der Mutter Erde verknüpft, enger und enger zu schlingen, dem Boden immer mehr Früchte abzuringen, ihn immer intensiver zu bearbeiten, seine Früchte immer besser zu verwerthen, die wirthschaftliche Vorsorge immer strenger und vielseitiger walten zu lassen.

Zudem mangelt es dem Menschen noch — auf der Stufe, die wir jetzt im Auge haben — an Verkehrs- und Tauschmitteln; der ganze Bedarf muß restlos aus dem eigenen Boden gedeckt werden. „Mag der Wirth als Jäger oder Fischer die freiwillig von der Natur dargebotenen Gaben occupiren, mag er als Nomade mit seinen Heerden wandern, mag er daneben den Acker bauen, oder gar ausschließlich von der Landwirthschaft sich nähren, immer wird sein Arbeiten und Sorgen durch das Stückchen Erde bestimmt werden, das er sich unterthan gemacht hat. Und je weiter er an Einsicht und technischem Geschick voranschreitet, je planvoller und reicher sich seine Bedürfnißbefriedigung gestaltet, um so größer wird diese Abhängigkeit, so daß der Boden sich schließlich den Menschen unterwirft, der über ihn zu herrschen geboren ist." (Bücher, Entstehung der Volkswirthschaft.)

Es ist eine Zeit der größten Abhängigkeit des wirthschaftenden Menschen von dem bewirthschafteten Boden. Endlich aber wird diese Fessel zu eng, der völlig von seinem eigenen Boden unterworfene Mensch strebt wieder Herr seiner Wirthschaft zu werden. Zwar, die Erde ist vergeben, aber dieser Zustand ist nie vollendet, nie endgiltig. Die Theilung der Erde ist in ewigem Fluß, und auf's Neue darf der Mensch ausziehen, an der fortgesetzten Neutheilung Theil zu nehmen, die Erde neu zu erobern, neuen Boden für seine Wirthschaft zu gewinnen.

Die Fesseln werden gesprengt — der Verkehr dehnt sich aus. Der Tausch beginnt und nimmt immer größeren Umfang an. Er befreit den Menschen aus der Knechtschaft des Bodens. Hinüber und herüber gehen die Güter, von allen Orten Jedem erreichbar. Aber diese Freiheit ist ein Danaergeschenk. Zweifellos birgt sie reichen Segen, ermöglicht sie eine ganz neue, ungeahnte Entwickelung der Wirthschaft. Und doch birgt sie gar große Gefahren. Mächtig dehnen sich die Stätten des Tauschverkehrs, die großen Städte, aus. In ihrer wirthschaftlichen Entwickelung einerseits wieder völlig abhängig vom Boden, von ihrer Lage, sind sie anderseits von der Scholle völlig losgelöst. Sie decken ihren Bedarf aus aller Welt, vermitteln den Bedarf aller Welt. Aber sie haben keinen Boden, in dem sie mit allen Fasern wurzeln; der Boden, dessen Früchte ihre Bewohner ernährt, liegt vielleicht Tausend Meilen und weiter entfernt. Und ganz ähnlich die Staaten. Auch ihre Wirthschaft wird zum großen Theil von ihrem Boden losgelöst, auch sie ernähren ihre Bewohner mit den Früchten fernster Fernen. Die Entfremdung vom eigenen Boden, der schöne Traum von der Weltwirthschaft, kann zu den schlimmsten Folgen führen!

Je sicherer ein Volk in seinem eigenen Boden wurzelt, um so sicherer ist es auch nach außen hin; je länger es auf demselben Boden wirthschaftet, um so enger verknüpft es sich mit ihm. Diese enge Verknüpfung der Bewohner eines Landes

Digitized by Google

mit dem Boden ist aber der Kern des Staates und der Kern der Volkswirthschaft. Werden diese Bande gelockert, so wird die Sicherheit des Staates, wird das Gedeihen der Volkswirthschaft ernstlich gefährdet. So nothwendig es war, daß der Mensch sich frei machte aus der drückenden Herrschaft des Bodens über ihn, so nothwendig ist es, daß er die Herrschaft über seinen Boden nicht aus den Händen verliert, daß er die wirthschaftliche Verknüpfung mit seinem Boden nicht lockert.

Blicken wir nach Cuba: Dort haben wir das Extrem weltwirthschaftlicher Entwickelung mit völliger Trennung vom Boden. Das Mißverhältniß zwischen den Gaben des Bodens und den Bedürfnissen seiner Bewohner ist künstlich auf's Aeußerste gesteigert — das absolute Gegentheil des eigentlichen wirthschaftlichen Grundprincips, dieses Mißverhältniß auszugleichen. Das Land erzeugt — in verkehrter Plantagenwirthschaft einer höchst kurzsichtigen Gewinnsucht — nur Tauschgüter, Tabak und Zucker — nichts für den Bedarf seiner Bewohner. Diese Bewohner sind also, was die Deckung ihrer Bedürfnisse angeht, vollständig von ihrem Boden getrennt. Der Boden, der ihre Bedürfnisse decken, ihren nothwendigsten Lebensbedarf liefern muß, liegt nicht in Cuba, sondern in den Vereinigten Staaten — was Wunder, daß sie in völlige wirthschaftliche und politische Abhängigkeit von diesem Lande nothwendig gelangen müssen!

Das ist aber das unabweisbare Schicksal aller Staaten, die sich von ihrem eigenen Boden lostrennen, die ihren nothwendigsten Wirthschafts- und Lebensbedarf nicht von dem eigenen Boden decken. Die Weltwirthschaft ist ein schönes Ding, aber sie muß mit Vorsicht betrieben werden. Sie darf nicht zur Herrin der Nationalwirthschaft werden, sondern muß ihre Dienerin bleiben. Die Wurzel der Nationalwirthschaft liegt im eigenen Boden der Nation, der wesentliche Güterbedarf des Volkes muß durch die Gütererzeugung des Volkes aus seinem eigenen Boden gedeckt werden.

Wir brauchen gar nicht in die Ferne zu schweifen — nach Cuba — sehen wir doch in demselben Augenblick, da Cuba im Begriff ist, auch politisch endgiltig von jenem Staate abhängig zu werden, in dessen Abhängigkeit es wirthschaftlich schon lange steht, von dem Staate, dessen Boden ihm seine ganze Nahrung liefern muß — sehen wir doch in eben diesem Augenblick auch in halb Europa die Folgen des Umstandes, daß die Staaten mit ihrer nothwendigsten wirthschaftlichen Versorgung zum Theil, und zwar schon zu einem zu großen Teil, vom Boden eines fremden Staates abhängig sind. Getreidetheuerungen und Brotkrawalle führen in dieser Hinsicht eine gar beredte Sprache; und wenn wir in englischen und russischen Blättern heute die Forderung lesen, Europa möge sich durch staatliche Getreidevorräthe von Amerika hinsichtlich der Getreideversorgung emancipiren, damit Krisen und Aufstände in Folge von Hungersnoth — dieser fürchterlichen Anomalie im Leben der aufgeklärten, Welthandel treibenden Völker Europas — hinfort nicht vorkommen könnten, so sehen wir in dieser Forderung das Bewußtsein dämmern, wohin es führt, wenn ein Staat in seinem wesentlichen Gütermarkt vom fremden Boden abhängig wird. Darum auch die dringende Nothwendigkeit von Ackerbaucolonien für alle Staaten, die ihren wesentlichen Bedarf nicht völlig durch den eigenen Boden zu decken vermögen, und die dringende Nothwendigkeit einer starken Flotte, die auch in ernsten Zeiten die Verbindung mit dem Boden sichert, von dem der Staat einen Theil der Nahrungsmittel beziehen muß. Nur eine hinreichend starke Flotte vermag der Abhängigkeit vom fremden Boden das Gegengewicht zu halten und die schlimmsten Folgen dieser Abhängigkeit abzuwenden.

Die Weltwirthschaft befreit den Menschen aus der Noth, die auf dem engen Boden durch Mißwachs und Naturereignisse aller Art verursacht wird, sie gewährt ihm Tausend Mittel, das Dasein zu verschönern und angenehm zu machen. Die eigentliche Wurzel der Wirthschaft aber ist und bleibt mit dem Boden des eigenen Landes eng verwachsen, und die erste und letzte Sorge der Volkswirthschaft muß es bleiben, das Mißverhältniß zwischen den Gaben des eigenen Bodens und dem steigenden Bedarf seiner Bewohner auszugleichen, die nationale Gütererzeugung und gerechte Gütervertheilung zu fördern.

Vor der Weltwirthschaft war der wirthschaftende Mensch zum Sclaven seines Bodens geworden; die Weltwirthschaft droht ihn zum Sclaven fremden Bodens zu machen — nur in einer die Weltwirthschaft sich dienstbar machenden, fest im eigenen Boden wurzelnden Nationalwirthschaft kann er werden und bleiben, was ihn, seine Wirthschaft und seine Freiheit allein sichert: der Herr seines Bodens.

Der Aerztetag und die Aerztinnen.

Von Richard Wulckow.

Nach der Kriegserklärung, die der 26. Aerztetag in Wiesbaden gegen die weibliche ärztliche Concurrenz ausgesprochen hat und der freundlichst hinzugefügten Versicherung, daß die Frauen Seitens jener hochachtbaren Corporation auf eine Erleichterung des medicinischen Studiums nicht zu rechnen hätten, hat es leider den Anschein gewonnen, als würden wir auch in Zukunft des herzerfreuenden Anblickes gemeinsamer Tagungen der männlichen und weiblichen Aerzte entbehren müssen! Wunderbar, daß dieser Wiesbadener Tag zwar mehr oder weniger sorgfältige Berichte, aber keine trübe Reflexionen oder gar polemische Betrachtungen gezeitigt hat; aus dieser friedlichen Stille aber auf eine tiefe Depression oder Zerknirschung der betroffenen Damenkreise schließen zu wollen, wäre doch aber etwas voreilig. Die wenig entgegenkommende Haltung, welche die ärztliche Welt den medicinischen Studien der Frauen gegenüber bisher eingenommen hat, konnte allerdings keine Hoffnung auf ein gemeinsames, friedliches Wirken im Dienste der Leidenden erwecken, daß aber der treibende Grund des ablehnenden Standpunktes lediglich die Concurrenz war, daß offenbar die Furcht vor einem Terrainverlust auf dem Gebiete der ausübenden Praxis die angenommenen Leitsätze dictirte, — das wird kaum Jemand in den interessirten Kreisen erwartet haben. Denn darüber darf man sich nicht täuschen: alle anderen, gegen das medicinische Studium der Frauen vorgebrachten Gründe, waren leere Reden und Decorationen des eigentlichen eben genannten Motivs; irgend ein ernstes, ethisches oder physiologisches Bedenken gegen den ärztlichen Beruf der Frauen hat der Referent (Prof. Penzoldt-Erlangen) nicht vorgebracht. Völlig unconsequent aber war es, daß er den Frauen den Apotheker, Zahnarzt und „höheren Heilgehülfen" als Ersatz für den Arzt anbot, denn erstens hat der Apotheker mit der praktischen ausübenden Heilkunde, d. h. mit der Behandlung der Kranken, nichts zu thun, und ferner lassen sich alle Bedenken, die man gegen den ärztlichen Beruf der Frauen geltend machen könnte, ganz in demselben Maaße gegen den weiblichen Zahnarzt und Heilgehülfen heranziehen. Wenn aber gar geäußert wurde, daß durch eine weitere Ausübung des ärztlichen Berufs durch Frauen „eine Minderung des ärztlichen Ansehens" zu befürchten wäre, so werden nicht nur die Aerztinnen, sondern auch die wahren Freunde der Frauenbewegung dagegen Protest erheben müssen. Wenn solche Anschauungen nicht überzeugend begründet werden, so sind sie nicht nur werthlos, sondern sie verletzen auch. Wer aber eine auch nur oberflächliche Kenntniß von der Frauenbewegung und den bisher gemachten Erfahrungen hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß das Material von Frauen, das aus dem hergebrachten Geleise heraustrat und einen neuen,

Digitized by Google

bisher nicht üblichen verantwortungsreichen Berufsweg einschlug, mit ganz verschwindenden Ausnahmen ein geradezu vorzügliches war, daß die ganze Kraft und Intelligenz rücksichtslos eingesetzt wurde und daher der Gedanke von einer Minderung des Ansehens des gewählten Berufes, speciell hier des ärztlichen, in vorurtheilsfreien Köpfen gar nicht entstehen konnte. Man muß daran festhalten, daß die Damen nicht so leichthin und ohne ernste Selbstprüfung in die ungewohnte Laufbahn hineingehen; sie haben es sich klar gemacht, daß der ernste Beruf sie weit von dem Wege des naiven Lebensgenusses abführt und daß er nicht nur Geistes- und Willenskraft, sondern auch einen hohen Grad von Resignation erfordert, ganz zu geschweigen von der unbedingt nöthigen körperlichen Gesundheit und Widerstandskraft. Es ist naturgemäß, daß die Zahl solcher „Auserwählten" eine kleine ist und voraussichtlich auch bleiben wird; diese haben aber den Anspruch darauf, daß man ihre innere Kraft und den tapfern Ernst, mit dem sie das Leben erfassen, gebührend würdigt und ihnen den Platz, den sie sich erobern wollen, nicht streitig macht; ja sie haben nach dem allgemeinen natürlichen Empfinden auch den Anspruch, daß man ihnen ihre Wege erleichtert und über Schwierigkeiten hinweghilft. Hätten sich Untaugliche in leichtfertiger Verkennung ihres eigentlichen Lebensweges zu solchen ernsten Berufsarten gedrängt und Fiasko gemacht, so würde die Frauenbewegung sich gar bald selbst discreditirt, nimmermehr aber in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine solche Bedeutung und Ausdehnung gewonnen haben.

Recht dunkel ist jener Passus des Referats, nach welchem, wenn nun einmal die Frauen zum Studium der Medicin zugelassen werden sollen, man auch darauf halten müsse, daß ihnen gleichzeitig, möglichst aber vorher (!) die übrigen akademischen Berufsarten zugänglich gemacht werden. Man möchte fast an eine humoristische Bemerkung dabei denken, aber eine solche sollte doch bei dem Ernst der Sache ausgeschlossen sein; denn die Zeit der weiblichen Theologen und Juristen ist bei uns noch nicht gekommen, und was das höhere Lehrfach betrifft, so sind in demselben schon seit einer Reihe von Jahren die Frauen in hervorragender Weise und in allen Ehren thätig, so daß eine Licenz auf diesem Gebiete nicht mehr nöthig ist. Uns scheint gerade nach der Lehrthätigkeit in erster Linie der medicinische Beruf der Frauen der wichtigste und nothwendigste zu sein, und daher hat er auch, in bestimmten Grenzen ausgeübt, (Frauen- und Kinderkrankheiten) bereits seine volle Berechtigung und Nothwendigkeit dargethan. Die Thatsache bleibt bestehen, daß die an einer specifischen Frauenkrankheit Leidende in vielen Fällen lieber so lange als möglich die Krankheit verhehlt, als daß sie sich dem männlichen Arzt anvertraut, er mag so rücksichtsvoll und vertrauenerweckend sein, als es nur denkbar ist. Es mag ja richtig sein, daß bei Frauenleiden überhaupt eine große Neigung besteht, sie zu verheimlichen, aber diese Neigung wird dem männlichen Arzte gegenüber gewiß viel größer sein, als dem weiblichen, denn eine solche Scheu ist naturgemäß; und der Frau gegenüber wird sie leichter überwunden.

Zu dem, was wir oben „Decorationen" des treibenden Princips bei der Annahme der erwähnten, dem ärztlichen Studium der Frauen feindlichen Thesen nannten, rechnen wir vor Allem die pathetischen Wendungen, mit denen die öffentliche Meinung gewonnen werden sollte. Es wurde erklärt, daß nur im Schooße blühender Frauen die Kraft der Völker liege, daß wir im Interesse der Wohlfahrt unseres Volkes weniger geistreiche und gebildete, als gute und gesunde Frauen nöthig haben, und daß die Frau in Küche und Haus uns sympathischer wäre, als die Medicin studirende. Das sind ja Alles gut klingende und im Ganzen auch ganz wahre Sätze, aber das Pathos ist falsch, mit dem sie vorgetragen werden. Denn erstens liegt den Herren nur daran, sich der weiblichen unbequemen Concurrenz zu entledigen, und zweitens fällt es keinem halbwegs vernünftigen Menschen ein, für weibliche Gelehrte und Aerzte zu plaidiren und den deutschen Frauen Laboratorium und Secirsaal als die idealsten und ihrer Eigenart am meisten entsprechenden Localitäten zu empfehlen! Hand auf's Herz, Herr Professor! Kann die gesunde und kraftvolle Entwickelung unseres Volkes und die wirthschaftliche Tüchtigkeit der Frauen ernstlich dadurch beschädigt werden, wenn ein ganz minimaler Procentsatz arbeitsfreudiger, intelligenter und willenskräftiger Frauen sich aus wirthschaftlichen, ethischen oder ganz persönlichen Gründen der medicinischen Wissenschaft widmet und sich in den Dienst ihrer leidenden Geschlechtsgenossen stellt? Ich für mein Theil glaube es nicht! Unsere Zeit drängt unentrinnbar darauf hin, daß Jedem das zu leisten gestattet werden muß, wozu ihn sein Wille und seine Anlagen befähigen, und Herr Geheim-Rath Becher aus Berlin hatte vollkommen Recht, als er erklärte, daß die Frauenfrage sich durch keine Thesen und Resolutionen aufhalten lassen werde.

Wir unsererseits würden die Wiesbadener Versammlung mit der einfachen Aufschrift: „Das war kein Heldenstück, Oktavio" ruhig zu den Akten legen, wenn wir an ihr doch nicht Etwas fänden, was wichtig und erfreulich ist. Das ist zunächst der Umstand, daß die dem medicinischen Studium der Frauen feindlichen Leitsätze doch nicht so ganz uneingeschränkten Beifall in der Versammlung fanden, daß Form und Tendenz derselben ernstlich bemängelt wurden und daß sich Stimmen erhoben, die den frei entfalteten Kräften nun auch freie Bahn wünschten. Wir glauben sogar aus den Worten des Berliner Regierungsvertreters, Geheimen-Rath Dr. Kirchner, herausgehört zu haben, daß er sich für eine derartige Fesselung der weiblichen Kraft nicht begeistern könne. Jedenfalls betonte er in seiner Begrüßungsrede, daß die Stellung der Frau eine andere geworden sei und daß man dieser neuen Zeitströmung sich nicht entgegenstellen, sondern mit Bedacht verfolgen müsse. Eine Erklärung gab er allerdings nicht ab.

Aber wir bleiben nicht dabei stehen, sondern sprechen es als unsere wohlerwogene Meinung aus, daß die Wiesbadener Verhandlungen die Frauenfrage fördern und dem medicinischen Studium der Frauen einen neuen Antrieb und Aufschwung zu noch größerer Kraftentfaltung bringen werden. Nicht etwa in dem Sinne, daß sich die Lust zum medicinischen Studium mehren und die Frauen veranlassen könnte, in größerer Zahl den immerhin schwierigen Weg zu betreten, sondern daß sich in Folge der Verhandlungen in weiteren Kreisen die Ueberzeugung Bahn brechen muß, daß hier nicht die rechten Waffen angewendet wurden, um eine im Grunde wirthschaftliche, aus der Schwierigkeit unserer Zeitverhältnisse hervorgewachsenen Frage zu bekämpfen oder gar zu beseitigen. Die Discussionen hätten ideale Gesichtspunkte hervortreten lassen, es hätte der Nachweis wenigstens versucht werden müssen, daß durch eine Erleichterung des ärztlichen Studiums der Frauen irgendwelche werthvolle Errungenschaften unserer modernen Cultur in Frage gestellt, die weiblichen Eigenschaften und Tugenden beeinträchtigt oder sonstige, dem Gemeinwohl schädliche Einwirkungen begünstigt werden könnten. Von alledem ist Nichts geschehen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn sich die öffentliche Meinung der Unterdrückten und zur Seite Geschobenen annimmt und für die weiblichen Aerzte Partei ergreift. So werden sich die Frauenrechtlerinnen künftig der Wiesbadener Discussionen nicht mit Unmuth und Bedauern, sondern mit einer gewissen Freudigkeit erinnern können, — es war kein Tag der Niederlage, sondern ein Erfolg für ihre Bestrebungen, den der Aerztetag gewiß nicht beabsichtigt hat.

Uebrigens hat den Verhandlungen der Humor doch nicht so ganz gefehlt, wenn er auch nicht beabsichtigt war. Der Referent erklärte, die Leute drängten sich so nach der Medicin hin, weil sie nach dem bekannten Wort meinten, „der Geist der Medicin ist leicht zu fassen", sie erkennten aber die Ironie

Digitized by Google

nicht, die in dem Wort läge. Nun, wir möchten doch Denjenigen sehen, der die Ironie in den bekannten Mephistoworten, die er in der Maske des Faust dem lernbegierigen Jünger der Medicin mit anderen schönen, das Studium und die Wissenschaften betreffenden Anschauungen beibringt, thatsächlich nicht erkennen sollte! Es war auch nicht richtig, das bekannte Wort in dieser abgekürzten, an sich nichtssagenden Form zu citiren, denn es bekommt bekanntlich erst seinen Sinn durch die nachfolgenden Verse:

„Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen:
Ihr durchstudirt die groß und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu lassen,
Wie's Gott gefällt!"

Und dieser tiefere Sinn, der niemals etwas an seiner schlagenden Kraft einbüßen wird, gilt leider sowohl für den männlichen, als für den weiblichen Arzt.

Berliner Erinnerungen.

Von Professor Hermann Wichmann (Rom).

Mein Vater, der Bildhauer Ludwig Wichmann, war ein Mann, dessen ganzes Wesen sich in dem Begriff „meine Ehre" concentrirte. Diesen Begriff pflegte er sorgsam in uns Kindern. Stets bedeutete er uns, daß der geringste Makel, der einem Menschen in Wirklichkeit anhafte, auch für künftige Zeiten nicht mehr zu redressiren sei. Intact müsse der Mensch seinen Ruf vor seinen Nebenmenschen bewahren, sonst sei er verloren, ein räudiges Schaf in der Gesellschaft. Ich erinnere mich, daß die Mutter uns in späteren Jahren einmal erzählte, wie einst der Vater sich ganz verändert hatte und tief von Melancholie ergriffen worden sei, ohne daß es ihr gelungen wäre, den Grund davon zu entdecken. Dieser Zustand habe Monate lang angehalten, bis sie endlich mit aller Kraft der Ueberredung in ihn gedrungen sei, sich ihr zu eröffnen. Mit zitternder Stimme habe er ihr dann mitgetheilt, er sei von Jemand bei der Ehre angegriffen, und zum Unglück habe er keine Beweise, solche frivole Anschuldigungen zu entkräften; da frage er sich nun, wie er so etwas ertragen solle. Die Mutter aber meinte: „Kommst Du mit Leuten in Beziehung, denen Du nicht ausweichen kannst, und diese verkennen Dich, Du aber fühlst Dich dadurch gedrückt, so können wir täglich aufpacken und nach Amerika übersiedeln. Wir sind freie Menschen und ich gehe mit Dir und lasse Eltern und Verwandte zurück, sobald Du es willst." Die Angelegenheit klärte sich bald zur Zufriedenheit des Vaters auf, und somit waren alle Pläne unnöthig. Aber jetzt erhielt der Papa seine Laune wieder, sein ganzes Dasein wurde von nun an das alte.

Er hatte einen Zug von Gemüthlichkeit, eine witzige Ader, die oft zu großem Gelächter Anlaß gab; er war wohlthätig und mitleidig, ja sogar in dem Maaße, daß oft seine Güte mißbraucht wurde, wenn ihm ein scharfer Einblick in die Sache abging. Seine Handlungen waren stets gerade; niemals ging er den krummen Weg; seine Worte wahrheitsgetreu; stets vermied er eine Rede, die sich doppelt deuten ließ. Von heiterer Laune und gesellig angelegt, erschien er doch wieder häuslich und glücklich, wenn die Seinigen um ihn waren. Bei fröhlicher Unterhaltung am Theetisch mit ein paar alten Freunden ging ihm das Herz auf. Nicht unempfänglich für Anerkennung und Ehren, hat er nie nach ihnen gejagt und war neidlos gegen andere Künstler; stets bereit, begabtere Naturen als die seinige, anzuerkennen. Zur Mutter sah er sozusagen auf; ihr Rath, wenn er ihn auch nicht in allen Fällen für maßgebend hielt, war ihm unschätzbar, und gewöhnlich nahm er ihn als den richtigen an. Ich erinnere mich nicht, daß außer kleinen Meinungsverschiedenheiten je ein Zerwürfniß zwischen den Eltern vorgekommen ist. Im Ganzen war der Vater sehr gesund. Wenn er auch öfters an starken nervösen Kopfschmerzen litt, so ist er doch nie ernstlich krank gewesen bis zu seinen letzten Lebensjahren, in welchen er allerdings mehrere Mal von Bronchitis befallen wurde. Er starb an einer Lungenlähmung im 76. Jahre. Schmerzlos und sanft entschlummerte er.

Die Mutter, deren Bild, in blauer Pelerine der damaligen Zeit, stets bekränzt, auf dem Tisch neben mir, mich alten Mann nie verläßt, war eine der seltensten Erscheinungen, wie sie nach vulgärem Ausdruck mit der Laterne zu suchen sind. Sie war eine Frau, bei welcher in unglaublicher Weise sich Verstand und Herz das Gleichgewicht hielten. Die Menschen, die das Glück hatten, ihr nahe zu kommen, besonders in vertraulicherem Verkehr, wie die Hausfreunde, erkannten dies auch in vollem Maaße an. So sagte der alte Prediger Marot, als er nach einigen bei uns froh verbrachten Abendstunden das Haus verließ und ich ihm die zur Treppe führende Glasthüre öffnete: „Die Mutter ist ein wahrhaft himmlisches Wesen." Schnackenburg aber meinte: „Unter vielen Tausenden giebt es nicht eine wie sie." Ja, ich möchte sagen, alle Freunde des Hauses sahen in ihr etwas Anderes, als man gewöhnlich bei ausgezeichneten Frauen erblickt. Sie war die stets Versöhnende, eine unfehlbare Schiedsrichterin bei Streitigkeiten; ihr beugten sich starre Naturen, die sonst aus angeborenem Eigensinn nichts von einem Nachgeben wissen wollten. Sie besserte nicht allein die Leute, welche mit ihr Umgang hatten, sie bildete sie auch zu vollkommeneren Menschen um, d. h. ohne Prätension, nur durch unbewußte Einwirkung und durch ihr Beispiel. Ihr Urtheil war stets das richtige, mochte es nun energisch oder mildernd oder tröstend sein. Sie war nicht allein ihrer Familie Alles, sondern sie lebte der ganzen Menschheit. Mit einem Worte: für mich war sie der Inbegriff irdischer Vollkommenheit, wenn ihr gleich, wie allen Sterblichen, auch kleine Schwächen anklebten. Schon als Kind sehr zart, schien sie das ganze Leben über eine Sclavin ihres elenden Körpers zu sein. Ein ewiges sich in Acht Nehmen, indem sie sich nichts bieten konnte, lag ihr ob für alle Zeit. Ein rauher Windstoß, eine zu anstrengende Bewegung der Muskeln hätte ihr den Tod geben können, aber dennoch hielt sie sich bis zu ihrem beinahe vollendeten 70. Lebensjahre, in welchem sie an Entkräftigung starb. Was sie gewirkt, bleibt unvergänglich.

In die Zeit von Liszt's erstem Auftreten fällt der Aufenthalt des weltberühmten französischen Seemalers Gudin in Berlin. Meine Eltern nahmen ihn mit gewohnter Gastfreundschaft auf und machten ihm das Leben so angenehm wie möglich. Wiewohl es ihnen angeboren war, wo sie es vermochten, hülfreich und freigebig zu sein, so hatten sie doch den sehr verzeihlichen Ehrgeiz, mit bedeutenden geistreichen Männern möglichst viel zu verkehren, weßhalb Gudin ihre Gunst ganz besonders zugewendet war. Mein Vater räumte Gudin die Hälfte seines Ateliers ein, stellte ihm unsern Wagen für seine Visiten, Diners und Soupers zur Disposition, und an den Tagen, wo der Franzose frei war, speiste er stets mit ein paar von ihm bezeichneten Personen bei uns. Er war, wie Horace Vernet, ein intimer Freund und Dutzbruder Louis Philipps, erzählte viel von Paris, kehrte den über alles Deutschthum erhabenen Chauvinisten heraus und ließ fühlen, daß mein Vater gewissermaßen ein Begünstigter sei, indem er den Vorzug habe, einem so genialen Mann gefällig sein zu dürfen. Beim Abschiede übergab er den Eltern ein kleines in Oel gemaltes Seestück, ungefähr einen halben Fuß hoch — er war scheinbar zu stolz, um etwas gratis annehmen zu wollen — und glaubte damit die Zeche bezahlt zu haben. Da seine Fertigkeit im Malen eine unglaubliche war und er oft in anderthalb Stunden ein ganz artiges Stimmungsbild anfertigte, in welchem stets seine Meisterhand zu erkennen war, so war dies Gegengeschenk wie aus dem Aermel geschüttelt,

Digitized by Google

wenngleich er fingirte, den Eltern einen Klumpen Gold in den Schooß geworfen zu haben. Freilich waren die Berliner, wie immer wenn sich ein ungewöhnliches Talent in ihren Mauern befand, fast toll; die Plutokraten zahlten für ein derartiges flüchtig hingeworfenes Machwerk, welches sich in Genialität mit einer Skizze von Blechen, Elsasser oder Dreber nicht im entferntesten messen konnte, gern hundert Louisd'ors. Auf diese Weise gewann der gute Mann solche oft ein paar Mal des Tages und lachte als richtiger Filou die gefoppten Tölpel aus. Ein außergewöhnlicher Künstler, war er doch ein richtiger Charlatan. Nach einer Generation sah ich Gudin in Pau; er verweilte daselbst mit seiner Frau, einer Engländerin, welche aus Gesundheitsrücksichten den Winter im Süden zubringen mußte. Ich traf ihn im Hause einer Frau von Puyot, der sogenannten Reine de Pau; als man mich ihm vorstellte, that er so, als ob er sich meiner nur dunkel erinnerte, und als wäre die Bekanntschaft mit meinem Vater eine sehr oberflächliche gewesen.

Zur Zeit, da mein jüngster Bruder Otto, welcher in seinen Jünglingsjahren stets leidend war und uns dann auch in seinen zwanziger Jahren durch den Tod entrissen wurde, eine Studienreise nach Paris machte, wo er, ein ausgezeichneter Maler, bei Robert Fleury, Cognet und Richard in deren Ateliers arbeitete, hatten ihm die Eltern eine warme Empfehlung an Gudin mitgegeben. Der junge Mann war ohne Freund und einsam, dazu noch krank, er bedurfte eines Stützpunktes und aufrichtigen Rathgebers. Da kaum vier Jahre seit dem Aufenthalte Gudin's in Berlin vergangen waren, so hoffte mein Vater im Stillen eine gewisse Wiedervergeltung für seine Bemühungen. Gudin und Frau empfingen Otto denn auch sehr wohlwollend und mit vielen Complimenten, aber nie mehr haben sie sich im Geringsten um ihn gekümmert.

Ich komme jetzt zu zwei ausgezeichneten Sängerinnen, Sophie Löwe und Laura Assandri, Beide verkehrten im elterlichen Hause. Die Erstere war Hauptsopran auf der Königlichen Bühne, die Andere in gleicher Eigenschaft beim damaligen Königstädter Theater engagirt. Wir sahen die Löwe im intimsten Cirkel bei uns. Sie war eine reizende Erscheinung, wenn auch nicht ganz frei von Coquetterie. Gewöhnlich kam sie Samstag Abends, wenn sie nicht gerade in der Oper zu thun hatte, um etwas zu musiciren. Häufig waren dann schon unsere Stammgäste beisammen: Professor Werder, der Aesthetiker Seidel, Bildhauer Tieck, Schnackenburg, Graf Schlieffen und mehrere Andere. Die Löwe amusirte es, mit jungen Leuten zu musiciren, besonders wenn sie talentvoll waren und ihr dazu von der älteren Gesellschaft applaudirt wurde. Von den Schülern Rungenhagen's, die in diesen Soiréen mitwirkten, nenne ich den später so berühmt gewordenen Julius Stern, Gründer des bekannten Conservatoriums und Stern'schen Gesangvereins, Otto Thießen, den beliebten Liedercomponisten (beide junge Leute waren ausgezeichnete Accompagnateure), den durch seine vierstimmigen Gesänge bekannten Ferdinand Möhring, Richard Würst, den nachherigen Operncomponisten, und meinen mir fürs Leben gebliebenen Busenfreund Carl Lührs, damals schon tüchtigen Clavierspieler. Sämmtlich waren wir Eleven der Akademie; auch zwei vorzügliche Sänger, Bouillon, Tenorist, und Thiele, Bassist, nahmen an den kleinen Versammlungen Theil. Daß Ries und Kubelius als executirende Instrumentalisten nicht fehlten, versteht sich von selbst.

Und so wurde dann an jenen Abenden alles Mögliche durcheinander musicirt; auch ich hörte meine Lieder, in entzückender Weise von der Löwe gesungen, zu meiner und der Eltern Freude, ein Sporn für mich, immer wieder neue an's Licht zu bringen. Ich erinnere mich, daß sie Goethe's „Wanderers Nachtlied", welches ich am Nachmittag componirt, schon Abends vorsang, und mit welchem Ausdruck, welcher Declamation! Sie hob es durch ihre Auffassung ungeheuer, und es gefiel allgemein.

Rungenhagen aber, der ein nüchterner Kopf war, tadelte, daß bei diesen musikalischen Zusammenkünften deren eigentlicher Zweck nach und nach ganz aus dem Auge verloren wurde. Er hatte sie dazu bestimmt, mich zu bilden. Es sollte mir Gelegenheit gegeben werden, mich im Accompagniren, Solospiel auf dem Clavier oder der Violine, dann im Ensemble, sei es mit mehrstimmiger Begleitung oder als Theilnehmer eines Streichquartetts zu üben, kurz, meine musikalischen Kräfte entweder als Componist oder ausführender Musiker zur Geltung zu bringen; wenn sich indeß Alles um Fräulein Sophie Löwe drehte, trat ich ganz in den Hintergrund. Die genannten talentvollen jungen Leute waren schon viel geschickter als ich; man bedurfte meiner wenig oder gar nicht; auch war es natürlich, daß die Sängerin mit vorgeschritteneren Kräften zu musiciren wünschte als mit mir. Daher waren diese Soiréen mehr eine Unterhaltung für die Eltern und Hausfreunde als ein wirklicher Vortheil für mich. Wie lange die Bekanntschaft zwischen den Eltern und der Sängerin dauerte, kann ich nicht mehr genau ermessen. Ich weiß, daß ihr Stern erblich, als ein glänzenderer am Horizonte aufstieg, nämlich Jenny Lind. Aber auch schon früher zogen sich meine Angehörigen wegen gewisser kleiner Controversen von Sophie Löwe zurück. Während ihres Berliner Aufenthaltes bewohnte sie ein Haus in der Jägerstraße, dem Mendelssohn'schen Hause gegenüber, wo zuletzt viele Courmacher sie umschwärmten, und zwar in ihren Empfangsstunden von Eins bis Drei. Der alte Graf Redern, Graf Schlieffen, Pitt Arnim, eine bekannte Hofschranze mit lilagefärbtem Haar, gehörten zu den regelmäßigen Stammgästen. Auch die Schwester der Löwe, mit welcher sie stets reiste, war eine liebliche Erscheinung, und Viele zogen deren Wesen wegen seiner Einfachheit dem allzu pikanten Sophiens vor. Zu Fräulein von Faßmann, einer ausgezeichneten Sopranistin, die im Königlichen Opernhause mehr in Gluck'schen und Spontini'schen Opern auftrat, stand unsere Sängerin im gespanntesten Verhältnisse und immerwährender Krieg wurde zwischen Löwianern und Faßmannianern in der Theaterwelt geführt. Die Löwe heirathete später den österreichischen General Lichtenstein, doch soll die Ehe keine besonders glückliche gewesen sein, was sich bei dem leichtlebigen Naturell der Wienerin und dem noch leichtlebigeren Aristokraten wohl erklären läßt.

Jetzt liegt die einst so Gefeierte längst in der Erde. Ich erwähnte die Assandri, eine angenehme Erscheinung, so zu sagen der Gegensatz zur Löwe in ihrem Aeußeren. Diesmal ist die Italienerin die Blonde mit blauen Augen, die Deutsche Löwe aber eine echte Italienerin, kohlschwarz und dunkeläugig. Auch das Naturell der beiden Nationalitäten schien vertauscht, denn die Assandri war ruhig, milde, von strenger Einfachheit und ohne alle Ziererei, die Löwe lebhaft, in immerwährender Bewegung, sprudelnd in ihrer Conversation und, wie schon angedeutet, gefallsüchtig. Die Assandri hat keine große Rolle in den Annalen der Gesangskunst gespielt, doch gefiel sie damals in Berlin ungemein, bald aber verschwand ihr Name auf der Bühne, nie habe ich mehr etwas von ihr gehört. Auch sie verkehrte im väterlichen Hause, indeß war ihr Umgang mit den Eltern kein so intimer wie der mit der Löwe für uns gewesen war.

Ob auch Thalberg in jene Zeit gehört, entsinne ich mich nicht genau. Ich sehe ihn aber unter übergroßem Applaus erscheinen, sich ruhig erst einige Minuten vor dem Flügel auf dem Stuhle ausruhen, um sich zu sammeln, und dann erst sein unübertreffliches Spiel beginnen. Er war ein großer Pianist, aber kein reproductives Genie wie Liszt. Seine äußere Erscheinung hatte nichts Künstlerisches, ein nichtssagendes Gesicht mit blondem Backenbart, dabei ein Anzug à quatre épingles.

Und noch einer Epoche machenden musikalischen Figur gedenke ich, einer höchst sonderbaren. Jusikow, der polnische Jude, füllte das ganze Opernhaus bis auf den letzten Sitz

Digitized by Google

zu wiederholten Malen, als er auf seiner Harmonika, welche er in unglaublicher Gewandtheit mit zwei kleinen Schlägeln bearbeitete, die rapidesten Passagen und verwickeltsten Coloraturen hervorbrachte. Er erzielte einen Enthusiasmus mit diesen Kunststücken, als ob er einer der größten Virtuosen aller Zeiten wäre. Brummeisen, Holz — Glas — Stroh — Harmoniken u. s. w. gehören aber in das Reich artiger Spielereien. Schade um die Zeit, welche mit ihnen verloren wird.

Von einheimischen Gesangskünstlern nenne ich Bader, den entzückendsten Cortez, Masaniello, Max, Adolar und Florestan, den man nur auf der Bühne hören und schauen konnte. Sein Spiel war zugleich unübertrefflich, seine Stimme die schönste Männerstimme, die ich je gehört. Der Nebenbuhler Stümer war zwar ein geschickter Sänger, aber ein schlechter Schauspieler, und sein Organ hatte etwas Tutendes, Unsympathisches. Seine Hauptrollen waren Ottavio, Tamino, Hüon, Almaviva von Rossini und überhaupt die der italienischen Coloraturtenöre.

Da ich einmal beim Theater bin, nenne ich noch aus jener Zeit die großen Mimen: Seydelmann, Emil Devrient, die Krelinger und die Komiker Rütling und Weiß. Alle habe ich spielen sehen; der berühmte Rott war nie mein Mann, obgleich er eines großen Rufes genoß. Sein Erfolg hatte ihn überschnappen lassen, er schlief oft Nachts, die Schläfe mit einem Lorbeerkranze umwunden. Am Königstädter Theater, welches damals dem Königlichen kräftige Concurrenz machte, figurirten ebenfalls Kräfte ersten Ranges, uns alten Berliner Kindern wohl unvergeßlich: Beckmann, Spitzeder, Schmelka; es war die Zeit der Reimund'schen und Nestroy'schen Charakter- und Zauberstücke. Ich nenne: „Lumpaci vagabundus", „Der Diamant des Geisterkönigs", „Der Verschwender", „Zu ebener Erde und im ersten Stock". Henriette Sonntag hatte bereits die Königstädter Bühne verlassen. Der damalige Chef des Theaters, Commissionsrath Cerf, war eine in Berlin allgemein bekannte Persönlichkeit. Allerlei Witze circulirten auf seine Kosten. Er war ein ungebildeter Mensch, denn er konnte weder lesen noch schreiben; seine besondere Eigenthümlichkeit lag in einer gewissen Schlauheit und einer angeborenen Berechnungsgabe. Er war Israelit; sein Theater florirte, und man sah die Berliner Honoratioren mehr dort als im Königlichen Schauspielhause. Geachtet war der liebe Mann nicht, denn er drückte auf seine Untergebenen und erpreßte von ihnen, so viel er nur vermochte. Bei aller Pfiffigkeit blieb er ein durchaus unwissender Mensch und eine gemeine Natur. Ich theile des Spaßes wegen ein paar mir aus jener Zeit im Gedächtniß gebliebene Anekdoten mit, aus welchen er aber stets als der Gefoppte hervorging.

Bei Georg, einer Restauration, wo man Abends im Freien saß, legte ihm der Marqueur die Speisekarte vor. Zu eitel, um sich ein Dementi zu geben — wir wissen, er konnte nicht lesen — zeigte er auf zwei beliebige Stellen des Menüs. Aber, wie erstaunt war er, als ihm darauf Pflaumenkuchen und Gurkensalat vorgesetzt wurde, wozu das bereits von ihm geforderte Seidel Bier auch nicht recht passen wollte.

Bei einer beabsichtigten Aufführung der Iphigenie klopfte er dem Tenoristen Holzmüller auf die Schulter und sagte: „Bester Freund, Sie sollen den Orestes machen, für einen guten Pilatus lassen Sie mich nur sorgen!"

Als Seine Majestät der König einmal, zu einer Vorstellung angemeldet, von Cerf im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, fein behandschuht vor dem Portal des Theaters empfangen wurde, hatte ein nichtswürdiger kleiner damagogischer Straßenbengel die unerhörte Frechheit, beim Aussteigen des Souveräns „Schafskopf" zu rufen, worauf er so schnell als möglich um die Ecke verschwand. Unser Theaterdirector, außer sich, daß solcher Frevel vor seinem Hause vorgekommen war und in Todesängsten, daß es ihm an den Kragen gehen könnte, indem man vielleicht argwöhne, er sei mit diesem Bengel im Complott gewesen, faßte sich sofort, und keinen Augenblick verlierend, rechtfertigte er sich vor Seiner Majestät, als selbstverständlich betheuernd, der Straßenjunge habe mit diesem verpönten Worte natürlich nur ihn gemeint und meinen können.

Seine Charakteristik finden wir in dem zu jener Zeit cursirenden Berliner Witz:

„Mensch letzter Classe,
Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe,
Theaterdirector zweiter Classe,
Rindvieh erster Classe."

Und man könnte so fortfahren mit Geschichtchen auf seine Kosten, doch sind die angegebenen ja bezeichnend genug und vielleicht schon für meine Leser zu viel.

All' diese sozusagen patriarchalischen oder idyllischen Zustände nahmen übrigens ein Ende. Bald stand hier die jede Neuerung perhorrescirende Capellmeisterpartei dem immer wachsenden Wagnerismus und der neueren Weimar'schen Richtung gegenüber. Eine in unversöhnlicher Feindschaft, mit tiefster Erbitterung geführte Fehde, oft sogar in arge Personalien ausartend, schürte immer von Neuem den gegenseitigen Haß. An der Spitze der Conservativen figurirten Dorn, Taubert, der Schriftsteller und Recensent Ludwig Rellstab, der Clavierfabrikant Kisting (letztere Drei das Kleeblatt genannt), die alten Akademiker A. W. Bach, Schneider ꝛc. Die sogenannten Revolutionäre bestanden natürlich in Wagner selbst und Liszt, welche Beide sich freilich wenig um die Hetze bekümmerten, dann aber aus ihren Epigonen: Bülow, Brousart, Tausig, Raff, Cornelius ꝛc.; ein Schweif nicht gerade sehr sauberer Elemente der Neu-Weimarischen Clique schloß sich solchen geschätzten und fähigen Männern an. Mag man es für übertrieben halten oder nicht, es gab wirklich eine Zeit, in der es gefährlich war, den Leu zu wecken, denn man bekämpfte sich nicht allein mit Wort und Schrift, sondern nicht selten mit Thätlichkeiten. Im Hauptsitz der Revolution, Weimar, sah man Liszt nachäffende Musikbeflissene mit herabhängenden Haarbüscheln und Knüppeln von Spazierstöcken umherlaufen, Bassermann'sche oder Gestalten von 1793, die jeden musikalischen Antipoden niederzuschmettern drohende Miene machten. Wie oft hat nicht Taubert über diese gottlose Avantgarde Zeter und Mordio geschrien?! Noch höre ich seine Worte: „Ich stütze mich auf den lieben Gott; jene verruchte Brut aber hat keine Religion." Jetzt ist diese Zeit ja längst verschwunden, und der Zwiespalt der Parteien hat der gemeinsamen Bewunderung eines großen Genius Platz gemacht.

Bekannt ist, daß Bülow schon von Jugend an mit Wort, Schrift und That einer der glühendsten und eifrigsten Verehrer und Vorkämpfer nicht allein Wagner's, sondern auch seines großen Claviermeisters Liszt war. Solcher Enthusiasmus verleitete ihn, wie wir diese ungewöhnliche Art, mit dem Publicum zu verkehren, ja bis ganz zuletzt an ihm wahrnehmen konnten, schon damals, sobald man sich mißliebig gegen ein Werk seiner Abgötter äußerte, direct zu beleidigen. Ich wohnte einst einem von Bülow dirigirten Concerte bei, in welchem einige Widersacher ein Liszt'sches Stück bezischten. Bülow wandte sich gegen sie mit den Worten: „Zischen ist unanständig; wer zischt, mag den Saal verlassen!" Eine solche Ansprache schien bei zufälliger Anwesenheit der Königin noch unthunlicher, als sie es schon an und für sich war. Man erzählte sich damals, Ihre Majestät habe sich eiligst entfernt und Bülow sofort durch einen Kammerdiener für ihren Platz zwei Friedrichsdor verabreichen lassen; dieser aber, wie immer schlagfertig, habe dem Lakaien geantwortet: „Pour le garçon!" und ihm den Rücken gekehrt. Die übrigen Zuhörer in ihrer Verblüffung verhielten sich durchaus passiv. Der Vorgang machte seiner Zeit nicht geringe Sensation.

Digitized by Google

Das Nackte in der bildenden Kunst.

Von Ludwig Volkmann.

Das Berliner Amtsgericht hatte die allerwärts zur Schau gestellten Photographien der berüchtigten Fürstin Chimay und ähnlicher Damen, worauf dieselben im „Sculpturcostüm", d. h. in einem alle Körperformen zeigenden Tricot dargestellt waren, als unzüchtig beschlagnahmt; das Landgericht gab die Bilder wieder frei, und kürzlich hat das Reichsgericht dieses Urtheil wiederum aufgehoben und die Sache an die Vorinstanz zurückverwiesen. Dieser ganze Vorgang könnte uns unendlich gleichgiltig sein, wären nicht in der Begründung des landgerichtlichen Urtheiles Anschauungen über künstlerische Fragen zur Geltung gebracht worden, welche doch zum Nachdenken herausfordern, da sie, wenn auch von der höheren Instanz mit Nachdruck zurückgewiesen, immerhin einen Einblick in die Denkweise eines großen Theiles „unseres gebildeten Publicums" gewähren; denn in Sachen der Kunst sind auch die Richter eben nur Publicum. In dem Urtheile aber lesen wir, um nur die bedenklichste Stelle herauszugreifen, Folgendes: „Die Stellungen, in welchen die weiblichen Personen photographirt sind, sind die verschiedensten: stehend, sitzend, liegend, im Profil, en face, mit erhobenen Armen, mit ausgebreiteten Armen u. s. w., und offenbar dazu bestimmt, die Körperformen von allen Seiten her sichtbar zu machen; sie gehen aber nicht über das hinaus, was seit Jahrhunderten die bildenden Künste dargestellt haben ... Sie verletzen die herrschenden Gesetze von Sitte, Zucht und Anstand nicht, denn sie gehen, ganz abgesehen daß es sich um (wenn auch nur mit Tricot) bekleidete weibliche Personen handelt, keineswegs über das hinaus, was in staatlichen Museen und sonstigen Jedermann zugänglichen Sammlungen öffentlich ausgestellt wird." — Wir wiederholen: es ist unserer Ansicht nach in hohem Maaße gleichgiltig, ob diese Machwerke confiscirt werden oder nicht; aber verdient nicht die citirte Begründung des Urtheils eine Prüfung von Seiten Derer, die es mit der Kunst ernst meinen? Geht wirklich die nach dem Leben photographirte quasi unbekleidete Abenteurerin mit ihren gebrannten Locken und der verschnürten Taille „nicht über das hinaus", wodurch die Kunst uns das Dasein verschönt? Besteht kein Unterschied zwischen Naturabschrift und künstlerischer Schöpfung, kein Unterschied zwischen ausgezogen und nackt?!

Der Mensch ist — für den Menschen — das Maaß aller Dinge; er ist es auch in der Kunst. „Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form emporgehoben hat, wird alles Uebrige bedeutend und schön hervorbringen" sagt einmal Goethe, und Max Klinger spricht es in seiner Schrift „Malerei und Zeichnung" an der zündenden Stelle, wo er mit gerechtem Zorn für die Forderung des Nackten in der Kunst eintritt, unzweideutig aus: „Das Studium und die Darstellung des Nackten sind das A und O jeden Stils," er nennt den nackten menschlichen Körper „das Schönste, was wir überhaupt uns vorstellen können." Zu allen Zeiten hat denn auch die bildende Kunst diesem Schönsten gehuldigt, und wenn versucht wurde, ihm seinen Ehrenplatz zu rauben, so wußten die Künstler immer geschickt ein Hinterpförtchen zu finden, um es wieder hereinschlüpfen zu lassen: Als Adam und Eva, als heiliger Sebastian, ja in der verkörperten Selbstentäußerung, als gekreuzigter Erlöser, oder gar in den Qualen der Hölle als verdammter Sünder trat das schöne Nackte seinen Siegeszug durch die christliche Bilderwelt an, bis die Zeit der Renaissance es wieder, wie die Antike, um seiner selbst Willen zu ehren gelernt hatte. — In unseren Tagen nun ist das Verständniß hierfür wieder fast ganz geschwunden, und so meine ich denn, es ist wohl nicht ganz überflüssig einmal wieder mit Nachdruck auf die unendliche Bedeutung und auf die richtige Auffassung des Nackten in der Kunst hinzuweisen, wenn man sieht, welch' sonderbare Begriffsverwirrungen selbst klugen und wohlmeinenden Männern in Bezug auf diese Fragen begegnen können.

Unser Publicum ist eben gewöhnt, in erster Linie zu denken und zu empfinden; es hat noch immer nicht gelernt, lediglich zu sehen. Ein unbekleidetes Weib hier, ein anderes dort, — der Geist tritt spielend in Action, und die Parallele zwischen Beiden ist gezogen. Wo aber waren die Augen?

Sah man nicht, daß es sich bei jenen Photographien um Individuen mit allen kleinen Zufälligkeiten in Form und Ausdruck, ja mit allen Zuthaten und Verbildungen der Cultur und der Mode handelte, um Décadence-Weiber, die ihre Kleidung abgestreift haben, um ihre „Reize" zur Schau zu stellen, während der echte Künstler — und nur diesen dürfen wir zum Vergleich heranziehen — uns nicht eine mechanische Naturabschrift zeigt, sondern gesetzmäßig gebildete, im Ganzen des Kunstwerkes organisch entstandene Wesen, die er durch seine künstlerische Anschauung gereinigt und geläutert, mit Auge und Hand selbstthätig geschaffen hat? Man sah es wohl nicht, sonst hätte man Beides auch nur in einem Athem zu nennen eine heilige Scheu empfinden müssen. Aber so sehr ist man „von des Gedankens Bläße angekränkelt", daß man, weil Nacktes zu sehen uns im Leben fast nie Gelegenheit wird, auch in der Kunst das Gefühl selbst für so fundamentale Gegensätze verloren hat.

Seien wir indessen gerecht. Nicht viele Künstler sind es allerdings, die jene höchste Schönheit zu verkünden berufen sind, und neben der großen Reihe wirklicher Meister, die ihr Bestes auf anderem Gebiete, besonders auf dem der Landschaft, geben, geht die Masse der Macher daher, der Tempelschänder, welche das ihnen anvertraute Gut dazu mißbrauchen, um den Instinkten der Menge zu dienen, statt sie zu beherrschen. Diese sind es denn auch, die selbst das edelste Ziel künstlerischer Darstellung, den nackten menschlichen Körper, nur als ein Mittel zur Erregung der Sinnenlust, statt reiner Sinnesfreude, betrachten, und solche Producte, die man auf allen unseren Ausstellungen nicht zu lange zu suchen braucht, sind in der That nicht allzu weit entfernt von dem, was die Berliner Polizei aus den Schaufenstern entfernte. Ist es ein Wunder, wenn das Publicum, dem in diesem Wirrsal nicht im rechten Moment die rechte Führung kommt, ganz irre wird und zuletzt gar keinen Unterschied mehr zu machen weiß? In diesem Sinne ist aus dem Urtheil des Berliner Gerichtes eine schwere Anklage zu formuliren, nicht sowohl gegen das Publicum, sondern auch gegen viele Hunderte von sogenannten „Künstlern".

Soll nun etwa die Kunst, weil doch einmal das Nackte aus unserem Leben verbannt ist und scheinbar nicht nur im Volk, nein, auch in ihrem eigenen Hause das rechte Verständniß dafür fehlt, sich trauernd zurückziehen und auf eines ihrer herrlichsten Gebiete verzichten? Diese Auffassung ist in der That eine weit verbreitete, und selbst in einem sonst so vorzüglichen Buche wie Carl Neumann's „Kampf um die neue Kunst" können wir es hören, das Nackte sei heutzutage zwar ein treffliches Studienmaterial, gewissermaßen das Latein des Künstlers, nicht aber könne es fürder ein wesentliches Ziel der Darstellung bilden! Es heißt dort: „Diesen einzigen Ausdruck von Jugend, Schönheit, Stärke und körperlicher Harmonie zu finden, war den alten Künstlern gegeben, da ihre Sinne von den Formen des Nackten durch und durch gesättigt waren. Nur eine Kunst, die in täglicher ungesuchter Anschauung die nackte Figur so tief in ihre Sinne sog, konnte sie so ergreifend, so vollkommen gestalten. Wie wäre dies heute möglich, da unwiderruflich der Geist den Körper für Materie erklärt hat, und auf dem Nackten ein Makel ruht und der Reiz der Sünde! ... Die Anschauung des Nackten ist dem modernen Leben, der Oeffentlichkeit entzogen. Wie könnte also eine lebendige Kunst darnach trachten, das

Digitized by Google

Nackte als ein wesentliches Ziel der Darstellung zu erwerben? Wenn sie es wollte, es würde ihr das absichtslose Modell, das selbstverständliche Anschauungsmaterial fehlen, das Nackte wird nicht natürlich herauskommen."

Nein, und abermals nein! Nicht das Latein der Kunst ist das Nackte, sondern eine Weltsprache, die, trotz der Verschiedenheit der Dialecte nach Raum und Zeit, immer und überall verstanden werden wird, wenn der echte Künstler sie spricht. Das „Erkenne Dich selbst", im geistigen und sittlichen Leben eine der tiefsten und ernstesten Forderungen, gilt auch für das Gebiet der formalen Erkenntniß; und nicht nur der Künstler muß sich selbst, das heißt die menschliche Gestalt, erkennen, sondern auch die ihm folgen wollen, die Beschauer. Wohl ruht auf dem Nackten ein Makel und der Reiz der Sünde, aber nicht unwiederbringlich ist der Verlust, sondern der schaffende Künstler besitzt das Zaubermittel, dem Nackten die Unschuld wiederzugeben, und wenn ihm das absichtslose Modell fehlt, so kümmert ihn das wenig, denn seine Gestalten lebten schon in göttlicher Nacktheit, ehe er sich zu seiner Belehrung das Modell — seine lateinische Grammatik — kommen ließ. Gerade weil er nicht vom Einzelfall abhängig ist, kann er den Körper lediglich als schöne Erscheinung erfassen und Denen zeigen, die mit ihm zu gehen gewillt sind. In wie hohem Maaße aber der echte Künstler die Fähigkeit besitzt, ohne jede gedankliche Beimischung nur mit den Augen zu sehen, mag die reizende, Vielen gewiß unverständliche Definition einer — Badehose etwas drastisch beweisen, die einer unserer bedeutendsten Bildhauer einmal im vertraulichen Gespräch gab: „Die Badehose ist eine Gemeinheit; sie ist eine Horizontale am falschen Flecke und zerschneidet den Körper in einen Rumpf und zwei Beine." Man braucht noch nicht einmal Adolf Hildebrand's „Problem der Form in der bildenden Kunst" gelesen zu haben, um den ernsten Sinn in diesem scherzhaften Ausspruch zu finden. Zu dieser rein formalen und künstlerischen Auffassung des nackten Körpers aber kann die Kunst allmälig auch Diejenigen heranbilden, welche sich von selbst bisher nicht dazu emporzuschwingen vermochten. Deßhalb fordern wir keine Einschränkung des Nackten in der Kunst, sondern vermehrtes Studium nicht nur, nein auch vermehrte Darstellung desselben in dem edlen, sagen wir geradezu erzieherischen Sinne, den wir hier auszuführen versuchten. Denn durch das systematische Verbannen des schönen menschlichen Körpers aus der künstlerischen Darstellung wird nur Zweierlei genährt: die Prüderie auf der einen, die versteckte Lüsternheit auf der anderen Seite. Gewöhnt uns dagegen eine echte Kunst wieder mehr und mehr daran, im menschlichen Körper nicht in erster Linie ein geschlechtliches Individuum, sondern einzig und allein eine schöne Erscheinung zu erblicken, dann können wir vielleicht ein „gebildetes Publicum" bekommen, das, ohne zu erröthen, der Nacktheit in's Angesicht sehen kann, das sich aber von den Abbildern einer Fürstin Chimay achselzuckend und mit ästhetischem Ekel von selbst abwendet.

Wollten unsere Künstler wieder mehr als bisher diesem Ziele zustreben, und wollte man sich die Mühe nehmen, den viel zu Wenigen, die es jetzt schon thun, ernster zu folgen, so würde wohl allmälig in weitere Kreise wieder das Verständniß dringen für die ganze keusche Pracht und Herrlichkeit des Menschenleibes, wie Gott ihn geschaffen und der echte Künstler ihn begriffen hat, etwas von der Stimmung des Klinger'schen Blattes „An die Schönheit", wo der Mensch der Herrlichkeit der Gottesnatur nur nackt gegenüber zu treten wagt, und so unbewußt die eigene Schönheit gleichsam als Dankopfer darbringt. Dann wird es vielleicht auch nicht mehr möglich sein, daß ein Gerichtshof in der deutschen Reichshauptstadt den hehren Namen der Kunst herbeizieht, wenn über höchst gleichgiltige „Nuditäten" verhandelt wird.

Die Reichspost als Baumeister.

Von Hans E. Wernicke.

Der neue Generalpostmeister hat den alten noch nicht vergessen lassen. Der große, freie, künstlerische Geist scheint mit Stephan's Tod aus der Reichspost verschwunden zu sein. An seine Stelle hat sich ein kleinliches, reactionäres, banausisches System gesetzt, das die Privatposten vernichten will, die Beamtenvereine verfolgt und bureaukratische Plusmacherei treibt. Auch der künstlerische Geist, der die Postbaubehörde unter Stephan kennzeichnete, scheint verschwunden. Das wird uns gerade jetzt wieder fühlbar, wo Heinrich v. Stephan in E. Krickeberg (seine Lebensschilderung ist in Dresden bei Carl Reißner erschienen) einen begeisterten Biographen gefunden hat. Nach dieser Darstellung fand Stephan bei seinem Amtsantritte nur 233 reichseigene Postgebäude vor, die übrigen 4408 Postanstalten waren in Privatgebäuden eingemiethet. Wenn man bedenkt, daß unter ihm die Zahl der Reichs-Postanstalten auf 28 726, die der Reichs-Telegraphenämter auf 13 739 stieg, so kann man sich denken, welch' einen gewaltigen Umfang seine Thätigkeit auf baulichem Gebiete annehmen mußte, wenn er die Wohnungsbedürfnisse so vieler Aemter den Anforderungen der Neuzeit entsprechend befriedigen wollte. Die Bewältigung dieser Riesenarbeit erheischte die Einsetzung einer eigenen Baubehörde bei der Post. Sie wurde im Jahre 1875 in's Leben gerufen, nachdem bis dahin die Bauverwaltungen der verschiedenen Regierungen in den Bundesstaaten das Postbauwesen hatten mit versehen müssen. Und Krickeberg schreibt: „Bis zur Errichtung dieser Postbaubehörde war es Stephan nicht möglich gewesen, seine eigenen Ideen bei der Aufführung von Postgebäuden voll zur Geltung zu bringen; jetzt war es ihm gestattet, persönlich einzuwirken, und wie Alles, was unter seiner Führung entstand, so trug auch die Postbaukunst fortan das Gepräge seiner Persönlichkeit: das ernste, gereifte Wesen des Norddeutschen und die leichte, gefällige Form des gewandten Weltmannes — der praktische Sinn des Stolper Bürgersohnes und der ideale Flug des Genies, sie haben seinen Postgebäuden ihren charakteristischen Stempel aufgedrückt." Es war für seine Bauräthe nicht immer leicht, den Intentionen ihres Chefs zu folgen, und es dauerte Jahre, ehe sie sich vollkommen in seine Ideen hineingelebt hatten. Es war nichts Seltenes, daß ein Bauplan wieder und wieder geändert werden mußte, ehe er Gnade vor Stephan's Augen fand. Nach einer sehr anschaulichen Schilderung, die ein Mitglied der Bauverwaltung gelegentlich der Einweihung des neuen Postgebäudes zu Mülhausen i. E. aus dem Allerheiligsten der Postbauwerkstatt giebt, ist Stephan an der Ausführung eines jeden Postbaues persönlich betheiligt gewesen. „Er bereitet den Bau von langer Hand vor, er entscheidet über den Bauplatz und bestimmt den Stil des Gebäudes, und wenn dann die Grundrißzeichnung die Genehmigung Sr. Excellenz erhalten hatte, dann begann für die Architekten erst recht eine schwierige Arbeit, denn wie Michel Angelo in dem rohen Marmorblock bereits die Figur sah, die er bilden wollte, so daß er nur nöthig hatte, den sie umhüllenden Marmor abzuschlagen, so sieht Se. Excellenz das vollendete Gebäude im Geiste vor sich, und wir haben nur nöthig, seine Gedanken zu bauen und auf das Papier zu bringen". Natürlich war das nicht „auf den ersten Hieb" möglich, und so ist z. B. die Straßenfaçade des neuen Ober-Postdirectionsgebäudes zu Straßburg dreimal umgearbeitet worden, ehe sie Stephan's Zustimmung erlangte.

Nach einer Statistik aus dem Jahre 1894 waren bis zu dieser Zeit rund 280 reichseigene Postgebäude unter Stephan errichtet worden. Von den für diese Zwecke verbrauchten ca. 115 Millionen Mark waren 105 Millionen aus den eigenen Mitteln der Postverwaltung gedeckt worden. Außerdem hatte die Postbehörde ca. 38 Millionen Mark als Beisteuer zu Bauten, welche Privatpersonen eigens für die

Digitized by Google

Zwecke der Post aufführen ließen, verwendet. Da es sich zuvörderst nicht um Zierbauten handelte, sondern um Gebäude mit eminent praktischen Zwecken, so war die bauende Reichspost ganz selbstverständlich an ein gewisses Schema gebunden. Für die Postbauten wurde im Allgemeinen folgende Regel aufgestellt: Post und Telegraphie seien die Dienerinnen vornehmlich des geistigen Verkehrs und des nie ruhenden fluthenden Lebens der Gegenwart, daher wähle man für die ihren Zwecken dienenden Gebäude flüssige, bewegliche, lebensvolle Formen, mit Ernst und Würde gepaart; Düsteres, Starres, Schweres, Ungefüges sei ebenso verbannt, wie Kleinliches, Zierliches, Spielendes. Mit Beherzigung dieser Grundvorschrift haben alle Stilrichtungen alter und neuer Zeit, die jemals in Deutschland zur Anwendung gekommen sind, unter Stephan ihre Auferstehung gefeiert: die classische Form, der romanische Stil, Gothik und Renaissance mit ihren Spielarten sind unter den Posthäusern ebenso vertreten, wie Barockbauten, norddeutsche Backsteinhäuser und die Holzarchitektur nach thüringischer, fränkischer, schweizerischer Art. Während im Norden des Reiches, in den einstigen Pflegestätten der Gothik: Cöln, Münster, Braunschweig, Hildesheim, Stralsund, die Post mit bewundernswerthem Geschick die exclusive gothische Form den Zwecken ihrer Profanbauten anzupassen gewußt hat, zeigen die Posthäuser von Aachen, Halle, Soest, Goslar, Gelnhausen, Quedlinburg ꝛc. den romanischen Stil in reizvoller Weise in's Moderne übertragen. Berlin, Breslau, Hamburg, Weimar, Glauchau, Bremen, Schwerin, Danzig, Cassel, Heidelberg (mit Anklängen an den herrlichen Schloßbau) haben reiche Renaissancebauten in verschiedenster Auffassung. In Sachsen haben die Dresdener Barockbauten vorbildlich für die Posthäuser gewirkt, norddeutsche Backsteinbauten sind in Lüneburg, Allenstein, Brandenburg a. H., Memel, Rostock, Lübeck ꝛc. vertreten, und endlich in Gebirgsstädten, Badeorten ꝛc. hat man der ländlichen Umgebung entsprechend Holzbauten in graziösem Villenstil aufgeführt. So verschiedenartig alle diese Gebäude in Stil und Ausführung nun auch sind, die individuellen Ansprüche des Postbetriebes haben ihnen allen doch in einem gewissen Punkte eine Uebereinstimmung gegeben, den thurmartigen Aufbau, den die Ein- und Ausführung der Fernsprechleitungen erfordert — das charakteristische Merkmal der Postbauten. In dieser nothwendigen Zuthat lag bei der Massenproduction an Postbauten eine große Gefahr, in Schematismus zu verfallen. Die Postbaubehörde aber hat aus diesem vorgeschriebenen Bauliede gerade ein neues, wirksames architektonisches Motiv herauszugestalten gewußt, indem sie ihm die verschiedensten Standorte und die verschiedenartigsten Formen: runde, quadratische, vielseitige, Kuppel- und Pyramidenform ꝛc., gab und zuweilen selbst die Isolatoren (wie z. B. am Posthause in Goslar) als eigenartiges Ornament verwandte. Wenn man also von einem Postbaustil spricht, so bezieht sich das eben auf das charakteristische Merkmal, das ein solcher, Fernsprechzwecken dienender Aufbau den Posthäusern gemeinsam gegeben hat; daß von einem Postbauschema, welches unter Stephan entstanden wäre, bei der Vielseitigkeit seiner Bauthätigkeit nicht die Rede sein kann, weist Krickeberg überzeugend nach. „So gewichtig und entscheidend sein Wort bei der Aufstellung der Baupläne für die Postgebäude auch war, niemals hat er der Individualität seiner Architekten eine Zwangsjacke angelegt; innerhalb der vorgeschriebenen Bedingungen für Stil, Größenverhältnisse und Kostenaufwand ließ er sie frei schalten, wie ihr Talent es ihnen eingab."

Aber gerade diese Bestrebungen, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, haben Stephan viele Angriffe aus nichtfachlichen Kreisen eingetragen, und er hat sich Jahr für Jahr gegen die erneuten Vorwürfe, er baue zu kostspielig, zu luxuriös, mit einem Worte: zu „schön", mit allen schneidigen Waffen seiner Beredtsamkeit im Reichstage vertheidigen müssen. — Da Stephan bei der Aufstellung aller Baupläne persönlich betheiligt war, so hatte er auch im März 1881 die Vertretung derselben und der beantragten Baugelder im Reichstage allein übernommen.

Ein durchaus sachlich gehaltenes Urtheil, das sich besonders gegen die Behauptung, die Post baue zu luxuriös, richtet, fällt ein bedeutender Fachmann, der durch seine Publicationen auf dem Gebiete der Architektur rühmlichst bekannte Postbaurath Robert Neumann in Erfurt. Er sagt in Bezug auf die Bauthätigkeit der Post: „Immer hat vorzugsweise nur das Bestreben obgewaltet, den Postbeamten gesunde, zweckmäßig eingerichtete Diensträume herzustellen, in denen sie ihre anstrengende, oft aufreibende, auch die Nächte in Anspruch nehmende Amtsthätigkeit ohne Nachtheile für ihre Gesundheit ausüben können. Die Wahrung der Würde des Reiches in seinen ihm zugedachten Bauwerken hat stets erst in zweiter Linie gestanden, und man hat gesucht, dieser Anforderung mit sehr mäßigen Mitteln gerecht zu werden. Es ist leicht ausgesprochen, daß monumentale Würde nicht durch reichen Schmuck, sondern durch edle Verhältnisse und durch die Anwendung guter Baustoffe in einfachen wirkungsvollen Formen genügend gewahrt werde. So viel Wahres an dieser Behauptung ist, so weiß doch auch jeder Architekt, daß mit diesen Mitteln allein zwar elegante und stolze, aber auch recht steif und langweilig aussehende Bauwerke hergestellt werden können, daß aber zu einer vollen befriedigenden Wirkung ein gewisses Maaß von Schmuck, plastisch und malerisch, nicht entbehrt werden kann. Nach einigen Jahrzehnten bereits werden sehr viele der jetzt als luxuriös gescholtenen Postpaläste in ihrer reicheren Umgebung einfach und auch wohl dürftig genug aussehen."

Wenn nun auch, wie die „Deutsche Bauzeitung" ganz richtig bemerkt, noch heute einzelne tadelnde Stimmen nicht zur Ruhe kommen können, so ist man im Allgemeinen doch längst dahin gelangt, Stephan's Verdienste um die heimische Architektur in vollem Maaße anzuerkennen. Zu diesen Verdiensten gehört nicht zum Mindesten seine im Jahre 1878 erlassene Verordnung, daß bei allen Postbauten dem inländischen Material gegenüber dem ausländischen von gleicher Güte der Vorzug gegeben werden sollte. Was diese Verordnung besonders bemerkenswerth macht, ist die Thatsache, daß sie gerade in die Zeit des regsten Freihandels fiel. Es erscheint Krickeberg unglaublich, daß Stephan gerade wegen dieser Förderung des nationalen Wohlstandes den heftigsten Angriffen ausgesetzt gewesen ist; aber die Postbehörde war eben die erste, welche in diesem nationalen Sinne vorging, und gewisse Kreise mußten sich erst an die Bethätigung einer solchen wahren Vaterlandsliebe gewöhnen. Diese aufreizenden Nörgeleien Einzelner konnten es indessen nicht hindern, daß Stephan's Verfügung zum Schutze nationaler Arbeit von berufener Seite volle Würdigung fand.

Auch der erziehliche, veredelnde Einfluß, den unsere Posthäuser der Provinzstädte auf die Geschmacksrichtung der Bewohner und vor allen Dingen auf den Kunstsinn der Bauleute und Professionisten unter ihnen ausüben, und die Förderung, die Handwerk und Kunsthandwerk dadurch erhalten, ist keineswegs zu unterschätzen. Der Museumsdirector Jul. Lessing sagt darüber: „In Berlin macht sich ein derartiger Eindruck der Postbauten unter der Fülle der öffentlichen Gebäude nicht bemerkbar, aber wer in die Provinzen kommt, wer einmal Gelegenheit hat, durch Pommern oder Preußen hinter einander weg eine Reihe von größeren und kleineren Städten zu besuchen, der wird sich dieses wahrhaft beherrschenden Eindruckes nicht erwehren. Wenn man in einer Provinzialstadt das Regierungsgebäude sucht, so fragt man sich durch drei, vier Straßen und findet irgendwo einen nüchternen, zweistöckigen Kasten mit schmaler Hausthür, engen Treppen, niedrigen und unfreundlichen Zimmern. Aber am Hauptplatze der Stadt, in hervorragender Lage, weithin strahlend in lustiger, der Umgebung liebevoll angepaßter Architektur, steht das Gebäude

Digitized by Google

der Reichspost. Jenes Regierungsgebäude wirkt wie eine drückende Polizeiverordnung, der man sich mürrischen Sinnes zu entziehen sucht, dieses Postgebäude als Repräsentation eines großen Staates, der freudig eintritt für die Bedürfnisse seiner Bewohner. — Was man hier Luxus nennt oder verschwendetes Geld, das ist Capitalsanlage in dem Besten und Unbezahlbarsten, was die Menschheit besitzt: eine Capitalsanlage für den Sinn der Gesetzlichkeit, der Ordnung, der Achtung vor der Behörde und den selbstgeschaffenen Einrichtungen. Wenn aus unseren Kreisen heraus der Ruf erschallt, daß man würdig und monumental bauen solle, so kommt uns nicht selten die Antwort zurück, die Staatsgelder seien nicht da, um beschäftigungslosen Architekten und Kunstgewerbetreibenden aufzuhelfen. Nein! so steht es nicht, meine Herren Nützlichkeitsapostel! Weit mehr, als die Kunst des Staates bedarf, bedarf der Staat der Kunst. Er bedarf ihrer, um zum Sinne der Bevölkerung in weiten Kreisen zu sprechen, um nach außen hin würdig und hoheitsvoll dazustehen."

Wir müssen uns leider versagen, näher auf einzelne hervorragende Postgebäude einzugehen, verweisen aber Diejenigen, welche sich für diese Wirksamkeit der Reichspost besonders interessiren sollten, auf die Modelle der Posthäuser, die im Berliner Postmuseum ihre Aufstellung gefunden haben. Erst wenn man diese wohlgelungenen, naturgetreuen Abbilder der Postbauten gesehen hat, wird man sich eine rechte Vorstellung von dem Umfange der Postbauthätigkeit unter Stephan und dem Streben nach Kunstvollendung, das in ihr gewaltet hat, machen können. Auch der treffliche Krickeberg bietet in seiner warmherzigen Biographie reiches Beweismaterial, und wir unterschreiben jedes Wort, wenn er Stephan als Baumeister preist. „Der Mann, den man den „Fürst der Praxis" nennt, war in der Kunst der Beschützer des Idealen. Wir müssen noch einmal betonen: es ist Stephan nicht genug zu danken, daß er seine hohe, einflußreiche Stellung nicht dazu benutzt hat, die Kunst in die Uniform des Bureaukratismus zu zwingen. Die großen und weiten Gesichtspunkte, die für ihn im Verkehrsleben maßgebend gewesen sind, kennzeichnen auch seine Bauthätigkeit. Er hat es verstanden, dem an sich engen Gebiete des Postbauwesens, das durch ein bestimmtes, stets wiederkehrendes Schema von Forderungen noch mehr an einer freien Entfaltung gehemmt war, die weitesten Ziele zu stecken, indem er jede Aufgabe desselben individualisirend lösen ließ. Etwas von seinem Wesen, seinem Genie spricht aus seinen Schöpfungen vornehmlich zu uns. Als echte Denkmäler der Zeit in die Zukunft hineinragend, sind sie zugleich ein Bild des Mannes, der sie erschaffen hat — und das ist ein genialer, charaktervoller Mensch."

Der Ausgang des bürgerlichen Dramas.

Von Arthur Eloesser.*)

Es ist dem Jungen Deutschland in seinem ersten dramatischen Vertreter Gutzkow nicht gelungen, dem bürgerlichen Drama durch die Verkörperung der socialen Gegensätze einen neuen lebenspendenden Gehalt zuzuführen. Es ist gelähmt durch die Erbschaft schwächlichster Sentimentalität, moralisirender Gemeinplätzigkeit, und noch dazu verunstaltet durch die prätensiöse Verbindung mit dem liberalen Journalismus.

Aber es blieb noch ein Weg zur Regeneration des bürgerlichen Dramas, noch ein Mittel, es der Verweichlichung zu entreißen, wenn man es zu seinem Ausgangspunkte zurückführte, wenn man es wieder zur Tragödie zurückverwandelte. Solche Versuche sind vor Friedrich Hebbel's „Maria Magdalena" gemacht worden, aber sie sind vereinzelt und sie haben in der Theatergeschichte keine Spuren zurückgelassen. Die beiden wichtigsten und interessantesten Experimente sind, wenn man von Holtei's literarisch sehr niedrigem „Trauerspiel in Berlin" absieht, von zwei aus dem Judenthum hervorgegangenen Berliner Schriftstellern unternommen worden, von Ludwig Robert und Michael Beer. Im Jahre 1819 veröffentlichte Robert, der Bruder der Rahel, ein fünfaktiges Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse", das nach einigen nur halb erfolgreichen Vorstellungen bald der Vergessenheit anheimfiel. Robert wollte mit dem Iffland'schen Erbe der moralischen Rührung aufräumen, indem er aus den natürlichen Reibungen gesellschaftlicher Gegensätze den tragischen Conflikt entstehen ließ. Er wollte, das kleinliche Zufallswesen beseitigend, die gegenwärtige Structur der Gesellschaft als das allmächtige Schicksal hinstellen, an dem der Einzelwille des empörten Individuums zerbricht. Die tragische Schuld sollte von den Menschen auf die Verhältnisse abgewälzt werden, ihre Macht sollte vor dem poetischen Gerichte zur Rechenschaft gezogen werden. „Und was sind diese Verhältnisse anders, als die jedesmaligen Gesammtsünden des Jahrhunderts?" Wie Robert in zwei seinem Drama angefügten Geleitbriefen programmatisch erklärt, wollte er weder Böse noch Gute, keine Helden, sondern ganz gewöhnliche Menschen darstellen, er wollte das Nahe, Wahrscheinliche, Tägliche der kosmopolitischen Schweiferei und der lyrischen Entartung der Bühne entgegensetzen, die Bedeutung seines Trauerspiels sollte nur in der typischen Geltung des dargestellten Falles beruhen. Um diese Absicht durchzuführen, hat Robert sein Thema sehr glücklich gewählt, es ist die gekränkte und wider die Gesetze hergestellte Ehre, eine durch moderne Zeitereignisse immer wieder angeregte Frage, die ja auch die Dramatiker am Ende des Jahrhunderts ganz besonders interessirt hat. Es handelt sich um den Kampf gegen die in die bürgerliche Gesellschaft noch hineinragenden und die moderne Rechtsordnung unterbrechenden Privilegien und Vorurtheile des mittelalterlichen Feudalismus. — Der Schriftsteller Weiß glaubt die Ehre seiner Schwester durch einen Officier gekränkt, und da ihm die Satisfaktion auf Grund irgend welcher Bestimmungen des adeligen Ehrencodex verweigert wird, so schießt er den Cavalier über den Haufen. In den ersten drei Akten ist dieser Stoff mit großer Wahrscheinlichkeit und Consequenz durchgeführt, dann aber fällt Robert in die verbrauchtesten Ueberlieferungen des bürgerlichen Rührstücks zurück. Der in der Theorie verschmähte Zufall muß herbei, um dem Drama einen Schluß zu geben, der in seinen inneren Voraussetzungen nicht enthalten ist. Der Rächer seiner Ehre entpuppt sich als der illegitime Bruder des Getödteten, seinen natürlichen Vater, einen Minister, lernt er erst im Gefängniß kennen und nach diesem Wiedersehen vergiftet er sich, um als Sterbender noch seine Begnadigung zu erfahren. Der unnatürliche natürliche Vater geht in sich mit dem reuevollen Bekenntniß: „Es giebt kein unrechtmäßiges Kind." So hat Robert einen gesellschaftlichen Conflikt auf den anderen gepfropft und die einfache Wirkung seines ursprünglichen Vorwurfs vernichtet. Dieses verfrühte dramatische Experiment ist ein merkwürdiges Mischproduct, das sich mit großer Kraft zu einem natürlich herbeigeführten tragischen Zusammenstoß erhebt, um dann mit plötzlicher Schwäche wieder in das bekannte Zufallsspiel und in moralische Rührung zurückzusinken.

Den entgegengesetzten Weg schlägt Michael Beer, der Verfasser des „Struensee" und des Paria", in seinem bürgerlichen Trauerspiele „Herz und Hand" von 1831 ein. Dieser versucht, die Gattung zu heben, indem er sie gerade ihrer

*) Der Verfasser, den Lesern unseres Blattes als feinsinniger Aesthetiker und scharfer Kritiker bekannt, zieht hier das Ergebniß seiner literargeschichtlichen Untersuchungen über das bürgerliche Drama im 18. und 19. Jahrhundert. Seine an geistvollen Bemerkungen reiche Studie, die sich neben Tieck's Meisterskizze in der Einleitung zu Schröder's Dramatischen Werken stellen darf, erscheint bei Wilhelm Hertz in Berlin. Dieser gediegene Verlag bedeutet allein schon eine vollgültige Empfehlung. Die Redaction.

Digitized by Google

Alltäglichkeit entkleidet, indem er ihr den äußeren Glanz der Diction giebt und sie zu einer gewissen Feierlichkeit stilisirt. Sein Drama fließt in sehr eleganten, melodischen fünffüßigen Jamben dahin, welche die Leidenschaftlichkeit mit musikalischer Abtönung dämpfen, aber sie haben noch genug innere Bewegtheit, um nicht in banale Schönrednerei zu verfallen. Ein siegreich aus dem Kriege zurückkehrender General findet bei seiner jungen Frau den früheren todtgeglaubten Geliebten. Da er sich hintergangen glaubt, so treibt er die Schwankende, die aber schon den Weg der Pflicht wieder gefunden hat, zum Selbstmord. Die Personen, die so ausgezeichnet sprechen, haben etwas Unglaubwürdiges, weil man ihnen das tragische Handwerkszeug, Schwert und Gift, nicht recht zutraut. Dieses bürgerliche Drama hat einen sehr romantischen Zug. Der historische Hintergrund ist kriegerisch; der todtgeglaubte Geliebte hat als Major im spanischen Unabhängigkeitskriege gefochten, die Rückkehr Napoleons von Elba ruft den General zu neuem Kampfe, sie verspricht ihm den sühnenden Tod für's Vaterland. Die Männer in diesem modernen Trauerspiele haben etwas Ritterliches, einen Abglanz von der Welt des „Cid". Der General und der die Staatsraison vertretende Fürst sind ganz in typischen Zügen gehalten; der stilistische Einfluß von Goethe's „Natürlicher Tochter" ist unverkennbar. „Herz und Hand" ist, wie Immermann seinem Freunde Beer schreibt, ein „schätzbares, durchdachtes" aber kein mit ursprünglicher Kraft ergreifendes Werk.

Das bürgerliche Drama des 18. Jahrhunderts hatte seine innere Kraft aus dem Emancipationskampfe des Bürgerthums gezogen, es hatte die bürgerliche Moral als die des breitesten Standes, als die des eigentlichen Trägers der modernen Cultur propagirt, es mußte nach der Anerkennung der Menschenrechte, bei der fortschreitenden Nivellirung ständischer Verschiedenheiten von seiner polemischen Schärfe verlieren und sich auf die immer lustspielmäßiger werdende Darstellung der inneren Angelegenheiten des Bürgerthums zurückziehen Wohl blieb noch die Behandlung des Standesunterschiedes ein beliebtes theatralisches Motiv, aber es neigte nicht mehr zu tragischer Unversöhnlichkeit, sondern zu freundlicher Schlichtung im gemüthlichen Sinne, gerade die Auflösung der ehemals so starren Unterschiede, die Ueberwindung der Gegensätze durch Liebe oder Vernunft wurde mit sentimentaler Wirkung dargestellt.

Auch in den Schöpfungen des Jungen Deutschland läßt Betonung der Tendenz eine neue tragische Wendung nicht zu. Wohl werden hier sociale Contraste, die zu Katastrophen führen, enthüllt, aber diese ungesunden oder zurückgebliebenen Zustände werden innerhalb des Dramas widerlegt, sie werden von der im Drama mitsprechenden Intelligenz des Verfassers wenigstens im Princip überwunden. Wohl erscheinen sociale Mißverhältnisse in ihrer unterdrückenden oder zerstörenden Macht, aber immer, als ob sie vor ihrem letzten Tagen ständen, als ob morgen die Zeit der Vergeltung und der Freiheit hereinbräche. Die Verfasser mischen sich selbst als Vertheidiger oder Ankläger in die Handlungen ihrer Stücke ein, und da ihre Raisonnements fortwährend auf die Hinfälligkeit der dargestellten Welt hinweisen, so geben sie niemals den Eindruck unentrinnbarer Schicksale, sondern sie erwecken nur die Opposition gegen Ungerechtigkeiten, die als solche von der Vernunft erkannt werden. Geht der Held auch an den Verhältnissen zu Grunde, der Sieg gehört immer der geahnten oder meist vorausgesagten Zukunft. Alle diese Stücke sind Triumphe der Intelligenz, des Dichters, der im Namen des Zeitgeistes urtheilt, darum sind sie untragisch und auch unkünstlerisch.

In der Vorrede zur „Maria Magdalena" hat Friedrich Hebbel den Verfall der bürgerlichen Tragödie dargestellt und er hat durch die That seines Werkes bewiesen, daß diese heruntergekommene Gattung durch eine tiefere Einsicht in ihr inneres Wesen wieder zur tragischen Größe emporgehoben werden könne. „Das bürgerliche Trauerspiel ist in Deutschland in Mißcredit gerathen, und hauptsächlich durch zwei Uebelstände. Vornehmlich dadurch, daß man es nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen, Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialectik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüber stehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit aufgebaut, sondern es allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebes-Affairen, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten." Hebbel's Kritik räumt hier etwas radical und ohne historische Rücksichten auf. War auch der Standesunterschied in der Behandlung der Epigonen des 19. Jahrhunderts kein überzeugendes tragisches Motiv mehr, so war er es doch zur Sturm- und Drangzeit noch gewesen; er war eine die Gesellschaft auseinanderreißende in ihren Anschauungen noch unüberbrückte Kluft, er war kein zufälliges, sondern ein mit der Existenz gegebenes schicksalbildendes Moment, da das Schicksal sich nun einmal nicht nackt, sondern nur in der Gebrochenheit menschlicher Verhältnisse darstellen kann. Sind diese Vorurtheile auch von der Vernunft widerlegt, sind sie in ihren Folgen von der fortschreitenden Entwickelung aufgehoben, so sind sie doch durch den tragischen Genius als Schicksalsmächte conservirt, sie sind für unser Gefühl durch die Kunst in Permanenz erklärt, so lange die Dichtung zu uns spricht, so lange sie uns überzeugen kann, daß ein Einzelschicksal im Kampfe mit ihnen nothwendig zu Grunde gehen mußte. Jede Zeit bringt ihre eigenen Nothwendigkeiten und also ihre eigene Tragik hervor. Die bürgerliche Tragödie hatte im Kampfe gegen die Privilegien der herrschenden Classen gestanden, ihre Sittlichkeit war ein Protest gegen die Sitte der Zeit; da die Bourgeoisie zu den herrschenden Classen zu zählen beginnt, muß sie naturgemäß den alten Angriffspunkt aufgeben und in dem veränderten Bewußtsein der Gesellschaft neue Contraste, neue Schmerzen offenbaren. Hebbel folgt dieser Entwickelung, und indem er der historischen Gattung der bürgerlichen Tragödie neues Leben zuführen will, indem er ihre letzte Möglichkeit wahrnimmt, vernichtet er sie; denn er schreibt die Tragödie des Bürgerthums.

Friedrich Hebbel hat sich später sehr energisch gegen die von Herrmann Hettner vertretene Anschauung ausgesprochen, daß er mit seiner „Maria Magdalena" der ganzen europäischen Gesellschaft den „dramatischen Fehde-Handschuh" habe hinwerfen wollen. Diese falsche Auffassung schien ihm nicht aus seinem Werke, sondern aus der von Felix Bamberg ihm abgepreßten Vorrede hervorzugehen, durch die er sein „kleines Familienbild" vor einer Verwechselung mit Iffland'schen Nachgeburten schützen zu können glaubte. Indem er betont, daß sein bürgerliches Trauerspiel nicht aus der Tendenz entsprungen, sondern durch ein eigenes Erlebniß seiner Münchener Studienzeit veranlaßt sei, will er sich vor Allem gegen die Zumuthung verwahren, als ob er jemals neben den socialen Tendenzdramatikern des von ihm so gehaßten Jungen Deutschland im Kampfe gestanden hätte. In Wahrheit ist die Welt dieses „kleinen Familienbildes" auch viel zu eng, um ein Bild von der modernen Gesellschaft, um ein breites Ziel zu geben, gegen das eine sociale Kritik ihren Angriff richten könnte. Aber abgesehen davon, daß der ältere Hebbel den jüngeren hier etwas verleugnet, die historische Bedeutung dieses Trauerspiels ist immer darin zu suchen, daß die bürgerliche Moral hier nicht mehr werbend, erobernd auftritt, sondern in einer Gebundenheit und Einseitigkeit, aus der der tragische Conflict mit Nothwendigkeit hervorgeht. Sie bedeutet nicht mehr Fortschritt, Befreiung, sondern Stillstand, Unterdrückung, ihre

Digitized by Google

starre Herrschaft wird zu einem äußeren Zwange, der der höheren Sittlichkeit widerspricht und die Entwickelung freier Menschlichkeit in dumpfer Enge erstickt. Der tragische Conflict wird nicht mehr durch den Zusammenstoß zweier Classen, zweier Weltanschauungen herbeigeführt, er überzeugt sich mit innerer Dialectik aus der bürgerlichen Welt selbst, die den ihr unterworfenen Individuen zum unentrinnbaren zerstörenden Schicksal wird.

Dieses Princip der inneren Dialectik hat Hebbel durch das ganze Werk mit vollständigster Consequenz durchgeführt, und diese Strenge hat gerade die Zeitgenossen, die sich der gewaltigen Wirkung des Stückes nicht entziehen konnten, verstimmt und niedergedrückt. Die moralische Tendenz liegt ganz außerhalb des Dramas, es erklärt sich selbst, aber innerhalb des Ganzen wird zu seiner Erklärung nichts gesagt. Die Personen führen keinen Kampf gegen Vorurtheile, sie sind ihnen gleichmäßig unterworfen, sie fügen sich Alle, wie selbstverständlich, dem naturwidrigen Herkommen und durch diese gemeinsame Unterwürfigkeit tragen sie Alle gleichmäßig zu ihrer gegenseitigen Vernichtung bei. Es giebt in diesem Drama keinen freien Athemzug, keinen Sieg der Intelligenz wie im „Uriel Acosta", es giebt keinen Räsonneur, der diese Welt von einer freieren Höhe der Vorurtheilslosigkeit übersieht, und auch der Dichter mischt sich nicht ein, er läßt „die in's Leben selbst verlegte Dialectik" sich entwickeln. Mit Genugthuung verzeichnet Hebbel in seinem Tagebuche, daß in diesem Drama Alle Recht haben, er überlegt, ob nicht Leonhard noch zu sehr Bösewicht und vielleicht als ein um die Existenz ringender armer Teufel zu entlasten sei, er betont, daß selbst die aufdämmernde Erkenntniß des sterbenden Secretärs nicht im Stande sei, dem Meister Anton, als dem Hauptcharakter des Stückes, eine klarere Vorstellung von dem, was geschehen ist, eine rein menschliche Einsicht in Recht und Unrecht zu geben. Meister Anton versteht die Welt nicht mehr, aber man empfängt den Eindruck, daß diese Welt weiter bestehen und neue Menschenopfer fordern wird.

Mit der „Maria Magdalena" hat sich das bürgerliche Drama, einst ein Organ des Emancipationskampfes, gegen das Bürgerthum selbst gekehrt. Die Tendenzen des 18. Jahrhunderts sind hier endgiltig überwunden. Die Philosophie und die Literatur waren von der Annahme ökonomisch selbstständiger und moralisch freier Individuen ausgegangen, welche die Gesellschaft zusammensetzen. Der ideologische Optimismus der Aufklärung erwartete von der Anerkennung der Vernunft eine Zeit menschlicher Glückseligkeit. Aus einem vorurtheilslosen, reinen Denken sollten sich mit Nothwendigkeit bessere und gerechtere Zustände ergeben, auf der Uebereinstimmung der Einzelnen über Ziel und Zweck der Menschheit sollte die Harmonie der Interessen Aller begründet sein.

Die von den Naturwissenschaften beherrschte sociologische Anschauung des 19. Jahrhunderts geht genau den entgegengesetzten Weg, indem sie die Gesellschaft nicht mehr aus Individuen zusammensetzt, sondern umgekehrt das Individuum aus der Gesellschaft erklärt. Sie giebt die Fiction eines ökonomischen und moralischen Einzelwesens auf und sucht dieses als Product der bestimmenden Verhältnisse darzustellen, sein Denken in allen Abhängigkeitsbeziehungen vom Sein zu erklären. Dieser Entwickelung folgend, beschäftigt sich die moderne Literatur nicht mehr mit den Einwirkungen des Individuums auf die Gesellschaft, nicht mehr mit dem Helden, sondern mit der Einwirkung der Gattung auf das einzelne Wesen, dessen Entwickelung und Bildung durch sie bestimmt und begrenzt wird. Das eigentliche Object der Darstellung wird die Gesellschaft als die große Sünderin, auf welche alle individuelle Selbstverantwortlichkeit abgewälzt wird. Am Anfange dieser Protest- und Anklageliteratur steht Hebbel's „Maria Magdalena", wenn auch nicht durch den Willen ihres Schöpfers. Sie ist ein Sturmvogel der „humanen Revolution", die auf der modernen Bühne in Henrik Ibsen's Dramen ihren entschiedensten Ausdruck gefunden hat, die durch die pessimistische Kritik der Gegenwart zu einem neuen, wohl geahnten, aber noch unausgesprochenen Idealismus der Zukunft führt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Geständniß.

Von Georges de Lys.

Hermance lag im Sterben. Ihr Gatte Jaques betrachtete mit seinen Rehaugen das langsame Absterben der ihm seit dreißig Jahren angehörige Lebensgefährtin von seinem Sessel aus, auf dem er die Krankenwache hielt. Im Ganzen, einige dunkle Stunden ausgenommen, gehörte ihre Ehe zu jenen glücklichen, die man oft bei zum Wohlstande gelangten Bürgerlichen findet. Die Kranke schlug die Augen auf und nieder, um den zärtlichen Blicken auszuweichen, die der Gatte auf sie richtete und die ihr die Reue immer bitterer machten. Ach, diesen Mann, ihren Jaques, der ihr das Leben so angenehm wie möglich gestaltete, ihn hatte sie betrogen! Freilich ist es schon lange her, viele Jahre sind darüber hingezogen, aber nichts vermag die Erinnerung an ihre ehebrecherische That auszulöschen. Und auch in dieser schweren Stunde stand sie Beiden, ihm sowohl wie ihr, lebhaft vor Augen, als ob sie gestern erst geschehen sei.

Freilich lebte Hermance in dem Glauben, daß ihr Gatte nichts davon wüßte. Obwohl er Argwohn geschöpft hatte, wurde seine Zärtlichkeit ihr gegenüber nicht vermindert, und sie hatte sich in den zwanzig Jahren der aufrichtigsten Reue ehrlich bemüht, den leider unverbesserlichen Fehltritt durch innige Hingebung auszugleichen. Aber dieser nicht gut zu machende Fehler, über den sie bittere Reue empfand, war lebendig, und zwar in einem schönen Jüngling, ihrem Edmund, den Jaques seinen Sohn nannte.

Erst durch dieses Vergehen hatte Hermance ihren Gatten lieben und schätzen gelernt. Nachdem sie so viele Enttäuschungen bei dem aus Eitelkeit begangenen Verrath gemacht hatte, entdeckte sie die schöne Seele ihres einfachen braven Mannes. Als sie nun wieder seine getreue und liebe Ehegattin wurde, empfand sie seine Liebe und stille Hingebung als eine Strafe, denn so viel Güte hatte sie gar nicht verdient. Das Geheimniß lastete schwer auf ihr, und doch hatte sie nie den Muth, ein offenes Geständniß abzulegen. Wie feige war sie doch!... Immer wieder entschuldigte sie ihr Schweigen und redete sich ein, daß sie doch wenigstens ihrem Gatten einen letzten Trost lassen müsse: das Andenken an eine glückliche Ehe und viele ungetrübte Erinnerungen an mit ihr durchlebte Stunden. Es kam ihr wie ein Unrecht vor, ihrem Gatten noch zuletzt einen solchen Schlag zu versetzen. Würde er dadurch nicht ein doppeltes Leid empfinden? Eine betrogene, entehrte Vergangenheit, und eine leere, nichtsverheißende Zukunft.

Aber so viel sie auch grübelte, die laute Stimme des Gewissens wurde dadurch nicht erstickt. So wäre also auch jetzt die angebliche Verehrung für ihren Mann, in dessen Augen sie in reinem Andenken bleiben wollte, nichts als eine gewöhnliche Lüge, eine Ironie. Sie hatte nun einmal sein Vertrauen mißbraucht, sollte diese schlechte That auch über das Leben hinaus ihren Fluch bewähren?

Sie machte eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte. Sogleich eilte der Gemahl hinzu. „Was willst Du, mein Kind?" fragte er mit sanfter Stimme, indem er den Arm unter das Kissen schob, damit sie sich besser aufrichten konnte; „vielleicht etwas zum Trinken?" Sie schüttelte das Haupt. Auf ihrer Stirn standen große Schweißtropfen. „Ich habe Edmund ein wenig zur Ruhe geschickt; der arme Junge war ganz erschöpft; willst Du ihn vielleicht sprechen?"

Die letzten Kräfte verließen die Sterbende, als sie den Namen ihres Sohnes hörte. „O nein, danke," flüsterte sie. „Es ist wieder gut." Ermattet sank sie in die Kissen zurück und gelobte sich ein ewiges

Digitized by Google

Schweigen. Möge Gott sie verurtheilen, wenn sie ein Unrecht beging! Wenigstens brauchte ihr Sohn nicht vor ihr zu erröthen. Dann aber schoß ihr wieder der Gedanke durch den Kopf, daß ihr Sohn ja doch den Namen ihres Mannes trage, daß sie ihm seinen wirklichen Vater verheimlicht hatte, daß er sie einmal verfluchen würde, weil sie seinen Namen mit Schande und Lüge beschmutzt hatte! Und daß ihr armer Sohn vielleicht einmal unschuldig darunter leiden müßte. Ach, wie gerne wollte sie jede Strafe mit Ergebung ertragen, wenn sie allein einst verurtheilt würde, denn nur sie war schuldig.

Nun war er in seinem Sessel eingeschlummert. Lange, lange betrachtete ihn die Sterbende, denn nun brauchte sie seine sorgenvollen, ach so zärtlichen Blicke nicht zu fürchten. O welch' reine, edle Stirn hatte er doch, seine Gesichtszüge verriethen eine ruhige, wohl überlegte Lebensarbeit. Um seinen stillen Mund lag ein sanftes Lächeln, auf seinen Lippen, die zart gewölbt waren, die Vornehmheit seines Charakters. Umrahmt vom schneeweißen Haar und Bart lag sein Antlitz da, gleichsam wie von einem Glorienschein umgeben. Gewiß, er war ein schöner Mann. Auf seinem Gesichte ruhte die Schönheit der Männer, die immer ruhig und gut gelebt hatten. Und diesen Mann hatte sie betrogen mit einem herzlosen Gecken, dessen süße Sprache und widerlich elegante Manieren sie verführt hatten. Sie selbst konnte sich jetzt ihren Fall gar nicht erklären. Und noch jetzt nach zwanzig Jahren lastete es wie ein Alp auf ihrer Brust, von dem sie beim Erwachen befreit würde. Doch es war kein Traum, sie hatte einen solchen Mann hintergangen!

Da erwachte Jaques, und seine halbgeöffneten Augen richteten sich auf sie. Ihr war, als ob ein vorwurfsvoller Blick sie treffe, und sie fühlte, daß sie sterben mußte. Jaques trat an ihr Bett, erfaßte ihre Hände, die sie fest geballt vor die Augen hielt. Erschöpft reichte sie sie ihm. „Verzeih' mir!" flüsterte sie.

Mit traurigem Lächeln bannte er das Geständniß, das sie schon auf den Lippen hatte, mit einer sanften Liebkosung zurück. „Seit zwanzig Jahren habe ich Dir vergeben!" sagte er und küßte sie auf die Stirn. —

Also er wußte es ... Und er hatte sich nicht gerächt! Er hatte es gewußt, und doch war nie ein Vorwurf, nie ein herbes Wort über seine Lippen gekommen. Seine Zärtlichkeit hatte nicht eine Minute nachgelassen! Sie konnte es nicht fassen. „Du hast es gewußt? ... und mich nicht verflucht?"

„Du armes Kind," sagte er flüsternd, „bedauert habe ich Dich. Wie habe ich gelitten, aber verurtheilen konnte ich Dich nicht. Ich war so von den Sorgen des Lebens erfüllt, daß ich nicht daran gedacht habe, Dich vor dem Fall zu bewahren! Nicht Du warst der Schuldige sondern ich, und an mir war es, den Fehltritt, den meine Unvorsichtigkeit ermöglicht, wieder gut zu machen. Und als Du dann, vernichtet in Deinem Traume, vor mir standest, als Du allmälig wieder zu mir, Deinem treuestem Freunde, zurückkehrtest, da empfing ich den schönsten Lohn für mein Vergehen. Ich hatte es nicht verstanden, Dein Herz, das Du mir gegeben hattest, zu bewahren und als Du es mir dann wieder brachtest, habe ich versucht, es zu heilen. So kam es, daß ich dennoch glücklich war, obwohl es mich schmerzte, daß Du mir so wenig vertrauteſt, daß Du das Andenken an Deinen Fehltritt nicht in meine Hand gabst, um es von Deiner Seele zu nehmen, die, ich habe es wohl gemerkt, so sehr darunter litt. Mehr als ich hast Du ausgestanden, denn Du hattest unter Deiner Verschwiegenheit zu leiden gehabt, und Du hast mich lieb gehabt! Was soll aber meine Sühne sein?"

Wie vernichtet hatte Hermance ihm zugehört, ganz niedergeschmettert von seiner Großmuth. Doch plötzlich veränderte sich ihr Gesicht, ihr Kopf schien von einem Gedanken gequält.

Jaques wurde unruhig: „Noch Etwas?"

Da falteten sich ihre matten Hände fest, wie zu einer noch stärkeren Anstrengung, die Lippen bebten, und wie ein Hauch kam es hervor: „Und Edmund? ..."

Er verstand diese leidvolle Frage, und sein Gesicht glühte von einer unendlichen Liebe: „Ich habe Dich geliebt, ich liebe ihn, er ist mein Sohn!"

Aus der Hauptstadt.

Opern-Rückschau.

„Alar". Romantische Oper in einem Vorspiel und drei Acten, Text und Musik von Geza Graf Zichy. (Kgl. Opernhaus.) — Die Schwarze Kaschka. Oper in vier Acten von Victor Blüthgen. Musik von Georg Jarno. (Theater des Westens.) — Gastspiele.

Unser Kgl. Opernhaus hat sich nach der colossalen Anstrengung, die ihm die mißlungene Darstellung von Bungert's „Odysseus" bereitete, vor den Ferien bloß noch zu einer kleinen Novität aufzuschwingen vermocht und zwar „auf Allerhöchsten Befehl". Graf Zichy, der einarmige Clavirvirtuos, ist als „Sänger und Spielmann" bekanntlich persona gratissima am Kaiserhofe, wo die magyarischen Bedränger unserer sächsischen und schwäbischen Brüder noch immer in Ansehen stehen. Auf das Werkchen selbst, das schon in Karlsruhe einen sanften Durchfall erlebt, hätten wir um so lieber verzichtet, als auch die Darstellung wenig Erfreuliches bot. Die Damen Hiedler und Goetze und den Herrn Möd-linger zu hören, ist selten ein Ohrenschmaus. Nur Herr Sommer, Frln. Dell'Era und Capellmeister Muck, Chor und Orchester thaten ihre Schuldigkeit. Der Text des Dichtercomponisten ist von einer kindlichen Unbeholfenheit und unerlaubt langweilig, eine Wiederholung uralter und überlebter Motive und Bühneneffecte. Ein wortbrüchiger Magnat, der den Bruder seiner Verlobten nach einem Wortwechsel erschlägt, die zwei „Brauten", die sich um ihn reißen, eine allwissende Intrigantin von Zigeunerin, Kirchhofstraum und Liebestrank, Einzug der Gäste auf der ungarischen Wartburg und sogar auch ein Pilgermarsch, all' diese Nachempfindungen sind so gleichgiltig oder unfreiwillig komisch, wie der Größenwahn vom ungarischen Globus. Als Musiker ist der Graf bis in's Kleinste von deutschen Meistern abhängig und zwar wie ein sehr mäßig begabter und ganz unselbstständiger Schüler. Leitmotive wechseln ab mit liederartigen Sätzen, die Melodik bewegt sich zwischen Neßler und Wagner, und das Orchester ist aufdringlich oder hülflos. Bis zu einer magyarischen Nationaloper ist, nach dieser Probe zu urtheilen, ohne Zweifel noch ein weiter Weg.

Inzwischen hat sich in dem unseligen Charlottenburger Theater wieder eine Sommeroper angesiedelt, deren Dasein bloß dann berechtigt erscheint, wenn ein bedeutender Gast auftritt. Ist nun schon das Wiedersehen eines bewährten alten Werkes in der geradezu bösartigen Sommeroper des Herrn Morwitz kein Genuß, so kann man einen jungen Componisten, der sein Werk diesem Dilettantenorchester und solchen Gesangsanfängern anvertraut, nur beklagen. An einer besseren Stelle hätte Jarno's „Schwarze Kaschka" gewiß einen ansehnlichen Erfolg errungen. Schon der Text, den Victor Blüthgen nach einer seiner Novellen aus der Reclam-Bibliothek gemacht, ist vortrefflich. Sieht man von dem allzu breiten Aufbau der Handlung ab, in der noch zu viele novellistische Elemente unverarbeitet stecken, so ist das Libretto voll dankbarer dramatischer Momente, die jeden Componisten anregen müssen. Es ist eine Bauerntragödie aus Mähren. Wir wissen nicht, ob der Componist aus jener halbslavischen interessanten Gegend stammt; jedenfalls hat er sich die gute musikalische Gelegenheit, böhmisches Localcolorit etwa in Smetana's Art darin zu verwerthen, zumeist entgehen lassen. Immerhin ist er bestrebt, besonders in seiner Melodik den schlichten Volkston anzuschlagen. Auch die dramatischen Momente sind wirkungsvoll vertont, nur mitunter zu lärmend und gewaltsam, ingleichen ist dem Recitativ, wie es die Mascagni und Leoncavallo bevorzugen, ein zu breiter Raum gegönnt. Weniger gut ist das Orchester bedacht. Hier verräth sich das Unzulängliche in der Kunst des Anfängers.

Zum Schlusse noch ein Rückblick auf einige erfreuliche Gastspiele jüngster Zeit. Das weitaus interessanteste war jedenfalls das Auftreten des Tenoristen Jean Lassalle von der Pariser Großen Oper. Seine kräftig-schöne Stimme ist ein Bariton, der besonders in Mittellage und Höhe einen edlen Wohlklang besitzt, wenn auch die Stimme, wie

Digitized by Google

sein piano zeigt, ihre ursprüngliche Frische verloren hat. Um so ansprechender ist sein gewandtes und vornehmes Spiel. Beste Faure'sche Schule zeigt sich ferner in der specifisch französischen Vocalisation, die immer sauber phrasirt. Als Tell, Nelusco und besonders als Mephisto, in allen drei Rollen, in denen er sich hier vorgestellt hat, zeigt er in klug gewählter Steigerung seine dramatische Gestaltungskraft und immer geschmackvolle Gesangskunst. Wer der bei uns allgemeinen Ansicht huldigte, daß das Rondo vom Gold — besonders in der fürchterlichen Verdeutschung: „Satan selbst führt an den Ball" — der Gipfel der Unmusik sei, den konnte Lassalle's vollendete Technik eines Besseren überzeugen. Der ihm folgende Gast im Kgl. Opernhause, Frau Sigrid Arnoldson, ist keine so bedeutende künstlerische Erscheinung. Die schwedische Sängerin, die als Schülerin der alten Viardot-Garcia eigentlich von hier aus ihren Flug nahm, ist dennoch jetzt zum ersten Mal auf einer Berliner Bühne aufgetreten. Sie sang ihre Mignon französisch, ohne viel Wärme, aber fein und zierlich, musikalisch geschmackvoll und virtuos. Ihr fehlt das Zündende, das Signorina Prevosti, ein stets willkommener Gast, dermal wieder bei Morwitz ausübt. Ihr hoher Sopran hat zwar seine Blüthe hinter sich, aber sie wirkt noch mächtig durch die Leidenschaft ihres Künstlertemperaments. Bewundernswerth ist sie zumal als Lucia oder in dem abgeleierten „Troubadour", wo sie mit der wohldurchdachten Auffassung ihres Spiels und ihrer musikalischen Diction auch den Widerstrebenden hinreißt. Nach ihr hatte Frau Sedlmair von der Wiener Hofoper einen schweren Stand. Bei aller musikalischen Sicherheit und Darstellungskunst, ist sie nicht frei von Manier. Es sieht aus, als ob sie immer gegen ihre Operettenvergangenheit protestiren und die Große Oper überall unterstreichen wollte. Ihre Fidelio und Norma litten unter diesem accentuirt großen Stil. Ihre Stimme, die ungewöhnlich stark und klangvoll, braucht dies Uebermaß nicht. Wie fabelt der alte La Fontaine? „Ne forcez pas votre talent, vous ne feriez rien avec grâce". m.

Notizen.

Geschichte der Weltliteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. Von Julius Hart. (Neudamm, J. Neumann.) Auf ein Werk, wie das vorliegende, seine Leser hinzuweisen, das sollte sich eine jede gute Zeitschrift zur Ehrensache machen. Zunächst ist die Art der Darstellung vorzüglich. Das ist keine trockene Aufzählung von Namen und Werken, die, ohne eine Spur in der Seele des Lesers zu hinterlassen, an seinem Blick vorüberziehen, sondern mit künstlerischem Tact ist überall nur das Wichtigste hervorgehoben und dies in einer Weise ausgeführt, daß die Person oder das Werk des Dichters in plastischer Anschaulichkeit sich aus seiner Umgebung hervorhebt. In vielen Fällen begnügt sich Hart einfach mit einer gedrängten Charakteristik des Wesens einer dichterischen Individualität oder bietet kurze Proben aus den Dichtungen selbst und dies dann immer mit einem so sicheren Gefühl für das Bedeutsame derselben, daß daraus der Geist der betreffenden Schöpfungen klar hervortritt. Eine solche Art der Darstellung setzt eine gründliche Kenntniß des Gegenstandes voraus und ist nur möglich, wo der Verfasser sich in diesen ganz und gar heimisch gemacht hat. Und in der That zeigt sich Hart als einen ebenso zuverlässigen und bewanderten Führer in der Literatur des Inder-, Chinesen- oder Perserthums, wie der Griechen oder Römer, der orientalischen Völker des Mittelalters, wie der Romanen und Germanen, deren verschiedenartige Geistesanlage den Charakter der neuzeitlichen Dichtung bestimmt hat. Nur so wurde es ihm möglich, selbst solchen Gegenständen neue Gesichtspunkte abzugewinnen, über welche sich das Urtheil durch Tradition oder Gewöhnung bereits in einer Weise festgesetzt hat, daß es scheint, als wäre daran nicht mehr zu rütteln. So ist z. B. seine Darstellung der griechischen und römischen Literatur ebenso glänzend wie eigenartig, wenn auch mancher classische Philologe und Verehrer der antiken Geisteswelt sich schwerlich damit wird einverstanden erklären wollen, wie Hart die griechische Lyrik, die dichterische Befähigung des Vergil oder die „frostigen und kalten" Staatsoden des Horaz beurtheilt. Noch mehr gilt dies von seiner Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters. Wir haben in unseren Literaturgeschichten so oft das Lob eines Walther v. d. Vogelweide, eines Wolfram v. Eschenbach ꝛc. preisen hören, daß wir unwillkürlich stutzen, wenn in der Darstellung Hart's der Erstere als ein liebenswürdiger Mensch, aber ziemlich mittelmäßiger Lyriker, der Letztere als ein Dichter erscheint, der den Tiefsinn seines „Parcival" mehr dem vorgefundenen Stoffe als seiner eigenen künstlerischen Kraft verdankt. Und doch wird sich die Berechtigung der Stellung, welche Hart der deutschen mittelalterlichen Poesie anweist, nicht bestreiten lassen, wenn man sie in dem Zusammenhange betrachtet, worin sie bei ihm auftritt. Im Rahmen der Literatur aller Zeiten und Völker muß die Werthschätzung naturgemäß ganz anders ausfallen, als wenn es sich nur um einen umgrenzten Zeitabschnitt oder um die literarische Production eines einzelnen bestimmten Volkes handelt. Im allgemeinen Reiche der Geister erscheint Manches in einem ganz anderen Verhältniß und schrumpft Vieles zur relativen Unbedeutendheit zusammen, was an einem kleineren Maaßstabe gemessen groß und bedeutungsvoll sich darstellt. Es gehört sicherlich zu den schwierigsten Aufgaben einer Geschichte der Weltliteratur in dieser Hinsicht den richtigen Standpunkt einzunehmen und dem Einzelnen diejenige Stelle anzuweisen, die ihm innerhalb des großen Ganzen zukommt. Hart zeigt sich dieser Aufgabe vollkommen gewachsen, und in dieser philosophischen Art, wie er die Dinge ansieht, beruht vielleicht der größte Vorzug seines Werkes. Was Hegel gelehrt hat, eine jede Erscheinung, sei es der Wissenschaft, sei es der Geschichte, als eine eigenartige, nothwendige und relativ berechtigte zu begreifen, sie als ein Moment in den Zusammenhang des Ganzen einzureihen und sie so gleichsam „sub specie aeternitatis" zu betrachten, das thut Hart mit Bezug auf die literarischen Erzeugnisse der verschiedenen Völker. Er zeigt, wie jedes Volk sich seine eigene Literatur schafft, eine Literatur von ganz individueller persönlicher Art, die nur in diesem Volke, unter diesen zeitlichen, örtlichen und culturellen Bedingungen zu Stande kam, und die, so fremdartig sie uns noch erscheinen mag, doch werthvoll und berechtigt ist, sofern sich auch in ihr das Wesen des allgemeinen Geistes der Menschheit ausspricht. Er sucht diese Literatur in ihrem Wachsen und Werden zu belauschen, zu verstehen, warum sie gerade so geworden ist, und dabei zugleich den Nachweis zu liefern, daß auch die verschiedenen Stile, wie heftig sie sich auch gegenseitig bekämpfen mögen, natürliche und nothwendige Gebilde sind, die sich auseinander entwickeln, sich gegenseitig ergänzen oder dadurch den inhaltlichen Reichthum der Kunst vermehren helfen. So treibt er mehr als Literaturgeschichte, er treibt Literaturgeschichtsphilosophie, und wenn er dies als die Größe Herder's rühmt, so darf er für sich selbst das Verdienst in Anspruch nehmen, in jener Hinsicht hinter seinem Vorbilde nicht zurückgeblieben zu sein. Bei dieser allgemeinen Charakteristik seines Werkes erscheint es überflüssig, noch auf besondere Glanzstellen desselben im Einzelnen hinzuweisen. Indessen möchte ich doch nicht verfehlen, Hart's Darstellung Shakespeare's als eine solche hervorzuheben. Wie er hier auf verhältnißmäßig so engem Raume die culturhistorischen Bedingungen, aus denen der große Britte hervorgegangen ist, den Unterschied des romanischen und germanischen Formengeistes klarzulegen, wie er den Kern von Shakespeare's Dichtungen aus seiner psychologischen Eigenart heraus zu entwickeln und dessen künstlerische Erscheinung aus dem Wesen des germanischen Naturalismus zu begreifen weiß, das ist so fein und zugleich noch in der äußeren Form der Darstellung so vollendet, daß dieser Ausschnitt aus seinem Werk geradezu als ein kleines Meisterstück gelten kann. Wer der Charakteristik des germanischen Wesens in der Dichtung so aus vollem Herzen zustimmen muß, wie ich es thue, und die Bedeutung, welche Hart ihm zuertheilt, durchaus berechtigt findet, der muß es freilich als eine klaffende Lücke empfinden, daß Hart Richard Wagner keinen Platz in seinem Werke gegönnt hat. In einer Geschichte der Weltliteratur sollte der Dichter des Nibelungenringes und des Parcival nicht fehlen; und wenn ein Mann, wie Hart, dessen Gesichtskreis nicht durch die Schranken der zünftigen Literaturgelehrsamkeit eingeengt ist, bei einer neuen Auflage seines Buches auch Wagner die ihm gebührende Stellung einräumt, so wird damit sein Buch einen würdigen Abschluß erhalten. a. d.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Gute, spannende Romane,

Novellen, Kindergeschichten etc.

gesucht

für **zweiten Abdruck.**

Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à **1 Mark 50 Pf.**, werden in allen **Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 23. Juli 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

I. U. Lit. 8 Aug. '98

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die mitteleuropäische Aufgabe Deutschlands. Von Ottomar Schuchardt. — Die Freiheit der Berufswahl. Von Dr. jur. Franz Pollitzer (Wien). — Vom ersten deutschen Parlament. Erinnerungen von Hugo Wesendonck. — Die Aesthetik des Städtebaues. Von Baurath C. Wenck. — Gespräche mit Byron. Von G. F. Petersen. — **Feuilleton.** Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow. — Notizen. — Anzeigen.

Die mitteleuropäische Aufgabe Deutschlands.

Von Ottomar Schuchardt.

Justus Möser spricht bekanntlich die Ansicht aus, daß wenn die deutschen Kaiser die Hansa unterstützt hätten, die Deutschen an die Stelle der Engländer getreten wären und heute ein Bürgermeister von Hamburg in Indien gebieten würde. Es ist bekannt und wir hören es tagtäglich von Neuem, daß die Vertreter des nationalen Deutschlands sich die Anschauungen Möser's zu eigen gemacht haben, und so wenig sie sonst von der Geschichte halten und so bestimmt sie immer abgelehnt haben, aus ihr zu lernen, doch in diesem Punkte auf einmal sie als die große Lehrmeisterin gelten lassen wollen, deren Einfluß man sich nicht entziehen dürfe, soll die Zukunft Deutschlands nicht in Frage gestellt werden. Constantin Frantz hat schon vor Jahrzehnten die Behauptung Möser's, daß es lediglich auf die größere Macht der Hansa angekommen wäre, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, sehr richtig als patriotische Phantasie bezeichnet und gesagt, daß es den Deutschen nimmer hätte gelingen können, die Weltverhältnisse umzukehren, und ich meine, gerade jene Leute, die so prahlerisch sich eines ganz besonderen Verständnisses für Realpolitik rühmen, sollten ihre Blicke etwas mehr schärfen und sich bemühen, die Natur der Dinge zu erkennen.

Der Natur der Dinge entspricht es gewiß nicht, wenn man immer von England, unserem angeblichen Nebenbuhler, auf Deutschland schließt und thut, als ob Verhältnisse, die auf England passen, nun auch auf alle anderen Staaten passen müßten. Schon Holland hat gerade durch seine Geschichte bewiesen, daß es für die Dauer einem Nebenbuhler, wie England, nicht gewachsen ist, weil es eben auch Landesinteressen besessen hat und noch besitzt. Daß die Interessen in Folge der Kleinheit des Landes vorwiegend passiver Natur waren, ändert daran nichts: während das mächtige, centralisirte Frankreich durch seine es mit dem Festlande verknüpfenden Interessen getrieben, erobernd nach außen brach, sah Holland die Feinde über die Grenzen hereinfluthen und mußte sich erobern lassen. Daraus könnten die Holländer übrigens die Lehre ziehen, daß sie, wenn sich jene Vorgänge nicht wiederholen und eines Tages Franken oder auch Preußen nicht von Neuem erobernd hereinbrechen sollen, bei Zeiten für kräftige Rückendeckung sorgen müssen. Daß diese aber nur in der Föderation mit den deutschen Ländern liegen kann, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Drängte die Natur der Dinge einst Frankreich unter Ludwig XIV. auf das europäische Festland zurück und war Holland, dieses abgesprengte Stückchen deutscher Erde, daran gescheitert, daß es eine Politik treiben wollte, die gegen seine natürlichen Grundlagen verstieß, so wird die Logik der Weltgeschichte mit dem neuen Deutschland keine Ausnahme machen: Deutschlands Beruf und Zukunftsmöglichkeit liegt auf dem Festlande, in dem Willen und der Fähigkeit, die ihm von der Natur angewiesene Stellung gegen Osten zu behaupten und zu erweitern. „Das wird nur deßhalb so wenig erkannt und erwogen," sagte B. A. Huber, der gleich groß als Mensch wie als Politiker war, bereits vor 35 Jahren, „weil die leere phantastische Großsprecherei, welche in diesen Dingen allein Gehör findet, immer von der thörichten Idee der Concurrenz mit England in der oceanischen Entwickelung berauscht ist, und dabei in fast allen einzelnen Momenten den Schein, die Phrase für die Wirklichkeit nimmt. Wer nur irgend eine lebendige Anschauung des wahren Verhältnisses, der natürlichen Gaben und des darin liegenden relativen Berufs der britischen Inseln und Deutschlands zu einer oceanischen Entwickelung hat, — wer dann die Aussichten erwägt, welche z. B. eine deutsche Besiedelung der unteren Donau und was sich Alles daran knüpft, unter einem mäßigen Zollschutz gegen England eröffnet, der wird wahrlich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wo der Hauptberuf Deutschlands liegt. Aber freilich, zu einer lebendigen Anschauung des relativen Verhältnisses des Pfundes, welches die verschiedenen Völker und Länder als Betriebscapital in die Weltgeschichte bringen, gehört etwas mehr, als man aus geographischen Karten und statistischen Handbüchern ersehen kann." Hier vor allem gilt es, aus der Geschichte zu lernen!

Wendete sich auch mit dem Emporkommen der westmitteldeutschen und der Hansastädte das nach außen drängende deutsche Leben etwa vom 13. Jahrhundert an vom Südosten ab und mehr dem Norden und Nordosten zu*), so wäre es doch sehr verfehlt, daraus schließen zu wollen, daß die Aufgaben, die Deutschland im Südosten harrten, gelöst wären, und es sich nun nur noch darum handeln könne, den Bahnen der Hansa zu folgen.

Vergangenes läßt sich nicht in die Gegenwart zurückrufen. — Die Hansa verfiel, weil ihr Welttag gekommen

*) Regensburg und Wien vermöchten ihre Bedeutung auf dem Gebiete des Verkehrs nur schwer zu behaupten, andererseits germanisirten der Deutsche Orden und die Hansa mächtig im Nordosten.

Digitized by Google

war, weil die Verhältnisse im Innern und außerhalb den gewiß glänzenden und für seine Zeit großartigen Bau auseinander drängten. Unter den äußeren Ursachen des Niederganges der Hansa sind nun die bemerkenswerthesten: 1. Die innere Festigung der nordischen Reiche und die Herausbildung einheitlicher zielbewußter Regierungen, die es den Hanseaten schließlich nicht mehr gestatteten, die eine Partei gegen die andere auszuspielen und durch die Zwietracht derselben zu herrschen. 2. Die Vermehrung des auswärtigen Wettbewerbs und die Veränderung der Handelswege durch die Hereinbeziehung großer überseeischer Gebiete. — Der letztere Umstand führte bekanntlich auch zu einer gewaltigen Vermehrung des umlaufenden Geldes, so daß die Hanseaten, die bisher im Norden gerade dem Ueberwiegen ihres geprägten Silbers einen großen Theil ihres Einflusses verdankten, durch die von Südwest heranfluthende Goldquelle geradezu hinweggeschwemmt wurden. Als innere Ursache des Zusammenbruchs der hanseatischen Herrschaft steht obenan der Zwist, der zum Abfall der Niederlande und somit zu einer vollständigen Spaltung des Bundes und zu einer Bekämpfung der ehemals Verbündeten führte. — Die Ursachen zu dieser Spaltung lagen einerseits darin, daß die Niederlande unter die Abhängigkeit von Spanien geriethen, zum andern in dem Umstand, daß die Holländer sich mehr und mehr dem Freihandel zugeneigt hatten, während die Ost-Hanseaten am Zwang und der Ausschließlichkeit festhielten. Zum Schluß darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Hanseaten selbst halfen, sich das eigene Grab zu graben: Durch die Kräftigung der englischen Krone und des gesammten englischen Bürgerthums machten sie allmälig ihre Hülfe überflüssig und verliehen überdieß jenen die Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung und Niederhaltung des einstigen Beherrschers. Wer diese hier für den Niedergang der Hansa geltend gemachten Gründe mit Voreingenommenheit betrachtet, der wird ohne Zweifel zu Ergebnissen kommen, die denen der „Gelehrten des Kladderadatsch", die heute freilich das große Wort führen, entgegengesetzt sind und den neudeutschen Weltmachtsschwindel, der auf eine über Nacht zu errichtende „Seeherrschaft" aufgebaut werden soll, eben als das kennzeichnen, was es in Wirklichkeit ist: eine Phantasterei!

Aber, wird man einwenden, die Thatsache des ununterbrochenen unverhältnißmäßig großen Wachsthums des deutschen Ueberseeverkehrs ist doch wohl der schlagendste Beweis dafür, daß unserem Volke eine neue Periode der Seeherrschaft zu erblühen beginnt. Wie unpatriotisch und wie unklug würde es darum sein, wollte man diese für die deutsche Allgemeinheit unstreitig günstige Entwickelung hemmen oder auch nur ihr die nothwendige Unterstützung versagen?! — Nun ja, die Seeinteressen des deutschen Reiches haben gewaltig zugenommen, sie sind in der That unverhältnißmäßig gestiegen*), aber ist denn dieses Steigen etwa eine natürliche oder auch nur eine erfreuliche Erscheinung? Hat man nicht Alles dazu gethan, hat man nicht die ganze innere und äußere Politik in den Dienst der Exportindustrie und der händlerischen Interessen gestellt? Die Schaffung des centralisirten, zur Uebervölkerung verurtheilten deutschen Reiches, die auf die Groß- und Exportindustrie zugeschnittene Wirthschafts-Gesetzgebung, und namentlich die Schutzzollpolitik, die trotz Eisenbahnen und Canälen zwischen dem deutschen Reiche und den Festlandsstaaten eine chinesische Mauer errichtete; Alles das drängte doch auf die überseeische Bethätigung hin, wollte man nicht einen großen Theil des Volkes zum Hungertod verurtheilen. Diese Entwickelung nun aber hinterdrein zu einer naturgemäßen stempeln und aus ihr folgern zu wollen, daß alle zukünftigen Maßnahmen der deutschen Politik die Entwickelung auf dieser Bahn weiter drängen müßten — das ist eben wieder einer jener Trugschlüsse, wie sie die an Irrthümern so reiche neudeutsche Geschichte treffend kennzeichnen, d. h. ein Trugschluß aber nur insoweit, als diejenigen Deutschen in Betracht kommen, die, ohne eigene Interessen zu verfolgen, nur beeinflußt durch die „öffentliche Meinung", sich heute für eine deutsche See- und Weltmacht erwärmen. Die Großindustriellen und Händler, die allerdings einen sehr greifbaren Nutzen aus der überseeischen Bethätigung und aus einer jeden Verstärkung der Kriegsmacht ziehen, sind sich ihres Zieles wohl bewußt. Was dann gar die Zustimmungs- und Anfeuerungsadressen der deutschen „Patrioten" im Auslande, die ihre deutsche Staatsangehörigkeit längst abgestreift haben*), werth ist, vermag man zu ermessen, wenn man bedenkt, daß jene Leute von der Vermehrung der deutschen Flotte wohl eine oder die andere Annehmlichkeit haben werden, nicht aber zu den Kosten derselben beizutragen brauchen. Denken wir nun aber etwa daran, die Nothwendigkeit, daß sich Deutschland seinen Theil an dem überseeischen Handel, an der Weltwirthschaft sichere, zu bestreiten, wenn wir die Hanswurstereien unserer Alldeutschen und ihrer Helfershelfer bekämpfen, wenn wir verneinen, daß aus der Hohenzoller'schen Lehre vom „größeren Deutschland" und vom „Evangelium der kaiserlichen Weltpolitik" das Heil des deutschen Volkes erblühen kann? Mit Nichten? Wir lehnen uns dagegen auf, weil nach dieser Lehre, abgesehen von ihren sittlichen Mängeln, das deutsche Weltreich mit Hintansetzung der realsten Factoren aufgerichtet und geradezu in's Blaue hineingebaut werden soll.

Es ist in den Kreisen Solcher, die sich noch nicht haben daran gewöhnen können, daß alle Weisheit hinfort nur in Berlin aus officiellen Kannen verschänkt werden darf, bemängelt worden, daß die Marinevorlage von 1897 gegenüber derjenigen von 1893 nach jeder Richtung etwa die vierfachen Kosten verursacht und man findet das natürlich ungeheuerlich und inconsequent zugleich, und das ist es auch, wenn man bedenkt, daß die 1893 Vorlage s. Z. als in ihren Leitsätzen für die Zukunft verbindlich hingestellt worden ist. Anders freilich liegt die Sache, wenn wir diesen (entweder die frühere oder die jetzige Regierung bloßstellenden) Widerspruch zusammenbringen mit dem ganzen neudeutschen System, dann erscheint die Entwickelung als eine ganz naturgemäße und den bestehenden Verhältnissen durchaus entsprechende. Das neue Deutschland, hervorgegangen aus dem Bruch mit der geschichtlichen Vergangenheit, der leiblich durch die völlige Lostrennung von seinem kolonialen Hinterland zum Ausdruck kam, — war in Zukunft auf sich selbst gestellt; so etwa wie England, nachdem es seine festländischen Besitzungen aufgegeben hatte. Zu Anfang seines Bestehens war das auch ein ganz annehmbarer Zustand für das Reich, wenigstens vom Standpunkte der Reichsgründer aus gesehen. Damals war das Reich noch kein übervölkertes Gebiet und noch nicht mit den Bedürfnissen eines sich immer mehr vergrößernden Theils seiner Bewohner auf fremde zum Theil überseeische Gebiete angewiesen. — Gerade darin nun, daß man heute mehr und mehr den zu Anfang eingenommenen Standpunkt verläßt und hinaus zu greifen versucht über die eigenen Grenzen, ohne viel darnach zu fragen, ob man fremde Interessen dabei verletzt, liegt bei allem Widerspruch doch etwas Zielbewußtes: Man sieht die Brücken hinter sich abgebrochen und rast auf der einmal eingeschlagenen Bahn weiter. Darum müssen aber Diejenigen, denen das Gewissen nicht geknebelt ist und die sich noch Klarheit der Gedanken und die Fähigkeit des

*) Die deutsche Handelsflotte stieg von 1,282,449 Tonnen netto im Jahre 1886 auf 1,502,044 Tonnen im Jahre 1896; die Zahl der Dampfer von über 100 Tonnen betrug im Jahre 1896 869 mit einem Tonnengehalt von 768769.

*) Nach R. von Bieberstein haben von den rund 3 Millionen im Deutschen Reiche Geborenen, die z. Z. im überseeischen Auslande leben, ganze 28,126 die deutsche Reichsangehörigkeit beigehalten, und davon leben etwa 26,000 in den Vereinigten Staaten den französischen, englischen und deutschen Kolonien, wo also die deutsche Flotte gar nicht in Betracht kommen kann.

Digitized by Google

Urtheilens gewahrt haben, laut und deutlich ihre Stimme gegen diesen Hexentanz erheben und wieder und wieder sagen, daß es ein politischer Wahnsinn ist, das ganze Dichten und Trachten auf ein Vorrücken gen Westen in der Richtung gegen England und die See zu richten, da man auf diese Weise mehr und mehr den Boden unter den Füßen schwinden sieht und am Ende das Festland an die Slaven verloren haben wird, ohne daß es andererseits gelingen könnte, auf der See festen Fuß zu fassen. Sollten unsere Chauvinisten dies endlich begreifen lernen, so würden sie am Ende auch einsehen, daß es für einen guten Deutschen Besseres zu thun giebt, als auf das „perfide Albion" zu schimpfen.

Bis heute halten es jene Kreise für ein unumstößliches Dogma, daß der wesentlichste Hebel für den Aufschwung Englands in der Unterstützung zu suchen sei, die die Festlandsmächte, und ganz besonders Preußen, den Engländern im 18. Jahrhundert haben zu Theil werden lassen. Und wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß diese Unterstützung England bei der Niederwerfung seines ehemaligen Nebenbuhlers auf colonialem Gebiete, nämlich Frankreichs, eine beachtenswerthe Hülfe bot, so ist doch ohne Weiteres einzusehen, daß die Hauptwurzeln der englischen Größe wo ganz anders zu suchen sind. Da ist eben in erster Reihe die unvergleichliche Lage, die das Inselreich den Fährlichkeiten eines europäischen Festlandskrieges entrückt und doch wieder eine ständige und beispiellos billige Verbindung mit allen Ländern und Völkern der Welt ermöglicht.

Ein sehr wahres Wort spricht hier Jannasch im „Export", wenn er sagt: „Ueber die gegen alle Angriffe von Außen geschützte Lage, welche den Engländern alljährlich Milliarden für Vertheidigungszwecke erspart, verfügen wir ebenso wenig, wie irgend welche andere Continentalstaaten. England kam die Mittel, welche diese zu ihrer Vertheidigung aufwenden, zu agressiven, wirthschaftlich wie politisch productiven Zwecken in allen überseeischen Gebieten verausgaben. Seine insulare Lage, sein maritimes Klima begünstigen zu allen Jahreszeiten die schnelle Beweglichkeit seiner politischen wie wirthschaftlichen Kräfte nach allen Seiten. Diese Gunst seiner Verkehrslage hat in Verbindung mit seinen großen mineralischen Reichthümern die Bedeutung seines Ackerbaues längst in den Hintergrund gedrängt und seine industriellen und handelspolitischen Interessen in den Vordergrund gerückt. Seine Ackerbaudistricte, seine Weideländer und Triften hat er nach seinen überseeischen Colonialgebieten verlegt. Seine intensive Cultur ist in England concentrirt, seine extensiven Wirthschaftsgebiete liegen in Uebersee. Die Schiffer- und Fischerbevölkerung des Mutterlandes wie der Colonien sichern seiner Kriegsmarine jeder Zeit die zahlreichsten Reserven, denn größer an Zahl der Schiffe wie an Tonnengehalt, als alle anderen Handelsmarinen der Welt, ist die der englischen Handelsflotte."

Den physischen Bedingungen stehen die geistigen würdig zur Seite: die rastlose Schaffens- und Unternehmungslust der Briten, ihre Ausdauer, die Fähigkeit des Sich-anpassens fremden, selbst widrigen Verhältnissen gegenüber und nicht zum mindesten ihre Fähigkeit der Selbstregierung, die das Emporkommen eines allmächtigen Staates und einer centralisirenden, schablonisirenden und alles geistige Leben verflachenden Bureaukratie verhindert hat. Der letztere Umstand dürfte es ganz besonders sein, der der Gesammtheit des englischen Volkes das Verständniß für die wichtigsten Forderungen der Gegenwart und für die Lehren, die daraus für die Zukunft zu ziehen sind — oder mit anderen Worten eine öffentliche Meinung gewahrt hat in einer Zeit, in der diese öffentliche Meinung in den anderen Ländern unter den Fluthen einer verderbten Presse zu Grunde gegangen ist.

Den Verherrlichern des deutschen Industriestaates aber geben wir eins zu bedenken: Ist heute „Made in Germany" Trumpf, so bleibt doch die Welt nicht stille stehen und „Made in Germany" kann morgen ausgestochen werden durch ein „Made in America", ein „Made in Russia", Made in East Asia"; oder glaubt man etwa, daß den Deutschen von der Vorsehung einer Ausnahmestellung eingeräumt worden sei und daß sie der Weisheit Schluß gefunden hätten auf dem Gebiete industrieller Entwickelung? Das wäre für ein Volk, das so verständnißinnig die Lehren Darwins aufnahm und weiter bildete, doch eine starke Leistung. Abermals sei es gesagt und gellend allen Unwissenden und Böswilligen in die Ohren gerufen, daß unseres Volkes Heil nicht auf der Bahn industrieller und maritimer Machtentfaltung zu finden ist, sondern auf dem Gebiete einer friedlichen Föderation und Colonisation Südwesteuropas.

Mit diesen Erwägungen nun sind wir bereits auf dem Boden angelangt, auf dem allein die Möglichkeit geboten ist, all' den Fährnissen und Schwierigkeiten, die uns und den übrigen west- und mitteleuropäischen Völkern und Staaten aus der Entwickelung der letzten Jahrzehnte bereits erwachsen sind und noch weiter erwachsen werden, siegreich entgegen zu treten. Ich meine den Boden, auf dem uns die Aufgabe der Schaffung eines mitteleuropäischen Wirthschaftsgebietes winkt, das von der Mündung des Rheins bis an die Mündung der Donau, vom Nordmeer bis an die Adria reicht.

Lord Roseberry sagte am 1. März 1893: „Wir sind verpflichtet, unsere Ansprüche für die Zukunft hinaus zu sichern. Wir haben zu erwägen, nicht, was wir jetzt nöthig haben, sondern was wir in der Zukunft nöthig haben werden." Und Friedrich List meinte von den Engländern, sie handelten in der Gegenwart, als ob sie in die fernste Zukunft hinaus sehen könnten. Hoffen wir, daß man einmal auch von den Deutschen dasselbe sagen kann; dann wird man auch begriffen haben, daß eine Machtentfaltung Deutschlands ihre Spitze nun und nimmer gegen England richten darf.

Wer bei seinen Erwägungen und Urtheilen die geschichtliche Entwickelung und die Bedeutung der einzelnen Völker für die culturelle Entwickelung des Menschengeschlechts nicht ganz außer Acht lassen will, dem muß sich die Erkenntniß aufdrängen, daß die heutige öffentliche Meinung bei uns weitab wandelt von der Mehrheit. Möchte diese doch endlich einmal beginnen, die realen Factoren soweit verstehen zu lernen, daß sie die Grundlage abgeben lernt für eine wahrhaftige Realpolitik. Dann wird man erkennen, daß es noch heute volle Giltigkeit hat, was Raumer vor dreiviertel Jahrhunderten seinem Volke zurief: „Die Hoffnung der Welt, die Bürgschaft der Zukunft, das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarei liegt in dem uralten, festen Stamme germanischer Entwickelung und seinen beiden Hauptzweigen Deutschland und Großbritannien. Wenn diese beiden Völker ihre Aufgabe recht erkennen und alle Kräfte zu ihrer Lösung einsetzen, so werden auch die erkrankten Theile Europas ihre Gesundheit wieder finden, die Harmonie des mannigfachen Lebens nochmals ertönen und der kleinste Welttheil nach wie vor trotz aller Flecken in welthistorischer Entwickelung voranleuchten."*)

Die Freiheit der Berufswahl.

Von Dr. jur. Franz Pollitzer (Wien).

Von dem Gedanken ausgehend, daß mit dem Eintritte in die Universität sich mehr oder minder deutlich eine Berufswahl vollziehe, wählte der Berner Professor Lothmar das vorstehende Thema zum Gegenstande einer Rectoratsrede, die nunmehr — mit Anmerkungen versehen — bei

*) Der Verfasser behält sich vor, dieses Thema in seiner im Herbst erscheinenden Schrift: „Die deutsche Politik der Zukunft" eingehender zu behandeln.

Digitized by Google

Duncker & Humblot in Leipzig erschienen ist. Es wird darin die Frage erörtert, wovon die Berufswahl abhängt, in welchem Sinne von Freiheit der Berufswahl zu sprechen, und in welchem Umfange solche Freiheit vorhanden ist, und um durch diese Erörterung zugleich zum Nachdenken darüber anzuregen, welchen Platz die wissenschaftliche Berufsthätigkeit im Ganzen der Volksthätigkeit einnimmt. Prüfen wir einmal das Wesen der Berufswahl.

Denkt man sich all' die mannigfaltigen Hand- und Kopfarbeiten, deren es zur Erhaltung oder Förderung der Einzelnen, der Gruppen und des Ganzen bedarf, als die eine Arbeit der Gesellschaft oder als Volksarbeit, so entstehen durch die Theilung dieser Arbeit unter die Glieder der Gesellschaft die Berufe. Ein solcher Zustand rührt nach Lothmar's Ansicht ursprünglich nicht von vorbedachten Eingriffen her, sondern knüpft an die von vornherein gegebene Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts und der Unterhaltsbedingungen an, und erst im weiteren Entwickelungswege mögen hervorragende Berufe, wie jener des Priesters, des Arztes u. A. bewußt an bestimmte praktische Forderungen angepaßt worden sein. Auch braucht, nach Ausweis der Geschichte, die Arbeitstheilung in der Gesellschaft keine bleibende zu sein, indem sowohl getrennte Gebiete wieder vereinigt, als auch einheitliche Gebiete specialisirt, d. h. in mehrere Berufe zerlegt werden. Wesentlich ist vielmehr für den Berufsbegriff bloß, daß die zur Fristung und Schmückung des Lebens nöthige Thätigkeit nicht ganz von Jedem entfaltet zu werden braucht oder vermag, daß der Einzelne in der Lage sei, die Arbeitskraft vornehmlich in einer Richtung zu gebrauchen, weil seine hiermit noch nicht befriedigten Bedürfnisse durch die Berufsarbeiten Anderer gedeckt werden. Ja, bei den Waaren producirenden Culturvölkern ist diese Berufstheilung dermaßen durchgeführt, daß Tausende durch ihre Berufsarbeit gar kein eigenes Bedürfniß befriedigen — man denke z. B. an Diamantschleifer und Glacéhandschuhmacher — und daher für alle ihre Bedürfnisse auf fremde Arbeit angewiesen sind.

Erscheint hiernach der Beruf als das Hauptarbeitsfeld des Menschen, die Berufsausübung als jene Thätigkeit eines Menschen, im Verhältniß zu der jede andere Thätigkeit desselben Nebenbeschäftigung, Betrieb von Allotria, Dilettantismus oder Erholung, vielleicht Passion, nicht aber Profession ist, so unterscheidet sich der Beruf zugleich auch von Stand, Rang, Classe und von dem inneren Berufe oder Drange zu einem Unternehmen, von dem sogenannten geschichtlichen oder natürlichen Berufe. Endlich gehört es nicht zum Wesen des Berufes, daß er Erwerbszweig oder Einkommensquelle sei; freilich fallen Beruf und Erwerbszweig (oder Einkommensquelle) oft zusammen, allerdings muß zugegeben werden, daß der Beruf, wie Lothmar weiter ausführt, in der großen Mehrzahl der Fälle thatsächlich die Aufgabe hat und erfüllt, den ihn ausübenden und durch diesen Andere zu erhalten, zu nähren oder auch zu bereichern; aber es giebt auch Berufe, die weder Einkünfte gewähren noch zu gewähren bestimmt sind, wie z. B. der Beruf eines deutschen Reichstagsmitgliedes (Art. 30 der Verfassung des Deutschen Reiches), während es andererseits auch Einkommensquellen giebt, die keineswegs einen Beruf ausmachen, wie z. B. das Vermiethen von Zimmern an Afterparteien oder der Bezug von Renten.

In Bezug auf die Frage der Verbindung von Beruf und Einkommensquelle anerkennt Lothmar wohl, daß diese Verbindung in vielen Fällen vortheilhaft sein mag, indem sie den Berufseifer anspornt, spricht sich aber mit Recht doch dahin aus, daß im Ganzen zu vermuthen sei, daß die menschliche wie die menschheitliche Entwickelung besser gerathen würde, wenn allenthalben der Beruf nicht um des Erwerbes Willen gewählt und ausgeübt würde; denn jede Arbeit erzielt, wie Loewenfeld den ihr eigenthümlichen Erfolg dann am sichersten und reinsten, wenn der Blick des Arbeiters unbeirrt durch andere Ziele lediglich jenem sich zuwendet.

Mit dem Begriffe des Berufes ist auch schon der der Berufsverschiedenheit, der Mehrheit von Berufen und wenigstens im Princip die Möglichkeit einer Berufswahl gegeben; und mit Recht hebt Prof. Lothmar hervor, daß bei der Freiheit der Berufswahl auch die der Berufsausübung vorangehenden auf diese abzielenden Schritte in Anschlag zu bringen sind; denn da die Ausübung vieler Berufe die Erlangung bestimmter Fertigkeiten und Kenntnisse voraussetzt, so wird schon mit der Vornahme der dazu führenden Schritte mehr oder minder bestimmt eine Berufswahl getroffen, indem diese Schritte den Lehrling oder Schüler einem gewissen Berufe zuwenden oder auch nur von gewissen Berufen ablenken und entfernen.

In diesem Zusammenhange erörtert der Verfasser die Bedeutung der Wahl des Berufes mit Rücksicht auf dessen Einträglichkeit und Ansehnlichkeit und insbesondere mit Rücksicht auf die Art der Arbeit, welche letztere zugleich über die Richtung entscheidet, in der sich das Individuum entwickelt, das hierbei bald unbewußt mehr oder weniger der Einseitigkeit anheimfällt. In letzterer Hinsicht bedarf es, wie Lotmar trefflich ausführt, keiner langen Ueberlegung, um zu würdigen, was es bedeutet, ob diese oder jene Seite der Arbeitskraft, und in welchem Maaße und unter welchen äußeren Umständen sie vom Beruf in Anspruch genommen wird. Man kann sich leicht vorstellen, wie viel es ausmacht, wann, wo und wie ein Beruf auszuüben ist, ob mit großer oder kleiner Anspannung, bei Tag oder bei Nacht, in langen oder in kurzen Schichten, im Freien, im Wald oder Feld, auf dem Meere oder unter der Erde, in wohlgelüfteten und erwärmten Räumen, in erleuchteten Bureaux, Theatern, Schul- und Studierstuben, in düstern Werkstätten, dumpfen Höhlen und Schachten, vor glühenden Essen und nie rastenden, betäubenden Maschinen, die die Abfälle des Stoffes, die Splitter, Funken und Staubkörner den Augen und Lungen entgegentreiben. Der Verfasser führt dann aus, wie diese und ähnliche Besonderheiten der Berufsart die Gesundheit beeinflussen, wie giftige Gase und Dämpfe, häufiger Temperaturwechsel, Nässe, unnatürliche Körperhaltung störend auf die Gesundheit, auf den ganzen Organismus einwirken und die Kräfte des Arbeiters vernichten, und wie Viele der Gefahr ausgesetzt sind, in Ausübung ihres Berufes eine Blutvergiftung, eine Verwundung zu erleiden, Gliedmaßen oder gar das Leben einzubüßen.

In wahrhaft ergreifenden Worten schildert Lothmar die psychischen Leiden und Qualen eines verfehlten Berufes, der, wenn nicht eine Umsattelung möglich ist, in vielen Fällen sogar ein verfehltes Leben bedeutet, insbesondere wenn man sich in die Lage des handarbeitenden Proletariats denkt; und es ist ein wahres und zugleich warmes Wort, das Engels (Lage der arbeitenden Classe in England) sagt: „Wenn freiwillige productive Thätigkeit der höchste Genuß ist, den wir kennen, so ist die Zwangsarbeit die härteste, entwürdigendste Qual. Nichts ist fürchterlicher, als alle Tage von Morgens bis Abends etwas thun zu müssen, was Einem widerstrebt. Und je menschlicher der Arbeiter fühlt, desto mehr muß ihm seine Arbeit verhaßt sein, weil er den Zwang, die Zwecklosigkeit für ihn selbst fühlt, die in ihr liegen."

Aber nicht nur das Schicksal des Einzelnen hängt von der Berufswahl ab, auch die Gesammtheit, die Gesellschaft hat ein Interesse an der Freiheit und dem Ausfall der Berufswahl, und zwar nicht nur ein quantitatives, das dahin geht, daß es einerseits nicht an Solchen fehle, die bestimmten Berufen sich widmen, und daß andererseits nicht zu Viele sich dem gleichen Berufe zuwenden, sondern auch ein qualitatives, das dahin abzielt, daß einerseits alle Berufe nur von den dazu Geeignetsten ergriffen werden und daß andererseits Jeder den für ihn geeignetsten Beruf ergreife, ein Inter-

Digitized by Google

esse, das allerdings nur in beschränktem Maaße vom Staate und der Gesammtheit wahrgenommen wird. Und insofern die Gesellschaft ein Interesse an der wirthschaftlichen Lage des Einzelnen hat, nimmt sie auch ein ökonomisches Interesse an der Berufswahl des Einzelnen, und sofern die Zufriedenheit der Bürger im Interesse des Staates liegt, tritt noch ein ethisches Interesse des Staates an der Berufswahl seiner Bürger hinzu.

Mit Rücksicht auf die große Bedeutung der Berufswahl glaubt Lothmar die Wichtigkeit der Freiheit der Berufswahl nicht erst nachweisen zu müssen; denn es versteht sich ohne Weiteres von selbst, daß diese Freiheit von größtem Einfluß auf die Berufsgliederung ist, und daß das Interesse des Einzelnen wie des Volkes an der Berufswahl abhängig ist von dem Maaße der hierbei vorhandenen Freiheit. Unter dieser Freiheit der Berufswahl ist aber nicht etwa eine Art mystischer Wahl- und Willensfreiheit zu verstehen, d. h. es soll nicht geleugnet werden, daß die Berufswahl ebenso wie sonst eine Wahl, z. B. die Wahl einer Wohnung, eines Reiseszieles, eines Sommeraufenthaltes u. s. w. von zwingenden Gründen abhängig ist, sowie auch unter Berufsfreiheit nicht die Abwesenheit natürlicher Hindernisse, wie z. B. der zu einem bestimmten Berufe erforderlichen Disposition, der erforderlichen Kraft, Sinnesschärfe u. A. m. zu verstehen ist. Die Freiheit der Berufswahl ist vielmehr ein Stück der politischen und socialen Freiheit überhaupt, und kann als politisches und soziales Gebilde auch nur politische und sociale Schranken haben, die aber nicht unverrückbar sind. Es ist aber auch gleich hier beizufügen, daß in der im Privatrechte begründeten Bestimmung des Berufes durch die Eltern oder Vormünder oder Pfleger eine Beschränkung der Freiheit der Berufswahl nicht zu erblicken sei, da es sich doch eben nur darum handelt, daß der Wählende selbst frei sei.

Als politische oder rechtliche Schranken der Freiheit der Berufswahl erwähnt Lothmar vorerst die Vorschreibung des Berufes durch den Staat, — Berufszwang, gegenwärtig nur in Strafanstalten und Arbeitshäusern, oder bei befristeten Berufen (Geschworenen-, Schöffenberuf, Militärdienst). Nicht als Beschränkung, aber doch als Beeinflussung der Berufswahl erscheint das Streben des Staates die ihm als wünschenswerth erscheinenden Berufszweige durch künstliche Mittel, wie Geldunterstützung, Titel- und Ordensverleihungen, Gründung von Fachschulen u. A. m. in's Leben zu rufen, blühend und besetzt zu erhalten.

Eine zweite rechtliche (politische) Schranke war bis in die Mitte dieses Jahrhunderts das Verbieten oder Ausschließen, die rechtliche Versperrung gewisser Berufe, die aber jetzt mehr oder weniger weggefallen ist; Geschlecht, Stand, Confession, Bürgerrecht und Staatsangehörigkeit machen für die Berufe keinen Unterschied, außer es würde denn die Ausübung des Berufes von selbst eine Schranke erfordern. Doch wird die Freiheit der Berufswahl rechtlich beschränkt durch die Aufstellung von Bedingungen, von deren Erfüllung die Uebernahme eines bestimmten Berufes abhängig ist, mag auch hierdurch zum Wohle des Ganzen, gewisser Kreise und des Einzelnen ein Uebermaaß des Angebots verhindert, die Concurrenz eingedämmt, die Berufsleistung verbessert werden. Dennoch aber ist die rechtliche Unbeschränktheit der Berufswahl nicht identisch mit der Freiheit der Berufswahl, denn dadurch daß Jeder das Recht hat jeden Beruf zu ergreifen, hat er noch nicht die Möglichkeit, ihn zu ergreifen; denn was würde sonst diesen oder jenen hindern, den ergiebigen statt des unergiebigen, den geehrten statt des mißachteten, den müheloſen statt des aufreibenden Berufes, kurz einen anderen Beruf zu ergreifen, als den, welchen er ergriffen hat oder ergreifen zu müssen glaubte? Es läßt sich doch nicht annehmen, daß die so Wählenden freiwillig auf den minder anstrengenden und höher geachteten Beruf verzichteten; denn in den meisten Fällen findet eine Erwägung über die Annehmlichkeit und Achtung des einzelnen Berufes überhaupt nicht statt, sondern die wirthschaftliche Lage zwingt den Einzelnen, diesen oder jenen Beruf zu ergreifen; der Arme, der Besitz- und Mittellose ist von der Berufswahl entweder gänzlich ausgeschlossen, oder doch in der Freiheit derselben sehr gehemmt; macht doch die Mittellosigkeit oft schon die Vornahme der die Berufswahl einleitenden Schritte, die Erwerbung der nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten oder die Ausübung des Berufes unmöglich, hält sie doch oft den armen, unglücklichen Kranken an seinem Berufe fest, den Berufswechsel hindernd, oder erzeugt andererseits das Aufgeben eines Berufes, der nicht mehr zu ernähren vermag, einen Berufswechsel, der sonst unterbleiben würde, oder nöthigt sie doch nur allzu oft schon Kinder zur Wahl eines Berufes als Erwerbszweig zu einer Zeit, wo sonst noch heilsame Berufslosigkeit bestehen würde. Und je größer der Besitzmangel ist, um so stärker wird der durch ihn auf die Berufswahl geübte Zwang ausfallen, und dieser kann, wie die Erfahrung lehrt, so stark werden, daß er alle sonst die Berufswahl bestimmenden Motive überwältigt und ohne Rücksicht auf Mißachtung, Mühseligkeit, Widerwärtigkeit und Gefährlichkeit, bisweilen auch ohne Rücksicht auf das Recht oder die Moral denjenigen Beruf zu ergreifen nöthigt, der sich als die nächste Nahrungsquelle darbietet. Diese ist meist zugleich eine sehr unergiebige, so daß diejenigen, die wegen ihrer Armuth einen gewinnbringenden Beruf zu erlangen wünschen müssen, durch eben diese Armuth gezwungen sind, auf einen solchen Beruf zu verzichten.

Mehr noch als durch die politischen und ökonomischen Fesseln wird die Freiheit der Berufswahl durch die socialen (conventionellen) Schranken und Vorurtheile beeinträchtigt; denn diese hindern sogar die Wahl eines rechtlich und wirthschaftlich freistehenden Berufes nur deßhalb, weil nach der Anschauung der Gesellschaft, der Menschen, der Zeit die Würde der Person und des betreffenden Berufes sich nicht zu decken scheinen. Die Sprosse, die einer auf der gesellschaftlichen Leiter einnimmt, gilt hier als zu hoch oder als zu niedrig gegenüber gewissen Berufen, so daß er entweder über seinen Stand erhoben würde oder hinabsteigen müßte und so selbst dem Beruf der höheren Stufe entsagt, von dem er sich ausgeschlossen meint, oder vor der Selbsterniedrigung zurückschreckt; oder aber es sind die Anderen, die Höhergestellten und die Gleichgestellten, die mit den Zwangsmitteln des unpositiven Rechtes — als Spott, Verruf, Isolirung, Verachtung — den Aufstrebenden niederhalten, den zu eigener Herabsetzung Neigenden in ihrem Kreise festhalten. In jedem Falle sind es äußere Schranken, denen er sich gutwillig fügt, oder die ihm fühlbar gemacht werden, nur daß die gegen das Hinabsteigen gerichteten Schranken um so weniger wirksam sind, je mehr die Mittel zum Leben fehlen, indem die Nothlage auch das Opfer der Würde erzwingen kann, während umgekehrt ein Durchbrechen der socialen Schranke nach oben hinauf fast unmöglich ist; wird es doch in der allgemeinen Meinung als selbstverständlich betrachtet, daß die Kinder des Arbeiters wieder Arbeiter werden, und daß die Kinder des Armen wieder nur in dienende Stellung, ja nur in niedere Dienste treten können, wo sie ohne Vorbildung wohl bald zu einem Verdienst kommen, aber zu einem Verdienste, der anfänglich karg bemessen, nur langsam und wenig, und nur bis zu einer sehr beschränkten Grenze sich steigert, ohne Rücksicht darauf, ob ihr Beruf ihren Fähigkeiten und Neigungen entspricht, ja ohne Rücksicht darauf, ob sie demselben gemäß ihrer körperlichen Beschaffenheit, Kraft und Gesundheit gewachsen sind. Mag auch in außergewöhnlichen Zeiten und Verhältnissen ein ungewöhnlicher Kopf, ein Genie, ein energischer Charakter bedeutende sociale Schranken durchbrechen (— nicht immer zum Besten der Menschheit —), so ist dies, wie Lothmar ausführt, noch kein Beweis dafür, daß die socialen Schranken in jedem Falle überwindlich sind; doch unberechenbar ist die Zahl Derer, die durch mißliche

Digitized by Google

wirthschaftliche Verhältnisse, durch Armuth und Mittellosigkeit oder durch unglückliche Ereignisse (ja oft schon in früher Jugend ihres Vaters und Ernährers beraubt, von der Schulbank hinweggerissen) ohne ihre Schuld und ohne ihren Willen oder selbst gegen ihren Willen zu einem weder ihren Neigungen und Fähigkeiten, noch ihrer körperlichen Kraft und Gesundheit entsprechenden Berufe gedrängt werden, die freudlos und ohne Befriedigung, ergeben oder abgestumpft oder in stiller Verzweiflung ihr Leben fristen, täglich derselben ihnen widerstrebenden Zwangsarbeit, derselben drückenden Unfreiheit nachgehen müssen, weil niemand sich die Mühe nehmen will, sie über die sociale Schranke emporzuheben, damit sie den Weg gehen könnten, der sie zu einem besseren, ihrem Wesen, ihren Fähigkeiten und Neigungen, ihrer körperlichen Beschaffenheit und Kraft angemesseneren, ihrer Gesundheit zuträglicheren Berufe, zu einer sie befriedigenden und glücklicheren Zukunft hinüberführt. Aber wer es vermag, in dessen Kräften es steht, einem Armen, Unglücklichen aus seinem Zwangsberufe heraus zu einer besseren, ihm und seinem Wesen entsprechenderen Lebensstellung zu verhelfen und ihn so in eine höhere sociale Classe zu erheben, der versuche es nur; und er wird in der Freude und in der Dankbarkeit, in dem Glücke, in der Zufriedenheit, in dem neuen Aufleben des so Gehobenen reichlichen Lohn für seine edle That ernten, in der er aber nur eine Pflicht der Nächstenliebe, sohin nur seine Pflicht erfüllt, ohne daß ihm hierfür ein anderer Lohn oder Lob und Anerkennung gebühren würde, denn Pflichterfüllung ist eben nur Pflicht. —

Mit Recht hebt Prof. Lothmar hervor, daß — abgesehen von allen praktischen Uebeln der Unfreiheit der Berufswahl — die Einschränkung der Freiheit der Berufswahl, die nicht alle trifft, ungerecht ist und als ungerecht empfunden wird. Nur Derjenige wird vielleicht die Unfreiheit der Berufswahl nicht ungerecht finden, der sie in herzlosem Egoismus deßhalb für lobenswerth hält, weil sie die ökonomisch Schwachen zur Ergreifung der Berufe zwingt, die abstoßende oder aufreibende, aber Allen unentbehrliche Arbeit erheischen. Mit Recht wirft hier Lothmar die Frage auf, „ob solcher Zwang schlechthin unentbehrlich ist, d. h. ob diese für Bestand und Wohlfahrt des Ganzen erforderlichen Leistungen nicht auch in einer Gesellschaft gesichert sein können, in der die Beiträge zum Gemeinschaftsleben nach Maßgabe der Kräfte gleichmäßig vertheilt sind."

Und gerade von diesem letzteren Standpunkte der Gleichmäßigkeit wurde die Frage der Berufswahl durch die Utopisten — von Thomas Morus an bis auf Bellamy — behandelt. Doch sind von allen diesen Versuchen nach Lothmar's Ansicht nur jene mehr als belletristische Erzeugnisse, die an der gesellschaftlichen Arbeitstheilung selbst oder im Princip festhalten und ohne der Civilisation zuzumuthen, auf tausendjährige Errungenschaften zu verzichten, die Uebelstände unserer Berufswahl dadurch zu vermeiden suchen, daß sie erstens die Angelegenheit der Berufswahl, da sie doch einmal dem Interesse nach eine allgemeine ist, auch wirklich der allgemeinen Fürsorge, das ist der Fürsorge der Gesellschaft unterstellen, ohne damit gerade auf die Berufszutheilung zu verfallen, und zweitens die Berufe, alle oder nur die für das Ganze wichtigeren, ihrer Eigenschaft von Lebensberufen entkleiden, somit die Lasten bloß zeitweise auflegen oder sie periodisch neu umlegen. Hierdurch sollen etwaige Fehler der centralen Fürsorge verbessert, die Berufe mit der Würde gesellschaftlich verliehener Aemter bekleidet, und alle Mitglieder davor behütet werden, ihr Leben mit einem Berufe verbunden zu sehen, der als Kette empfunden wird. Von der wissenschaftlichen Methode in Behandlung der Frage der Berufswahl verlangt aber Lothmar noch, daß sie die speculativen Constructionen, ihre Licht- und Schattenseiten auf sich beruhen lasse und nur an der Hand der Geschichte und Erfahrung, die lehren, wie Berufe aufkommen und verschwinden, gespalten und verschmolzen werden, so daß auch der heutige Stand nicht als immer dauernd betrachtet werden kann, die Richtung zu erkennen und zu bestimmen suche, in der die weitere Entwickelung der Berufe sich wahrscheinlich vollziehen wird. Aufgabe der Zukunft ist es, zunächst — insbesondere im Wege der Arbeiterschutzgesetzgebung — die Uebel zu mindern, die Gefahren und die Schädlichkeit zu beseitigen, welche mit einzelnen Berufen verbunden sind. Der Verfasser erörtert auch noch den Einfluß der Production und des Capitals, der Cartelle, der Maschinen auf die Entwickelung der Berufe und der Berufswahl, um mit der Frage zu schließen, wie denn die Gesellschaft die aus der bisherigen Entwickelung gewonnene Einsicht und Möglichkeit verwerthen werde, wenn einmal die in den ökonomischen Banden Liegenden zu verhältnißmäßigem Einfluß auf den Staat gelangt sein werden. Daran wird eine Mahnung geknüpft an die Jünger und Lehrer der Wissenschaft, sie mögen, „über Bücher, Mikroskop oder Retorte gebeugt, auch Derer gedenken, denen nicht dieselbe Begünstigung der Freiheit der Berufswahl zu Theil wurde wie ihnen, auf daß sie, die sich frei der Wissenschaft gewidmet haben, von diesem Gedanken beklommen und belastet, jede Linderung der fremden Fesseln als eigene Erleichterung empfindend, eine Entwickelung der Freiheit der Berufswahl herbeisehnen, die ohne Vermehrung der Knechtschaft Zeit und Kräfte für die Förderung der Wissenschaft frei macht."

Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieser Appell recht weite Verbreitung finden und ein Appell sein möge an Alle, mitzuwirken zur Besserung des Looses der großen Mehrheit der Menschen, der Armen und Unglücklichen, die unter dem Zwange und Drucke der Unfreiheit ihrer Berufswahl leiden, und zugleich eine Mahnung an Alle, jede Arbeit zu achten und zu schätzen, welcher Art immer sie auch sei, stets den zu ehren, der in seinem Berufe seine Pflichten treu erfüllt und keinen Beruf, keine Arbeit zu verachten, eingedenk der Wahrheit, daß jede Arbeit ein nothwendiges, oft unentbehrliches Glied der großen Gesammtarbeit der ganzen Menschheit ist, daß die Arbeit es ist, die dem Menschen seinen Werth verleiht. Und wenn Lothmar's Untersuchung lehrt, wie schwer, ja — leider — fast unerreichbar es ist, die Voraussetzungen der freien Berufswahl und hierdurch des Glückes der Menschheit zu schaffen und wie wenig der Mensch in dieser Hinsicht vermag, so zeigt sie doch auch andererseits wieder den Weg, auf welchem die Menschheit sich dem Ideale eines vollkommenen Staates wenigstens allmälig nähern kann, wenn an Stelle des Egoismus und der persönlichen Interessen Nächstenliebe und Uneigennützigkeit, an Stelle des gegenseitigen Kampfes und Neides Eintracht und Brüderlichkeit, an Stelle des Individualismus die Erkenntniß des Zusammenhanges Aller, an Stelle des Bewußtseins des Rechtes Aller gegen Alle die Erkenntniß der Pflichten Aller gegen Alle in den Vordergrund treten und in die erste Reihe gestellt werden.

Vom ersten deutschen Parlament.

Erinnerungen von Hugo Wesendonck.*)

Die französische Revolution von 1848 kam fast unerwartet. Die Bourgeoisregierung von Louis Philipp hatte sich zwar sehr verfolgungssüchtig gezeigt, auch waren in der Nähe der Regierung mehrere Schwindeleien vorgekommen, dennoch kam der Sturz des Bürgerkönigs wie ein Blitz aus

*) Der alte Achtundvierziger, einer der wenigen Ueberlebenden der Frankfurter „Paulskirche", übersendet uns aus New-York, wo er sich als echter self made man eine hochangesehene Stellung geschaffen, die obigen Jubiläums-Erinnerungen für unsere Autobiographien.
D. Red.

Digitized by Google

heiterer Luft. In der Rheinprovinz rieb man sich die Augen wie im halben Schlaf, und obwohl schon ein paar Jahre lang bei den Provinzial-Landtagen für Preß-, Versammlungs- und andere Freiheiten agitirt worden war, so dachte doch Niemand an eine Volkserhebung. Auch nachdem die Republik in Frankreich erklärt worden war, beschränkte man sich darauf, in Wirthschaften auf Tischen und Bänken die Nachrichten aus Frankreich laut zu verlesen und dann seinen Frühschoppen zu trinken. Aber man meinte doch, es müsse etwas geschehen, und zwei oder drei Düsseldorfer, unter ihnen der Verfasser, gingen nach Köln, in die Metropole.

Franz Raveaux, der Carnevalspräsident, war dort der Mann. Aber er wollte von nichts wissen. „Die Leute wollen keine Revolution", sagte er mit seiner heiseren Grabesstimme. Doch verstand er sich dazu, einen Petitionssturm vom Stapel laufen zu lassen, und die ganze Rheinprovinz that desgleichen. Natürlich übte dies keinen Einfluß auf die Regierung aus, — bis die Studentenschaft in Wien eine Erhebung inaugurirte und die sogenannte Märzrevolution in Berlin ausbrach. Ich glaube bis auf diesen Augenblick, daß die Regierung den Aufstand, mit dem ich übrigens sympathisirte, hätte unterdrücken können, wenn keine Hasenherzen am Ruder gewesen wären. So aber mußte der König vor den Volksleichen den Hut abziehen und an der Spitze der Berliner Spießer durch die Stadt paradiren. Es wurde auch demnächst Alles, was man verlangte, sogar eine Verfassung, versprochen allein es versteht sich doch wohl von selbst, daß alle solche Versprechungen nur mit einer reservatio mentalis gemacht wurden. Ein Ministerium Auerswald-Camphausen machte Miene dieselben auszuführen, eine constituirende Versammlung wurde einberufen, und Alles schwamm im Freiheitstaumel, bis — ja bis der Katzenjammer kam. Die Regierung gewann nach und nach den Boden wieder unter den Füßen, und als die constituirende preußische Versammlung gar eine Steuerverweigerung inscenirte, verlegte man dieselbe zur Strafe nach Brandenburg. Als sie sich auch dort noch muckste, löste man sie auf, octroyirte eine Verfassung und berief eine neue Versammlung (deren Mitglied ich war), welche man nach kurzem Vergnügen ebenfalls auflöste. Mir kam dies sehr unbequem, denn, da ich doch sah, daß die ganze damalige politische Bewegung aus dem Leime gehen würde, so verlangte ich zu meinem Berufe zurückzukehren und hatte mich um Zulassung zur Anwaltschaft bei dem Kammergerichte gemeldet. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Herr Justizminister Simons hatte die Güte mein Gesuch abzulehnen, so viel ich mich erinnere, weil kein Bedürfniß zu mehr Rechtsanwälten in Berlin vorhanden sei. Ich erstattete daher den Wahlmännern der Stadt Coblenz, die mich zum Abgeordneten in die auf Grund der octroyirten Verfassung berufene zweite constituirende Versammlung gewählt hatten, meinen Bericht ab und ging wieder nach Frankfurt, wo ich Abgeordneter der Stadt Düsseldorf zum Parlament war.

Während ich nun die preußischen Versammlungen sich in Gotha und Erfurt im Sande verlaufen lasse, werde ich nachholen, was sich im Deutschen Reiche inzwischen zugetragen hatte.

Aller Augen waren im Frühjahr 1848 auf Frankfurt gerichtet. Von dort erwartete man das Heil für Deutschland, zumal man ein sogenanntes Vorparlament dorthin berufen hatte. Im Grunde war aber das Vorparlament trotz Glockengeläute und Volksversammlungen auch nichts als eine große Volksversammlung, deren Zweck war, einen Druck auf die Regierungen auszuüben. Dies gelang, und die Regierungen beriefen auf der Basis des allgemeinen und directen Stimmrechtes ein Parlament, um mit ihm eine Verfassung zu vereinbaren.

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr." Das Vorparlament hatte eine constituirende Versammlung gewollt, die Regierungen behielten sich ihre Zustimmung vor. Das Vorparlament war revolutionär, obwohl auch hier, Dank der massenhaften Importation des Herrn von Gagern aus Darmstadt und Umgegend, das conservative Element schon entschieden vorwog. Aber in den Wirthshäusern sah es revolutionär aus. Am Nieder-Rhein war Alles mäuschenstill. Aber als ich mit dem späteren Minister v. der Heydt — strange bed fellows — den Rhein hinaufschwamm, wurde das Getöse so laut, daß Herr v. der Heydt, kaum in Frankfurt angekommen, schnell wieder nach Hause eilte, um seine Koffer zu verschließen.

Robert Blum und Carl Vogt beherrschten damals Frankfurt in der Wolfsschlucht. Schloeffel aus Schlesien und Titus aus Bamberg assistirten. Ich logirte bei Eckhardt's vom Hause Passavant. Der Schrecken auf den Gesichtern der Familie, als man hörte, daß ich mit der Linken sympathisire, steht mir noch lebhaft vor Augen. Aber mein College, der Rechtsanwalt Scherer aus Düsseldorf, der später von v. der Heydt's Gnaden Landesgerichts-Präsident in Aachen wurde, ging sofort weiter als ich und verlangte, daß das Vorparlament sich permanent erkäre, bis das Vaterland gerettet sei. Doch war dies nur eine Uebereilung. Nach Düsseldorf zurückgekehrt, stiftete er, meinem Verein für demokratische Monarchie gegenüber, einen Verein für constitutionelle Monarchie. Er unterlag zwar bei der Wahl, aber mit ihm unterlagen Schnaase und Hiller, Beide gottbegnadete Männer, während er und ich und all' die anderen Rheinufer-Advokaten doch im Grunde nur ephemere Agitatoren waren. Da aber Jene nicht mit dem Uhland'schen Tropfen demokratischen Oels gesalbt waren, so mußten sie damals unterliegen, und mit Hülfe der Bürgerwehr und Cantador's, des Bürger-Generals, wurde ich, unter Anderen, in das Frankfurter Parlament gewählt. Von Frankfurt aus hatte sich ein revolutionärer Strom über Deutschland gewälzt, der alle Städte überfluthete. Aber weiter ging er doch nicht. Nur die Uferstaaten des Rheins z. B., nicht aber das Inland, mußten die Niederreißung aller Dämme erleiden. Und so wurde das Parlament trotz alledem ein höchst gemäßigtes, regierungsfreundliches Volkshaus, dessen Werk auch schließlich nur dadurch ein demokratisches Gewand trug, daß die Majorität in gewissen Kreisen es nicht ungern sah, wenn es bei den Regierungen discreditirt wurde. Aber diese Intrigue war nicht einmal nöthig. Im Herbst 1848 war schon aller Enthusiasmus verflogen, und hätte man damals eine Neuwahl vorgenommen, so würde es der Linken gerade so gegangen sein, wie neuerdings den Freisinnigen. Auch den Regierungen war ein Licht aufgegangen. Sie erkannten das Strohfeuer des Liberalismus, und ein König von Gottes Gnaden durfte ein Geschenk von Volkstribunen nicht annehmen, obwohl die Reichsverfassung doch gewiß nicht den Charakter eines Danaer-Geschenkes hatte.

Das Frankfurter Parlament war von vornherein ohnmächtig, weil es keine Soldaten hatte. Der Verfasser beantragte daher schon in den ersten Tagen des Parlaments, daß alle deutschen Heere dem Parlament den Eid der Treue leisten sollten und der Oberbefehlshaber derselben von dem Parlament ernannt werden müßte. Aber die „Kölnische Zeitung" fand diesen Antrag kindlich, und er war es ohne Zweifel, da er nicht einmal eine respectable Minorität des Parlaments für sich gehabt hätte. Sogar solche Männer wie Johann Jacoby, der Verfasser der „Vier Fragen", fanden ihn zu weitgehend. Ich bin indeß auch heute noch der Meinung, daß er die Ohnmacht und Aussichtslosigkeit des Parlaments, so lange es keine Soldaten hinter sich hatte, recht prägnant ausdrückte.

Aber das Parlament war dazu bestimmt, ein Rede-Cyclus zu werden, und als solcher steht es hoch über dem Rede-Cyclus des heutigen Reichstags und hat sich namentlich, mit einer einzigen Ausnahme, von den chronischen Rohheiten

Digitized by Google

des Reichstags freigehalten. Und diese Ohnmacht des Parlaments offenbarte sich auf Schritt und Tritt. Die Regierungen mit ihren Millionen Soldaten konnten auf die Rodomontaden eines verschämten Redeclubs pfeifen, und sie pfiffen darauf, sobald sich die Wasser der Revolution noch etwas verlaufen hatten. Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar. Die Göttinger Professoren waren herzlich langweilig zu hören, aber sie waren gut zu lesen. Und sie waren akademisch liberal. Sie und mit ihnen vielleicht die Mehrheit des Parlaments hätten gern manchem demokratischen Erguß zugestimmt. Allein sie fürchteten sich. Durch ihre wirkliche Großthat, durch ihre Opfer auf dem Altare der Verfassungstreue, durch ihre Verbannung von dem heimischen Herde, war ihre Energie erschöpft, und wenn sie sich einmal wieder zu einer entschiedenen Vertretung der Volksrechte verstiegen, wie in der Schleswig-Holstein'schen Frage nach dem Waffenstillstand von Malmö, so verschluckten sie hinterher ihre eigenen Kinder, wie heutzutage die Nationalliberalen. Der beste Mann unter Letzteren — v. Bennigsen — ist ein richtiger Typus der damaligen gemäßigten Frankfurter Liberalen. Er hat sich kalt stellen lassen, wie damals von Beckerath, Compes, Widenmann, Mevissen, ja Raveaux und viele Andere.

Dahlmann, Gervinus, Droysen und Grimm protestirten gegen diesen Waffenstillstand und drangen durch. Das Ministerium resignirte. Dahlmann wurde berufen, ein neues Ministerium zu bilden. Er war unvermögend dazu. Das alte Ministerium blieb, und in der definitiven Abstimmung über den Waffenstillstand zu Malmö stimmten die Göttinger für denselben, obwohl namentlich Dahlmann und Droysen ausgezeichnete Reden gegen ihn hielten. Dennoch waren diese Professoren Heroen all dem Klein-Michelthum gegenüber, das sich mit Ueberzeugungstreue brüstete, so lange es ungefährlich war. Hinterher stoben alle diese Nationalliberalen doch auseinander, flohen zu ihren Penaten und ließen die Nation selbst für sich sorgen. Die Partei des Casino, welcher die Göttinger angehörten, war die leitende Partei im Parlament und im Grunde auch die gediegenste. Nur für eine Zeit der Bewegung war sie nicht geschaffen. Sie wollte Ruhe, Ruhe, Ruhe und nur gerade so viel Wind als nöthig war, um nicht ganz stille zu stehen. Aber im Sturm war ihnen unbehaglich, und sie verstanden es nicht, gegen den Wind zu segeln. Sollte ich einen Mann aus ihrer Mitte nennen, der wirklich bedeutend war, so war dies ohne Zweifel Georg v. Vincke, der Sohn des früheren liberalen Ober-Präsidenten von Westphalen. Aber er war eben zu viel Westphale, ich möchte sagen, zu viel Osnabrücker. Er war hartnäckig wie ein Maulthier; ich denke mir, daß Eugen Richter, den ich nicht kenne, der aber dieselbe Luft eingeathmet hat wie Vincke, mit Letzterem Aehnlichkeit hat, wiewohl ohne seine Regierungsfähigkeit zu besitzen. „Biegen oder brechen" war sein Motto und ist dasjenige Richter's, und wenn es brach, so setzte er sich wie Achilles in den Schmollwinkel und grollte. Aber was er sprach, war klar, es war durchdacht und traf den Nagel auf den Kopf. Das Wort brach mit elementarer Gewalt aus ihm heraus wie aus einem Felsen, es mußte manche scharfe Kante überwinden und er stockte daher zuweilen. Aber es kam immer durch, und wenn es durchkam, so war es gewaltig und selbst für den Gegner zuweilen unwiderstehlich. So hat er auch später im Vereinigten Landtag und im Deutschen Reichstag eine mächtige Führerrolle gespielt. In seiner Partei in der Minorität, schied er aber aus und wurde ein Wilder. Er wäre mir lieber an der Spitze des Deutschen Reichs gewesen, als mancher Andere, denn er war in einer liberalen Umgebung aufgewachsen, nicht unter Junkern. Er war ein ganzer Mann, und seine Vaterlandsliebe, seine Energie, sein Muth, seine Befähigung für einen höchsten Posten, und bis an eine gewisse Grenze auch seine Freiheitsliebe, können nicht bezweifelt werden. Er konnte nicht nur nach links, sondern auch nach rechts hin „nein" sagen, „bis hierher und nicht weiter."

Neben ihm waren Bassermann und Matthy in der Casinopartei. Aber Bassermann „sah" überall „Gestalten" und Matthy hatte ein böses Gewissen. Er war in der liberalen Aera Badens der Vordermann gewesen. Daß er die Liberalen später verließ, mag ihm verziehen werden. Aber daß er sich zum Büttel hergab, um Fickler zu verhaften, hat ihn zeitlebens verfolgt.

Rechts von dem Casino, von dem ich nachträglich nur noch von Beckerath nennen möchte — ein vorzüglicher und höchst gebildeter Mann, aber kein guter Musikant und zu viel Gefühlsmensch — also rechts vom Casino saß der Englische Hof. Hierher flüchteten sich alle verstockten Metternichs und Mühler's. Hier verdammte man im Stillen jeglichen, auch den leisesten liberalen Lufthauch. Radowitz war hier der leitende Mann. Auch ein ausgezeichneter, hervorragender Mann, ein Staatsmann, ein Denker. Was er sagte, jedes Wort war überlegt und niedergeschrieben. Er las es ab, deutlich, bedächtig und ausdrucksvoll. Und was er sagte, war von seinem Standpunkte aus richtig. Aber — er folgte nicht dem inneren Triebe, er hatte keine Inspiration, er durfte sie nicht haben, er war Jesuit. Er war ganz und gar Verstand und sprach immer in der knappsten, prägnantesten Form. Im Herzen war er Oesterreicher. Dennoch wählte ihn Friedrich Wilhelm IV. später zum preußischen Staatsminister. Aber Niemand kann zweien Herren, wie dem Jesuitismus und der preußischen Krone, dienen und so mußte er schließlich, obwohl Friedrich Wilhelm IV. selbst zum Katholicismus hinneigte, seine Stelle räumen. Neben Radowitz waren die meisten Ultramontanen Mitglieder des Englischen Hofes. Aber nicht als Ultramontane, ein Centrum wie heute existirte damals nicht, sondern als Conservative. Die Ultramontanen waren in allen Parteien, so Lassaulx im Casino. Vielleicht auch der gute Pfarrer Kuenzer nicht nur als Liberaler bei der Linken. Schmerling war Minister. Er gehörte also zu keiner Partei. Er war ein grundgescheuter Kopf und als Minister wie als Parlamentredner unbezahlbar. Niemand war schmiegsamer als er, Niemand hatte das Wort mehr in seiner Gewalt. Er sprach wie geleckt. Auch der ihm zu Gebote stehende Hohn war ein Kunstwerk. Aber sein Herz war nicht bei der Sache, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Er sah die Ausscheidung Oesterreichs voraus. Dort waren seine Sympathien, dorthin verlangte ihn zurück. Das Deutsche Reich in Sicht war ihm gleichgiltig. Als Deutsch-Oesterreicher hat er sich überall bewährt, sowohl vor als nach 1848. Aber als er nach Hause kam, hatte das Bürger-Ministerium durch den Ausgleich die deutsche Sache in Oesterreich bereits verfahren, denn durch den Ausgleich, dem ein ähnliches Verlangen von einem halben Dutzend anderer Nationalitäten folgen mußte, wurde die Einheit Oesterreichs vernichtet, seine Spaltung verewigt. Und auch Schmerling wäre es nicht mehr möglich gewesen, diese Spaltung aufzuhalten. Beust natürlich noch viel weniger, und Oesterreich hätte sich überhaupt keinen gefährlicheren Chef aussuchen können als gerade diesen Beust, der den Verrath an Deutschland in Oesterreich fortsetzte. Durch Beust kam Schmerling aus der ihm vorgezeichneten Richtung heraus, einen weiteren Bund zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich, wie ihn das Frankfurter Parlament vorgesehen hatte, auszuführen. Als Oesterreicher aber hat er Ausgezeichnetes geleistet, als Präsident des Reichsraths sowohl, wie als Präsident des obersten Gerichtshofes. Die Deutsch-Oesterreicher sowie das ganze österreichische Volk, die Liberalen mit eingerechnet, sind ihm zu großem Danke verpflichtet.

Drei andere Parteien existirten noch außer der Linken: der Nürnberger Hof, der Augsburger Hof (mit vielen Ultramontanen) und die Westend Halle, von denen die letztere drei ausgezeichnete Männer: Heinrich Simon, einen wegen

Digitized by Google

seiner liberalen Ansichten abgesetzten preußischen Gerichts-Rath, Schoder, einen echten, kerngesunden, tüchtigen aber etwas sonderbaren Schwaben, und Franz Raveaux, der durch seine Ehrlichkeit und sein krankhaftes Aussehen Freund und Feind für sich einnahm, unter sich hatte. Aber diese drei Parteien spielten keine Rolle. Sie waren bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Als Führer könnte nur Heinrich Simon genannt werden. Aber er hielt sich zuviel zurück. Er war eine vornehm reservirte Natur. Er schien auch etwas zerfallen mit sich, oder seine Nachbarn gefielen ihm nicht. Alledem mag auch sein unglückliches Ende zuzuschreiben sein. Er war ein edler Mensch. In diese drei Mittelparteien nun flüchteten sich Alle, die zwar mehr oder minder liberale Gesinnungen hatten, denen aber die Linke zu schroff oder zu aussichtslos war und die in der Rechten keinen Fortschritt erkannten.

Zu einer von diesen Mittel-Parteien gehörten die Anti-Preußen, die Particularisten, die Welfen der damaligen Zeit, die Leute, die anderswo keine Rolle spielen konnten und doch nicht im Dunkeln bleiben wollten. Aber sie blieben doch im Dunkeln. Denn als Unter-Staats-Secretäre, wie Widenmann, Mevissen und Compes, hatten sie doch nichts zu bedeuten und dem Parteileben, worin sie sich hervorthun konnten, wurden sie dadurch entzogen. Alle drei neigten sich damals liberalen Ansichten zu. Mevissen war besonders thätig gewesen in der Agitation für liberale Petitionen an den Rheinischen Provinzial-Landtag. Compes gehörte derselben Richtung an, während Widenmann, ein ausgezeichneter Rechtsanwalt in Düsseldorf, daselbst der Anführer des liberalen jüngsten Gerichts war, wozu auch ich gehörte. Als Hoffmann von Fallersleben in Düsseldorf war, trug Widenmann dessen Staccato-Lieder in kleineren Cirkeln mit Begeisterung vor. Aber er war fett und nur die mageren Cassiusse sind gefährlich. Er hatte stets die tüchtigsten jungen Referendare in seinem Bureau und lehrte sie arbeiten. So wie er war, hatte ich niemals großes Vertrauen in seinen Liberalismus, aber es muß ihm doch selbst wehe gethan haben, daß er, der alte Chef der jungen Liberalen, er, der nur zu vertheidigen gewohnt war, in Frankfurt die Rolle eines Anklägers gegen Hecker übernehmen mußte. Ich glaube, er gehörte zu den Ultramontanen, die es für nöthig halten, mit dem Volke Fühlung zu haben und deßhalb, wie Windthorst, manches Mal liberal sind, auf deren Liberalismus aber nicht zu rechnen ist.

Da ich nun gerade Hecker erwähnt habe, so muß ich, obwohl er nicht Mitglied des Parlaments war, etwas genauer auf ihn eingehen. Hecker hatte schon als junger Advocat, mit einer brillanten Praxis, aus socialistischen Gelüsten Mannheim verlassen und in Algier gebrütet. Die Suppen- und anderen wohlthätigen Vereine, die er in Mannheim gegründet, mochten ihn nicht befriedigt haben. Er war eine noble Natur mit den glänzendsten Anlagen, aber er erwartete unmittelbaren Erfolg aller seiner Bestrebungen. Es fehlte ihm an Ausdauer. Er war ein Unicum, aber ein Sonderling. Er kehrte indessen bald aus Algier in seine Heimath und frühere Stellung zurück und trat in das Vorparlament ein. Aber er verließ dasselbe schon am zweiten Tage, weil es ihm nicht demokratisch genug war und die absolute Volks-Souveränität nicht sofort proclamirte. Soiron, der allerdings seine demokratische Vergangenheit verläugnete, war ihm im Wege. Hecker kehrte zwar nach Frankfurt zurück, allein er lehnte doch den Wiedereintritt in das Vorparlament und den Fünfziger-Ausschuß ab. Statt dessen organisirte und leitete er den Aufstand Badens in der Zeit zwischen dem Vor- und dem wirklichen Parlament. Die Republik sollte sofort erklärt werden und sich von Baden aus über ganz Deutschland ausdehnen. Er leitete die aufständischen Truppen bei Kandern, wo Gagern, der Bruder des Präsidenten, fiel. Aber die Aufständischen wurden geschlagen und zerstreut, und Hecker ging nach Amerika. Er kehrte nach Deutschland zurück, als die Glanzperiode des Parlaments schon vorüber war. Er sah ein, daß die Zeit zum Revolutioniren vorüber sei, und wandte seinem Vaterlande zum dritten Male den Rücken. Er wurde in den Vereinigten Staaten ein angesehener Farmer und ein tüchtiger Soldat. In dem Secessions-Kriege führte er für die Union ein Regiment, welches er selbst angeworben hatte. Er war ein sehr bedeutender Mensch, in der Geschichte und Statistik fast wie ein Gelehrter bewandert, voller Energie, ein Mann des Handelns, ein Kraft-Genie, dessen Sturm- und Drang-Periode bis zu seinem Tode dauerte. Es hat nie einen Deutschen gegeben, der beim Volke populärer war, und seine Landsleute haben ihm nicht nur in dem Hecker-Hut, sondern auch in ihrem Herzen ein treues Andenken bewahrt. Und zwar bis in die höheren Klassen hinein. Professor Mittermaier war einer von denen, die ihm stets wohl wollten. Dieser war auch einer von den gemäßigten Liberalen, wie Professor Biedermann, die weder rechtshin noch linkshin gehörten und deßhalb damals ihren Beruf verfehlten, so bedeutend auch Carl Biedermann später geworden ist. Beide gehörten, glaube ich, zu einem vierten, sich in der Mitte schaukelnden Club, dem Weidenbusch, den ich oben vergessen habe anzuführen. So noch viele andere Führer ohne Truppen, verzettelt und ohne Einfluß, ein Bild des Heiligen Römischen Reiches. Auch der Turnvater Jahn und der ehrwürdige Sänger des „Deutschen Vaterland", Ernst Moritz Arndt, gehörten dahin. Aber sie und alle anderen alten Burschenschafter waren veraltet. Sie würden mehr durch ihr Nicht-Erscheinen oder wenigstens durch ihr Nicht-Reden geglänzt haben.

(Schluß folgt.)

Die Aesthetik des Städtebaues.

Von Baurath C. Wenck.

Der Städtebau nach seinen ästhetischen Grundsätzen ist in neuester Zeit des öfteren Gegenstand der theoretischen Betrachtung und praktischen Untersuchung geworden. Da hat uns 1889 Camillo Sitte eine verdienstvolle Schrift darüber geschenkt, ein anderer Wiener, Otto Wagner, folgte 1896 seinen Fußtapfen in „Moderne Architektur, und der Kölner Baurath Joseph Stübben begründete mit seinen vielfachen Veröffentlichungen, z. B. dem als neunten Halbband von Darm's Handbuch der Architektur erschienenen Buch „Der Städtebau", eine förmliche Aesthetik der Stadtarchitektur. Und nun kommt ein Mann der Praxis, der langjährige Vorsteher eines aufstrebenden Gemeinwesens, einer modernen Großstadt, der Brüsseler Bürgermeister Ch. Buls mit einem Werkchen ähnlicher Art, nachdem er sich schon 1895 zusammen mit dem genannten Kölner Stübben in „La construction des villes" über das Thema verbreitet hat. Ph. Schäfer hat nun seine in Belgien mehrfach neu aufgelegte Schrift: „Aesthetik der Städte" übersetzt und bei Emil Roth in Gießen herausgegeben.

Buls war in seiner Stellung gezwungen, den einschlägigen Fragen praktisch näher zu treten. Er hat einen freien, scharfen Blick und Geist und Geschmack. Auch theoretisch hat er sich in der betreffenden Literatur umgethan. Er kennt Böttticher, Schnaase, Lübke und nennt, neben dem nicht weniger veralteten Viollet-le Duc, Semper's classischen „Stil" die „Bibel aller Derer, die sich dem Studium der Baukunst widmen wollen." Sitte und Wagner scheint er nicht zu kennen. Als Belgier fühlt er sich ganz als „Vetter der Angelsachsen" und weist die Bezeichnung Brüssels als „Klein-Paris" stolz ab. Das Beste an den von ihm aufgestellten Grundsätzen und vertheidigten Ansichten ist, daß er stets von der Erfahrung, vom Selbsterlebniß ausgeht. Nicht neu, aber immer verdienstvolle Wahrheit ist sein Protest gegen das geistlos schematische Entwerfen von Bebauungsplänen. Wirft man den Blick auf den Plan einer unserer Großstädte, so kann man sofort den alten und den neuen Theil

Digitized by Google

unterscheiden. Der erstere ist gebildet durch ein Straßennetz, das sich verzweigt und verwickelt, wie die Haupt- und Nebenadern eines lebenden Organismus; der letztere mit seinen gleichlaufenden oder senkrechten Straßen „hat den Charakter einer künstlichen, trockenen, mathematischen Krystallisirung. Wenn noch dieses beabsichtigte Werk vernunftmäßig entworfen wäre, sei es um den Verkehr zu begünstigen, sei es um eine malerische oder großartige Wirkung hervorzubringen! Indessen die einzige Sorge, von welcher sich die Urheber dieser Pläne haben leiten lassen, war die, für den Verkauf des Geländes eine möglichst günstige Eintheilung zu erzielen." So fordert er denn für unsere Hauptstädte eine große klare Organisation, einen modernen Stil nach bestimmten Gesichtspunkten. „Obgleich die geraden Avenüen den Fehler haben, daß sie die Bauart der sie begrenzenden Häuser nicht übersehen lassen, giebt es doch Fälle, wo ihre Anwendung nothwendig, ja selbst ihre ästhetische Wirkung eine gute ist. Im Allgemeinen verlangen sie indessen, daß man sie auf Sehweite mit einem sich auszeichnenden Gebäude abschließt. Die Wirkung einer Straße ist eine weitere bessere, wenn die Breite der Länge angemessen ist. So das Brüsseler Boulevard Botanique, das sich bis zur Anhöhe von Koeckelberg ausdehnt. Die Wirkung, welche das Fallen des Terrains diesseits und dessen Erhebung jenseits des Canals hervorbringt, ist großartig. Hier ist es die Straße selbst, deren gerade Richtung das Auge festhält und es befriedigt."

Etwas, vor dem sich die Architekten nach Buls' Meinung nicht genug gehütet haben, ist die Neigung, ihren Plan aus der Vogelperspective zu betrachten. Ueber ihr Papier gebeugt, suchen sie nach Symmetrien, von denen man durchaus nichts mehr bemerkt, wenn man dem neugeschaffenen Viertel einen Besuch abstattet. Also die horizontale Ansicht ist's, womit sich die Architekten hauptsächlich beschäftigen müßten und nicht die Ansicht aus der Vogelschau, die nur von den über der Stadt schwebenden Luftschiffern gewürdigt werden kann.

Eine in der Entwickelung begriffene Stadt muß sich mit Nothwendigkeit den neuen Verkehrsbedürfnissen, den Forderungen der Reinlichkeit der Gesundheitspflege und der Bequemlichkeit entsprechend umgestalten und ihnen anpassen. Diese Fortentwickelung darf jedoch nicht plötzlich vor sich gehen; sie muß sich vollziehen mit kindlicher Achtung gegen Alles, was, ohne Unzuträglichkeiten herbeizuführen, alte Erinnerungen zu bewahren im Stande ist. Buls ist also nichts weniger als ein Revolutionär. Er hat stets behauptet, daß die Architekten die das Auge am meisten befriedigenden, die originellsten und die dauerhaftesten Straßen- und Gebäudepläne hervorbringen, wenn sie aus den topographischen Verhältnissen, den praktischen Forderungen und der Zweckbestimmung der Gebäude Nutzen zu ziehen wissen. „Was ist das für ein Verdienst, Alles zu nivelliren und auf dem geebneten Boden einen Monumentalbau zu errichten, der in allen Theilen aus den classischen Erinnerungen des Architekten hervorgegangen ist! — Dann, so gut es geht, hinter einer theatralischen und wohleingetheilten Façade die Räume herzustellen, die das Gebäude aufzunehmen bestimmt ist! Um wie viel interessanter und lebendiger ist das Werk des Architekten, welcher die Schwierigkeiten seiner Aufgabe beharrlich zu überwinden sucht und das städtische Panorama durch ein monumentales Ganzes vervollständigt, das sich der Topographie der Gegend anpaßt, die Forderungen des Verkehrs befriedigt, die Zufälligkeiten des Terrains, die Höhenunterschiede, die Erfordernisse der inneren Eintheilung ausnützt, um eine Bauart zu erzeugen, die sich der Geschmacksrichtung der Gegend anpaßt und nicht die herkömmliche Schönheit hat, welcher man in allen Hauptstädten Europas begegnet." Und noch ein beherzigenswerthes Axiom: Man darf nicht zögern, eine Straße von der geraden Linie abzuleiten oder einen Häusercomplex zu durchbrechen, wenn man dadurch eine Aussicht auf einen Kirchthurm oder ein interessantes Baudenkmal erlangen kann. Aber bei der Wahl dieser Aussichtspunkte muß man einen feinen Geschmack haben. So verlieren z. B. die gothischen Kirchen, zu einer Zeit erbaut, wo die zwischen den Wällen einer geschlossenen Stadt zusammengedrängten Straßen ein Netz gekrümmter, enger Gassen bildeten, ihren geschmeidig aufstrebenden Charakter, wenn sie zu sehr isolirt und von zu weiter Ferne sichtbar gemacht werden. Buls erinnert sich noch des tiefen Eindruckes, den er empfand, als er, aus einer krummen Gasse auf einen engen Platz heraustretend, plötzlich die majestätische Façade der Kathedrale von Amiens vor sich erblickte. „Diese plötzliche Erscheinung erdrückt gewissermaßen den Beschauer durch das imposante Aufstreben der Linien, die sich in den Wolken verlieren. Wenn dagegen das Gebäude von fern erscheint und sich nach und nach vergrößert, wird der Beschauer unmerklich mit ihm vertraut und die Wirkung ist eine bedeutend geringere." Von der Wahrheit dieses Grundsatzes liefert der Bürgermeister einen noch schlagenderen Beweis. Bei seinem erstmaligen Besuche von Wien war die Umgebung der Ringstraße noch nicht bebaut und die Votivkirche, eine der seltenen modernen Kirchen, die als gelungen zu bezeichnen sind, erhob sich inmitten einer weiten Ebene. Diese Kirche machte damals wenig Eindruck. Etwa zehn Jahre später, als er wieder durch Wien kam und die Kirche sah, war er erstaunt über die Wirkung, die sie in ihm hervorbrachte, und das ist ausschließlich auf den Umstand zurückzuführen, daß sich der Raum in Folge der Bebauung des Platzes verkleinert hatte.

Die im classischen Stil aufgeführten Gebäude verlangen dagegen ein größeres Gesichtsfeld, weil sie sich wagrecht ausbreiten und ihre symmetrischen Größenverhältnisse sich besser auf die Entfernung schätzen lassen. So die Sanct Peterskirche. Es muß ferner die Thatsache berücksichtigt werden, daß wir die Größenverhältnisse eines Gebäudes nur dann richtig schätzen können, wenn wir in der Nachbarschaft einen Vergleichspunkt haben. So wieder das Innere der Sanct Peterskirche in Rom: dieses verursacht bei der ersten Annäherung immer ein Gefühl der Enttäuschung bei Demjenigen, der seine riesigen Dimensionen hat rühmen hören. Da alle Theile des ungeheuer großen Schiffes dieselben Maaße haben, hat der Beschauer nicht die Empfindung ihrer wirklichen Größe. Nähert er sich aber den an den Pfeilern angebrachten Weihkesseln, so bemerkt er mit Erstaunen, daß die kleinen Engel, die deren Muschel tragen, Riesen sind. Isolirt man den Koloß, so macht man ihn kleiner.

Der moderne Städtebaustil verlangt also ein großen, einheitlichen Zug und überwindet die „historischen" Stile. Die alten Monumente und die alten Häuser, die entweder einen künstlerischen Charakter bieten oder eine geschichtliche Erinnerung wachrufen, verlangen jedoch, daß sie vor Zerstörung bewahrt werden, und Buls zaudert nicht, eine Straße in gebogener Linie zu führen, damit das gute Alte der Nachwelt erhalten bleibt. Er kann die Augen nicht auf einen alten Plan Brüssels aus dem 16. Jahrhundert werfen, ohne das Verschwinden der alten Stadtthore bitter zu beklagen. „Nur eines ist noch vorhanden: die Porte de Hal. Es genügt zu sehen, wie sehr dieses Thor zur Verschönerung unserer Boulevards beiträgt, um sich die Wirkung vorzustellen, welche die andern hervorgebracht hätten, wenn sie, von Squares umgeben und passend hergestellt, heute noch unsere Promenaden zierten. Die Giunta von Valenzia und die Verwaltung der Stadt Nürnberg haben diesen glücklichen Gedanken gehabt und verwirklicht. Es giebt keinen Reisenden, der sie nicht dazu beglückwünscht, wenn er sich im Angesicht der Thore und Thürme befindet, die ehedem einen Theil der Ringmauern dieser Städte bildeten und heute ihren Ringstraßen als Schmuck dienen." Zu oft lassen sich die Stadtverwaltungen bestimmen, Ueberreste alter Gebäude zu zerstören. Sie bilden sich ein, daß ihre Erhaltung nicht genug Interesse biete, um die mit ihrer Wiederherstellung verbundenen Ausgaben zu

Digitized by Google

rechtfertigen. Einzeln genommen mag jedes dieser Gebäude ein sehr winziges Interesse erwecken; aber man darf nicht vergessen, daß ihre Gesammtheit der Stadt ein malerisches Aussehen verleiht. „Und dann, wie sehr sprechen die Steine zum Geiste. Sie erzählen die Leiden, die Kämpfe, die Triumphe unserer Vorfahren; sie verleihen den geschichtlichen Thatsachen Körper und Schauplatz; sie reizen die Wißbegierde der Jugend und erwecken in dieser das Verlangen, die Ereignisse zu kennen, deren stumme Zeugen sie gewesen sind; sie rufen bei den Kennern der Geschichte das Gemälde der Thatsachen wach, die sich vor ihnen abgespielt haben; sie reihen die Gegenwart an die Vergangenheit und erheben in der Stadt ihre ehrwürdige und eigenartige Stimme, welche so sehr von der Einförmigkeit und Alltäglichkeit des modernen Lebens absticht. Bewahren wir also sorgfältig diese Zeugen der Vergangenheit! Wachrufer früherer Zeiten und Sitten, schmücken sie doch zu gleicher Zeit unsere Straßen mit malerischen Motiven. Sie sind die Meilensteine, welche unsere Väter auf die Wege der Geschichte der Stadt gestreut haben; sie kennzeichnen die einzelnen Stufen ihres Aufblühens." Wie man sieht, ist dieser moderne Städtebauer zugleich ein verständnißvoller Kenner und Hüter des intimen historischen Stils. Zum Schluß noch einige nützliche Winke aus seiner Stadtästhetik:

Wenn ein Platz keine nutzbringende Bestimmung hat, ist er kalt und öde; er ist eine künstliche Schöpfung ohne Leben und ohne Daseinsberechtigung. Ein ausgedehnter Platz hat Sinn, wenn er an der Kreuzung bedeutender Straßenzüge liegt und zur Erleichterung des Verkehrs dient.

Die Pflanzenwelt bietet sich dar, um in diese offenen Räume Abwechslung und Leben hineinzutragen. Die Verwaltung der Stadt Brüssel hat sich bemüht, hiervon nach Möglichkeit Gebrauch zu machen und überall, wo es angängig war, einen Baum zu pflanzen, hat sie es gethan. Es wäre zu wünschen, daß man sich bestrebte, in allen auf die Verschönerung der Hauptstadt abzielenden Plänen Räume für Anpflanzungen zu gewinnen. Aber welch' weit schönere und malerischere Wirkung hätte man erzielt, wenn Gesammtüberblicke bei dem Entwerfen der Pläne zu diesen Avenuen vorgeherrscht hätten!

Bitter zu beklagen ist das Niederhauen aller Bäume an den großen Chausseen, um welche sich diese Vorstädte zuerst entwickelt haben. Welch' schöne Alleen hätten sie gebildet, wenn sie auf natürlichem Uebergange zu grünenden Feldern geführt hätten! Von Gemeinden, die im Entstehen begriffen sind und sofort den Forderungen einer modernen Stadt Rechnung zu tragen haben, kann selbstverständlich nicht verlangt werden, daß sie sich mit Monumenten schmücken. Aber weßhalb soll man nicht in der haushälterischen Zierde der Vegetation, in der Erhaltung alter Alleen das Mittel finden, diese Backsteinhaufen zu beleben, das Auge von der grauen Einförmigkeit der Bauten ausruhen zu lassen?

Noch andere Fingerzeige findet man in der kleinen Schrift des Brüsseler Bürgermeisters. Möchten unsere Architekten, Stadtbaumeister und namentlich die Aedilen, zumal die der so vielfach in Grund und Boden verbauten Reichshauptstadt, diese Lehren sich zu Herzen nehmen und sie befolgen!

Gespräche mit Byron.

Von G. F. Petersen.

Bei der deutschen Uebersetzerseuche, die namentlich in den dreißiger Jahren wüthete, ist es nicht verwunderlich, daß des englischen Hauptmanns und Schriftstellers Thomas Medwin „Journal of Conversations of Lord Byron" gleich nach Erscheinen übertragen wurde. Um so weniger, als Byron zahllose Bewunderer in Deutschland hatte, an ihrer Spitze Altmeister Goethe, der sogar ein übrigens im verschnörkeltsten Geheimrathsstil geschriebenes Geleitwort zu Medwin's Original verfaßt hatte. Das Aufsehen, das dies Buch bei seinem ersten Erscheinen — kurz nach Byron's Tod — im Jahre 1824 in England erregte, war außerordentlich. Jeder, der darin irgendwie ungünstig geschildert war, erhob seine Stimme dagegen und beschuldigte Medwin der Lüge und Fälschung. Vor Allem rief die Darstellung von Byron's Verhältniß zu seiner Frau eine lärmende Controverse hervor. Einige bestritten Medwin's Wahrheitsliebe und Erinnerungsvermögen und tadelten besonders den Vertrauensbruch und Verrath an der Heiligkeit des Privatlebens, Andere sprachen sich dahin aus, daß Byron ihn mit seiner bekannten Vorliebe für halbes, auf Täuschung berechnetes Vertrauen absichtlich irregeführt habe. Selbst Byron's vertrauter Freund Hobhouse schrieb eine Brochure, worin er mehreren Darstellungen Medwin's entgegentrat. Southey, welcher in den Gesprächen scharf mitgenommen war, stellte Medwin zwar als glaubwürdigen Chronisten hin, doch indem er die „unverschämten Lügen" des Buches brandmarkte, bezeichnete er Byron, „nicht aber den Faselhans Medwin, der nur ausgeführt, was ihm aufgetragen sei," als den Lügner. Da sich Medwin's Angaben jedoch im großen Ganzen mit denen anderer Biographen Byron's decken, so ist ihm volle Glaubwürdigkeit zu schenken und man findet heutzutage auch kein Werk von Bedeutung in irgend einer Sprache über Lord Byron, welches sich nicht auf ihn bezöge. Auch der Vorwurf des Verrathes an der Heiligkeit des Privatlebens kann ihm nicht gemacht werden, da Byron selbst, der überhaupt alle Heimlichkeit haßte, in diesem Sinne Medwin sicherlich keine Vorwürfe gemacht haben würde. Wir haben alle Ursache, Medwin für die Veröffentlichung seiner Gespräche zu danken, da sie, wie er selbst es in der Vorrede ausspricht, einen, wenn auch nur schwachen Ersatz für die verbrannten „Memoiren" bilden; denn es ist sehr zweifelhaft, ob sich in dem im Jahre 1900 zur Veröffentlichung gelangenden Nachlasse Lord Broughton's (Hobhouse) eine Abschrift derselben vorfinden wird.

Medwin's Gespräche mit Lord Byron sind für ein anderes Buch vorbildlich geworden, welches, wie kaum ein zweites überraschend schnell das Eigenthum der Gebildeten aller Culturländer in ihrer eigenen Sprache geworden ist: für die Gespräche Eckermann's mit Goethe. Wenn man von diesem Buche mit Recht behaupten kann, daß es unsterblich sei, wie die eigenen Werke des Altmeisters, so beruht dies darauf, daß es sich mit Allem befaßt, was man nur im losen Gespräch berühren kann: mit Literatur, Kunst, Politik, Menschen und Werken und nicht zuletzt mit den eigenen Schöpfungen Goethe's, wodurch es zum trefflichsten Commentar für manche mehr oder minder dunkle Stelle in denselben wird. Das Alles gilt auch von Medwin's „Conversations". Wir schulden daher A. v. d. Linden Dank, daß er es unternommen hat, daß bei uns schon halb vergessene Buch neu herauszugeben. Wir wissen nicht, ob seine Uebertragung (Leipzig, H. Barsdorf) mit der s. Z. bei Cotta erschienenen Ausgabe identisch ist, jedenfalls schließt sie sich treu an's Original an. Auch die literarhistorische Einleitung und die zahlreichen Anmerkungen stehen auf der Höhe der heutigen Byron-Forschung.

Im Spätherbst 1821 reiste Medwin nach Italien und trat sofort in Pisa mit dem — man darf wohl sagen — berüchtigten Dichterlord näher, der sonst keine Besuche von Fremden annahm. Er wohnte fürstlich am Lungarno und hatte sieben Diener, fünf Wagen, neun Pferde, einen Affen, zwei Hunde, zwei Katzen, drei Pfauen und einige Hennen. Auch seine Geliebte, die Gräfin Guiccioli, war nicht weit. Kein Wunder, daß die sonderbare Familie das Stichblatt aller Schmähsüchtigen und Spötter war. Schon in Genf hatte Byron unter dem Klatsch zu leiden gehabt. Er beschwerte sich auch darüber bei Medwin: „Ich war krank

Digitized by Google

an Körper und Geist, als ich in Genf wohnte; aber Ruhe und der See halfen mir auf. Nie führte ich ein so moralisches Leben als während meines Aufenthalts in jener Gegend; aber ich erwarb mir keinen Credit damit. Wo eine Beleidigung ist, sollte doch eine Genugthuung sein. Aber im Gegentheil, es läßt sich kein noch so abgeschmacktes Geschichtchen denken, das man nicht auf meine Kosten erfunden hätte. Ich wurde von der entgegengesetzten Seite des Sees aus mit Fernrohren bewacht, und mit solchen, die sehr verkehrte Gläser haben mußten. Auf meinen Abendspazierfahrten ward ich überall beobachtet — man beschuldigte mich, ich verführe alle Dirnen der Rue Basse. Ich glaube, die Philister sahen mich als ein Ungeheuer von Mann an, schlimmer als einen Piqueur. Jemand brachte auch der Frau von Staël eine üble Meinung von meiner Moralität bei. Ich besuchte sie gelegentlich in Coppet, und sie lud mich dann zu einem Familienmahl. Ich fand das Zimmer voller Fremden, die mich anstarrten wie ein ausländisches Thier in einem Raritätenkasten. Eine der Damen fiel in Ohnmacht, und die übrigen sahen aus, als ob seine satanische Majestät mitten unter ihnen wäre." Von seinen Excentricitäten weiß Medwin allerdings recht viel zu erzählen, doch erscheint Byron dabei nicht immer in ungünstigem Licht, denn er war im Grunde großmüthig und gut. Eines Tages war Medwin bei dem Buchhändler Moloni zu Pisa, als sich das Gerücht verbreitete, daß ein Unterthan der Lukkesischen Staaten wegen Kirchenraubes eingefangen sei und lebendig verbrannt werden sollte. Ein Priester, der in den Buchladen trat, bestätigte die Nachricht und äußerte sich folgendermaßen: „Scelerato!" sagte er, „er nahm die heiligen Oblaten vom Altar und warf sie verächtlich in der Kirche umher! Welche Strafe kann groß genug für ein so scheußliches Verbrechen sein? Verbrennen ist ein zu leichter Tod! Ich gehe nach Lucca — ich könnte nach Spanien gehen, um den Kerl am Pfahle sterben zu sehen!" Diese menschlichen und christlichen Gefühle eines Dieners des Evangeliums erfüllten Medwin mit Abscheu und er ging sogleich zu Lord Byron. „Ist es möglich?" sagte er, nachdem er diese Erzählung gehört. „Leben wir wirklich im neunzehnten Jahrhundert? Indessen von der Herzogin von Lucca kann ich Alles glauben. Sie ist eine spanische Infantin, bigot und vertheidigt die Gesetze der Inquisition. Aber es ist kaum zu vermuthen, daß sie es wagen wird, sie hier auszuüben. Wir müssen dies Autodafé zu verhindern suchen. Lord Guilford ist angekommen — wir wollen ihn bewegen, von seinem Einfluß Gebrauch zu machen. Der Großherzog von Toscana wird sicher auch in's Mittel treten, denn er hat nie ein Todesurtheil unterzeichnet, seit er zur Regierung gekommen ist." In diesem Augenblicke trat der Dichter Shelley von Schrecken erschüttert herein. Er hatte eben gehört, daß der Verbrecher am nächsten Tage hingerichtet werden sollte. Er schlug vor, sie sollten sich so gut als möglich beritten und bewaffnet machen, sogleich nach Lucca reiten und versuchen, den Gefangenen zu befreien, wenn er zur Execution geführt würde. Wenn sie schnell genug mit ihm die toscanische Grenze erreichten, so würde er dort sicher sein. So toll und hoffnungslos der Plan war, erklärte sich doch Lord Byron, von seinem Gefühle hingerissen, bereit, dabei zu helfen, falls andere Mittel fehlschlagen sollten. Die Freunde verabredeten, am Abend wieder zusammen zu kommen und mittlerweile eine Petition von sämmtlichen in Pisa wohnenden Engländern an den Großherzog zu Stande zu bringen. „Ich will selbst", sagte er, „sogleich an Lord Guilford schreiben." Er that es und erhielt schon wenige Stunden darauf die Antwort, daß dieselbe Nachricht auch Lord Guilford zu Ohren gekommen, er jedoch auf Nachfrage erfahren habe, daß sie unbegründet sei. Wie sich später herausstellte, hatt die Herzogin eine Proclamation erlassen, welche den Bauer, wenn er gefangen worden wäre, den alten spanischen Gesetzen unterworfen hätte. Er war jedoch nach Florenz entwischt und hatte sich dort der Polizei gestellt, die ihn den Behörden von Lucca nur unter der Bedingung überlassen wollte, daß er nach toscanischen Gesetzen gerichtet würde.

Besonders interessant sind Byron's Aeußerungen, soweit sie nicht heute vergessene Literaten und Literaturzustände betreffen, sondern allgemeine Betrachtungen über Zeit und Menschen. „Wer wünschte nicht, zwei oder drei Jahrhunderte später geboren zu sein?" sagte er einmal, indem er Medwin einen italienischen Brief in die Hand gab. „Da ist ein Gelehrter in Bologna, welcher behauptet, die Lenkung des Luftballons vermittelst eines Ruders erfunden zu haben; er sagt mir, daß er bereit sei, seine Erfindung unserer Regierung mitzutheilen. Ich denke, wir werden bald in Luftschiffen fahren, Luftreisen statt Seereisen machen und endlich den Weg nach dem Monde finden, trotz des Mangels an Atmosphäre."

„Cœlum ipsum petimus stultitia", warf Medwin ein.

„Es ist nicht so albern, als Sie glauben, und es liegt viel Poesie in dem Gedanken", erwiderte Lord Byron. „Wie wollen wir der Gewalt der Dämpfe Grenzen setzen? Wer kann sagen, „bis dahin sollst Du gehen und nicht weiter?" Gegenwärtig ist die Wissenschaft in ihrer Kindheit. Glauben Sie, daß in den früheren Perioden unseres Planeten keine klügeren Geschöpfe als wir existierten? Alle unsere gerühmten Erfindungen sind nur Schatten von dem, was da gewesen ist — dunkle Bilder des Vergangenen — Träume anderer Stufen des Daseins. Könnten nicht die Fabeln von Prometheus und seiner Entwendung des Feuers, von Briareus und seinen erdgeborenen Brüdern nur Traditionen von Dämpfen und deren Maschinerie sein? Wer weiß, ob nicht, wenn ein Komet sich dem Erdball nähert und ihn zu zerstören droht, wie er oft zerstört worden ist und noch zerstört werden wird, die Menschen durch Dämpfe Felsen aus ihren Gründen sprengen und Berge gegen die flammende Masse schleudern werden, wie es die Giganten gethan haben sollen? — Dann werden wir wieder Sagen von Titanen und von Kriegen mit dem Himmel haben."

Veranlaßt durch Shelley's traurigen Tod, kehrte Medwin, der einige Zeit von Byron geschieden war, im Juli 1822 nach Pisa zurück und erfuhr bei seiner Ankunft, Lord Byron sei an das Meeresufer gegangen, um seinem Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Er kam an einen Platz, der durch einen alten, verdorrten Fichtenstamm bezeichnet war; nahe dabei, am Gestade, stand eine einsame mit Schilf gedeckte Hütte. Der Ort war gut gewählt für ein Dichtergrab. Wenige Wochen zuvor war er mit Shelley und Lord Byron nach diesem Platze geritten, den er nachher noch mehr als einmal besuchte. Vor sich hatten sie das blaue, stille Mittelmeer in prachtvoller Ausdehnung, mit den Inseln Elba und Gorgona, und Lord Byron's Jacht in einiger Entfernung vor Anker. Auf der entgegengesetzten Seite eine fast unbegrenzte sandige Wildniß, unbekannt und unbewohnt, hier und da mit Unterholz besetzt, das vom Seewinde gekrümmt und durch die Armuth und Dürre des Bodens, in welchem es wuchs, verkrüppelt war. Längs der Küste standen in gleichen Entfernungen hohe viereckige Thürme, welche dem doppelten Zwecke dienten, die Küste vor Schmugglern zu schützen und die Gesetze der Quarantaine aufrecht zu erhalten. Diese Aussicht war durch einen ungeheuren Zug der italienischen Alpen begrenzt, die hier durch ihren mannichfaltigen und vulcanischen Charakter, sowie durch den weißen Marmor aus dem sie bestehen und der ihren Gipfeln das Ansehen von Schnee giebt, besonders malerisch sind. Als Vordergrund dieses Gemäldes zeigte sich eine ebenso ungewöhnliche Gruppe. Lord Byron und Trelawney mit einigen wachhabenden Soldaten standen um den brennenden Scheiterhaufen, während der Dichter Leigh Hunt, dessen Gefühle und Nerven die Schreckensscene nicht ertragen konnte, rücklings in einem Wagen lag, dessen vier Postpferde nahe daran waren, vor der

Digitized by Google

Gluth der Mittagssonne umzusinken. „Die Stille der ganzen Umgebung ward noch fühlbarer durch das gellende Geschrei eines einsamen Regenvogels, der, vielleicht vom Leichnam angezogen, den Scheiterhaufen in so engen Kreisen umflog, daß man ihn mit der Hand hätte ergreifen können, und so furchtlos war, daß man ihn nicht verjagen konnte. Auf den Leichnam blickend, sagte Lord Byron:

„Ei, das alte schwarze seidene Tuch behält seine Form besser als der menschliche Körper." Diese arg realistische Beobachtung ist für den in seinen Stimmungen immerfort wechselnden Byron sehr bezeichnend. Uebrigens vergleiche man Medwin's Bericht mit den Beschreibungen von Hunt und Trelawney. Galt sagt sogar, um ihr Grauen zu vertreiben, hätten sich die Freunde auf der Heimfahrt betrunken. Mit Recht bemerkt der treffliche Elze, dieses Schauerstück sei ganz geeignet, jeden Leser von dem Gedanken zu heilen, als könne die Beerdigung der Todten je wieder durch diese Art von Leichenverbrennung ersetzt werden.

Noch fesselnder sind Byron's Gespräche über die deutsche Literatur. „Als Knabe," sagte er, „lernte ich Deutsch, das ich nun gänzlich vergessen habe. Es war ohnehin sehr wenig, was ich je davon wußte. Geßner's Abel war eines der ersten Bücher, die mein deutscher Lehrer mit mir las; während er sich über jeder Seite die Augen ausweinte, dachte ich, ein Anderer als Kain hätte schwerlich ein Verbrechen begangen, um die Welt von einem so einfältigen Gesellen zu befreien, wie ihn Geßner aus seinem Bruder Abel gemacht hat." Besonders war Byron neugierig auf Alles, was Goethe betraf und erfreute sich an dem Gedanken, daß einige Analogie zwischen ihren Charakteren und Schriften bestand. „So großes Interesse nehme ich an ihm, daß ich 100 Pfund bot, wenn mir Jemand seine Selbstbiographie für meinen eigenen Lesebedarf übersetzen wollte. Ich gäbe die Welt darum, den „Faust" im Original zu lesen. Ich drang in Shelley, ihn zu übersetzen, aber er sagte, der Uebersetzer des „Wallenstein" (Coleridge) sei der einzige lebende Mensch, der den Versuch wagen könne; er habe an Coleridge geschrieben, aber vergeblich. Ein Mann, der ihn übersetzen wolle, müsse denken wie er." Ein andermal vertheidigte Byron seinen „Kain" gegen die englischen Frömmler mit einem Hinweis auf Goethe. „Ich konnte Lucifer nicht die neununddreißig Artikel auslegen lassen, noch ihm die Sprache der Geistlichen geben; das würde weder seinem, noch — sollte man denken — ihrem Zwecke förderlich gewesen sein. Ich habe Lucifer nicht mehr zu seiner Vertheidigung sagen lassen, als absolut nöthig war — nicht halb so viel als Milton seinen Satan sprechen läßt. Ich war genöthigt, seinen dramatischen Charakter aufrecht zu erhalten. Uebrigens bin ich streng dem Alten Testamente gefolgt, und ich fordere Jeden heraus, meine Moral zu prüfen. Johnsohn, der gern jede Gelegenheit benutzt hätte, um einen Stein auf Milton zu werfen, spricht ihn von dem Vorwurf frei, seinen höllischen Geistern ruchlose und selbst gotteslästerliche Reden in den Mund gelegt zu haben. Nach welcher Regel soll nun auf mich aller Tadel fallen? Was würden die Methodisten zu Hause zu Goethe's „Faust" sagen? Sein Teufel spricht nicht nur sehr familiär vom Himmel, sondern sehr familiär im Himmel. Was würden sie von dem Gespräche zwischen Mephistopheles und seinem Schüler sagen, oder der kühneren Sprache des Prologs, welchen nie Jemand zu übersetzen wagen wird? Und doch wird dies Schauspiel in Deutschland nicht nur geduldet und bewundert, wie man Alles, was er geschrieben hat, bewundern muß, sondern selbst aufgeführt. Und sind die Deutschen ein weniger moralisches Volk als wir? Ich zweifle sehr. Faust selbst ist kein so günstiger Gegenstand als Kain. Es ist ein großes Mysterium. Die Brandmarkung Kain's ist eine erhabene, düstere Handlung. Goethe würde mehr daraus gemacht haben als ich." Dann gegen den Vorwurf des Plagiats: „Die Deutschen", sagte Byron, „und ich glaube, Goethe selbst sind der Meinung, ich hätte mir mit dem „Faust" große Freiheiten genommen. Alles, was ich von diesem Drama kenne, ist aus einer elenden französischen Uebersetzung, aus einer oder zwei gelegentlichen Vorlesungen geschöpft, die Monk Lewis in der Villa Diodati hielt, indem er einzelne Theile in's Englische übersetzte, und aus der Brockenscene, die Shelley darauf in Verse brachte. Um nichts beneide ich ihn so sehr, als um die Fertigkeit, dies erstaunenswürdige Werk im Original lesen zu können. Was die Originalität betrifft, so ist Goethe zu verständig, als daß er vorgeben sollte, nichts aus älteren und neueren Schriften genommen zu haben, wer hat das nicht gethan? Man sagt, der Plan sei fast ganz nach Calderon. Das Fest, der Student, das Argument über den Logos, der Selbstverkauf an den Bösen, und nachher das Ableugnen von dessen Gewalt, seine Verkleidung in den geputzten Cavalier, der bezauberte Spiegel — dies Alles ist von Cyprian. Es muß der Mühe werth sein, diesen Magico prodigioso zu lesen, und Niemand scheint etwas davon zu wissen, als Sie und Shelley. Dann hat die Vision manche Aehnlichkeit mit der von Marlowe in seinem „Faustus". Die Bettscene ist aus „Cymbeline", das Lied oder die Serenade eine Uebertragung des Gesanges der Ophelia im „Hamlet" und vor Allem ist der Prolog aus Hiob, dem ersten Drama der Welt und vielleicht dem ältesten Gedicht." Es ist bekannt, was Goethe auf diese eigenthümliche Anklage erwiderte. Byron fühlte sich eben durch Goethe's Anzeige des „Manfred", besonders aber durch dessen Bemerkung, er habe seinen „Faust" in sich aufgenommen, verletzt, daß er sogar seinem „Marino Faliero" eine possenhafte Widmung voransetzte, die aber vom Verleger nicht aufgenommen wurde. Aus Eckermann's Gesprächen wissen wir aber, daß Goethe ihm dies nicht verübelte, und Byron immer hoch schätzte. Wir glauben sogar überschätzte.

Ein anderer Streit mit Coleridge, wie Kant's Name ausgesprochen werden müsse, veranlaßt A. v. d. Linden zur Annahme, daß Medwin hier entweder einen Schreib- oder Gedächtnißfehler begangen habe. Die englische Aussprache des Namens Kant ist nicht zweifelhaft; hingegen hat sich Coloridge bekanntlich viel mit Spinoza beschäftigt, ein Name, dessen englische Aussprache gewöhnlich „Speinosy" ist. Diese Ansicht wird durch eine Stelle in G. Brandes' Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts bestärkt, wo er von Unterhaltungen zwischen den Freunden Wordsworth und Coleridge spricht, bei denen der Name Spinoza oft gefallen sei. Man hielt beide jungen Leute für Revolutionäre, bat um einen Londoner Detektive, der, mit einer rothen Nase begabt, den Freunden auf ihren einsamen Spaziergängen folgte, und das oft erwähnte Wort Spinoza zuerst als Anspielung auf sich und seine Nase Spy-nosy = der Spion mit der Nase bezog, bis er allmälig dahinter kam, daß es der Name eines Mannes sei ꝛc. Der Herausgeber weist auch auf eine Gleichartigkeit hin, welche zwischen Lord Byron und Heinrich Heine besteht: beide haben als einzig ernste Leidenschaft nur die Cousinenliebe kennen gelernt, von welcher der französische Dichter Richepin singt:

Aux prés de l'enfance on ceuille
Les petites amourettes,
Les voisines, les cousines,
Les amourettes fleuries
Et qui n'ont pas de racines.

Wie bei Heine selbst in seinem Mannesalter keine neue Liebe den Ernst und die Tiefe jener zu seinen beiden Cousinen Amalie und Therese Heine erreichte, so blieb auch bei Byron die Liebe zu Margarete Parker und besonders jene zu Mary Chaworth das einzig wahre, tiefe und nicht nur vorübergehende Liebesempfinden, dem selbst die spätere Leidenschaft für die Gräfin Guiccioli nicht gleich kam.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein gewöhnlicher Mensch.

Von Anton Tschechow.

Olga Iwanowna's Hochzeit wohnten alle ihre Freunde und Bekannten bei.

„Sehen Sie ihn nur — nicht wahr, in ihm steckt was?“ fragte Olga Iwanowna, indem sie auf ihren Mann deutete, als wollte sie ihren Freunden damit erklären, warum sie einen so einfachen und gewöhnlichen, durch gar nichts bemerkenswerthen Menschen habe heirathen können. Ossip Stepanitsch Dimow war dabei Arzt, mit dem Rang eines Titular-Rathes. In einem Spital war er Unterarzt, in einem anderen Prosector. Er consultirte täglich von neun Uhr Morgens bis Mittag die Kranken seiner Abtheilung; des Nachmittags fuhr er mit der Pferdebahn in's andere Krankenhaus zur Leichensection. Seine Privatpraxis war unbedeutend, jährlich etwa fünfhundert Rubel. Das ist Alles, was von ihm zu sagen war.

Olga Iwanowna's Freunde und Bekannte waren aber keine gewöhnlichen Menschen. Jeder zeichnete sich durch irgend etwas aus und hatte schon einen Namen oder zählte zu den Berühmtheiten; und wenn einer noch nicht berühmt war, so berechtigte er doch zu glänzenden Hoffnungen. Ein Schauspieler, der ein großes, längst anerkanntes Talent, ein eleganter, kluger und doch bescheidener Mann und herrlicher Vortragskünstler war, unterrichtete Olga Iwanowna im Declamiren. Ein Opernsänger, ein gutmüthiger Dicker, versicherte seufzend, Olga Iwanowna stehe sich selbst im Lichte, denn wenn sie nicht so bequem wäre, würde aus ihr eine große Sängerin. Einige Maler, voran der Genre-, Thier- und Landschaftsmaler Rjabowski, ein sehr schöner, blonder junger Mann, der auf den Ausstellungen Erfolg hatte und sein letztes Bild um 500 Rubel verkaufte, verbesserte Olga Iwanowna's Studien und sagte, aus ihr könne was werden. Ein Cellist, in dessen Händen das Instrument sang und weinte, gestand offen, daß unter allen seinen Damenbekanntschaften einzig Olga Iwanowna auf dem Clavier zu begleiten verstehe. Ein junger, aber schon bekannter Schriftsteller, der Geschichten, Theaterstücke und Erzählungen verfaßte, urtheilte ähnlich. Wer noch? Nun, auch Wassili Wassilitsch, ein reicher Herr, Gutsbesitzer, Dilettant im Zeichnen; der sich auf den altrussischen Stil und die Volkssagen verstand; er brachte auf Papier, Porzellan und Holz wahre Wunder hervor.

Mitten in dieser ungezwungenen, glückverwöhnten Künstlergesellschaft, die an die Existenz von Aerzten nur während einer Krankheit dachte, hatte der Name Dimow einen ganz gleichgiltigen Klang, und auch persönlich erschien er hier fremd, überflüssig und unbedeutend, obwohl er hoch gewachsen und breitschulterig war. Er steckte in einem Frack, der nicht ihm anzugehören schien, und der Schnitt seines Bartes war wie bei einem Handlungsdiener. Wäre er übrigens Schriftsteller oder Maler gewesen, so hätte man gesagt, sein Bart erinnere an Zola.

Der Schauspieler versicherte Olga Iwanowna, sie gleiche mit ihrem Goldhaar und im Hochzeitkleid einem schlanken Kirschbaum, wenn er im Frühling mit zarten, weißen Blüthen bedeckt sei.

„Ach ja!“ seufzte Olga Iwanowna und faßte ihn an der Hand. „Wie das plötzlich geschehen konnte?! Hören Sie, hören Sie ... Sie müssen nämlich wissen, daß mein Vater mit Dimow im selben Krankenhaus arbeitete. Als der arme Vater erkrankte, wachte Dimow ganze Tage und Nächte an seinem Bett. So viel Selbstaufopferung! Hören Sie, Rjabowski ... und Sie, mein Poet, hören Sie, das ist sehr interessant. Kommen Sie näher. So viel Selbstaufopferung und Hingebung! Auch ich schlief alle die Nächte lang nicht und saß neben dem Vater ... Und so habe ich mit einem Mal den braven Jungen erobert! Ja, mein Dimow hat sich bis über die Ohren in mich verliebt. Wahrich, das Schicksal ist oft seltsam. Nach dem Tode des Vaters kam er hier und da zu mir, auch begegneten wir uns auf der Straße, und plötzlich — eines schönen Abends, wie der Schnee auf den Kopf — machte er mir einen Antrag ... Ich weinte die ganze Nacht und verliebte mich gleichfalls über die Ohren in ihn. Und so ... wie Sie sehen, wurde ich seine Gattin. Nicht wahr, er hat was Kraftvolles, Machtvolles, Bärenhaftes? Jetzt ist uns sein Gesicht dreiviertel zugekehrt, schlecht beleuchtet; sobald er sich aber umdreht, sehen Sie mal seine Stirne! Rjabowski, was sagen Sie zu dieser Stirne?! Ja, Dimow, wir sprechen von Dir!“ rief sie ihrem Gatten zu. „Komm her! Reich dem Rjabowski Deine ehrliche Hand ... So ... Und seid Freunde.“

Dimow lächelte gutmüthig und streckte Rjabowski die Hand entgegen: „Sehr angenehm! Ein Rjabowski hat mit mir studirt. Ist er nicht Ihr Verwandter?“

* * *

Olga Iwanowna war zweiundzwanzig, Dimow einunddreißig Jahre alt. Sie lebten nach der Hochzeit sehr glücklich. Olga Iwanowna behängte die Wände im Salon mit eigenen und fremden Skizzen, mit und ohne Rahmen; zwischen dem Piano und den verschiedenen Möbeln richtete sie eine schöne Ecke ein aus chinesischen Schirmen, Staffeleien, verschiedenfarbigen Tüchern, Stoffresten, Dolchen, Büsten, Photographien. Im Speisezimmer beklebte sie die Wände mit Oeldruckbildern, hing Bauernsandalen und Sicheln, Sensen und eine Heugabel auf, und so entstand ein Speisesalon im russischen Geschmack. Sie drapirte im Schlafzimmer, damit es einer Höhle gliche, die Decke und Wände mit dunklem Tuch, hing über die Betten eine venetianische Laterne, und neben die Thüre stellte sie einen Ritter in alter Rüstung. Und alle fanden, das junge Ehepaar besitze ein wahres Liebesnest. Gegen elf Uhr stand Olga Iwanowna auf und spielte Clavier oder, wenn die Sonne schien, malte sie in Oel. Um Eins fuhr sie zur Schneiderin. Da sie mit dem Gelde genau rechnen mußten, waren Olga Iwanowna und ihre Schneiderin zu manchem Kunstgriff gezwungen, denn die Kleider sollten neu scheinen und verblüffen. Sehr oft entstand aus einem gefärbten alten Kleid durch ein Stück Tüll, Spitze, Plüsch oder Seide, das fast nichts kostete, ein wahres Wunder, ein Zauber — kein Kleid, sondern ein Gedicht ... Von der Schneiderin fuhr Olga Iwanowna zu einer bekannten Schauspielerin, um Theaterklatsch zu erfahren und etwa zu einer ersten Vorstellung oder einem Benefice Karten zu bekommen. Von der Schauspielerin stürmte sie in ein Atelier oder in eine Gemälde-Ausstellung, dann zu einer Berühmtheit, um sie einzuladen oder einen Besuch zu erwidern oder einfach um zu plaudern. Und überall empfing man sie gern und freundschaftlich und versicherte, daß sie gut, lieb, etwas Herrliches sei ... Diejenigen, die Olga Iwanowna für berühmt und groß hielten, empfingen sie wie eine Ebenbürtige und prophezeiten ihr einstimmig, daß sie mit ihren Talenten, ihrem Geschmack und Verstand, wenn sie sich nur nicht zersplittere, noch etwas Großes werde. Sie sang, spielte Clavier, malte, modellirte, nahm an Dilettanten-Vorstellungen Theil, und alles mit Talent. Ob sie nun bei einer Illumination half oder sich selbst schmückte oder Jemand die Cravatte band — alles gelang ihr ungewöhnlich malerisch und reizvoll. Nichts zeigte ihr Talent aber so deutlich, als ihre Geschicklichkeit, rasch mit berühmten Menschen bekannt und freundschaftlich vertraut zu werden; es brauchte einer nur ein wenig berühmt zu sein und von sich reden zu machen, so wurde auch sie gleich mit ihm bekannt, noch am selben Tage befreundet und bat um seinen Besuch. Jede neue Bekanntschaft war für sie ein wahres Fest. Sie vergötterte berühmte Menschen, war stolz auf sie, und sah sie jede Nacht im Traum. Sie lechzte förmlich nach ihnen und konnte dieses Verlangen nie ganz befriedigen. Die alten Ideale wurden vergessen oder durch neue abgelöst, aber sie gewöhnte sich bald auch zu sehr an diese, ward enttäuscht und begann dann abermals nach neuen und großen Menschen zu suchen, fand sie auch richtig und suchte doch wieder und wieder. Wozu ...?

Um fünf Uhr speiste sie mit ihrem Gatten. Seine Einfachheit, sein gesunder Verstand und seine Gutmüthigkeit rührten und begeisterten

Digitized by Google

sie. Jeden Augenblick sprang sie auf, umschlang seinen Kopf und bedeckte ihn heftig mit Küssen.

„Dimow, Du bist ein kluger und edler Mensch," sagte sie, „aber Du hast einen großen Fehler: Du interessirst Dich nicht für die Kunst. Du mißachtest die Musik und die Malerei."

„Ich verstehe nichts davon, erwiderte er sanft. „Ich habe mich mein ganzes Leben mit Naturwissenschaften und Medicin beschäftigt, und so fehlte mir Zeit, mich für die Künste zu interessiren."

„Das ist aber schrecklich, Dimow!"

„Warum? Deine Bekannten kennen weder die Naturwissenschaften, noch die Medicin, und machst Du ihnen das etwa zum Vorwurf? Jedem das Seine. Ich verstehe den Werth einer Landschaft oder einer Oper nicht, aber glaube mir, wenn ganz vernünftige Menschen ihr Leben den Künsten widmen und wieder andere dafür eine Menge Geld verwenden, so ist das ein Beweis, daß die Künste etwas Nothwendiges sind. Ich verstehe sie nicht, aber Nichtverstehen heißt noch nicht Mißachten."

„Komm, ich will Deine ehrliche Hand drücken!"

Olga Iwanowna fuhr nach Tische gewöhnlich zu ihren Bekannten, dann in's Theater oder Concert und kam erst um Mitternacht nach Hause. So ging es jeden Tag. An jedem Mittwoch aber war ihr Empfangsabend. An diesen „kleinen Abenden" spielten weder Hausfrau, noch Gäste Karten, sie tanzten auch nicht, sondern unterhielten sich auf höhere Art: der Schauspieler declamirte, der Sänger trug Lieder vor, die Maler zeichneten in Albums, deren es bei Olga Iwanowna eine Menge gab, der Cellist spielte und die Hausfrau zeichnete, modellirte, sang und accompagnirte. In den Pausen sprach und stritt man über Literatur, Theater und Malerei. Damen waren nicht dabei, weil Olga Iwanowna außer den Schauspielerinnen und ihrer Schneiderin alle Frauen für langweilig und trivial erklärte. Kein einziger „kleiner Abend" verging, ohne daß die Hausfrau bei jedem Klingeln erbebte und triumphirend ausrief: „Das ist er!" Unter dem „er" verstand sie irgend eine neue Berühmtheit. Dimow war nicht im Salon, und Niemand dachte an ihn. Aber genau um halb Zwölf öffnete sich die Thür in's Speisezimmer, und Dimow erschien mit seinem sanften, gutmüthigen Lächeln und sagte, die Hände reibend: „Bitte, meine Herrschaften, nur ein kleiner Imbiß." Darauf gingen Alle in's Speisezimmer und sahen immer dasselbe auf dem Tisch: eine Schüssel Austern, ein Stück Schinken oder Kalbfleisch, Sardinen, Käse, Caviar, Pilze, Likör und zwei Flaschen Wein.

„Mein liebe maitre d'hôtel!" rief Olga Iwanowna und klatschte vor Begeisterung in die Hände. „Du bist einfach bezaubernd! Meine Herrschaften, sehen Sie sich diese Stirne an! Dimow, drehe Dich so, daß wir Dich im Profil sehen. Meine Herrschaften, sehen Sie: das Gesicht eines Löwen und dabei der Ausdruck doch gut und sanft, wie bei einem Hirsch."

Die Gäste aßen, blickten auf Dimow und dachten: In der That, ein guter Junge! vergaßen seiner aber bald und fuhren über Theater, Musik und Malerei zu sprechen fort. — Die jungen Eheleute waren also glücklich, und ihr Leben verlief angenehm. Uebrigens verbrachten sie die dritte Woche ihres Honigmondes etwas traurig. Dimow hatte sich nämlich im Krankenhause den Rothlauf geholt, lag sechs Tage zu Bette und mußte seine schönen schwarzen Haare ganz abschneiden lassen. Olga Iwanowna saß neben ihm und weinte; als es ihm besser wurde, zog sie ihm ein weißes Tuch über den geschorenen Kopf und malte ihn als Beduinen. Und Beide waren lustig. Doch drei Tage nach der Genesung, als er wieder in's Krankenhaus ging, geschah ihm abermals etwas.

„Ich habe kein Glück!" sagte er ihr bei Tische. „Heute hatte ich vier Obductionen und habe mich dabei geschnitten ... zwei Finger auf einmal ... ich bemerkte es erst zu Hause!" Olga Iwanowna erschrak. Er lächelte aber und meinte, das sei ohne Bedeutung; es passire ihm oft, daß er sich beim Seciren schneide. „Ich bin oft zerstreut!"

Voller Schrecken dachte Olga Iwanowna, es könnte sich eine Blutvergiftung einstellen, und sie betete des Nachts zu Gott, und Alles verlief gut.

Dann kam wieder ein friedliches, glückliches Leben ohne Kummer und Unruhe. Die Gegenwart war herrlich, und in der Zukunft winkte der Frühling schon aus der Ferne und verhieß tausend Freuden. Ja, des Glückes wird es kein Ende! Im April, Mai und Juni eine Landwohnung weitab von der Stadt, Spaziergänge, Malstudien, Fischfang, Nachtigallen, und dann vom Juli bis zum Herbst Studienreisen der Maler auf der Wolga, und an diesen Fahrten wird auch Olga Iwanowna unbedingt theilnehmen. Sie bestellte sich schon jetzt zwei Reisecostüme aus Leinwand und kaufte Farben, Pinsel, Leinwand und eine neue Palette. Rjabowski kam fast täglich zu ihr, um nach ihren Fortschritten in der Malerei zu sehen. Wenn sie ihm die Arbeiten zeigte, steckte er die Hände tief in die Taschen, preßte die Lippen fest aufeinander und brummte dann: „So ... na, bei Ihnen quietscht diese Wolke, sie hat keine Abendbeleuchtung. Der Vordergrund ist wie von Käse ... und die Hütte schreit jämmerlich. Für diese Ecke muß man dunklere Farben nehmen. Im Allgemeinen geht es an."

Und je unverständlicher er sprach, desto leichter verstand ihn Olga Iwanowna. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Kleist's Amphitryon. Eine Studie von Wilh. Ruland. (Berlin, Horrwitz Nf.) Der Redacteur der Münchener Neuesten Nachrichten untersucht mit fleißigem und liebevollem Verständniß diese herrliche Verdeutschung, Vertiefung und Verinnerlichung von Molière's frivoler Posse. Besonders fesselnd ist sein Vergleich zwischen dem minderwerthigen Original und der über alle Maßen genialen Umdichtung. Kleist als Kenner der französischen Literatur und Sprache und als Uebersetzer erscheint hier in einem ganz neuen Licht, auch die Eigenthümlichkeiten seines Stils werden hübsch analysirt. Ob freilich überall Gallicismen vorhanden sind, wo Ruland solche aufzuzeigen sich bemüht ist eine andere Frage. Dagegen hat er oft darin Recht, wenn er dem Autodidacten vielfach undeutsche Formen nachweist. Leider hat noch kein Landsmann Kleist's aus Frankfurt an der Oder seinen Stil auf dortige Provincialismen untersucht. Wir sind der Meinung, daß sich manche angeblich undeutsche Wendung aus dem dortigen Idiotikon erklären ließe. Jedenfalls ist Ruland's Studie eine der werthvollsten Kleist-Monographien.

Friedrich Perthes, ein deutscher Buchhändler. Von Otto Berdrow. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) Im Gegensatze zu Clemens Perthes' ausgezeichneter Biographie seines Vaters wendet sich diese populäre Lebensbeschreibung vor Allem an das Volk und die reifere Jugend. Der Verfasser, der sich durch seine „Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte" auf dem Gebiete der biographischen Darstellung glücklich eingeführt, hat sich von allen moralisirenden Betrachtungen fern gehalten und dieses an Sorgen, Kämpfen und Mühen, aber auch an schönen, erhebenden Momenten so reiche Leben in frischer, objectiver Schreibweise für sich allein sprechen lassen. Die Erzählung gipfelt in der Darstellung jener bewegten Zeit, wo Hamburg als Vorkämpferin deutscher Freiheit seine Ketten zerbrach, um nach kurzem Verzweiflungskampfe um so tiefer unter das Joch der französischen Knechtschaft gebeugt zu werden. Das Leben des wackeren Buchhändlers wirkt in diesem wahrheitgetreuen Spiegel wie ein schönes Vorbild der Vaterlandsliebe, Thatkraft und sittlichen Größe.

Aus Indien und Italien, Skizzen und Studien von Carl Gräser. (Leipzig, Th. Schröter.) Keine Reisebeschreibungen gewöhnlichen Schlages, sondern farbenprächtige Bilder und Sittenschilderungen, bei denen Maler und Poet dem scharfblickenden Beobachter den Stift geführt haben. Das Wunderland Indien, der Zauber der Mondnächte auf offener See, die halbvergessenen Strafinseln des neapolitanischen Archipels mit ihrem „domicilio coatto" und ihrer furchtbaren Tragik, — Alles ist plastisch und farbig geschildert. Auch Humor und Satire kommen zu ihrem Rechte.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Gute, spannende Romane,

Novellen, Kindergeschichten etc.

gesucht

für **zweiten Abdruck.**

Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Wird aus reinem Fleische bester Sorte hergestellt.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à **1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 6. August 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

I. U. Lib. 20 Aug. '98

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Bismarck. — Zünfte und Gilden. Von Professor Emil Michael. — Ein unbekannter Brief an Schiller. Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß. — Vom ersten deutschen Parlament. Erinnerungen von Hugo Wesendonck. (Schluß.) — **Feuilleton.** Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Requiem. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Bismarck.

Die Erde bebt, ein Riese geht von hinnen,
Der letzte Große einer großen Zeit,
Der uns das Reich erschuf mit klugem Sinnen,
Mit Blut und Eisen uns geeint, befreit.

Sieh', die Besiegten dort von seinen Thaten!
Haus Habsburg, das der Schmach von Olmütz flucht,
Holsteins Bedränger, Frankreichs Advokaten,
Napoleon, der umsonst den Tod gesucht ...

Und floß auch viel des Bluts auf seinen Wegen,
Als er zertrat des Corsen gift'ge Saat,
Doch aus den Gräbern blüht uns reicher Segen,
Und Wohlstand festigte sein Werk, den Staat.

Das Eisen aber, das einst unermüdet
In deutscher Faust so tiefe Wunden schlug,
Im langen Frieden hat er's umgeschmiedet,
Verwandelt zur Maschine und zum Pflug.

So ward der Mann des Kriegs zum Friedensfürsten,
Deß Weisheit unsre wirre Zeit erhellt,
Schiedsmann der Völker, die nach Ruhe dürsten,
Vermittler, Richter, Friedenshort der Welt.

Da traf auch ihn der Wandel ird'scher Größe,
Des Undanks Schmach in jeglicher Gestalt,
Doch blieb, mit scharfem Blick für jede Blöße,
Der treue Eckart er im Sachsenwald.

Und groß blieb er nach seines Glückes Wende,
Der Schicksalsmensch, vom tiefsten Schmerz geweiht,
Und das Jahrhundert ist mit ihm zu Ende,
Und es beginnt nun eine neue Zeit.

Sein Ruhm wird ewig wie sein Werk bestehen.
Wo deutscher Boden, sei ihm Huld und Preis!
Halbmast die Flaggen auf fünf Meeren wehen,
Fünf Welten trauern um den stillen Greis.

Digitized by Google

Zünfte und Gilden.

Von Professor Emil Michael.

Ein altdeutsches Sprichwort heißt: „Niemandes Herr und Niemandes Knecht, das ist des Bürgerstandes Recht.“ Die Städte waren daher Schutzanstalten der freien Arbeit. Um auf sittlicher Grundlage die Arbeit zu schützen und erwerbsfähig zu machen vereinigten sich die Mitglieder von gleichen oder verwandten Gewerben zu geschlossenen Genossenschaften, welche unter verschiedenen Namen auftraten. Die gebräuchlichste Bezeichnung wurde „Zunft“. In welchem Verhältniß diese Zünfte zu den früheren Vereinigungen oder Aemtern der hörigen hofrechtlichen Handwerker standen, ist noch vielfach unklar. Fragt man nach einem gemeinsamen Ausgangspunkt des Zunftwesens überhaupt, so dürfte dieser darin zu suchen sein, daß das bisher durch gutsherrliche Abhängigkeit gebundene und eben erst in den Städten freigewordene Handwerk das Bedürfniß einer Sicherstellung für die errungene Freiheit empfand. Der einzelne Arbeiter lief Gefahr, im Strudel des Städtelebens unterzugehen; nur die Einigkeit macht stark. Was indeß die Entstehung der einzelnen Zünfte betrifft, so sind es die mannigfachsten örtlichen Bedingungen gewesen, welche dieselben in's Leben gerufen und über alle Gebiete sowohl des deutschen Mutterlandes als des colonialen Ostens verbreitet haben. Häufig wurde, beispielsweise in Schlesien, das Innungsrecht zugleich mit dem Stadtrecht gegeben.

Es ist gewiß, daß die Zünfte keine bloßen kirchlichen Vereine waren. Aber ebenso gewiß ist es, daß kirchliche Vereine im Laufe der Zeit Zünfte im engeren Sinne, gewerbliche Einigungen geworden sind; so in Basel, wo auf Grund der Stiftsbriefe die einzelnen Handwerke, bereits vor ihrer Anerkennung als geschlossene Gewerbsgenossenschaften, Bruderschaften zu Ehren der seligsten Jungfrau bildeten und schon damals Zünfte hießen. Gewiß ist ferner, daß die eigentlichen Zünfte wohl immer zugleich kirchliche Bruderschaften gewesen sind, oder doch daß die Zunftmitglieder einem kirchlichen Vereine angehört haben. Der erste Zweck indeß, welchen die Handwerker bei Begründung ihrer Innungen verfolgten, war ein gewerblicher; sie traten zusammen, weil sie die Ueberzeugung hegten, daß sie ihre Erwerbsinteressen auf diese Weise am besten wahren könnten. Daher steht dieser rein wirthschaftliche Hauptzweck im Vordergrunde sämmtlicher Zunftrollen. Ihr vorwiegend wirthschaftliches Gepräge beweist sodann vor Allem der Zunftzwang. Derselbe war im Jugendalter der Zünfte, also bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, keine lähmende Fessel, welche Concurrenzfurcht und Eigennutz erst später geschaffen haben. Denn Jedermann war berechtigt, ein beliebiges Handwerk auszuüben. Der Zunftzwang bestand in der älteren Zeit lediglich darin, daß Alle, welche ein bestimmtes Gewerbe trieben, dem entsprechenden Verbande des Ortes beitreten mußten. Es handelte sich noch keineswegs darum, irgend Jemanden aus engherzigen Rücksichten von den Vortheilen des Handwerks auszuschließen. Der bei dem Zunftzwang leitende Gedanke war der nämliche, welcher in letzter Linie das Zunftwesen selbst erzeugt hatte: Möglichste Kräftigung und Hütung des freien Handwerks, das damals noch zarter Schonung und Pflege bedurfte. Die Ehre des Handwerks wurde aber nur dadurch gesichert, daß ohne Ausnahme Alle, die es pflegten, einer sittlichen und gewerblichen Ueberwachung unterstellt, also gezwungen wurden, sich der Zunft anzuschließen. Das neue Mitglied, des „Handwerks rechter Genosse“, erhielt das durch die Zunft geschützte Recht auf Arbeit; der Kundschaft war Seitens der einzelnen Handwerker jene Bürgschaft geboten, deren die Waaren für genügenden Absatz bedurften.

Durch den Zunftzwang war offenbar bedingt das Bannrecht oder die Bannmeile. Diese Einrichtung findet sich schon früh. Bereits der Sachsenspiegel (um 1230) sagt: „Man soll keinen Markt dem andern eine Meile nah bauen.“ Das Bannrecht forderte, daß sich innerhalb eines gewissen Umkreises kein Gewerbetreibender niederlassen durfte mit der Absicht, seine Waare unabhängig von der Zunft abzusetzen. Der Zunftzwang in seiner ursprünglichen Form hing eng mit dem Wesen der Zünfte zusammen und ist genau so alt wie diese. Durch ihn wurden sie erst Schutzverbindungen der ehrlichen Arbeit gegen uncontrolirbare Arbeit. Uebrigens ging der Zunftzwang von den Stadtherren selbst aus, die anfänglich den Zünften gegenüber bedeutende Rechte in Anspruch nahmen. Nur allmälig hob sich das Handwerk, machte sich von fremder Beeinflussung immer mehr frei und brachte es meist noch im 13. Jahrhundert dahin, daß der herrschaftliche Vorsteher durch einen von den Genossen gewählten Zunftmeister ersetzt wurde.

Aus dem 12. Jahrhundert sind fünf Handwerkerzunftbriefe erhalten. Neben diesen giebt es eine Reihe von Nachrichten anderer Art, welche das Bestehen gewerblicher Verbindungen im 12. Jahrhundert bezeugen. Während des 13. Jahrhunderts nahm die Zahl der Innungen in solchem Grade zu, daß die geschichtliche Ueberlieferung kaum mehr zu übersehen ist. In dem colonialen Deutschland begannen die Zünfte naturgemäß erst im 13. Jahrhundert. Am frühesten vereinigten sich zu Zünften jene Handwerke, welche den Bedürfnissen des täglichen Lebens zunächst entsprachen: Die Bäcker, Fleischer, Schuhmacher und Weber. Gleichartige oder verwandte Gewerbe bildeten nicht selten eine einzige Zunft, so lange das Handwerk noch wenig entwickelt war. Mit seiner Entfaltung machte sich auch die Nothwendigkeit der getheilten Arbeit geltend. Aus den verschiedenen Urkunden, welche während des 13. und 14. Jahrhunderts in Bremen Denjenigen ausgestellt wurden, die sich mit der Herstellung von Schuhwerk befaßten, geht hervor, daß diese Beschäftigung unter mehrere Zweiggesellschaften vertheilt war. Man unterschied die Lohgerber, welche, wie eine Urkunde vom Jahre 1305 sagt, „in der Muttersprache ‚Lore‘ heißen,“ ferner Solche, welche nur schwarze Schuhe verfertigten und deßhalb schwarze Schuhmacher genannt wurden, schließlich die Corduaner, die auch Schuhe machten, nur keine schwarzen. In München gehörten während des 13. Jahrhunderts zu den Webern alle Arten von Wollen- und Leinenwebern. Später schieden sich dieselben in zwei Zünfte; und wiederum spalteten sich die Wollen- oder Lodenweber in Tuchmacher oder Geschlachtgewander zur Bearbeitung der feinen flämischen und italienischen Wolle, und in Loderer zur Bearbeitung der gröberen inländischen Wolle. Für die Herstellung wollener Handschuhe und Beinkleider kamen hinzu die Handschuher und Hosenstricker, aus denen die Strumpfwirker und Strumpfstricker hervorgegangen sind. Endlich haben sich von den Geschlachtgewandern auch noch die Zeugmacher und Tuchscheerer abgelöst. Das Zunftrecht war erblich; auch Frauen hatten Zutritt. Dasselbe Bedürfniß, welches die Handwerker in Genossenschaften zusammenschloß, vereinigte sie auch örtlich. So geschah es, daß in den Städten des Mittelalters die Straßen vielfach nach den Gewerbsleuten benannt wurden, welche in ihnen wohnten. Zu Frankfurt am Main gab es eine Weißgerbergasse, Schuhmachergasse, Schwertfegergasse, Leinenwebergasse, Seilergasse, Fischergasse, eine Bäckergasse und eine Glasergasse. Aehnlich in anderen Städten. Gegen den gewerblichen Beruf der Zünfte standen während des 13. Jahrhunderts politische, militärische und gesellige Rücksichten im Hintergrund.

Ihre politische Bedeutung haben die Zünfte im 14. Jahrhundert erst dadurch gewonnen, daß sie sich als gewerbliche Genossenschaften bereits Geltung verschafft hatten. Es war dies eine durchaus naturgemäße Entwickelung. Ursprünglich einfache Bauersleute, brachten es die Handwerker durch das vereinte Streben nach demselben Ziel gewerblichen Aufschwungs zu Wohlhabenheit und Reichthum. Im Besitze so wirksamer Machtmittel waren sie befähigt, den Kampf mit Denen auf-

Digitized by Google

zunehmen, welche bisher allein das Stadtregiment geführt hatten. So gelangten sie mit den Geschlechtern oder gegen die Geschlechter zu den ersten städtischen Verwaltungsämtern. Auch die militärischen Verpflichtungen der Zünfte als solcher waren im 13. Jahrhundert noch unbedeutend. Die Zunfturkunden vor dem Jahre 1300 sprechen von kriegerischen Verbindlichkeiten der Handwerker äußerst selten. Es mußten damals noch alle Bewohner der Stadt bereit sein, für das Wohl derselben und für ihr eigenes zu Felde zu ziehen. Waffenpflichtigkeit und Zunftpflichtigkeit wurden nur sehr allmälig Wechselbegriffe. Ebenso war die gesellige Unterhaltung für die Zünfte der alten Zeit nichts weiter als eine untergeordnete Nebensache.

Weit stärker trat der religiöse Charakter der Zünfte hervor. Der Grund hierfür lag in dem Umstande, daß das Mittelalter Alles mit der Kirche in Beziehung zu setzen bestrebt war. Für die Zünfte galt dies umsomehr, da sie wohl immer zugleich fromme Bruderschaften bildeten oder solchen eingegliedert waren. Sie hatten Heilige zu Schutzpatronen, sehr oft die Mutter Gottes. Am Jahrestage des Schutzheiligen fanden sich die Zunftmitglieder zu gemeinsamem Gottesdienste ein. Die Pflicht der Heiligung des Sonntags ward streng eingeschärft, ihre Verletzung durch Geldbuße geahndet. Bei der Aufnahme in den Verband erlegte man ein Eintrittsgeld oder man gab Wachskerzen, damit, wie es in der Urkunde der Baseler Kürschnerzunft vom Jahre 1226 heißt, „an allen Festtagen der Kronleuchter in reicherem Lichterschmuck prange, zur Ehre und zum Lob des allmächtigen Gottes, der seligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen.“ Aehnliche Vorschriften enthält eine Urkunde der Metzger in Basel. In Berlin forderten die Kürschner, die Schuhmacher und die Schneider gleichfalls beim Eintritt eine Beisteuer von ein bis zwei Pfund Wachs. Die Hälfte davon war an das Spital vom heiligen Geist und an das Haus der Aussätzigen abzuliefern. Die Religion und ihre Uebung verband die Zunftgenossen in „Lieb und Leid“, wie spätere Urkunden sich ausdrücken. Die Zunft war eine große Familie, welche vom Geist des Glaubens durchweht war. Die brüderliche Treue, welche man sich im Leben erwiesen hatte, sollte sich auch nach dem Tode bewähren. Sämmtliche Zunftmitglieder waren gehalten, den verstorbenen Bruder, auch den ärmsten, zu Grabe zu geleiten, und die Innung sorgte durch Gebete und Opfer für das Seelenheil des Heimgegangenen.

Welche Opferkraft manche Zunft schon in früher Zeit besaß, als das gewerbliche Einigungswesen noch nicht jene wirthschaftliche Stärke gewonnen hatte wie in späteren Jahrhunderten, beweist eine Urkunde Hartmann's, des Comthurs des Deutschen Ordens in Deutschland. Sie wurde ausgefertigt im Jahre 1240 und richtet sich an diejenigen Bremer Schuhmacher, welche den besonderen Namen Corduaner führten. Jeder durch Armuth oder durch Krankheit oder durch Alter oder wie immer sonst durch Noth an der Erwerbung seines Unterhaltes verhinderte Zunftgenosse solle, wenn er früher eine eigene Werkstätte gehabt, im Krankenhause des Deutschen Ordens zu Bremen Aufnahme und Unterhalt finden. Der Comthur begründet dieses Anerbieten mit der für die Handwerkerinnung überaus ehrenvollen Thatsache, daß die Corduaner die Gründer jenes Hauses gewesen sind.

Wo Religion herrscht, dort sorgt man auch für die Wahrung der Sittlichkeit. Bei der Aufnahme in die Zunft wurde streng auf die Unbescholtenheit des neuen Ankömmlings gesehen. Unmäßigkeit und Ausgelassenheit aller Art waren verpönt. Unerbittlich sind die Vorschriften, welche die gewissenhafteste Ehrlichkeit des Handwerks einschärften. Mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln eiferte die Zunft dafür, daß der Käufer die Waare möglichst billig erhalte. Bier oder Brod, das nicht den Bestimmungen gemäß zubereitet war, sollte unter die Armen vertheilt werden. Beim Verkauf indeß wurde untersagt, einen Unterschied zu machen zwischen Armen und Reichen; minder gute Waare durfte weder dem Einen noch dem Andern verabreicht werden. Trat der Fall trotzdem ein, so mußten dem Armen „seine Pfennige“ zurückgestellt werden. Die Bäcker in Augsburg schwuren, für die Stadt wie für den Markt gleich gut backen zu wollen. Dieselbe Verbindlichkeit bestand in Lübeck. In Goslar verpflichteten sich sogar die Goldschmiede durch einen Schwur zur Benutzung nur guten Goldes. Die Bäcker in Schleswig hatten für schlechtes Brod eine Geldstrafe zu erlegen. Ein Iglauer Schmied, welcher einem Manne oder einer Frau Nachschlüssel oder Haken machte, sollte, wenn er von drei Zeugen überwiesen würde, die Hand verlieren, oder zehn Mark zahlen. Der Schmied, welcher in Lübeck ein Pferd vernagelt hatte, mußte es auf eigene Kosten heilen, und wenn das Thier verdorben blieb, den Schaden ersetzen. Ranziges und unreines Fleisch durfte nicht feilgeboten werden, es sei denn, daß man den Käufer auf die Schadhaftigkeit der Waare aufmerksam gemacht hätte. Es bestand das Verbot, das Fleisch aufzublasen, oder Stroh in den Bauch des geschlachteten Thieres zu stecken. Das Vieh sollte im Schlachthause getödtet werden. Vieh, welches durch Krankheit gefallen, war vom Markt ausgeschlossen. Für Freiburg im Uechtlande galt diese Verordnung auch bei Thieren, welche von einem Wolfe oder einem Hunde getödtet waren. Wein und Bier sollten gut und unverfälscht sein. Mit dem Weinfälschen nahm man es fast so ernst wie mit einem Attentat auf die jungfräuliche Ehre oder mit einer Majestätsbeleidigung. Eingehende Satzungen regelten das Schuhmacherhandwerk und das Tuchgewerbe. Kraft einer polizeilichen Bestimmung über die Bereitung der Tuche in Straßburg vom Jahre 1217 mußten solche Stücke, welche die gesetzliche Größe nicht hatten oder mit Haaren untermischt waren, verbrannt werden. Die Hutmacher in Augsburg durften entweder nur wollene Hüte anfertigen, oder sie mußten es angeben, wenn die Hüte halb aus Wolle und halb aus Filz bestanden. Mit einem Wort: „Falsches Werk“, schlechte, vorschriftswidrige Arbeit war ausgeschlossen.

Diese Satzungen gingen anfangs wohl von der Stadtobrigkeit aus, ebenso die Bestimmung des Preises für die einzelnen Waaren der Handwerker. Allein schon im 13. Jahrhundert wurde die Preisregulirung von den Gewerbetreibenden selbst versucht. Es gab entweder feste Taxen, bei deren Bestimmung gewisse Zufälligkeiten, beispielsweise im Bäckergewerbe der Ausfall der Ernte, in Rechnung gezogen wurden, oder es wurde festgesetzt, wie viel bei jedem Stück gewonnen werden durfte. In München kosteten zwei Pfund des „schönsten rindernen Fleisches“ einen Pfennig. In Murten durften die Metzger bei einem Rinde zwölf Denare, bei einem Schweine sechs, bei einem Schöps, einer Ziege oder einem Ziegenbock vier Denare gewinnen. Hegte man Verdacht, daß diese Taxen überschritten worden seien, so mußte sich der Metzger durch einen Eid reinigen oder drei Schillinge erlegen. Wo der Handlohn genau geregelt war, wie bei den Webern zu Freiburg im Uechtlande, dort mußte allmälig eine Vervollkommnung der Technik eintreten, insofern der Arbeiter mit Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen darnach trachtete, in derselben Zeit eine Leistung von gleicher Güte, aber von höherer Stückzahl fertigzustellen.

Die angeführten gewerbepolizeilichen Maßnahmen hatten den Zweck, die Ehrlichkeit des Handwerks im Interesse des Käufers zu sichern. Man unterließ auch nicht, die Höflichkeit im Verkehrsleben zu empfehlen. Durch das Augsburger Stadtrecht vom Jahre 1276 wurde den Knechten und Mägden des Bäckerhandwerks eingeschärft, daß sie innerhalb ihres Tisches stehen und das Brod „artig und ohne Scheltwort“ verkaufen sollten. Ein Knecht, den man vor dem Tisch fand, kam auf die Schupfe oder Wippe, das heißt auf ein Schaukelbrett, von dem er in's Wasser oder in eine Pfütze geschleudert wurde. Das Bäckermädchen hatte für einen ähnlichen Fehl-

Digitized by Google

tritt eine Geldbuße an den Burggrafen zu entrichten. Verging sich ein Bäckerknecht durch Scheltworte gegen ehrbare Personen, so durfte er auf offenem Markte von dem Beleidigten gezüchtigt werden, nur war es diesem nicht gestattet, seine Hand zu bewaffnen. „Entwieche er aber davon, swa man in darnach erwisschet, da sol man in schuphen (schupfen), unde sol dem clager damit gebezzert sein." Stehen sollten in Rothenburg an der Tauber auch die Fischhändler. Hier wie in Augsburg war den Frauen dieser Handel bei Verlust ihrer Waare untersagt. Körperstrafen, wie das erwähnte Schupfen, scheinen bei pflichtvergessenen Handwerkern nur selten in Anwendung gekommen zu sein. Die bereits im 13. Jahrhundert üblichste Strafe bestand in einer Geldbuße. Die Summe wurde gewöhnlich an die Richter, an die Stadt, auch an die Handwerker, mitunter an die Kläger vertheilt. Laut eines Zunftbriefes vom Jahre 1295 hatten sich die Schuster von Cleve eidlich verpflichtet, weder vor Aufgang noch nach Untergang der Sonne bei Kerzenlicht Schuhe zu nähen unter Strafe von drei Pfund kleiner Pfennige. Auch jeder Lehrling mußte dies beschwören, und im Uebertretungsfall gleich den übrigen drei Pfund kleiner Pfennige zahlen, und zwar ein Drittel zum Bau der Stadtmauern, ein Drittel für den Richter sammt den Schöffen und ein Drittel, wie die Urkunde sagt, „für unsere Schustergilde". Außerdem hatte Derjenige, welcher sich gegen die Satzung verging, zu gewärtigen, daß man ihm mittelst eines dazu bestimmten Eisens drei Löcher durch die Schuhe schlug, wenn er sie auf den Markt brächte. Häufig wurde schlechte Waare eingezogen und vernichtet. Hie und da ward zeitweilige Verbannung aus der Stadt verhängt. Die härteste Strafe ist wohl der Ausschluß aus der Zunft gewesen und zwar für immer bei Solchen, deren „Bosheit sich bewährt" hatte. Meist indeß erfolgte diese Strafe nur bedingungsweise. Man wollte den Säumigen nicht sowohl unglücklich machen, als bessern. Wie andere bedeutsame Befugnisse, die ursprünglich von den städtischen Behörden ausgeübt wurden, hatten die Zünfte sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch das Recht der Ausschließung aus ihrem Verbande angeeignet. Es lag ihnen Alles an der Würdigkeit ihrer Genossen. Die Zünfte sollten rein sein, als wären sie, wie das Sprichwort sagt, von den Tauben zusammen gelesen worden.

Die Ueberwachung des Gewerbes, womit eine große Uebersichtlichkeit des Marktes gegeben war, und die Ermittelung von Zuwiderhandelnden war Aufgabe Derer, welche von der Stadtobrigkeit, später von den Zünften selbst, dazu erwählt wurden. Diese Vertrauensmänner hießen Meister. Im 13. Jahrhundert war diese Bezeichnung vielfach noch nicht der Ausdruck einer Standeswürde, zu der jeder Arbeiter emporstieg, wenn er die nöthigen Vorstufen zurückgelegt hatte, sondern ein Amt, mit dem die Aufsichtspflicht gegenüber den Genossen verbunden war. Die Ernennung von Meistern schloß übrigens die Betheiligung des Rathes an der Ausübung der Gewerbepolizei nicht grundsätzlich aus. In Berlin wenigstens hielten die Rathmannen, jeden Mittwoch und Sonntag eine Brodschau. Es beruhte also im Mittelalter wie der wirthschaftliche Betrieb so auch der gewerbliche auf der Vereinigung von Capital und Arbeit. Der Händler konnte Waaren kaufen, aber die Arbeit selbst bot sich ihm noch nicht als Waare an; die Arbeitskraft war noch nicht gezwungen, sich an das Capital zu verkaufen und von demselben gegen die Abschlagszahlung eines Lohnes zu beliebiger Verfügung in Anspruch nehmen zu lassen. Der mittelalterliche Arbeiter war noch eng verbunden mit seinen Productionsmitteln und fand in dieser Verbindung seine Selbstständigkeit und seinen Schutz. Eine Trennung war durch die Zunftverfassung ausgeschlossen. Das heutige mobile Capital konnte beim mittelalterlichen Handwerk nur in der Form wucherischer Ausbeutung, des Vorkaufs der gewerblichen Waaren und in der künstlichen Preissteigerung zur Erscheinung kommen. Aber Diejenigen, welche sich auf diesem Wege zu bereichern suchten, waren gefährliche Schmarotzer, welche nicht bloß die Kirche, sondern auch die christliche Gesellschaft aus ihrer Mitte ausschloß. Zu der Zunft wurden außer den Familienangehörigen der Meister auch die Gesellen und Lehrlinge gerechnet. Bestand zwischen diesen und den Meistern eine scharf abgegrenzte Scheidung, so lassen sich doch in den Urkunden vor 1300 die Gesellen oder Knechte von den Lehrlingen, Lehrknechten, Lehrkindern oder Knappen nicht immer genügend auseinanderhalten. Die Lehrlinge und Gesellen waren gewöhnlich junge Leute, welche in Abhängigkeit zu den Meistern standen und sich befähigen sollten, ihr Gewerbe einstens selbstständig auszuüben. Es gab indeß auch verheirathete Leute, welche es nicht verschmähten, bei einem geschickten Handwerker die Lehrlingszeit zu bestehen und sich auf diese Weise die Vortheile der gewerblichen Selbstständigkeit zu sichern. Das Verhältniß zwischen diesen Personen, welche sich in der Vorbereitung auf das Handwerksamt befanden, und den Meistern, war ein patriarchalisches. Man betrachtete die Erziehung der Gesellen und Lehrlinge als eine Hauptaufgabe der Zunft. Der Meister hatte die Pflicht, nicht bloß für tüchtige Schulung seiner Pfleglinge zu sorgen, sondern vor Allem ihre sittliche Führung zu überwachen. Er hatte daher das Recht einer maaßvollen Züchtigung. Bei den Vortheilen, welche der Gesell unter der Obhut des Meisters genoß, war es berechtigt, daß dieser die Arbeit seines Knechtes nicht vollauf entlohnte. In Rothenburg an der Tauber war durch das „Willkürenbuch" den Pfistern oder Bäckermeistern vorgeschrieben, daß sie ihren Gesellen jährlich keinesfalls mehr als dritthalb Pfund Heller und zwei Linnenkleider zu verabreichen hätten. Die Länge der Dienstzeit hing bei den Gesellen von der Vereinbarung ab, die sie mit ihren Meistern getroffen hatten. Die eigenmächtige Lösung dieses Vertrages, das Abdingen oder Abspannen der Knechte, d. h. der Uebergang der Gesellen von einem Meister zu einem anderen, bevor die festgesetzte Frist abgelaufen war, ist in den Zunfturkunden wiederholt nachdrücklichst verboten worden. Von einem Meisterstück der Gesellen, ist in den Urkunden des 13. Jahrhunderts fast nichts zu finden. Einen Anklang daran verräth die Urkunde der Berliner Bäcker vom Jahre 1272; hier heißt es, daß Derjenige, welcher der Zunft beitreten wolle, zuvor in des Meisters Ofen Brod backen müsse, damit man sich überzeuge, ob er seine Arbeit verstehe.

Es ist die große That der deutschen Zünfte des 13. Jahrhunderts, daß sie zur Heranbildung eines kräftigen Bürgerthums im Mittelalter wesentlich beigetragen haben. In engem Anschluß an die Kirche stärkten sie den Geist der Zusammengehörigkeit und das Gefühl einer berechtigten Standesehre. Der Handwerker wußte sehr gut, daß es Vornehmere, Reichere, Mächtigere gab als er. Aber er war der Ansicht, daß er nicht schlechter sei als diese. Gott der Herr hatte ja verschiedene Stände eingesetzt, von ihm stammte auch das Handwerk her. Für das Ganze war es ebenso nothwendig wie Kaiser, Könige und Herren. Wenn sich der Gewerbetreibende sagen mußte, daß es übel stände um die Welt, gäbe es keine Schuhmacher oder Schneider, so erfüllte ihn diese Wahrnehmung mit einem Selbstbewußtsein, wie den Edelmann der Hinweis auf seine Ahnen. Die einzelnen Gewerke liebten es, ihren Anfang womöglich auf das Paradies, auf irgend eine Stelle der heiligen Schrift oder auf einen Schutzpatron zurückzuführen, der dasselbe zuerst betrieben habe. Der Corpsgeist des deutschen Innungswesens wurde sodann nicht bloß dadurch erhöht, daß die gleichartigen Zünfte verschiedener Städte des Inlandes stets eine gewisse Verbindung miteinander unterhielten, sondern auch durch die Gründung von Genossenschaften deutscher Handwerker im Ausland. Derartige Schöpfungen gab es wohl überall, wo deutsche Kaufleute sich niedergelassen hatten; so besonders im Norden Europas, in Frankreich und in Italien. Merkwürdig ist in dieser Be-

Digitized by Google

ziehung eine in herzlich-naivem Ton abgefaßte deutsche Urkunde, die sich im Archiv von Pisa befindet. Es ist ein Bittgesuch, mit welchem sich die deutsche Schuhmacherzunft in Lucca an die deutsche Schuhmacherzunft in Florenz richtet, um von dieser eine milde Beisteuer zur würdigen Abhaltung des Gottesdienstes ihrer gemeinsamen Brüder in Pisa zu erwirken. Aus dem Schriftstück geht hervor, daß die ausländische deutsche Schusterzunft nach den in der Heimath geltenden Grundsätzen eingerichtet war. Gegenseitige thätige Unterstützung im Leben und über das Grab hinaus durch Gebet und heiliges Opfer galt hier wie dort. Wie daheim, so stand auch in der Ferne ein Heiliger an der Spitze der Zunft, in Florenz Unsere Liebe Frau. Es war als ein bedeutender Erfolg anzusehen, daß sich durch das ganze Reich und weiter noch, soweit nur Deutsche verstreut lebten, eine einheitliche Auffassung des Handwerks herausbildete.

Wenn der Gewerbetreibende das Werk seines Fleißes auf den Markt brachte und feilbot, so wurde er Händler. Andere gab es, welche nur den Austausch fertiger Waaren besorgten. Es waren die Krämer und die Kaufleute, denen sich als Tuchhändler die Gewandschneider beigesellten. Diese drei Gruppen sind die Träger des eigentlichen Handels gewesen. Krämer und Kaufmann unterschieden sich in mehrfacher Beziehung. Der Krämer war auf eine bestimmte Stadt beschränkt; in anderen Städten durfte er nur zur Jahrmarktszeit und an einigen anderen Tagen des Jahres verkaufen. Er hatte einen offenen Laden, eine Bude oder ein Zelt. Das Zelt wohlhabender Krämer wurde mit einem Kreuz bezeichnet. Der Krämer durfte seine Waare nicht an einen anderen Krämer derselben Stadt, sondern nur an einen Fremden absetzen und stand unter dem Stadtrath. Der Kaufmann indeß stand nicht unter dem Stadtrath, er genoß den Schutz des Kaisers oder Königs, durfte zu jeder Zeit und in jeder Stadt seinen Handel für Alle eröffnen, hatte keine Bude, sondern trieb sein Geschäft im Kaufhause. Der Kaufmann betrachtete seine Freiheiten als vom Kaiser selbst ausgegangen und gestattete keiner Behörde, welche außerhalb der vom Kaiser oder dessen Stellvertreter bestätigten Gilde lag, eine Beschränkung seines Wirkungskreises. Er war unter den freien Bürgern der damals so unabhängigen Städte der freieste. Kaufmannsgilden, in denen sich die Handelsleute der einzelnen Städte vereinigten, sind aus dem 12. Jahrhundert in Deutschland nur wenige bekannt. In dem 13. Jahrhundert gab es deren bedeutend mehr, aber ihre Zahl steht gegenüber der großen Menge von Zünften doch zurück.

In weit höherem Grade als bei den Handwerkerzünften ist in den Satzungen der Gilden, namentlich der eigentlichen Kaufmannsgilden, die gesellige Unterhaltung betont. Fröhliche Gelage durften sich die reichen Kaufleute öfter und mit größerem Aufwand gestatten, als die meist in beschränkteren Verhältnissen lebenden Handwerker. Besonders hoch war die Aufnahmegebühr bei dem Bruderbund der Eisenhändler in Trier 1285. Der Eintretende hatte 20 Schillinge zu erlegen, mußte eine Mahlzeit mit sieben reichlichen Gängen besorgen und während dieses Mahles dem anwesenden Schultheiß, den beiden Schöffen, welche mit dem Schultheiß zu erscheinen hatten, und sämmtlichen Mitgliedern der Gilde, gleichviel ob Mann oder Frau, eine genau vorgeschriebene Summe Geldes verabreichen. Wie die Zunft, so stellte auch die Gilde an alle ihre Angehörigen die Forderung der sittlichen Unbescholtenheit und wahrte den Charakter der religiösen Bruderschaft. Sie hatte ihre Vorschriften über gemeinsamen Gottesdienst, sie hatte ihren Schutzpatron. In Dortmund war es der Schutzheilige der Stadt, der heilige Reinold. Die für das 13. Jahrhundert bezeugte Kaufmannseinigung in Dortmund hieß daher die Reinoldsgilde. Wie es deutsche Gewerbsgenossenschaften im Auslande gab, so lassen sich auch kaufmännische Bruderschaften und Vereine fern von der Heimat nachweisen. Ein solcher Verein war die Bartholomäus-Bruderschaft in Lissabon. Nächster Zweck der Kaufmannsgilden war der Schutz kaufmännischer Interessen, genossenschaftliche Regelung und Förderung des Handels. Dadurch unterschieden sie sich von den Handelsgesellschaften, welche genossenschaftlich-capitalistischen Betrieb und procentualen Antheil der Mitglieder am gemeinsamen Gewinn anstrebten. Ein Netz persönlicher Vertrauensbeziehungen umschlang die einzelnen Theilnehmer, welche ursprünglich dem engeren Kreise der Verwandten und Freunde angehörten.

Handelsgesellschaften traten während des 13. Jahrhunderts in bedeutender Anzahl auf. Im Jahre 1205 bestand ein Gesellschaftshandel von Kölner Weinkaufleuten nach England. Am Ende des Jahrhunderts handelten Gesellschaften von Deventer nach Bergen in Norwegen, 1311 eine Lübecker Gesellschaft nach Köln und nach Flandern. In Niedersachsen gab es 1291 Gesellschaften zu gemeinsamem Mühlenbetriebe. Händler aus Riga kamen 1286 nach Wisby auf Gotland, um ihre zur Tuchfärbung dienende Asche abzusetzen. Schiffsgesellschaften sind für 1270 in Hamburg verbürgt, Handelsverbindungen anderer Art in Saalfeld, Prag, Iglau, Enns, Wien, Wiener-Neustadt, Hainburg. Von einer Handelsfirma ist bereits in den Goslaer Statuten um das Jahr 1300 die Rede. Gewinn und Verlust wurden für thätige Mitglieder im Verhältniß ihrer Capitaleinlagen berechnet, „na marktale“, nach Marktzahl, wie die Goslaer Statuten vorschrieben. Ebenso verfügte das Lübecker Urkundenbuch. Es war die bei derartigen Verträgen gewöhnliche Abmachung. In demselben Sinne verordnete der Sachsenspiegel: „Wo Brüder oder andere Leute ihr Gut zusammen haben und vermehren dasselbe mit ihren Kosten und ihren Diensten, da gereicht der Gewinn Allen gleichmäßig zum Vortheil wie der Schaden zum Nachtheil.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn Mehrere gemeinsam ein Wehrgeld oder ein anderes Geld versprechen, so sind sie Alle dafür haftbar, so lange es noch nicht bezahlt ist. Es braucht aber nicht Jeder das Ganze zu zahlen, sondern nur so viel wie auf ihn fällt und wie weit man ihn gerichtlich belangen kann.“ Dasselbe Gesetzbuch nahm auch ehrliche Mitglieder einer Handelsgesellschaft gegen ungerechte Schädigung durch ihre Collegen in Schutz. Es bestimmt: „Verspielt ein Mann sein Gut oder bringt er es in Unzucht oder in Saus und Braus durch, so nehmen seine Brüder oder andere Gemeinhaber, die nicht zugestimmt, an dem Schaden nicht Theil, auch nicht die Werkgenossen, die mit ihm ihr Gut gemeinsam hatten.“

Eine Aenderung in der Zumessung des Gewinnes trat ein, wenn einer der Gesellschafter als Geschäftsführer mit dem gemeinsamen Gut zu wirthschaften hatte. In diesem Falle wurde die Hauptmasse des Gesammtvermögens gewöhnlich von den nichthandelnden Theilnehmern beigesteuert. Es war eine Gesellschaft mit Capitaleinlage des einen, Arbeits- und Capitalanlage des anderen Socius. Der Verlust vertheilte sich nach der Höhe eben dieser Einlage, der Gewinn ähnlich wie bei der Commenda, wo man halbirte. Die Commenda, welche die deutschen Quellen unter dem Namen „sendeve“ kennen, war ein Vertrag, kraft dessen ein Geschäftsherr seine Güter einem Anderen als „Diener zu Gewinn und Verlust“ übertrug. Eigenthümer des anvertrauten Gutes blieb der Auftraggeber. Zweck des Vertrags war der Kauf oder Verkauf von Waaren. Seine herrlichste Blüthe aber erreichte das deutsche Genossenschaftswesen bekanntlich in der Hansa, deren Entstehung in die zweite Hälfte des 13. Jahrhundert fällt.*)

*) Die allgemein interessanten Ausführungen sind der Gesammtdarstellung in des Verfassers „Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters“ entnommen, die soeben in Lieferungen bei der Herder'schen Buchhandlung in Freiburg i. B. erscheinen.

Digitized by Google

Ein unbekannter Brief an Schiller.

Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß.

Es ist allgemein bekannt, daß der entsprungene Stuttgarter Karlsschüler und bejubelte Mannheimer Theaterdichter Friedrich Schiller im Juni 1784 aus Leipzig einen begeisterten anonymen Brief erhielt, begleitet von einer schön gestickten Brieftasche, der Composition eines Liedes aus den „Räubern" und den Bildnissen vier unbekannter Verehrer und Verehrerinnen. Inmitten seiner theatralischen Aergernisse, sowie finanziellen und Liebesnöthe erfuhr er endlich den Namen der sächsischen Freunde und stattete ihnen seinen Dank brieflich ab. Zugleich machte er ihnen Hoffnung auf seinen baldigen Besuch in Leipzig. Daran knüpfte sich ein ziemlich lebhafter Briefwechsel zwischen den Betheiligten: einerseits Schiller, andererseits Körner und seiner Braut Minna Stock, L. F. Huber und seiner Braut Dora, Minna's Schwester. Bald drängte es den geplagten Dichter aus Mannheim hinweg, und die Leipziger Freunde Körner und dessen Socius Göschen befreiten ihn von seinen Schulden. Zur Ostermesse 1785 kam er nach Klein-Paris, wo Huber ihm Quartier gemacht, und da Körner inzwischen seine Minna geheirathet und als kurfürstlicher Consistorialrath nach Dresden übergesiedelt war, schrieb ihm Schiller, wie Hugo Wittmann hübsch bemerkt, „die ersten jener exemplarisch schönen Briefe, die als das hohe Denkmal eines harmonischen Bundes zwischen hingebender Productionskraft und werkthätiger Empfänglichkeit in keiner Literatur der Erde ihresgleichen finden." Schiller fühlte eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem trefflichen Manne mit dem kühlen Verstand und dem warmen Herzen, mit dem weiten Blick über das Leben hin. „Ich muß zu Euch!" schrieb er ihm, aber freilich: „Zur Glückseligkeit unseres Beisammenseins gehört es durchaus, daß Huber nicht in Leipzig zurückbleibt." Es war Hoffnung vorhanden, durch Dresdner Connexionen dem jungen Manne — Ludwig Ferdinand Huber war 1764 in Paris geboren als der Sohn des Geßner-Uebersetzers Michael Huber (1727—1804), eines Bayern, der jetzt in Leipzig französischer Sprachlehrer, Professor und Lector war und ein im welschen Ton gehaltenes Haus machte — die diplomatische Laufbahn zu öffnen; zuvor aber sollte er im Umgange mit den Freunden sich ausreifen, und Schiller rechnete es zu seinen schönsten Träumen, „die Epoche seines Geistes lenken zu helfen." Indessen dauerten diese diplomatischen Unterhandlungen etwas lange, der ungeduldige Schiller eilte nach Dresden, und Huber, der bald nachkommen sollte, machte sich inzwischen nützlich, indem er eine Leipziger Aufführung des „Fiesko" zu vermitteln suchte und Schiller darüber berichtete. Endlich gegen Ende October kam Huber auch nach Dresden, um sich auf den Beruf eines Legationssecretärs vorzubereiten. Ueber das harmonische Zusammenleben der Freunde sind wir so ziemlich unterrichtet, obwohl der Briefwechsel unterdessen naturgemäß stockt und an biographischen Denkmälern bloß einige humoristische Zeugnisse uns vorliegen: Schiller's bekanntes Waschgedicht („Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei") und die dramatischen Bilderscherze „Der neue Telemach" und „Er muß sich rasiren lassen", den später der „Papierreisende" Karl Künzel herausgegeben hat. Ein harmloser kindlicher Sinn, der sich einer derberen Regung nicht schämt, äußert sich in diesen Neckereien; sie werfen ein heiteres Licht auf das Leben der Freunde, leihen seinem ernsten Inhalt den natürlichen Contrast, und erzählen uns, besser als der umständlichste Bericht, wie gesund und menschlich seine Farbe war (Wittmann). Erst vom April 1786 liegen wieder briefliche Zeugnisse vor, als Huber mit Körner's nach Leipzig ging und Schiller in Dresden zurückblieb. Wir können hier noch einen bisher verloren geglaubten Brief Huber's an Schiller nachtragen und schicken zu seinem Verständniß einige Anmerkungen voraus.

Die drei Freunde hatten damals verschiedenartige geistige Interessen. Der im Grunde recht unproductive Körner war damals mit Kant beschäftigt, Schiller steckte tief im Studium der Geschichte, und der ihm wahlverwandte Himmelstürmer Huber widmete sich den diplomatischen Anfangscursen. Ihnen gemeinsam aber war die Sehnsucht nach dem Schönen, der Enthusiasmus für das Ideal, die Freude am poetischen Schein. Während sich aber der nüchterne, bedächtige, etwas umständliche Körner in seinem bürgerlichen Berufe sehr wohl fühlte und Huber sich schon als künftigen Staatsmann sah, suchte Schiller noch immer seinen Beruf; bald wollte er sich auf Rechtswissenschaft werfen, bald wieder die Medicin vornehmen oder statt des Sängers ein Held werden. Hatte er doch bei der Abreise von Mannheim seinem Freunde Streicher die Hand darauf gegeben, er werde ihm erst dann ein Lebenszeichen zukommen lassen, wenn er — Minister geworden sei. Nebenher wurde am „Don Carlos" gearbeitet und die „Thalia" redigirt. Im dritten Hefte erschienen Philosophische Briefe zwischen Julius (Schiller) und Raphael (Körner). Leider sträubte sich die sächsische Censur gegen das Erscheinen des „Dom Carlos" in der „Thalia", und Professor Wenck, ihr Vertreter in Leipzig, bedrängte deßhalb sowohl den Dichter als den Verleger (Göschen). Und hier setzte das erste diplomatische Debüt Huber's ein, indem er mit seinem „Talent zu Negociationen" die Censurschwierigkeiten hob, so daß, wie er Schiller am 15. April schrieb, „nicht völlig zwei Zeilen von dem Manuscript aufzuopfern" waren. Nebenbei correspondirte Huber in Leipzig auch mit Charlotte von Kalb, der er in Schiller's Auftrag die Aushängebogen der „Thalia" nach Mannheim zu schicken hatte. „Mein Brief aber", entschuldigte er sich, „war nicht der klügste von allen Briefen, die geschrieben worden sind und noch geschrieben werden sollen, denn ich war damals zerstreut und überhaupt nicht sehr bei Laune, so daß ich's nicht gern hätte, wenn Charlotte so viel Gewicht auf einen gut geschriebenen Brief legte, als Dorchen." Dieses ist natürlich seine Braut, während die von den Freunden „Charlotte" genannte Frau eben Charlotte v. Kalb ist, jene im Zeitgeschmack empfindsam überspannte Freundin von Goethe, Herder und Jean Paul, in deren Netzen der arme Schiller jahrelang zappelte. Sie hatte ihn 1784 in Mannheim kennen gelernt, wo er bald in ihrem Hause verkehrte, auf der Grenzscheide zwischen Liebe und Freundschaft. Der vielliebende, schwärmerische Jüngling suchte schon damals unausgesetzt eine Lebensgefährtin. Nachdem die Leidenschaft für Laura, ob diese nun Wilhelmine Andreä hieß oder die Hauptmännin Vischer war, verraucht, hatte ihm die „schöne Schwanin" — oder vielmehr ihr Vater, der Buchhändler — einen Korb gegeben, nebenher liefen Liebeleien mit der Professorstochter Albrecht, ein ernsthaftes Werben um die Hand der Schauspielerin Katharina Baumann und seine Neigung zu Charlotte v. Wolzogen. Die Liebe zu Frau v. Kalb saß wohl tiefer und beglückte ihn doch nicht. Auch um ihretwillen verließ er Mannheim und zwar mit der deutlichen Klage:

„Mir schauerte vor dem so nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor Deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!"

Er hatte sich also losgerissen, aber noch in Dresden wechselte er eifrig Briefe mit ihr. Um Ostern 1786 verließ sie die Pfalz und begab sich von Mannheim nach Kalbsried auf das Gut ihres Schwagers, wo Schiller sie besuchen sollte. Unterdessen war Huber in nicht minder „zerrissener" Stimmung als Schiller. Trotz der Eltern und Freunde ist ihm in Leipzig „weder wohl noch weh"; ja derselbe Mensch, der soeben aus dem lebendigen Verkehre mit einem der größten Geister seiner Zeit herausgetreten, klagt ihm: „Die Leerheit der letztverwichenen sechs Monate steht fürchterlich vor mir!" Freilich, im Vergleich

Digitized by Google

zu Schiller durfte er schon muthlos werden, denn die paar Beiträge in der „Thalia“ und eine Uebersetzung von Beaumarchais' „Tollem Tag“ und Anderes aus dem Französischen und Englischen, das war Alles leichtes literarisches Gepäck. Er sehnte sich nach etwas, was ihm „Achtung für mich selbst einflößt“ und wollte vor der Hand allerlei übersetzen. In ähnlich verzweifelter Stimmung war also auch sein großer Freund. Am 1. Mai schreibt Schiller an Huber: „Ich bin jetzt fast unthätig. Warum? wird mir schwer zu sagen. Ich bin mürrisch und sehr unzufrieden. Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammengezogen, und die Lichter meiner Phantasie sind ausgelöscht. Sonderbar, fast jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Krisis — die Natur bereitet eine Zerstörung, um neu zu gebären. Kann wohl sein, daß Du mich nicht verstehst, aber ich verstehe mich schon. Ich könnte des Lebens müde sein, wenn es der Mühe verlohnte, zu sterben.“ Gerade auf dieses Schreiben Schiller's sind wir heute in der Lage, Huber's bisher ungedruckte Antwort hier abzudrucken.

Leipzig, d. 11. Mai, 1786.

Ich will sehen ob ich's bei wütenden Kopfschmerzen und ziemlich starkem Husten und Schnupfen so weit bringen kann Dir etwas gescheites zu schreiben. Anstrengung wird es gewis kosten, da überhaupt seit einiger Zeit meine Vernunft den Krebsgang genommen hat; indessen, wenn der Krüppel mit einem Lahmen zusammenkömmt, kann keiner dem andern seine Krüke vorwerfen. Willkommen, Bruder zerschmetterter! — wenn anders der Periode worinn Du Deinen letzten Brief schriebst noch keinem andern Plaz gemacht hat. Du brüstest Dich mit Deinem Scharfsinn in Ergründung der Quellen meiner iezigen Laune, und ich bilde mir ein daß ich nicht weniger besize als Du, denn die Deinige ist mir samt ihren Ursachen und Würkungen allen, sonnenklar. Aber Geheimnis gegen Geheimnis, ich werde Dir meine Hipothesen auch nicht an den Hals werfen wenn Du nicht tauschen willst. Ueberhaupt wünscht' ich nicht daß Nikolai*) Deinen neulichen Brief an mich zu Gesicht käme; es ist so viel mistisches darinn daß er Dich für einen heimlichen Jesuiten halten müßte.

Mit meinen litterarisch-ökonomischen Negoziationen bin ich heute, den 11ten Mai grade so weit als ich's den 7ten April war da ich von Dresden abreiste. Nachdem ich mich lange genug mit dem paysan parvenu herumgeschlagen hatte, und am Ende fast den Entschlus hätte fassen müssen es an den Knöpfen abzuzählen ob ich ihn übersezen sollte oder nicht, hat eine Ankündigung von Mylius daß in kurzem eine Uebersezung des paysan parvenu von seiner Feder bei Rellstab in Berlin herauskommen würde,**) meiner Unentschlossenheit ein Ende gemacht. Und fast möcht' ich mich darüber freuen, denn bei'm neuen Durchlesen dieses Buchs hab' ich fast unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden. Das Kolorit von Marivaux ist sein Hauptverdienst, und so unzertrennlich mit seiner Ursprache und der Bildung der Ideen in seinem Kopfe verbunden, daß es nothwendig in der Uebersezung verloren gehen müßte; als dann aber bliebe wenig mehr übrig. Auch hab' ich mich eine kurze Zeit mit Otways gerettetem Venedig geschleppt.***) Du hast wahrscheinlich das Stük nicht gelesen, wenigstens mus ich's nach Deiner Intoleranz gegen alle Englischen Dichter die nicht Shakespear heissen, voraussezen. Es ist sehr berühmt, eines der ärgsten Scharwenzel auf den Englischen Bühnen. Auch hatte es für mich anfangs viel reizendes, aber ich bekam die Versuchung die wahre Geschichte des Stüks zu lesen, nahm die conjuration contre Venise des Abbé F. Réal vor, worinn sie beschrieben ist, und der gute Otway wurde mir nun würklich verächtlich. In der That, hab' ich ie ein Faktum so beschrieben gelesen, daß es alle meine Forderungen erfüllte und einen wahren Enthusiasmus in meiner Seele zurükliesse, so ist es diese Verschwörung von F. Réal. Ich nehme sie mit nach Dresden, Du mußt sie auch lesen.*) Sein Karlos hatte mir wenig Respekt für ihn eingeflößt, aber es ist auch nicht zu begreifen wie dieser und die conjur. contre Venise von einerlei Kopf herausgegangen sind. Der Otway ist ein wahrer Sünder daß er diesen vortreflichen Stof so ganz und gar nicht gefaßt hat; seine unterschobnen Fiktionen sind gegen die Wahrheit so mager so klein, daß ich ihm blos deswegen alles Genie abspreche. NB. er wird für eins gehalten. Dabei hab' ich auch gefühlt wie dankbar für den Erzähler ein solches einzelnes Faktum aus der Geschichte wuchert, das so meteorisch hervorleuchtet und dem das Schikal selbst so bequeme Schranken gesezt hat, daß es dasteht und zu warten scheint bis es aus dem ungeheuern Chaos der Weltgeschichte hervorgerissen wird. Vorzüglich macht es einen interessanten Anblik mit welcher Zauberei ein großes weitläuftiges Verbrechen wie dieses, so gewaltige Kräfte wekt und in Thätigkeit sezt die gewis ohne dasselbe ewig geschlafen hätten. Aus dem unscheinbarsten, gröbsten Stoff wächst oft kolossalische Größe hervor wenn das Schicksal nur den Samen dazu hineingeworfen hat. Diese Erscheinungen müssen, dächte ich, für das was man den Schwall der Menschheit nennen möchte, mehr Ehrfurcht einflössen, und der gemeine Soldat der iezt nichts ist als der Hunderttausendste in dem Heer von Maschinen, könnte vielleicht, wenn er in den Fall gesezt würde, den Untergang von Hunderttausenden bestimmen. Freilich ist auch da immer Ein großer gebildeter Geist der die übrigen lenkt, aber er lenkt sie in Fällen wie diese so daß sie wie Menschen handeln müssen, nicht wie Automaten. Er spinnt ihre Handlungen aus ihrer eignen Seele heraus, er kettet sie nicht an einen gewissen steifen Mechanismus. — Kurz, ich möchte noch eine Verschwörung erleben! —

Eine sehr angenehme Nachricht wird es Dir seyn daß ich gestern den letzten Bogen des 3ten Hefts der Thalia korrigirt habe. Ich habe alle Mühe gehabt es dahin zu bringen daß die Abwechselungen des Druks dem Verstande gemäs in den lezten Bogen beobachtet werden, endlich aber hoff' ich daß es mir gelungen ist.

Du wirst von Körnern erfahren haben daß ich mich wieder anders entschlossen habe wegen der zwei Volmarschen Briefe. Ich glaube würklich daß es sehr gewinnen wird wenn der 2te Brief von einem andern geschrieben ist als der erste. Treibe nur an Körnern daß er's vor sich bringt, oder vielmehr, halt' ihn iezt durch nichts andres davon ab. Das Beste wäre freilich ich kaufte die ganze Auflage der Kantischen Schriften an mich, aber das ist etwas kostbar.**)

*) Der bekannte Berliner Aufklärer und Freund Lessing's.

**) Der emporgekommene Landmann, aus dem Franz. des Marivaux, neu übersetzt von W. C. S. Mylius. Berlin, 1787.

***) Thomas Otway's Drama erschien 1682.

*) Unter Schiller's Namen erschien 1788 eine „beinahe wörtliche“ Uebertragung: „Die Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618“ in seiner „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen“, die ein bloßer Auszug ist aus dem dritten Bande von Duport du Tertre's Sammelwerk Histoire générale des Conjurations, Conspirations et Revolutions célèbres, Paris 1763. Dieser einzig erschienene Band enthält nur ein Vorwort aus Schiller's Feder. Aber Saint Réal's „Don Carlos, nouvelle historique, 1672“ war die Hauptquelle Schiller's für seinen „Don Carlos“, an dem er gerade damals schrieb. Die Verschwörung Bedemar's hat Boas als Schiller's Werk in dessen Nachträge aufgenommen, Vollmer ihm mit Recht abgesprochen. Der hier mitgetheilte Brief gestattet den Schluß, daß kein Anderer als der von Saint Réal so begeisterte Huber der Uebersetzer ist. Er hat für Schiller's „Rebellionen“ auch die Rienzi-Verschwörung übertragen.

**) Huber's Befürchtung war nicht ohne Grund, wie Schiller's Scherz zu Körner's Geburtstag 1787 beweist, worin er zwei Zeilen der Philosophischen Briefe als das ganze literarische Ergebniß eines Körner'schen Vormittags mit gutmüthigem Spott anführt. Die zwei Zeilen blieben symbolisch.

Digitized by Google

In 8 bis 10 Tagen, wenn's Glük gut ist, sind wir wieder beisammen. Sonst hätt' ich Dir eine Menge schöner Sachen darüber geschrieben; iezt will ich für iene Sünden büssen und Dir blos ganz einfach, ganz troken sagen: ich freue mich darauf. Darüber wird das Schiksal doch hoffentlich nicht böse werden? — Im Grunde soll diese Kälte eine Art von Kriegslist seyn; der Raker (i. e. das Schiksal) wird nichts böses von mir ahnden, alsdann überrumpl' ich es, — und zwing' ihm mit gewafneter Hand eine Gunst ab. **Trompetenstos!**

Leb wohl Lieber und gedenke meiner! Närrisch genug! Ich verfalle iezt halb und halb in eine satirische Laune. Zum Glük, oder wenn Du willst zum Unglük, gilt aber meine ganze Satire nur mir.

Grüße alle an die ich
nicht selbst schreibe.

Huber.

Die Nachrichten von Charlotten haben mich herzlich gefreut. Nun wird die Ueberraschung um desto früher vor sich gehen können. Aber der Ueberschwung von Wonne der Dich außerdem erwartet — wirst Du den ertragen können? Sie zu sehen die vom Himmel und allen Seraphins Dir bestimmt war? — Ich möchte dabei seyn, wenigstens die Rolle des Vertrauten zu spielen und Dich zu halten wenn Du in Ohnmacht fällst.

Schiller's Antwort auf diesen Brief ist bekannt. Am 17. Mai berichtet er von fortdauernder Unthätigkeit, doch hat er für den Musikdirector Fränzel aus Mannheim, der eine Woche in Dresden zugebracht, zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette gemacht. In diesen hypochondrischen Stimmungen wird, neben dem Karlos, ein anderes Stück „Der Menschenfeind" begonnen. Auch schreibt er, dem Freunde von Uebersetzungen englischer Stücke abrathend, das kühne Wort: „Es gab eine Epoche in Deutschland, wo es Verdienst hätte heißen können, aber jetzo verachtet der Luxus der Literatur diese Beisteuer aus fremden Landen". — Uebrigens verschob sich das Wiedersehen mit Charlotte von Kalb, auf das Huber oben neckend anspielte, (in der letzten Zeile sogar mit einem Anklang an eine berüchtigte Stelle der „Räuber") und Schiller selbst, der bald darauf sich in die berufsmäßige Courtisane Henriette von Arnim verliebte, schien keine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Freundin mehr empfunden zu haben; auch wissen wir aus einem späteren Briefe Huber's, daß sich Schiller's Einsamkeit bisweilen in eine „Zweiheit" verwandelte. Erst im Juli 1787 eilte Schiller nach Weimar, wo ihm Charlotte, die von Gotha dahin gezogen war, als freundliche Führerin durch das Gesellschaftsleben diente. Aus diesen unfruchtbaren Banden der hysterischen Kokette sollte ihn bald eine andere Charlotte erlösen, seine edle Gattin. Schiller's Weggang von Dresden war keine bloß vorübergehende Trennung, wie die Freunde gedacht hatten. Sie sprengte den Freundeskreis für immer. Nur Körner mit seinen Damen blieb an der Elbe zurück, denn auch der junge Diplomat Huber ging von dannen. In Mainz ließ er sich von dem Clubbisten Georg Forster dessen Frau Therese abtreten und hob das Verlöbniß mit Körner's Schwägerin auf. „Er bleibt, was er ist, ein räsonnirender Weichling und ein gutmüthiger Egoist", tröstete Schiller die Verlassene. Aber was die Freunde voller Mitleid befürchteten, traf nicht ein. Der Schwächling Huber hat in der unermüdlichen Therese Forster seinen Meister und sein Glück gefunden. In der harten Schule des Lebens reifte er zum Mann. Als der erste Redacteur der Ulmer (jetzt Münchener) Allgemeinen Zeitung und als Redactrice des Cotta'schen Morgenblattes gehören Ludwig Ferdinand und Therese Huber zu den Begründern des modernen Journalismus.

Vom ersten deutschen Parlament.

Erinnerungen von Hugo Wesendonck.

(Schluß.)

Den Aufständischen von 1830 ging es schon besser. Sie waren noch in voller Manneskraft. Aber sie wollten, wie der alte Welcker, den Strom in seinem Bette zurückstemmen. Doch das ging nicht. Er mußte sich im Sande verlaufen. Sie waren abgethan, genau wie später die 48er, z. B. Loewe-Calbe, ein sonst so vortrefflicher, hochgebildeter und liebenswürdiger Mann, ein Präsident großer parlamentarischer Versammlungen, der neben Simson, auch einem Muster-Menschen, genannt werden muß.

Im Ganzen gab es so viele hervorragende, ausgezeichnete Gelehrte und auch Staatsmänner im Frankfurter Parlament, daß trotz des Unkrautes und der Spreu, die darin auch massenhaft mit unterlief, ein Jeder davor seinen Hut abziehen sollte und der heutige Reichstag denselben sich in Ernst, Würde, Ehrenhaftigkeit und Streben nur zum Muster nehmen könnte.

Heinrich von Gagern habe ich bisher vernachlässigt. Die Linke hat ihm von Anfang an Unrecht gethan. Er war wirklich ein freisinniger Mann und ehrlich. Er sympathisirte mit dem Alt-Liberalismus. Aber die Linke konnte bei ihrer enormen Minorität nicht erwarten, einen ihrer Richtung näher stehenden Mann auf dem Präsidenten-Stuhle zu haben und hätte Gagern nicht so sehr verhöhnen sollen. Gagern hatte selbst Hecker und dem alten Itzstein, auch eine schon vor 1848 erloschene Leuchte, nahe gestanden. Daß die Rechte ihn — Gagern — später auch verließ, war undankbar. Er gehörte zu der Majorität. Er wollte das Beste, er war unparteiisch, so weit er es vermochte. Er war würdevoll, ich möchte fast sagen, pomphaft, und von beiden Seiten wurde er verkannt. Sein „kühner Griff" war kein Fehler. Es war von vornherein unmöglich — sobald die Republik ausgeschlossen war — einen andern als einen preußischen Fürsten an die Spitze Deutschlands zu stellen. Aber die Sache wäre zu deutlich gewesen, wenn man auch schon zum Reichsverweser einen preußischen Prinzen gewählt hätte. Es blieb nur ein österreichischer Prinz übrig, und indem Gagern denselben vorschlug, bereitete er die spätere Wahl Preußens vor, obschon er als Katholik und Groß-Deutscher Oesterreich näher stand. Das Groß-Deutschthum aber hat ihm bei der preußischen Rechten den Hals gebrochen, und so wurde er vor der Zeit ein verschollener Mann. Die Linke warf ihm namentlich vor, daß er gleich im Anfang die Souveränität der Nation proclamirt hatte und nun später doch für die Vereinbarung der Verfassung mit den deutschen Fürsten eintrat. Aber er erwiderte mit Recht, daß die „Nation" die Fürsten einschlösse und deßhalb habe er sich nicht für die Souveränität des „Volkes" ausgesprochen. Wie dem aber auch sein möge, die Republik war eine Unmöglichkeit und die einzige Chance, daß das Parlament überhaupt irgend etwas zu Stande brachte, lag in der preußischen Spitze. Hätte Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angenommen, das ganze Volk, Nord, Süd, Ost und West hätte ihm mit Begeisterung zugejauchzt, und wer sich widersetzt hätte, Fürst oder Unterthan, wäre ein verlorener Mann gewesen.

Der Fürst Lichnowsky, der in Folge des Aufstandes auf der Pfingstweide den Tod erleiden mußte, nachdem er eben zuvor vor den Fenstern der Madame ..... paradirt hatte und das Volk von der Tribüne herab bei jeder Gelegenheit verhöhnte, war auch eine tüchtige Kraft der Rechten. Zwar lag er mit der deutschen Grammatik beständig im Kriege, aber er hatte Gedanken und Geist und verstand es, das Parlament zu haranguiren wie kein zweiter. Er war indessen ein Abenteurer vom Wirbel bis zur Zehe, und sein Freischaarenthum im Dienste des Don Carlos hatte ihn zu einem tragischen Ende prädestinirt. Elegant, jung, schön, ritterlich und nicht ohne Witz und Satire, war er eine der hervorragendsten Gestalten des Parlaments. Er war ein fleißiger, gewandter

Digitized by Google

Redner und besaß Kenntnisse genug, um seine Worte auszuschmücken. In der großen Polen-Debatte, wo es sich darum handelte, ob Preußisch- und Oesterreichisch-Polen in dem Deutschen Reiche aufgehen sollten, sprach er die berühmten Worte: „Das historische Recht hat keinen Datum nicht!“ Man lachte. „Wer lacht da?“ rief er wuthentbrannt und wiederholte: „Das historische Recht hat keinen Datum nicht!“ Aber man lachte und lachte. Er aber verhöhnte die Tribünen und es entstand ein solcher Heidenlärm, daß der Präsident zuletzt die Tribünen räumen ließ. Dieser und andere Vorfälle hatten ihn beim Volke so verhaßt gemacht, daß man sich nicht wundern darf, daß der Pöbel, als sich Lichnowsky bei dem Pfingstweide-Aufstande mitten unter ihn begab und gewissermaßen provocirte, an einen Baum band und erschoß. Auerswald war das zweite aber unverschuldete Opfer dieses Aufstandes.

Die Polen-Debatte brachte eine andere Größe in den Vordergrund. Wilhelm Jordan, der Nibelungen-Dichter, that sich darin hervor. Er hatte bisher zur Linken gehört und war ein Anhänger von Robert Blum. Aber ganz unerwartet sagte er sich in der Polen-Debatte von der Linken los und ließ eine Philippica gegen die Polen vom Stapel, die seine Freunde beleidigen mußte. Er hatte vielleicht in der Sache nicht Unrecht, denn die Polen haben die Deutsch-Liberalen stets nur benützt, um sich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Mieroslawski insbesondere war der böse Geist des Badischen Aufstandes. Aber Jordan's Manier war verletzend, und gerade darum wurde er von der Rechten mit um so mehr Enthusiasmus aufgenommen. In Folge seines Uebertritts wurde Jordan, als noch keine Marine existirte, Marine-Secretär, und damals sang Moritz Hartmann von ihm:

„Wo ist denn der Jordan?
Wißt ihr denn nicht das?
Ei, für ihn ist fortan
Seine Zukunft Spaß.
Ihn hat Herr von Schmerling
Trefflich conservirt
Und als Deutschen Hering
Reichs-einmarinirt.“

Herr Jordan wolle mir diese Episode, ihres köstlichen Humors wegen, verzeihen. Man sieht, die Beute gehörte schon damals dem Sieger, und die Linke verlangte schon Stellen und Aemter.

Die Oesterreicher verhielten sich bei allen diesen Debatten sehr still, so Schmolka, der spätere Präsident des österreichischen Herrenhauses, Anastasius Grün, selbst Schuselka, der Sonntags-Nachmittags-Prediger, und eine Menge anderer tüchtiger Männer. Sie fühlten, sie waren im Deutschen Parlamente nicht zu Hause. Viele von ihnen stimmten zwar mit der Linken. Aber sie guckten doch nur aus den Ecken hervor, wo man sie nicht finden konnte. Nur Giskra, den späteren Bürger-Minister, muß ich ausnehmen. Er war ein entschiedener Westend-Haller und linker Centrums-Mann, ein tüchtiger, sehr gebildeter Schönredner, aber ohne innere Tiefe, und, wie sich später zeigte, Gründungen nicht abgeneigt.

Die eigentlich deutscheste Partei des Frankfurter Parlaments war der Deutsche Hof unter Blum. Das Casino war preußisch, der Englische Hof österreichisch, der Augsburger Hof ultramontan, der Nürnberger Hof kleinstaatlerisch, die Westend Halle halb preußisch, halb großdeutsch, und nur der Weidenbusch enthielt, glaube ich, viele unabhängig patriotisch gesinnte, hervorragende, aber in der Stille leuchtende Köpfe. Ich glaube Uhland und der Fürst Waldburg-Zeil, der übrigens fast immer mit der Linken stimmte, gehörten dahin. Auch wohl Rießer, ein höchst eminenter Kopf, der bei mehreren Gelegenheiten glänzte.

Der Deutsche Hof war durch und durch deutsch. Er zählte Mitglieder aus Ostpreußen und vom Bodensee, Oesterreicher, Sachsen, Württemberger, Bayern und Raubstaatler in Menge. Und Robert Blum war sein Chef. Und welch ein Chef! Alles in Allem, halte ich ihn für den besten Mann des Deutschen Parlaments. Ein Sokrates von Gesicht und Gestalt, aber breiter, dicker, stämmiger, mit hervortretenden Schultern und gewölbter Brust. Wie ein Eichenstamm stand er auf der Tribüne, etwas zur Seite sich neigend und den rechten Arm leicht bewegend, war er wie mit der Tribüne zusammengewachsen und imponirte nach jeder Richtung. Von der Theatercasse hatte er eine gründliche literarische Bildung mitgebracht, er hatte viel studirt und ein umfangreiches Wissen, namentlich in der Geschichte. Er hatte ein wunderbar klangreiches Organ, eine classische Ruhe und einen festen, durchdachten Plan in Allem, was er sagte. Er war ein brillanter Schönredner zugleich und hatte in allen Fällen ein höchst eindrucksvolles Auftreten. Sein Organ war ein vollkommener Bariton. Er war stets ernst, nie leichtfertig, immer bei der Sache. Er war überall geachtet, und ich möchte hinzufügen, gefürchtet, und die Frauen insbesondere verehrten ihn trotz seiner Häßlichkeit. Er war mit all' seinem gediegenen Streben ein Frauenabgott. Er war angenehm und humoristisch in der Privat-Unterhaltung. Als geborener Amerikaner hätte er es weit bringen können. Aus solchem Stoffe macht man Präsidenten. Lincoln war häßlicher, und Cleveland ist nicht viel hübscher. Wäre das Unmögliche damals in Deutschland möglich gewesen, es hätte sich nur um Blum oder Gagern handeln können, letzterer ein Muster edler Männlichkeit, ersterer fast ein Satyr. Vincke wäre nicht populär genug gewesen. Aber Blum hätte gesiegt, denn er war der beste Ausdruck des liberalen — meinetwegen klein-deutschen Bürgerthums.

Dennoch überflügelte Carl Vogt ihn im Parlament, namentlich bei der Rechten. Sein Scharfsinn, sein Wissen, seine Dialektik, seine Bonhommie, seine Satire, seine Rednergabe mußten immer einschlagen. Er war der geistreichste Kopf des Parlaments, nur Schmerling konnte sich mit ihm messen, aber Schmerling war boshaft, während das Wohlwollen Vogt's aus jedem Worte hervorguckte. Mit Vogt konnte man gut Freund bleiben, auch wenn man hart mit ihm aneinander gerathen war. Aber — Vogt hatte etwas Dilettantisches. Ich weiß nicht, ob er große Opfer zu bringen im Stande gewesen wäre. Blum war es, und er hat es bewiesen in der Brigittenau. Wäre Blum etwas mehr Diplomat gewesen in der Untersuchung, hätte er nicht so schroff auf seinem angeblichen Rechte der Unverletzlichkeit bestanden, er würde auch, wie Froebel, begnadigt worden sein. Aber es war vielleicht so besser: als Opfer wurde er größer. Blum ist und bleibt ein erschütterndes Denkmal unabhängiger Männlichkeit. Blum und Vogt waren Freunde. Vogt hätte eben so gut die Führerschaft im Deutschen Hofe beanspruchen können. Aber er war kein Streber und verzichtete darauf, zu glänzen. Er war ein gesunder, ehrlicher Demokrat und ist es bis zu seinem Tode geblieben. Aber man glaubte es ihm vielleicht nicht so ganz, denn er war ein Lebemann und liebte es, die Süßigkeiten aus allen Blumen zu holen. Doch das Gift ließ er darin.

Das deutsche Volk soll sich freuen, daß es zwei solche Kerle im Parlamente hatte wie Blum und Vogt, wenn auch heutzutage die von oben inaugurirte Interessenpolitik über ideales Streben lachen mag und es vorzieht, Deutschland auf ihre Art zu zerreißen. In dem heutigen Deutschen Reichstage stehen die Parteien weit schroffer einander gegenüber, als in dem viel verschrieenen Frankfurter Parlamente, welches doch, trotz alledem, der Boden ist, aus dem das heutige Deutsche Reich entsprossen.

Ich habe eben Froebel genannt. Einer der intelligentesten Köpfe des Frankfurter Parlaments. Ein Gelehrter. Aber ich muß etwas zurückgreifen, ehe ich von ihm und Anderen rede. Im Deutschen Hof waren zu Viele, die Chef sein wollten. Außer Blum waren da Froebel, Zitz und Trützschler, vielleicht auch Titus. Froebel aspirirte vielleicht weniger, aber er wurde von Anderen vorgeschoben, die Blum nicht mochten.

Digitized by Google

Zitz war das Herrschen von Mainz her gewohnt, und Trützschler muß schon in Leipzig ein Concurrent von Blum gewesen sein. Dies verursachte eine Spaltung. Die oben genannten Vier traten aus und gründeten mit Titus, Berger, Hartmann, Ludwig Simon u. A. den Donnersberg. Ich schloß mich auch an, namentlich wegen Ludwig Simon. Dieser Donnersberg galt für die äußerste Linke, für Radicale, vielleicht für Republikaner. Es waren eben Viele dabei, die nicht dahin gehörten, z. B. Ludwig Simon, Hartmann und ich. Der radicalste, in meiner Erinnerung der einzige wirkliche Republikaner im ganzen Parlament, war Schloeffel. Wer eigentlich im Donnersberg regiert hat, weiß ich nicht mehr. Ich glaube vorwiegend Zitz, und neben ihm Trützschler und ohne Prätensionen Froebel.

Froebel war der Angesehenste unter ihnen, überhaupt einer der angesehensten Männer des Parlaments. Er war ein Gelehrter und ein Radicaler, wie Arnold Ruge, der auch zum Donnersberg hielt. In der Theorie war Froebel den Conservativen gefährlich, aber in Wirklichkeit nicht. Er war zu milde, ohne Leidenschaft, ja ohne Sentiment, kühl bis an's Herz hinan. Dabei hatte er elegante Formen, war ein schöner Mann und im Innern wie im Aeußeren ein vollkommener Gentleman. Trotz seines Radicalismus schwärmte er für eine österreichische große Centralmacht mit ihrem Sitze in Wien oder Prag. Er hatte eine Brochure darüber geschrieben, die man später im Gefängniß bei ihm fand und die ihm wahrscheinlich das Leben rettete. Er war kein Heißsporn. Er war das vermittelnde Element im Donnersberg. Er galt viel bei der Rechten, und als er später direct von den Barrikaden, oder man kann sagen: „direct vom Galgen" aus Wien zurückkam, wo er zum Tode verurtheilt und von Windischgrätz begnadigt worden war, und namentlich, nachdem er seinen eleganten, ruhigen Vortrag über die Geschichte des Wiener Putsches gehalten hatte, da gab ihm die Rechte die Hand, und zu uns sagte sie: „Ja, wenn Ihr alle solche Leute wäret, wie könnten wir da zusammen gehen." Zur Zeit konnten sie das nicht, aber später, als Alles zusammengebrochen war, da erhielten sie Recht, denn Froebel wurde preußischer General-Consul, was ich ihm durchaus nicht übel nehme, denn wozu sollte er eitlen Träumen nachhängen, während er als hochgebildeter und humaner Mann sich nützlich machen konnte. Die Humanität aber ist, wenigstens in ruhigen Zeiten, der nothwendigste Charakterzug eines Staatsdieners, nothwendiger als Blut und Eisen.

Ich darf mich bei allen Anderen nur weniger lang aufhalten. Zitz war ein ausgezeichneter und wäre ein vorzüglicher Führer gewesen, wäre er nicht — verstimmt gewesen. Sein Ehrgeiz war verletzt, namentlich durch Gagern. Er kam daher nicht zur Geltung und ging fast immer über das Ziel hinaus. So namentlich in seiner Verbitterung gegen das preußische Heer. Aber später, als er in New-York wieder zur Advokatur griff, habe ich ihn bewundert. Er hatte all' seinen ehemaligen Glanz vergessen und arbeitete unermüdlich, still und erfolgreich für die ihm anvertrauten Interessen des Volkes.

Trützschler, ein anderer Concurrent von Blum, hatte enormen Einfluß im Donnersberg. Er war leidenschaftlich im höchsten Grade und immer zu dem Aeußersten bereit. Er war es, der den Deutschen Hof und den Donnersberg dazu trieb, den Aufständischen der Wiener Aula durch Blum, Froebel und Hartmann die Sympathien der beiden Clubs auszudrücken, wobei Blum das Opfer wurde. Er war aber auch selbst ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wie er durch seinen Tod im Badischen Aufstand bewiesen hat, während Brentano, der eigentlich die ganze badische Armee zum Uebergang zu den Revolutionstruppen veranlaßte und längere Zeit Dictator in Baden war, seinen Frieden mit dem Großherzog machte. Aber auch Brentano hatte seine Vorzüge. Seine Vertheidigung Hecker's war weit besser als die Anklage Widenmann's, und als er durch eine vielleicht unvorsichtige Anspielung auf die Reise des späteren Kaisers Wilhelm I. nach England einen furchtbaren Sturm hervorrief, wobei namentlich und leider auch Vincke mit den gemeinsten Schimpfworten gegen die Linke um sich warf, da prallten alle Angriffe wie an einem Felsen von ihm ab. Als damals Vincke Trützschler forderte, weil er den Prinzen von Preußen beleidigt habe, da antwortete ihm Trützschler: wenn Vincke sich für einen Andern schlagen wolle, so würde sein eigener Bedienter (er hatte wirklich einen) sich für ihn, Trützschler, schlagen.

Berger, der spätere Bürger-Minister, war ein sehr bedeutender Kopf. Er war verschlossen und sprach wenig. Ich erinnere mich insbesondere, wie er einmal Welcker, als dieser in Wuth gerieth, einen in rothen Sandstein übersetzten Neger nannte. Titus, der Bamberger Advokat, war zu gemächlich, um sich hervorzuthun. Aber er war auch eine kernige Natur. Ludwig Simon war ein begeisterter Redner, ein überzeugungstreuer Demokrat, im Angriff und in der Vertheidigung gleich brillant, eine höchst angenehme Erscheinung und ein großer Liebling der Damen. Er hat sich auch im späteren Leben, wo er bei Koenigswarter in Paris Cassirer und Antheilhaber war, als ein tüchtiger, einsichtsvoller Arbeiter bewährt. Moritz Hartmann, der reimende „Pfaffe Mauritius", zeichnete sich durch seine satirische Gedichte aus, von denen ich eben eins mitgetheilt habe. Er war auch auf den Barrikaden in Wien. Aber er entkam in einem Sarge. Er und sein Freund Alfred Meißner waren wie die Dioskuren. Beide verkehrten im Donnersberg, Meißner nur als Journalist.

Schließen wir den Donnersberg mit Schloeffel ab. Schloeffel war ein schlesischer Ex-Fabrikant und Gutsbesitzer, aber der radicalste Mann im Parlament. Obwohl kein studierter Mann, sprach er doch logisch und consequent, dabei machtvoll und kühn. Als er und Andere, unter ihnen der Verfasser, wegen des Pfingstweide-Krawalls zur Untersuchung gezogen werden sollten, sagte er dem Parlament: „Wenn ich einmal Revolution machen sollte, so sitzen Sie, meine Herren, nicht über mich zu Gericht." Sein Verbrechen sollte sein, auf der Pfingstweide gesagt zu haben:

„Wem aus Kanonen Mund
Sein letztes Stündlein blitzt,
Der stirbt den schönen Tod
Zu guter Stund.
Doch auf wem Lilliput
Mit tausend Nadeln sitzt,
Der stirbt Millionen Mal
Aus Millionen Wunden."

Auch er hat seinen Frieden später mit der Regierung gemacht und sein confiscirtes Vermögen wieder erhalten. Zur Zeit des Parlaments war er der einzige Socialdemokrat.

Als letzten, aber besten Mann, keiner Partei angehörig, möchte ich nur noch Ludwig Uhland nennen. Er war eine Zierde des Parlaments. Er war ein Demokrat von Gottes Gnaden und blieb seiner Ueberzeugung sein Leben lang treu. Er sprach wenig, — seine letzte Rede, die er kurz vor der Verlegung nach Stuttgart hielt, hatte den Zweck, Friedrich Wilhelm IV. zur Annahme der Kaiserkrone zu bestimmen. Diese Rede war eine der besten, die im Parlament gehalten wurden. Er sprach warm, beredt, überzeugend. Aber er verleugnete auch hier seine Ueberzeugung nicht und verlangte, daß auch ein Fürst mit einem Tropfen demokratischen Blutes gesalbt sein müsse, wenn er segensreich regieren wolle. Vielleicht hat dies Friedrich Wilhelm IV. in seiner Ablehnung bestärkt.

Als das Parlament sich nach Stuttgart verlegte, war sein letztes Stündlein nahe. Es mußte fort von Frankfurt, weil es von Militär umzingelt war und an eine freie Berathung nicht mehr gedacht werden konnte. Auch hatte die Hälfte der Mitglieder dasselbe bereits verlassen. Und als man nach Stuttgart ging, fiel wieder mehr als die Hälfte ab.

Digitized by Google

Diese Verlegung wurde durch den Pfingstweide-Krawall herbeigeführt. Der Verfasser, Ludwig Simon und Moritz Hartmann hatten bei einer Madame ....., einer der wenigen Damen der Gesellschaft, die zur Linken hielten, gespeist. Da die Hanauer Turner wegen der Annahme des Malmöer Waffenstillstandes auf die Pfingstweide eingeladen hatten, so schlug Einer uns vor, dorthin zu gehen. Ludwig Simon widerrieth, weil er glaubte, man wolle dort eine Revolution in Scene setzen. Aber wir gingen und wurden nolens volens in den Vordergrund und auf die Trübine geschoben. Man faßte dort den verrückten Beschluß, die Majorität des Parlaments für Verräther zu erklären, und diesen Beschluß anderen Tages zu überbringen. Kaum hatte die Parlaments-Sitzung anderen Tages begonnen, so dröhnten Keulenschläge an die Eingangspforte. Man öffnete nicht, aber man vertagte sich. Und nun begann der Barrikadenbau. Man widersetzte sich demselben nicht. Ein junger Officier, der mit seinen Truppen zusah, antwortete auf meine Frage, warum man den Barrikadenbau geschehen lasse, er habe keinen Auftrag ihn zu verhindern. Daher der Krawall oder Putsch, dem Lichnowsky und Auerswald zum Opfer fielen. Als aber die Truppen anfingen, die Barrikaden zu zerstören, da war nach wenigen Stunden der Kampf zu Ende, und Roesler von Oels, der Canarienvogel, schritt unter Kugelregen in das Quartier der Hauptwache, um eine Einstellung der Feindseligkeiten zu veranlassen. Es gelang, aber nun war in Frankfurt unseres Bleibens nicht mehr, und wir zogen nach Stuttgart, wo wir von der halb befreundeten Regierung Römer's Schutz erwarteten. Wir täuschten uns, und als wir, den Präsidenten Loewe an der Spitze, Uhland zu seiner Rechten und Schott, den Schwiegervater Römer's, zu seiner Linken, in das Parlamentshaus ziehen wollten, wo Tags vorher allerdings regierungsfeindliche Beschlüsse gefaßt worden waren, da empfingen uns Bajonette. Wir mußten uns zurückziehen, und nach einmaliger Berathung zerstreuten wir uns in alle Weltgegenden.

Dies ist meine Erinnerung, eine zwar verworrene, aber kurze und getreue Darstellung der Geschichte des ersten Deutschen Parlaments. Ich war in demselben nur ein gemeiner Soldat und Kämpe für dessen freiheitliche Bestrebungen. Aber Niemand wird leugnen, daß es eine der großartigsten Versammlungen aller Zeiten war und nur deßhalb elend zu Grunde ging, weil es entweder zu weit oder nicht weit genug ging.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein gewöhnlicher Mensch.

Von Anton Tschechow.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Pfingstfeiertag kaufte Dimow verschiedene Leckerbissen und Bonbons und fuhr zu seiner Frau in die Sommerfrische. Seit vierzehn Tagen hatte er sie nicht gesehen, und er sehnte sich nach ihr. Während der ganzen Fahrt und später, als er im großen Walde seine Sommerwohnung suchte, verspürte er Hunger und Müdigkeit und freute sich darauf, mit seiner Frau im Freien zu soupiren, und dann wollte er rasch zu Bett gehen. Er blickte freudig auf seine Pakete, die Caviar, Käse und Lachs enthielten. Als er seine Wohnung fand, sank bereits die Sonne. Die alte Magd sagte ihm, daß die gnädige Frau nicht zu Hause sei, aber vielleicht bald kommen werde.

Die Wohnung war klein und bestand nur aus drei Räumen mit schadhaften Dielen und sehr niedern Decken, die mit Zeitungspapier beklebt waren. In einem Zimmer stand ein Bett, im zweiten lagen auf den Stühlen Leinwand, Pinsel und fettiges Papier, Herrenmäntel und Hüte herum, und im dritten Zimmer fand Dimow drei unbekannte Herren. Zwei von ihnen waren brünett und trugen Bärte, der dritte jedoch war glatt rasirt und beleibt — augenscheinlich ein Schauspieler. Auf dem Tische brodelte der Samowar.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Schauspieler im tiefsten Baß und unfreundlich. „Suchen Sie etwa Olga Iwanowna? Dann warten Sie, sie kommt bald.“

Dimow setzte sich und wartete. Einer von den Brünetten schenkte sich Thee ein und fragte, indem er ihn müde und verschlafen ansah: „Wünschen Sie etwa Thee?“

Dimow wollte trinken und essen, lehnte daher den Thee ab, um sich nicht den Appetit zu verderben. Bald hörte man Schritte und das bekannte Lachen; die Thür wurde aufgerissen — Olga Iwanowna lief in's Zimmer, einen breitrandigen Hut und den Malerkasten in der Hand und hinter ihr her der lustige, rothbäckige Rjabowski mit großem Schirm und Feldstuhl.

„Dimow!“ schrie Olga Iwanowna außer sich vor Freude und legte den Kopf und die beiden Hände auf seine Brust. „Du bist es! Warum bist Du so lange nicht gekommen? Warum nicht? Warum nicht?“

„Wann hab' ich denn Zeit?! Ich habe immer zu thun, und bin ich einmal frei, dann trifft es sich immer, daß die Züge keinen Anschluß haben.

„Wie ich mich freue, Dich zu sehen! Ich träumte die ganze, ganze Nacht von Dir und befürchtete, daß Du erkranken könntest. Ach, wenn Du wüßtest, wie Du zur rechten Zeit gekommen bist! Du wirst mein Retter sein. Ja, Du nur allein kannst mich retten! Morgen wird hier nämlich eine besonders originelle Hochzeit gefeiert,“ fuhr sie lachend fort und band ihm die Cravatte. „Der junge Telegraphenbeamte der Bahnstation, ein gewisser Tschikaldiew, heirathet. Ein hübscher junger Mann, gar nicht dumm, und in seinem Gesichte ist etwas Kraftvolles, Bärenhaftes ... Man kann ihn als jungen Waräger malen. Wir Sommergäste interessiren uns Alle für ihn und gaben ihm das Ehrenwort, zu seiner Hochzeit zu kommen ... Kein reicher Mann, einsam, schüchtern — da wäre es eine Sünde, abzulehnen. Stelle Dir vor, nach der Mittagsmesse ist die Trauung und Alle gehen zu Fuß von der Kirche in die Wohnung der Braut ... Du verstehst ... Gebüsch, Vogelsang, Sonnenflecke auf dem Gras, und wir wie bunte Kleckse auf dem hellgrünen Grund — also originell und in der Art der französischen Impressionisten. Aber in welcher Toilette werde ich in die Kirche gehen, Dimow?“ fragte sie weinerlich. „Ich habe nichts hier, absolut nichts! Weder Kleid, noch Blumen oder Handschuhe ... Du mußt mich retten. Wenn Du gekommen bist, so will das Schicksal selbst Dir gebieten, mich zu retten. Hier sind die Schlüssel, Liebster, fahre nach Hause und nimm mein rosafarbenes Kleid, Du erinnerst Dich ja, es ist das erste, das im Schrank hängt ... Dann aus der Commode ... in der Lade links zwei Pappschachteln. Wenn Du die obere öffnest, liegt dort Tüll, Tüll, Tüll und verschiedene Stoffreste und darunter Blumen. Die Blumen nimmst Du alle behutsam heraus, zerdrücke sie nicht, dann werde ich wählen ... Und Handschuhe kaufst Du.“

„Gut,“ sagte Dimow, „ich fahre morgen und schick' es Dir.“

„Wieso morgen?“ fragte sie und sah ihn verwundert an. „Wann wirst Du denn morgen kommen können? Der erste Zug geht um 9 Uhr ab und die Trauung ist um Elf. Nein, Täubchen, es muß heute sein, unbedingt heute! Wenn Du morgen nicht da sein kannst, so schick' es mit einem Dienstmann. Nu, geh' doch ... der Personenzug muß gleich kommen. Versäume nicht den Zug, Herzchen!“

„Gut!“

„Ach, wie leid es mir thut, Dich fortzulassen!“ sagte Olga Iwanowna, und Thränen füllten ihre Augen. „Ach, warum habe ich Dumme dem Telegraphenbeamten das Wort gegeben!“

Digitized by Google

Dimow trank schnell ein Glas Thee, nahm ein Brödchen und ging sanft lächelnd zum Bahnhof. Den Caviar, den Käse und den Lachs aber verzehrten die zwei Brünetten und der dicke Schauspieler.

* * *

In einer stillen, mondhellen Julinacht stand Olga Iwanowna auf dem Verdeck eines Wolgadampfers und blickte bald auf das Wasser, bald auf die schönen Ufer. Neben ihr stand Rjabowski und meinte, die dunkeln Schatten auf dem Wasser seien keine Schatten, sondern ein Traum, und es wäre schön, im Angesichte dieser Zauberfluth mit dem phantastischen Schimmer, des endlosen Himmels und der melancholisch sinnenden Ufer, die alle von der Nichtigkeit unseres Lebens und dem Dasein eines Höheren, Seligen, Ewigen erzählen — zu vergessen, zu sterben, zu „einer Erinnerung" zu werden. „Die Vergangenheit ist vergangen und nicht interessant; die Zukunft nichtig und diese Nacht, diese einzig herrliche im Leben, wird auch bald vorüber sein und im Strome der Ewigkeit versinken — wozu also leben?"

Und Olga Iwanowna lauschte der Stimme Rjabowski's, der Stille der Nacht und dachte daran, daß sie unsterblich sei und niemals vergehen werde. Die Farbe des Wassers, die sie vorher noch nie so türkisblau gesehen, der Himmel, die Ufer, die Schatten erfüllten ihre Seele mit einer unbegreiflichen Wonne und sagten ihr, daß sie noch eine große Malerin werde und daß sie irgendwo, dort, hinter dieser Ferne, hinter der mondhellen Nacht, im unbegrenzten Weltenraum noch Erfolg, Ruhm, Liebe des Volkes erwarteten. Wenn sie so und ohne mit der Wimper zu zucken, lange in die Ferne hinaus starrte, sah sie Menschenmassen, Flammen, hörte sie feierliche Musik, Rufe der Begeisterung, und sah sich selbst im weißen Kleide, von allen Seiten mit Blumen überschüttet. Sie dachte auch daran, neben ihr stehe ein wahrhaft großer Mensch, ein Genie, ein von Gott Auserwählter ... Und Alles, was er bisher geschaffen, sei herrlich, neu, außerordentlich, und was sein Talent im reifen Mannesalter noch schaffen werde, müsse erstaunlich und erhaben sein; man erkennt das an seinem Gesichte, seiner Art sich auszudrücken. Von den Schatten, den Farbentönen der Dämmerung und dem Mondlichte sprach er so eigen, in seiner originellen Sprache, daß man unwillkürlich den Zauber seiner Macht über die Natur fühlte. Er selbst war sehr schön, eigenartig, und sein unabhängiges, freies, so gar nicht triviales Leben glich dem Dasein eines Vogels.

„Es wird kühl," sagte Olga Iwanowna und schauerte zusammen.

Rjabowski hüllte sie in seinen Mantel und sagte traurig: „Ich fühle mich in Ihrer Macht. Ich bin Ihr Sclave. Warum sind Sie heute so hinreißend?" Er sah sie unverwandt an, der Ausdruck seiner Augen war fürchterlich, und Olga Iwanowna bangte ihn anzusehen. „Ich liebe Sie wahnsinnig ..." flüsterte er, und sie fühlte seinen Hauch auf ihrer Wange. „Sagen Sie nur ein Wort, und ich werde nicht leben, ich gebe die Kunst auf," stieß er in heftiger Erregung hervor, „Lieben Sie mich, lieben Sie ...!"

„Sprechen Sie nicht so," wehrte sie ab und schloß die Augen. „Das ist schrecklich. Und Dimow?"

„Was Dimow? Warum Dimow? Was geht mich Dimow an? Die Wolga, der Mond, die Schönheit, meine Liebe, meine Begeisterung ... da giebt es keinen Dimow ... ach, ich weiß von nichts mehr ... Ich bedarf nicht der Vergangenheit, Schenken Sie mir einen Augenblick ... nur einen Augenblick!"

Olga Iwanowna pochte das Herz. Sie wollte an ihren Mann denken, aber ihre ganze Vergangenheit mit Dimow und den „kleinen Abenden" war versunken, überflüssig und weit, weit fort ... Und in der That, was ist Dimow? Warum Dimow? Was geht sie Dimow an? Existirt er denn überhaupt in der Welt und ist er nicht bloß ein Traum? Für ihn, den einfachen und gewöhnlichen Menschen, genügt das Glück, das er schon genossen, — und indem sie das dachte, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen. „Mögen sie mich verurtheilen, dort, und verdammen, ich gehe fort, Allen zum Trotz und richte mich zu Grunde, richte mich zu Grunde ... Man muß Alles durchkosten im Leben, Alles versuchen. Gott, wie schauerlich schön!"

„Nun? Nicht wahr?" flüsterte der Maler und umarmte sie und küßte ihre Hände, die ihn sanft wegzudrängen versuchten, wild und leidenschaftlich. „Du liebst mich? Ja? Ja? O, welche Nacht? Herrliche Nacht!"

„Ja, welch' eine Nacht!" sprach sie, ihm in die Augen blickend, die von Thränen glänzten; dann neigte sie sich zu ihm, umarmte ihn und küßte ihn auf den Mund. —

„Wir nähern uns Kineschma!" rief irgend Jemand auf der anderen Seite des Verdecks. Man hörte schwere Schritte, der Kellner ging vorbei.

„Hören Sie, rief ihm Olga Iwanowna nach, indem sie vor Glück lachte und weinte, „bringen Sie uns Wein!"

Der Maler war bleich vor Erregung. Er setzte sich auf die Bank und sah mit dankbaren Blicken auf Olga Iwanowna, dann schloß er die Augen und sagte lächelnd: „Ich bin müde!" Und er lehnte den Kopf an das Schiffsgeländer.

* * *

Der 2. September war still und warm, aber trübe und unfreundlich. In der Morgenfrühe lagen leichte Nebel auf der Wolga und nach Neun begann es zu regnen. Und es war auch keine Hoffnung, daß sich der Himmel aufhellte. Beim Thee sagte Rjabowski zu Olga Iwanowna, die Malerei sei die undankbarste, langweiligste Kunst, er selbst sei gar kein Maler, und nur Narren glaubten, er besitze Talent — ergriff er dann mit einem Male das Messer und zerkratzte damit seine beste Studie. Nach dem Thee saß er am Fenster und blickte trübselig auf das Wasser hinaus. Aber die Wolga war schon ohne Glanz, matt und kalt. Alles mahnte an den nahen Herbst. Es war, als hätte die Natur die grünen Teppiche an den Ufern, die Strahlenreflexe, die durchsichtig blaue Ferne, allen Festschmuck der Wolga hinweggenommen und bis zum nächsten Lenz in einen Koffer gepackt, und als flögen die Raben an der Wolga umher und neckten sie: „Nackt! Nackt!" Rjabowski hörte ihr Gekrächz und dachte daran, daß sich sein Talent schon ausgegeben, und daß Alles in dieser Welt conventionell, relativ und thöricht sei, und daß er sich nicht an dieses Weib hätte binden sollen ... kurz, er war schlecht gelaunt und verdrießlich.

Olga Iwanowna saß auf dem Bett hinter der dünnen Bretterwand, strich mit den Fingern durch ihr herrliches Goldhaar und dachte sich bald in ihren Salon, bald im Schlafzimmer, bald in die Studierstube ihres Gatten. Die Phantasie trug sie in's Theater, zur Schneiderin und zu ihren berühmten Freunden. Was mögen die jetzt wohl machen? Gedenken sie ihrer noch? Die Saison hat schon angefangen, und es wäre Zeit, an die kleinen Abende zu denken. Und Dimow? Der liebe Dimow! Zärtlich und klagend wie ein Kind, bittet er sie in seinen Briefen, bald nach Hause zu kommen. Jeden Monat schickte er ihr 75 Rubel, und als sie ihm schrieb, daß sie von den Malern hundert Rubel geborgt hätte, sandte er ihr auch diese. Welch' guter, großmüthiger Mensch! Olga Iwanowna war des Reisens müde; sie langweilte sich und sehnte sich rasch fort von dieser ewigen Nässe des Stromes und von den Bauern; sie wollte das Gefühl der Unreinheit abschütteln, das sie während der ganzen Zeit empfand, da sie so in den Bauernhütten lebte und von einem Dorf in's andere zog. Hätte Rjabowski den Malern nicht das Ehrenwort gegeben, mit ihnen bis zum 20. September hier zu bleiben, könnte man heute schon abreisen. Und wie schön wäre das! —

„Mein Gott," stöhnte Rjabowski, „wann wird endlich die Sonne kommen? Ich kann doch eine sonnige Landschaft nicht ohne Sonne fortsetzen!"

„Du hast ja noch eine Studie bei bewölktem Himmel," erinnerte Olga Iwanowna. „Du weißt doch, rechts ein Wald und links eine Heerde Kühe und Gänse . . Jetzt könntest Du sie vollenden."

Digitized by Google

„Ach was!“ rief der Maler verdrießlich. „Vollenden! Halten Sie mich wirklich für so dumm, daß ich nicht selbst weiß, was ich zu thun habe?“

„Wie Du Dich mir gegenüber verändert hast!“ seufzte Olga Iwanowna.

„Nanu?!“ ... das ist sehr gut.“ In ihrem Gesichte zuckte es, sie ging zum Ofen und brach in Weinen aus. „Thränen fehlen gerade noch ... Hören Sie auf! Ich habe tausend Gründe zum Weinen, und ich heule doch nicht.“

„Tausend Gründe!“ schluchzte Olga Iwanowna. „Der triftigste Grund ist aber, daß Sie meiner schon überdrüssig sind. Jawohl, Sie schämen sich unserer Liebe! Sie mühen sich immer, daß die Maler nichts davon merken, obgleich man es nicht verbergen kann und ihnen längst Alles bekannt ist.“

„Olga,“ rief er flehend und legte die Hand auf's Herz, „nur eines bitte ich mir aus: quälen Sie mich nicht! Weiter verlange ich nichts von Ihnen!“

„Aber schwören Sie, daß Sie mich noch immer lieben!“

„Das ist Quälerei!“ stieß der Maler zwischen den Zähnen hervor und sprang auf. „Es wird damit enden, daß ich mich noch in die Wolga stürze oder verrückt werde. Lassen Sie mich!“

„Dann tödten Sie, tödten Sie mich,“ schrie Olga Iwanowna. „Tödten Sie mich!“ Sie schluchzte wieder und ging hinter die Bretterwand, in den Schlafraum.

Auf das Strohdach der Hütte strömte der Regen unabläſſig. Rjabowski faßte sich an den Kopf und lief von einer Ecke in die andere, drückte dann entschlossen, als wollte er Jemand etwas beweisen, die Mütze tiefer, hing das Gewehr um die Schulter und verließ rasch die Hütte. Indessen lag Olga Iwanowna auf dem Bett und weinte. Anfangs dachte sie daran, sich zu vergiften, damit Rjabowski sie todt fände, dann trugen sie die Gedanken wieder in den Salon, in's Arbeitszimmer ihres Mannes, und sie stellte sich vor, daß sie unbeweglich neben Dimow sitze und seine phyſiſche Ruhe und Reinlichkeit genieße, wie sie dann Abends im Theater sei und die Cavalleria Rusticana höre. Und die Sehnsucht nach der Civiliſation, nach dem Gewühl der Stadt und den berühmten Menſchen peinigte ihr Herz.

Ein Weib trat in die Bauernstube und begann langsam den Ofen zu heizen für das Mittagsmahl. Bald verbreitete sich ein Brandgeruch, und das Zimmer wurde blau vom Rauch. Die Maler kamen in schmutzigen, hohen Stiefeln, und ihre Gesichter waren vom Regen naß. Sie besahen sich die Studien und tröſteten sich, daß die Wolga auch im schlechten Wetter ihren Reiz habe. Die alte Wanduhr ging mit lautem Ticktack, die frierenden Fliegen sammelten sich im Winkel, wo die Heiligenbilder hingen, und summten, und unter den Bänken hörte man die Wanzen krabbeln ...

Rjabowski kehrte mit der Dämmerung zurück. Er warf die Mütze auf den Tisch, blaß und müde, ließ sich mit den schmutzigen Stiefeln auf die Bank nieder und schloß die Augen.

„Ich bin erschöpft,“ sagte er und schlug mühsam die Lider auf. Olga Iwanowna wollte sich einschmeicheln und ihm zeigen, daß sie nicht böse sei; sie ging also auf ihn zu, küßte ihn schweigend und strich über sein blondes Haar.

„Was giebt es?“ fragte er zusammenzuckend, als hätte ihn etwas Kaltes berührt. „Lassen Sie mich in Ruhe, ich bitte Sie!“ Er schob sie zur Seite, und es schien ihr, als ob sein Gesicht Abscheu ausdrückte. Indessen brachte das Bauernweib behutsam einen Teller voll Kohlsuppe, und Olga Iwanowna sah ihre großen Finger darin ... und das schmutzige Weib und die Suppe, die Rjabowski gierig zu essen begann, und die Hütte und dieses ganze Leben, das sie in seiner Einfachheit und maleriſchen Unordnung einst so sehr geliebt, kamen ihr jetzt schrecklich vor. Sie fühlte sich mit einem Mal angewidert und sagte kühl:

„Wir müssen uns für einige Zeit trennen, sonst überwerfen wir uns noch vor Langeweile mit einander. Ich habe dies Leben satt. Ich reise heute ab.“

„Auf dem Spazierstöckchen reitend?“

„Heute ist Donnerstag, das Dampfschiff kommt um halb zehn.“

„Richtig, ja! Na dann reise!“ sagte Rjabowski weich und wischte sich statt an der Serviette am Taschentuch den Mund ab. „Du langweilst Dich hier, Du hast nichts zu thun, natürlich! Man müßte schon ein großer Egoist sein, Dich zurückzuhalten. Fahre also, und nach dem 20. sehen wir uns wieder.“

Olga Iwanowna packte vergnügt die Koffer; ihre Wangen glühten vor Zufriedenheit. So ist es denn wahr, fragte sie sich, daß sie bald im Salon malen, im Schlafzimmer ruhen und auf einem Tischtuch speisen werde? Ihr wurde leichter um's Herz, und sie zürnte dem Maler nicht mehr. „Die Farben und Pinsel lasse ich bei Dir, Rjabuscha,“ sagte sie. „Was zurückbleibt, bringst Du mir ... Aber daß Du nicht ohne mich faulenzest und Trübsal blaſest und ordentlich arbeitest! Du bist mein braver Junge, Rjabuscha!“

Um neun Uhr küßte er sie zum Abschied, weil er sie wohl nicht auf dem Schiff vor den anderen Malern umarmen mochte, und begleitete sie zum Landungsplatz. Der Dampfer kam bald und entführte sie. Nach zwei und ein halb Tagen traf sie zu Hause ein. Ohne erst Hut und Regenmantel abzulegen, ging sie schwerathmend in den Salon und von dort in's Speisezimmer. Dimow saß am Tisch, ohne Rock, mit aufgeknöpfter Weste und wetzte das Messer an der Gabel. Auf dem Teller vor ihm lag ein Rebhuhn. Als sie die Wohnung betrat, war sie entschlossen gewesen, ihrem Manne Alles zu verheimlichen, und sie war auch davon überzeugt, daß sie die nöthige List und Kraft dazu habe. Als sie aber das breite, sanfte, glückliche Lächeln und die freudenstrahlenden Augen sah, fühlte sie doch, daß diesem Menschen etwas zu verheimlichen, abscheulich und ihr so unmöglich wäre, wie etwa zu stehlen oder zu morden, und da entschloß sie sich rasch, ihm alles Geschehene zu bekennen. Nachdem sie sich von ihm hatte umarmen und küssen lassen, kniete sie vor ihm nieder und bedeckte ihr Gesicht.

„Was giebt es, mein Kind?“ fragte er zärtlich. „Ist Dir nach mir bange geworden?“

Sie erhob das Gesicht, ganz roth vor Scham, aber Angst und Schande verwehrten ihr, die Wahrheit zu sagen. „Nichts,“ erwiderte sie, „mir ist nur so ...“

„Setzen wir uns,“ sagte er und führte sie zu ihrem Stuhle. „So ... iß Rebhuhn ... Du bist ausgehungert, Du armes Kind!“

Sie athmete gierig die heimiſche Luft und verzehrte das Rebhuhn; er sah sie mit freudiger Rührung an und lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Requiem.

Keine Trauerglocken sind durch's Land gegangen, als die furchtbare Kunde erscholl, die das Schlußzeichen setzt hinter das gewaltigste, wie eine Märchendichtung schimmernde Stück deutscher Geschichte. Die ehernen Stimmen der Thürme schwiegen, und in den Gotteshäusern, die des Sonntags wegen zufällig gerade offen standen, ward der Name des gefallenen Riesen so wenig erwähnt, wie während der drei Tage, da er verzweifelt mit dem Tode rang. Die hohe Obrigkeit hatte keine öffentlichen Fürbitten angeordnet, und man wußte nicht recht, ob ein Kanzeldank an den Dahingegangenen ohne Disciplinaruntersuchung bleiben würde. Deßhalb schwieg man lieber und würgte das Wort hinunter. Schwerfällig flatterten auf den Staatsgebäuden die Flaggen Halbmast empor; das graue Haus in der Wilhelmstraße, von wo aus der Allmächtige neunzehn Jahre lang die Geschicke der Welt geleitet hatte, sowie der inschriftenlose Reichstagspalast entbehrten bis spät in

Digitized by Google

den Sonntag Morgen hinein des grüßenden Fahnenschmuckes. Der neue Herr war nicht daheim, und die Dienerschaft fürchtete, taktlos zu sein und Anstoß zu erregen, wenn sie ohne Befehl trauerte ... Durch die Straßen der Stadt wälzte sich gleichgiltig schwatzend der Menschenstrom, dem Biere, dem Tanz und noch derberen Freuden entgegen. Draußen in den Vororten tobte die widrige Radauluft, die der Berliner Gemüthlichkeit nennt, schrillten die ekten Gassenhauer, die diesem Volke Musik bedeuten, und Abends kämpfte man den lieben alten Kampf um einen Platz in den Heringstonnen der Stadtbahnzüge. Auf keinem Gesicht verrieth auch nur ein leiser Zug, daß man sich der Bedeutung des Ereignisses ohnegleichen bewußt war, des erschütternden Vorganges, von dem die Jahrtausende singen und sagen werden ...

Zwölf Stunden vorher hatten die Nachtredacteure der gelesensten Zeitungen das Pult aufgeschlossen, darin Nekrolog und Lebenslauf fix und fertig lagen, und prompt wie eine Mitternachtrecension erschien am nächsten Morgen der geistvolle Leiter, der den Verstorbenen würdigte und mit Vorbehalt rühmte, seine innere, besonders seine agrarische Politik aber neuerdings für verfehlt erklärte. Das Gedenkbeiblatt stand schon seit vier Tagen fertig im Satze und brauchte nur noch in die Stereotypie zu wandern; auch die nöthigen Illustrationen von Künstlerhand hatte weise Voraussicht längst beschafft. Und gleichzeitig mit der Nachricht, daß der Schöpfer des Reiches dem niederzuckenden Blitzstrahl erlegen sei, vernahmen die Abonnenten die wichtige Meldung, ihr Leibblatt habe das Telegramm aus Friedrichsruh auf 950000 Extrablättern verbreitet. Bismarck's Tod eine billige Reklame, das niederschmetternde nationale Unglück ein gutes Geschäft ... Die Menschen unserer Zeit müssen, allen gegentheiligen Behauptungen zum Trotz, eiserne Nerven haben.

Jahrzehnte werden verrinnen, machtvolle Geschehnisse, grundstürzende Umwandlungen sich aus der Saat entwickeln, die der märkische Junker ausgestreut hat, ehe ein genialer Historiker es wagen wird, sein vorsichtig bescheidenes Urtheil über Bismarck's Werk zu fällen. Wir, die wir sein Leben sahen und seinen Tod, sind nicht dazu im Stande. Uns blendet das überhelle Licht. Alles, was wir thun können, ist, daß wir andächtig die Geschichte Deutschlands, die Weltgeschichte dieser letzten drei oder vier Decennien lesen — denn sie ist Bismarck. Gott wird den armen Federfuchsern vergeben, die hastig ihren Zeitungen kritische Abhandlungen verschachern; den Sekundapolitikern der maßgebenden Presse, die bereits ein rundes und nettes Votum gefällt, den Unermeßlichen nach ihrer A-B-C-Fibel gerichtet und säuberlich etikettirt haben — der Herr wird ihnen vergeben, denn sie wissen nicht, was sie thun, wissen nicht, wie sie ihrer selbst spotten. In einer Hinsicht freilich werden sie die Bewunderung Derer, die nach uns kommen, erringen. Den Spätern wird es unfaßlich scheinen, daß bei der Verwirrung und Verzweiflung, die die finstere Trauerkunde doch in jedem sich deutsch nennenden Herzen hervorrufen mußte, daß unter'm zermalmenden Druck des unbeschreiblichen Schmerzes unsere führenden Geister noch Geistesgegenwart und Größe genug besaßen, um dem Todten so schwungvolle Leitartikel nachsenden zu können. Die Spätern werden uns eben unmäßig überschätzen. Sie denken nicht daran, daß unsere Papierpapageien schwatzen müssen und daß nur ein mit Hirn und Seele ausgestattetes Geschöpf zur rechten Zeit zu schweigen versteht.

Die einzigen Empfindungen, die dem Deutschland unserer Tage an der Gruft seines Unsterblichen zukommen, sind grenzenlose Scham und Reue. Ein Schmutzfleck haftet auf uns, den Thränen nicht und alle Wasser des Meeres nicht fortwaschen können. Immerhin mögen nun, da von oben telegraphische Erlaubniß dazu eingetroffen ist, die Höflinge und die Klugen den ihnen insgemein so verhaßten Mann vergöttern und ihm Weihrauch aus dem Gefühlsramschbazar streuen. Die Schande wird damit nicht getilgt, sondern nur noch mehr an's Licht gebracht. Wie einen Pestkranken haben sie ihn gemieden, als königliche Huld sich von ihm wandte, als das Wort von der suprema lex, das sic volo, sic jubeo ihn aus Berlin trieb. Todtenstumm war es im Reichstage, dessen Abgeordnete sich doch der Immunität erfreuen. Niemand wagte auch nur einen Blick des Dankes. Der neue Reichskanzler erhob sich, um einen seiner Gemeinplatzregen loszulassen, und man fuhr aufathmend in der Tagesordnung fort — daß Bismarck gestürzt worden war, Bismarck, dem er Leben, Ehre, Alles verdankte, das hatte der Deutsche Reichstag in der Eile vollkommen vergessen. Ein paar Jahre darauf, als die Witterung umgeschlagen war und die Wetterhähne wieder nach Nordwest schauen durften, legte Herr von Levetzow mit dramatischem Pomp die Präsidialgewalt nieder, weil ihm seine Gefolgschaft den Bismarckgruß verweigerte — im Jahre 1890 aber, als dem Mannesmuth noch wirklicher Lorbeer grünte, unterließ er, der vor Allem Berufene, ängstlich jede Anspielung, die den Hof hätte verstimmen können. Erst die stramme bündische Fronde salbte der conservativen Partei einigermaßen den Rücken und bewahrte sie davor, gelegentlich der Anfrage des Grafen Hompesch über den Rückversicherungsvertrag mit Rußland wieder zitternd die Kniebeuge zu üben. Es mangelte seither nie an Bismarckgedichten, aber die Hündin Feigheit lag immer auf der Lauer, und von Zeit zu Zeit offenbarte sich, zwar meist unbewußt, aber darum nicht minder herrlich, die Bestialität. Neulich noch, wenige Tage vor'm Tode des in Ungnade Gefallenen, sprach ein conservativ gerichtetes Blatt die kaum verschleierte Vermuthung aus, der Einsame im Sachsenwalde habe die Preßenthüllungen über den Lippe'schen Fürstenstreit veranlaßt. Das Blatt liebt es, bei Hofe beliebt zu sein, und es fand in seiner erquickenden Einfalt keinen besseren Weg zum Ziele, als die Verleumdung Bismarck's. Calculirte es doch, daß man in einigen höheren Kreisen der Ansicht wäre, alle bedeutsamen Unannehmlichkeiten, die dem Throne erwüchsen, stammten unbedingt vom alten Kanzler her. Und der Geschichtsschreiber deutschen Parteilebens wird nicht vergessen dürfen, roth anzumarken, daß die letzte und und die schändlichste Verdächtigung, womit man den Ewigen bespritzte, nicht aus dem Lager seiner erbitterten und gehässigen, doch ehrlichen Feinde geschleudert worden ist, sondern einem gouvernementalen Cascaschädel entstammt.

Zu der Todtenfeier marschirt, mit Ausnahme der socialistischen Schloßbesitzer, Mäntelnäherinnenväter und Parteicasseninvaliden, ganz Deutschland auf, und mit der Hast des bösen Gewissens drängt sich das amtliche Deutschland besonders hervor. Es versucht in letzter Stunde die Erinnerung daran auszulöschen, daß der Caprivibrief an Prinz Reuß den Fürsten Bismarck und seine Familie mit dem Interdict belegte, daß damals ausdrücklich und streng der persönliche Verkehr mit ihm verboten wurde. Dem jetzt die prunkenden und schreienden Ehrenbezeugungen gelten und der ähnlichen Maskeraden in den letzten Jahren öfter mit gutem Humor zusah, der war Menschenverächter genug, um sie nicht zu verbieten. Ihren Werth hat er allerdings erkannt. Wir, die ihn geliebt haben, am zärtlichsten geliebt in den Tagen, da er geächtet war und gemieden, wir wollen nicht unduldsamer sein als er. Wir wollen die Blumengewinde und Palmen, die Lorbeerkränze, darunter sein Sarg verschwindet wie der gebrochene Riesenstamm unter der üppig wuchernden Orchideenpracht und dem Lianengerank des Tropenwaldes, wir wollen sie nicht mit ingrimmigem Lachen betrachten. Das Herz zwar hat gewiß keinen Theil daran, und sie stellen keine Abbitte dar, versinnbildlichen keine Reue. Aber daß sie, die dem verhaßten Greise einmal um das andere ihr gellendes „Willst Du denn ewig leben?" in's Ohr schrien, daß sie nun doch noch tief das Haupt vor ihm beugen müssen, nicht freiwillig, sondern unter'm Druck der nationalen Faust, in bebender Angst vor dem Rächerschwert der Geschichte — das ist die erste Genugthuung und Vergeltung. Selbst das Gefühl, den gefährlichen Eckart, den unbestechlichen Richter nun los zu sein, kann ihnen die bittere Demüthigung nicht versüßen. Wie der todte Cid, auf's Roß gebunden, den Seinen ferner Feldherr und sieggekrönter König war, so bleibt Bismarck des Deutschen Reiches Kanzler: unabsetzbar, unersetzbar in Ewigkeit.

Denen freilich, die ihn liebten, würde immer noch wohler zu Muthe gewesen sein in den rauchigen Vorstadtkneipen und Tanzböden

Digitized by Google

Berlins, wo man unbekümmert um den Untergang einer Welt, frech und dumm das Karlineken-Lied johlte und sich am elenden Bier erhitzte, als in dem glänzenden Trauergefolge, das den Sarg Bismarck's geleitet. Jene rüden Bengel und unwissenden Mädel haben ihm kein Leides gethan, so lange er lebte, und sie machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube, brauchen nicht zu grimassiren, nicht scheu die Blicke zu senken vor den leuchtenden blauen Augen, deren Glanz nie verlöschen wird. Heiß jedoch wallt es in unseren Gemüthern auf den Weisen gegenüber, den siebenfach gesiebten Alleskönnern, die heute mit ebenso großer Ergriffenheit rührende Grabreden halten und tiefinnerliche Abschiedsgrüße dichten, wie sie vor kaum acht Jahren Hohn und Geifer auf den in Ungnade Gestürzten spien. Aber die Leichenfeier des Einzigen wird ohnehin nicht im Glanz der Ordenssterne gerüstet. Sie unter'm Strahl der Himmelslichter zu begehen, in tiefer Einsamkeit und doch inmitten der Gemeinde aller Männer Deutschlands, das vermag und darf nur, wer dem Treuen die Treue gehalten hat. Caliban.

Notizen.

Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Von Fred Graf Frankenberg. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die vor Jahresfrist erstmals ausgegebenen Kriegstagebücher haben sowohl bei der Kritik als auch beim Publicum die glänzendste Aufnahme gefunden, wofür schon die Thatsache spricht, daß während des kurzen Zeitraums seit dem Erscheinen zwei starke Auflagen nöthig wurden. Um die Verbreitung des Buches in den weitesten Schichten des deutschen Volkes zu ermöglichen, veranstaltet die Verlagshandlung nunmehr diese billige Volks-Ausgabe. Aus unserer ausführlichen Anzeige des Werkes wissen unsere Leser, daß diese Kriegstagebücher von um so größerem Interesse sind, als Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Ereignissen der deutschen Entwickelung seit 1866 persönlich betheiligt war und sowohl Bismarck als auch den anderen hohen und maßgebenden Persönlichkeiten nahestand. In der Bismarck-Literatur, die nun nach dem Tode des Herrlichen noch größeren Umfang annehmen dürfte, wird das Buch einen der ersten Plätze einnehmen.

Zollern-Nürnberg. Roman von Karl Theodor Zingeler. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die Geschichte berichtet uns zwar von dem Grafen Friedrich von Zollern, der zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa die Burggrafschaft Nürnberg erhielt und damit den Grund für die erstarkende Zollernmacht legte, aber in welcher Weise dies geschah, ist nicht völlig aufgehellt. Mit geschickter Hand sucht nun der Verfasser diese Lücke auszufüllen, und in hohem Grade ist es ihm geglückt, seinen Gebilden das Gepräge der Wahrheit zu verleihen. Wir erfahren zunächst von den bedrängten Jugendjahren des jungen Friedrich von Zollern, der wohl des väterlichen Erbes beraubt worden wäre, wenn nicht treue Freunde ihm zur Seite gestanden hätten, insbesondere Hartmann von Aue, der Minnesänger. Auch über seine Lebensschicksale giebt es nur spärliche Nachrichten, aber außerordentlich geschickt hat der Verfasser aus den Werken des Meisters und den Schlüssen, die hieraus sich auf die Zeitverhältnisse ziehen lassen, ein Bild des wackeren Mannes construirt. Er erscheint als der väterliche Freund des jungen Zollerngrafen, und wesentlich ihm dankt es Friedrich, daß er allen Fährlichkeiten entrinnt. Neben diesen beiden Hauptfiguren ragt die Gestalt des Kaisers Rothbart auf, dem der Leser in das italienische Feldlager folgt, um Zeuge der blutigen Schlacht von Legnano zu werden. Nicht minder fesselnd als das wilde Kampfgetümmel schildert der Verfasser das Leben und Treiben auf den deutschen Edelsitzen und im Bürgerhause. Auch hier führt er als echte Repräsentanten ihrer Zeit eine Reihe kerniger Gestalten vor, und so rundet sich das Ganze zu einem culturgeschichtlichen Romane von überzeugender Lebenswahrheit. Uebrigens hat der frühere Roman des Verfassers „Der Reichskanzler", wie wir hier nachtragen wollen, nichts mit dem Fürsten Bismarck zu thun, sondern spielt ebenfalls wie der vorliegende im Mittelalter. Wir erwähnen dies nur, weil die vor einiger Zeit in Leipzig erschienene „Bismarck-Bibliographie" das Werk als einen Bismarck-Roman erwähnt und darüber die einschlägigen Romane unseres Herausgebers „Der Klatsch" und „Bismarck's Nachfolger" anzuführen vergißt.

Die Verbannten des ersten Kaiserreichs. Von Eduard Wertheimer. (Leipzig, Duncker und Humblot.) Der bekannte Wiener Historiker behandelt hier Louis Bonaparte, Jérôme und Katharina von Westphalen, Elisa Baciocchi, Karoline Murat, Fouché, Savary, Maret. Besonders ihr Thun und Treiben im Exil, ihre Ueberwachung durch die Polizei und ihre Intriguen im Getriebe der großen Politik während der Restaurationszeit werden erzählt und durch zumeist urkundliche Mittheilungen ergänzt. Die Akten des Staatsarchivs und des Archivs des Ministeriums des Innern zu Wien haben die reichste Ausbeute geliefert. Briefe der Verbannten wechseln mit solchen von Metternich, Sedlnitzky, Schwarzenberg, Kolovrat, mit Berichten von Polizeidirectoren oder untergeordneten Commissären u. A. m. Unter den Correspondenzen der Verbannten befinden sich nicht wenige aufgefangene Stücke, so daß man auch einen Einblick in das damals sehr ausgebildete österreichische Spionirsystem erhält. Vielfach neu sind die Charakteristik des ehemaligen Königs von Holland und die Mittheilung über die Entstehung seines Romans „Marie". Dann folgt Jérôme, der König Immerlustik mit der Württembergin Katharina, die ihm trotz der Drohungen ihres königlichen Bruders Friedrich als Schutzengel zur Seite blieb. Die Geschichte der Entweichung Jérômes aus Triest und des verunglückten Versuches seiner Gattin, ihm zu folgen, wird mit dramatischer Lebendigkeit geschildert. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des französischen Kaiserreiches.

Aus sieben Jahrzehnten. Von Hofprediger D. Rogge. (Hannover, Carl Meyer. Das Capitel „Im Vaterhause" giebt eine Schilderung von der Eigenart eines schlesischen Landpfarrhauses und dem guten, strengen Geiste darin, der es bekanntlich auch dem späteren Kriegsminister von Roon so anthat, daß er sich daraus seine Lebensgefährtin holte. Dann beschreibt Rogge das Leben in Schulpforta, in der so viele unserer bekanntesten Philologen und Theologen ihre Werdezeit durchgemacht haben und an der damals eine Reihe trefflicher und charaktervoller Lehrer ihres Amtes walteten. Aus der Bonner Zeit schildert Rogge besonders eingehend Ritschl. Während des Aufenthaltes in Stolberg war auch Roon, der inzwischen Divisionscommandeur in Düsseldorf geworden war, mehrmals Gast des bescheidenen Pfarrhauses. Rogge's amtliche Thätigkeit bahnte ihm auch den Weg zur Bekanntschaft mit dem Großherzog von Baden, der Prinzessin von Preußen und dem Prinzen. Mit der durch diesen vollzogenen Berufung nach Potsdam 1863 schließt das hübsche Buch.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Gute, spannende Romane,

Novellen, Kindergeschichten etc.

gesucht

für **zweiten Abdruck.**

Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Thüringisches **Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister. Nachweis von Lehrstellen für Volontäre. Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, C. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 13. August 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

I. U. LR. 29 Aug. '98

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Unsere Monroe-Doctrin. Von Contre-Admiral Réveillère. Mitgetheilt von Bertha von Suttner. — Georg Brandes über Polen. — Von Hermann Köser. — **Literatur und Kunst.** Ludwig Tieck als Dramaturg. Von Hugo Wenck. — Franz Liszt und die Frauen. Von Lüder Schulze. — **Feuilleton.** Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Tactvollen. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Unsere Monroe-Doctrin.

Von Contre-Admiral Réveillère.

Mitgetheilt von Bertha von Suttner.

Schon wurde eine amerikanische Escadre bestimmt, welche, falls die Friedensunterhandlungen sich zerschlagen, die spanischen Küsten bombardiren sollte. Wie würde Europa eine Aggression des europäischen Gebietes, die man vor einigen Monaten noch für ganz unmöglich gehalten hätte, wohl aufnehmen?

Das Resultat könnte ein erster Schritt zur Einsetzung der Vereinigten Staaten von Europa sein. Wäre dies der Fall — nun, dann würde der spanisch-amerikanische Krieg, neben vorübergehenden Leiden, einen fruchtbaren Keim für die Zukunft darstellen — denn es scheint, daß unsere arme Menschheit nur vorschreitet unter den Geißelhieben des Unglücks. Dem Paradoxen von Voltaire's unsterblichem Pangloß liegt das Wahres zu Grunde: „Je schlimmer es steht, desto besser es geht."

Die Erkenntnisse der europäischen Solidarität wäre sicherlich ein großer Schritt zum allgemeinen Weltfrieden. Denn ohne allen Zweifel: der Krieg ist bestimmt, zu verschwinden; der Krieg ist die natürliche Form der Vergangenheit, der Friede ist die natürliche Form der Zukunft. Das Thier zerstört zur Befriedigung seiner Bedürfnisse; der Mensch producirt zur Befriedigung der seinigen; daher findet der rohe Kampf um's Dasein keine absolute Anwendung auf das Menschengeschlecht, und findet sie täglich weniger. Durch den Eintritt der großen Industrie ist der Mensch der animalischen Phasen der Zerstörung vollständig entrückt worden, um in die sieghafte humane Phase der Production zu treten. Der industrielle Wettbewerb ersetzt — Allen zum größten Wohle — den kriegerischen Wettbewerb. Der Krieg also wird verschwinden, ganz zweifellos; aber auf welche Weise? Was ist das Gesetz seines Verschwindens?

Lassen wir die Action der Friedensvereine bei Seite, obschon dieselben wegen der Popularität, die sie der Schiedsgerichts-Theorie verschafft hat, ganz unbestreitbar ist.

Durch die Entwickelung der großen Industrie und insbesondere der Verkehrs- und Transport-Industrie, wird der Krieg immer seltener und immer kürzer, nimmt aber immer größeren Schauplatz ein. Er breitet sich im Raume aus und schrumpft in der Zeit zusammen. Einst litten unter dem Kriegszustande nur die kriegführenden Theile; die Neutralen hatten dabei keinen Schaden, mitunter sogar Nutzen. Dies ist gegenwärtig anders geworden, seit die industrielle Vorherrschaft den Charakter der internationalen Beziehungen so gründlich verändert hat. England hat durch die „Hungersnoth der Wolle" fast ebenso viel durch den Secessionskrieg gelitten wie Amerika. Heute empfindet Paris einen fühlbaren Schaden durch den spanisch-amerikanischen Krieg. Frankreichs Küstenverkehr mit Spanien hat eine große Wichtigkeit, und kriegerische Actionen vor den spanischen Häfen würden ihm einen argen Schlag versetzen. In den modernen Kriegen werden die Neutralen, die unter den Feindseligkeiten, an welchen sie nicht direct betheiligt sind, doch schweren Schaden leiden, sehr bald rufen: Genug!

Wohl haben im Alterthum große Invasionen stattgefunden, aber mit welcher Langsamkeit bewegten sich diese Horden vorwärts, mit ihren Weibern, Kindern und Heerden! Das hat keinerlei Aehnlichkeit mit den niederschmetternden Einfällen unserer Armeen. Der Krieg war thatsächlich von langer Dauer und localisirt; jene nomadischen Haufen lagerten auf einem Punct und blieben da so lange, als sie Lebensmittel fanden. Durch die großen Invasionen wird das Gesetz der Evolution des Krieges nicht umgestoßen, daß er seine Actionsphase erweitert und an Dauer verliert, was er Ausdehnung gewinnt. Vorerst der beinahe ewige Krieg von Stamm zu Stamm, dann von Provinz zu Provinz, von Nation zu Nation, endlich von Erdtheil zu Erdtheil; hat er einmal diese riesigen Dimensionen erlangt, so wird er seinem Verfalle nahen.

Das Bombardement der spanischen Küsten wäre ein Verbrechen gegen die europäische Solidarität, welche doch eine Nothwendigkeit geworden ist im Angesicht der außerordentlichen Entwickelung des Panislamismus, der neugeborenen Macht Japans, der von den Vereinigten Staaten betretenen Bahn des Militarismus — alles Ereignisse von unberechenbarer Tragweite. Die Einbildungskraft sträubt sich gegen die Vorstellung einer den Admiral Camara verfolgenden amerikanischen Flotte auf dem Mittelmeer, oder der Bedrohung der Balearen, der Beschießung Barcelonas — wie dies schon so lärmend angekündigt worden war. Es wäre schon hart genug, den Blocus der spanischen Küsten am Ocean zu ertragen. Europa könnte die Hindernisse nicht dulden, welche durch einen Kampf an den europäischen Küsten unsern Geschäften erwachsen würden.

Diese Einsicht kann den ersten Schritt zu den Vereinigten

Digitized by Google

Frankreich besser als hier; man ist französisch erzogen, spricht französisch als zweite Muttersprache, liest und schätzt französische Bücher mehr als die aller anderen Länder. Die Selbstdemüthigung Frankreichs vor Rußland hat gerade deßhalb so tief verletzt. Jetzt ist Polen von dem französischen Volk so vergessen, daß sein Name nie genannt wird. Man weiß nichts von den Polen, und es ist unmöglich, nur einen Artikel über ihre Leiden in einer französischen Revue aufgenommen zu bekommen. „Voll wie ein Pole" (soûl comme un Polonais) ist die einzige Erinnerung an Polen, die heutigen Tages als Redensart übrig geblieben ist; sie entspricht der deutschen Redensart „polnische Wirthschaft". Wir haben erlebt, daß wir in den französischen Blättern anläßlich der häufigen Ministerwechsel lasen: „Was müssen unsere Freunde, die Russen, von uns denken, von diesen Ministerien, die jedes Jahr wechseln, ja mehrere Male im Jahre! Dort bleiben die Minister ununterbrochen 20 und 30 Jahre." Würden die Franzosen nur ein halbes Jahr wie Russisch-Polen regiert, so würde dies unzweifelhaft ihre russischen Schwärmereien ein wenig beruhigen," schließt Brandes. Und dennoch ist sein letztes Wort über die polnischen Zukunftsträume ein skeptisches „Vielleicht"! Jedenfalls verdient sein Buch von Deutschen und Posenern gelesen zu werden. Die Deutschen polnischer Zunge, die die Welt mit ihren Klagen über unsere neue Polenpolitik erfüllen, können vor Allem daraus lernen, wie gut sie es im Vergleich zu den Russisch-Polen unter dem Reichsadler haben. Im Grunde sind diese Klagen ja auch komisch. Die preußischen Polen, deren Sprache nirgends unterdrückt, sondern auch schon mit Rücksicht auf das leider „regierungsfähige" Centrum, noch immer gepflegt wird, die bis nach Westphalen ausgreifen und dort sogar polnische Zeitungen erscheinen lassen, und die selbst in der Reichshauptstadt sich in Turnvereinen und Conventikeln sammeln, polnische Zeitungen drucken, ein polnisches Theater einrichten, eine polnische Reichstagskandidatur erstreben, sie sind bei uns durchaus aggressiv, wenn auch noch nicht so wie in Galizien, wo sie den Deutschenfresser Badeni hervorbringen und die Juden todtschlagen. Sie verdienen Brandes' Jeremiaden gewiß nicht. Allerdings ist neulich bei uns der polnische Aerztetag in Posen verboten worden. Wir bedauern es, denn nun erscheint das Polenthum im Lichte der verfolgten Wissenschaft. Man hätte die Thorheit einer nationalen Abschließung wissenschaftlicher Unternehmungen ruhig gestatten sollen, denn er hätte der Welt den neuen Beweis geliefert, wie sehr das Polenthum in der Wissenschaft zurückgeblieben und auf das Lernen von anderen Völkern angewiesen ist. Bei der geringsten Verbrüderung à la Komarow und „Admiralski" hätte man ja immer die Giftbude schließen und die polnische Sprache mit einer Gegenmaßregel treffen können. Habeant sibi!

Literatur und Kunst.

Ludwig Tieck als Dramaturg.

Von Hugo Wenck.

Gustav Rümelin, der verstorbene Kanzler der Universität Tübingen, realistische Kritiker Shakespeare's und Ehrenretter des vielgeschmähten Nicolai, hat einmal bemerkt, daß wir nur „unter dem Zwange des logischen und mystischen Zaubers der Dreizahl" neben Goethe und Schiller einen Dritten und zwar Lessing gestellt haben, der sich doch selbst und aus guten Gründen den Namen eines Dichters abgesprochen hat. Heute ist man in immer weiteren Kreisen geneigt, als nun einmal „nöthigen" Dritten neben die Dioscuren Heinrich von Kleist zu stellen. Aber es sind früher auch schon Andere auf diesen dritten Platz gesetzt worden, erst Klopstock, eine geraume Zeit lang Herder oder Jean Paul und sogar Heine. Die Romantiker hoben Tieck auf den Triumvirats-Thron, indessen behauptete er sich nur kurze Zeit darauf. Heute gilt er ganz als abgethan, was ihn jedenfalls gewaltig unterschätzen heißt. Zwar als Dichter bleibt er von secundärer Bedeutung, aber der Kritiker und Dramaturg ist doch vom ersten Range. Dies wollten seine vielen Feinde aber schon zu seinen Lebzeiten nicht zugeben. Als Beispiel der Beurtheilung Tieck's als Dramaturg von Seiten seiner Zeitgenossen, sei nur ein Aufsatz von G. Schlesier angeführt, in welchem Tieck vorgeworfen wird, er habe das deutsche Theater zerbrochen, seinen Weg und seine Entwickelung gesperrt, die Dichter und Schauspieler irregeführt und sie um eine glückliche Entwickelung ihres Talentes betrogen. Tieck's kritisches Meisterwerk, die „Dramaturgischen Blätter", möchte Schlesier auf einige hundert Jahre verbannen; es liege Gift auf jeder Seite derselben. Schließlich wird Tieck ein Nullificirer (?) alles Gehaltes in der deutschen Dichtung genannt, und ausgesprochen, daß das einzige Heil für das deutsche Volk in der Abwendung von der Autorität seines Namens liege. — Die neuere Kritik ist Tieck kaum günstiger. Der bedeutendste deutsche Literarhistoriker unserer Zeit, W. Scherer, sagt von den dramaturgischen Blättern, sie bewiesen nur die Grillenhaftigkeit und Oberflächlichkeit ihres Verfassers. Schrullen und Grillen ist die stehende Bezeichnung geworden für Tieck's dramaturgische Schriften. Die Ursachen dieser sonderbaren Stellung der Kritik sind mannigfaltig. Was die Zeitgenossen betrifft, so muß im Allgemeinen die Feindseligkeit gegen die romantische Schule, als deren Haupt man Tieck mit Unrecht ansah und noch heute ansieht, sowie persönlicher Neid in Anschlag gebracht werden. Wir wissen ganz bestimmt, daß Tieck in Dresden, wo er seine dramaturgische Hauptthätigkeit entfaltete, einen harten Kampf bestanden hat, gegen eine kleingeistige, übelwollende Partei, die seine geistige Ueberlegenheit beneidete. Die Jungdeutschen, Heine, Laube, Gutzkow, denen Tieck in einer Reihe seiner Novellen: Reise in's Blaue, Wassermensch, Eigensinn und Laune, Vogelscheuche, Liebeswerben, zu Leibe gegangen war, waren auch übel auf ihn zu sprechen. Am glimpflichsten beurtheilte ihn noch Heine in seiner „Romantischen Schule". Die modernen Literarhistoriker endlich übernehmen einfachhin das meist durch persönliche Abneigung und Mißgunst gebildete Urtheil. Tieck's dramaturgische Schriften sind heutzutage ganz in Vergessenheit gerathen. Ein schlagendes Beispiel bietet das kürzlich erschienene Werk von E. Wolff. In seinem Ueberblick über die Geschichte der deutschen Dramaturgie erwähnt Wolff nicht nur Tieck's mit keinem Worte, sondern schreibt O. Ludwig's „Shakespeare-Studien" das Verdienst zu, das Tieck's dramaturgischen Blättern gebührt. Die „klärende Abrechnung" mit Schiller ist nämlich von Tieck fast ein halbes Jahrhundert vor Ludwig vollzogen worden. Der Schluß, zu dem Ludwig gelangt, daß die wahre historische Tragödie von Schiller wieder zu Shakespeare zurückkehren müsse, ist sozusagen der Angelpunkt von Tieck's dramaturgischen Schriften. Wie Lessing mit den Franzosen abrechnete, so rechnete Tieck mit Schiller ab, mit voller Anerkennung seiner Begabung und seiner Verdienste, und wies, wie Lessing, auf Shakespeare hin. Deßhalb „blinken" nicht Ludwig's Shakespeare-Studien, sondern Tieck's dramaturgische Blätter „als ein Markstein in der Geschichte der deutschen Dramaturgie."

Ein Professor der Universität von Lüttich, Heinrich Bischoff, der als deutscher Vorkämpfer auf dem leider ganz französirten Vorposten steht und auch in der „Gegenwart" über das Deutsche Belgien berichtet hat, dieser kerndeutsche, kunstverständige Gelehrte hat sich nun auch des verlästerten Tieck angenommen und in einer Programmschrift (Bruxelles, Société belge de librairie) eine Ehrenrettung versucht, der

Digitized by Google

wir hier folgen, obwohl wir Tieck als dramatischen Dichter viel niedriger und seine zu ihrer Zeit hochberühmten Novellen und Romane nicht viel höher stellen. Wir sind der Meinung, daß ihn als Dichter des Olympiers vernichtendes Scheltwort „Dilettant" mit Recht trifft. Anders der Aesthetiker und Dramaturg, der sich vielfach auch praktisch bethätigt hat. Bekanntlich war Tieck vom Jahre 1820 an am Dresdener Theater thätig. Im Jahre 1825 wurde er mit dem Antreten des Kammerherrn A. von Lüttichau, auf dessen Fürsprache amtlich als Dramaturg angestellt. Er verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Scheiden aus Dresden im Jahre 1842. Eifrigen Antheil am Theater nahm er doch nur bis etwa um 1830; von da an erlahmte seine Thätigkeit unter dem vielfachen Widerstand der ihm von allen Seiten bereitet wurde. Bischoff versucht, ein genaues, objectives Urtheil über Tieck's Antheil an der Leitung des Dresdener Theaters zu fällen. Seine Stellung war eine unbestimmte. Nach der amtlichen Anweisung sollte er „Berathung und Aushülfe bei den literarischen Geschäften der königlichen Generaldirection" leisten, und sich mit der „Ausbildung der jüngeren und ungeübten Schauspieler beschäftigen. Es geht hieraus hervor, daß er nur eine berathende Stimme hatte. Alle Verantwortung und die letzte Entscheidung standen dem General-Intendanten zu, einem Hofbeamten, dem Interesse und Verständniß für die Kunst abging. Tieck war kein wirklicher Dramaturg, sondern nur dramaturgischer Rathgeber. Die königliche Genehmigung seiner Anstellung bemerkt ausdrücklich, daß ihm Niemand unmittelbar untergeordnet sein sollte. In dieser beschränkten Machtsphäre, hat er sein Möglichstes gethan, um dem wahrhaft Künstlerischen zum Siege über das Handwerksmäßige zu verhelfen. Es gelang ihm die Aufführung fast aller Werke von Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist durchzusetzen; daneben wurden die Meisterwerke der Alten und Calderon's, Stücke von Moreto, Lope de Vega, Molière, Sheridan, Grillparzer, Uechtritz, Halm, Mosen ꝛc. dargestellt. Alles traf zusammen, um Tieck seine längere Thätigkeit als Dramaturg zu verleiden. Vor seiner amtlichen Anstellung, hatte ihm schon die Einführung H. von Kleist's in das Repertoire der Dresdener Bühne (6. December 1821) manche Schwierigkeiten bereitet. Seine Vorliebe für H. von Kleist schalt man eine „romantische Grille" und schon damals wurde er angeklagt, dem Publicum seinen absonderlichen Geschmack aufdrängen zu wollen. Als er sich nach seiner Ernennung als Dramaturg dem Cabinets-Minister, Grafen von Einsiedel vorstellte, ermahnte ihn dieser, sich der Tyrannisirung des Publicums durch einen einseitigen Geschmack zu enthalten. Die möglichst unverkürzten Shakespeare-Aufführungen vermochte er auch nur unter schweren Kämpfen durchzusetzen. Regie und Schauspieler verlangten Aenderungen und Abkürzungen, zu denen Tieck sich nicht entschließen konnte. Seine Einführung der spanischen Stücke nannte man in Dresden eine Unverschämtheit; Calderon's Dame Kobold wurde ausgepocht; dadurch wollte man die „Tieck'sche Geschmacksdespotie" brechen. Bittern Tadel erregte auch seine Polemik gegen die herrschende Verehrung Schiller's, die nichts als nebelhafte Schwärmerei und Bewunderung einzelner schönen Stellen war. Viel Mißfallen erregte auch seine scharfe Kritik Houwald's, der in Dresden eine hochangesehene Persönlichkeit war, und sich wie aus Friesen berichtet durch eine überaus ehrenwerthe und höchst aufopfernde Thätigkeit in der Niederlausitz, während der Drangsale der Jahre zwischen 1806 und 1813, einen Namen gemacht hatte. Durch seine energische Einsprache gegen die Ueberschwemmung der deutschen Bühne mit Bearbeitungen seichter französischer Bühnenstücke, verdarb er es völlig mit dem Secretär der General-Direction, Hofrath Winkler, alias Theodor Hell, der aus der schleunigen Uebersetzung der Pariser Neuigkeiten ein speculatives Geschäft machte und der übrigens Tieck wegen seiner Anstellung als Dramaturg, zu welcher Stellung er selbst das größte Anrecht zu haben glaubte, nicht grün war. Mit der „anerkanntesten und geehrtesten kritischen Autorität Dresdens", dem Hofrath Böttiger, dem begeisterten Lobredner Iffland's, war Tieck schon vor seiner Uebersiedelung nach Dresden verfeindet, wegen seiner unbarmherzigen Satire im „Gestiefelten Kater". Der matte Nachahmer Schiller's, Eduard Gehe, hat Tieck gewiß das schonungslose Heruntermachen seiner „Anna Boleyn" nie vergeben. Die gesammte Dresdener Kritik wurde durch Tieck's scharfe Aeußerungen über ihre Beschränktheit und Parteilichkeit schwer verletzt. All' die kleinen Theaterkritiker, die vor ihm weichen mußten, waren eifersüchtig auf ihn. Seine freimüthige Kritik der Schauspieler, die ohnedem gewöhnlich der Leitung eines Literaten abhold sind, brachte sie fast alle gegen ihn auf. Bei Zerwürfnissen mit dem Regisseur, der Tieck auch feindlich gegenüberstand, stellten sie sich immer auf Seite des Ersteren. Der große Haufen endlich, den Tieck in den satirischen Märchenkomödien so arg verspottet hatte, dem er in seinen Kritiken so wenig Achtung zollte, der überdies fortwährend gegen ihn aufgehetzt wurde, sah in Tieck nur einen eigensinnigen, grillenhaften Despoten, der ihm nichts als „unverdauliche Britten und Spanier" aufdrängen wollte. Daß Tieck ihm seine „harmlose" Freude an den Pfuschereien der Kotzebue, Clauren, Raupach, Töpfer, Holbein und Consorten verkürzte, kam ihm wenig gelegen. Tieck's Feldzug gegen die Weimarer Theaterschule war auch wenig geeignet, ihm die Sympathie eines Publicums zuzuziehen, das ein Virtuosenconcert einem wahren Schauspiel vorzog. Laube berichtet uns, daß Tieck's Theorie der Schauspielkunst gerade in Dresden am wenigsten durchdrang, daß sich dort vielmehr in den dreißiger und vierziger Jahren eine Spielweise ausbildete, „welche der Weimar'schen Declamations-Richtung nahestand, wenigstens viel näher als irgend einer anderen Richtung. Die Charakterisirung trat mehr und mehr zurück, ungestörte, leise Harmonie wurde der entscheidende Gesichtspunkt". Laube bemerkt ferner, der Charakter der Stadt stimme zu dieser Richtung. Der Dresdener und Sachse überhaupt, sei wie Famulus Wagner, „ein Feind von allem Rohen" und verlange vor Allem von künstlerischen Bestrebungen, daß sie fein artig und formell bedächtig seien. Den philiströsen Charakter der Stadt und ihrer Literatur hat übrigens Tieck selbst in der Novelle „Die Vogelscheuche" (1835) köstlich geschildert. Den Kampf des Geistes mit der Borniertheit hat Tieck in Dresden mit bewunderungswürdiger Thatkraft und Ausdauer ausgefochten, aber er paßte nun einmal nicht dahin, faßte keine Wurzel und war schließlich froh, nach Berlin übersiedeln zu können.

Noch heute vielfach zutreffend und von bleibender Bedeutung ist Tieck's Theorie des Dramas und seine Theorie der Schauspielkunst. Die Geschichte der deutschen Schauspielkunst dreht sich um den Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Schulen: die Hamburger und die Weimarer, der noch heute fortdauert. Die von Schröder praktisch begründete und von Tieck theoretisch in glänzender Weise vertheidigte Hamburger Schule beruht auf dem Grundsatze der möglichst vollkommenen Täuschung. Zur Erzeugung derselben verlangt sie von der Darstellung vollste Natürlichkeit und Lebenswahrheit. Die Aufgabe der Schauspielkunst ist, ihrem Principe zufolge, nicht Declamation, sondern Charakterdarstellung. Die von Goethe und Schiller begründete Weimarer Schule stellt als Richtschnur des Spiels, nicht die lebendige, sondern die idealisirte Natur auf, nicht die Wirklichkeit, sondern den geläuterten Geschmack. Sie verlangt von der Darstellung Kunst und Anstand, anmuthigen Vortrag, würdevolle Repräsentation, vollkommenstes Ebenmaaß der Erscheinung, Gemessenheit der Bewegung. Die Theorie dieser Schule hat Goethe in den „Regeln für Schauspieler" aufgestellt, Vorschriften, die wir heute nicht mehr ohne Lächeln lesen können. Die Kunst des Schauspielers, heißt es dort, besteht „in Sprache und Körperbewegung";

Digitized by Google

damit meint Goethe eintönige, gesangartige Declamation und steif-vornehme Haltung. Auf der Bühne wolle man Alles „schön dargestellt haben, da das Auge des Zuschauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attitüden gereizt sein will.“ Der Schauspieler müsse zunächst bedenken, „daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle.“ Der Schauspieler sei um des Publicums Willen da, müsse immer Dreiviertheil vom Gesicht gegen die Zuschauer wenden, nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden, nie in's Theater hineinsprechen, sondern immer gegen das Publicum. Die Darstellenden „sollen nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre.“ Es wird denselben ferner der Rath ertheilt, sich den Theaterboden wie eine Art von Damenbrett, auf dem Papier rhombische Flächen zu zeichnen, sich dann die Nasen, die sie betreten wollen, zu notiren; es sei alsdann gewiß, daß sie „bei leidenschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin und her stürmen, sondern das Schöne zum Bedeutenden gesellen.“ Goethe's Sorgfalt für ein feinvornehmes Spiel erstreckt sich bis auf die kleinsten Einzelheiten. Ergötzlich zu lesen sind seine Vorschriften über Haltung der Finger, Hände, Arme u. s. w.

Tieck's Kampf gegen die Weimarer Theaterschule nun ist ein würdiges Seitenstück zu Lessing's Feldzug gegen die französische Tragödie. Die Weimarer Schauspielkunst war ja nur eine getreue Copie der französischen Spielweise. Als, bemerkt Tieck, durch Eckhof ein eigenes deutsches Theater entstand, erwachte auch das Bewußtsein deutlich, daß jenes Spiel, welches die Franzosen für das Richtige halten, für uns unnatürlich sei. Dieses Spiel sei nichts als künstliche Declamation und falsche Emphase gewesen. Diese musikalische Recitation schließe alles wahre Spiel aus; denn wo Alles so unbedingt auf die kleinen Nuancen der Rede hingewendet werde und jeder Monolog und jede Schilderung ein kunstvolles Ganze ausmachen solle, da könne von Charakterdarstellung, von wahrer Steigerung, von Herausheben oder Fallenlassen dieser oder jener Stelle nicht mehr die Rede sein. Die Recitation, die dieser singenden gegenüberstehe, sei die einfache und natürliche. Diese beruhe auf dem natürlichen Ton des Lebens. Dieser Ton steige im Pathos auf, erhebe sich im Ausbruch der Leidenschaft zu voller Donnergewalt und könne von der höchsten Höhe unmittelbar, ohne Affectation zum einfachsten Naturlaut, zum Seufzen, leisen Accent zurücksinken. Dieses wahre Sprechen sei unendlich schwerer zu erlernen, als jenes Declamiren. In dieser zweiten Art des Spiels sei Schröder groß und vollendet gewesen. „Diese Einfachheit und Wahrheit ist es, was Schröder charakterisirte, daß er keine bestechende Manier sich zu eigen machte, niemals in der Declamation ohne Noth in Tönen auf- und abstieg, niemals dem Effect, bloß um ihn zu erregen, nachstrebte, nie im Schmerz oder in der Rührung jene singende Klage anschlug, sondern immer die natürliche Rede durch richtige Nuancen führte und nie verließ.“ Das Theaterspiel, das wir das deutsche nennen müssen, sagt Tieck ferner, wurde von Schröder festgestellt. Es ist dies die wahre Recitation, das echte Sprechen, im Lustspiel wie in der Tragödie, das dem monotonen Tonfall, dem falschen Gesang, dem schwülstigen Aufblasen und Festhalten einzelner Worte und Phrasen ebenso fern steht wie der klappernden, gemeinen Nüchternheit. Diese verabscheut Tieck ebenso wie die falsche Emphase. Derjenige, bemerkt er, der die singende Declamation und das gesteigerte, falsche Pathos vermeiden will, fällt leicht in das Nüchterne, Unbedeutende und Unedle. Die gegen die Mitte dieses Jahrhunderts eingetretene Herrschaft des „rohen Naturalismus“ beklagt er tief in den „Unterhaltungen“. Die damalige Schauspielkunst, heißt es dort, leide an Rohheit und an verbildetem Virtuosenthum. Das Virtuosenthum sei der gerade Gegensatz aller Kunst. Es beruhe nicht auf allseitiger Durchbildung und schöpferischer Kraft, sondern auf einseitiger Fertigkeit. Ein Jeder gehe auf den einseitigen Effect aus, an das Ganze denke Niemand mehr. Eine oft von Tieck wiederholte Forderung ist die eines kunstvollen Zusammenspiels. Manche Dichter machten, durch vorsätzliche Heraushebung einzelner Stellen, Tiraden und Scenen ein solches Zusammenspiel fast unmöglich. Es sei ganz natürlich, daß der Schauspieler diese Monologe, isolirte Schilderungen u. s. w. benutze, um Effect zu machen. Alle diese Paradestücke seien schwer natürlich zu sprechen, und so müsse denn der Schauspieler in rednerische Künstelei verfallen. Der Zusammenhang werde dabei unterbrochen, die Kunst der Menschendarstellung vernachlässigt. Eifrig warnt er die Schauspieler vor der Sucht nach der Gunst des Publicums, vor Künsteleien in Ausdruck und Geberden, räth ihnen Mäßigung im Gebrauch der Mittel, sorgsame Ausbildung der Stimme, Einfachheit, verbunden mit Wärme und Innigkeit der Darstellung; unablässlich weist er sie auf die hohe Bedeutung ihres Berufes hin.

Die Sorgfalt für die gesprochene Rede auf dem Theater hatte er mit Goethe gemein; im Gegensatz zu ihm, wird er aber nicht müde, zu betonen, daß diese Rede immer die der Natur und des Lebens sein und bleiben müsse. Die Sorgfalt für das Wort, berichtet Laube in seinem „Norddeutschen Theater“, war zuletzt sein Ein und Alles. „Ich habe kurz vor seinem Tode in Berlin noch einmal eine dreistündige Unterredung mit ihm gehabt. Er brach sie nicht ab trotz seiner Gichtschmerzen, die ihn Zeit seines Lebens fortwährend gepeinigt, und er ging auch nicht ab von dem Thema: deutsches Theater. Das interessirte ihn über Alles und es war rührend, anzuhören, daß er selbst von seinen Schwächen sprach, welche sein erfolgreiches Wirken als Dramaturg in Dresden verhindert, ebenso verhindert hätten, als die thörichte Herrschaftstellung eines unliterarischen Intendanten es gethan. Es stärkte ihn sichtlich meine Versicherung, daß das deutsche Schauspiel keineswegs unterginge und daß seine guten Lehren beachtet würden. „Nur eine“, stöhnte er, „nur eine halten Sie aufrecht: Sprechen lernen! Es ist noch meine letzte Klage, daß unsere Schauspieler nicht sprechen lernen.“ — Tieck polemisirt nie direct gegen die Weimarer Schule. Er nennt dieselbe nie, noch ihre Begründer, bezeichnet vielmehr ihre Richtung mit dem Namen „französische Manier“. Desto unumwundener soll er sich mündlich ausgesprochen haben. In den fast täglichen Leseabenden, die er in seinem geselligen Hause zu Dresden veranstaltete, habe er es, nach Laube, an scharfen Aeußerungen gegen die Weimarer Schule nie fehlen lassen.

Ueberall in seinen Dramaturgischen Blättern erscheint uns Tieck als ein reiner Priester der Kunst; der unerbittlich alle Forderungen zurückweist, die viel mehr auf Sinnengenuß als auf Kunstgenuß hinauslaufen, wie Bischoff nachweist. Es empört ihn, daß die meisten männlichen Zuschauer im Theater nichts als Sinnenreiz suchen, und daß die Schauspielerinnen diesem Wunsche entgegenkommen. Würden die Sinne fortwährend gereizt, so ginge der Kunstgenuß verloren. Die Theater böten von dieser Seite den Zeloten eine schlimme Blöße. Eine ungereimte Forderung nennt er die, daß eine Schauspielerin, die junge Rollen spielt, auch selbst jung, ja nicht älter, als es das Stück besagt, sein müsse. Man möchte die Kinder, „so wie sie entwöhnt werden, zu Liebhaberinnen bilden, damit in aller Kraft und nothwendiger Uebung eine vierzehnjährige Julia uns bezauberte. Wenn sie aber auch achtzehn Jahre alt ist, und man vielleicht die Aenderung vergiebt, der Darstellerin auch wohl noch ein paar Jahre in den Kauf giebt, — was heißt denn dieses thörichte Begehren? Der Zuschauer soll nicht ebenso wie Romeo in Julien verliebt werden; er soll die Kunst sehen und fühlen, das Gedicht empfinden und verstehen, nicht aber verlangen (was jetzt wohl allenthalben geschieht), daß die zufällige Persönlichkeit des weiblichen Wesens seiner eigenen Persönlichkeit zusage, daß er selbst gereizt werde,

Digitized by Google

und er, statt des Zaubers der Poesie, in einen Taumel gerathe, der eben nicht poetisch zu nennen ist."

Die Schauspielkunst, bemerkt Tieck ferner, sei eine Kunst die nur durch Studium und Uebung zu erringen sei, und wenn junge Anfänger auch zu Zeiten einen glücklichen Wurf thun, so könne ihnen doch unmöglich überlassen werden, die höchsten Aufgaben so nach Zufall und Glück völlig zu vernichten oder sich kümmerlich hindurch zu winden. Tieck giebt jedoch zu, daß die Sinne auch ihr Recht verlangen, daß es eine natürliche Grenze gebe, wo die verständige Frau es von selbst fühle, daß sie nicht mehr muthwillige Mädchen und Liebeschwärmerinnen darstellen könne.

Alles was überhaupt die Reinheit des Kunsttempels entweiht findet an Tieck einen strengen Richter. Er eifert gegen Tänze, Prachtaufzüge, prunkhafte, oftmals geänderte Kleidungen, Feuerwerke, häufige Verwandlungen u. s. w. Das Alles sei gut für die Oper, aber das Schauspiel solle man damit verschonen. Scharf geißelt er die Theaterdirectoren, welche die Zuschauer durch solche sinnenreizende Mittel anlocken, und die eingesendeten Manuscripte darnach prüfen, ob sie ihnen zu oft wechselnden Decorationen, allfarbigen Feuerwerken, Kleiderprunk- und Wechsel Gelegenheit geben. So lange Decoration, Kleidung, Musik, Tanz u. s. w. das Schauspiel erhöhen, es nicht unterdrücken, seien alle diese Dinge zu loben. Die Sucht, die Wirkungen der Bühne durch sinnliche Eindrücke zu steigern, sei eine ganz berechtigte. Komme man aber dahin, in einer Tragödie das Schauspiel bloß wegen eines Krönungsmarsches zu besuchen, könne man ohne Feuerwerke oder Pferdegetrappel gar nicht mehr fertig werden, so sei die Kunst des Dichters wie des Schauspielers völlig abgestorben, und man solle es dann lieber geradehin versuchen ohne diesen Umweg die Zuschauer zu entzücken. Es ist gar kein Zweifel, daß die zum Glück schon halb überwundene „Meiningerei" in Tieck einen furchtbaren Gegner gefunden hätte.

Besonders heftig polemisirt Tieck gegen den häufigen Wechsel der Decorationen. Die moderne Kritik beschuldigt ihn einstimmig, eine Bühne ohne alle Decorationen, nur mit Wegweisern, wie zu Shakespeare's Zeit verlangt zu haben, und gründet sich darauf um seine ganze dramaturgische Theorie und Thätigkeit als eine „romantisch-grillenhafte" zu bezeichnen. Die Anklage ist falsch. Eine decorationslose Bühne vertheidigt Tieck nur in seinem romantischen Jugendwerk: „Briefe über Shakespeare." Er ist bald von dieser Ansicht zurückgekommen und hat seine Meinung über diesen Punkt in einem besonderen Aufsatz der Dramaturgischen Blätter „Decorationen" ausgesprochen. Dort heißt es u. a.: „Warum soll die Bühne nicht geschmückt sein? wo es paßt, Aufzug, Tanz erheitern? ein Gewitter nicht natürlich vorgestellt werden? Es ist nur die Rede davon, daß dies nicht die Hauptsache werde, und den Dichter und Schauspieler verdränge; oder daß man Shakespeare's und Schiller's Poesie dadurch zu verherrlichen glaube, daß man sie durch ein lästiges, zu lange weilendes Augenschauspiel, Musik, Lärm u. s. w. erdrücke. Der Aufzug in Schiller's „Jungfrau" ist freilich der Wendepunkt ihres Schicksals, ihre höchste irdische Verherrlichung unmittelbar vor ihrer tiefsten Erniedrigung; aber deßungeachtet könnte Schiller es nicht billigen, wie dieses Außerwesentliche in Berlin z. B. so die Hauptsache geworden ist, daß alle Worte des Dichters nach diesem Prachtaufzuge nur nüchtern und matt klingen." Noch entschiedener drückt er sich im Folgenden aus: „Warum soll denn diese Lust an Perspektive, Landschaft, Beleuchtung, Zauber des Mondlichtes und Allem dieser Art nicht befriedigt werden? Ja, ist denn diese Lieblichkeit und Lust an der Täuschung etwas so Verwerfliches, daß es sich gar nicht zum wahren Kunstgenuß erheben ließe? Ich bin im Gegentheil von dieser Möglichkeit überzeugt."

Die Bühnenkritik Tieck's gipfelt in dem Satze, daß „alles Zufällige, Unwesentliche auf der Bühne immer mehr die Hauptsache" werde. Das gelte besonders vom Costum. Manche Directionen, bemerkt er, haben die Liebhaberei für ein historisch-getreues Costum viel zu weit getrieben. Soll die deutsche Bühne, nachdem sie sich in so vielen Verirrungen ergangen, nun auch noch eine Musterkarte von den Trachten der verschiedensten Völker in allen Jahrhunderten werden. Ist sie etwa dadurch ein „Spiegel der Zeit", wenn man uns viele und mannigfaltige Röcke kennen lehrt? Die Einführung eines gelehrten Costumes, zu dessen Herstellung man Kupferstiche, Rüstkammern, Leichensteine studirt hat, leitet die Aufmerksamkeit von der eigentlichen Darstellung ab. Das Publicum wird verwöhnt; die Zuschauer untersuchen mit ihren Gläsern, ob auch an Sammt oder Spitzen alles echt sei; die Schauspielerinnen nehmen jede Gelegenheit wahr, sich umzukleiden, mögen die störenden Pausen auch noch so lange dauern; die Männer, vorzüglich die jungen, ahmen ihnen nach und sind fast noch stärkere Coketten als jene. Greift die Liebhaberei für viele und neue Kleidungen um sich, so wird schließlich die Regie dahin gebracht, für ihre Repertoire die Stücke vorzuziehen, in denen recht viel Gold und Seide zur Schau getragen wird. Die Garderobe überfüllt sich; um all' die aufgehäuften kostbaren Kleider nicht ungenutzt verderben zu lassen, wird man vielleicht einem Gelegenheitsdichter den Auftrag geben, sich an den vielen reichen und mannigfaltigen Kleidungsstücken zu begeistern, um ein großes Schauspiel zu erschaffen, worin all' dieser Prunk wieder in's Leben treten könnte. Eine vollständige historische Treue des Costumes ist übrigens unerreichbar. Welchen Maßstab der Correctheit will man z. B. an das Costum eines Lear, Hamlet, Othello anlegen? Ein scheinbar gelehrt-costumirter Calderon würde als Parodie von sich selbst erscheinen. Manche alte Tracht ist häßlich, oder was noch schlimmer, für uns lächerlich. Was würden wir z. B. zu einem Hohenpriester sagen, der in der „Atalie" mit klingenden Schellen erschiene? Ein poetisch allgemeines Theatercostum ist die Grundlage, auf die sich mit geschmackvollen Modifikationen, Alles gründen muß, was für die äußere Zier geschehen muß."

Der Traum, mit dem sich Tieck sein ganzes Leben getragen und den es ihm erst an seinem Lebensabende vergönnt war, einigermaßen zu verwirklichen, war, nicht wie vielfach behauptet, die altenglische Bühne in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Hülflosigkeit wieder einzuführen — man denkt hier unwillkürlich an Ernst v. Wolzogen's jüngst verunglücktes Münchener Experiment mit „Troilus und Cressida" — sondern eine Bühne zu erfinden, „die sich architektonisch der älteren der Engländer näherte, ohne Malerei und Decoration ganz zu verbannen", ein Medium also, zwischen der altenglischen und der modernen. Diese Bühne sollte vor Allem für Shakespeare-Aufführungen gelten. In seinen Bestrebungen, Shakespeare auf die Bühne zu bringen, ließ sich Tieck von dem obersten Grundsatz leiten, daß die Shakespeare'schen Dramen ganz dem Original getreu dargestellt werden müßten. Shakespeare, schreibt er, muß man ganz kennen, ganz verstehen oder ihn lieber ignoriren; „denn jene halbe Kennerschaft, oder das Naschen an seinen Werken, sie hier und da billigen, umgestalten, aufputzen, und mit einigem hinzugefügten Flitterstaat, nachdem man die Schönheit unter Schminke begraben hat, sie unseren Bühnen und dem Volke zu geben, hat immer nur zu Unheil geführt." Eine unverkürzte Darstellung Shakespeare's erfordert aber eine Mannigfaltigkeit des Schauplatzes, eine Breite der scenischen Entfaltung, die unsere moderne Bühne nicht bieten kann. Der moderne Zuschauer verlangt, daß die Veränderung des Schauplatzes, die Shakespeare nur anzudeuten brauchte, eine wirkliche sei. Einer kleinen, unbedeutenden Zwischenscene wegen, muß der Vorhang fallen und das Theater neu aufgebaut werden. Die strenge Beibehaltung der modernen realistischen Inscenirung würde für einzelne Shakespeare'sche Schauspiele eine fast hundertmalige Scenenverwandlung erfordern. Häufige Verwandlungen bei

Digitized by Google

offener Scene wären unvermeidlich. Die Einheit des Bühnenbildes würde dabei vollständig zerstört, die Illusion gänzlich vernichtet. Die Darstellung eines Shakespeare'schen Stückes erfordert eine Bühne, welche das Moment der Mannigfaltigkeit des Schauplatzes mit der Forderung der Einheit des Bühnenbildes vereinigt. Eine solche Bühne hat Tieck bis in die kleinsten Einzelheiten in der Novelle „Der junge Tischlermeister" beschrieben, bei Gelegenheit der Schilderung einer Dilettanten-Aufführung von „Was Ihr wollt" und von „Götz". Im Jahre 1843 brachte Tieck den Sommernachtstraum auf der Berliner Hofbühne zur Aufführung; er führte dazu die dreistöckige Mysterienbühne wieder ein. Das ermöglichte ihm nur eine Verwandlung vornehmen zu müssen. „So war denn" schreibt er selbst über diese Aufführung, die sich als sehr vortheilhaft erwies, „ein Werk des großen Dichters neu errungen worden, welches selbst von den Engländern vernachlässigt ist und nur selten und mit bedeutenden Abänderungen gegeben wird." Seine Inscenirung des Sommernachtstraums ist im Wesentlichen bis heute beibehalten worden. Seine Absicht, mehrere Schauspiele Shakespeare's in gleicher Weise für das Berliner Theater einzurichten, so wie eine Shakespeare-Bühne im Thiergarten aufzuschlagen, hat er leider nicht verwirklichen können.

Der von Immermann in seinem Reise-Journal (Ausgabe Hempel X. 138) entworfene Reformplan des Theaters beruht ganz auf den Anschauungen Tieck's. Ueberdies benutzte Immermann in einer von Düsseldorfer Künstlern veranstalteten Dilettanten-Aufführung von „Was Ihr wollt" die Vorschläge Tieck's für die Inscenirung dieses Stückes. Eine fast vollständige Verwirklichung der Tieck'schen Idealbühne ist in allerneuester Zeit durch die Münchener Bühnenreform erfolgt. E. Kilian hat gezeigt, daß die scenische Einrichtung der neuen Münchener Bühne in allen wesentlichen Punkten mit der Bühne übereinstimmt, die Tieck's Phantasie sich erdacht hat, und die im „Jungen Tischlermeister" von ihm beschrieben wird. Nicht nur die Grundgedanken und Principien Tieck's sind dieselben wie die der Münchener Bühnenreform, sondern auch die technische Ausführung der Bühne und ihre praktische Verwendung. Genée, Possart und wie die Reformer alle heißen, stehen insgesammt auf Tieck's Schultern. Vielleicht daß das Problem, die Verwandlungen blitzschnell auszuführen, durch Lautenschläger's Drehbühne endgiltig gelöst wird. In München scheint sie sich bewährt zu haben.

Franz Liszt und die Frauen.

Von Lüder Schulze.

Im Leben des großen Musikers haben, wie bekannt, die Frauen stets und fast bis zuletzt eine große Rolle gespielt. Dem jungen und auch dem weniger jungen Claviervirtuosen, Componisten und Musikschriftsteller, der einen vor und nachher von Niemand wieder erreichten Paroxismus populärer Kunstbegeisterung entfesselte, flogen die Weiber von allen Seiten zu, und Leporello's Liste — mille e tre — gilt auch für diesen unwiderstehlichen und wahrhaft großen Charmeur. Aber er war doch kein Don Juan im gewöhnlichen Sinne, und Arnold Ruge's Philisterwort: „Liszt war immer ein verkappter Pfaffe, auch den Weibern gegenüber," ist in gewissem Sinne sehr richtig. Drei Frauen sind es besonders, die Liszt physisch und seelisch — seine Liebe war immer auch idealistisch — nahe getreten sind: George Sand, die Gräfin d'Agoult und Carolyne von Sayn-Wittgenstein, drei geschiedene Frauen und typisch für ihn und sein Liebesbedürfniß, amor sacro e profano, wenn man will, jedenfalls drei unter einander stark differencirte Neigungen, die uns den psychologischen Schlüssel zu mancher Seite in Liszt's Wesen liefern. In seiner neusten, trefflichen Biographie — von Eduard Reuß verfaßt und bei Carl Reißner in Dresden erschienen — werden nebenbei auch diese Irrungen und Wirrungen seines liebenden Herzens berührt. An der Hand dieses Biographen wollen wir dem erotischen Element in Liszt's Wesen nachspüren, um seine Psyche und Künstlerindividualität von diesem einen Punkt aus zu beleuchten.

Es steht fest, daß die Beziehungen zwischen Liszt und der Sand stets kameradschaftliche geblieben sind, wofür selbst Heine die Vertheidigung übernommen hat. In einem an Liszt gerichteten Briefe vom 19. Januar 1835 setzt auch die Dichterin das Verhältniß zwischen ihnen deutlich auseinander. Er habe für ihre Bekümmernisse Theilnahme gezeigt und ihr dagegen seine Sorgen mitgetheilt. Dabei habe er ihr eine werthvolle Freundschaft bewiesen. Nun seien verschiedene Leute aus ihrer Umgebung auf den Gedanken gekommen, daß diese gegenseitige Sympathie auf einer lebhafteren Empfindung und sogar auf einem näheren Verhältnisse beruhe, das von ihrer Seite nur ein Spiel der Neugierde und Koketterie sein könne. Sie wendet sich daher mit der dringenden Bitte an Liszt, sie überall, wo die Rede auf diesen Gegenstand gebracht werden würde, mit einigen Worten rechtfertigen zu wollen. Ihre Lage einer „geschiedenen" Frau sei eine so verzweifelte, ihr Kummer ein so tiefer, auch sei sie so häßlichen Verleumdungen preisgegeben, daß sie seine aufrichtige und makellose Zuneigung in Anspruch nehmen müsse. Sie könne sich nur mit Gewalt aus einer Verwickelung befreien, und dazu könne ihr kein anderes Mittel als eine heimliche Abreise ohne Angabe des Endzieles verhelfen. Sie habe sich nämlich in eine Leidenschaft verstrickt, die sie an der freien Entfaltung ihres Willens hindere. Sie wolle daher um jeden Preis fort, selbst auf die Gefahr hin, daß man ihr eine Flucht zu ihm andichten werde, was er jedenfalls leicht widerlegen könne. Den von ihr unternommenen Schritt rechtfertigt sie ihm gegenüber in freimüthiger Weise, indem sie alle Schuld auf sich nimmt und dem Urheber ihrer Leiden, der voraussichtlich Alfred de Musset gewesen sein wird, nicht den geringsten Vorwurf macht. Aus dem ganzen Schreiben geht zur Deutlichkeit hervor, welcher Art die Beziehungen zwischen George Sand und Liszt gewesen sind: verbotene keinesfalls. Auch lag er zur Zeit der ersten Bekanntschaft mit ihr in den Fesseln einer schönen und geistvollen Comtesse Laprunarède, auf deren Schlosse in den Alpen er einen ganzen Winter in liebestrunkener Abgeschiedenheit von der Welt zugebracht hatte. Die Beziehungen wurden später in einem lebhaften Briefwechsel weiter gepflegt, den er im Scherz „höhere Stilübungen in der französischen Sprache" genannt haben soll. Leider ist bis jetzt von diesen Briefen nicht ein einziger bekannt geworden. Wären sie erhalten geblieben, so könnten sie auf viele Fragen nach den ausschlaggebenden Momenten für die Entwickelung, die sich gerade in diesen Jahren in Liszt vollzogen hat, die sicherste Antwort geben. So kann man mit Reuß die stille Hoffnung hegen, daß von den vielen Schätzen aus jener Zeit, die vielleicht doch noch vorhanden sind, einige an's Licht gebracht werden. Daraus wird sich dann ergeben, ob zwischen dem Bilde, das sich jetzt nur aus spärlichen Ueberresten und leichten Andeutungen herstellen läßt, und der Wirklichkeit eine Aehnlichkeit herauszufinden ist, oder ob es ganz verzeichnet erscheinen wird. Für die spätere Zeit sind zuverlässigere Nachrichten und Urkunden vorhanden. Wann und wie die Beziehungen zwischen Liszt und der Comtesse Laprunarède abgebrochen worden sind, darüber läßt sich keine Auskunft geben. Es steht nur fest, daß die Letztere später den Duc de Fleury geheirathet, und der Erstere im Jahre 1834 die Gräfin Marie d'Agoult kennen gelernt hat. Zuerst was Reuß über die Abstammung dieser Dame erzählt!

Ein junger Officier aus einer altfranzösischen Adelsfamilie, der Vicomte de Flavigny hatte während der großen

Digitized by Google

Revolution Frankreich verlassen müssen und 1797 in der freien Reichsstadt Frankfurt am Main eine Tochter des reichen Banquiers Simon Moritz Bethmann, dessen Widerstand gegen diese Verbindung nur schwer zu brechen gewesen war, geheirathet. Diesem Paare wurde im Jahre 1805 eine Tochter, Marie, geboren und von ihren Eltern auf deren Schlosse Mortier in Frankreich erzogen. Bei der Mutter lernte sie Deutsch, beim Vater Französisch. An freier Bewegung in Gottes Natur fehlte es der jungen Gräfin nicht. Waren ihre Eltern in Paris, so wurde sie in ein adeliges Institut des Faubourg Saint-Germain geschickt, nebenbei jedoch sehr sorgfältig im Tanzen unterrichtet. Auch wurde sie frühzeitig in die Kunst des sicheren Auftretens und der freien Herrschaft im Salon eingeweiht. Als sie dreizehn Jahre alt war, starb ihr Vater. Die Mutter begab sich mit ihr nach Frankfurt. Hier sah die Tochter eines Tages im großelterlichen Garten einen älteren Herrn im Gespräch mit ihren Angehörigen. Sie wußte, daß dies kein Anderer als Goethe war. Als dieser sich verabschiedete, legte er seine Hand auf ihren Kopf, ließ sie dort einige Augenblicke ruhen und streichelte dann ihre blonden Haare. Je n'osais pas respirer, erzählte sie später in ihren „Souvenirs". Diese ihrer schon damals blendenden Schönheit dargebrachte Huldigung blieb, so klein sie war, doch wohl die bedeutendste und eindrucksvollste von all' den zahlreichen, die ihr bald von allen Seiten nachfolgten. Die Verehrer wetteiferten in der Leidenschaft, mit der sie der vierzehnjährigen geistreichen und witzigen Gräfin den Hof zu machen suchten. Darunter befanden sich nicht wenige der zum Bundestage anwesenden deutschen und ausländischen Gesandten und Diplomaten, denen dieser anmuthige Verkehr mehr Unterhaltung gewähren konnte, als die unerquickliche Beschäftigung mit der kümmerlichen Politik. Für die junge Dame mochte dieses Treiben auch recht unterhaltend sein; segensreich war es aber gewiß nicht. Das erkannte die Mutter sehr wohl und schickte sie daher in die strenge jesuitische Erziehungsanstalt, die mit dem Nonnenkloster Sacré Coeur de Marie in Paris verbunden war. Hier sollten die Fehler wieder gut gemacht werden, die im elterlichen Hause begangen worden waren. Dazu war es jedoch zu spät: die weltlichen Gedanken hatten schon die Ueberhand gewonnen. Zwar zeigte sich der Zögling sehr empfänglich für die äußerliche Romantik des Klosterlebens; jedoch konnte er weder gezwungen noch überredet werden, eine tiefere Empfindung für religiöse Dinge zu gewinnen. Nach diesem Jahre kehrte Marie de Flavigny in das Haus der Mutter zurück, bereit, das Leben der Welt in vollen Zügen zu genießen. Im Jahre 1827 reichte sie dem um zwanzig Jahre älteren Grafen Charles d'Agoult, einem Officier von altem Adel und glänzenden Verbindungen bei Hofe, ihre Hand und erlangte dadurch die einflußreiche gesellschaftliche Stellung, nach der sie sich gesehnt hatte. Ihr Haus wurde ein Sammelpunkt für alle Aristokraten der Geburt und des Geistes. Sie zeigte lebhafte und zum Theil auch tiefere Theilnahme für alle geistigen und künstlerischen Bewegungen der Zeit und griff auch thätig ein, indem sie für jede sie fesselnde Regung Stimmung machen ließ. Die Ehe war keiner Herzensneigung entsprungen. Der Graf begegnete seiner Gemahlin mit ausgesuchter Höflichkeit und verlangte von ihr nichts weiter als die nöthige Rücksicht auf seine Ehre und Stellung. „Die bildschöne Gräfin," schreibt Reuß, „kannte ihre Pflichten sehr genau und wußte aus ihrer Befolgung alle Vortheile zu ziehen, deren sie zur Entfaltung ihres Einflusses bedurfte. Wenn sie in ihrer schlanken und vornehmen Haltung, mit dem stolz erhobenen und von einer Fülle blonder Locken umgebenen Kopf, mit der Träumerei und Schwermuth des Blickes bei Hofe, im Theater oder im Salon erschien, so konnte diesem bezaubernden Eindrucke Niemand widerstehen. Und Liszt hätte es sollen? Sie hatte schon als junges Mädchen von ihm reden hören, ihn auch wohl schon gesehen, ohne ihm weitere Beachtung zu schenken. Jetzt, als sie die Herrscherin im Salon geworden war, mußte sie ihn in ihren Kreis ziehen: der junge, räthselhafte und doch gewaltige Feuergeist durfte in der geistigen Atmosphäre, die die Räume ihres Hauses erfüllte, nicht fehlen. Er ließ sich nicht leicht gewinnen und hielt sich im Anfange vorsichtig zurück, vielleicht die Gefahren ahnend, die ihm in ihrer Nähe drohen sollten. Diese Zurückhaltung reizte jedoch die Gräfin, diesen Eroberer der ganzen Kunstwelt zu ihren Füßen zu sehen. Sie verstand, ihm durch ihr melancholisches Wesen eine Schlinge zu stellen, in die er hineingerathen mußte." Beide wurden von einer grenzenlosen Leidenschaft zu einander ergriffen. Er flüchtete sich in die Einsamkeit von La Chênaie zu seinem seelischen Beichtvater, zu Lamennais. Der Pfeil hatte jedoch sicher getroffen: für sein Gift gab es kein Gegenmittel. Er kehrte zurück, um von Neuem gefesselt zu werden. Schon drohte das Verhängniß über Beide hereinzubrechen. Da starb eines der drei Kinder der Gräfin, die sechs Jahre alte Louison. Der Schmerz um diesen harten Verlust gab ihr die Besinnung wieder und ließ sie Angesichts des todten Lieblings ihre unsinnige Leidenschaft einen Augenblick wenigstens vergessen. Und diesen Augenblick benutzte Liszt, um der in ihrer Trauer noch schöneren Frau zu entfliehen, in der Hoffnung, daß sie seinen Schritt gerade in dieser Zeit, wo ihr Mutterherz auch für die Pflichten gegen den Vater ihrer Kinder hätte schlagen müssen, billigen würde. Er verließ im Frühjahr 1835 Paris und begab sich nach der Schweiz. Er war kaum in Bern angelangt, als auch die Gräfin d'Agoult in Begleitung ihrer Mutter dort eintraf. Diese vereinigte ihre Bemühungen mit den Anstrengungen, die Liszt machte, um die Gräfin zur sofortigen Rückkehr nach Paris zu bewegen und dadurch noch einer Katastrophe vorzubeugen. Allein alle Vorstellungen, alle Bitten vermochten nichts über die entfesselte Leidenschaft dieser Frau. Sie blieb, ließ ihre Koffer in die Wohnung von Liszt schaffen und Frau von Flavigny allein nach Paris zurückreisen. Das Verhängniß hatte sich erfüllt. Die Pariser Gesellschaft gerieth in eine unglaubliche Aufregung und heuchelte eine sittliche Entrüstung, als ob, wie Reuß schreibt, die Menge der himmlischen Heerschaaren sich herniedergelassen und hier eine Gemeinde der Heiligen gegründet hätte. „Es war auch unerhört, daß diese Gräfin es gewagt hatte, einem Clavierspieler nachzulaufen, während es doch nach den Begriffen jener Hohenpriester der Moral viel einfacher und — sittlicher gewesen wäre, wenn Beide in aller Stille und ohne einen öffentlichen Scandel den Herrn Gemahl gründlich betrogen hätten. Nun gar eine „Entführung", wie sie die Sache zu nennen sich gewöhnten! Nur eine Entschuldigung durfte zuweilen durch die zahllosen Anklagen hindurchschimmern, daß diese „Entführung" wenigstens zu den Seltenheiten gehöre und dadurch einen gewissen Reiz beanspruchen könne. Der arme unschuldige „Entführer" wurde vernehmt und mit einer Fülle von beißenden Vorwürfen belastet." Die Brücke zwischen Paris und jenen Beiden sollte für immer abgebrochen werden. Während in Paris der Entrüstungskampf heftig tobte, ging es auch in dem vorläufigen Heim der Flüchtlinge nicht friedlich und freudvoll zu. Liszt wollte den einzigen Weg, der ihnen zur Wiederherstellung der gesellschaftlichen Achtung übrig blieb, betreten und die gesetzmäßige Ehe mit ihr eingehen, wozu sie Beide hätten protestantisch werden müssen. Trotzdem ihm dieser letztere Schritt sehr widerstrebte, so entschloß er sich, der Gräfin darüber Andeutungen zu machen, deren weitere Erörterung sie mit den anmaßenden Worten abschnitt „eine Gräfin d'Agoult wird niemals eine Frau Liszt werden." Reuß meint, sein edles Herz müsse geblutet haben, als er dies vernahm. „Was er vielleicht schon dunkel geahnt hatte, war ihm jetzt zur deutlichen Gewißheit geworden: der Stolz dieser Frau war stärker als ihre Leidenschaft." Mit ritterlichem Sinne fügte er sich in das Unabänderliche und übernahm alle Verpflichtungen, die ein Mann seiner Gattin

Digitized by Google

schuldig ist. Sie sollte sich nicht im Geringsten von ihren Lebensgewohnheiten trennen, wenn sie auch noch so kostspielig waren. Ihr Einkommen beschränkte sich auf die Rente aus ihrer Mitgift und konnte nur einen geringen Theil der ungeheuren Summen ausmachen, die sie zu verbrauchen gewohnt gewesen war, und die sie auch weiter verbrauchte. Den großen Fehlbetrag deckte Liszt theils durch den Verkauf der vielen fürstlichen Diamanten, die ihm im Laufe der Jahre geschenkt worden waren, und theils durch die neuen Concert-Einnahmen. Die Kunde von seinem durchaus ehrenvollen und großherzigen Benehmen drang allmälig nach Paris und eroberte ihm die Achtung, die er seither dort genossen hatte, wieder zurück, wobei der sonderbare Fall eintrat, daß der Graf d'Agoult und der Bruder der Gräfin sich schließlich zu Vertheidigern seiner Ehrenhaftigkeit aufwarfen. Im August desselben Jahres begab sich Liszt in Begleitung der Gräfin nach Genf, wo er sich eine elegante Wohnung in der Rue Tabazau einrichtete und Clavierunterricht ertheilte. Während des Sommers weilte er zunächst mit der Gräfin in dem Badeorte Lucca und dann, als hier die Hochfluth des gesellschaftlichen Lebens begann, fern davon in dem stillen Schifferdorfe San Rossore, wo er ein kleines, nicht weit vom Ufer entferntes Häuschen bewohnte. Hier erfolgte dann der Bruch. Sein Vorhaben, in der Welt wieder aufzutreten, konnte er nur ausführen, wenn die Gräfin ihn als seine rechtmäßige Gattin begleitete. Zu diesem einzig möglichen Auswege wollte sie sich nicht entschließen: darum mußte er allein reisen; denn er mußte seine Mission als Künstler erfüllen. Die Trennung erklärt Reuß auch aus inneren Gründen unvermeidlich. „Den Kummer über die Zurückweisung seiner Hand hatte Liszt still für sich getragen; aber der Mangel an Empfindung für ihr Verhältniß zu einander, der sich bei der Gräfin immer deutlicher offenbarte, hatte ihn endlich doch verletzt. Sie hätte sich gern in dem bevorstehenden Glanze des Namens „Liszt" gesonnt; aber die Pflichten, die ihr als Trägerin dieses Namens auferlegt worden wären, wollte sie nicht übernehmen. Die Aeußerung der Mutterliebe hatte er auch anders erwartet; denn er konnte sich mit der französischen Sitte, die Kinder kurz nach der Geburt zu Pflegerinnen auf's Land zu schicken, nicht befreunden: dazu liebte er sie zu innig." Die Anordnungen, welche er für die nächste Zeit treffen wollte, hatten durchaus nicht ihren Beifall gefunden. Es war zu unliebsamen Auseinandersetzungen gekommen, die damit endeten, daß sein Wille durchgesetzt wurde. Im November begab er sich nach Wien und sandte seine Kinder zu seiner Mutter nach Paris, wohin sich zunächst auch die Gräfin begab. Als er darauf nachreiste, war für ihn wichtiger als sein öffentliches Auftreten eine andere Angelegenheit geworden: der Bruch mit der Gräfin, deren Lage durch das nach dem Tode ihrer Mutter geerbte bedeutende Vermögen eine andere geworden war. Sie hatte wieder ein eigenes Heim gegründet und ihren Salon einer bunten Gesellschaft geöffnet. Auch hatte sie die Feder ergriffen und unter dem Namen Daniel Stern mehrere Novellen veröffentlicht. Das Verhältniß zu Liszt war ihr zur Last geworden. Die phantastische Schwärmerei für den Künstler war geschwunden und hatte einer ausgesprochenen Abneigung Platz gemacht. Seinem idealen Fluge hatte die Gräfin auf die Dauer nicht zu folgen vermocht, und für die tiefen Anlagen seiner Natur fehlte ihr das feinere Verständniß. Die mehrfachen Entzweiungen im Laufe der letzten Jahre hatten bisher nur vorübergehende Störungen der Beziehungen eintreten lassen. Während des drohenden Bruches waren auch nach Paris Gerüchte darüber gedrungen, daß Liszt von der Schönheit einer andalusischen Tänzerin gefesselt werde und diese heirathen wolle. Es war Lola Montez, die später von Ludwig I. von Bayern zur Gräfin von Landsfeld erhoben wurde und in München eine Zeit lang einen argen Rummel hervorrief. Die Neigung, die Liszt für sie empfunden hatte, war nur eine sehr flüchtige und äußerliche gewesen. Die Gräfin d'Agoult stellte ihn in scharfen Ausdrücken zur Rede und kündigte ihm, der mit stolzen Worten ihre Anschuldigungen zurückgewiesen hatte, an, daß sie sich ganz von ihm lossagen wolle. Die Antwort gab Liszt ihr bei seiner Anwesenheit in Paris: die Trennung hatte er angenommen. In ihrem gleich darauf veröffentlichten Romane „Nélida" wollte sie in der Oeffentlichkeit alle Schuld an dem Bruche auf seine Schultern laden, was ihr nicht gelang. Sie soll ihn in späteren Jahren noch einmal aufgesucht haben, um ihm ihre „Souvenirs" vorzulesen. Nach den ersten dreißig Seiten soll er ein hartes Urtheil darüber gefällt und dabei ein böses Wort gebraucht haben. Dies könnte nur der Wahrheit entsprechen, wenn diese ersten dreißig Seiten oder überhaupt die ganzen „Souvenirs" damals anders gelautet haben, als sie jetzt nach ihrer Veröffentlichung lauten. Im Jahre 1858 traf Hans v. Bülow mit ihr in Zürich zusammen und sandte seinem Freunde Richard Pohl über sie eine begeisterte Schilderung. „Meine Schwiegermama hat mir einen großen unerwarteten Eindruck gemacht. Noch immer wunderschön und edel an Gestalt und Zügen in ihrem weißen Haar, frappirte sie mich durch die unverkennbare große Aehnlichkeit mit Liszt's Profil und Ausdruck, so daß Siegmund und Sieglinde mir unmittelbar in den Sinn kamen. Dabei diese Würde und Hoheit ohne alle Strenge — dies elegante feine Laisser-aller, was den Gegenübersitzenden in die behaglichste, geistig freieste Stimmung bringt, die ihm auch möglichst günstige Entfaltung seines Wesens gestattet — ich gestehe, daß ich nach dem Allen ganz bezaubert bin und meine Gedanken gar nicht mehr so weit im Zaume halten kann, um nicht an die unsägliche Befriedigung zu denken, mit welcher mich die Vorstellung erfüllen würde, diese schöne bedeutende Frau, die in zehn Jahren das Ideal einer geistig frischen Matrone repräsentiren wird, neben dem Einzigen zu sehen, dessen olympisches Wesen gesellschaftlich ergänzend. Ich darf nicht daran denken." Als Gegensatz zu dieser „Schwärmerei für die Schwiegermutter" lese man einmal Ruge's Schimpfereien über die Liaison der „alten, großen, plumpen Courtisane von der ordinärsten Sorte" mit Georg Herwegh, die mehrere Jahre dauerte und viel Unheil in eine bis dahin glückliche Ehe brachte.*) Im Allgemeinen kann man sagen, daß Liszt's Bruch mit ihr für den Künstler ein großes Glück war; wir wollen dabei aber nicht vergessen, daß dieser Verbindung die starkgeistige Frau Cosima entstammt, die Richard Wagner's Glück wurde und ohne die seine Bayreuther That heute vielleicht nicht so fest gegründet wäre.

Und nun endlich die dritte große Liebe Liszt's! Während eines Aufenthaltes in Rußland hatte die gegenseitige geistige Anregung zwischen Liszt und der Fürstin Wittgenstein auch zu einer leidenschaftlichen Empfindung für einander geführt. Das Band welches die Fürstin an den Vater ihrer Tochter fesselte, war schon längst zur martervollen Last geworden. Zwölf Jahre hatte sie die Qualen einer liebeleeren Ehe mit Geduld getragen; aber dabei hatte sie ihre Kräfte aufgerieben. In der Liebe zu Liszt lebte sie von Neuem auf: ihm wollte sie vor Gott und der Welt angehören. Sie kannte die Schwierigkeiten einer Trennung sehr genau; aber sie hoffte mit Hülfe ihrer Klugheit alle Hindernisse hinwegräumen zu können. Ihre fluchtähnliche Abreise aus Rußland war von ihrem Manne und der von ihm benachrichtigten Regierung vorhergesehen worden. Wenn sie trotz der dagegen getroffenen Maßregeln gelang, so war dieses Meisterstück nur dem außerordentlichen Scharfsinne der Fürstin zu verdanken gewesen. Sie gelangte ungehindert auf der Besitzung des Fürsten Lichnowsky, auf dem Schlosse Gräz, an, wo Liszt sie erwartet hatte. Ihre „so liebenswürdig interessante Tochter", wie er

*) Ruge's Briefwechsel und Tagebuchblätter, herausgegeben von Paul Nerrlich. 2 Bde. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

die spätere Fürstin Hohenlohe (Wien) nennt, hat sie bei sich. In glücklichster Stimmung schreibt er an seinen Freund, daß die Fürstin „unzweifelhaft ein ganz außerordentliches und completes Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand" ist. Er fügt im Vertrauen auf eine dornenlose Zukunft noch hinzu, daß er fernerhin sehr wenig persönliche Ambition haben werde und daher in einer in ihm abgeschlossenen Zukunft werde fortträumen können. „In politischen Verhältnissen mag die Leibeigenschaft aufhören; aber die Seeleneigenschaft in der geistigen Region, sollte die nicht unzerstörbar sein?" Von Schloß Gräz aus besuchten sie zusammen Eisenstadt, Raiding und Wien. Dann begab sich die Fürstin nach Weimar, um die Hülfe der Großherzogin Maria Paulowna für ihre Angelegenheit zu gewinnen. Sie fand in der Großherzogin eine warme Fürsprecherin und Beschützerin ihres Verhältnisses zu Liszt und wäre durch sie auch gewiß zu dem ersehnten Ziele gelangt, daß Kaiser Nikolaus die Genehmigung zu der Lösung der Ehe ertheilt hätte, wenn in Petersburg die durch den Fürsten Wittgenstein angestrengten Gegenwirkungen nicht mächtiger gewesen wären, als es der Einfluß der Großherzogin war. Die der Fürstin von dort aus zunächst gestellte Bedingung, sofort nach Rußland zurückzukehren, wo ihre Sache dann weiter geprüft werden sollte, erfüllte sie nicht, da sie die ihrer dort harrenden Gefahren recht gut kannte. Voraussichtlich wäre sie eines Tages in irgend einem Kloster verschwunden. Daher blieb sie unter dem Schutze der Großherzogin in Weimar und bezog das von dieser angekaufte und ihr zur Verfügung gestellte herrschaftliche Haus, das den Namen „die Altenburg" führte. Liszt wohnte zuerst im Hôtel Erbprinz und zog, als die gesetzliche Regelung seines Verhältnisses zur Fürstin von Menschenhänden hintangehalten wurde, ebenfalls in die Altenburg. Die damaligen Weimarer Jahre Liszt's, die für die Musik, zumal seinen Freund Wagner, so fruchtbar waren, sind in ihrem Verlauf allgemein bekannt. Was Liszt, dieser Virtuose der Freundschaft, für Wagner that, ist wohl sein größter Ruhmestitel. Aber man weiß auch, durch welche Einflüsse — Mephisto Dingelstedt spielte dabei wieder eine höchst unsaubere Rolle — Liszt's Stellung in Weimar unhaltbar wurde. Zu allen den traurigen Erlebnissen auf künstlerischem Gebiete kamen nun noch die Widerwärtigkeiten, die sich in seinem Verhältnisse zur Fürstin aufgethürmt hatten. Die Verhandlungen zwischen ihr und Rußland werfen merkwürdige Streiflichter auf die noch vorhandenen Absonderlichkeiten in den kirchlichen Gebräuchen, bemerkt Reuß. Ihr Mann hatte sich, da er Protestant war, von ihr scheiden lassen und wieder heirathen dürfen, während sie von Rußland unter Zustimmung des römischen Stuhles als nicht geschieden angesehen wurde. Kaiser Alexander II. erneuerte ihren Paß nicht, wodurch sie ihr Vermögen verlor, das auf ihre Tochter überging, die 1859 den Fürsten Constantin von Hohenlohe-Schillingsfürst in Wien heirathete. Nach der Heirath ihrer Tochter und dem kurz vorher erfolgten Tode der Großfürstin-Wittwe Maria Pawlowna begab sich die Fürstin nach Rom, um in ein neues Netz von Schwierigkeiten und Hindernissen zu gerathen. Liszt aber sah ein, daß ihm in Weimar für eine feste Grundlage seiner Stellung die nöthige Stütze fehle. Einmal hätte er nicht länger dort mit der Fürstin ohne die nöthige kirchliche Bestätigung ihres Verhältnisses zu einander leben können. Er mußte also abwarten, was in Rom erreicht werden würde. Die Nachrichten aus Rom wechselten, so daß es ihn trieb, der Fürstin in ihren Bemühungen beizustehen. Noch einmal vor seiner Abreise wurde das alte glänzende künstlerische Leben entfaltet. Die zweite Veranstaltung des Vereins versammelte im August 1861 die stattliche Schaar seiner Kunst- und Gesinnungsgenossen: an der Spitze Wagner, der zum ersten Male wieder auf deutschem Boden weilen durfte und mehrere Tage sein Gast auf der Altenburg war. Ferner waren Bülow, Draeseke, Tausig und viele Andere anwesend und thätig. Kaum waren die Feste verrauscht, so wurde die Altenburg verschlossen und versiegelt. Unter unsäglichen Demüthigungen aller Art, unter Aufwendung des größten Scharfsinns und unter unnennbaren Qualen hatte die Fürstin es endlich durchgesetzt, daß ihr die Trauung mit Liszt gestattet wurde. Am 20. October traf er in Rom ein. Am Abend des 21. hatte er in der schon zur Trauung geschmückten Kirche Santo Carlo mit der Fürstin das Abendmahl genommen. Am anderen Tage, seinem fünfzigsten Geburtstage, sollte in aller Frühe und in aller Stille ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen: da traf noch während der Nacht aus dem Vatikan die Nachricht ein, daß auf Befehl des Papstes die Trauung nicht vollzogen werden dürfe. Die feindlichen Verwandten der Fürstin hatten gesiegt und den Papst zur Zurücknahme seines schon gegebenen Wortes zu verleiten gewußt. Damit war auch die Spannkraft der Fürstin gebrochen: sie that keinen Schritt mehr in dieser Angelegenheit, auch dann nicht, als im März 1864 der Fürst starb; denn in den dazwischenliegenden Jahren waren die Wege der Fürstin und des Künstlers auseinander gelaufen. Sie hatte sich ganz religiösen Betrachtungen und theologischen Studien ergeben, und er war seinen künstlerischen Weg weiter geschritten. Wie weit sie auch innerlich sich getrennt hatten, darüber wird die Welt wohl niemals zuverlässige Quellen erhalten, bemerkt Reuß, der nicht zu wissen scheint, daß die Fürstin in ein römisches Kloster eintrat und dort starb. Kein Zweifel, daß sie an dem späteren Abbéthum Liszt's einen großen Antheil hatte. Ruge's Philisterwort, das wir oben erwähnten, sollte also Recht behalten. Jedenfalls ist es ein eigenthümlicher Unstern, daß Liszt drei geliebte Frauen von hohem Adel heirathen sollte und wollte, aber nicht damit zu Stande kam. Sollte die Schuld nicht viel mehr an ihm gelegen haben, als sein Biograph zugeben möchte? Leute, die wohl besser informirt sind, versichern, daß Liszt's Neigung zur Ehe weit geringer war, als seine Hinneigung zum Clericalismus. Sie behaupten sogar, daß er das letzte Verbot des Papstes — selbst erbeten habe!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein gewöhnlicher Mensch.

Von Anton Tschechow.

(Fortsetzung.)

Offenbar begann Dimow gegen Mitte des Winters zu ahnen, daß er hintergangen wurde. Er konnte seiner Frau nicht mehr offen in die Augen sehen, als hätte er kein reines Gewissen; er lächelte auch nicht mehr vergnügt, wenn er mit ihr zusammen war. Um nicht zu lange mit ihr allein zu bleiben, brachte er seinen Collegen Korostelow mit, einen kleinen, kurzhaarigen Menschen mit abgelebtem Gesicht, der, wenn er mit Olga Iwanowna sprach, vor Verlegenheit sämmtliche Knöpfe an seinem Rock auf- und wieder zuknöpfte und dann seinen Schnurrbart zu drehen anfing. Bei Tische führten beide Aerzte, wie es schien, nur deßhalb ausschließlich medicinische Gespräche, damit es Olga Iwanowna möglich war, zu schweigen, das heißt: nicht zu lügen. Nach Tische setzte sich Korostelow an's Clavier, und Dimow seufzte und bat ihn: „Ach, Herr College, nun bitte etwas Trauriges!"

Korostelow zog die Schultern hoch, streckte die Finger, schlug einige Accorde und sang im Tenor: „Zeig' mir den Ort, wo der russische Bauer nicht stöhnt!" und Dimow seufzte wieder, stützte den Kopf auf die Hand und wurde nachdenklich.

Digitized by Google

Während der letzten Zeit war Olga Iwanowna sehr unvorsichtig. Jeden Morgen erwachte sie in der schlechtesten Laune und mit dem Gedanken, daß sie Rjabowski nicht mehr liebe und daß Gottlob Alles zu Ende sei. Aber nach dem Kaffee fiel ihr ein, Rjabowski habe ihr ja den Gatten geraubt, und daß sie nun ohne Mann und Geliebten sei. Dann erinnerte sie sich, daß ihre Bekannten davon sprachen, Rjabowski bereite für die Ausstellung etwas Erstaunliches vor, halb Landschaft, halb Genrebild. Alle Besucher seines Ateliers waren davon begeistert. Sie dachte, das habe er unter ihrem Einfluß geschaffen und nur ihr verdanke er also seine Läuterung. Ihr Einfluß sei so wohlthätig, daß er leicht verkommen könnte, wenn sie ihn verließe. Und sie erinnerte sich auch, daß er das letzte Mal in einem grauen Rock und mit einer neuen Cravatte zu ihr gekommen war und schmachtend gefragt hatte: „Bin ich schön?" Und er war in der That mit seinen langen Locken und den blauen Augen sehr schön — möglich, daß er ihr nur so vorkam —, und er war zart und hingebend gewesen. Während sie sich noch an Vieles erinnerte und über Manches nachdachte, kleidete sie sich an und fuhr in großer Erregung zu Rjabowski in's Atelier. Sie fand ihn heiter und von seinem wirklich vortrefflichen Bild entzückt; er sprang umher, machte Unsinn und antwortete scherzhaft auf ernste Fragen. Olga Iwanowna war eifersüchtig auf das Bild und sah es nicht gern, aber aus Höflichkeit blieb sie fünf Minuten davor stehen, seufzte, wie man vor einem Heiligen seufzt, und bemerkte leise: „Ja, Du hast noch nie so was gemalt. Weißt Du, es ist sogar colossal!" Dann bat sie ihn, daß er sie lieben und nie verlassen solle, daß er mit ihr Armen, Unglücklichen Mitleid haben möge. Sie weinte, küßte seine Hände, forderte, er solle ihr ewige Liebe schwören und bewies ihm haarscharf, daß er ohne ihren wohlthätigen Einfluß vom rechten Wege gerathen und verkommen werde.

Nachdem sie ihm die gute Laune verdorben und sich selbst gedemüthigt, fuhr sie zu ihrer Schneiderin oder zu einer Schauspielerin, um Billets zu besorgen. Fand sie aber Rjabowski nicht im Atelier, so ließ sie einen Brief zurück, worin sie ihm mittheilte, sie werde sich unbedingt vergiften, wenn er heute nicht zu ihr komme. Er erschrak, besuchte sie und blieb zu Mittag dort. Die Anwesenheit des Gatten verhinderte ihn nicht, ihr Grobheiten zu sagen, die sie in gleicher Weise erwiderte. Beide fühlten, daß sie aneinander gefesselt und doch feindlich gesinnt waren, und dabei bemerkten sie gar nicht, daß sie sich auffallend benahmen, so daß selbst Korostelow Alles durchschaute. Bald nach dem Tische verabschiedete sich Rjabowski.

„Wohin gehen Sie?" fragte ihn Olga Iwanowna im Vorzimmer und sah ihn voller Haß an.

Er blinzelte mit den Augen und nannte eine Dame, eine gemeinsame Bekannte. Offenbar wollte er ihre Eifersucht verspotten und sie ärgern. Sie ging in's Schlafzimmer und warf sich auf ihr Bett; vor Eifersucht, Aerger und Scham über die Demüthigung biß sie in die Kissen und schluchzte laut. Dimow ließ Korostelow im Salon, ging in's Schlafzimmer und sagte ihr leise und verlegen: „Weine nicht laut, Kind. Wozu auch? Darüber muß man schweigen ... man darf es nicht merken lassen ... Was geschehen ist, kann man nicht wieder gut machen."

Sie wußte kein Mittel, ihre große Eifersucht zu beschwichtigen. Um die Sache nach Möglichkeit noch gut machen zu können, wusch und puderte sie ihr verweintes Gesicht ein und eilte zu der bekannten Dame. Da sie Rjabowski dort nicht traf, fuhr sie zu einer anderen, dann zu einer dritten ... Anfangs schämte sie sich, so herumzurasen, dann gewöhnte sie sich daran und besuchte an einem Abend fast alle bekannten Damen, um Rjabowski zu finden. Alle errieth denn auch die Ursache des Besuches.

Sie sagte einmal zu Rjabowski in Betreff ihres Mannes: „Dieser Mensch erdrückt mich mit seiner Großmuth!" Diese Phrase gefiel ihr so gut, daß sie bei jedem Zusammentreffen mit den Malern, die von ihrem Verhältniß mit Rjabowski wußten, mit energischer Handbewegung wiederholte: „Dieser Mensch erdrückt mich mit seiner Großmuth!" Die Lebensweise war die nämliche wie verflossenes Jahr. Jeden Mittwoch gab sie einen „kleinen Abend". Der Schauspieler declamirte, die Maler zeichneten, der Cellist spielte, der Sänger trug vor, und regelmäßig um halb Zwölf öffnete sich die Thüre, und dann erblickte man im Eßzimmer Dimow, der lächelnd sagte: „Bitte, meine Herrschaften, nur ein kleiner Imbiß."

Olga Iwanowna suchte noch immer berühmte Leute, fand sie und suchte unbefriedigt wieder neue. Wie früher kam sie täglich sehr spät in der Nacht nach Hause, aber Dimow schlief nicht, wie im vergangenen Jahr, sondern saß in seinem Zimmer und arbeitete. Er legte sich um drei Uhr nieder und stand um acht Uhr auf.

Eines Abends, als sie vor dem Spiegel stand und sich für das Theater anzog, trat Dimow mit Frack und weißer Binde in's Schlafzimmer. Er lächelte sanft und sah freudig und offen seiner Frau in die Augen, wie früher. Sein Antlitz strahlte ordentlich. „Ich habe eben meine Dissertation vertheidigt," sagte er, indem er sich setzte und seine Knie rieb.

„Hast Du gesiegt?" fragte Olga Iwanowna.

„Und ob!" rief Dimow und reckte den Hals, um das Gesicht seiner Frau im Spiegel zu sehen, denn sie stand noch immer mit dem Rücken gegen ihn und brachte ihre Frisur in Ordnung. „Und ob!" wiederholte er. „Weißt Du, es ist sehr möglich, daß man mich zum außerordentlichen Professor für allgemeine Pathologie ernennt. Es sieht ganz darnach aus."

Von seinem strahlenden Gesicht konnte man es ablesen, daß er ihr Alles, Gegenwärtiges und Künftiges, vergeben hätte, wenn sie mit ihm die Freude, den Triumph getheilt haben würde. Doch sie verstand nicht, was außerordentliche Professur und allgemeine Pathologie für Dinge sind; überdies besorgte sie, zu spät in's Theater zu kommen, und also erwiderte sie nichts. Er blieb noch zwei Minuten, lächelte dann und ging.

* * *

Es war ein sehr unruhiger Tag. Dimow hatte heftige Kopfschmerzen; er trank seinen Thee nicht und brachte den ganzen Morgen in seinem Arbeitszimmer auf dem Divan zu. Olga Iwanowna ging wie gewöhnlich gegen ein Uhr zu Rjabowski, um ihm ihr neues Stillleben zu zeigen und ihn zu gleicher Zeit zu fragen, warum er gestern nicht gekommen sei. Die Skizze schien ihr selbst unbedeutend; sie hatte sie nur gemalt, um einen Vorwand zu haben, ihn zu besuchen. Sie trat bei ihm ein, ohne zu klingeln, und während sie im Vorzimmer die Galoschen ablegte, hörte sie etwas vorbeihuschen, wie das Rauschen eines Frauenkleides. Schnell blickte sie in's Atelier, sah aber nur noch ein Stück von einem braunen Kleide, welches hinter einem großen Bilde verschwand, das sammt der Staffelei von einem schwarzen Tuche verhängt war. Kein Zweifel — dort verbarg sich eine Frau! Wie oft hatte auch Olga Iwanowna hier eine Zuflucht gefunden! Rjabowski, der sehr verwirrt schien, streckte ihr beide Hände entgegen, als wäre er über ihr Kommen erfreut, und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Ah, willkommen! Was bringen Sie mir Schönes?"

Olga Iwanowna's Augen füllten sich mit Thränen. Sie schämte sich, und nicht um eine Million hätte sie ein Wort gesagt in Anwesenheit einer fremden Frau, der Nebenbuhlerin, die hinter dem Bilde stand und gewiß schadenfroh kicherte.

„Ich habe Ihnen eine Studie gebracht," sagte sie schüchtern und mit bebenden Lippen. „Nature morte".

„Aha, eine Studie!" Der Maler nahm das Bild in die Hand und ging, es betrachtend, in's nächste Zimmer. Olga Iwanowna folgte gehorsam. „Nature morte ... Primasort'," murmelte er, einen Reim suchend, „Zuckertort ... Radelsport."

Aus dem Atelier hörte man eilige Schritte und abermals das Rauschen eines Kleides. Sie war also fortgegangen. Olga Iwanowna hätte laut aufschreien, dem Maler einen heftigen Schlag versetzen un

Digitized by Google

davongehen mögen, aber sie sah durch ihre Thränen nichts und war vor Scham wie vernichtet; sie fühlte sich nicht mehr als Olga Iwanowna und nicht als Malerin, sondern als ein kleines Insect, ein Nichts.

„Ich bin müde," sagte der Maler beim Ansehen der Studie affectirt und zwang sich zu einem Gähnen. „Das ist natürlich nett, aber heute eine Studie und gestern eine Studie und voriges Jahr eine Studie, und nächsten Monat wird es noch eine Studie geben — wird Ihnen das auf die Dauer nicht langweilig? Ich an Ihrer Stelle würde die Malerei aufgeben und mich mit der Musik beschäftigen oder mit irgend was Anderem ... Sie sind ja doch keine Malerin, sie sind Musikerin ... Aber wenn Sie wüßten, wie müde ich bin! ... Ich werde gleich Thee kommen lassen ..."

Er verließ das Zimmer, und Olga Iwanowna hörte, wie er dem Diener den Auftrag gab. Um nicht Abschied nehmen und keine Erklärungen geben zu müssen, hauptsächlich aber, um nicht in Thränen auszubrechen, lief sie, so schnell sie konnte, und ehe noch Rjabowski zurück war, in's Vorzimmer, zog die Galoschen an, und stürmte hinaus. Erst auf der Straße athmete sie erleichtert auf und fühlte sich für immer frei von Rjabowski, von der Malerei und von dem schweren Schamgefühl, das sie im Atelier so niedergedrückt hatte. „Alles ist zu Ende!" Sie fuhr zur Schneiderin, dann zu einer Schauspielerin und in die Musikalienhandlung, und sie dachte die ganze Zeit daran, wie sie dem Rjabowski einen eisigen, harten, selbstbewußten Brief schreiben würde, und wie sie im Frühling oder im Sommer mit Dimow nach der Krim fahren und dort ein neues Leben beginnen wollte.

Spät Abends nach Hause zurückgekehrt, setzte sie sich, ohne sich umzukleiden, in den Salon, um den Brief zu schreiben. Rjabowski hatte ihr gesagt, sie sei keine Malerin, — um sich zu rächen, wollte sie ihm jetzt schreiben, daß er jedes Jahr das nämliche Bild male und jeden Tag dasselbe spreche, daß er auf einer Stelle stehen geblieben sei und daß aus ihm nichts mehr werde, als was er schon geworden sei. Sie wollte ihm auch schreiben, daß er Alles ihrem guten Einfluß verdanke, und wenn er schlecht handle, so sei es nur, weil ihr Einfluß durch allerlei zweideutige Personen, wie eine heut hinter dem Bilde sich versteckt hatte, paralysirt werde.

„Kind!" rief Dimow aus seinem Arbeitszimmer, ohne die Thür zu öffnen, „Kind!"

„Was willst Du?"

„Komm, bitte, nicht zu mir herein ... nur zur Thür ... weißt Du ... im Spital habe ich durch Ansteckung Diphtheritis bekommen und jetzt ... fühle ich mich nicht wohl. Lasse rasch Korostelow holen."

„Ossip, das ist unmöglich!" rief sie angstvoll.

„Schick' nur nach ihm! Mir ist nicht wohl," sagte Dimow hinter der Thüre, und man hörte, wie er sich auf den Divan warf. „Schick' nach ihm! Bitte!" hörte man dumpf seine Stimme.

„Was kann das sein?" fragte sie, und vor Schreck überlief es sie ganz kalt. „Das ist doch gefährlich!"

Sie nahm eine Kerze und ging in ihr Schlafzimmer. Während sie überlegte, was zu thun sei, sah sie sich zufällig im Spiegel. Sie kam sich abscheulich vor — mit dem bleichen, schreckenvollen Gesicht und in der Jacke mit den Schinkenärmeln, mit dem gelben Einsatz an der Brust und dem gestreiften Rock. Und mit einem Mal that es ihr leid um Dimow, seine grenzenlose Liebe, sein junges Leben, selbst um das verwaiste Bett, in dem er längst nicht mehr schlief. Sie erinnerte sich seines sanften, bescheidenen Lächelns und begann bitterlich zu weinen. Dann schrieb sie an Korostelow einen dringenden Brief. Es war zwei Uhr Nachts. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Tactvollen.

Die Tactvollen sind an der Arbeit. Etwas spät, nämlich um acht Jahre zu spät, berührt sie die Thatsache peinlich, daß Fürst Bismarck im März 1890 gezwungen worden ist, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Ihnen wäre es lieber gewesen, wenn der Alte damals, oder auch schon früher, freiwillig gegangen wäre. Der huldreiche Brief, worin der Kaiser die Demission seines ersten Kanzlers annahm, hätte nach ihrer Meinung einen so schönen und würdevollen Abschluß der Laufbahn des Unsterblichen ergeben. Nur in ein Trappistenkloster hätte er sich dann noch zurückzuziehen brauchen, und Alles wäre auf's Beste bestellt gewesen. Es chocirt die Tactvollen ungemein, daß gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode des Sachsenwäldlers der Wortlaut seines letzten amtlichen Schreibens an Wilhelm II. veröffentlicht worden ist. Derlei Gezänk am offenen Grabe, klagen sie, sei peinlich, verletze das Feingefühl und störe die tiefe Trauer aller Patrioten. Als Patrioten haben wir uns die Abonnenten und Inserenten der Börsenblätter zu denken. Und Herr Moritz Busch wird von der gesammten Presse, die es alle Zeit gut mit dem Dahingeschiedenen gemeint und ihm Nekrologe gesetzt hat, bevor er noch an's Sterben dachte, der „fixe Bismarck-Reporter" wird von den wahrhaft nationalen und vornehmen Zeitungen des Berliner Freisinnklüngels ob seiner Tactlosigkeit gehörig heruntergeputzt.

Schon geraume Zeit vor seinem Ableben hat der gestürzte Kanzler bis auf's Tüttelchen genaue Vorschriften über ein Begräbniß, wie er sich's wünschte, gemacht. Wie allen Dingen dieser Welt, sah der weise Greis auch dem Tode mit Ergebung und gehaltenem Humor entgegen, und es ist ein in seinen Beweggründen allerdings leicht begreiflicher, aber deßhalb doch sehr alberner Schwindel, daß er es angstvoll vermieden haben soll, jemals von der Stunde zu sprechen, die endgiltig Punktum macht. Der abgesagte Feind jeder pompösen Schaustellung und hohlen Theaterei wollte nicht, daß man mit seiner Leiche „Komödie spiele oder gar Schindluder treibe," wie urkundlich seine Worte sind. Er sah die Krokodilsthränen voraus, die man sich dann im hellen Lichte der Oeffentlichkeit mühsam aus den Augen pressen würde; er besorgte, daß ihm etwelche theure Collegen mit derselben Seelenruhe ein Kränzlein auf's Grab legen würden, mit der sie 1895 als Ehrengäste dem Bismarck-Commers in der Philharmonie beiwohnten. Und jeder Nerv in ihm empörte sich gegen den Gedanken, als Todter ausgenutzt zu werden für die Zwecke Derer, deren bloßer Geruch ihm zeitlebens widerwärtig gewesen war. In Menschenverachtung groß und einsam geworden und fertig mit der Arbeit, die Spreu vom Weizen zu sondern, hatte er sich eine stille, bescheidene Todtenfeier ausgedacht und alle dazu erforderlichen Anordnungen getroffen. Es ist einigermaßen unverständlich, daß gerade die Leute, die ihm seit 1890 nur noch Recht und Stellung eines Privatiers zubilligten, den verstorbenen Privatier nun plötzlich wieder zum Nationalhelden, zum Nationaleigenthum erklären und ihm das Recht absprechen möchten, die Art seines Begräbnisses zu bestimmen. Bismarck begehrte, in Friedrichsruh zu schlafen; er hatte Ort und Stelle genau bezeichnet, seinem ältesten Sohne alle Einzelheiten mitgetheilt und sich im Vertrauen darauf, daß man ihm gehorchen werde, niedergelegt. Nun bleibt es Jedem unbenommen, romantischer Phantasie die Zügel schießen zu lassen und sich breit auszumalen, weßhalb Schönhausen, Berlin, Varzin ꝛc. nach seiner unmaßgeblichen Ansicht geeignetere Begräbnißstätten gewesen wären. Herr v. Lenbach soll durchaus für Schönhausen eingenommen sein; ihn stört die Bahn, die am Schneckenberg im Sachsenwalde vorbeirasselt, während er die Schönhauser Basilika und die poetisch stimmungsvolle Schönhauser Todteninsel vermißt. Des Kaisers Anerbieten, den Reichsgründer im Berliner Dome zu betten, hat in Berlin besonders deßhalb viel Zustimmung gefunden, weil der für Schaugepränge schwärmende Großstädter sich von dieser Beisetzung eine noch nicht dagewesene prunkvolle und Aufsehen erregende Feierlich-

Digitized by Google

keit versprach und weil die Kneipenbesitzer, diese seit einiger Zeit nicht nur in Kirchenfragen maßgebenden Herrschaften, auf einen beträchtlichen Schnapsumschlag rechneten. Aber Schönhausen wie Berlin müssen verzichten, weil es der Heimgegangene anders gewollt hat. Und es ist von den Tactvollen mindestens nicht feinfühlig gehandelt, daß sie unabläßig an diesem letzten Willen herum mäkeln. Der Gefühlsroheit gesellt sich die Feigheit und die byzantinische Kriecherei, wenn man im Gassenjungenton den Fürsten Herbert verantwortlich zu machen sucht für die Befehle seines Vaters, denen er doch unbedingt zu gehorchen hat, und wenn man immer von Neuem betont, daß die edle Absicht des Kaisers eine andere Aufnahme verdient habe.

Aber nicht dem Fürsten Herbert und nicht dem kleinen Busch gelten im letzten Grunde die Pfeil' und Schleudern der tactvollen Presse. Zwar haben ihre Leiter, um sich vor der Zukunft nicht bis über die Ohren zu blamiren — was bei der Längenausdehnung ihrer Horchgeräthe wirklich eine ganz colossale Blamage ergäbe — die Verdienste des Todten huldreich anerkannt, und die Demokratie senkte, wie es so schön hieß, die umflorten Banner vor Bismarck's Leiche. Aber das geschah Alles nur des Decorums wegen. Innerlich frißt der wüthende Haß noch mit unverminderter Kraft fort. Und die Tactvollen haben inbrünstig die Gelegenheit ergriffen, dem „abgetakelten Komödianten," wie sie ihn im Jahre 1890 mit vornehmem Witz nannten, noch rasch eins auszuwischen.

Niemand, der ein Auge für die innere Politik der letzten acht Jahre gehabt hat, ist es zweifelhaft gewesen, daß der eigentliche, der entscheidende Waffengang zwischen Bismarck und dem Kaiser erst nach dem Heimgange des Kanzlers stattfinden konnte, daß er dann aber auch stattfinden mußte. Das Versöhnungsgerede ist an dieser Stelle so oft auf seine Sinnlosigkeit festgenagelt worden, daß es Kohlen nach Newcastle und schlechte Dramen nach Wiesbaden tragen hieße, wollte man sich neuerdings in eine Untersuchung seines Kerns einlassen. Die Rüstkammer der Kämpen, die der Verstorbene dazu auserkoren hat, dereinst seine Sache zu führen, ist gut gefüllt. Ihn selbst hinderten tausend Rücksichten daran, der Nation die Geschichte der Jahre 1889 und 1890 zu erzählen, während er noch im rosigen Lichte athmete. Aber die Nation hat ein unveräußerliches Recht darauf, diese Geschichte bis in ihre geheimsten Winkel kennen zu lernen. Es ist wiederholt ausgesprochen worden, daß die Absetzung Bismarck's den monarchischen Gedanken schwer schädigte; aus Bismarck sog die Monarchie Kraft und Glanz, und ein Muth von wahrhaft heroischer Größe gehörte dazu, sich seiner zu entledigen. Um die Volkskreise wieder an sich heranzuziehen, die seit Bismarck's Sturz in eine bedrohliche Opposition zur Krone getreten sind und der die besten Intelligenzen, die brauchbarsten Männer angehören, wird die Monarchie im eigenen Interesse volle Aufklärung über die Märzereignisse geben müssen. Wie ungeheuer groß diese grollend abseits stehenden Schichten der Bevölkerung sind, das weiß Keiner so gut wie des Kaisers Majestät, der unlängst seinen Truppen das Zeugniß ausstellte, sie wären die Einzigen gewesen, die nie an ihm gezweifelt hätten.

Ungeheuer schwierig sind die Aufgaben, die Wilhelm's II. harren. Seine Regsamkeit und seine Thatenlust treiben ihn dazu in Fernen, die sich dämmernd erst dem Blick öffnen. Er hat den Gedanken des größeren Deutschlands in die Debatte geworfen, er die Weltmachtpolitik inaugurirt. Zu diesen gewaltigen Unternehmungen bedarf er der einmüthigen, aufopfernden Hülfe aller national empfindenden Bürger. Klafft im Innern des Reiches ein Riß, wohnt in den Herzen Mißtrauen und Verbitterung, dann ist alle Mühe des zukunftfreudigen Fürsten verloren, dann erreicht Deutschland das Ziel nicht, sondern bricht unterwegs zusammen. Eine unumwundene Aussprache der Nation mit ihrem gekrönten Vertrauensmann, die die Bismarcktragödie betrifft und Tageshelle über sie verbreitet, ist unumgänglich nothwendig. Sie erst wird die Schatten verscheuchen, die jetzt zwischen dem Throne und der geistigen Aristokratie Deutschlands, der eigentlichen Leibwache des Thrones, lagern. Daß die Tactvollen Alles aufwenden werden, eine solche Aussprache zu hintertreiben, ist selbstverständlich. Sie, die geschworenen Feinde des Kaiserhauses, sie, die dem unholden Traume der deutsch-freisinnigen Republik Deutschland im Herzen nie entsagen werden und die den ersten Kanzler just darum so unbarmherzig, bis über's Grab hinaus verfolgen, weil er ihren Traum wenigstens für die ersten fünfzig Jahre zu nichte machte, sie wären verloren, wenn der Monarch die ungetheilte Liebe seines Volkes zurückgewönne. Darum drängen sie sich an ihn heran, hoffen sie ihn doch so von seiner natürlichen Gefolgschaft zu entfernen. Darum haben sie ihre starke Presse in den Dienst bismarckgegnerischer Hofcirkel gestellt. Der gemeinsame Feind macht die mannigfachen Unterschiede in Art und Lebensart vergessen, und sowohl höfische wie ministerielle Beamte dürfen darauf rechnen, von den Morgenzeitungen, Abendposten und Nachtausgaben mit Selbstverleugnug unterstützt zu werden, wenn sie zu guter Stunde ihre antibismärckische Gesinnung auch nur andeutungsweise offenbart haben. Das Wort vom Tact ist ersonnen worden, um jeden Versuch, die schwüle Luft zu reinigen, von vornherein zu brandmarken. Und es ist klug ersonnen. Trotz Bismarck lieben wir leider noch die Gefühlsduselei in der Politik. Wenn wir larmoyant an Gräbern stehen, sind wir geneigt, die Forderungen des Tages zu vergessen, und in sanften Thränen löst sich alle Bitterniß auf. Sie kehrt zurück, wenn die Augen sich müde geweint haben, und der alte, aschgraue Zweifel erhebt störrischer noch sein Haupt; aber die kostbare Gelegenheit, ihm den Garaus zu machen, ist mittlerweile unwiderbringlich verstrichen.

Aller Tact der Welt vermag indeß den unwiderstehlichen Wahrheitsdurst eines politisch längst mündig gewordenen Volkes nicht zu löschen und ebenso wenig seinem brennenden Bedürfniß den Garaus zu machen, nebelfreien Rückblick in die eigene Geschichte zu haben. Findet es doch nur dann sicher den Weg in die Zukunft.

Gleich bei seiner Thronbesteigung bat Wilhelm II. „recht aufrichtig und innig", wie Bismarck sagte, den Rathgeber seines Vaters und Großvaters, auch ihm treu zur Seite stehen und ihn ebenso kraftvoll unterstützen zu wollen, wie die Dahingegangenen. Mit Thränen in den Augen gab der Alte dies Versprechen ab und betheuerte, bis zu seinem letzten Athemzuge nicht von des jungen Fürsten Seite weichen zu wollen. Während seiner Besuche an europäischen Fürstenhöfen versäumte der Kaiser nie, dem Kanzler im Tone warmer Freundschaft und verehrungsvoller Zuneigung zartsinnige Huldigungen darzubringen, und noch am 1. Januar 1890 schrieb er ihm: „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren, verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen, erprobten Rath noch viele Jahre erhalten."

Die Katastrophe kam nach alledem völlig unerwartet, überraschend, wie ein vulkanischer Ausbruch. Nicht hatte sich langsam und schleichend eine Mißstimmung eingenistet, die aus unüberbrückbarer Verschiedenheit der Grundanschauungen erwachsen war. Daß die Meinungen mitunter auseinander gingen, das ergab sich aus der Sachlage. Aber weder die Stellung zu Rußland noch die zur Arbeiterfrage hatte irgend welche tiefere Bedeutung. Ist doch Wilhelm II. selbst sehr bald völlig von seiner socialen Reformthätigkeit zurückgekommen, die jetzt für durchaus abgeschlossen gilt, sind doch Hintzpeter und Berlepsch lange schon von Stumm abgelöst worden. Hat doch der Kaiser selbst sich nachträglich erdenkbar redliche Mühe gegeben, die Freundschaft des Zaren zu erwerben. Der scheinbar jähe und gründliche Bruch mit Bismarck, der sich im Laufe weniger Wochen dramatisch zuspitzte, kann keinerlei politischen Anlaß gehabt haben; rein politische Erwägungen hätten vielmehr den Monarchen veranlaßt, Bismarck um jeden Preis zu halten.

Aus den Charakteren entsprang für beide Männer die Unmöglichkeit, miteinander zu arbeiten. Eisenhart sie Beide, wenn es gilt, den eigenen Willen durchzusetzen; trotzig und stolz sie Beide — da mußten die Temperamente zusammenprallen und sich kreuzen wie Klingen. Bismarck duldete eine Weile still, da ihm um sein Werk bange war und er es nicht lassen mochte, aber daß er dem Kaiser nicht imponirte, wußte er nur zu genau. Und der junge Fürst, der sein eigner Kanzler sein wollte, scheute anfänglich zurück vor der furchtbaren Verantwortung, sich

Digitized by Google

Bismarck's zu entledigen. In die gereizte und feindselige Stimmung jedoch trug jede Meinungsverschiedenheit neuen Zündstoff hinein, und ganz geringfügige sachliche Differenzen schürten die Flammen, fachten die heimliche Abneigung fast zum Haß an. Der Bruch war unvermeidlich, denn von diesen Beiden unterwarf sich keiner dem Anderen. Es ist wichtig für das deutsche Volk, zu erfahren, unter welchen Umständen und Formen die Trennung schließlich vor sich ging. Zwar weiß es viel, doch möcht' es Alles wissen — und es muß Alles wissen. Nichts kann den Charakter Wilhelm's II. heller beleuchten, als die Vorgänge im ersten Vierteljahre von 1890, denn niemals wieder wird eine so unermeßliche Prüfung an den Monarchen herantreten. Für uns aber, die unter seiner Führung stehen, für uns, deren Schicksal und Zukunft in seinen Händen liegt, ist die genaue Kenntniß der Psychologie des Herrschers eine Lebensfrage. Je tiefer wir in die einzelnen Phasen der Bismarcktragödie eingeweiht sind, je unnöthiger es ist, zu rathen und zu muthmaßen, desto besser für uns, desto leichtere Arbeit hat auch der Kaiser. Die Tactvollen mögen immerhin die Hände über'm Kopfe zusammenschlagen — der Ruf nach voller, winkelzugloser Wahrheit wird nicht mehr verstummen. Unser Volk, das sich vor acht Jahren so rasch auf sich selbst besann und die dumpfe Befangenheit, die momentane, erbärmliche Schadenfreude über den Sturz des Allzumächtigen reuevoll abstreifte, um ihm von neuem mit begeisterter und rührender Liebe anzuhängen, dies Volk ist sittlich ebenso reif wie es politisch mannbar geworden ist. Wer könnte in Abrede stellen, daß es sich durchaus empfiehlt, nein, daß es ein Gebot der Staatsklugheit ist, ihm auf seine bangen Fragen unumwundene Auskunft zu geben? Denn verweigert man sie ihm, dann werden die Lästermäuler das Feld beherrschen, die zischelnden Giftschlangen, die selbst harmlosen oder ganz conventionellen Redensarten, wie sie in jener Zeit fielen, eine unheilvolle und schlimme Bedeutung unterlegen.

Wenig gedient wäre mit unumwundener Offenheit allerdings den Tactvollen, die Tags über vor Loyalität schwitzen und Abends am vertrauten Stammtisch einander die neuesten frechen und respectlosen Anecdoten in's Ohr tuscheln. Aber am Ende sind die Interessen eines Fünfzigmillionen-Volkes wichtiger als die einiger kleiner Politiker, denen keine Gelegenheit, sich vorzudrängen, schlecht genug ist und denen es obendrein so sehr an aller natürlichen Klugheit fehlt. Denn wie könnten sie sonst meinen, es gebe noch Leute, die ihre Bismarcknekrologe und ihre zwei Tage später gedruckten schamlosen Hetzartikel gegen den Todten und sein Haus nicht richtig werthen? Nicht werthen als den Ausfluß ihrer Sehnsucht nach einer Gehaltszulage von hundert Thalern preußisch Courant, die der entzückte Verleger dem gewandten Eiertänzer auf's Brett zählt; nicht aber auch als eine Beleidigung des Kaisers werthen, dem sie schmeicheln wollen und den sie doch nach ihren eigenen schmalen Hirnen, ihrer eigenen armseligen Seele beurtheilen. Caliban.

Notizen.

Nansen's „In Nacht und Eis" (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) hat eine Fortsetzung, einen (3.) Supplementband gefunden. In „Wir Framleute" vertritt Bernhard Nordahl, der Elektrotechniker an Bord der „Fram", den Standpunkt der „Mannschaft" mit ebenso viel Geschick als Freimuth, während Hjalmar Johansen, der Nansen auf der einzig dastehenden Schlittenreise begleitet hat, erzählt, was er auf dieser kühnen Fahrt erlebt hat in „Nansen und ich auf 86° 14'" (86 Grad 14 Minuten ist der höchste jemals erreichte Punkt auf dem Wege zum Nordpol, kaum 400 Kilometer von dem ersehnten Ziele entfernt). Nordahl spricht es aus, daß unter den Framleuten Keiner, auch Nansen nicht, von Fehlern frei war; er läßt aber auch deutlich erkennen, wie gerechtfertigt das Vertrauen der Mannschaft zu dem genialen Führer war. Er schreibt gewandt und versteht es, auch den Humor zur Geltung kommen zu lassen. Johansen entrollt in seinem Berichte eine wahre Robinsonade, die auch trotz Nansen's Darstellung ihren vollen Zauber geltend macht. In einem Lande, in welchem der berühmte Polarforscher Payer sich und seine Begleiter für verloren hielt, wenn sie nur ein paar Tage von ihrem Zufluchtsorte, dem „Tegetthoff", fern geblieben wären; in einem Lande, wo nur Bären und Walrosse hausen und wo furchtbare Stürme die Eisdecke des Polarmeeres hier zerreißen, dort zu einem Wirrsale von Eisrücken aufthürmen: da verbrachten Nansen und Johansen fünfviertel Jahre. Nur Naturen, die mit riesiger Körperkraft und höchster turnerischer Gewandtheit größte Geistesenergie verbinden, waren dazu fähig. Im Vollbewußtsein ihrer Kraft verloren Beide unter den widrigsten Umständen nicht den Humor und die Hoffnung, und so wird denn aus der Schilderung des Aufenthalts in der weltverlorenen „Winterhütte" eine arktische Idylle. Unglaubliche Versuche machen sie, sich zu waschen, sie etabliren eine Schneiderwerkstatt und friedlich leben sie zusammen mit ihren „Hausthieren": Polarfüchsen und Eisbären. Wie narrt sie der tückische Zufall! Standen sie doch einst, während sie nur einmal in 24 Stunden zu essen hatten, an einer Stelle, an welcher Jackson, der Leiter der englischen Expedition auf Franz-Joseph-Land, für Nansen ein reiches Nahrungsmittel-Depot angelegt hatte; eine neidische Schneewehe verbarg ihnen diese Kostbarkeiten! Ein neues Leben beginnt unter dem gastlichen Dache der ungeahnt nahen englischen Expedition auf Cap Flora. Spaßhaft ist es zu lesen, wie sich Johansen, der das Englische nicht beherrscht, mit den keiner anderen Sprache mächtigen Engländern nur durch die Zeichensprache verständigen kann. So bilden beide Berichte eine nothwendige Ergänzung der Erzählung Nansen's. Da Jeder, Johansen wie Nordahl, in packender Darstellung zu schildern und dabei sich doch eine besondere Färbung zu erhalten weiß, wird der dritte Band von „In Nacht und Eis" jedem Leser von Nansen's Werk erwünscht sein. Die äußere Ausstattung schließt sich auf's Engste den ersten beiden Bänden an.

Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet von D. v. Malachowski. (Leipzig, Grunow.) Anschauliche Aufzeichnungen aus den Jahren 1804 bis 1820. Werthvoll ist besonders die Charakteristik Friedrich Wilhelm's des Dritten. Die Selbstbiographie seines Flügeladjutanten, des Generallieutenants von Malachowski verhilft uns zu einer lebendigen Vorstellung seiner Persönlichkeit. Man erkennt daraus, wie sehr unser alter Kaiser der Sohn seines Vaters gewesen ist: gewissenhafte, peinliche Pflichttreue, ein feines Unterscheidungsvermögen für echte und gemachte Empfindungen, Abneigung gegen Prunk und Ceremoniell und Empfänglichkeit für familienhafte Behaglichkeit. Ein Feind aller feierlichen Empfänge, Triumphbogen u. s. w. war der König höchst unangenehm davon berührt, daß bei seinem ersten Besuch in Bonn 1817 derartiger Pomp von der Bürgerschaft entfaltet wurde. Auf dem Marktplatz richtete er an die Menge ein paar Worte, in denen er sagte: „Ich hasse die Napoleonischen Empfangsfeierlichkeiten! Noch können Sie keine Liebe und Anhänglichkeit für mich, ich keine für Sie haben; wenn wir erst zehn Jahre zusammen gelebt haben und Sie mir ein treues und gehorsames Volk, ich Ihnen ein gerechter und sorgsamer König gewesen sein werde, dann soll es mich freuen, wenn Sie Ihre Freude, mich zu sehen, auch laut werden lassen." Und als der König 1818 bei einer Truppenrevue in Königsberg Anlaß zur Unzufriedenheit hatte und sogar einem General Arrest ertheilte, sagte er: „Ich bin der Chef der Armee und als solcher dem Staate für ihre Tüchtigkeit verantwortlich," wozu der Verfasser bemerkt, daß der König nie die Wendungen: meine Armee und meine Diener gebrauchte, sondern immer: die preußische Armee und die Königlichen Diener, und dadurch andeutete, daß sie nicht ihm, sondern dem Staate dienten, als dessen Diener auch er sich fühlte. Wir begreifen nun vollständig z. B. Fontane's Vorliebe für diesen schlichten, sparsamen und tüchtigen Monarchen, trotz dessen oft übertriebenen Schwächen und Eigenheiten.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Gute, spannende Romane,
Novellen, Kindergeschichten etc.
gesucht
für **zweiten Abdruck.**
Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. **Mit natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 20. August 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

I. U. Lib. 5 Sep. '98

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen. Gutachten von Emile Ollivier, Björnson, Barthélemy Saint-Hilaire, Strindberg, Graf de Mouy, Ernst von Wildenbruch, Robert Mitchell, Schmoller, Graf du Barail, Adolph Wagner, Flourens, Alfano, Heijdenrijck, J. G. Fischer, Fürst Meschtscherskij, Francesco Crispi. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Georg Ebers. Von Karl Stelter. — Oesterreichische Kampflieder. Von J. G. Thomsen. — **Feuilleton.** Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Todtenkränze. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Bismarck

im Urtheil seiner Zeitgenossen.

Der Sarg hat sich über dem größten Deutschen geschlossen, und die geweihte Stätte, die sein Irdisches aufnehmen soll, wächst empor. Kaiser, Könige und regierende Fürsten, die Vertreter fremder Staaten und hohe Beamte aller Länder haben ihr Beileid bezeugt. Auch die Männer der Feder haben ihr Sprüchlein gesagt, je nach ihrer Ueberzeugung oder ihrem Vortheil. Und das deutsche Bürgerthum hat zur Blumensprache gegriffen, um seine Trauer und Verehrung auszudrücken, und die buntfarbigen Grüße an den Todten durchduften den Sachsenwald. Die geistige Elite, Alles in Allem, zieht es offenbar vor, den Großen schweigend zu ehren oder nur auf directe Anregung ihre Meinung zu äußern. Wir haben es unternommen, einen kleinen Kreis von hervorragenden Männern, von Freunden und Gegnern des Altreichskanzlers um ihre Ansichten über den großen Todten zu befragen, doch keine Nekrologe und Abschiedsworte sollten es sein, denn diese verfallen nur zu leicht in den Ton des herkömmlichen De mortuis nil nisi bene. Also kein Todtengericht, sondern das letzte Urtheil der Mitlebenden über den, der ewig leben wird.

Es geschieht nicht zum ersten Male, daß die „Gegenwart" sich so zum Sprachrohr bedeutsamer Zeitstimmen über Bismarck macht. Schon vor drei Jahren, zur 80. Geburtstagsfeier, haben wir eine Rundfrage veranstaltet und die Gutachten am 6. April 1895 hier veröffentlicht. Wir wissen, daß auch der vor den Richterstuhl Gestellte diese Blätter mit Antheil gelesen hat. Vielleicht war der alte Ironiker der Ansicht Epiktet's, daß es keine großen Männer giebt, sondern nur unsere Meinung über sie, daß aller Ruhm und alle Größe relativ sind, daß mit Shakespeare's vorahnend kantischem Ausspruch: das Denken erst sie dazu macht. Damals schrieb der geistreiche Herausgeber der Pariser Revue des Revues: „Eine Enquête hervorragender Zeitgenossen über unsere Idole ist ein genialer Einfall. Jede Antwort ist ein Document mehr für die Archive der Culturgeschichte. Solche Richterstühle sollte man in allen vier Weltgegenden errichten. Sie geben uns den Vorgeschmack der Nachwelt. Der Historiker von morgen, der sich dieser Gutachten bedient, erhält Anhaltspunkte, die uns für die Vergangenheit fehlen und die wir schmerzlich vermissen. Diese Urtheile der Lebenden haben also eine wichtige und praktische Seite. Da wir ferner unter den Fehlern der großen Männer leiden und uns ihrer Tugenden erfreuen, warum sollten wir nicht auf das Vergnügen verzichten, sie noch bei lebendigem Leibe zu krönen oder abzustrafen? Warum wollten wir die Mühe und die Ehre des Urtheils ganz der Nachwelt überlassen, die wesentliche Momente für die Richtigkeit ihrer Meinungen verloren hat. Der beste Mensch, von hervorragenden Zeitgenossen beurtheilt, welche würdige Erfüllung der so geliebten und so selten verstandenen Freiheit des Geistes!" Freilich übersieht Jean Finot, daß Unparteilichkeit, Objectivität, Gerechtigkeit den Mitlebenden nicht immer gegeben sind, schon weil ihnen der Abstand, die Perspective fehlt, aber sie haben das Eine vor der Nachwelt und ihren Nachrichtern voraus: den lebendigen Eindruck, das Leben. Darum können solche Zeugnisse für die Nachwelt wirklich von Interesse sein und vielleicht sogar für die Geschichte von Werth, so einseitig und subjectiv sie auch im Einzelnen wohl sind, weil Niemand über seinen eigenen Schatten springt.

Wir eröffnen also eine neue Reihe von Aussprüchen über Bismarck von hervorragenden Zeitgenossen, Mitacteuren, Augenzeugen oder ferneren Beobachtern. Zum Theil sind es einige Nachzügler von unserer Umfrage von 1895, wie der treffliche schwäbische Lyriker J. G. Fischer, der inzwischen verstorben ist, aber noch aus dem Grabe heraus für den großen Todten zeugen möge. Manche Aussprüche sind auch für die Urtheilenden charakteristisch und bedeutsam. Es traf sich z. B., daß wir den Feuergeist Björnson gerade in einer unwirrschen Stimmung trafen, weil russische, französische und leider auch deutsche Zeitungen ihn ob seines Eintretens für Zola angreifen zu müssen glaubten. Verdrießlich war auch Theodor Mommsen, nach Bismarck's Tode wohl der berühmteste lebende Deutsche. Er ärgerte sich gerade über „ein halbwahres und ganz und gar inhaltloses Interviewergeschwätz", das ihm in den Mund gelegt worden war und nun durch alle Blätter ging. „Ich habe", schreibt er uns, „weder Beruf noch Neigung, über Bismarck öffentlich zu reden, und wenn es geschähe, so wäre es sicher nicht in dieser liederlichen Weise." Strindberg's wunderliches Urtheil — es datirt freilich aus der Krise, die er selbst als sein Pariser „Inferno" bezeichnet — hat auch mehr psychologischen Curiositätswerth. Daß die Italiener, die allerdings Bismarck viel verdanken, den Todten fast noch überschwänglicher preisen, als dessen nordisch-kühlere Landsleute, wissen wir aus den Blättern von Rom und Neapel. Der alte Crispi bezeugt es uns. Daß aber die Franzosen auch jetzt noch nicht im

Digitized by Google

Stande sind, ihrem großen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, haben die Auslassungen der Pariser Journale bewiesen, wie Rochefort's Wuthgeheul, Drumont's Jesuitengroll, Thiebaud's unritterliches Absprechen am offenen Sarge. Auch unsere Beiträge zeugen davon. Robert Mitchell's Ausspruch ist noch ein Nachzügler der Rundfrage von 1895; er würde sich heute kaum anders ausdrücken. Das bestätigt uns der Akademiker Vicomte E. M. de Vogüé, der in unserer Bismarck-Nummer des großen Staatsmannes feine Rechenkunst, Ironie und Mäßigung im Glück analysirt hatte: „Je n'ai rien à changer dans ce que j' écrivais, car la mort du prince de Bismarck n'a pas modifié ma pensée sur sa psychologie." Gerechter sind die Diplomaten, die eine zeitlang neben dem Reichskanzler wirken durften, z. B. Graf de Mouy, der seinem früheren Urtheile noch einige nicht minder würdevoll freundliche Bemerkungen beigefügt hat. Mit Interesse aber cum grano salis wird man ferner das Gutachten lesen, das uns aus Paris Emile Ollivier sendet, der napoleonische Ministerpräsident von 1870, der die Verantwortung für den Krieg „mit leichtem Herzen" übernehmen zu wollen erklärte. Da er mit anerkennenswerther Liebenswürdigkeit unserer Einladung entsprach, so gebietet uns die Höflichkeit und Dankbarkeit den unveränderten Abdruck. Unsere Leser werden seine etwas wunderliche Geschichtklitterung da und dort schon von selbst mit den nöthigen Glossen versehen ...

Bismarck war groß, so lange er der Politik Friedrich's II. treu blieb, der in der Voraussicht eines gemeinsamen Angriffs von Frankreich und Rußland unser Land immer menagirte und am Tage nach Roßbach, als er die französischen Officiere zur Tafel zog, zu ihnen sagte: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde zu betrachten."

Wie soll man Bismarck auch nicht bewundern, als er im Jahre 1866 — allerdings im Einverständniß mit Napoleon III. und durch diesen der Beihülfe Italiens sicher, aber gegen den Willen seines zögernden Königs, der Camarilla und der Damen bei Hofe und im Kampfe mit einem auffässigen Parlament und dem größten Theile des deutschen Volkes — trotz alledem unermüdlich, furchtlos und heroisch zum Ziele ging, ohne einen Augenblick vor der colossalen Verantwortlichkeit zurückzuschrecken, die einen Ruhm unsterblich macht oder vernichtet?

Aber wie soll man ihn nicht für klein halten, als er 1870 die Falle der Hohenzoller'schen Candidatur legte, welcher Streich von unserem Ministerium parirt (déjoué) wurde, worauf er durch eine unerträgliche Unverschämtheit einen seit dem italienischen Feldzuge friedliebenden Monarchen, ohne dessen Einverständniß (complaisance) er bei Sadowa das Glück nicht versucht hätte, zum Kriege zwang, einen Monarchen, der überall die Unabhängigkeit der Völker begünstigte und trotz der Warnung seiner Diplomaten entschlossen war, der freien Entwickelung Deutschlands keinerlei Hinderniß zu bereiten, um auf solche Weise einen neuen Liebesdienst zu den vielen hinzuzufügen, die das hochherzige Frankreich den deutschen Völkern schon in den Jahren 1789, 1830, 1848 erwiesen hat!

Die Undankbarkeit, sagt Cavour, ist die hassenswertheste Sünde. Sie ist auch die ungeschickteste aller Berechnungen. Bismarck wollte die Antipathien der Südstaaten, die noch unter ihren jüngsten Niederlagen litten, im Blut eines gemeinsamen Sieges ertränken. Besser als dieses gefährliche Mittel hätte die Geduld diesen Zorn beruhigt. Wäre die deutsche Einheit ohne die Zerstückelung Frankreichs vollzogen worden und also einer friedlichen Zukunft gewiß, so hätte sie für uns eine Wohlthat sein können, während sie jetzt ein Unglück ist. Gott bestraft manchmal, indem er den Erfolg gewährt. Die Zukunft wird es zeigen.

Paris. Emile Ollivier.

Seitdem ich (der Pangermane!) als ein Antideutscher verrufen bin, halte ich mich fern, aber ich stehe in dem Gericht der Mitlebenden über den großen Todten gewiß nicht auf gegnerischer Seite.

Sie wissen auch, daß wir unsere Meinungen erben, wie unsere Anlagen ꝛc. Ich bin langsam aber sicher fortgeschritten über die ganze Linie meines Wissens und Willens. Als der Deutschenhaß im Norden wüthete, da war ich der erste Norweger, der beim Begräbniß des Bischofs Grundtwig in Kopenhagen erklärte, daß wir in Zukunft mit den Deutschen gehen müssen. Was ich damals zusammen mit den Meinigen gelitten habe unter den Angriffen fast der gesammten skandinavischen Presse, unter Schmähgedichten und Verleumdungen, davon schweige ich am liebsten. Aber wenn ich nach 25 Jahren sehe, daß das Alles in Deutschland vergessen ist, und daß ich als Deutschenfeind verschrien werde, — ja, dann kränkt es mich schwer. Bin ich etwa darum „antideutsch" geworden, weil ich die ebenso unnütze als unkluge Unterdrückung der nordischen Sprache in Nordschleswig vor der Welt verklage? Oder weil ich eine Allianz Schweden-Norwegens mit dem Dreibund für einen Unsinn halte, wie Alles, was unsere strengste Neutralität verletzt? Oder weil ich als alter Freiheitskämpfer nicht Alles im heutigen Deutschland vortrefflich und schön finde? Oder weil ich die Franzosen nicht hassen kann und ihnen in ihrer moralischen Verirrung (Dreyfus) gern helfen möchte? Oder endlich weil ich wünschte, daß Fürst Hohenlohe in dieser Sache endlich das erlösende Wort der Wahrheit sprechen sollte? Muß man denn durchaus seine freie Ueberzeugung verschweigen, wenn man die Sympathien des deutschen Denkervolkes bewahren will?

Ich habe meine pangermanische Ueberzeugung niemals verleugnet oder geändert. Im Gegentheil ist sie trotz aller Schmähungen nie stärker gewesen, als gerade jetzt, denn die Annäherung Amerikas an England giebt mir neue Hoffnung auf einen Bund aller Germanen, — für mich das Schönste und Größte auf der Welt.

Wenn ich mich aber als Pangermane fühle, so stehe ich, obwohl ein Republikaner, in dem Urtheil der Zeitgenossen gewiß nicht auf der Seite der Feinde des Fürsten Bismarck, der die Deutschen einig und stark gemacht hat.

München. Björnstjerne Björnson.

Fürst Bismarck hat während der Friedensverhandlungen in Versailles gegen Herrn Thiers, mit dem er nicht selten von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends Berathungen pflog, ein höfliches und tactvolles Benehmen beobachtet. Was nun die Annexion Elsaß-Lothringens betrifft, so neige ich der Ansicht zu, daß Bismarck sich vielleicht mit einer Milliarde mehr statt mit einer Territoriumsabtretung zufrieden gegeben hätte. Allein während er 1866 nach Sadowa den Marsch der preußischen Armee auf Wien aufzuhalten vermochte, hat er in Versailles den Widerstand der Militärpartei des deutschen Hauptquartiers, die auf der Annexion beharrte, nicht überwinden können. Mit der Einverleibung der beiden Provinzen hat sich jedoch Deutschland eine Fessel angehängt, die es an seiner freien Bewegung hindert. Frankreichs Ostgrenze wiederum hat eine unnatürliche Veränderung erfahren. Denn es gleicht jetzt einem Hause mit weit aufgerissenen Thoren, die jedem Fremden den Eintritt ermöglichen. Aus diesem Zustande ist nun jene Situation erwachsen, welche seit bald 30 Jahren in Milliardenausgaben für Kriegsrüstungen und Heeresvermehrungen ihren beredtesten Ausdruck findet.

Im Uebrigen versage ich der staatsmännischen Bedeutung Bismarck's und den Erfolgen seiner Politik die gerechte Würdigung nicht. Was er für Deutschland geleistet, ist das Werk eines mächtigen Geistes gewesen. Auch erkenne ich an, daß Bismarck bis zu seinem Rücktritt ein aufrichtiger Freund des Friedens war und sich als solcher bei wiederholten Anlässen bewährte.

Digitized by Google

Ganz erstaunlich hingegen ist es, daß Bismarck seinen Sturz so schwer ertragen hat. Daß er nach achtundzwanzigjähriger Ausübung einer so mächtigen Stellung gar so wenig Philosoph war, um sich über das Entgleiten der Macht zu trösten, muß als ein wunderlicher Zug in seinem Charakter erscheinen, der seinen künftigen Historikern nicht wenig zu denken geben wird.

Paris. Barthélemy Saint-Hilaire.

Für uns andere Nationen, die wir keine Deutschen sind, ist die Größe Fürst Bismarck's zweifelhaft, da Europa und der Welt als Ganzes seine Wirksamkeit nicht eben zur Freude gedieh. Allein auch vom deutschen Gesichtspunkte aus, bleibt seine Größe uns räthselhaft (gätkull). Bismarck's Lebenswerk heißt: Einheit Deutschlands. Wo ist diese Einheit, fragt man, da doch das uralte Deutsch-Römische Kaiserthum noch selbstständig existirt und seine Krone in Wien von dem legitimen Hause Habsburg getragen wird? Dessen Existenz ist ein lebendiger Protest gegen die Existenz von Bismarck's Lebenswerk.

Daß Phantasten von Illusionen leben, gehört zu ihrem Beruf. Daß aber Realpolitiker und die Riesen der Nationen ein ganzes, langes Heldendasein hindurch sich von einer bloßen Einbildung nähren, das ist interessant.

Paris. August Strindberg*).

Ich kann nur von meinen persönlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck sprechen, und diese sind mir in angenehmster Erinnerung geblieben. Der Berliner Congreß 1878, wo Frankreich durch Herrn Waddington und unseren damaligen Botschafter Grafen Saint-Vallier vertreten war, wählte mich mit Herrn von Radowitz (jetzigem Gesandten in Madrid) zum Secretär. Als solcher stand ich mit dem Fürsten Bismarck, der bekanntlich den Vorsitz führte, in täglichem, ständigem Verkehr. Seine Haltung gegen mich war von correctester Höflichkeit und ausgesuchtester Zuvorkommenheit. Meinen beiden Chefs kam er mit ritterlicher Artigkeit entgegen. Ja, er schien geradezu jede Gelegenheit zu suchen, den Vertretern Frankreichs auf dem Congreß eine Liebenswürdigkeit, eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Herr Waddington und Graf Saint-Vallier gewannen den Eindruck, daß diese Haltung des Fürsten eine aufrichtige war. Auch nach dem Congreß, als ich durch ungefähr fünf bis sechs Monate als Chargé d'affaires die Geschäfte der Botschaft führte, kam mir der Fürst amtlich und privat in gleich correcter, höflicher Weise entgegen. Wir hatten verschiedene amtliche Angelegenheiten zu erledigen; der Fürst ließ es dabei nie an Zuvorkommenheit und gutem Willen fehlen. Als ich ihn damals in seinem Palais besuchte, sagte er zu mir: „Sie sind mein erster Gast. In diesem Hause, hoff' ich, wird niemals etwas gegen Frankreich gethan werden". Ich war wiederholt sein intimer Gast. Alle, der Fürst, die Fürstin, ihr Sohn Herbert und Gräfin Rantzau sprachen dem Gaste zu Liebe, der die deutsche Sprache nicht ganz beherrschte, nur französisch. In der Conversation wurde sorgfältig jedes Wort vermieden, was irgendwie meine Empfindungen als Franzose streifen oder berühren konnte. Er war immer höflich, wohlwollend und tactvoll.

Ich sehe noch vor mir die hohe Statur, die colossale Erscheinung des Fürsten Bismarck, der dem Congreß mit einer außerordentlichen Autorität und Ueberlegenheit vorstand. Ich hatte gar keine kleine Arbeit als Secretär und Protocollführer übernommen. Freilich war auch der Präsident ein eifriger (acharné) Arbeiter. Eines Tages, als wir ganz besonders mit Arbeit überhäuft waren, sagte ich zu ihm: „Durchlaucht, Sie lassen mich nicht zu Athem kommen. Wollen Sie meinen Tod?" — „Nein, nein!" antwortete er lächelnd, „Arbeit hat noch keinen getödtet."

*) Für die „Gegenwart" erbeten und übertragen von Frau Professor M. Prager (Erich Holm).

Als Privatmann also habe ich über meinen Verkehr mit dem Fürsten und seiner Familie während meines Berliner Aufenthaltes nur angenehme Erinnerungen bewahrt. Ueber die Politik des Fürsten Bismarck aber kann und will ich als Franzose keine Meinung äußern. Ich habe hohe Achtung vor seinem staatsmännischen Genie und wundere mich nur, daß auch der Reichstag bei seinem bekannten Beschluß nicht zuerst an das dachte, was Fürst Bismarck für Deutschland geleistet hat. Ich verstehe die Deutschen einfach nicht.

In meinen Memoiren habe ich die Erinnerungen aus meiner Berliner Zeit erzählt, aber sie sollen erst lange nach meinem Tode erscheinen. Uebrigens werde ich auch dort eine Carrière wie die eines Bismarck nicht beurtheilen. Für solche Arbeit würden ganze Bände nicht hinreichen.

Paris. Graf Charles de Mouy.

Wille, der niemals im Wollen erschlafft,
Sorge nie rastende, schaffende Kraft,
Zündendes Wort, tiefgründiger Rath,
Weises Erwägen, schlagende That,
Immer beansprucht, nimmer vergebens,
Immerdar wirkende Quelle des Lebens,
All' dieser Reichthum, all' diese Welt
Ganz nur für Deutschland zum Dienste gestellt . . .

Leitete Fürst Bismarck auch schon längst nicht mehr das Reich und gelang es dem Kaiser, auch ohne ihn den Frieden aufrecht zu erhalten, so bildete er doch den großen Ruhmestitel Deutschlands vor dem Ausland, er war unser großer moralischer Reservefonds, er war die Stätte der höchsten Weisheit, zu der man wallfahrtete, wie einst der Grieche nach Delphi. Das Geschlecht der Riesen (so nennen die Engländer das Zeitalter des großen Pitt), das Deutschland zur Größe führte, ist nun dahin — er war der Größte und Letzte — der Rest des Inventars einer großen Vergangenheit ist verbraucht; die heutige Generation muß sich nun aus eigener Kraft weiter helfen.

Berlin. Ernst von Wildenbruch.

Ich will von meinen Empfindungen als Franzose, deren Erörterung mich auf das politische Gebiet führen würde, absehen und bloß als Mitglied der menschlichen Gesellschaft von Bismarck sprechen.

Wenn man nun die Frage stellt: „Was hat Bismarck für die Menschheit gethan? Hat er unter die Menschen den Keim einer universellen, weltbeglückenden Idee gesät, welche die Civilisation in neue, entscheidende Bahnen zu lenken geeignet wäre?" so kann man darauf nur in verneinendem Sinne antworten. Bismarck hat nicht für die Menschheit, sondern bloß für den Ruhm einer Dynastie gebaut. Er ist ein großer Preuße, wenn Sie wollen: ein großer Deutscher, aber nicht ein großer Mann. Wäre ich ein Deutscher, ich würde Niemand mehr verehren als Bismarck; allein vom höheren Standpunkt der Gesammtmenschheit kann ich seine Größe nicht anerkennen. Da erscheint mir Wilhelm II., dessen Kopf von weit umfassenderen, universellen Ideen erfüllt ist, viel interessanter als Fürst Bismarck, der eigentlich nichts Anderes als eine Staatenconföderation mit einer permanenten Armee, diesem permanenten Kriegswerkzeug, geschaffen hat. Nennen Sie mir eine Stadt, einen Ort außerhalb Deutschlands, wo man dem Fürsten Bismarck „Namens der Menschheit" ein Denkmal errichten würde? . . . Nein, ich wiederhole es: Bismarck ist zeitlebens ein großer Preuße gewesen; ein großer Mann ist er nicht.

Paris. Deputirter Robert Mitchell.

Es drängt sich die Erkenntniß auf, daß die breiteste Wirksamkeit der großen Genien der Menschheit erst nach ihrem Tode einsetzt. Wie das Preußen des 18. Jahrhunderts das Friedrich Wilhelm's I. blieb, wie wir die Siege von 1813—15 und von 1864—70 dem fortwirkenden Geiste Friedrich's des

Digitized by Google

Großen danken, so geschah der innere Ausbau des preußischen Staates nicht bloß 1807—22, sondern gerade auch 1850—90 im Geiste Stein's und Hardenberg's. Und so wird das Preußen und Deutschland des künftigen Jahrhunderts neben dem Neuen, das es uns bringt, von den Traditionen unseres vielgeliebten Kaisers Wilhelm I. und seines großen eisernen Kanzlers erfüllt sein.

Berlin. Prof. Gustav Schmoller.

Ich bin dem Fürsten Bismarck nur ein einziges Mal persönlich begegnet. Das war auf einem Empfang in den Tuilerien während der Weltausstellung von 1867, zu welcher der König von Preußen in Begleitung des damaligen Grafen Bismarck als Gast des Kaisers erschienen war. Seit jenem Empfang, dem ich als Brigadegeneral beiwohnte, habe ich den Fürsten Bismarck nicht wieder gesehen. Was nun meine Ansichten über den ehemaligen Reichskanzler anbelangt, so begreifen Sie, daß ich als Franzose und Soldat in die Apotheose nicht einstimmen werde. Denn Bismarck hat meinem Vaterlande viel Leid angethan, auch war er in seiner Handlungsweise gegen Frankreich nicht immer aufrichtig und wählerisch. Ich stehe indessen nicht an, seine staatsmännische Größe anzuerkennen. Ich halte Bismarck für einen großen Minister. Er hat für Deutschland sehr Großes geleistet und seine Nation hat alle Ursache, ihn zu feiern. Sein Sturz, den er so schwer ertragen hat, ist jedoch keineswegs zu bedauern. Er hat entschieden etwas Heilsames gehabt. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß seit dem Falle Bismarck's die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland minder gespannt, ja sogar ein wenig freundlicher geworden sind. Von einer Rückkehr Bismarck's konnte bei seinen achtzig Jahren keine Rede sein. Allein es ist zu wünschen, daß nicht bloß Bismarck, sondern auch der Geist, in welchem er seine Politik geleitet hat, nicht wiederkehre. Im Uebrigen steht für uns Franzosen Eines fest: Wir werden niemals vergessen.

Paris. General Graf du Barail.

Wir feiern Bismarck, weil er uns ein Vaterland gegeben und weil das Jahrhundert sein Gepräge erhalten hat. Deutschland erreichte unter Bismarck's Regierungskunst ein Ansehen und eine Macht, wie nie zuvor; nicht minder aber auch gewann der große Kanzler durch sein Maßhalten das Vertrauen der Welt. Die Zersplitterung in Deutschland hat aufgehört; dies ist ein Gewinn, der nicht genug gewürdigt wird, und den wir dem großen Kaiser und seinem Kanzler verdanken. Und wem verdanken wir das allgemeine Wahlrecht? Vielleicht den Socialdemokraten? Oder doch dem Fürsten Bismarck? Wer das geleistet hat, was Bismarck geleistet, der hat bewiesen, daß er zu den Größten aller Zeiten gehört. Er hat gelehrt, was ein energischer Wille vermag. Wenn man sagt, das Deutsche Reich wäre auch ohne Bismarck erstanden, so sage ich mit Treitschke: Nein! — Nicht die Verhältnisse, nicht das Milieu schaffen ein Reich, sondern Männer machen Geschichte.

Berlin. Prof. Adolph Wagner.

Welche Gedanken kann der Name Bismarck's bei einem Franzosen erwecken, der das Jahr 1870—71 miterlebt hat? Herr v. Bismarck hat Frankreich in eine Situation versetzt, die es einem mitlebenden Franzosen unmöglich macht, ihn unparteiisch zu beurtheilen. Vielleicht wird eine spätere Generation in Frankreich anders über ihn urtheilen. Doch das ist Sache der Zukunft. Persönlich kenne ich Herrn v. Bismarck nicht. Ich habe mit ihm als Minister des Aeußern im diplomatischen Correspondenzverkehr zu thun gehabt, und wie man weiß, spielen sich solche Beziehungen in den traditionellen Formen ab und verpflichten zu nichts.

Paris. Emile Flourens.

Bismarck repräsentirt den höchsten Ausdruck eines Volkes. Er hat die letzten Spuren vom Werke des großen Napoleon ausgelöscht. Er hat seinem vaterlandslosen Volk ein Vaterland gegeben. Er hat ein starkes und gefürchtetes, blühendes und reiches Deutschland geschaffen. Sein stürmisches Wort zerstörte die Fäden seiner politischen Gegner, und indem er in seinem gewaltigen Geist die Hoffnungen aller Deutschen zusammenfaßte, wuchs er in's Riesengroße (giganteggiò). Er wußte mit höchster Sorgfalt von allen Umständen Nutzen zu ziehen, um seine Nation groß zu machen, und mit seinen Bundesgenossen hat er ihr eine politische Stellung in Europa geschaffen, um den Frieden auf lange hinaus zu sichern und zum großen Vortheile Deutschlands, das noch mächtiger in den Waffen, im Handel und Gewerbe, in den Wissenschaften geworden ist. Die Erinnerung an eine so geniale und fruchtbare Thätigkeit wird die Jahrhunderte überdauern und den Namen Otto von Bismarck unsterblich machen.

Palermo. G. E. Ulfano.

Bismarck ist die genialste, unerreichteste, stärkste, ich möchte fast sagen: ehernste Personification seines Vaterlandes Preußens.

Nenne man sie Hohenzollern, Nürnberger, Brandenburger, jene Fürsten, die aus dem Nichts Preußen erweckten, nach allen Seiten bildeten, zu Wachsthum und Blüthe führten und jetzt die Adlerfittiche über ein neues, sogen. Bundes-Kaiserreich ausgebreitet halten: die Thatsache steht unerschütterlich fest, alles dies ist ihre Schöpfung, ohne diese Fürsten wäre nichts von alledem zu Stande gekommen. Lange schon vor dem Großen Kurfürsten hatte sein kluges Geschlecht Luther's Lehre angenommen und sich zu einer Zeit, da sowohl die Einheit des Glaubens als auch die des Reiches Karl's des Großen in Stücke gegangen war, ein anderes Ideal des Staatsbekenntnisses, der Volkserziehung, ja, wie verwunderlich es auch scheinen möge, der Nationaleinheit gebildet. Sie, die Fürsten, waren der Staat oder mit dem Ausdruck des spätern Königs Friedrich Wilhelm I. gesprochen, der Staat war: Unser Haus. Die Unterthanen waren die Kinder des Hauses; nicht sanft wurden sie erzogen, sondern mit eiserner Faust. Allerdings hatte dies das Gute im Gefolge, daß sie dadurch gestählt und zu den christlichen und bürgerlichen Tugenden erzogen wurden, welche wir in den Norddeutschen bewundern können. Allem voran jedoch mußte der Militärstaat gefördert werden, der Staat eine große Kaserne bilden. Wie sollte denn sonst anders die Hauptsache, die Einheit, die auseinander gegangen war, wieder hergestellt und bewahrt werden?

Folgender Art ist Preußen und seine Geschichte. Principieller Gegner Roms und der Habsburger als Kaiser der sog. lateinischen Rassen, war es dennoch allzeit und ist es im Princip immer liberal, doch bei alledem gleichwohl in seinem Aufbau, vielleicht auch aus Nothzwang, ausgesprochen autoritativ. Dies Alles leitete zur Politik der durch den Zweck geheiligten Mittel. Ueberall findet sich diese Politik bald schüchtern, bald in aller Schärfe ausgebildet und zwar der Art, daß sie in Friedrich dem Großen, dem so außerordentlich begabten Menschen, ihre Spitze gewinnt. In dem Staatsmanne Bismarck findet man diese Lehre wieder: dazu tritt noch als Verdienst, wenn man es als solches gelten lassen will, das Merkmal hinzu, daß, während Friedrich der Große als Oberhaupt von „Unser Haus" Alles thun konnte, der Minister zu rechnen hatte, und das recht stark, mit Fürsten von mittlerer Begabung, durchaus keinen kräftigen Naturen, die, mochten sie auch eine noch so autoritative Stellung bekleiden, doch durch hunderterlei Rücksichten gegenüber der mittelalterlichen Vergangenheit, gegenüber Oesterreich, gegenüber der sog. Legitimität, abhängig waren.

Niemand hat, meines Erachtens, dieses besser dargestellt als Ludwig Bamberger, der bekannte „Fortschrittler". Am

Digitized by Google

Schlusse seiner „Politischen Schriften von 1848—1868“ findet sich unter der Ueberschrift „Monsieur de Bismarck“ eine Reihe von Artikeln, die, obgleich jetzt 30 Jahre alt, doch noch so frisch sind, als wären sie erst heute geschrieben. Der Junker von Schönhausen, der spätere Fürst und Herzog von Lauenburg, war und blieb Aristokrat. Das ist auf seine politische Vergangenheit zurückzuführen, wird auch durch die Anschauungsweise erklärt, in welcher die obern Zehntausend der Nation, oder die sich dafür hielten, in jenen Zeiten lebten. Vor Allem aber war er Preuße bis in Mark und Knochen, vom Scheitel bis zur Sohle, damit also dynastisch, ausgeprägter Soldat und bei alledem Anhänger des allgemeinen oder fast allgemeinen Wahlrechts, was ja auch nach 1848 und den folgenden Ereignissen schwerlich anders hätte sein können und auch vollständig mit seinem eigenartigen Plan im Einklang stand. So besaß er denn noch als Reserve die Gunst, den Beifall der „tonangebenden Welt“, der Clientele von Freisinnigen und Demokraten, die es mit den angewendeten Mitteln nicht so engherzig nehmen und sich allzeit nur vor dem Erfolg zu beugen pflegen.

Als sollte dem Mann aber alles Glück zu Theil werden, so sah er sich gegenüber, an die Spitze Frankreichs einen Mann gestellt, der die Bezeichnung: unfähig! verdiente. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich brach aus. Dabei stelle man sich eine sechste Großmacht, das einige Italien, vor, durch Napoleon's Gnaden in's Leben gerufen und — Bismarck! In dem eben angeführten Werke sagt Bamberger so richtig: „Wer mag nun glauben, daß Bismarck nicht eingesehen haben sollte, daß Venetien befreien zugleich Rom angreifen hieß, daß Oesterreich niederwerfen gleichbedeutend sei mit dem Bruch des Concordats, der Selbstständigkeit Ungarns, die Einigung Deutschlands ein Bruch sei mit dem Princip der Legitimität?“ Drauf los! war also die Losung zum Zweck einer Auseinandersetzung. In welcher Weise dieselbe bewerkstelligt werden sollte, kam weniger in Betracht. Was that's, ob die preußische Verfassung auch verletzt und das Budget ohne Zustimmung der Abgeordneten einige Jahre lang selbstständig festgesetzt wurde, gelangte man doch dazu, die Armee zur vollen Sollstärke zu bringen, was ja auch glückte. Nationalliberale, Freikonservative, Freisinnige würden ja Alles schon mit dem Mantel der Vergessenheit zudecken, wäre nur erst der Sieg errungen. Und so geschah's!

Erst kam Dänemark, nach Friedrich's IV. Tod, an die Reihe. Da konnte man denn 1864 Oesterreich unter Rechberg in eine Sackgasse gerathen und die Großmächte zu Gunsten einer kleinen Nation ihr eigenes großes Werk, den Londoner Tractat, aufopfern sehen. Mit solchen Großmächten hatte es Bismark zu thun! Dann folgte der Bund mit Italien, die geheimen Abmachungen mit Kossuth, Klapka und Genossen. Es folgte der Krieg mit Oesterreich, die Einheit Italiens, Kampf auf Leben und Tod mit Frankreich, das Deutsche Kaiserreich, der Dreibund! ... Aber wie durch und durch Preuße ist doch dieser Bismarck, in seinem Blick, seinen Eigenschaften, seinen Tugenden! Da lag Oesterreich zu seinen Füßen, Alles glaubte, sein letztes Stündchen habe geschlagen, es vermeinten Politikaster, daß Bismarck in seiner Siegestrunkenheit Oesterreich halbiren würde. Aber nichts von alledem! Es wurde lediglich Oesterreichs Einfluß unter Annection von Bosnien und der Herzegowina nach Osten verlegt: ein Plan, den schon zwanzig Jahre vorher Bunsen, Friedrich Wilhelm's IV. Freund, ausführlich entwickelt hatte.

Haag. Staatsrath Heijdenrijck.

Ich darf wohl daran erinnern, daß ich schon im Februar 1849 nach „einem Mann aus Millionen“ gerufen habe:

Erheb' dich wie aus einem Munde,
Du Schrei der Noth nach einem Mann!
Das deutsche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?

Komm, Einz'ger, wenn du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen deiner Spur,
Du letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!

Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zuhauf uns treibt im Schlachtenschweiß,
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?

Ich war es auch, der nach dem Schmied des deutschen Reiches zuerst ausgeschaut, den ich kommen fühlte und endlich finden sollte in Bismarck, von dem ich also sang:

Ersehnt, geweissagt, gehaßt, bewundert —
So geht er durch sein erst Jahrhundert,
Dann wird die Jahrhunderte aller Zeiten
Der Hochbewunderte durchschreiten.

Den Nörglern aber rufe ich zu:

Doch wenn die Verkleinerer es vergessen,
Die mit der Elle Riesen messen —
Viel Täuschung ist zwischen Tag und Nacht:
Er aber hat Deutschland eins gemacht.

Stuttgart. Prof. J. G. Fischer.

Bismarck ist am Steuerruder Preußens vom ersten Augenblick an nicht nur ein großer Staatsmann gewesen, sondern ein Held des Lebens für jeden Europäer, besonders für jeden Russen. Als die Zeitgenossen seines Ruhmes müssen wir wiederholen: Er ist der größte der großen Staatsmänner der Weltgeschichte, ein Mann, von dessen Leben Millionen von Menschen zu leben gewohnt waren.

St. Petersburg. W. P. Fürst Meschtscherskij.

Ich stand mit dem Fürsten in Verbindung seit 1870 und lernte ihn persönlich kennen am 17. September 1877.

Er war ehrlich (leale), aufrichtig und Feind aller Verstellung. Ich nahm die Gelegenheit war, daß er jedes Jahr nach Gastein in's Bad reiste, um mich ebenfalls dorthin zu begeben. Ich machte einmal im Scherze die Bemerkung, er liebe dieses österreichische Land zu sehr, um es nicht bei nächster Gelegenheit dem Deutschen Reiche einzuverleiben. „Nein, Sie täuschen sich,“ antwortete er, „wir haben schon genug Katholiken und wollen nicht noch mehr.“ Er widersetzte sich auch dem König Wilhelm, der nach Sadowa mit seinen siegreichen Truppen Wien besetzen wollte und erklärte mir: „Oesterreich durfte nicht gedemüthigt werden, denn das gab einen guten Bundesgenossen ab.“ Und so geschah es.

Als wir von seinen Beziehungen zu Frankreich sprachen, bemerkte ich ihm, daß man ihm in Paris kriegerische Absichten zuschiebe. „Verrückte Leute,“ antwortete er mir, „wir haben in einem Kriege nichts zu gewinnen und Alles zu verlieren. Wir schlagen uns nur, wenn wir gezwungen werden, aber fangen ganz gewiß nicht an.“

Viele vergleichen Bismarck's Werk mit demjenigen Cavour's. Das ist ein Irrthum. Die italienische Einheit ist zumeist das Werk des Volkes mit Garibaldi an der Spitze, Cavour hat es nur diplomatisch gesichert (diplomatizzarla).

Er hatte einen großen Verstand und ein sehr edles Herz, aber seine Feinde stellen ihn dar als einen harten Mann und Heuchler (simulatore). Nichts ist falscher. Er sagte stets die Wahrheit und behauptete, das sei immer die beste Politik.

Zu dem Streite mit seinem jungen Kaiser und über das veröffentlichte Abschiedsgesuch kann ich nur das Eine sagen: Die Geschichte wird richten, und sie wird Bismarck Recht geben.

Neapel. Francesco Crispi.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Georg Ebers.

Von Karl Stelter.

In meinem langen Leben ist erfüllt worden, was ich in der Jugend kaum zu träumen wagte: hervorragende Dichter persönlich kennen zu lernen, von ihnen als Gleicher behandelt zu werden. Solche Wünsche waren freilich ungewöhnlich in der niederen Sphäre, der ich entstammte. Daran werde ich jetzt bei meinen Erinnerungen an Ebers gemahnt. Er verbrachte mit Familie fast alljährlich einige Wochen in Wiesbaden, und am 10. November 1888 schrieb er mir, ich möge ihn besuchen, weil er, der im Rollwagen gefahren wurde, Besuche nicht machen könnte. Ich blieb eine Stunde bei ihm, in Gegenwart seiner Frau, die Beide über Freytag's Rüstigkeit erstaunt waren, dem man die Siebzig nicht ansehe und der gar zu interessant sei, wenn er sich über Etwas eingehend verbreite; ihm seien sie dankbar, daß er auf mich aufmerksam gemacht habe. Dasselbe mußte ich mir sagen, denn diese erste Begegnung begründete eine wahre Freundschaft, die allzeit offen und ehrlich blieb. Ebers war sehr mittheilsam und von einer Milde im Urtheil über Andere, die stets die besten Seiten hervorzukehren wußte und zum Verzeihen oder zum Entschuldigen bereit war. Sein Leiden, Ischias bis in's Rückenmark, seit 1877 durch einen Fall mit dem Rollstuhl verschlimmert, war damals so stark, daß er nur langsam, gleichsam hervorstoßend, sprechen konnte. Das verlor sich später, wie denn auch das Allgemeinbefinden bald besser und dann wieder ein schmerzgepeinigtes war, aber er bewahrte sich stets eine Daseinsfreudigkeit, die alles persönliche Leid erträglich machte und ihn auch Familienvorkommnisse schmerzlicher Art überwinden ließ. Er blieb geistesfrisch und productionsfähig, durfte aber Abends nicht mehr arbeiten. Seine einfache, liebenswürdige, hochgebildete Frau besorgte die Reinschriften der Manuscripte, denn seine Handschrift gehörte zu den kaum leserlichen; dabei schrieb er klein und eng, so daß seine Briefbögelchen eine Fülle von Mittheilungen enthielten. Seine dichterischen Arbeiten schrieb er auf Foliobogen und zwar im Fluge, denn seine rege Phantasie formte den einmal zurecht gelegten Romanstoff in so kurzer Zeit, daß man es nicht für möglich hielt, wie schnell die Bände gefüllt waren. „Eine egyptische Königstochter" hat er im Alter von 25 Jahren geschrieben. Den Titel hat Berthold Auerbach gemacht, was Anfangs dem Verfasser nicht zusagte, schon weil ein Hiatus darin vorkommt. In den ersten sechs Jahren ging der Roman nicht, dann aus unbekannten Ursachen plötzlich sehr stark, und erst dreizehn Jahre später hat Ebers wieder belletristisch geschaffen. Dazwischen lag die wissenschaftliche Arbeit, aber den Kopf hatte er voll von Entwürfen, die ja zum größten Theil ausgeführt waren, als er mir beim ersten Besuche davon erzählte. Schmerzlich war ihm der Gedanke, die Leipziger Professur aufgeben zu müssen wegen seiner Leiden. Seinetwegen seien viel Anschaffungen gemacht worden, die brach lägen. Viel zeitraubende Correspondenz habe er über Fachsachen; ablehnen könne er die Belästigungen aber nicht. Dazu kämen Anzapfungen, wie einmal im „Reichsboten" von einer Dame, die ihn religiös habe rechtfertigen wollen anläßlich orthodoxer Angriffe auf „Elisen". In „Serapis" sollte er die Liebe höher gestellt haben, als die Hauptsache: den Glauben u. s. w. Der Dame gegenüber sei er grob geworden. Er war zwar von jüdischer Herkunft (Ephraim Eberty), aber Protestant und nationalliberal.

Das Alles erfuhr ich in dieser ersten Unterhaltung, deren Fortsetzung sich auf gemeinsamen Ausfahrten und Besuchen von selbst ergab. Letztere waren ihm Abends am liebsten und zuweilen wurde dabei im Familienkreise vorgelesen. Bodenstedt spendete Gedichte, ich schon gehaltene Vorträge, darunter einen über Auerbach, bei welcher Gelegenheit Ebers äußerte: „Wer mit Auerbach persönlich bekannt war, mußte ihn freilich auch eitel, aber selbst das schön und zutreffend finden, weil es dem Selbstgefühl entsprang: aus der Niedrigkeit so viel geworden zu sein." Aber auch leicht eingeschüchtert sei Auerbach gewesen, z. B. durch die Realisten, so daß er nicht mehr habe recensiren mögen. Ihn, Ebers, geniren Angriffe nicht, wie solche die Nilbraut, Serapis, die Gred, vereinzelt getroffen; er schreibe, so lange er Trieb dazu in sich habe, und ein Urtheil Vischer's oder Freytag's entschädige ihn für jeden Nörgler. Ueberhaupt könne keine Rede davon sein, daß er bloßer Modeschriftsteller sei. Die seit 25 Jahren so stark gekaufte: „Egyptische Königstochter" spotte jedenfalls der wechselnden Mode. Wohlthuend war ihm auch rein persönliche Anerkennung, z. B. daß Freytag ihn und seine Frau früher ein so schönes Paar genannt habe: Sie ist groß und stattlich, eine Rigaerin, die das Familienleben mit zu einem exemplarisch glücklichen machte, das alle Angehörigen umfaßte, ob sie anwesend oder draußen auf Schulen oder verheirathet waren. Die beiden Töchter Marie und Elly hatte ich rheinisch die „Druwäggel" genannt, was sie Anfangs nicht sein wollten, darnach aber von Vater und Mutter nur noch so bezeichnet wurden. Der Jüngsten Confirmation ließ den Aufenthalt der Familie in Wiesbaden und damit unseren persönlichen Verkehr dauern bis nach Ostern 1889. An Töchtern, meinte Ebers, habe man mehr Freude als an Söhnen. Ueber Elly's Einsegnung war er sehr erbaut, besonders, weil der Pfarrer den Heine'schen Vers citirte: „Mir ist, als ob ich die Hände — Auf's Haupt Dir legen sollt' — Betend, daß Gott Dich erhalte, — So fromm, so rein und hold." Fürsorglich war er für Alle, auch für seine vielen Pathenkinder mit Weihnachtsgeschenken, was ihn Freude machte, als ob er der Beschenkte wäre. In den Geldanlagen war er vorsichtig: egyptische Papiere nahm er nicht, weil er das Land kenne; es habe ja so viel Hülfsquellen, aber durch Franzosen und Engländer sei das Alles unberechenbar. Wir begegneten uns viel in Ansichten und Urtheilen. Am 8. December gab er mir „die Gred" — „zur freundlichen Erinnerung an hübsche Plauderstunden zu Wiesbaden" — und von da ab die sämmtlichen von ihm verfaßten Werke. Ich revanchirte mich mit Büchern von mir an ihn, Frau und Töchter und versprach die im Druck befindliche fünfte Auflage meiner Anthologie „Compaß". Ueberrascht rief er aus: „Das Buch ist auch von Ihnen, darin müssen Sie mich aufnehmen." Ich erhielt dann einen Foliobogen voll Sprüche, von denen ich noch acht benutzen konnte, sowie sein Bild mit folgendem Gedicht:

„Es öffnet das Gemach die junge Braut
Dem Einen nur, dem sie sich hold ergeben,
Und nur Erkornen wird der Schmerz vertraut,
Der grimmig einschnitt in ein Männerleben.

Nimm meinen Dank, daß Du mich auserwählt,
Zu künden mir das Leid, das Du durchrungen,
Nimm Dank auch für die Lieder ungezählt,
Die Du in Lust und Leid so schön gesungen.

Du gabst dem Vater sie, dem Töchterpaar,
Und auch die Mutter hast Du nicht vergessen,
Denn einer Mutter eignet immerdar,
Was Sohn und Tochter je und je besessen.

Du weißt auch, wie der Frau zur Lust geräth,
Was man dem Liebsten gar so freundlich sagte; —
Die mein' ist's, der ich's schulde, wenn die Gred
Frei blieb von Leid, das ihren Schöpfer plagte.

Ja, nenn' ich frischen Muth noch heute mein,
So dank' ich's — und ich dank's zu tausend Malen —
Der Freundschaft — auch der Deinen — Sternenschein
Und treuer Liebe warmen Sonnenstrahlen.

Er erzählte, daß er sehr früh satirische Verse geschrieben habe und citirte aus dem Gedächtniß ein Epigramm auf einen Deutschen, der sich in Frankreich einen Accent auf den Namen geholt hatte! Ein Lustspiel: „Das Wanderbuch" hatte er in

Digitized by Google

tausend Exemplaren gedruckt, aber zurückgezogen, nachdem es ein Schauspieler gut, ein Redacteur unbrauchbar gefunden. Ich mußte dem Letzteren beipflichten. „Homo sum“ erklärte er für seinen gediegensten Roman, weil das, was er gewollt, daraus geworden sei; er zählte 1897 fünfzehn Auflagen, und da eine Auflage 2500 Exemplare hat und die verschiedenen Bücher 185 Auflagen erreichten, so ergab dies damals eine Verbreitung von 462,500 Exemplaren! Und dabei ließ er die wissenschaftlichen Arbeiten nicht ruhen. Im Januar 1889 arbeitete er mit einem Assistenzarzt an Recepten aus dem „Papyrus Ebers“ oft fünf Stunden hintereinander. Auch Zeichentalent hatte er und übte es als Zeitvertreib, wenn ihm Abends vorgelesen wurde. Diese Vorlesungen riefen interessante Controversen hervor, z. B. über Prosa und Verse, wobei er natürlich für Gleichberechtigung der Prosa eintrat, wenn auch einzelne namhafte Schriftsteller durchaus keine Dichter, sondern nur geschäftsmäßig Schaffende wären. Andere dagegen seien Meister in der Novelle, schrieben wohl auch glatte Verse, die bleibenden Werth jedoch nicht hätten. „Elisen“ hatte er in drei Wochen verfaßt, nach einem Schlaganfall, als er wissenschaftlich nichts thun durfte, es habe sehr auf Künstler gewirkt, wie auf Gabriel Max, der bei Tutzing ihm gegenüber wohne.

Zu jener Zeit sammelten wir für den Bodenstedt-Fonds zu dessen 70. Geburtstag. Ebers schloß sich dem Comité an und war durch eigene Zuwendung, sowie durch Beschaffung größerer Beiträge von vermögenden Bekannten überaus thätig. Er schrieb auch nach San Francisco und rechnete sicher auf 100 000 Mk., es wurden aber nur etwa 42 000, deren Anlage uns nachher viel Kopfzerbrechens machte, weil wir das Capital sichern und erhalten wollten. Das machten jedoch die Verhältnisse unmöglich. Ebers trat lebhaft für Bodenstedt's Anspruch auf den vollen Genuß ein, wenn es auch nicht den Principien des sparsamen Haushalters entsprach, der er selbst war, allerdings im Bereich seiner reichen Mittel. Er gab davon gern und beträchtlich, konnte sich aber über unverschämten Bettel ärgern. Als schlimmstes Beispiel davon bezeichnete er das Anpumpen Seitens einer Schriftstellerin, die er nachträglich von gewerbsmäßiger Seite in diesem Fache hatte kennen lernen. Bis dahin wußte er nichts von ihr als den Namen, auf den hin und eine herzergreifende Schilderung der Lage 750 Mark verabfolgt wurden, die nie zurückflossen. Ansprüche um hundert Mark waren ihm gewöhnliche — aber eben damals kam Einer um 12 000 Mk.! Gastfreundlich war er über die Maßen. In Tutzing beherbergte er wochenlang Gäste, z. B. Paul Lindau mit Frau und Hausfreund; der Maler Alma Tadema war da zu Hause, ebenso sein intimster Freund, der Verleger Karl Hallberger. Die Villa hatte er 1882 erworben, weil er immer gern Eigenthum besessen, schon als Docent in Jena, wo es seine Frau verhindert habe. Er war auch Sammler. So hatte er eine Menge Uhren seltenster Art, auch Glashütkenuhren aus einer Fabrik bei Dresden.

Am 16. April 1889 kam der Abschied. Ebers küßte mich und war so wehmüthig gestimmt, daß er einmal über das andere zum Besuch in Tutzing einlud — wenn er nicht plötzlich sterbe, was ja zu erwarten sei. Er konnte die Aufforderung noch manches Jahr wiederholen, indem wir uns in Wiesbaden wieder begegneten, austauschen und des Daseins erfreuen konnten. Dazwischen ging die Correspondenz hin und her, aus der hier Einiges folgt, was das Voraufgegangene ergänzt. Er schrieb bereits am 19. Mai aus Tutzing:

„Sie haben ja meinen Brief an Bodenstedt gelesen. Ich kann dem Alten seine Entschiedenheit nicht verdenken und seinen Damen noch weniger, daß sie dem das bekannte: „Landgraf werde hart!“ zurufen. Je höher die Rente, desto schwerer kommen die Frauen an das Capital. Dies wollen sie natürlich verhindern, und ich sagte auch, am Ende würde das praktisch sein, wenn man das Geld näheren Freunden Bodenstedt's in die Hände gäbe, und es ihnen frei stelle, dem Alten auch vom Capital zu geben, wenn er es verlangt. So würde es weniger gewiß verloren gehen, als auf dem Wege der Leibrente, und wer etwas davon habe, sei keine Versicherungsgesellschaft, sondern Bodenstedt selbst. Die Leibrente fand ich für einen Vater mit einer kranken Frau und zwei unversorgten Töchtern geradezu grausam, — und zum Donnerwetter! — wenn man 70 Jahre alt ward, will man doch nicht mehr bevormundet werden. Im Leben ist Bodenstedt ein Kind, in seinen Sprüchen ein Weiser. Können wir uns wundern, wenn der Spruchweise sich auch einbildet, im Leben ein vir sapientissimus zu sein? — Lassen Sie dem das Geld! Sorgen Sie nur dafür, daß ein geachteter Freund es in der Hand behält, damit der Alte sich genirt, zu toll in's Zeug zu gehen. Ist es alle, so sorgt der liebe Gott, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Leichtsinnigen besonders lieb hat, schon für mehr. Zu Grunde geht unser Freund nicht. Giebt's keine Ehrengabe mehr, so fehlt es doch nicht an solchen, die sich anpumpen lassen, und denken Sie nur, wie das gesammelte Capital Bodenstedt's Credit auf den Damm bringen wird! — Ich habe den Alten sehr lieb, und wenn ich mir den als schlechten Wirth vorstelle, so denke ich immer, daß wir Vögel nicht egal singen und daß es auch solche Käuze geben muß. Am Ende sind das doch die Lieblinge der Götter, die über irdische Sorgen fortzuspringen vermögen wie über Kiesel auf dem Wege! Wer Bodenstedt gram sein will, der ist ein Undankbarer, denn viel Liebes und Bedeutendes hat er einzusetzen für die eine, allerdings nicht ganz kleine Schwäche.“ — —

„Meine große Papyrusarbeit nimmt immer noch den Löwenpart meiner Zeit und Kraft in Anspruch. Ich habe übrigens schon den 7. Bogen concipirt. Jeder nimmt wenigstens zwölf Stunden meine ganze concentrirte Aufmerksamkeit in Anspruch, und dann kommen die Revisionen, die auch genau und mit Liebe zur Sache gelesen sein wollen. Aber das Ding bringt unsere Wissenschaft ein Stück weiter. Die moderne Medicin wird wenig davon haben. (Ich übersetze und commentire das Capitel von den Augenkrankheiten im Papyrus Ebers.) Doch das Wörterbuch wird um Dutzende von neuen Gruppen bereichert. — Auch etwas Neues, Poetisches begann ich: doch davon red' ich noch nicht. — Ihrer Frau Tochter Urtheil über die Gred machte mir Freude. Legen Sie ihr doch die Frage vor, ob sie einen Roman von Dauer gelesen habe, dessen Fabel nicht höchst einfach sei! — Denken Sie an den „Werther“ und die „Wahlverwandtschaften“, an Tristram Shandy und den „Vicar von Wakefield“. Nicht auf das Was des Erzählten, sondern auf das Wie der Charakterisirung und Darstellung kommt es an! Wie einfach sind auch die Fabeln in Freytag's „Ahnen“ und Otto Ludwig's vortrefflichem Roman: „Zwischen Himmel und Erde“! —

Am 18. August 1889 schreibt er:

„Hinter mir liegen wieder zwei schauderhafte Schmerzenswochen. Ein Besuch Alma Tadema's frischte mich auf. Er blieb drei Tage, und wenn mich das auch sehr anstrengte, so bereitete es mir auch den allergrößten Genuß und half mir über die Schmerzen hinweg. Vormittags sah ich ihn gar nicht, aber von der Hauptmahlzeit an blieben wir, mit Pausen, zusammen, und ging ich auch immer halb todt zu Bett, so hatte ich doch die halbe Nacht über das Treffliche, das ich gehört, zu denken. Einen sonnigeren Menschen habe ich in seinem Alter nie gesehen, eine anmuthendere, klarere, frischere Künstlernatur ist mir nie begegnet. Dazu hat er Interesse für Alles, aber am schönsten ist es, sich mit dem über Kunst, Archäologie und das Alterthum zu unterhalten. Kommt man auf diese Fragen, so schüttelt er ein Füllhorn voll guter Gedanken und eigenthümlicher Auffassungen über einen aus, und die Unterhaltung mit ihm strengt weniger an, weil er viel spricht und was er sagt, immerfort anregt. — Meine wiederholte Bitte um den Abschied vom Lehramt ist endlich angenommen worden, wenn auch mit Widerstreben, und die Form, in der es geschah, ist wunderhübsch. Ich kann zu jeder Zeit meine Katheder wieder beschreiten, und

Digitized by Google

als Anerkennung für meine Lehrthätigkeit sandte mir der König das Comthurkreuz des Albrechtsordens. Das Hübscheste an meinem Abschied war das Lebewohlschreiben, das die Facultät an mich richtete. Das freute mich zwanzig Mal mehr als der Comthur des Friedrichsordens, den mir der Monarch von Württemberg gleich darauf schickte. Es ist eigentlich sehr komisch, mir, der ich sie doch nie tragen kann, Orden zu geben. Die Kinder wollen mich im nächsten Jahr zur silbernen Hochzeit, 1. Mai 1890, damit putzen — wenn ich es erlaube und ich noch unter den Lebenden wandle. Nichtigeres als diese Ehren giebt es nicht. Nur wenn man sie redlich verdiente — wie ich den Albrechtscomthur durch 25jähriges Docíren — machen sie Spaß". —

Der nächste Brief vom 29. October berichtete über Arbeiten im Allgemeinen, über Gäste und dann mehrere Seiten über die Bearbeitung eines „geheimnißvollen Stoffes", aus dem dann 1890 die Erzählung: Josua das Licht des Buchhandels zu Weihnachten erblickte. Am 27. November spannte er mich in das Hermann-Lingg-Comitée als Mitsammler für den Fonds, der Lingg 1890 zum 70. Geburtstag gestiftet wurde, und für den Ebers, wie für Bodenstedt, ausgiebig sorgte. Seine Gratulation 1890 verheißt kurz „mehr, sobald sein schwer krank liegender braver Secretär (seine Frau) genesen." Dem Krankenbericht schloß er den über mehrere ihm nahe gehende Todesfälle an, unter denen ihn der von Carl Hallberger am schmerzlichsten traf. „Unter diesen Umständen," fährt er fort, „habe ich natürlich nichts neues größeres Poetisches begonnen. Vormittags sitze ich hinter der fortlaufenden Uebersetzung und dem Commentar zum Papyrus Ebers, Nachmittags lese ich, und dazwischen schrieb ich in Folge einer längeren Disputation mit Otto Braun einen Artikel „Was Jean Paul uns noch sein kann;" endlich stellte ich die älteren Gedichte zusammen, die ich während meiner Wanderung durch den Sinai machte, und nannte sie „Wüstengrün". Ich las allerlei Naturalistisches, und hätte es bleiben lassen sollen. Das soll Poesie sein und befreien! Ueber Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" schrieb ich:

„Arznei, so nennen sie Dein Grau in Grau
Und Einen heilt's vielleicht von seiner Räude;
Doch, daß es Gift ist, weiß ich ganz genau
Für Lust am Schönen und für Daseinsfreude."

Als ich las, wie solche Buben zu Lingg's 70. Geburtstag den Jubilar beschmutzten und mit Steinen warfen, da ward ich betrübt. Doch das Schöne ist unsterblich; es wird herrschen, wenn jene längst vermodert und vergessen sind. Eine Zukunft haben sie nicht, und nur ihrer Verirrungen wird man sich erinnern. Aber nichts geht völlig verloren und so wird ihr Streben läuternd wirken. Wenn sich das Wahre mit dem Schönen verbunden hat, blüht vielleicht der Literatur eine neue, edele Epoche." Dabei war er von unermüdlicher Schaffenslust. „Wenn meine Arbeitszeit nur nicht so grausam beeinträchtigt wäre, und der Tag doch 60 Stunden hätte," seufzt er einmal. Am 21. Mai zerfließt er in Dankesausströmungen über Alles, was ihm zur silbernen Hochzeit Gutes und Schönes zugekommen. Alma Tadema mit Frau waren noch bei ihnen in Tutzing und „erheiterten das Dasein für Alles, Gürtelschneiden und Wogen im Rücken, das nach Ruhe verlange, entschädigend. Für alle Silbergeschenke waren die Schränke zu klein, aber was mir das Herz am Tiefsten bewegte, war nicht von Edelmetall, sondern bestand aus dem lebensgroßen Oelgemälde François Champollion's, des Entzifferers der Hieroglyphen und Begründers meiner Wissenschaft. All' meine früheren Schüler, eine stattliche Zahl, hatten sich zusammen gethan, um mir das zu verehren, und es ward mir mit einer von Allen unterschriebenen Adresse überreicht, die mir die Augen mit Thränen und das Herz mit warmem Dank füllte. Wenn mich die bitteren Empfindungen, gezwungen gewesen zu sein, mein Lehramt niederzulegen, wieder anfallen, werde ich zu dem Bilde aufsehen und mir sagen dürfen, daß ich das Meine that, so lange es Tag war. Daß es so frühe Nacht werden mußte, daran trägt das Schicksal allein Schuld. Ich mußte die Hand vorzeitig vom Pfluge nehmen, aber die Frucht, die auf dem Felde unserer Wissenschaft in Zukunft gedeiht, die habe ich mit säen dürfen, und den meisten jüngern Arbeitern habe ich das Ernten erleichtert und viele Furchen, in die sie die eigene Saat werfen, durfte ich für sie ziehen. Die Adresse war mir der Schlußstein des Gebäudes, woran ich 25 Jahre mit besten Kräften in der Blüthenzeit des Lebens gebaut; aber es ist fest, und Andere werden darauf Alles errichten können, was die Wissenschaft noch heischt."

Erst am 30. December gab er wieder ausführlichen Familienbericht, kam dann auf den Werth seiner eben erschienenen „Drei Märchen," die Karl Frenzel sehr gefielen, wie Conrad Ferdinand Meyer, der ihnen „ewigen Bestand" prophezeit. „Bismarck, dem ich noch nie etwas sandte, den ich aber in der Verbannung trösten wollte, schrieb mir folgenden famosen Satz: ‚Nachdem die Prosa der Politik von mir genommen ist, folge ich gern einem Ritt durch das alte romantische Land, besonders wenn der dazu gesattelte Hippogryph so ansprechende Gangarten hat wie der Ihre.' Das ist doch echt und freut mich sehr."

Eine weitere Reihe Briefe durch die Jahre 1891—1893 drehen sich meist nur um Bekanntes, so daß Auszüge daraus nur Wiederholungen sein würden. Auch kamen wir dazwischen wieder zum gründlichen Verkehr. Nur zu meinem 70. Geburtstage, Weihnachten 1893, lieh er der Freundschaft humoristische Worte, indem er schrieb: „Siebzig Jahre! — Ein schönes Alter, wenn man es so trägt wie Sie, und so liebe, treue Schultern neben sich hat, die es mit tragen; Ihre Frau verdient es, daß Sie es sich nicht nur daran genügen ließen, sie zu lieben, sondern ihr die siebente Gedichtsammlung widmeten. Mich freut es — ich denke auch an Ihr „Nach sieben Jahrzehnten" — der Zahl bei dieser Gelegenheit so oft zu begegnen, denn sie ist nach dem größten Meister in der Zahlensymbolik, dem alten Pythagoras, der auch zur Aufmunterung der Quartaner den bekannten Lehrsatz fand, die Zahl der Gesundheit, und die ist doch das A und O für den Lebensgenuß." Am 5. Mai 1894 spricht er sich aus über die Bodenstedt-Denkmalenthüllung, wovon ihm der Bildhauer Berwald-Schwerin Bilder gesandt hatte, die er ganz vortrefflich nennt. „So sah ich den Alten oft, wenn er zu mir kam und etwas Erheiterndes zu erzählen hatte. Es lag ein klein wenig Faunisches in seinem Lächeln, und das ist vortrefflich wiedergegeben. Aber man sieht auch, daß ein wackerer Kern in dem Manne steckte, besonders an der Stirn und der gesammten Haltung. Wer die Büste sieht und Bodenstedt nicht kannte, wird sich freuen, daß der heitere Sänger des Weins, der Liebe und der Rosen so aussah. Auch das Profil des ganzen Denkmals ist schön, und das Beiwerk sonnig und treffend. Wiesbaden kann sich dieses Denkmals freuen und Bodenstedt's haben dem Künstler zu danken. Es spricht laut für seine intuitive Kraft, daß er dies Portrait zu Stande brachte, ohne das Original je gesehen zu haben."

Und nun ging der Verkehr wieder von Mund zu Munde bis zum Abschied am 31. October. Dann schrieb er am 18. Mai 1895 aus Luzern:

„Als wir die Trauerkunde von Freytag's Ableben bekamen, war Wilhelm Jordan dabei, und sie griff dem Alten tief in die Seele. Uns bereitete sie großen, aufrichtigen Kummer, und doch stand der herrliche Dichter und Geschichtsforscher, der nun nicht mehr ist, uns lange nicht so nahe, wie Ihnen, dem sein ganzes Vertrauen gehörte, und der ihm so viel hatte sein und leisten dürfen. Ich weiß, wie gut er Ihnen war, aus seinem eigenen Munde. Als ich ihn bei unserem Winteraufenthalt in Wiesbaden frug, mit welchem Collegen er mir zu verkehren rathe, gab er mir eine Schilderung von Ihnen, die, hätte sie mir gegolten, mir erfreulicher und ehrender erschienen wäre, als der höchste Orden. Man condolirt, wenn ein Bekannter und Verwandter starb, der

Digitized by Google

einem oft innerlich fern stand. Man sollte den Gebrauch ändern und denen vor Allem sein Beileid erzeigen, denen ein treuer Freund entrissen wurde, und das ist Gustav Freytag Ihnen gewesen. — Was mich angeht, so werde ich die köstlichen Stunden nie vergessen, die es mir im Gespräche mit dem Dahingeschiedenen zu verleben vergönnt war. Ich hatte das Gefühl, daß er auch uns gern hatte, und war er bei uns gewesen, oder hatten wir ihn besucht, beherrschte mich, wie meine Frau, die Empfindung, nicht nur etwas Schönes genossen zu haben, sondern auch gehoben und innerlich bereichert worden zu sein. Wenn Einen, so durfte man ihn einen „Weisen" nennen. Dazu noch die mit schöner Herzenswärme verbundene höchste Klugheit, eine erstaunliche Fülle von Kenntnissen und eine seltene Reife des Urtheils. Und wie Blumen in das ernste Waldgrün mischte sich in die abgeklärte Besonnenheit die köstliche ihm eigene — ich finde kein anderes Wort dafür — seine liebenswürdige Schalkheit. Wieder ein Kreuz hinter einen Mann, dessen Träger zu den uns liebsten Menschen, zu denen, auf die man mit Verehrung schauen konnte, gehörte. Falls Freytag ein Denkmal errichtet werden soll, werde ich auch gern in das Comité gehen, um in München für die gute Sache zu wirken. Ihr Freytag-Artikel gab ein sehr faßliches Bild des edlen Verstorbenen. Nur ein Urtheil über Klaus Groth hätte ich gern gemißt. Der Mann lebt noch; seine Dialektdichtung braucht nicht Jedem zu gefallen, sie ist aber doch vielfach echte Poesie. Dazu hat er die 70 überschritten, und ich fürchte, daß ihm das Urtheil Freytag's wehe gethan hat." —

Ein verlorener Brief von Ebers brachte die Correspondenz länger in's Stocken, da Jeder von uns glaubte, zuletzt geschrieben zu haben. Dann kam er wieder nach Wiesbaden, und so ist als Brief von etwas mehr als privater Bedeutung erst einer vom 16. Februar 1897 zu erwähnen. Darin gab er sein Urtheil über Humperdinck's „Königskinder" und eine ausführliche Darlegung der kurz voraufgegangenen, in den Zeitungen viel besprochenen Scheidungs- und Wiederverheirathungsgeschichte Leubach's, die ich in einem Briefe gestreift hatte. Er war, wie immer in privaten Angelegenheiten, eifriger Vertheidiger und so gründlich aufklärend, daß ich ihm Recht geben mußte in seinen Voraussetzungen: „Die Mutter willigte ein, obgleich Lolo 30. und der Hochzeitstag mit seinem 68. Geburtstag zusammen fiel, und wenn man sie jetzt beisammen sieht, kann man nur seine Freude an diesem Paare haben. Sonntag aßen sie mit Heyse und wenigen andern Freunden bei uns, und wenn Sie dabei gewesen wären, hätten Sie Ihr Placet auch zu dieser späten Verbindung gegeben."

Am 1. März fand große Feier seines 60. Lebensjahres statt, und dafür blieben Monate nachher noch Briefverpflichtungen. So verhieß er mir kurz baldige ausführliche Nachricht, die jedoch erst am 21. December kam, alle Familienverhältnisse berührend, die ihn abhielten, wieder nach Wiesbaden zu kommen. Statt dessen hatte er wissenschaftliche Conferenzen in München in Sachen des großen Wörterbuches der egyptischen Sprache, für dessen Herstellung der Kaiser 70000 Mark, auf zehn Jahre verteilt, bewilligte. Nach München zog im October die Wittwe des Professors Seidel in Ebers' Nähe, so daß sich die Eltern an den Enkeln erfreuten. Ebers verbreitete sich dann noch über seinen Roman: „Arachne", zu dem Professor Wilcken in Breslau, der beste Kenner der Ptolomäerzeit, ihm gratulirt und ihn das beste Zeitbild genannt hatte. Das freut mich, heißt es dann, „zumal das Buch auch Künstlern wie Kopf und Kaulbach u. A. zusagt. Die Zeitungskritiken berühren mich nicht, den Jüngsten kann ich es kaum recht machen, und die meisten Anzeigen zeigen, daß deren Verfasser das besprochene Buch nur flüchtig lasen und größtentheils falsch verstanden. Ich schreibe auch nur für etwa fünf Leute, auf deren Urtheil ich etwas gebe, und zu Denen gehören auch Sie."

Als im Mai 1898 die Nachricht seiner lebensgefährlichen Erkrankung kam, schrieb seine Tochter hoffnungsvoll: „Vater ist bei klarem Bewußtsein. Mama ist die zuversichtlichste von uns, und sie kennt ihn doch am besten." Und Frau Ebers schrieb am 6. Juli: „Die Besserung geht sehr langsam, immer durch kleine Rückschläge unterbrochen, und die Ruhe, zu der er verdammt ist, ist ihm schwerer als alles Andere zu ertragen. Fast ist es wie ein Wunder, daß er gerettet war." Einen Monat später kam dennoch das Ende des erst Einundsechzigjährigen, dessen Name in der Wissenschaft und Literatur gewiß fortleben wird.

Oesterreichische Kampflieder.

Von J. G. Thomsen.

Die nationale Existenz, um die unsere Brüder in Oesterreich kämpfen müssen, war noch nie so schwer bedroht wie heute. Kein Wunder, daß sich der Deutschen jenseits der schwarz-gelben Pfähle eine verzweiflungsvolle Stimmung bemächtigt hat, die sich mit Naturwendigkeit auch in der Literatur abspiegelt. Freilich ist diese Erscheinung nicht ganz neu. Der nationale Kampf der Deutschen in Oesterreich und die dementsprechende nationale Bewegung im deutschen Volke, also gewissermaßen die Grundströmung, die den Dichter mit sich fortreißt, datirt nicht erst von heute und gestern und ist nicht so jung, wie die Aera Taaffe's oder seiner Schüler Badeni und Thun, in welcher dieselbe allerdings erst zu voller Breite angeschwollen ist und seitdem Kreise ergriffen hat, die ursprünglich nichts weniger als volkliches Bewußtsein pflegten, nunmehr aber doch wenigstens, wie der nationale Dichter Erich Fels in einem treffenden und auch in Oesterreich selbst mehrfach citirten Epigramme betont, ein nationales Aushängeschild führen müssen. So lange die Deutschen überhaupt im Süden und Osten Mitteleuropa's sitzen, kämpfen sie an gegen Entnationalisirung, ringen sie für deutsche Sitte und deutsche Cultur. Bekannt ist, daß die blutigen Kämpfe, welche die Deutschen in Siebenbürgen seit dem sechzehnten Jahrhunderte gegen die Zapolya bis herauf in die Zeiten Rakoczy's zu bestehen hatten, wesentlich Rassenkriege des deutschen Stammes gegen die ihm durchaus fremde Magyarenrasse waren. In Nord-Ungarn und Krain, in der weiland windischen Mark sind die Deutschen ihren verschiedenen Feinden seit dem dreißigjährigen Kriege, der vor Allem auch im Osten den Beginn des tiefsten, modernen, neuzeitlichen Niederganges deutschen Volksthumes bezeichnet, sowie in dem früher großentheils deutschen Friaul und in Südtirol schon seit dem Ausgange des Mittelalters erlegen. Gerühmt wurden in jüngerer Zeit vor Allem die germanisatorischen Maßnahmen Joseph's des Zweiten, die sich in letzter Instanz als ebenso viele Zurückweisungen aller, dem ursprünglich deutschen Charakter des habsburgischen Reiches fremden Aspirationen und Forderungen herausstellen. Joseph's Bestrebungen sind es denn auch, an welche sämmtliche deutsch-nationale Dichter der älteren Schule zunächst direct anknüpfen.

In erster Linie ist hier Grillparzer zu nennen, dessen zwar specifisch österreichisches, aber dessenungeachtet sehr scharf hervortretendes Deutschthum über allem Zweifel erhaben ist. Grillparzer ist, was das Geburtsjahr anbelangt (er ist geboren am 15. Januar des Jahres 1791), der älteste der national-deutschen Dichter des modernen Oesterreich. Er vertritt denn auch die conservativste, am meisten an den alten Traditionen des habsburgischen Kaiserreiches hängende Richtung. Abgeschlossen von den großen Ereignissen der Zeit, denen er als Bureaukrat ferne stehen mußte, hat sich die ganz eigenartige deutsch-nationale Dichtung Grillparzer's entfaltet. Er sah in dem Begriffe eines, auf fortschreitende

Digitized by Google

Germanisirung angewiesenen Deutsch-Oesterreich sein politisches und nationales Ideal. Er wollte ein deutsches, aber abgeschlossen von der Gesammtheit des deutschen Volkes fortlebendes Oesterreich. „Organische Germanisation," so charakterisirt Heinrich Laube diese Gesinnung in der Einleitung zu den „Sämmtlichen Werken" Grillparzer's treffend, „organische Germanisirung ringsum und in den Osten hinaus, organische, nicht gewaltsame. Bei einer organischen Germanisirung werden alle edlen Bestandtheile der nichtdeutschen Völkerschaften mit aufgenommen und es entsteht ein charakteristisches Deutschthum, ein österreichisches Deutschthum. Hierin unterschied er sich von einer jüngeren Richtung, welche auf das bloß österreichische Deutschthum keinen besonderen Werth legen will. In diesem Sinne war er ein specifisch österreichischer Deutscher, welcher die Achseln zuckte, sobald man ihn zu den weniger deutsch Gesinnten zählen wollte, ihn, welcher den deutschen Kern so redlich in sich gereift hatte. Er hielt sich für einen reicheren Deutschen, als jeden seiner Widersacher in dieser Frage."

Die gemäßigt nationale Haltung, der Grillparzer bei alledem stets treu geblieben ist, bringt er selbst in einem, aus dem Jahre 1842 stammenden Gedichte, betitelt: „Kaiser Josef's Denkmal" zum Ausdrucke. Der Dichter läßt darin seinen Heros sagen:

„Ueber meine Völker vieler Zungen
Flog hin des deutschen Adlers Sonnenflug,
Er hielt, was fremd, mit leisem Band umschlungen,
Vereinend, was sich thöricht selbst genug.

Den Spiegel deutscher Lehr' in Kunst und Wirken
Trug er, von keinem Unterschied gehemmt,
Bis zu den letzten dämmernden Bezirken,
Wo noch der Mensch sich selbst und andern fremd.

Nun aber tönt's in wildverworr'nen Lauten,
Wie Trotz und Roheit sie der Menge beut,
Dem Thurme gleich, den sie in Babel bauten,
In Folge deß' die Menschen sich zerstreut."

Es ist, als ob Grillparzer, als er diese letztere Strophe schrieb, die gegenwärtigen Zustände Oesterreichs vor Augen gehabt hätte, in denen die gleichen centrifugalen Kräfte die gleichen Wirkungen wie damals hervorbringen. In diesem Sinne, also nur gegen die erwachenden Prätensionen der Slaven und Ungarn in Oesterreich gerichtet, ist es zu verstehen, wenn Grillparzer über den Sprachenkampf sagt:

„Zu Aesops Zeiten sprachen die Thiere,
Die Bildung der Menschen ward so die ihre.
Da fiel ihnen aber mit einmal ein,
Die Stammesart sollte das Höchste sein.
Ich will wieder brummen, sprach der Bär,
Zu heulen war des Wolfes Begehr,
Mich lüstet's zu blöken, sagte das Schaf.
Nur Einer, der bellt, schien dem Hunde brav.
Da wurden allmälig sie wieder Thiere,
Und ihre Bildung der Bestien ihre."

Wie treffend stellt dieses poetische Gleichniß den Rückgang des Deutschthums und den gleichzeitig nothwendigen Rückgang der Bildung in Oesterreich dar! An welche Adresse Obiges vorzüglich gerichtet war, zeigt uns besonders ein: „An die Ungarn" verfaßtes Sinnspröchlein:

„Stets gährend und nie ausgegohren,
Bracht' Euch der Fortschritt wenig Frommen,
Die Tugenden der Wildheit habt Ihr verloren
Und die der Bildung noch nicht bekommen."

Daß der Dichter diese Sprüche wesentlich gegen die Nichtdeutschen und somit bildungsfeindlichen Ansprüche in Oesterreich richtete, zeigt die schmerzliche Empfindung, welche sich ihm im Jahre 1867, als Oesterreich aus der Reihe der deutschen Staaten ausgeschlossen war, aufdrängte. Er sagte damals:

„Als Deutscher ward ich geboren,
Bin ich noch einer?
Nur was ich Deutsches geschrieben,
Das nimmt mir Keiner."

Neben ihm lebte und dichtete ein vielfach Ebenbürtiger: Anastasius Grün. Wie echt deutsch-national er dachte, geht vor Allem aus jenem „Gruß an Deutschland" hervor, der zuerst in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" erschien:

„Brüder, mögt von Deutschlands Karte ihr das schöne Oest'reich streichen,
Oesterreich wird nie von Deutschland, seiner schönen Mutter, weichen.
War es einst das Haupt der Deutschen, will es jetzt sich froh begnügen,
Als ein Glied, ein mart'ger Arm, sich an Deutschland anzuschmiegen."

Daß wir es in Anastasius Grün mit einem, von der wahrhaft großdeutschen Einheitsidee erfüllten Sänger zu thun haben, bezeugt das Gedicht: „Hegemonie":

„Weise Lenker uns'res Looses, lange hattet ihr vergessen,
Daß wir Deutsche, wie die Schwaben, Deutsche sind wie Preußen, Hessen.
Nichts als Oesterreicher sollten wir nach Eurer Satzung sein,
Stören sollt' uns nicht im Schlafe, was geschieht am Main und Rhein.

Und gelungen ist's euch wahrlich froh von eurer hohen Warte
Saht ihr Oesterreich verschwinden von der deutschen Länderkarte,
Lächelnd hörtet ihr, wie Deutschland Oesterreich von Deutschland schied,
Lächelnd, so wie in der Posse einer schönen Säng'rin Lied.

Oest'reich kann für sich bestehen, rief't ihr aus in eurem Stolze,
Und so traf euch nie ein scharfer, auf das Volk geschnellter Bolze.
Ja, damit die Pest der Freiheit, die im deutschen Reich sich regt,
Nie in uns're Marken falle, habt ihr wohl sie eingehegt."

Zugleich tritt bei Anastasius Grün jener Wunsch nach einem Helden, der das deutsche Volk zu einen im Stande ist, hervor, dem auch Geibel in einem wunderbaren, von wahrhaft prophetischer Voraussicht getragenen Sonette seiner Zeit Ausdruck verliehen hat.

„O daß sich, wie im West erstanden,
Ein Held in Ruhm und Haß erhübe,
Gewaltig einst in deutschen Landen,
Ein Held der Ehre und der Liebe!

In dessen Herzen Taubenpaare
Der milden Volksliebe wohnten,
In dessen Haupt die Sonnenaare
Urfürstlicher Gedanken thronten!"

In der Folge wünscht der Dichter sogar, daß man dem Deutschen in Oesterreich seine Muttersprache zu entziehen versucht, damit er endlich aus seiner Lethargie erwache:

„Da ihr lächelt, wenn man euch auch auszieht eure letzten Hemden,
Wünscht' ich, daß man es versuchte, euch die Sprache zu entfremden,
Daß man gegen sie entsende Bajonette und Kanonen,
Und dafür euch sprechen hieße, wie Tataren und Huronen.

Dann vielleicht würd' euch die Schlafsucht von den trunk'nen Augen weichen,
Dann vielleicht gäbt ihr allmälig auch ein kleines Lebenszeichen,
Würdet eure Zunge lösen, würdet regen eure Hand,
Und dabei mit Scham empfinden, welche Fessel sie umwand."

Wie der Dichter es wünschte, so ist es gekommen und der deutsche Stamm in Oesterreich wehrt sich heute energischer, als Jemand vordem geahnt hätte.

Eine der schönsten Dichtungen aber, wenn nicht geradezu die schönste Dichtung, welche durch die Wiedererstehung des Deutschen Reiches angeregt wurde, ist jener, von Robert Hamerling im October 1870 verfaßte „Prolog einer Academie zum Besten deutscher Verwundeter in Graz." Wir citiren nur die drei letzten, auf Deutsch-Oesterreich Bezug habenden Strophen:

„Der Märker hat den Bayer treu gefunden;
Verstimmt ist im Gewühl, im Schwertgeklirr,
Im Siegesjubelglanz bei Blut und Wunden
Uralter Zwietracht Wortgezänk. Und wir?
Wie stand's um uns in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral" war Oest'reichs Hand und Oest'reichs Erz,
Neutral? Nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutsch-Oesterreichs, das deutsche Herz!

Und noch in späterer Zeit hat Hamerling mehrfach wiederholt seine warme Antheilnahme an den nationalen Kämpfen seiner Stammesgenossen kundgegeben, so z. B., als er den bedrängten Prager Deutschen den folgenden, schönen poetischen Mahnruf widmete:

Digitized by Google

„In jede Rinde schnitt' ich's gerne ein,
Auf jede deutsche Thüre möcht' ich's schreiben,
Das beste Mittel, deutsch zu bleiben
Ist: — deutsch zu sein!"

Diesen Hamerling, Moritz Hartmann, Meißner und all' den älteren nationalen Sängern Deutsch-Oesterreichs gegenüber, vertreten die jüngeren Dichter insgesammt das Princip der gemeinsamen Thätigkeit Aller für Alle, als deren Verkörperung sich ihnen die deutschen Schutzvereine, wie „Deutscher Schulverein", „Südmark" u. a. m. zeigen. Nicht passives Aushalten und Ausharren der Einzelnen für sich allein, sondern das allgemeine aktive Eingreifen zur Förderung und Hebung des Volksbewußtseins und zur endlichen, völligen Ausrottung des phäakenhaften Indifferentismus ist ihr einziges Ziel. Die Zeit ist eben eine andere geworden. „In den Tagen behaglicher Ruhe und Stille mag es wohl genug sein, daß der Einzelne für sein Volk wahr und warm empfindet, jetzt aber gilt es, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens zu wecken, welches in Zeiten schweren Kampfes erforderlich ist. Für Oesterreichs deutsche Dichter ist die Zeit beschaulichen Einzellebens vorüber, gemeinsam müssen sie wie ein Mann ihren Ruf für die deutschvolkliche Sache erheben. Mit Recht kehren aber die jüngeren Dichter gerade gegen die nationale Stumpfheit und Lauheit ihre spitzigsten und schärfsten Pfeile," mit diesen Worten wird die jüngste österreichische Kampfliteratur sehr zutreffend charakterisirt von Adolf Harpf in seinem bei Julius Werner in Leipzig soeben erschienenen Büchlein „Ueber deutschvolkliches Sagen und Singen". Hier wird von dem (unterm Pseudonym „Adolf Hagen") als Kampflyriker sehr bedeutenden Verfasser der Begriff einer „volklichen" Kunst ästhetisch analysirt und zugleich an Literaturproben vom Mittelalter bis in die Neuzeit aufgezeigt. Wir empfehlen diesen herzwarmen und feinsinnigen Beitrag zur Kenntniß deutsch-österreichischen Volksthums in Lied und Leben, Vergangenheit und Gegenwart. Er hebt auch manche beachtenswerthe Erscheinung hervor, die der Drang der Tageskämpfe bereits zu verschlingen droht.

Zu den zahlreichen, meist jüngeren Vertretern dieser, auf der breiten Basis des eigenen Volksthumes schaffenden Dichtung gehören zunächst Reinhold Fuchs und Josef Winter, die hervorragenderen unter den, bei der Preisconcurrenz der „Deutschen Zeitung" in Wien seiner Zeit gekrönten Dichtern deutscher Nationalhymnen. Des letzteren „Lied der Deutschen in Oesterreich" hat in der wirkungsvollen Composition von Franz Decker Verbreitung gefunden. Am gelungensten scheint uns die zweite Strophe dieses Liedes zu sein:

„Und gilt's auch nicht, den Hunnenschwall
Mit Schild und Schwert zu stauen,
Aus deutschen Leibern einen Wall
Dem Türkenvolk zu bauen;
Uns blieb so mancher schlimme Gast
Noch in den Sand zu fegen,
In Oest'reich ward uns nimmer Rast,
Hand in den Schoß zu legen."

Und so volksthümlich ist die deutschnationale Dichtung als der Ausdruck tiefinnerer Volksregung in Oesterreich, daß sich das eigentliche Volkslied ihrer bereits bemächtigt hat, sofern es von Dichtern ausgeht, welche ohne eigentlichen schriftstellerischen oder gelehrten Beruf mitten im werkthätigen Leben stehen. Ein solcher Dichter ist der Nordböhme Anton Ohme, dessen Lied „Des deutschen Bauers Wacht" nicht verräth, daß sein Sänger noch wenige Jahre vorher mit dem Spaten in der Hand sein Brod verdiente:

„Durch Oest'reichs deutsche Gau'n erschallt
Ein Ruf, der vielfach widerhallt,
Hat selbst den Landmann aufgeweckt,
Den sonst so leicht doch Nichts geschreckt.
Zu wehren finst'rer Geistesnacht,
Hält jetzt der deutsche Bauer treue Wacht.

In der Sphäre der, als volksthümlich nationales Element in Oesterreich hochbedeutenden Männergesangvereine wirkt besonders der Wiener Dichter Anton August Naaff in deutschem Sinne. Genannt sei vor Allem seine Dichtung: „Es rauscht ein stolzer Strom", die als „neues, deutsches Lied" dem alten, von Kalliwoda zwar wirkungsvoll vertonten, aber mit einem unbedeutenden Texte versehenen „deutschen Liede" auf den Liedertafeln der Gesangvereine bereits bemerkliche Konkurrenz macht. Einfach volksthümlich und eben darum so wirksam ist vor Allem die dritte und vierte Strophe des Liedes:

Es geht ein Wort von Mund zu Mund,
So traut und stark und treu,
Es dringt zum tiefsten Herzensgrund
Und kennt nicht Falsch noch Scheu,
Es grüßt und kost so liebevoll,
Es dräut wie mächt'ger Donnergroll:
Dies Wort an Lieb und Kraft so reich
Ist deutsch im deutschen Oesterreich.

Ein anderes, wenn möglich noch kräftiger gehaltenes Lied desselben Dichters lehnt sich wörtlich an eine Strophe Anastasius Grün's an. Dasselbe beginnt:

„Deutsche sind wir und wir wollen's bleiben,
Wenn auch Alles wider uns will steh'n!
Niemals wollen wanken wir und weichen,
Keiner soll uns muthlos zagen seh'n,
Und was uns auch droht,
Trotz Gefahr und Noth,
Deutsche wollen stets wir sein und bleiben!"

Neben Naaff wirkten und wirken zum Theile noch heute in demselben Kreise Heinrich Swoboda, Hermann Rollett, Karl Preser und Andere für die nationale Dichtung.

Aus dem von den Magyaren rechtlos gemachten Siebenbürgen klingt uns Fr. Krasser's kräftiges Lied „Unsere Muttersprache" herüber. Bemerkenswerth für die Verhältnisse Deutsch-Ungarns sind vor Allem jene Strophen dieses Liedes, welche sich gegen das Renegatenthum wenden:

„Schmach und Hohn dem feilen Wicht,
Der sich von dir wendet,
Der dem Ahn die Treue bricht
Und die Mutter schändet!
Nimmer soll ein deutsches Weib
Liebend ihn umfangen,
Nimmermehr mit Seel' und Leib
Treulich an ihm hangen.

Wer da schamlos umgetauft
Seiner Väter Namen,
Wer verbrecherisch verkauft
Ihrer Zukunft Samen,
Wer an seines Volkes Feind
Sein Geschlecht verrathen:
Sterben mag er unbeweint!
Schmach dem Renegaten!

Am anderen Ende Deutsch-Oesterreichs, mitten unter den Wälschen Tirols aber singt Gottlieb Putz seinen prächtigen Chor „Deutsch-Oesterreich":

„Wahr' deiner Treue Unterpfand,
Bewahr' dein deutsches Wort!
Deutsch kling' der Mütter Wiegenlied,
Deutsch kling' der Männer Schwur,
Deutsch kling' dein Schwert, wenn's Funken sprüht,
Folg' deiner Väter Spur!
Chor: Ich kenn', ich kenn' in Oesterreich
Das deutsche Volk und Land,
Deutsch ist und bleibt es ewig gleich,
Deutsch-Oesterreich genannt!"

In Berlin aber singt seit Jahren der treffliche Journalist und Novellist Karl Pröll, der als gebürtiger Steiermärker die nationale Bedrängniß Deutsch-Oesterreichs auf das Lebhafteste mitempfindet und in Schrift und Sang unermüdlich seinen Weckruf erschallen läßt, um sowohl die Aufmerksamkeit der Volksgenossen im Reiche zur Theilnahme und Unterstützung der Deutschen Oesterreichs anzuregen, als auch diese selbst zu nackensteifer Abwehr zu entflammen. So singt

Digitized by Google

er mit herber Ironie über die Weichheit und Thatenunlust des deutschen Stammes in Oesterreich:

„Zu dem unlustig sich schlagenden Heer
Oesterreichischen Deutschthums gehör' ich:
Soldaten und Führer taugten nicht sehr,
Keinen Winkelried gab's, das schwör' ich.
Doch weil sie bewährten einst deutsche Art,
So trifft ihr Unterliegen mich hart.

Nicht will die Weltgeschichte erschlaffen,
Und Alles vermag kein Mann zu schaffen.
Erfüllt wird Manches zu anderer Zeit,
Darum stets haltet die Hoffnung bereit:
Zu der zertretenen Brüder Frommen
Einst muß ein zweiter Bismarck kommen."

An Deutsch-Oesterreichs Jugend wendet sich Karl Wilhelm Gawalowski's Lied: „Deutsch-Oesterreichs Jüngerschaft", das, von Adolf Ingrisch componirt, in Nordböhmen Verbreitung fand. Bemerkenswerthe nationale Gesänge rühren außerdem von den pseudonymen Dichtern Karl Beheimer und Ortwin her. Des Letzteren, seither leider dahingegangenen jungen Dichters Lied „Oesterreichs Ende" gehört zu dem kühnsten, was den Machthabern bisher gesagt wurde:

„Auch heut' noch giebt es Schwärmer
Wie einst in alter Zeit,
Die wie im Traume lallen
Von Oest'reichs Herrlichkeit:
Doch schon am Himmelsrunde
Die Wetterwolke steht,
Die als gerechte Strafe
Dereinstens niedergeht."

Die schönsten Stellen dieses Liedes, das von prophetischem Geiste getragen, Oesterreichs Untergang voraussagt, wenn sich die politischen Verhältnisse nicht bessern, können von Harpf aus begreiflichen Rücksichten auf die berühmte österreichische Preßfreiheit nicht wiedergegeben werden, denn auch er, der mit seinen Darlegungen nicht für den Staatsanwalt, sondern für unser Volk und zu unserem Volke reden will, kann nicht „den Ehrgeiz haben, ein Buch herauszugeben, hinter dem die Polizei her ist". — (S. Adam Müller-Gutenbrunn in der Einleitung zum „Trost- und Trutz-Büchlein der Deutschen in Oesterreich".

Am entschiedensten hat sich eine Gruppe jüngerer Sänger der deutsch-nationalen Richtung zugewandt, von denen in erster Reihe Erich Fels, Adolf Hagen und Armin Stark zu nennen sind. Unermüdlich singen und sagen dieselben von und für Oesterreichs deutschen Stamm; zahlreiche Gedichte aus ihrer Feder sind als Flugblätter, in Zeitschriften oder als selbstständige Sammlungen erschienen, haben reichliche Verbreitung gefunden und gewiß das ihre dazu beigetragen, das Volk für seine bedrohten heiligsten Güter, für Nationalität und Freiheit zu entflammen. Die meisten dieser Sammlungen stehen in dem schwarzen Buche der, in Oesterreich verbotenen Druckschriften und entziehen sich daher Harpf's Besprechung. Ueber die einzelnen Dichter, so weit sich dieselben aus ihren, in Oesterreich gestatteten Werken beurtheilen lassen, sei nur erwähnt, daß Erich Fels und Armin Stark, Beide in formeller Beziehung unverkennbar Schüler Hamerlings, sich besonders durch tiefempfundene Lieder und schwungvolle, formschöne Dichtungen auszeichnen, während die hauptsächlichste Bedeutung Adolf Hagen's in seinen echt volksthümlichen Balladen (in seiner sehr zu empfehlenden Gedichtsammlung „Sagen und Singen", Leipzig, Wigand) einerseits und in knappen, kernigen Sprüchen und Sonetten andererseits liegt; doch sind auch von ihm mehrere schöne Lieder verbreitet. Hierher gehört ferner die jugendliche Grafentochter Edith Salburg, entsprossen einem der wenigen edlen Geschlechter Deutsch-Oesterreichs, die unverbrüchlich treu zu ihrem Volke stehen, und es nicht für eine nothwendige Bedingung echten Adels halten, Gegner des Deutschthums zu sein. Doch nicht allein als wahrhaft deutschfühlende Aristokratin, sondern auch als nationale Dichterin ist Edith Salburg eine überaus sympathische Erscheinung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein gewöhnlicher Mensch.

Von Anton Tschechow.

(Schluß.)

Als Olga Iwanowna gegen acht Uhr nach einer schlaflos verbrachten Nacht mit schwerem Kopf, ungekämmt, entstellt und mit schuldbewußtem Gesicht aus dem Schlafzimmer trat, ging ein schwarzbärtiger Herr, offenbar ein Arzt, an ihr vorüber in's Vorzimmer. Es roch nach Medicamenten. An der Thür, die in's Studirzimmer führte, stand Korostelow und drehte mit der Rechten am linken Ende seines Schnurrbartes.

„Sie entschuldigen wohl, aber ich lasse Sie nicht zu ihm," sagte er mit finsterer Miene zu Olga Iwanowna. „Die Krankheit ist ansteckend. Und eigentlich hat es keinen Zweck, denn er liegt im Delirium."

„Eine echte Diphtheritis?" fragte Olga Iwanowna fast flüsternd.

„Wer mit dem Kopf die Wand einrennen will, gehört eigentlich vor Gericht," murmelte Korostelow, ohne ihre Frage zu beantworten. „Wissen Sie, wie er es bekommen hat? Dienstags hat er einem Knaben mit einer Röhre die Diphtheritis ausgesaugt. Und wozu? Einfach aus Dummheit."

„Gefährlich? Sehr?" fragte sie.

„Ja, es ist ein sehr schwerer Fall."

Es kam ein kleiner Rothhaariger mit einer langen Nase und jüdischem Lispeln, dann ein großer, gebeugter Langbart, einem Popen ähnlich; endlich ein junger Dicker mit rothem Gesicht und Brille. Es waren die Aerzte, die zu ihrem Collegen kamen, um abwechselnd bei ihm zu wachen. Korostelow ging, nachdem er seine bestimmte Zeit gewacht, nicht nach Hause, sondern blieb und lief wie ein Schatten durch alle Zimmer. Das Dienstmädchen reichte den Aerzten Thee und eilte oft in die Apotheke. Olga Iwanowna aber verweilte in ihrem Schlafzimmer und dachte, Gott strafe sie dafür, weil sie ihren Mann hintergangen. Dort auf dem Diwan, stumm und ohne Klage litt ein unverstandenes, stilles, schlichtes Wesen, das in seiner zu großen Milde sein Ich verleugnet, in allzu großer Güte schwach und charakterlos war. Und wenn dieses Wesen klagen würde, selbst im Delirium, könnten die wachehaltenden Aerzte erfahren, daß hier nicht die Diphtheritis allein die Schuld an der Krankheit trug. Und wenn sie Korostelow frügen — o, er wußte Alles, denn nicht ohne Grund sah er die Frau seines Freundes mit solchen Augen an, als wäre sie die erste Uebelthäterin und die Diphtheritis bloß ihre Mitschuldige. Sie dachte nicht mehr an die mondhellen Nächte auf der Wolga, nicht an die Liebeserklärungen und das poetische Leben in den Bauernhütten; sie wußte nun, daß sie aus bloßer Laune, aus Uebermuth in den Schmutz gerathen war und sich nie wieder rein waschen konnte . . .

„Ach, wie schrecklich habe ich gelogen!" dachte sie in der Erinnerung an das ruhelose Liebesverhältniß mit Rjabowski. „Verflucht sei Alles!"

Um vier Uhr saß sie bei Tische mit Korostelow. Er aß nichts, trank bloß rothen Wein und blickte düster vor sich hin. Auch sie berührte nichts. Sie betete im Geiste zu Gott und that ein Gelübde: wenn Dimow genesen wird, will sie ihn wieder lieben und ihm eine treue Gattin sein. Einen Augenblick vergaß sie sich, sah Korostelow an und dachte: Ist es denn wirklich nicht langweilig, ein einfacher, unbedeutender und unberühmter Mensch zu sein und noch dazu mit solch' abgelebtem Gesicht und so schlechten Manieren? — Es schien ihr, als ob Gott sie noch im selben Augenblick strafen werde, weil sie aus Furcht vor Ansteckung noch kein einziges Mal bei ihrem Mann im Zimmer war. Sie hatte im Allgemeinen ein nagendes, trauriges Gefühl, sie glaubte, ihr Leben sei nun einmal verfehlt und durch nichts mehr gut zu machen . . .

Es dämmerte. Als Olga Iwanowna in den Salon trat, schlief Korostelow auf dem Sopha, ein seidenes, goldgesticktes Kissen unter dem

Digitized by Google

Kopf, und schnarchte laut. Und die Aerzte kamen und gingen und bemerkten die Unordnung nicht: weder den fremden Mann, der im Salon schlief und schnarchte, noch die Studienblätter an den Wänden, noch die sonderbare Einrichtung, noch daß die Hausfrau ungekämmt und im Négligé war — das Alles erregte jetzt nicht den geringsten Antheil. Einer der Aerzte lachte einmal über irgend etwas, und dieses Lachen klang so sonderbar und wie schüchtern, daß es Einen schauderte.

Olga Iwanowna trat ein zweites Mal in den Salon. Korostelow schlief nicht mehr, sondern saß da und rauchte.

„Er hat Diphtheritis in der Nasenhöhle," sagte er halblaut. „Die Herzthätigkeit ist vermindert. Eigentlich stehen die Dinge schlecht."

„Aber lassen Sie doch den berühmten Chirurgen Schreck holen," sagte Olga Iwanowna.

„Er war schon hier. Er hat constatirt, daß die Diphtheritis bereits die Nase afficirt hat. Was soll er auch weiter!"

Die Zeit verging furchtbar langsam. Olga Iwanowna lag in den Kleidern auf dem ungeordneten Bett und schlummerte. Es schien ihr, als wäre die ganze Wohnung von der Diele bis zur Decke von einem ungeheuren Stück Eisen ausgefüllt, und als ob man dieses Stück nur hinaustragen müßte, damit jedem heiter und leicht zu Muthe werde. Sie besann sich und begriff, daß es nicht Eisen, sondern Dimow's Krankheit war. Nature morte ... Zuckertort, dachte sie wieder im Einschlummern. Sport ... fort ... Und wie ist's mit Schreck? Schreck ... Geck, Weck ... Keck ... Wo sind denn jetzt meine Freunde? Wissen sie von unserem Schmerz? Gott rette ... erlöse! Schreck, Geck ... Und wieder Eisen ... Die Zeit schlich dahin, und die Uhren schlugen oft. Und man hörte viel klingeln: Und die Aerzte kamen, und das Stubenmädchen kam mit leeren Gläsern auf dem Servierbrett und fragte:

„Befehlen gnädige Frau, das Bett zu machen?"

Sie erhielt keine Antwort und ging wieder. Die Uhr schlug unten; Olga Iwanowna träumte, daß der Regen auf die Wolga fiel, daß Jemand in's Zimmer kam — wie es schien, ein Fremder ... Sie sprang auf und erkannte Korostelow.

„Wie viel Uhr?" fragte sie.

„Gegen Drei."

„Und was giebt es?"

„Ja, was! ... Ich kam Ihnen zu sagen, es geht zu Ende" ... Er schluchzte auf, setzte sich auf das Bett neben sie hin und wischte sich mit dem Aermel die Thränen ab. Sie verstand es nicht gleich, aber ihr wurde kalt, und langsam bekreuzte sie sich. „Es geht zu Ende" ... wiederholte er mit dünner Stimme und schluchzte wieder. „Er stirbt, weil er sich geopfert hat ... Welch' ein Verlust für die Wissenschaft!" rief er mit Bitterkeit. „Wenn man uns Alle mit ihm vergleicht, war er ein außergewöhnlicher, ein großer Mensch! Welche Begabung! Welche Hoffnungen erweckte er! Er wäre ein Gelehrter geworden, wie man keinen Zweiten findet, auch wenn man mit der Laterne sucht. O, Ossip Dimow, was hast Du gethan! Ach, ach, Du mein Gott!" Der verzweifelte Korostelow bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schüttelte den Kopf. „Und welche moralische Stärke!" begann er wieder, immer eifriger. „Eine gute, liebende, reine Seele — kein Mensch, sondern ein reiner Krystall. Er diente der Wissenschaft und starb durch sie. Und gearbeitet hat er Tag und Nacht wie ein Büffel. Niemand schonte ihn, und so war der junge Gelehrte, der künftige Professor gezwungen, der Praxis nachzulaufen, und mußte sich Nachts mit Uebersetzungen beschäftigen, um diese ... diese Fetzen da zu bezahlen!" Korostelow blickte voll Haß auf Olga Iwanowna und faßte mit beiden Händen nach dem Betttuch und zerrte daran, als ob es die Schuld trüge.

„Ja, ein großer Mensch!" sagte Jemand mit einer Baßstimme im Salon.

Olga Iwanowna blickte zurück auf ihr ganzes Leben mit ihrem Manne, von Anfang bis zu Ende, mit allen Einzelheiten und begriff auf einmal, daß er wirklich kein gewöhnlicher, sondern ein Ausnahmemensch war, und im Vergleich mit den anderen, die sie kannte, ein bedeutender Mensch. Und sie entsann sich, wie sich ihr verstorbener Vater zu ihm verhielt, und alle Collegen, die Aerzte, und nun begriff sie, daß Alle in ihm eine künftige Berühmtheit sahen. Die Wände, die Decke, die Lampe und der Teppich auf dem Boden winkten ihr höhnisch zu, als wollten sie sagen: Zu spät! Zu spät! Schluchzend stürzte sie aus dem Zimmer, eilte durch den Salon an einem fremden Manne vorüber und lief in's Studirzimmer zu Dimow. Er lag unbeweglich auf dem Divan, bis zur Hüfte mit der Decke verhüllt. Sein Gesicht war entsetzlich abgemagert und hatte eine grau-gelbe Farbe, wie sie bei Lebenden nicht vorkommt — bloß an der Stirne, den schwarzen Brauen, sogar am sanften Lächeln konnte man erkennen, daß es Dimow war. Olga Iwanowna befühlte ihm rasch Brust, Stirn und Hände. Die Brust war noch warm, aber Stirn und Hände waren unangenehm kalt. Und die halboffenen Augen sahen nicht auf Olga Iwanowna, sondern blickten starr zur Decke empor.

„Dimow!" rief sie laut. „Dimow!" Sie wollte ihm erklären, daß es eine Verirrung gewesen, daß noch nicht Alles verloren sei, daß das Leben noch schön und glücklich werden könne, daß er ein ungewöhnlicher, bedeutender, ein großer Mensch sei, daß sie ihr ganzes Leben lang Ehrfurcht, eine heilige Scheu vor ihm hegen werde und zu ihm beten wolle ... „Dimow!" schrie sie, ihn an der Schulter rüttelnd, und konnte es nicht glauben, daß er nie mehr erwachen werde. „Dimow! Dimow, höre mich!"

Im Salon sagte Korostelow zum Dienstmäden: „Wozu erst noch fragen? Gehen Sie zum Kirchendiener und erkundigen Sie sich, wo die barmherzigen Schwestern wohnen; sie werden den Leichnam waschen, aufbahren und alles Nothwendige besorgen."

Aus der Hauptstadt.

Todtenkränze.

Ueber dem wirren Getöse, das der amerikanisch-spanische Krieg und Bismarck's Tod begleitet, hat die europäische Presse ganz vergessen, einem hingeschiedenen, wahrhaft Großen den Kadosch zu sagen. Und doch sollte man jedenfalls das Andenken eines Cornelius Herz darüber nicht völlig vernachlässigen und eine Würdigung seines Könnens nicht ganz vergessen.

Die Cagliostro und Saint-Germain, alle die erhabenen Gaukler und Alchymisten vergangener Zeiten sind arm gestorben; nur Cornelius Herz, ihr Schüler und doch ihr Meister, war glücklicher als sie. Ihm jagte man die Millionen nicht wieder ab, die er abenteuernd erbeutet hatte, und wenn die blinde Gerechtigkeit, womit der Zufall manchmal kokettirt, ihn nicht noch zuguterletzt um den Genuß des Raubes betrogen hätte, dann dürfte er sowohl für den Geschicktesten und Erhabensten, wie auch für den Erfolgreichsten aller Taschenspieler gelten. Seinen Vorbildern gleich, hatte er Paris zum Tummelplatze seines Genies erwählt; seinen Vorbildern gleich, eine versaulte Cultur angetroffen, die durchaus empfänglich war für das Mycel dieses Giftpilzes. Wie sie verstand er seine Zeit, verstand es, in die nächste Nähe der Regierenden zu gelangen, Mitwisser ihrer Geheimnisse zu werden und Gold aus dem gefundenen Stein der Weisen zu machen. Aber er wuchs über die Parkettjongleure des ancien régime hinaus, daß sie neben ihm zu Schächern einschrumpften. Es floß ein Tropfen deutschen Blutes in seinen Adern, und das befähigte ihn, die Verhältnisse und die Menschen, die er ausbeutete, zu ironisiren. Er schwang sich zu einer Machtstellung auf, wie sie Seinesgleichen nie zuvor besessen hat. Nicht zufrieden damit, die Herrschenden zu plündern, wollte er sie auch seine Stärke fühlen lassen, wollte er sie vor sich zittern sehen. Und er kam

Digitized by Google

an's Ziel. Während in der Bank of England seine Werthpapiere in unantastbarem Depot lagerten, starrten angstvoll die Augen der französischen Staatsmänner nach Bornemouth, und bei dem Gedanken an die Liste der 104 senkten sich auch eingeteufelte Broncestirnen.

Im glänzenden Mittelpunkt des Weltlebens der alten Lutetia stieß der fraßgierige und gewitzte Emporkömmling ganz von selbst auf die Formel, die die ersehnten Schätze an's Licht hob. Zwei Kräfte waren es, zwei Gottheiten, vor deren Altar die mehrfach raffinirte Culturmenschheit auf den Knien lag: der Parlamentarismus und der technische Fortschritt. Der Parlamentarismus brachte den Landen, die ihn ungetrübt und undenaturirt angenommen hatten, alle erdenkbare irdische Glückseligkeit. Er befreite die Völker, machte sie mündig und souverän; an die Stelle eines einzelnen Gekrönten, der leichtlich irren konnte, stellte er deren 400, ja 5- und 600. Er bedeutete die Erlösung, die Vernunft, die Wohlfahrt. Hell wie er, leuchteten die technischen Wunder des Säculums. Unabhängig von ihm und doch auf dasselbe Ziel hinarbeitend wie er, hatte die Technik den Culturmenschen zum Gebieter der Elementargewalten gemacht, hatte ihnen sozusagen ihr letztes Geheimniß abgerungen und war drauf und dran, all' und jede grobe Arbeit, die bislang menschliche Hände hätten leisten müssen, auf die Hausknechte Dampf und Elektricität abzuwälzen. Parlamentarismus und moderne Technik — sie vereint mußten die sociale Frage lösen, ihnen war nichts unmöglich. Cornelius Herz verstand es, den schönen Traum der Utopisten gehörig auszumünzen. Im Paris der achtziger Jahre lag das Geld für den Magier auf der Straße. Für jedes verrückte Project fand sich Capital, sofern es von einem Ingenieur herrührte; jede hirnverbrannte Idee fand begeisterte Anhänger, sofern sie politischen Beigeschmack hatte. Nicht nur Phantasten und schlechte Rechner gaben ihr Geld her; vergeudete damals doch selbst die von kaufmännisch kühlen Köpfen geleitete Berliner Disconto-Commandit-Gesellschaft einen beträchtlichen Theil ihrer Activa an die wahnsinnige Druckluft-Gründung des obskuren Pariser's Popp. Wie mußte bei dieser Grundstimmung der Plan des ruhmgekrönten Lesseps einschlagen, der seinem Suezcanal die Panamadurchfahrt folgen lassen wollte! Man sprach damals davon, die Sahara in ein Meer zu verwandeln — fast lächerlich klein und selbstverständlich erschien dem gegenüber Lesseps' Gedanke. Daß dann Stockungen in der Ausführung des Werkes eintraten, daß die zehrende Sonne von Central-Amerika die Millionen aufschluckte wie Wassertropfen, das entmuthigte die Wissenden nicht. Ihnen kam nie ein Zweifel am schließlichen Triumphe. Sie kannten die Allmacht der modernen Technik, die Gottähnlichkeit ihrer Herren. Und nur die blinde Masse, die sich noch nicht zu der Höhe dieser Erkenntniß aufgeschwungen hatte, die aber das Geld zur Vollendung des Sieges hergeben sollte, nur den kleinen Rentner galt es zu beruhigen und zu neuen Opfern zu bewegen. Konnte das besser als durch Vermittelung der Vertreter geschehen, die er selbst sich bestellt hatte? Besser als durch die Maschine des Parlamentarismus, der ohnehin die Ergänzung der technischen Wissenschaft nach der staatsrechtlichen Seite hin bedeutete? Man hätte die Deputirten gewiß gern durch gute Gründe für die gute Sache gewonnen, schon weil gute Gründe das Handlungs-Unkosten-Conto nicht belasten. Da aber die Gewissensnoth der Herren nicht anders zu beschwichtigen, ihre Gegengründe nicht anders zu widerlegen waren und die Angelegenheit drängte, so bediente man sich der Einfachheit halber des Checks. Niemand fand etwas dabei. Der Zweck heiligt die Mittel, und an Mitteln fehlte es Gott sei Dank nicht.

Mit dem vollen Verständniß für die Lage trat Cornelius Herz an sie heran. Daß der vereinten Wirkung der beiden stolzen, Paris und die Welt umfassenden Gewalten Bedeutendes entspringen würde, war ihm sogleich klar, aber er erkannte auch, wo bei dem Hinterwäldlerthum der großen Menge die Gefahr dieser Cooperation steckte. Es durfte Niemand von ihr reden. Noch lebte der Pöbel in veralteten Moralanschauungen und begriff nicht die Forderungen der Zukunft. Und nun wußte der Ritter Frau Aventiurens, der seine Laufbahn in der schlichten Rolle eines Bestechungsagenten, eines Commis von Herrn Reinach begann, wohin sein Weg lief. Er hatte jetzt Trumpf in der Hand, diesen Rouvier, Clemenceau, Freycinet gegenüber, diesen Prätorianern der Republik, die ihn wie eine stumme Person behandelten. Reichthümer ohne Gleichen mußten ihm zufallen, und nebenher führte er eine welthistorische Mission aus: er richtete den Parlamentarismus zu Grunde, den Stolz und die Hoffnung des Jahrhunderts. Der Bankrott des Lesseps'unternehmens, den die allzu sinnlose Verschwendung der Corruptionsgelder zum Theil mit verschuldet hat; die Entlarvung und Brandmarkung der Deputirten, sowie der politischen Presse, die allesammt mit hungrigen Mäulern nach dem Raube geschnappt hatten — sie brachen den beiden Idolen der Culturmenschheit den Hals und stießen sie endgiltig herab von ihrer Bergeshöhe. Als ihr Vernichter aber wanderte in die Ewigkeit hinüber Cornelius Herz, der Unsterbliche, dem es ein Leichtes gewesen wäre, sie Beide zur höchsten Blüthe zu bringen — hatte er doch Elektricitätsunternehmungen von nie geahnter Ausdehnung geplant und gleichzeitig den Pariser Machthabern seine Dienste zur Herstellung einer französisch-italienischen Allianz angeboten — der es aber vorzog, sie zu zermalmen und, um die Picanterie des Genusses bis zum Aeußersten zu treiben, aus ihrem Ruin seine Millionenverdienste zu ziehen.

Daß Presse und Parlamentarismus nicht die Erfüllung der letzten Hoffnungen bedeuten, wie unsere Väter im Ueberschwange glaubten, das ist auch den Kleinen, Leichtgläubigen allmälig zum Bewußtsein gekommen. Die alte Krankheit dauert fort, trotzdem die dröhnend angepriesene Panacee in allen Ländern, die ein bischen auf sich und auf den Culturfortschritt halten, nun schon fünfzig Jahre lang und darüber wirkt. Man hat sogar gefunden, daß die Arzneien selbst nicht genügend gegen Verderbniß immunisirt sind, und Niemand nahm diese Entdeckung tragisch. Es zeigte sich, daß in der Hand weiser Regenten der Parlamentarismus nichts weiter als eine gefällige Verschleierung der absoluten Regierungsform ist, ja, daß sie durch diesen Geldbewilligungsapparat in ungemein angenehmer und erwünschter Weise von der Verantwortung für schwer belastete Etats befreit wurden, von dem Hasse, den das Volk auf die Steuererheber wirft. So lange der Parlamentarismus besteht, hat noch kein weiser Fürst über ihn geklagt. Die Könige sollten vielmehr dem Manne dankbar sein, der ihn aufbrachte. Sein Genie minderte ihnen beträchtlich die Arbeit, die Lasten der Würde, ohne sie auch nur vorübergehend der Vorzüge und Wohlthaten ihrer hohen Stellung zu berauben. All' und jeder Constitutionalismus ist nur Formenkram, Zuckerbrot für politische Kinder. Ob Victoria von England oder Franz Josef von Oesterreich parlamentarisch regiert — in Wahrheit entscheiden sie Beide doch über die Geschicke ihrer Länder, den Gang der inneren wie äußeren Politik. Ein Unterschied gegen früher macht sich jetzt bloß insofern bemerkbar, als die Civil-Listen um's Mehrfache erhöht worden sind. Was dem absoluten Monarchen oft genug falsche Bescheidenheit und Zurückhaltung verbot, eine gewisse Furcht davor, aus eigener Machtvollkommenheit Staatsgelder für den persönlichen Gebrauch zu verwenden, das besorgen jetzt die Kammern. Sie bieten dem Fürsten größere Bezüge an, wobei er sich stellen kann, als wisse er von gar nichts und sei unglaublich überrascht. Daß er das Geld dann schließlich nimmt, wird ihm Niemand verargen dürfen; sagt sich doch Jeder, daß er in ähnlicher Lage ebenso handeln würde. So ergiebt sich, Alles in Allem, bei der Schlußbilanz, daß der Constitutionalismus eine rein formelle und dabei sehr kostspielige Aenderung überkommener Verhältnisse ist, ein modischer Aufputz, der das Gesicht und die Gestalt nicht berührt. Genau so wenig revolutionirend hat die Presse gewirkt. Den Weltenfrühling erwarteten wir von dieser köstlichen Einrichtung, alle Süßigkeiten des Daseins, alle Freiheiten spargelgleich in ein Bündel zusammengeschnürt sollte uns die Preßfreiheit bringen — und ein simples, wenn auch einträgliches Geschäft ist daraus geworden. Den Verlegern kommt es ausschließlich auf die Inserate an, das redactionelle Gewäsch giebt man als Beilage, und wie die Preßbetheiligungen beweisen, sind auch die Artikel im Hauptblatte oft nichts als bezahlte Annoncen in anderer Form. Längst schon giebt sich Publicus keinen Illusionen mehr hin, und die Aufhebung der

Digitized by Google

Preßfreiheit, die Abschaffung des Parlamentarismus von heute würde vielleicht noch eine Handvoll grüner Jungen, aber keinen ernsten Mann mehr auf die Barrikaden locken. Welche grenzenlose Gleichgiltigkeit, ja Verachtung unserer politischen Presse spricht sich nicht in dem ungeheuren Erfolge der parteilosen General- und Local-Anzeiger aus; wie niederschmetternd ist für jeden parlamentarischen Hitzkopf die schlichte Thatsache, daß selbst bei den Reichstagswahlen, dieser allerneuesten constitutionellen Errungenschaft, vierzig Procent der Wähler gelangweilt zu Hause bleiben!

Nichtsdestoweniger hätten beide Institutionen zum Mindesten in den Augen der Harmlosen noch auf Jahre hinaus den ihnen einmal angeklebten Glorienschein behalten können, wenn nicht Cornelius Herz den damit getriebenen Schwindel so mitleidlos aufgedeckt hätte. Wahrhaftig, Andrieux, sein Rechtsbeistand vor dem Ausschuß der Pariser Kammer, hatte so unrecht nicht, als er etwas wie einen Tugendpreis für seinen Clienten verlangte. Cornelius Herz zeigte auch allen Nichtrapiddenkern, daß von einer radicalen Abschaffung des Königthums nur die Plutokratie in ekelster Gestalt Vortheil haben würde. Sie fühlt sich berufen, die im legitimen Bett gezeugten Kronenträger zu beerben, und nur sie ist im Stande, das Erbe anzutreten. All' das Brimborium, all' die wunderschönen Palladien des Constitutionalismus, Parlament und Presse, sind biegsame Werkzeuge in den langen Fingern der kommenden Tyrannis, des Börsencapitals. Jedes Blatt wird gekauft, jedem Kammerschreier der Mund mit Gold gestopft, und dann treiben die pathetischen Söldlinge der Großbankiers das blutende, ihnen blind vertrauende Wild in die Gewehre der neuen Jagdherren. Für den Verständigen liegt, seitdem die Panamaschande aller Welt offenbar geworden ist, die Frage kindlich einfach. Was ist besser: das milde Regiment eines Mannes, an dessen Erziehung Jahrhunderte modelten, der in der Wiege schon, im Mutterleibe zum Herrscher bestimmt war und der sich in jedem Augenblicke seines Lebens der Verantwortung vor der Vergangenheit und der Zukunft bewußt ist; oder die raffsüchtige Herrschaft schmutziger Emporkömmlinge, die unausgesetzt nach Gold schreien, die keine Scham kennen und in ihrer robusten, knotigen Gesundheit keine Ahnung davon haben, daß es schlaflose Nächte giebt und Gewissensbisse? Unbegreiflich, daß die nervöse moderne Menschheit drauf und dran ist, sich in's Joch plumpknochiger, rohgeistiger Gesellen zu spannen, eines Schnorrerpacks, das vorgestern erst der Gosse entstiegen ist und sich nicht zu fassen weiß vor protzigem Uebermuth, seitdem es ein paar Goldklumpen im Straßenschmutze aufgelesen hat! Unbegreiflich, daß wir, die wir doch einmal einen Oberen über uns haben müssen und einen Hauptmann brauchen, für dies hunnische Gesindel die fein differenzirten Rassenmenschen aus alten Königshäuser hingeben wollen, die theilweise Inzucht nervöser noch als uns gemacht hat, während die unaufhörliche Vorbereitung für den Herrscherberuf sie mit fast religiöser Weihestimmung erfüllte! Cornelius Herz hat von der französischen Republik das Großkreuz der Ehrenlegion empfangen, obwohl er ein Fremder und nicht in der Lage war, über sein Vorleben, ja über seinen Geburtsort irgendwie genaue Auskunft zu geben. Wäre Frankreich eine Monarchie, dann könnte man die Auszeichnung eher verstehen. Denn Cornelius Herz hat die innere Verlogenheit der modernen Republiken enthüllt, dieser Bankgeschäfte, deren Transactionen das Strafgesetzbuch Verbrechen nennt, und deren Privatcomptoire Dunkelkammern sind. Ein einziger fahler Lichtschein würde genügen, alle hier gethane lichtscheue Arbeit zu vernichten, unprofitabel zu machen.

Die schöne Welt, sie stürzt, sie zerfällt; ein Halbgott hat sie zerschlagen! Cornelius Herz brannte die Potemkin'schen Dörfer nieder, die der Parlamentarismus der Culturmenschheit aufgebaut hatte; sobald wir sie berühren, zerfallen sie in Staub. Was nun? Ein düsterer Zufall brachte gleichzeitig mit der Nachricht von dem Tode des großen Vernichters die furchtbare Kunde, daß in finsterer Meeresnacht die Bourgogne, dies Wunderwerk moderner Technik, mit Mann und Maus hülflos untergegangen sei. Und Meldungen liefen darnach ein, die Einem das Blut in den Adern gefrieren machten. Wie verrückte Teufel hatten auf dem unglücklichen Schiffe Menschen gegen Menschen gerast; mit Messern und Ruderstangen hatten sich die Starken über zuckende Körper von Frauen und Kindern hinweg einen Weg in die Rettungsboote gebahnt, und das rasende, das wahnsinnige Wuthgeschrei zügelloser Selbstsucht überdröhnte den angstvollen Lärm der Sirenen, das Donnern der Signalkanonen. Ein Bild unerhörter Schande hatte der alte Ocean gesehen; vor ihm war die Maske gefallen, die die auf der Höhe von Bildung und Gesittung stehende Culturmenschheit des neunzehnten Jahrhunderts heuchlerisch trägt. Und eine Teufelsfratze, wie sie keinem Troglodyten, keinem Kannibalen eignete, hatte ihm entgegen gegrinst. Das also sind wir! Wiederholt hat sich die greuliche Erfahrung, die im Spätsommer des vorigen Jahres bei dem Pariser Bazarbrande gemacht worden ist. „„Eine junge Frau war gerettet und befand sich an der Thüre außerhalb des Bereiches der Flammen: ein Mann stürzte an ihr vorbei und gab ihr, obgleich gar keine Gefahr für ihn mehr vorhanden war, in seiner feigen Ueberstürzung einen Schlag vor den Busen, der ihr eine gefährliche Verletzung zufügte. Die Verwandte eines bekannten Finanziers, die von der wogenden Menge zur Erde geschleudert worden war, wollte sich erheben, richtete den Kopf in die Höhe und streckte die Hände aus. Ein junger Edelmann, der fürchtete, daß sie sich an ihm festhäkeln und seine Flucht verzögern könnte, versetzte ihr einen so starken Fußtritt, daß die Schulter des jungen Mädchens noch die Spur davon trägt.““ Daß der eitle Traum verraucht ist, wir hätten auf wissenschaftlichem Wege in der Politik die rothe Tinctur gefunden, die allen Menschen ewiges Glück und ewigen Frieden bringt; daß wir von dem Wahne geheilt sind, in's Innere der Natur eingedrungen zu sein und unumschränkt über ihre verborgenen Kräfte zu herrschen — das Alles ginge am Ende hin. Aber erkennen zu müssen, daß wir den flüchtigen Rausch allzu theuer bezahlt und mit der Proclamirung unserer Größe, Freiheit und Unabhängigkeit nur das tückische Raubthier von Neuem entfesselt haben, an dessen Bändigung die verachteten Jahrhunderte des Christenthums nicht erfolglos gearbeitet hatten — das schmerzt. Die Autoritäten sind gestürzt, wir erkennen keinen Herrn und Meister mehr an, die persönliche Freiheit hat das denkbar höchste Maaß erreicht, die allmeine Bildung ist niemals auch nur annähernd so umfassend gewesen wie jetzt — und trotzdem diese sittliche Verwahrlosung, diese Bestialisirung! Wie kam es doch? Eine böse, eine verwüstende Frage. Aber zum Glück beschäftigen sich unsere Zeitungen jetzt angelegentlich mit der Lage auf den Philippinen und auf Cuba, so daß wir gar keine Zeit haben, zu erröthen.

„Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige
Stehst Du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit! . . ." Caliban.

Notizen.

„Sperling's Adreßbuch der deutschen Zeitschriften und der politischen Tagesblätter für 1898", bekanntlich das weitaus ausführlichste und genaueste seiner Art, ist erschienen. Wir entnehmen ihm, daß sich die Zahl der gegenwärtig erscheinenden deutschen Zeitschriften (Wochen-, Monats- u. s. w. Blätter jeder Art) auf nicht weniger als 4571 beziffert, gegen 4327 im Jahre 1896, 4033 im Jahre 1895, 3829 im Jahre 1894, 3742 im Jahre 1893 und 3536 im Jahre 1892, im letzten Jahre also eine Zunahme von 244 und seit 1888 eine Vermehrung von 1842 Blättern. Das Adreßbuch ist für Bibliothekare, Gelehrte, Schriftsteller unentbehrlich.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Gute, spannende Romane,
Novellen, Kindergeschichten etc.
gesucht
für **zweiten Abdruck.**
Offerten sub J. H. 7171 an Rudolf Mosse, Berlin S.W.

Billige, dichte
Dächer
stelle man her aus
Andernach's Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A.W. Andernach in Beuel a. Rhein.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Als anerkannt gediegene Lektüre für die **Sommerfrische** und **Reise** empfehle ich u. a.:

Bozener Märchen und Mären
von Hans Hoffmann,
illustrirt von Kunz Meyer.
Oktav. VII u. 224 Seiten.
In Tucheinband 4 M. 20 Pf.

Ostseemärchen
von Hans Hoffmann,
illustrirt von Kunz Meyer.
Oktav. VI u. 294 Seiten.
In Tucheinband 4 M. 20 Pf.

Elzevier-Ausgaben in Taschenformat (32°),
jedes Bändchen in weiss Pergament gebunden 1 M. 50 Pf.

Arabesken u. Grotesken.
Einfälle in Vers und Prosa
von
D. Haek.

Grabschriften und Marterln in den Alpen.
Gesammelt und herausgegeben
von Ludwig v. Hörmann
Drei Bändchen.

Haussprüche in den Alpen.
Gesammelt und herausgegeben
von
Ludwig v. Hörmann.

Volksthüml. Sprüchwörter u. Redensarten aus den Alpenlanden.
Gesammelt und herausgegeben
von
Ludwig v. Hörmann.

Tiroler Schnadahüpfeln.
Gesammelt und herausgegeben
von
R. H. Greinz und J. A. Kapferer.
Zwei Bändchen.

Tiroler Volkslieder.
Gesammelt und herausgegeben
von
R. H. Greinz und J. A. Kapferer.
Zwei Bändchen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Wo nicht der Fall, unmittelbar zu beziehen vom Verleger
A. G. Liebeskind in **Leipzig.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 27. August 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die deutsche Colonialpolitik und Südamerika. Von Carlos Grothe. — Die Uebernahme der Straßenbahnen durch das Reich. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Die Legende von Theodor Körner. Von Karl Wiggers. — Das Wesen des Lustspiels. Von Professor Kurt Bruchmann. — **Feuilleton.** Der vollkommene Geliebte. Von Matilde Serao. — Offene Briefe und Antworten: Ein Bismarcktag. Von Dr. Otto Buchwald, Gymnasialdirector. — Notizen. — Anzeigen.

Die deutsche Colonialpolitik und Südamerika.

Von Carlos Grothe.

Das thatkräftige Vorgehen des Deutschen Reiches in China ist ein neues Glied in der Kette, an deren Anfang die Namen Angra pequena, Camerun und Togo aufgezeichnet stehen, und die dann in Ostafrika und Australien weiter geschmiedet wurde. Stützpunkte hat das Deutschthum dadurch eine ganze Anzahl gefunden, aber das Hauptglied der Kette, die die Zukunft des Deutschthums sicher stellen soll, fehlt immer noch; denn noch ist die wichtigste und brennendste Aufgabe der deutschen Colonialpolitik nicht gelöst: die deutschen Auswanderer über See so unterzubringen, daß sie deutsch bleiben und mit der Zeit durch ihre geschlossene Masse und culturelle Ueberlegenheit dem Deutschthum den Antheil an der Erde sichern, welcher nothwendig ist, damit nicht das deutsche Volk zu einer Nation zweiten oder dritten Ranges herabsinkt. Vor 10—20 Jahren waren die deutschen Zeitschriften voll von Abhandlungen, welche diese Forderung immer und immer wieder stellten. Nachdem sich das Deutsche Reich aber in Afrika und Australien festgesetzt hat, findet man nur noch vereinzelt auf jene Aufgabe hingewiesen. Selbst das führende Organ der deutschen Colonialpolitik, die „Deutsche Colonialzeitung" beschäftigt sich mit dieser Aufgabe nur noch ganz gelegentlich. Afrika und zuletzt Ostasien ist bei uns Mode geworden, und doch können diese Länder zur Lösung der Aufgabe wenig beitragen. Von allen deutschen Besitzungen ist nämlich nur Deutsch-Südwestafrika klimatisch befähigt, eine gewisse Anzahl deutscher Auswanderer aufzunehmen. Bei der Trockenheit und zum Theil wüsten Natur dieses Landes kann sich trotz seiner ungeheuren Ausdehnung die Ansiedelung dort nur in sehr bescheidenem Maaßstabe verwirklichen. Läßt sich doch daselbst nach Aussage der Kenner nur Acker-, oder besser Gartenbau, im kleinen Maaßstabe mit künstlicher Bewässerung und hohen Anlagekosten treiben, im Uebrigen aber das Land nur zur Viehzucht verwerthen. Nun aber fordern die besten Kenner des Landes für eine einzige Viehwirthschaft mindestens 10000 ha Land, da durchschnittlich 10 ha für das Haupt Vieh zur Ernährung für nothwendig erachtet werden und kleine Viehwirthschaften nicht bestehen können, weil eine kleinere Fläche nicht allen Eventualitäten einer Dürre gewachsen ist. Rechnet man dazu noch, daß ein großer Theil des Landes und zwar die besten Weidegründe von Hereros und anderen Stämmen, die im Großen Viehzucht treiben und nicht entfernt werden können, besetzt sind, so ergiebt sich, daß dort nur ein sehr bescheidener Theil capitalkräftiger Auswanderer untergebracht werden kann. Wo ist aber Raum für die große Masse?

Unser später Mitbewerb gestattet uns keine Saumseligkeit, keine Unentschlossenheit und keinen Zeitverlust, sondern er verlangt mit imperativer Betonung vom Volke sowohl als von der Regierung die größte Bereitwilligkeit, Einmüthigkeit und das größte Entgegenkommen, wenn überhaupt noch in Zukunft etwas Erhebliches bezüglich der Schaffung außereuropäischer Wirthschaftsgebiete, die zur Erhaltung des heutigen deutschen Reiches unbedingt erforderlich sind, geleistet werden soll. Mit einer Bevölkerung von 30 Millionen Einwohnern, wie das heutige Reichsgebiet sie im Jahre 1830 hatte, war es noch möglich und sogar rationell, der Landwirthschaft den ersten Rang in der Volkswirthschaft einzuräumen. Mit den heutigen $53\frac{1}{2}$ Millionen deutscher Bevölkerung und noch dazu unter den ungünstigen Conjuncturen überflügelnder landwirthschaftlicher Concurrenz des Auslandes, namentlich Nordamerikas, Canadas, Australiens und selbst Argentiniens sind wir gezwungen, uns nicht mehr auf den Pflug allein, sondern vorwiegend auf den Amboß zu stützen. Der Letztere schließt selbstredend den Ersteren nicht aus. Die deutsche Industrie bedarf aber zu ihrer eigenen Erhaltung und zu der des Reiches ununterbrochene und zunehmende Beschäftigung, und da diese nicht im Inlande allein zu finden ist, so sind wir unumgänglich auf ausländische Absatzgebiete angewiesen. Hierbei müssen wir auch an die Verstärkung unserer Flotte denken, denn ein Industriestaat ist ohne entsprechende Seemacht ein Unding. Es war ein großer Gedanke, die Zukunft der deutschen Industrie, des Handels und des Reiches durch Colonien zu stärken. Die Initiative Deutschlands entfaltete ein großartiges internationales Colonisationsduell, aus welchem Deutschland mit einem Besitzerwerb von 1023070, England mit 2000000 und Frankreich mit 2726000 englischen Quadratmeilen hervorging. Dank dem energischen Auftreten unserer afrikanischen Schutztruppen und ihrer unermüdlichen Führer ist heute bereits der Zeitpunkt gekommen, daß eine gewisse Stetigkeit in jene Reichsschutzgebiete eingezogen ist, auf welcher Basis sich die wirthschaftliche Entwickelung nun hoffentlich wird schnell fortbewegen können. Auf dem Gebiete der gesteigerten Handelsentwickelung auf fremden Märkten hat die deutsche Technik und der deutsche Waarenhandel seit der Neugründung des Reiches und nachdem die nationale

Digitized by Google

Flagge Schutz im Auslande und erhöhtes Selbstbewußtsein eines jeden Deutschen geschaffen hatte, geradezu Großartiges geleistet. Die Werthziffern der Ein- und Ausfuhr des Deutschen Reiches im Jahre 1872 betrugen 5956 Millionen Mark, sie schritten dann in steigender Proportion mit der Entfaltung der Industrie und des Handels fort, so daß im Jahre 1896 die hohe Summe von 8204 Millionen Mark erreicht wurde. Der deutsche Welthandel ist also in 24 Jahren um 2248 Mill. Mk. gestiegen, während Englands Großhandel in den 10 Jahren von 1882 bis 1892 um 800 Mill. Mk. zurückging. Aehnliche, für Deutschland günstige Resultate zeigt der Tonnenverkehr deutscher Exporthäfen. So erreichte Hamburg, heute der bedeutendste Hafen Europas, im Jahre 1880 einen Verkehr von 2800000 Tonnen und im Jahre 1896 überstieg dieser 6256000 Tonnen. Was die Nothwendigkeit der Anlage mobilen Großcapitals für Gründungen baulicher Unternehmungen, Banken und Ansiedelungscomplexen in noch nicht vollends entwickelten Culturländern betrifft, so finden wir gerade in dieser Beziehung, wie sehr die deutsche Finanzwelt den hohen Werth dieser Thätigkeit bisher unterschätzt hat und sich dieser auch mit ihren englischen Concurrenten nicht annähernd vergleichen kann. Die deutsche „Haute finance“ sollte doch bedenken, daß das Großcapital der Pionier der Industrie und die Industrie die nährende Mutter des deutschen Volkes, die hauptsächlichste Erhalterin der Armee und der Flotte ist. In Brasilien hat das Deutschthum einen harten Kampf zu führen, und wenn nicht den Fluthen herausströmender Italiener, Spanier, Portugiesen und Slaven durch einen erhöhten Zuzug Deutscher ein Damm gebaut wird, so ist das seit einem halben Jahrhundert in Brasilien bestehende Deutschthum verloren. Aehnlich ungünstige Verhältnisse bestehen in dem übrigen Südamerika, wodurch das deutsche wirthschaftliche Element paralisirt und die Handelsbeziehungen mit der deutschen Heimath untergraben werden, und so ist es denn auch schon dazu gekommen, daß der englische Export nach Brasilien im Jahre 1895 um 40 Procent, der von Frankreich um 66 Procent und der von Nordamerika um 100 Procent gestiegen waren, während der deutsche Export bis 1894 stehen geblieben und von da an sogar bedeutend zurück gegangen ist. Es ist deßhalb mit großer Freude zu begrüßen, daß sich neuerdings der deutsche Unternehmergeist in Südamerika im Waarengeschäft und Kleinbau zu zeigen beginnt.

Ohne Frage ist es die dringendste Aufgabe deutscher Colonialpolitik, weil jedes Jahr immer wieder den neuen Verlust bringt, daß die deutschen Auswanderer, welche nach Nordamerika ꝛc. gehen, dem eigenen Volksthum verloren gehen und fremdem Volksthum zuwachsen, vor Allem aber deswegen, weil das gemäßigte Südamerika nicht wartet, bis es den Deutschen gefällig ist, es mit ihrem Volksthum anzufüllen. Die massenhafte Einwanderung in diese Länder aus dem Süden Europas, namentlich Italien, sollte uns doch endlich die Augen öffnen und zu schleunigstem Handeln veranlassen. Noch ist die Aufgabe bei der Stärke und Qualität der deutschen Massenauswanderung lösbar, es ist aber die höchste Zeit.

Hier soll nun gezeigt werden, daß Paraguay neben den drei Südprovinzen Brasiliens und gewissen Provinzen Argentiniens sich vorzüglich zu diesem Zwecke eignet. Paraguay ist ein kleines, schwach bevölkertes Land; diese schwache Bevölkerung hat ferner als halbindianische mit eigenem Idiom nicht die Assimilationskraft, wie die aus europäischen Nationen hervorgegangenen Töchternationen der anderen Staaten Amerikas, hier ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Deutsche sein Deutschthum erhält die größte, selbst größer als in Argentinien mit seiner Bevölkerung spanischer und Brasilien mit solcher portugiesischer Herkunft. Ferner findet der Deutsche hier noch keine größere Concurrenz anderer Einwanderer europäischer Volksstämme. Am zahlreichsten sind wohl noch die Italiener, aber immerhin nur wenige Tausende und zerstreut über das Land, während das Deutschthum schon einige geschlossene Colonien vorfindet. Daß verschiedene deutsche Colonisationsunternehmen mißglückt sind oder wenigstens nur bescheidenen Erfolg hatten, daran ist nicht das Land schuld, sondern andere Umstände. Daß einzelne dieser Unternehmungen trotzdem noch existiren, nicht total verkracht sind, ist für den Kenner ein glänzender Beweis für die Colonisirbarkeit des Landes. Freilich verlangt man von Paraguay das Unmögliche. Wenn in Nordamerika oder Argentinien heute der Einwanderer freier Colonist auf freier Scholle spielen will, bedarf er ein nicht unbeträchtliches Capital, es gilt als selbstverständlich, daß er dies mitbringt. Von Paraguay verlangt man aber, daß eine deutsche Familie ohne Capital dasselbe leisten soll. Daß dies in einer Reihe von Fällen überhaupt geglückt ist, ist ein weiterer glänzender Beweis für das Land. Einwanderermaterial, wie es anderen Ländern zufließt, wird mindestens in gleicher Weise hier vorwärts kommen, wie anderwärts. Um ein Beispiel anzuführen: man dirigire eine deutsche Bauernfamilie mit 3000 Mk. Capital heute nach dem (nicht mit Unrecht) gepriesenen Argentinien; sie wird bei den verhältnißmäßig schon hohen Landpreisen, bei den starken Ausgaben für Zugvieh, Geräth, Maschinen, Material zum Hausbau, Alambrados ꝛc. einen sehr bescheidenen Anfang haben, wenn sie überhaupt daran denken kann, mit jener Summe auf eigenem Grund und Boden anzufangen und nicht vielmehr es erst als Pächter oder dgl. zu versuchen. Mit demselben Capital kann sich in Paraguay aber eine Bauernfamilie auf eigener Scholle eine sichere Existenz gründen; mögen Mk. 1000 = ca. $ 1600 auf Land, ersten Hausbau, Corral, Brunnen, Einzäunung und Unterhalt des ersten Jahres draufgehen, so bleiben der Familie immer noch M. 2000 = ca. $ 3300 zum Ankauf von 70 bis 80 Stück Vieh mit den nöthigen Pferden. Daß bei dieser Grundlage die Zukunft der Familie, Fleiß, Sparsamkeit und Ausdauer vorausgesetzt, absolut sicher ist, wird kein Kenner des Landes leugnen. Kommt Jemand aber mit größerem Capital in's Land, so bieten sich ihm die verschiedensten Aussichten. Die einfachste, sicherste — weil ausgeprobte — Anlage ist die Gründung einer größeren Viehwirthschaft. Man braucht nicht gleich an eine Estancia mit Tausenden von Stücken Vieh zu denken. Ist doch in Paraguay die Viehzucht in jedem Maaßstabe möglich. Wie viele Söhne „höherer“ Landwirthe müssen sich in Deutschland in Inspectoren- und anderen schlecht bezahlten Stellungen herumschlagen, weil sie nicht die großen Mittel besitzen, die heute in Deutschland dazu gehören, ein größeres Gut zu erwerben oder auch nur zu pachten. Mögen sich 5, 6 oder mehr solche junge Leute zusammenthun; Jeder schießt Mk. 10000 oder mehr ein; sie erwerben in Paraguay gemeinsam einen großen Kamp und eine große Heerde und theilen Beides nach dem eingeschossenen Capital unter einander auf. Dann hat Jeder einen — nach deutschen Begriffen — großen Grundbesitz, die Annehmlichkeit deutscher Nachbarn, sie können sich gegenseitig unterstützen u. s. w. Aber auch der Landbau bietet dem besser situirten Einwanderer mannigfache Aussichten; mit Ramie, Kaffee (in frostfreier Lage), Obstculturen in der Nähe des Rio Paraguay oder der Bahnlinie ꝛc. ist sicher ein Geschäft zu machen. Neuerdings kommt hierzu noch der Anbau der Yerba. Bekanntlich bildet diese Pflanze vor der Hand Paraguays Hauptreichthum; mit der Yerba bezahlt das Land fast Alles, was es aus dem Auslande bezieht. Bisher war dieser gewinnbringendste Zweig der Bodenausbeutung aber dem Einwanderer verschlossen, da die Ausbeutung der wildwachsenden Yerba in den Wäldern einmal großes Capital, dann aber auch große Routine erfordert. Der Yerbatero muß — wie man sagt — mit allen Hunden gehetzt sein, wenn er nicht statt starken Gewinnes starken Verlust haben will. Außerdem concentrirt sich die Ausbeutung der natürlichen Yerbales immer mehr in den Händen starker Gesellschaften. Nun

Digitized by Google

nimmt bekanntlich durch die Raubwirthschaft der Ertrag der Yerbawälder immer mehr und mehr ab. Will das Land seinen Reichthum erhalten, so muß es zum Anbau der Yerba schreiten. Hier eröffnet sich nun ein glänzendes Feld für deutsche Colonisationsarbeit. Bereits ist der Anfang in Nueva Germania gemacht.

Es würde zu weit führen, im Einzelnen die Art und Weise auszuführen, wie das Deutschthum hier eine dominirende Stellung erringen kann. Es sollen daher zum Schluß nur die Ueberschriften für die einzelnen Capitel des deutschen Programms in Paraguay folgen: Viehzüchter in jedem Maaßstabe, Pflanzer von Yerba, Kaffee, Ramie, Orangen und anderen Specialartikeln; deutsche Kaufleute, deutsche Kleinrentner, deutsche Handwerker, deutsche Industrielle, Aerzte und Ingenieure und schließlich deutsches Capital für Eisenbahnen, Dampferlinien, Hafenbauten, Beleuchtungs-, Wasserleitungs- u. a. Anlagen.

Wenn man bedenkt, daß Paraguay schon seit 28 Jahren für alle Welt geöffnet ist, so muß man sagen, daß die deutsche Colonie in Paraguay es in dem langen Zeitraum zu keiner großen Kopfzahl gebracht hat. Dies würde freilich anders sein, wenn es seiner Zeit gelungen wäre, größere Unternehmungen in deutsche Hände zu bringen. Weitblickende Männer haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, um Eisenbahnen, Telegraphen, Straßenbahnen, Banken und die Schifffahrt auf den Flüssen in deutschen Besitz zu bringen, und wiewohl es zuweilen gelang, einflußreiche Patrioten in Deutschland für jene Unternehmungen zu erwärmen, so blieben doch die Geldsäcke hartnäckig verschlossen und kein größeres Unternehmen kam zu Stande. Durch einige wenige Millionen hätte man früher in Paraguay eine durchaus dominirende Stellung erringen können, und die deutsche Colonie würde sehr viel zahlreicher sein, als sie gegenwärtig ist, da wir gerade in Deutschland ein unendlich reiches Menschenmaterial für die höheren Berufszweige haben, welches dort bei Eisenbahnen, Telegraphen, Banken ꝛc. geeignete Verwendung hätte finden können, während jetzt die meisten der gebildeten Classe angehörigen Einwanderer, die zahlreich hier ankamen, keine angemessene Beschäftigung fanden und größtentheils enttäuscht wieder den Rückzug antraten, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß Derjenige, welcher lange Jahre die Bänke einer höheren Schule gedrückt oder wohl gar studirenshalber sich auf Universitäten aufgehalten hat, nicht die geeignete Persönlichkeit ist, um mit saurem Schweiße sich vorwärts zu arbeiten.

Wenn nun auch die deutsche Colonie in Paraguay wenig zahlreich ist (insgesammt etwa 1200 Köpfe), so ist sie doch der bedeutendsten eine. An Capitalkraft sind die spanischen Handlungshäuser den deutschen freilich überlegen, aber trotzdem ist, Dank der Rührigkeit der deutschen Kaufleute, die Einfuhr der verschiedensten Industrieerzeugnisse aus Deutschland größer als aus irgend einem anderen Lande; deutsche Buchhalter genießen des größten Vertrauens in Geschäftshäusern und Banken; die deutschen Handwerker zählen zu den besten und haben alle vollauf Beschäftigung, die verschiedensten dort vertretenen übrigen Berufszweige kommen gut fort. Die deutsche Colonie in Asuncion besitzt eine eigene Kirche, der Krankenunterstützungs- und Hülfsverein hat ein Vereinshaus — beide Gebäude dienen zugleich als Schule — letzterer Verein feiert jährlich ein glänzendes Stiftungsfest mit Theatervorstellung, Musik und Tanz; es giebt außerdem einen Gesang- und Theaterverein, und die Buchhandlungen sorgen durch Zeitungen und Leihbibliotheken für Lesestoff, verschiedene deutsche Wirthschaften dagegen für mehr materielle Bedürfnisse, unter denen die Erzeugnisse von Pschorr und Hackerbräu, sowie der hiesigen Brauerei, verbunden mit allerlei deutschen Conserven, den ersten Rang einnehmen. Vor Kurzem hat sich auch eine Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes gebildet. Eine gut ausgestattete deutsche Druckerei sorgt für Herausgabe der „Paraguay-Rundschau“, die wir Jedem empfehlen, der sich für Südamerika interessirt. Die deutschen Ackerbaucolonien nehmen unstreitig den ersten Rang ein und würden viel bedeutender sein, wenn nicht bei Weitem die meisten Leute, welche als Colonisten heraufkamen, sich, wie schon gesagt, als untauglich für den Ackerbau erwiesen hätten; auch fehlt es in San Bernardino seit längerer Zeit an Land für neue Ansiedler. Es scheint ja, daß jetzt die „Colonia Nacional“ für Neuankommende sich aufnahmefähig erweist: San Bernardino hat sich schon jetzt zu einem nicht zu übersehenden Factor in wirthschaftlicher Hinsicht entwickelt, indem es Asuncion mit Butter, Wurst und Schinken versorgt. Zwei deutsche Schulen, ein Schützenverein verbunden mit Gesangverein, sowie Theatervorstellungen und Concerte, die dort von Zeit zu Zeit abgehalten werden, zeugen von regem geistigen Leben in dieser ältesten deutschen Colonie Paraguay's. Daß dieselbe sich außerdem immer mehr zu einem vielbesuchten Bade-, Vergnügungs- und Luftkurort entwickelt, als solcher eine große Zukunft hat und den Ansiedlern flotten Absatz ihrer Erzeugnisse gewährt, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Gegen die Erschwerung der deutschen Auswanderung nach Südbrasilien haben neuerdings die Deutschen Südbrasiliens eine Eingabe an den Kaiser gerichtet, worin sie um Hülfe und Schutz in ihrer unverschuldeten Nothlage bitten: Mehr als 70000 Deutsche und Deutschredende, ein Drittel der Gesammtbevölkerung unseres Staates, gehen für alle Zeiten dem Deutschthum verloren, wenn die Einwanderung in unsere gegenwärtig noch blühenden deutschen Colonieen noch fernerhin unterbunden wird. Zufolge der Aufhebung des v. d. Heydt'schen Reskriptes hat sich eine Anzahl patriotischer Männer als Hanseatische Colonisations-Gesellschaft in Hamburg constituirt und in unserem Staate einen Landcomplex von der Größe des Großherzogthums Oldenburg erworben, beziehungsweise sich gesichert, welcher, wenn besiedelt, die beiden größten deutschen Colonieen in Santa Catharina, Blumenau und Donna Franziska verbinden würde und auf welchem außerdem noch für zahlreiche deutsche Ansiedelungen Raum und günstige Entwickelungsvorbedingungen vorhanden sind. Da erhalten wir jetzt die Nachricht, daß den beiden an dem Colonisations-Unternehmen betheiligten Rhedereien, dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, untersagt worden ist, Auswanderer für nicht concessionirte Besiedelungs-Gesellschaften anzunehmen und zu befördern, daß der hanseatischen Colonisationsgesellschaft vom Auswärtigen Amt die Concession hartnäckig verweigert wird, während seit dem 1. April d. J. eine Reihe ausländischer Dampfschifffahrtsgesellschaften zum Geschäftsbetrieb zugelassen ist, daß die beiden genannten deutschen Dampfschifffahrts-Gesellschaften gehindert werden, die Kenntniß unseres Landes und unserer Verhältnisse in auswanderungslustigen Kreisen Deutschlands in geeigneter Weise zu verbreiten. Somit sind wir heute schlechter daran als vor der Aufhebung des Reskriptes. Die Colonisationsgesellschaft kann nicht agitiren, der Einwandererstrom ergießt sich nach wie vor in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er auf immer dem Vaterlande verloren geht, ja, zum Concurrenten desselben heranwächst. Ohne Agitation keine Einwanderung, ohne diese ist das Ende der Colonisationsgesellschaft vorauszusehen.“ Die Deutschen in S. Paulo, etwa zehntausend an Zahl, betheuern in einer Eingabe: „Wir sind bei mancher äußerlichen Veränderung in unserer Gesinnung doch durchweg gute Deutsche geblieben, die sich der Größe des alten Vaterlandes und seiner commerciellen und industrieellen Erfolge von ganzem Herzen freuen und den anderen Nationen gegenüber mit Stolz betonen, daß wir Deutsche sind.“ Die in diesen Eingaben erwähnten Thatsachen sind richtig; indessen handelt es sich nicht um ein definitives Verbot, sondern um Schwierigkeiten, die durch den Wortlaut des Auswanderungsgesetzes entstanden sind. Es ist anzunehmen, daß die Angelegenheit nunmehr im Sinne der

Digitized by Google

Deutschen Südbrasiliens erledigt wird. Aber damit erachten wir die Aufgabe des Deutschen Reiches noch nicht für erledigt. Früher oder später wird die Regierung doch dahin gelangen, der Zersplitterung unserer Auswanderung zu begegnen und den ganzen Strom nach ihrem Willen dahin zu leiten, wo er dem Vaterlande nicht verloren geht. Es wäre nach Pedro's Sturz und Vertreibung ein Leichtes gewesen, aus Südbrasilien eine deutsche Colonie zu machen, leider wurde der Augenblick verpaßt; aber es ist wohl noch nicht ganz zu spät, denn der Verfall des brasilischen Staates geht unaufhaltsam weiter ... Auch das schwache Paraguay möge man nicht aus dem Auge verlieren und inzwischen die deutsche Auswanderung dahin nach Möglichkeit begünstigen. Das Weitere wird sich finden!

Die Uebernahme der Straßenbahnen durch das Reich.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Wäre der geniale Begründer des Weltpostverkehres nicht zu früh seiner Thätigkeit entrückt worden, so hätte Heinrich v. Stephan sicher der ihm von Dr. Karl Hilse 1894 gegebenen Anregung entsprechend die Uebernahme der Straßenbahnen durch die Reichspostverwaltung in die Wege geleitet, zumal er damit den stets die Richtschnur für sein Handeln bildenden Gesichtspunkten Rechnung tragen konnte: den dies Verkehrsmittel benutzenden Staatsbürgern Bequemlichkeiten und Erleichterungen zu verschaffen und dem Reiche eine ergiebige Einnahmequelle zu erschließen. Wenn er ungeachtet dieser voraussichtlichen Erfolge bisher nicht an Verwirklichung des Gedankens herangetreten war, so kann als Grund dessen die Thatsache gelten, daß ursprünglich eine unverkennbare Abneigung gegen dieses Verkehrsmittel bestand, von welchem einem wirklichen Nutzen und eine Belebung des Ortsverkehres man sich anfänglich nicht versprach, so daß es erst nach langen Mühen und Anstrengungen Privatpersonen gelang, die Einbaugenehmigung für Gleisanlagen in öffentlichen Straßen zu erhalten. Es erging den Straßenbahnen ähnlich, wie in ihren Anfängen den Eisenbahnen. Beide hatten mit gleichen Vorurtheilen zu kämpfen und mußten erst diese überwinden, bevor sie zur Geltung kommen konnten. Wer heut, nachdem die Schienenstränge der Eisenbahnen sich über die ganze civilisirte Welt ausdehnen und jährlich auf ihnen Milliarden von Personen und Milliarden Centner Frachtgüter befördert werden, also dieses Beförderungsmittel sich zur unentbehrlichen Einrichtung ausgebildet hat, Gelegenheit findet, die Acten über die Gründung der oberschlesischen Eisenbahn einzusehen, der wird sich eines Lächelns des Mitleids nicht erwehren können, wenn er die Urkunde liest, nach welcher die Mitglieder des Gründungscomités, zur Abgabe einer Erklärung aufgefordert, erklärten, daß sie in ihrem Gewissen davor nicht zurückschrecken, vielmehr es auf sich nehmen und verantworten wollten, eine Einrichtung zu schaffen, welche in unvorhergesehener Weise das Leben so vieler Personen gefährden könne. Und ebenso ergeht es Denen, welche die Straßenbahnpolitik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart verfolgen. Auch sie werden es heut für unbegreiflich finden, daß man ursprünglich an der Nützlichkeit und Ergiebigkeit dieses Verkehrsmittels zweifeln konnte. Und doch ließen die ersten zu Berlin 1865, zu Hamburg 1866, zu Stuttgart 1868 eröffneten Straßenbahnen nicht nur eine geringe Zuneigung des Publicums zu diesem Verkehrsmittel sondern auch schwache Aussichten auf finanzielle Ergiebigkeit desselben erkennen, rechtfertigten dadurch also die ursprüngliche Abneigung vollkommen.

Als der dänische Kapitän Moller 1864 sich um die Anlage der am 22. Juni 1865 eröffneten Straßenbahn vom Kupfergraben in Berlin durch den Thiergarten bis zum Ende der Berliner Straße in Charlottenburg bewarb, wurden seinem Vorhaben seitens der Behörden viele Bedenken entgegengesetzt. Namentlich besorgte man eine Störung des sonstigen Straßenverkehrs durch eine zweigleisige Anlage an den verkehrsreicheren Sonntagen. In Folge dessen mußte sie eingleisig ausgebaut, durfte anfänglich auch nicht in die Berliner Straßen eingeführt, und nachdem solches gestattet war, mußte der Verkehr an den Sonntagen am Platze vor dem Brandenburger Thore eingestellt werden. Bald änderte sich diese Anschauung und man gelangte zu der Erkenntniß, daß gerade durch die Schienenstränge der übrige Straßenverkehr besser geregelt werde, auch eine zweigleisige Bahnanlage weniger Verkehrsstörungen herbeiführe, wie eine mit Ausweiche-Weichen versehene eingleisige, aber diese Letztere einen gesteigerten Verkehr zu bewältigen nicht vermöge. Dies führte dahin, zukünftig den zweigleisigen Bahnausbau zu fordern und selbst in solchen Straßen zuzulassen, die früher überhaupt den Gleiseinlagen wegen ihrer geringen Breite verschlossen gehalten wurden.

In Aufschwung kamen die Straßenbahnen in Berlin erst durch die am 8. November 1871 gegründete Große Berliner Pferdebahn-Actiengesellschaft, welche neuerdings nach Aufnahme des elektrischen Betriebes den Namen Große Berliner Straßenbahn sich beigelegt hat. Sie entwickelte sich aus sehr kleinen Anfängen zu einer ungeahnten Größe. Ihr fiel es zu, die ursprünglichen Zweifel über den Einfluß der Straßenbahnen auf die Besserung der Verkehrsverhältnisse zumal auf die Entwickelung der Großstädte und der Ergiebigkeit des Betriebes glänzend zu widerlegen. In seinen „Fünfundzwanzig Jahre bei der Berliner Pferdebahn" entrollt Fischer-Dick in der Zeitschrift für das gesammte Local- und Straßenbahnwesen 1898 ein interessantes Bild seiner Thätigkeit als Oberingenieur des unstreitig größten Straßenbahnunternehmens. Am 26. August 1872 wurde der erste Spatenstich zu der ersten Bahnstrecke Rosenthalerthor — Gesundbrunnen gethan, welche am 5. Juli 1873 baupolizeilich abgenommen und am 8. Juli 1873 dem Verkehre übergeben werden konnte. Von da ab ist eine stete Zunnahme zu verzeichnen. Am Schlusse des Jahres 1874 umfaßte das Gleisennetz bereits 38 764 m Gleise, auf welchem 5 755 787 Personen befördert wurden. Im Jahre 1875 waren schon acht Verkehrslinien geschaffen, welche von 15 332 130 Personen benutzt werden konnten. Am Schlusse des Jahres 1876 wurde ein Gleisennetz von 90 501 m Gleise mit 196 Wagen und 905 Pferden betrieben, welche Ziffern sich 1879 auf 128 188 laufende Meter Gleise, 293 Wagen und 1528 Pferde erhöht hatten. So ging es weiter fort. So stehen gegenwärtig als Verkehrsmittel mehr als 6000 Pferde und 1300 Wagen, von denen ein erheblicher Theil bereits für den seit 1896 theilweise eingeführten elektrischen Betrieb eingerichtet sind, der Gesellschaft zur Verfügung, welche 1897 mehr als 200 Millionen Fahrgäste befördern konnten. Diese Ziffern sprechen überzeugend für die rasche Entwickelung und für die Ausgestaltungsmöglichkeit dieser Verkehrseinrichtung, welche, um dem herantretenden Bedürfnisse genügen zu können, die thierische Kraft durch die elektrische als Triebkraft ersetzen muß. Denn namentlich in den Tagesstunden, wo der Verkehr sich wegen Beginnes oder Beendigung der Geschäftsstunden, der Theater und sonstigen Vergnügungen steigert, vermögen ihn die mit Pferden betriebenen Straßenbahnwagen nicht zu bewältigen und noch weniger gelingt solches an den Sonn- und Festtagen auf denjenigen Linien, welche in die Vororte führen. Nur durch Anhängewagen läßt sich dies ermöglichen. Aber diese sind bei thierischem Betriebe nicht anwendbar, vielmehr bloß bei einer elementaren Triebkraft.

Nachdem nun also die Ueberzeugung von der Ergiebigkeit der Straßenbahnen gewonnen wurde, hat sich auch eine

Digitized by Google

Wandlung in der Straßenbahnpolitik vollzogen. Die Gemeinden, welche ihnen anfänglich mißtrauisch gegenüberstanden und deßhalb ursprünglich für den Gleiseinbau in ihr Straßennetz keine Vergütigung beanspruchten, sondern höchstens sich vorbehielten, bei Einstellen des Betriebes nach ihrer Wahl die Ueberlassung der Gleisanlagen oder deren Entfernen unter Wiederherstellung des bisherigen Straßenzustandes zu beanspruchen, gewöhnten sich bald daran, aus der Gleiseinbaugenehmigung eine Einnahmequelle sich zu erschließen, indem sie theils Beiträge zu den Straßenverbreiterungskosten, theils die Verpflichtung zum Unterhalt des Pflasters zwischen den Gleisen, theils sogar eine Betheiligung an dem Betriebsertrage als Straßenbenutzungsgebühr sich zugestehen ließen. Wie groß die daraus entstehenden Vortheile sein können, belegt die Thatsache, daß die Stadtgemeinde Berlin für das Betriebsjahr 1897 rund $1^1/_2$ Million Mark Straßenbenutzungsgebühr von der Großen Berliner Straßenbahn vereinnahmte und nach einer von dem langjährigen Syndikus dieser Gesellschaft Dr. K. Hilse in seiner „Straßenbahnkunde" aufgestellten Uebersicht mehr als 15 Millionen auf indirectem Wege durch zur Straßenverbreiterung angekaufte, als Straßenland kostenfrei aufgelassene Grundstücke oder Beiträge zu den Straßenverbreiterungskosten zugewendet erhielt. So mußten z. B. zur Entfernung der Mühlendammcolonnaden 700 000 Mark beigesteuert, für die Ueberführung der Gleise über die Straße Unter den Linden und das Kastanienwäldchen 1 Million Mark gezahlt und ein Eckgrundstück am Potsdamer Platz, sowie die Spittelkirche auf Abbruch von ihr angekauft werden. Mit dem Kosten kommt aber der Geschmack. Dies bestätigt sich auch in der Straßenbahnpolitik der Gemeinden, welche fortgesetzt ihre Ansprüche und Auflagen an die Straßenbahnunternehmer steigern.

Eine gesetzgeberische Grundlage für Straßenbahnen war in Bayern durch eine Verordnung vom 20. Juni 1855 geschaffen, welche den Fall vorsah, daß es im öffentlichen Wege zur Anlage und zum Betriebe einer Bahn kommen würde. Eine gesetzliche Regelung der Straßenbahnverhältnisse brachte in Preußen das Kleinbahngesetz vom 28. Juli 1892, welches eine Ergänzung durch das Bahnpfandgesetz vom 19. August 1895 in einzelnen Punkten erhielt. Auch hier erkannte man bereits die Möglichkeit, daß einzelne Unternehmungen für den öffentlichen Verkehr eine solche Bedeutung gewinnen würden, um sie als Theil des allgemeinen Eisenbahnnetzes zu beanspruchen, und räumte im Gesetz vom 28. Juli 1892 § 30 ff. dem Staate ein Recht auf deren Erwerb ein. In Berücksichtigung denkbarer Interessen der Wegunterhaltungspflichtigen eröffnete § 6 a. a. O. ihnen die Möglichkeit zum Erwerbe derjenigen Straßenbahnen, welche gänzlich innerhalb ihres Wegeeigenthums eingebaut sein würden. Zur Förderung des Straßenbahnbaues und zum Besiegen des Widerstandes der Wegeunterhaltungspflichtigen gegen Verwendung der öffentlichen Wege zum Bahnbau wurde in dem Ergänzungsbeschlusse eine erleichterte Form des Enteignungsverfahrens geschaffen. Der Bahnnetzzerstückelung wurde durch die öffentlich-rechtliche Vorschrift vorgebeugt, daß zukünftig nur noch Bahneinheiten (Bahn im Ganzen), welche überdies zu Gegenständen des unbeweglichen Vermögens erklärt wurden, veräußert werden dürfen. Dies ist von Erheblichkeit für die Straßenbahnpolitik. Und wenngleich zur Zeit nur sich diese Rechtsregeln auf das preußische Staatsgebiet beschränken, so ist es dennoch bloß eine Frage der Zeit, bis eine ihnen entsprechende reichsgesetzliche Regelung des Straßenbahnwesens erfolgt sein wird. Denn solche ist unvermeidlich und unaufschiebbar.

Aus den Rechtsregeln, daß nur ganze Bahneinheiten, aber nicht Theile derselben veräußert werden können, sowie daß den Gemeinden ein Vorrecht auf Erwerb nur derjenigen Straßenbahnen zugestanden wird, welche gänzlich innerhalb ihres Wegeeigenthums eingebaut sind, folgt nämlich, daß die Gemeinde nicht in der Lage ist, den Erwerb einer Bahn zu beanspruchen, welche bloß theilweise auf ihrem Straßennetze, theilweise aber außerhalb desselben eingebaut wurde, sobald die Bahnunternehmerin ihrer Pflicht auf Eintragung der Bahneinheit in das Bahngrundbuch nachkam. Um an dem unstreitig größten und daher auch maßgebendsten Straßenbahnbetriebe dies zu veranschaulichen, so erstreckt das Bahnnetz der Großen Berliner Straßenbahn sich über das Weichbild von Berlin hinaus in die Vororte Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Tempelhof mit Mariendorf,, Rixdorf mit Britz, Pankow, Reinickendorf und Tegel. So lange die bahngrundbuchliche Eintragung noch nicht bewirkt wurde, würde rechtlich dem nichts entgegenstehen, daß die Stadtgemeinde Berlin den Erwerb der in die Berliner Straßen eingebauten Gleise in die Wege leitet. Dies ist ihr aber mit dem Augenblicke verwehrt, wo der einheitliche Zusammenhang mit den Schienensträngen in den Straßen der Vororte urkundlich festgestellt wird. Dann fehlt es für jede der in Betracht kommenden Gemeinden an der Möglichkeit des Erwerbes. Es wird dann aber das Bahnunternehmen sich derart entwickelt haben, daß im allgemeinen Verkehrsinteresse dessen Einstellung sich verbietet. Und dieser Zeitpunkt ist vorsorglich in's Auge zu fassen. Die gemeindliche Erlaubniß zur Benutzung der Straßen für den Gleiseinbau ist nämlich nicht für alle in Betracht kommenden Orte gleichmäßig befristet. Sie endet für Berlin bereits 1919, für die Vororte zum Theil erheblich später. Das Gleiserwerbsrecht der Stadtgemeinde Berlin ist 1919 erstanden. Ob es ausgeübt werden kann, ist aber thatsächlich und rechtlich anzweifelbar, sobald alle Gleisanlagen der Großen Berliner Straßenbahn als nur eine Bahneinheit rechtlich gelten. Und deßhalb muß bei Zeiten darauf Bedacht genommen werden, wer alsdann und in welchem Umfange den Betrieb auf den Berliner Straßen ausüben darf. Hier soll nur die verkehrspolitische Seite gestreift werden.

Daß an Stelle des Staates das Reich die Bahneinheit wegen ihrer Bedeutung für den öffentlichen Verkehr erwerben könnte, dürfte rechtlich nicht anzweifelbar sein, sobald als Reichsgesetz das Gesetz vom 28. Juli 1892 erlassen wird. Dann wird aber die Postverwaltung diejenige Reichsbehörde sein, welcher die Verwaltung der Straßenbahnen zu übertragen ist. Denn sie hat zweckmäßige Einrichtungen für die Besorgung des Verkehrsbedürfnisses, die höchstens erweitert zu werden brauchen, so daß die Verwaltungskosten verhältnißmäßig gering sein würden. Deren Kraftanlagen können dem Bahnbetriebe, die Bahnfahrzeuge der Brief- und Nachrichtenbeförderung dienstbar gemacht werden. Außerdem hat das Reich für seine Verkehrseinrichtungen Anspruch auf unentgeltliche Wegebenutzung, so daß es einer Genehmigung der Straßeneigenthümerin zum Straßenbahnbetriebe nicht bedarf, aber auch von einem Entgelt an die Gemeinde für dieselbe füglich keine Rede sein könnte.

Es kommt deßhalb nur noch die wirthschaftliche Seite in Betracht. Daß die Straßenbahnen in den verkehrsreicheren Ortschaften als finanziell leistungsfähig sich erwiesen haben, bestätigt die Erfahrung. Die Große Berliner Straßenbahn war in der Lage, trotz erheblicher Abschreibungen und ungeachtet der hohen directen und indirecten Abgaben an die Stadt und an den Staat in Form von Steuern eine Dividende in der Höhe zu vertheilen, welche der vierfachen Capitalanlage entspricht, wenn man den Zinsfuß der Staats- oder Reichspapiere zu Grunde legt. In Berlin münden als selbstständige Straßenbahnanlagen die Große Berliner Straßenbahn, die Neue Berliner Pferdebahn, die Charlottenburger Straßenbahn, die Dampfstraßenbahn, die elektrische Bahn von Siemens & Halske ein, welchen die in Anlage begriffene südliche Vorortbahn hinzutritt. Wenn alle diese Straßenbahnen einheitlich betrieben werden, so können infolge unbeschränkter Mitbenutzung der zur Zeit dem einzelnen Bahnunternehmen

Digitized by Google

entzogenen Schienenstränge der anderen ganz neue dem Verkehrsbedürfnisse entsprechende Linien eingerichtet werden ohne daß daraus nennenswerthe Kosten entstehen. Damit steigert sich die Einnahme aus der Beförderung der Fahrgäste. Auf der anderen Seite fallen die Verwaltungskosten zum größeren Theile fort, wenn statt der jetzigen sechs nur eine Verwaltung nothwendig wird. Endlich stellt der elektrische Betrieb sich ungleich wohlfeiler heraus als der thierische. Und deßhalb ist es vom wirthschaftlichen Standpunkte aus zu empfehlen, daß die Reichspostverwaltung die bestehenden und neu zuerrichtenden Straßenbahnen in den Kreis ihrer Geschäftsthätigkeit hineinzieht. Sie braucht damit nicht erst bis zu dem Zeitpunkte zu warten, wann die einzelnen gemeindlichen Einbaugenehmigungen in ihrer Befristung ablaufen, ist vielmehr auch zur Zeit schon hierzu befugt; allerdings nur unter der Voraussetzung, daß sie die wohlerworbenen Ansprüche der Actionäre befriedigt und die Angestellten der Bahnunternehmer entweder in den Postdienst übernimmt oder wegen ihrer Ansprüche aus dem Dienstvertrage abfindet, gleichwie dies der Staat bei Verstaatlichung der Vollbahnen zu thun verpflichtet war. Je eher sie dieser ihr zufallenden neuen Aufgabe sich unterzieht, desto mehr wird ihr deren Erfüllung leicht und sie den Interessen der dieses Verkehrsmittel benutzenden Staatsbürger sowie des Reiches gerecht werden.

Literatur und Kunst.

Die Legende von Theodor Körner.

Von Karl Wiggers.

Das schöne Wort Goethe's, daß „die Deutschen immer gegen früher abgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben," ist wohl im Hinblick auf den jung für's Vaterland gefallenen Theodor Körner ausgesprochen worden. Jedenfalls paßt es auf Keinen so gut, wie auf den begabten feurigen Heldenjüngling, dessen Andenken die Deutschen mit einer wahren Legende umsponnen haben. Eine fromme, schöne Legende, die unserem Volke, das seinen Todten ehrt, selbst Ehre macht, und die wir nicht missen möchten. Da erscheint Alles verschönert und verklärt, und der junge Dichter wird in die erste Reihe unserer poetischen Geister erhoben. Das geschah schon bald nach seinem Tode und geschieht wohl auch heute noch, besonders wenn es sich um ein Vorbild für unsere heranwachsende Jugend handelt. Aber schon zu seinen Lebzeiten protestirte man zuweilen gegen solche Ueberschätzung. Theodors eigener Pathe, Graf Geßler, spöttelte sogar über das verzogene Muttersöhnchen, „unser Karlchen jetzt Theodorchen," und die Gattin Friedrich Schlegel's medisirte: „In Wien heißt er allgemein der zweite Schiller; sie meinen ihn damit sehr zu ehren, eigentlich aber geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei seinen Dramen einfallen muß, da er aus lauter Reminiscenzen von Schiller besteht". Die wissenschaftliche Literaturgeschichte hat ihn freilich längst entkrönt, wenn auch seine Theaterstücke noch nicht vergessen sind und, wie „Zriny" und der „Nachtwächter", noch heute zum eisernen Bestand unserer Liebhaberbühnen gehören. Nur seine zündenden Lieder, halb lyrisch, halb rhetorisch, leben noch heute und auf lange hinaus. „Ein Strahl von Schiller's hohem Geist erleuchtete seine Seele und verlieh ihm die Kraft hinreißenden Gesanges," sagt Scherer. Ob der Sänger und Held, wenn Napoleon's Fall seinem Dichten den großen Inhalt genommen hätte, sich noch von Schiller's übermächtigem Einfluß, in dem er aufgewachsen war, hätte frei machen können, oder ob er nach Schlegel's Voraussage in die „allerkotzebuesche Gewöhnlichkeit eingedämmert" wäre, sein früher Tod macht diese Frage zu einer bloß akademischen, einer überflüssigen Doctorfrage. Freuen wir uns seiner jungfeurigen Heldengestalt und seines Sangs von Leyer und Schwert!

Die Dichterlegende oder vielmehr die Legende, daß er ein großer Dichter gewesen, ist schön und fruchtbar. Zahllose Gedichte und Bücher feiern und erläutern den Sänger und sein Leben. Die Körner-Literatur reiht sich an Reichthum neben die unserer größten Dichter. Standbilder, wie das schöne von Ernst Hähnel, erheben sich. Sogar ein Körner-Museum haben wir. Ein sinniger Geist und rühriger Sammler, Hofrath Dr. Emil Peschel hat es ganz allein gegründet, im Dresdner Körnerhause aufgestellt, und es ist jetzt Eigenthum der Geburtsstadt Theodors. Und nun haben wir auch eine monumentale Biographie: „Theodor Körner und die Seinen", reich an Abbildungen, authentischen Bildnissen, Autographen, zwei große Bände, ausgestattet mit jenem feinen Geschmack, den wir von dem Verleger E. A. Seemann in Leipzig gewohnt sind. Und das Beste: Emil Peschel selbst ist (im Verein mit dem Greifswalder Gymnasialoberlehrer Eugen Wildenow) Verfasser des prächtigen Werkes, die Liebe für seinen hohen Gegenstand leuchtet aus jeder Zeile, und alle Schätze seines Museums sind hier aufgespeichert und klug verarbeitet. Daß das Buch die Körner'sche Dichterlegende aufrecht erhält, ist selbstverständlich und ganz in der Ordnung. Aber doch sind die beiden Verfasser nicht kritiklose Panegyriker. Man lese nur einmal die ganz vortreffliche Würdigung des „Zriny", wo, wie die Verfasser selbst eingestehen, Schiller „überschillert" wird. Leider weist aber Peschel nicht entschieden genug die Fälschungen zurück, die zuerst die „Gegenwart" (1890) aufgedeckt hat. Das Gedächtniß Theodor Körner's ist nämlich gerade von den Menschen am Schwersten geschädigt und gekränkt worden, die es treu zu hüten am Meisten verpflichtet waren. Schon sein eigener Vater hat an den hinterlassenen Dichtungen, in Ueberschätzung seines natürlichen Rechtes, Aenderungen sich gestattet, die weder historisch berechtigt, noch auch überall ästhetisch zulässig sind. Das gilt selbst von der herrlichen Sammlung „Leyer und Schwert", wo an nicht wenigen Stellen die von dem Dichter selbst gewollte und seinem Freunde Kunze mitgetheilte Fassung ohne Grund verlassen und willkürlich umgestaltet ist. Indessen handelt es sich hier doch nur um verhältnißmäßig kleine Schäden, die eine sorgfältige Prüfung im Einzelnen leicht zu beseitigen vermag. Schlimmeres ist in einer nicht sowohl irrenden, als absichtlich und grundsätzlich täuschenden Darstellung verübt worden, und zwar von dem Kampfgenossen und Jugendfreunde Theodor Körner's, von keinem Geringeren, als Friedrich Förster. Die Besitzer der von Förster veranstalteten Hempel'schen Ausgabe kennen den peinlichen Eindruck, den die von ihm verfaßte und jene Ausgabe einleitende Biographie bei dem Leser zurücklässt. Der Verfasser geht nicht auf in seinen Gegenstand, hat nicht in selbstloser Treue seinen Helden geschildert, sondern mehr sein eigenes als fremdes Lob verkündet. Es hat ihm nicht genügt, als ein treuer im Leben und Tod bewährter Freund des Dichters in der Erinnerung der Nachwelt fortzuleben; seine Name sollte mit allen hervorragenden Momenten im Leben des Dichters unzertrennlich verknüpft bleiben. Wo eine solche Verbindung nicht schon bestand, schuf er sie dreisten Muthes, und entblödete sich nicht, Briefe und Aktenstücke unterzuschieben, die in Wirklichkeit entweder gar nicht, oder doch nicht in dieser Form existirt haben. Der unlängst verstorbene Friedrich Latendorf hat in der „Gegenwart" nachgewiesen, daß Körner z. B. von dem Tode des Großvaters seiner Braut den Eltern eingehende Mittheilungen macht und den Brief mit folgenden bedeutsamen Worten schließt: „Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig,

Digitized by Google

was auch die Prüfung gelte." Eltern und Freunde des Hauses deuteten diese Worte auf die aus der Verschiedenheit der Religion des Brautpaares in ihrer Umgebung etwa bevorstehenden Conflicte, denen der Vater mit einem gehaltvollen tröstlichen Zuspruch am 1. Februar 1813 im Voraus begegnet. „Förster's ahnungsvoller Geist hat schon zwei Tage vor Abfassung des Schreibens in Körner's Seele seine Worte im Voraus gelesen und unausgesprochen sie auf den Entschluß gedeutet, an dem europäischen Waffengange persönlich Theil zu nehmen. Diese spiritistische Leistung hat auch Jonas nicht für möglich gehalten; er vermuthet in dem Wiener Briefe ein falsches Datum und nimmt für den 27. etwa den 21. Januar an. Nun könnte Förster nach dem Briefe Theodors geschrieben haben. Leider ist das auch nicht möglich. Wo ein Wiener Brief sofort beantwortet wird, sind fünf, nicht drei oder vier Tage vergangen. Eine Fälschung ist es ferner, wenn Theodor Körner am 20. Februar 1813 (Brief 9 bei Förster) aus historischen Actenstücken ganze Abschnitte copirt haben soll, die sich der Geschichtsforscher Förster gerade bequem zur Hand gelegt hatte; in ähnlicher Weise hat er die von fremder Hand berichteten Thatsachen auf seine Weise zurecht gestutzt, hat sogar die Namen naher Angehöriger, der eigenen Schwester und seines Vaters nicht geschont, um seinen Erdichtungen und Phantastereien, u. A. der Vision Emma Körner's vor dem Ausmarsch, dem angeblich von Goethe zu Meißen am 12. April 1813 einer Anzahl dort rastender Lützower ertheilten „Waffensegen" — man denkt leicht an Caspar's Kugelsegen im Freischütz — der vorbildlichen Grablegung Theodor Körner's einen Schein der Glaubwürdigkeit zu geben. Förster's Unzuverlässigkeit erreicht eine so bedenkliche Höhe, daß man Alles, wofür er allein als Gewährsmann eintritt, in Zweifel zu ziehen berechtigt ist und nach inneren und äußeren Kriterien gewissenhaft prüfen muß." Leider ist Peschel ihm gegenüber nicht mißtrauisch genug. Den oben genannten Brief „Es rückt" ꝛc. citirt auch er, ebenso die kindische Vision; nur mit Goethe's Waffensegen, der ihm wohl zu toll war, verschont er uns gnädig.

Aber neben der Legende vom großen jungen Dichter ist noch diejenige von dem glücklichen Bräutigam, die schon bald nach Körner's Tode angezweifelt wurde. Der Thatbestand ist folgender: Der Burgtheaterdichter, der ein jugendlich vielliebendes Herz hatte, verlobte sich mit der schönen Schauspielerin Antonie Adamberger, seiner „Toni", und die Eltern gaben nur zögernd ihre Einwilligung. Bald entriß er sich auf den Ruf des Vaterlandes den Armen der Liebe — wir kennen Alle seinen wunderschönen Brief an den Vater: „Deutschland steht auf" ꝛc. — und fiel als tapferer Lützower. Die Briefe, die Toni an Theodor gerichtet hatte, verbrannte die Mutter des Dichters später insgesammt, wie sie selbst sagt. Ob die Braut mit den ihr von Theodor zugesandten Briefen ein Gleiches gethan, ist nicht gewiß, aber wahrscheinlich; jedenfalls versichert ihr Sohn, der Geschichtschreiber A. v. Arneth („Aus meinem Leben" I, 47), daß ihm und den Seinigen von der Mutter keine Briefe, keine noch ungedruckten Gedichte Körner's oder sonstige Reliquien von ihm hinterlassen worden seien. Auch in ihren Erinnerungen aus ihrem Leben geht Antonie nur kurz auf den Tod ihres Bräutigams und den Schmerz, den sie darüber empfunden, ein. „Als Theodor," so schreibt sie, „zu Tode getroffen fiel, hatte er mein Bild, von Lieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in der Tasche. — Unbeschreiblich ist die Wirkung des Beifalls, weit unbeschreiblicher aber noch die des Mitgefühls eines ganzen Publicums. Mit zerrissenem Herzen vor einem überfüllten, athemlos lauschenden Hause jubeln zu müssen über die Siege, welche dem eigenen Gemüthe das größte und schwerste Opfer auferlegt hatten, und nicht bloß zu ahnen, sondern zu wissen und zu hören, wie diese ganze Menge den unendlichen Jammer versteht, welcher im tiefsten Innern aufschreit, das ist und bleibt unsagbar und kann unmöglich beschrieben werden. Das ist nicht wie glühendes Eisen, in's kalte Wasser geworfen; es ist glühendes Erz, geschmolzen und zermalmt, woraus ein Schild geschmiedet wurde gegen alle nachkommenden moralischen Leiden ..." „Diese wenigen, aber für mich ergreifenden Worte," sagt der Sohn, „sind Alles, was meine Mutter in ihren freilich nur sehr aphoristischen Aufzeichnungen über ihre Jugendzeit hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Körner und noch dazu erst volle vierzig Jahre später während eines Winteraufenthaltes in Nizza im Jahre 1857 zu Papier brachte. Nichts Näheres über ihren sie Beide so beglückenden, fast ein Jahr dauernden Brautstand mit Körner, nichts über den lebhaften Verkehr zwischen ihnen, nichts über den schmerzlichen Abschied von ihm, indem sie sich gleichwohl so standhaft und seiner würdig erwies, nichts über die Art und Weise, in der sie die niederschmetternde Todesnachricht erhielt, nichts darüber, wie sie über die nächste Zeit nach derselben hinwegkam. Ja sogar, wenn man das recht in's Auge faßt, was sie fast ein halbes Jahrhundert später niederschrieb, sieht man deutlich, wie schwer es ihr wird, von der glücklichsten und gleichzeitig schmerzlichsten Episode ihres Lebens überhaupt nur zu erzählen. Einsilbig wird sie, wenn sie von dem redet, dessen glühende Liebe doch die Blüthe dieses Lebens erst recht zur Entfaltung brachte. Und so war es auch, während sie noch unter uns wandelte. Sonst so heiter und so gesprächig, voll geistiger Anregung und voll froher Rückblicke auf ihre früheren Tage, brachte sie doch fast niemals die Rede auf Körner und erfüllte dadurch auch uns Söhne mit einer Art von Scheu, ihr gegenüber dieses Thema zu berühren. Daher wissen wir nichts Näheres über ihre Beziehungen zu Körner, als was in seinen und seines Vaters Biographieen zu lesen ist. Diese Mittheilungen aber hier einzuflechten, unterlasse ich lieber, wenn auch meine Mutter in ihren, insbesondere in Theodors Worten, nur im herrlichsten Lichte erscheint. Es dünkt mir der edlen Sache am würdigsten zu sein, wenn ich mich hier einzig und allein auf das Wenige beschränke, was meine Mutter selbst hierüber sagt."

Man hat aber schon bald nach Körner's Tode die Vermuthung ausgesprochen, Theodors Liebe zu seiner Braut wäre in den letzten Monaten seines Wiener Aufenthaltes erkaltet oder gar völlig erloschen. Woher stammt nun die Verdächtigung? Offenbar aus dem intimen Verkehr, in welchen Theodor zuletzt zu Frau v. Pereira und der in ihrem Hause weilenden Cousine Marianne Saaling getreten war. Daß des Dichters Verkehr in diesem Hause, namentlich im Jahre 1813, ein außerordentlich reger gewesen, beweisen deutlich seine zur Zeit noch im Besitze der Gräfin v. Beroldingen (geb. Freiin v. Handel) befindlichen Briefe, welche er vom Kriegsschauplatze an Frau v. Pereira richtete. Peschel bemerkt dazu: „Aber was ihn immer und wieder dahin zog, war im Wesentlichen die geistige, die seelische Verwandtschaft, die ihm in dem hochgebildeten, ästhetisch feinfühlenden Hause täglich mit neuer Macht entgegentrat. So gern er aber auch daselbst weilte, so angenehm und schnell ihm auch die dort verlebten Stunden verrannen: sein Herz blieb unverbrüchlich treu der geliebten Braut zugethan. Aus jenem Verhältniß nun, so scheint es, wurde von neidischen, böswilligen, vielleicht auch aus Mangel an Verständniß den wahren, eigentlichen Thatbestand falsch beurtheilenden Personen die Folgerung gezogen, daß der Dichter mehr und mehr seine Braut vernachlässigt oder ihr gar die Treue, die er ihr geschworen, nicht gewahrt habe. Von solchem Geschwätz gelangte offenbar Einiges auch nach Dresden, wo es leider trotz der vielen gegenseitigen Briefe Theodor's und Toni's aus dem Jahre 1813, von denen Körner's Kunde hatten, bei der Mutter ein geneigtes Ohr fand, und auch die Schwester Emma scheint, offenbar durch sie beeinflußt, schließlich den jedes realen Untergrundes

Digitized by Google

entbehrenden Zuträgereien Glauben geschenkt zu haben. Unerschütterlich fest in seinem Glauben an die nicht wankende Aufrichtigkeit der Liebe Theodors zu Antonie dagegen blieb der Vater, wie er es ja deutlich genug in der Biographie des theuren Sohnes ausgesprochen hat. Wohl versuchten ihn Minna und Emma zu einer Aenderung seiner Ansicht und demzufolge wohl auch des betreffenden Abschnittes in der Lebensbeschreibung zu bestimmen, aber zum Glück vergeblich." Das ist ja Alles recht schön und gut, aber ein Brief (14. September 1815) bringt der Mutter Ansicht über Theodors erkaltetes Verhältniß zu seiner Braut so entschieden zum Ausdruck, daß man nicht leicht über diesen Punkt hinweg gehen darf. Sie schreibt: „Der Vater hat (in der Biographie Theodors) schön und wahr erzählt; nur damit bin ich nicht zufrieden, daß er eine Neigung erwähnt, die, so wie ich Theodor kannte, gewiß nicht mehr in der Stärke in seiner Seele lebte. Er hatte das Bessere (Marianne) später gefunden und erkannt, geliebt. Das fühlte meine himmlische Emma und ich — und baten den guten Vater immer, er möchte den jugendlichen Glauben an erste Liebe so ansehen, wie er gewesen war — eine Täuschung. Doch wir Beide vermochten es nicht. Ich sage Ihnen das, theure Freundin, weil ich glaube, daß Sie mich verstehen. Die theure Mutter hatte dies Alles geahndet und dem theuern Jüngling vorausgesagt."

Was die letzte Aeußerung der Mutter betrifft, daß sie ihrem Sohne das, was eintreten würde und nach ihrer Ansicht auch thatsächlich eingetreten war, vorausgesagt habe, so steht damit in einem gewissen Widerspruch nicht nur die Thatsache, daß sie unter den zärtlichsten Küssen bei ihrem Aufenthalte in Wien den Bund Theodors mit Toni segnete, sondern viel mehr noch der Brief, welchen sie später, am 27. September 1837, an L. Wiechelt kurz nach Uebersendung des „Reisebüchlein" schrieb. Dort heißt es: „Toni war sehr schön, sehr liebenswürdig, und ihr Ruf tadellos. Ihr Großvater war Schauspieler; ihre Mutter, Wiens Lieblingsschauspielerin und tugendhaft, starb früh. Toni lebte bei einer Tante unter strengster Aufsicht. Ich gestehe, es kostete mir einen Kampf (aber nur in meinem Gemüth), mich mit dem Gedanken zu versöhnen, daß mein Sohn könnte glücklich durch diese Verbindung werden. Nie habe ich mir es erlaubt, ein Wort dagegen zu sagen. Der Vater war entzückt wie der Sohn und hatte seine Einwilligung in Wien, wo wir im Jahre 1812 waren, gegeben. — Ein halbes Jahr nach Theodors Tode ging Toni vom Theater und heirathete bald darauf den Inspector von dem kaiserlichen Museum, Arneth. Mir war es zu früh — dies hat mich gegen sie erkältet. Sie hat sich die Achtung und Anerkennung einer tugendhaften Frau erhalten und wurde vor einigen Jahren von der Kaiserin-Mutter zur Hofmeisterin eines adeligen Fräuleinstifts ernannt. Sie hat vor zwei Jahren einmal wieder an mich geschrieben, mir von ihrem Ergehen erzählt; sie lobt ihren Gatten und hat drei Kinder, wovon der älteste Sohn achtzehn Jahre alt ist und Theodor (?) sich nennt. Ich bin mit der Schriftstellerin Caroline v. Pichler in Verbindung; sie war Theodors Freundin, und Toni ist von ihr geschätzt und geliebt. Da hör' ich von ihr." Hier ist freilich zu berichtigen, daß Toni vier volle Jahre nach Theodors Tod geheirathet und daß sie als Frau v. Arneth 1817 dem Vater des Dichters ihre Vermählung angezeigt hatte, woraus Peschel schließt, daß Mutter Körner gewiß auch bereits vorher, von vornherein eingenommen gegen das Verhältniß des Sohnes, leider nur zu willig falschen Einflüsterungen geglaubt habe, wie sie denn auch in der Folgezeit, so oft Antonie an sie Briefe richtete, ihr gegenüber eine gewisse Zurückhaltung beobachtet, wenngleich sie äußerlich in ihren Antwortschreiben den Ton freundschaftlicher Gesinnung anschlägt. Die Wahrheit, die Peschel hier offenbar nicht so eifrig sucht, als es wünschenswerth wäre, dürfte sein, daß Theodors Herz sich ebenso sehr der schönen Berliner Jüdin zuwandte, daß er sich im schöngeistigen Haus ihrer Cousine mindestens ebenso wohl fühlte, als bei seiner Braut und deren stockkatholischer Tante. Etwas Wahres war an dem Gerücht gewiß. Klatschereien, der Unterschied der Religion, vielleicht der verweigerte Uebertritt u. s. w. mögen Theodor, obwohl er Toni bis zum Tode liebte, erregt und mißmuthig gemacht haben, so daß seinem patriotischen, ritterlichen Sinn eine vorübergehende Trennung doppelt erwünscht war. Daß Mutter und Schwester, vor Allem aber die spinöse Tante Dora, das Urbild zu Kleist's böser Kunigunde im „Käthchen von Heilbronn", gegen Toni eingenommen waren, ist gewiß. Sie war ohne Zweifel die Seele der Toni-Feindschaft, was Peschel ebenso übersieht, wie daß die verwachsene alte Jungfer selbst sehr schlimme Erfahrungen mit ihrem katholischen (allerdings vier Jahre jüngeren) Bräutigam Huber gemacht hatte! So sprach im Körner'schen Hause, der Vater ausgenommen, Alles gegen die bigotte Schauspielerin. Und daß auch die jüdischen Kreise Arnstein-Pereira-Saaling den Bräutigam zu verhetzen suchten, kann als gewiß angenommen werden. Sicher ist, daß Theodor aus dem Felde an diesen Freundinnenkreis sehr häufig und sehr herzlich schrieb, vielleicht mehr als an die Braut. Jedenfalls ist es schade, daß die Zerstörung dieses Briefwechsels durch Theodors Mutter die Ergründung der vollen Wahrheit unmöglich macht.

Wie sehr der glückverwöhnte Dichter von Frauen und Mädchen angeschwärmt wurde, bezeugt ein im Körnermuseum aufbewahrter schriftlicher Bericht, der in Peschel's Buch seine Stelle findet, ohne daß auf die Untersuchung über die vielleicht mehr oder minder anzuzweifelnde Richtigkeit des dort Erzählten eingegangen wird. Eine Dame erzählt: „In meinem elterlichen Hause zu Reichenow bei Wriezen a. O. verkehrte in den Jahren 1820—32 viel und Wochen lang eine Freundin meiner Mutter — ein Fräulein Lisette Appelius aus Wriezen — eine hochgewachsene, schöne Blondine, zu der wir Kinder (ich war damals zehn Jahre alt) bewundernd emporschauten und ihren Erzählungen lauschten. — Mit vollkommener Bestimmtheit erinnere ich mich folgender, von uns gehörten und fest haften gebliebenen Erzählung. Theodor Körner war in Berlin mit der Familie des Buchhändlers Parthey eng befreundet und in den geselligen Cirkeln des gastfreien Hauses ein häufiger Gast. — Bei Gelegenheit einer größeren Gesellschaft, aus Jung und Alt gemischt, trug Körner mehrere seiner patriotischen, zündenden Lieder vor, die mit der jene Zeit und Verhältnisse auszeichnenden Begeisterung aufgenommen wurden. — Nach dem Schluß eines der Lieder wendet sich Körner in eigener Erregung an den Kreis der jungen Damen und fragt: „Und welches deutsche Mädchen giebt mir nun den ersten Kuß?" — Alles schweigt betroffen. — Da erhebt sich ein wunderschönes, blondgelocktes Mädchen von 16 Jahren; tief errötend, geht sie auf Körner zu und küßt den Helden und Dichter vor der ganzen Versammlung. Dies junge Mädchen war Lisette Appelius, Tochter der verwittweten Accisenräthin Appelius, damals in Wriezen a. O. lebend. Lisette lebte oft Monate lang in Berlin in den Familien des Hofrathes Parthey und des Geheimrathes Kohlrausch. Sie verheirathete sich erst 1834 an den Dr. Haseloff in Berlin und starb schon im Jahre 1840". Eine hübsche Episode von einer anderen Berichterstatterin: „In den Kriegsjahren war auch in dem an der Grenze von Preußen gelegenen Städtchen Grabow viel Militär. Bei einem feinen Ball, den die Einwohner gaben, war auch Theodor Körner anwesend und zeichnete eine junge hübsche Dame durch Unterhaltung und Tanz aus. Ihr Mädchenname ware Julie Gahrtz. Sie heirathete einen Kaufmann Jakob Rodatz in Grabow i. M. Ich habe Beide gekannt, aber nur als alte Leute. Ihre Nachkommen sind nach Amerika gegangen. Sie erzählte gar gern und mit Stolz von ihrer Bekanntschaft mit Theodor Körner. Auch hat sie mir recht ausführlich Folgendes mitgetheilt,

Digitized by Google

was allgemeines Interesse haben kann. Ein junger Officier war in Grabow gestorben, ob an seinen Wunden oder Strapazen des Krieges, weiß ich nicht, auch nicht, ob Theodor Körner zum Begräbniß oder zufällig nach Grabow gekommen war. In dem Augenblicke, wie die Julie Gahrtz, welche wohl etwas schwärmerisch war, einen Kranz in oder auf den Sarg legte, trat Theodor Körner in's Zimmer, sah bewegt den todten Kameraden an und dankte dem jungen Mädchen für diese Blumengabe. Als er ging, sagte er traurig zu ihr: „Sollte ich fallen, würden Sie mir dann auch einen Kranz bringen?" Sie antwortete: „Wenn ich es machen kann, ganz gewiß." Als Körner bald darauf bei Rosenberg fiel und er nach Wöbbelin gebracht wurde, kam die Trauerbotschaft auch nach Grabow. Julie Gahrtz wand einen Blumenkranz und fuhr mit einer Freundin sofort nach Wöbbelin, um ihr Wort zu lösen. Sie kamen erst gegen Abend hin, als Theodor Körner schon begraben war, und legten den Kranz in's frische Grab hinein."

Ueber die Entstehungszeit des Schwertliedes, das Immermann einen der höchsten Laute unserer Sprache nennt, gehen die Meinungen auseinander. Die gewöhnliche Annahme ist, daß es wenige Stunden vor des Sängers Tode abgefaßt worden sei. Im Anschluß an die Datierung des Vaters trägt das Schwertlied in fast allen Ausgaben von „Leyer und Schwert" die Ueberschrift, daß es unmittelbar vor des Dichters Tode entstanden sei. Dem gegenüber steht nun aber zunächst der Bericht eines durchaus glaubwürdigen Zeugen, des nachmaligen Wirkl. Geh. Rathes Wilhelm Beuth, des berühmten Begründers des Gewerbe-Institutes zu Berlin (1781—1853). Damals dem Stabe des Generallieutenants Woronzoff als Adjutant attachirt, hatte er, ohne selbst das verhängnißvolle Gefecht mitgemacht zu haben, das traurige Glück, am 27. August 1813 der Bestattung Theodor Körner's beizuwohnen. An demselben Tage schrieb nun Beuth, noch bevor Theodor zur Ruhe gebettet war, an Parthey über den Tod des Dichters einen Brief, dessen Schluß also lautet: „Das letzte Gedicht in seiner Brieftasche schrieb er in Kirchjesar am 24. d. M.; ich lieh ihm einen Bleistift dazu, den ich als Andenken aufbewahren werde." Diese Worte, die im Vergleich zu dem für gewöhnlich als Entstehungszeit des Liedes angenommenen Datum auch innerlich die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, finden eine weitere Stütze durch den Bericht eines zweiten Augenzeugen, in dessen unmittelbarer Nähe Theodor am 26. August von der tödtlichen Kugel getroffen wurde. Ferdinand Zenker nämlich, damals Oberjäger, nachher Lieutenant, schreibt in seiner Autobiographie („An meine Kinder. Erinnerungen aus meinem Leben". 1864) gelegentlich der Beschreibung des Zuges, der für den Dichter so verhängnißvoll werden sollte, also: „Nachdem wir den ganzen Tag über geritten waren, fütterten wir in der Nacht auf einem großen, einzeln liegenden Gutshofe (d. i. Gottesgabe) in der Nähe von Rosenau. In einem Zimmer des Wohnhauses traf ich mehrere Adjutanten und Officiere, unter ihnen Theodor Körner, der Gallopin bei Lützow war, nachdem seine bei Kitzen erhaltene Wunde geheilt und er von wackeren Sachsen gerettet und uns zugeführt war —. Körner dichtete hier das Lied: „Du Schwert an meiner Linken!" und er schrieb es in seine Brieftafel. Die anderen paßten dem eine Melodie an, und so ward's sogleich gesungen!" Auch nach dieser Nachricht also ist das Schwertlied nicht erst am 26. August entstanden, sondern bereits am Abend des 25. August in Gottesgabe am Clavier vorgetragen worden. Ungenau dagegen ist offenbar Zenker's Ansicht, daß das Lied damals erst gedichtet worden wäre. Viel wahrscheinlicher ist, daß Theodor in Kirchjesar Zeit und Muse gefunden hat, wenigstens den größten Theil der Verse des Gedichtes, welches in dem Taschenbuche nur die Ueberschrift „Schwertlied" ohne jeden weiteren Zusatz trägt, zusammenzustellen. Denn so wird schließlich die Entstehung des Schwertliedes zu denken sein: bis auf die letzte Strophe, vor der ein ganz guter Abschluß ist, hat es der Sänger am 24. August in Kirchjesar verfaßt und am 25. August in Gottesgabe gesungen; die letzte Strophe, die so eine ganz besondere Bedeutung erhält, ist dann wenige Stunden vor Beginn des Gefechtes, als es sicher in Aussicht stand, hinzugefügt worden, so daß das ganze Gedicht Theodors Schwanengesang genannt werden kann.

Aber der Legende droht noch andere Gefahr. Peschel verschweigt die verschiedentlich abfällige Kritik, die Lützow und seine wilde verwegene Jagd zumal von fachmilitärischer Seite erfahren hat. Auch Karl Koberstein in seinem Preußischen Bilderbuch (1887) hat die Lützower fast wie „Libertiner" aus Schiller's Räubern geschildert: eine tollkühne Horde ohne Manneszucht und Vernunft. Auch der umgesattelte Bergmann, relegirte Leipziger Student, Raufbold und Renommist und beurlaubte Theaterdichter Körner habe seinen Tod durch Leichtsinn und Uebermuth selbst verschuldet; auch sei er von einer deutschen Kugel gefallen. Dem gegenüber hat „ein alter Lützower" Körner in Schutz genommen und Brasch namentlich die Verdächtigung, daß Theodor durch einen Deutschen erschossen worden sei, widerlegt. Bei dieser Gelegenheit führt Peschel den von Brasch nicht angegebenen Namen des Mannes an, der gesehen haben will, daß ein deutscher Musketier, Namens Franz, den Dichter erschossen habe. Es ist der ehemalige Lehrer Schönborn zu Dhaun bei Kreuznach. Die andere, erst in jüngster Zeit aufgetauchte „Richtigstellung vom Ende des Heldenjünglings Theodor Körner", wonach er von einem gefangenen französischen Officier oder auch von dessen Diener nach Beendigung des Gefechtes erschossen worden wäre, stammt von dem ehemaligen Lützower, späteren Superintendenten Peter Stiefelhagen zu Gummersbach. Verbreitet war dieser Bericht, zu Berlin wenigstens, schon im Jahre 1814. Emma Körner schreibt am 27. September aus Ludwigslust an Frau v. Pereira: „Es ist ganz eigen, daß es so schwer ist, über seine letzten Augenblicke eine ausführliche Nachricht zu erhalten, und wann er den Schuß bekommen. Wir sahen mehrere Officiere des Corps in Berlin, aber keiner von diesen war bei dem Tode gegenwärtig, und ihre Erzählungen, die sie wieder von Anderen hatten, widersprachen sich manchmal. Hier ist die Sage nun allgemein, daß, nachdem man den Transportwagen weggenommen und die Eskorte zu Gefangenen gemacht, Theodor und Hardenberg mit den Worten ‚Pardon' nochmals auf sie zusprengten, da Andere sie gleich hatten niederhauen wollen, und einer der Gefangenen ergreift in diesem Augenblicke eine Flinte auf dem Wagen vor ihm, zielt und trifft sogleich Theodor. Derselbe Franzose ist, fürchterlich zugerichtet, hier eingebracht worden, wo ihn das Volk noch gemißhandelt und er wenige Stunden darauf verschieden ist. Wie der gefangene Franzose hat zu der Flinte kommen können, ist mir dunkel in dieser Erzählung, und Graf Dohna-Wundlacken, welcher jetzt noch nicht in Berlin, aber dabei war, wie Theodor den tödtlichen Schuß erhielt, ist der Einzige, welcher uns hierüber Aufschluß geben kann." Von Neuem gelangte dann diese romanhafte Nachricht in die Oeffentlichkeit aus der hinterlassenen Lebensbeschreibung des in Aachen verstorbenen Dr. W. Krimer, einstigen Oberjägers im Lützow'schen Corps. Ein Brief, der gleichfalls die letzten Stunden Theodors behandelt, ist von Helfritz an Fr. Förster im Juli 1846 geschrieben. Doch ist derselbe, weil von Förster mitgetheilt, mit einer großen Vorsicht zu benutzen. „Im Jahre 1863 erschienen in der Gartenlaube zwei Berichte über Körner's letzte Stunde und Tod. Der eine war nicht von einem Augenzeugen, sondern nur die Wiedergabe des Gehörten. Der andere Bericht war von einem niederträchtigen, ehrlosen Schulmeister am Rhein, der sich die Schmach vindicirte, Körner getödtet zu haben. Derselbe sagte, er habe damals unter den Franzosen gedient, sei bei der Besatzung des Proviantrains gewesen, sei von Körner angegriffen worden,

Digitized by Google

habe sich in einen Graben geworfen und von da aus Körner erschossen. Schändliche, infame Lüge! Hätte der Mensch die That auf dem Kampfplatze verübt, so würde er in tausend Fetzen zerhauen sein und hätte seine Lüge nicht in die Welt schicken können. Wer Körner getödtet, ist von Niemand gesehen worden und hat nicht erreicht werden können."

Ein vierter, von dem ehemaligen Lützower Eduard Jähns in seinem Tagebuche hinterlassener Bericht findet ebenfalls bei Peschel seine Stelle; da er aber nicht von einem Augenzeugen — wenigstens was den Tod Theodors betrifft — herrührt, darf auf ihn kein großes Gewicht gelegt werden, zumal da auch ein fehlerhaftes Datum sich darin findet. Immerhin ist der Bericht interessant, da er zeigt, wie schon unmittelbar nach dem so tieftraurigen Ereigniß über das Gefecht bei Rosenberg und speciell über die Veranlassung zu Theodors Tod gesprochen und gedacht wurde. „Am 26. August, als Lützow einen Haufen Reiter in der Gegend von Gadebusch zur Aufhebung einer Proviantcolonne des Feindes detachirte, blieb der edle Körner als Führer dieser wackeren Kämpen in einem Gehölz, wo er von einem Nichtswürdigen, dem schon Pardon zugesagt war, in den Unterleib geschossen wurde. Körner's Heftigkeit war daran schuld; denn nicht zufrieden mit 54 Wagen und 32 Gefangenen, wollte er die übrigen 30 Wagen, die sich mit ihrer Mannschaft zu schnell in den Wald machten, als die ganze Beute in unsere Hände liefern. — Sein entseelter Körper mit denen mehrerer wackerer Streiter kam den 29. bei uns an. Wir ließen in der Eile einen Sarg verfertigen und legten ihn, ruhend auf Eichenlaub, unter einen jener beiden deutschen Bäume bei Wöbbelin, die in der Gegend allein stehen. Ich selbst war einer von seinen acht Trägern. In ein von der Rinde entblößtes Oval brannten wir Namen und Datum zum Gedenken in den Baum. — So war auch dieser, der trefflichsten des Corps einer, hingeschieden zur Trauer für seine Gefährten, zur Trauer aller Menschen." Durch diese Erzählung von Körner's „Heftigkeit" wird ohne Zweifel Koberstein's Auffassung gestützt.

Unter den Freunden, die des Dichters Grabhügel mit Rasen bedeckten, und denen es am schwersten geworden, einen solchen Todten zu überleben, hebt der Vater besonders den Oberjäger v. Berenhorst hervor. „Wenige Tage darauf (am 16. September)," so schließt Dr. Körner die Biographie seines Sohnes, „stand er auf einem gefährlichen Posten bei dem Gefechte an der Göhrde. Mit den Worten: ‚Körner, ich folge Dir!' stürzte er auf den Feind und, von mehreren Kugeln durchbohrt, sank er zu Boden." Dem letzten Theile dieses Berichtes steht nun aber gegenüber die Erzählung des damaligen Oberjägers Siewersen (später Pastor zu Bösau am Plöner See), der in dem Gefechte bei der Göhrde dicht neben Berenhorst ging und bis zuletzt mit ihm redete, von dem oben erwähnten Ausrufe desselben jedoch nichts gehört hat. „Bei dem ersten Schusse," so lautet dessen Bericht, „den er erhielt, setzte er sich nieder; indem ich ihn fragte, was ihm fehle, erhielt er den zweiten, und mit den Worten: ‚Ich habe genug', sank er um."

Wie Theodors Angehörige den handschriftlichen und brieflichen Nachlaß ihres Sohnes verschenkt und zerstreut haben, ebenso manche Reliquie, ist bekannt. Der wackere Peschel hat Jahrzehnte lang unverdrossen gerettet, was zu retten war. Die Schicksale nur eines Stückes wollen wir erzählen. Am 8. August 1814 schrieb Emma an Frau von Pereira: „Auf meine Bitte überließen mir damals, als wir Theodors Sachen erhielten, die guten Eltern den Zwanzigkreuzer, den er um den Hals getragen; die Schnur, welche Sie daran geknüpft, ist von der Verwundung bei Kitzen mit seinem Blut gefärbt. Erlauben Sie mir, dieses Andenken in Ihre Hände zu legen; es ist mir sehr theuer; aber gern weiß ich es bei Ihnen als zweiter Schwester meines Theodor." Diesen vom Dichter bis zu seinem Tode als Amulett getragenen sogen. Marienzwanziger bat sich später von der Baronin der Erzherzog Max von Oesterreich, der spätere Kaiser von Mexiko, aus und bewahrte ihn unter seinen Merkwürdigkeiten in Miramare auf. Nach dem Ende des unglücklichen Fürsten ließ der jetzige Kaiser Franz Josef das Erinnerungsstück durch Vermittelung des Kronprinzen Rudolf an das Körnermuseum gelangen. Auch Körner's Stammbuch, das im Besitze des Herausgebers dieser Blätter ist, wird in's Körnermuseum „heimfinden".

Das Wesen des Lustspiels.

Von Professor Kurt Bruchmann.*)

Die Mühen und Enttäuschungen des Lebens haben als ein Heilmittel die Komödie entstehen lassen, wenn man nicht als ihre eigentliche psychologische Wurzel die Fähigkeit ansehen will, fremde Schwächen zu bemerken. Von der Komödie gilt noch deutlicher als von der Tragödie: ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Die Tragödie entläßt uns „heiter", insofern sich unsere Affecte sympathisch ausgesprochen fühlten und entladen haben, insofern wir die Vernunft des Weltlaufes, wenn auch in seiner bloßen Kausalität empfunden haben. Das Ziel der vollendeten Komödie ist, wie Schiller sagt, einerlei mit dem Höchsten, wonach der Mensch zu ringen hat, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen. Nach Schopenhauer enthält das Lustspiel die Aufforderung zur fortwährenden Bejahung des Willens zum Leben. Es besage, daß das Leben im Ganzen recht gut und besonders kurzweilig sei. Da uns auch Spinoza den Besuch des Theaters großmüthig gestattet und es weiser findet, die Dinge zu brauchen und sich möglichst an ihnen zu erfreuen, da wir zu desto größerer Vollkommenheit übergehen, mit je größerer Freude wir uns erfüllen lassen (Eth. IV, 45 schol. 2), so werden wir mit gutem Gewissen, selbst ohne Metaphysik, das Lustspiel als eine vortreffliche Einrichtung ansehen und viel nothwendiger finden, als die Tragödie.

Die Anfänge der Komik leiten sich, so viel sich sehen läßt, von der frohen, übermüthigen Laune, von einem gesteigerten Selbstgefühl her. Nachdem sich Acteure und Publicum geschieden hatten, wurde das Leben von seiner lustigen Seite für den Zuschauer copirt. Entsprechend der Stimmung des Ursprungs ist im Lustspiel die Sympathie immer auf Seiten des Stärkeren oder des Siegers, während im Trauerspiel der Unterliegende unsere Theilnahme finden soll. Lucan's victrix causa deis placuit sed victa Catoni paßt also nicht für das Lustspiel. Die Sache, die hier siegreich ist, gefällt dem katonischen Zuschauer, selbst wenn sie den Göttern mißfällig sein könnte. Wir haben gar nicht zu fragen, welche Motive im Lustspiel gestattet sind, sondern welches die hauptsächlichsten sind und wie sich das Grundbedürfniß der Erheiterung nüancirt und verschieden befriedigt hat.

Lessing (und Spinoza) unterscheiden ausdrücklich zwischen Lachen und Verlachen. Mir scheint, die Grenze wird nicht immer leicht zu finden sein. Jedenfalls hat die Komödie stets ein robustes Gewissen gehabt, wenn anders es ihr jetzt sollte verloren gegangen sein. Was erregt uns denn zum Lachen?

---

*) Der durch eine feinsinnige Monographie über Wilhelm v. Humboldt und tiefbohrende psychologische Studien zur Sprachgeschichte bekannte Verfasser läßt bei Wilh. Hertz in Berlin eine „Poetik, Naturlehre der Dichtung" erscheinen, die um ihren scharfsinnigen ästhetischen Analysen willen nicht nur die Fachleute interessiren wird, sondern auch das große Publicum, dem sie feinspürige Untersuchungen in lebhaft anregender Form bietet. Das obige Kosthäppchen möge zur Empfehlung des schönen Buches dienen. Die Redaction.

Digitized by Google

Zunächst scheint es, nur irgend eine Schwäche. Sie kann körperlich, intellectuell, moralisch sein, dauernd oder in augenblicklicher Situation, sogar ein unverschuldetes leichtes Mißgeschick. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Eine respectable Persönlichkeit will einen Graben auf einem Brett überschreiten. Diese profane Vorrichtung zeigt sich dem körperlichen und geistigen Gewicht des sonntäglichen Spaziergängers nicht gewachsen, so daß er mit einem Bein in's Wasser fällt. Wir hätten ein Recht, oder die Pflicht, gesittet Pfui zu sagen und lassen uns doch vielleicht zu einem despectirlichen Lachen hinreißen, wenn wir glauben, daß jener Vorfall keine ernsten Folgen haben wird. Ein Wanderer kommt im Gebirge triefend und schmutzig in die gefüllte Gaststube einer Baude: er erregt die Anwesenden zu einem lauten Bravo. Jemand hält einen zersprungenen Cylinder in der Hand und versichert, der läßt sich noch lange brauchen. In diesem Augenblicke bewirkt eine Tücke des Zufalls, daß der Cylinder herunterfällt — worüber mit Lachen quittirt wird. Ein „alter Herr" hält auf einem Stiftungsfeste eine Rede. An die Kanzel gewöhnt, klettert er auf die Musiktribüne, stolpert und beginnt dann zu reden: das alte Burzenhersch (statt Burschenherz) bleibt ewig jung. Das ist wieder eine Malice des Schicksals, die leicht einige Heiterkeit erregen kann. Sogar die Verzweiflung einer Frau, wie der braven Frau Nüßler, als Jochen durchaus eine Rede halten will, kann diesen unfreiwilligen Erfolg haben.

Wenn ein höchst sparsamer Mensch mit biederer Salbung versichert, Geben sei das Schönste, so müssen wir über ihn lachen. Freilich noch mehr, wenn er durch qualvolle Umstände gezwungen wird, diesen geheuchelten Grundsatz zu befolgen. Der Prahler macht uns Spaß, ebenso wie die Enthüllung, wodurch er sich in seiner wahren Gestalt zeigt.

Die Komödie hat ohne Bedenken die menschlichen Schwächen alle benutzt zum Zweck der Erheiterung. Sie hat rohe Späße über körperliche Gebrechen gemacht und somit bis zur Brutalität Partei ergriffen für die Robusten und Gesunden. Vorübergehende Schwäche, wie Betrunkenheit, welche das Hallo des Pöbels entfesselt, ist nicht unbenutzt geblieben. Aus dem Repertoire der geistigen Eigenschaften hat sie allerdings reichlicher schöpfen können. Bloße Zankereien erregen, wie eine antike Erfahrung besagt, beim Zuhörer leicht Vergnügen. Eine gewohnheitsmäßige Neigung dazu kann sich in Proceßwuth kundgeben. Ein Verliebter und Eifersüchtiger kann sich lächerlich machen, wie ein Geiziger, Zerstreuter, Furchtsamer, Dünkelhafter, Pedantischer, Abergläubischer, Beschränkter und allzeit Gefühlvoller. Diese Schwächen und ihre Folgen nennen wir lächerlich. Aber wir haben auch ein Lachen der Anerkennung. Die Gewandtheit, ja Verschmitztheit, mit der Jemand seinem Gegner siegreich gewachsen ist, erregt ein beifälliges Lachen, je unerwarteter sich Jener aus der Schlinge zieht oder einen Angriff abwehrt. Ist es nicht so bei Reineke Fuchs und seinen menschlichen Analogien? Der geschickte Heuchler, der durchtriebene Schalk ist auch geeignet, uns die heitere Seite des Lebens zu veranschaulichen. Wenn wir ferner die Naivität nicht als eine gesellschaftliche Schwäche bezeichnen wollen, so muß die Darstellung von allerlei Naivitäten als ein dritter Grund des komischen Vergnügens betrachtet werden. Viertens endlich der Contrast zwischen dem Ausdruck und der bezeichneten Sache oder zwischen dem Charakter des Redenden und seiner vornehm gewählten Sprache, wie z. B. in Cervantes' Gauners Wittwenstand.

Die Frage nach dem sittlichen Zweck des Lustspiels bei allen diesen Motiven läßt sich principiell gar nicht erheben, so unendliche Mühe man sich damit, sogar bei Plautus, gegeben hat. Es mag sein, daß manche Lustspiele sich mit menschlichen Fehlern abgeben, um sie zu verbessern: dann sind sie in der Wahl der Mittel oft nicht glücklich gewesen. Wo steht es denn geschrieben, sagt Lessing, daß wir in der Komödie nur über moralische Fehler, nur über verbesserliche Untugenden lachen sollen? Jede Ungereimtheit, jeder Contrast von Mangel und Realität ist lächerlich. Die Komödie, fährt er fort, will durch Lachen bessern, aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. „Ihr wahrer, allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken, es unter allen Bemäntelungen der Leidenschaft und der Mode, es in allen Vermischungen mit noch schlimmeren oder mit guten Eigenschaften, sogar in den Runzeln des feierlichen Ernstes, leicht und geschwind zu bemerken. Ihr ist genug, wenn sie keine verzweifelte Krankheit, wie z. B. den Geiz, heilen kann, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres Präservativ als das Lächerliche." Muß man auch hier zugeben, daß der moralische Zweck und das Motiv der Dichter nicht dasselbe zu sein brauchen, so wird man durchaus dem beistimmen, daß der wahre allgemeine Nutzen der Komödie im Lachen selbst liegt. Daß auf der Bühne z. B. Väter durch leichtsinnige Söhne oder verschlagene Bediente um Geld geprellt werden, das sie sich mühsam verdient haben, ist freilich nicht ein Vorgang, zu dessen Nachahmung das Lustspiel ermuntern soll. Wer es darum unsittlich findet, weil die Betrüger glücklich sind, statt bestraft zu werden, hat sein persönliches Recht zu diesem Urtheil.

Nur hat sich die Entwickelung der Literatur nicht um dieses moralische Bedürfniß gekümmert, sondern um das Heiterkeitsbedürfniß. Der Dichter kann sagen: so ist das Leben. Wenn unter Euch wohlhabende Väter mit leichtsinnigen Söhnen sind, so laßt Euch warnen. Eine derartige Komödie hat aber ihren Reiz auch schon darin, daß uns die Seele des Alten schrittweise in ihren Qualen enthüllt wird, wie Molière's Fourberies de Scapin II 8. Hier ist eine Gelegenheit zu einer annähernden Photographie der Seele, während uns leider manche andere Pein nicht in dieser Weise veranschaulicht werden kann.

Wie muß dem zu Muthe sein, dem die Lorbeeren eines wohl vorbereiteten Toastes entrissen werden! Da wir in Gesellschaft viele Qualen nicht verraten können, so ist der Zuschauer dankbar, wenn er Einige dargestellt sieht. Wen es wurmt, daß sein Vergnügen daran nicht tugendhaft ist, der darf nicht in die Komödie gehen. So lange sie nicht in das Gebiet der Phantastik hineinbaut, benutzt sie das menschliche Leben mit allen Möglichkeiten der Erheiterung.

Während die Theoretiker dem Zufall in der Tragödie nur eine bescheidene Wirksamkeit gestatten, setzen wir uns in der Komödie leichter darüber hinweg, wenn er uns nur zum Lachen bringt. Alle glücklichen, echten Lustspielmotive, meint Vischer, drehen sich um einen schlagenden Moment des neckenden Spiels zwischen Berechnung und Zufall.

Er macht sich nun doch in der Geschichte und im Leben tausendfach geltend. Also könnte er im Drama vielleicht einfach realistisch copirt werden? Das ernste und das heitere Drama benutzen ihn aber verschieden. Maccauley z. B. erzählt uns, daß Windwechsel und Verschwinden des Nebels Wilhelm von Oranien retteten und conträrer Wind den Feinden schadete. Das war für die geplante Handlung ein Zufall. Ebenso ist es Zufall, daß eine Armee, wenn sie über Lehmboden marschiren soll, trockenes Wetter hat — sonst könnte sie in der knapp bemessenen Marschzeit nicht zur Stelle sein. Es ist Zufall, daß Hamlet einen schlechten Oheim hat, daß Polonius außer dem Sohn Laertes noch die Tochter Ophelia hat, daß Hero den Leander an jenem Fest erblickt.

In einer Gesellschaft zeigt Jemand, dem dergleichen Vergnügen macht, eine Goldmünze herum. Sie ist schließlich nicht mehr zu finden. Wo ist sie? Da schlägt Jemand vor, die Anwesenden sollen ihre Portemonnaies zeigen, die Münze könnte mechanisch eingesteckt worden sein. Alle außer einem

Digitized by Google

sind dazu bereit. Dieser geht weg, ohne seine Weigerung zu erklären. Nach einigen Tagen wird die Münze in einer Serviette gefunden. Jener Theilnehmer, der sich einer Durchsuchung widersetzt hatte, erzählt nun, er habe an dem Abend zufällig auch eine Münze derselben Art bei sich gehabt, aber sie zuerst nicht zeigen wollen, um dem Andern nicht das Vergnügen zu verderben, zuletzt, um nicht etwa in einen heillosen Verdacht zu gerathen.

Für das Drama bedeutet der Zufall alle Ereignisse und Umstände, insofern sie nicht vom Menschen beabsichtigt oder herbeigeführt sind. Würde nun in der Tragödie der Held durch blinde Naturzufälligkeiten in's Elend gebracht, oder gar zum Tode, so würde uns dies unbefriedigend scheinen. Es wäre wie eine bloße Brutalität des Schicksals. Unser Bedürfniß nach Harmonie und Gerechtigkeit des Weltlaufs scheint zu verlangen, daß der Zufall sinnvoll ist. Dann müßte in ihm Etwas von der Bedeutung des Weltlaufs zum Vorschein kommen, wie wenn der Zufall das Werkzeug einer Weltvernunft wäre. So trinkt die Königin den vergifteten Trank, der für Hamlet bestimmt war; Laertes wird, da man in der Hitze des Gefechts die Rapiere gewechselt hat, durch sein vergiftetes Rapier getroffen. Beide Zufälle lassen wir uns gefallen, weil sie uns vernünftig zu sein scheinen. Freilich wünschen wir mehr, daß das tragische Schicksal nicht durch Zufälle hereinbricht, sondern sich darstellt als strenge Nothwendigkeit, als Conclusion aus den gegebenen Prämissen des Charakters und der Umgebung, die auf seine Eigenheit naturgemäß reagirt.

Im Lustspiel dagegen nehmen wir es nicht so genau; da erfreut uns das Spiel des Zufalls. Wir finden es einfach erheiternd, wenn ein Liebender zum Stelldichein strebt und statt des Mädchens etwa die mißtrauische Duenna antrifft, welche sich „sehr wundern" muß, ihn zu dieser Zeit im Garten zu finden. Er riskirt eine Nothlüge, versucht sich bei der unentwegten Hüterin niedlich zu machen, geräth in Widersprüche ꝛc. Ein Mensch, der angeblich nicht zu Hause ist, muß im Nebenzimmer des Besuchs charakteristisch niesen, wodurch er sich verräth. Ein Unberufener wird zufällig Zeuge einer häuslichen Intimität. Bei Andersen (glaube ich) platzen Jemand auf dem Balle einige Knöpfe ab, sodaß er verschwinden muß und seine Liebeserklärung nicht anbringen kann.

Aber die grimmen Kritiker denken nicht selten anders, als das harmlose Publicum. Wenn es dem Dichter Kopfzerbrechen macht, lustige Zufälle zu erfinden, durch Situationskomik zu wirken, so verlangt man noch außerdem, daß er wo möglich ohne das Spiel des Zufalls auskommt und nur die logische oder psychologische Consequenz der Charaktere oder der Gedanken, die in diesen Personen Fleisch und Blut angenommen haben, zur Führung der Handlung und zur Erzielung von Heiterkeitserfolgen benutzt. Dieses sogenannte Charakter-Lustspiel ist natürlich schwieriger. Die Verwickelungen sollen nur aus den Charakteren fließen. Was geschieht, soll streng begründet, das Ergebniß innerlich vorbereitet sein, sodaß es eintreten muß, auch ohne daß ein Zufall dabei mitspielt.

Es scheint, daß der strenge Realismus beim Lustspiel schwieriger ist, als beim Trauerspiel. Unwillkürlich reißt die wohlberechtigte Absicht, Heiterkeit zu erregen, den Dichter zur Benutzung unrealistischer Mittel fort. Daher sehen wir in den Possen, Schwänken, Burlesken ꝛc. in der Regel den Dichter um Realismus wenig besorgt. Die einzelnen Scenen mögen naturgetreu sein, obgleich sie es auch nicht immer sind, aber nach dem Sinne und der wirklichen Begründung der Handlung darf man nicht fragen. Und in der Regel sind wir so gewissenlos, damit zufrieden zu sein, wenn wir nur lachen können. Nicht über mangelhafte Motivirung pflegen wir dem Lustspieldichter zu zürnen, sondern über Mangel an Erheiterung. Freilich muß das Lustspiel eine Handlung haben; aus bloßen populären Redensarten, Witzen, Zankerei, Prügel ꝛc. kann es nicht bestehen, obgleich solche Scherze durch die erfrischende Natürlichkeit einiger Parlamente eine höhere Weihe bekommen haben. Aber wie nachsichtig sind wir in Bezug auf die Handlung! Das alte Bedürfniß zeigt sich wieder, die Welt in anderer Form zu genießen, als in der der begreiflichen und begründeten Thatsachen, der alltäglichen Anschaulichkeit. Das Lustige ist gesteigert durch Auslese, Sammlung und Verknüpfung. Wir gehen mit zu einer transcendenten Heiterkeit und machen dem Realismus eine höfliche, aber eilige Abschiedsverbeugung.

Dieser Mangel an Realismus, der freilich platt wirken kann, erhebt uns aber, wenn auch nur selten, in die Höhe wunderbarer Kunstwerke, wie der aristophanischen Komödien. Sie spielen noch mehr mit der Welt und unserem Bewußtsein als gewöhnliche Possen. Ich weiß ihnen nichts an die Seite zu setzen, wenn nicht Shakespeare. Mögen einige phantastische Stücke des Griechen auch nicht sogenannte reine Märchenkomödien sein, sondern politische Satire mit märchenhaften Kunstmitteln, so ist für diese Form nicht allein der Umstand als Erklärung zu betrachten, daß sich manche Dinge besser in einem Märchenreich sagen ließen, als auf einer in Athen gedachten Scene. Sondern die Phantasie fordert ihr Recht, wie sonst in der Poesie, so auch hier. Ihr sind, wie Goethe sagt, alle Launen zugestanden. Alle die anderen armen Geschlechter der kinderreichen lebendigen Erde wandeln und weiden im dunkeln Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Nothdurft. Der Zauberzweig, den die Phantasie hier in der Hand trägt, hat Tropfen von doppelter Kraft; sie sind gemischt aus Lethe und Nektar. Während das schwere Traumbild der Welt sinkt, erhebt sich ein Reich der Heiterkeit, das seinen eigenen rosigen Himmel über sich wölbt. Wie die Frühlingswanderer im Faust durch das finstere Thor in die sonnige Landschaft drängen, so lassen wir die Enge des Lebens zurück. Der schöne Götterfunken der Freude entflammt unser Gemüth und wir spielen in Gedanken mit der Welt, unter deren Ernsthaftigkeit wir so oft seufzen.

Sieht man auf den gewollten oder ungewollten Erfolg des Tragikers und Komikers, so scheint nicht zweifelhaft, wer für uns heilsamer ist. Das Lachen ist das beste Mittel, um die Welt zu überwinden, wenn sie nicht durch eine absolute religiöse Abkehrung überwunden wird.

Dieser allgemeine Zweck des Lustspiels wird nun durch besondere Zeitumstände specialisirt. Die öffentlichen Verhältnisse leiten durch „actuelle" Fragen auf bestimmte Aufgaben hin. Die Politik, die gesellschaftlichen Unsitten, die Literatur, eine Manie von Wohlthätigkeitsvereinen, ein einzelner „Demagoge", der sich aus einer Schaar von Gesinnungsgenossen charakteristisch abhebt, reizen zur komischen Darstellung. Dann ist die Komödie ein Ventil, wodurch sich die Stimmung des Publicums Luft macht. Daneben gehen die alten Typen, die kaum einer Zeit gefehlt haben, entstehend aus allgemein menschlichen Eigenschaften oder constanten Verhältnissen der Familie, dienstlicher Stellung oder sonstiger socialer Bedingtheit. Nicht alle Zeiten sind derselben Art des Lustspiels günstig. Ein politisch gedemüthigtes oder geknebeltes Volk wird keine politischen Komödien auf der Bühne sehen und die Censur wird oft darüber wachen, daß nicht „staatserhaltende" Elemente kritisch-satirisch behandelt werden.

Obgleich der Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen, wie Schiller und Vischer meinen, in der Komödie ausgedehnter ist, als in der Tragödie, werden wir die Frage über den Vorrang mit Schiller beantworten. Wenn die Tragödie das wichtigere Objekt behandelt, so fordert die Komödie das wichtigere Subject. In der Komödie geschieht durch den behandelten Gegenstand nichts, Alles durch den Dichter. Wenn die Tragödie von einem wichtigeren Punkte ausgeht, so die Komödie einem wichtigeren Ziele entgegen und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Daher

Digitized by Google

mag es kommen, daß wir mehr classische Tragödien als Komödien haben. Manche Naturen sind zwar nur für die Komödien veranlagt; im Allgemeinen fordert sie aber größere Reife des Geistes. Das Pathos, das der Jugend eigen zu sein pflegt, reißt leichter zur Tragödie fort; die ruhige Freiheit, welche die Komödie fordert, ist in der Regel erst eine Frucht späterer Jahre. Freilich schrieb Shakespeare den Sommernachtstraum gegen 1594, also in einem Alter von 30 Jahren. Was Ihr wollt wahrscheinlich gegen 1600; dagegen wurde später ein Gipfel, den die Engländer sehr hoch schätzen, von Sheridan, als er noch nicht 25 Jahre alt war, erstiegen: die Rivals erschienen 1775. Für Frankreich behauptet A. Quetelet: les chefs d'oeuvres, qui ont enrichi la comédie française, n'ont commencé à être produits qu'entre 38 et 40 ans. Beim Zerbrochenen Krug war Kleist (1804) 28; Lessing, als er die Minna schrieb, 34. Holberg that sich ja plötzlich, über 37 hinaus, als Dramatiker auf.

Lustspiel und Trauerspiel sind die beiden Gipfel des Dramas, zwischen denen sich das „Schauspiel" als Grat von geringerer Höhe hinzieht. Verweilen wir noch einen Augenblick bei jenen Gipfeln, um zu fragen, wie sich die Wirkung der beiden dramatischen Typen zu einer Aeußerung Goethe's verhält.

Er erwähnt die Meinung, daß das größte Glück in der Sehnsucht ruht und daß die wahre Sehnsucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet sein darf. Das Schönste sei nicht sowohl leistend, als versprechend; soll der Genuß vollkommen werden, so müsse noch Etwas zu wünschen übrig bleiben. Daß das höchste Glück in der Sehnsucht ruht, mag der Erfahrung entspringen, daß die Erreichung eines sehnsüchtig erstrebten Ziels in der Regel wie mit einem kurzen Rausch verbunden ist, dem eine Ernüchterung oder Enttäuschung folgt. Also muß die wahre Sehnsucht auf etwas Unerreichbares gerichtet sein. Dann muß es Dinge oder Güter geben, die gerade deßwegen am schönsten sind, weil sie nicht erreicht werden. Streben wir nach ihnen, so verfallen wir nicht der Leere des Wollens und der Trivialität der Sättigung. So begehrt man die Sterne nicht; man freut sich ihrer Pracht und mit Entzücken blickt man auf in jeder heitern Nacht. Oder die schöne Nachbarin (in Alexis und Dora) wird betrachtet „wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut, sich an ihnen erfreut, und immer im ruhigen Busen nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt." Was aber andrerseits durch die Erfahrung nie vollständig gegeben ist, nennen wir eine Idee oder ein Ideal. Es wird uns nicht anfechten, daß der Name des Ideals etwas in Mißcredit gekommen ist, namentlich wenn Jemand diesen geschlossenen Fächer auseinander klappt und uns die drei magischen Typen des Wahren, Guten und Schönen als seinen Inhalt sehen läßt. Es giebt ja doch andere Ideale oder Ideen als diese drei, die man lieber gelten ließe, wenn weniger von ihnen geredet würde. Unsere Ideen sind zum Theil ganz offenbar eine Art von Schutzvorrichtung für das Denken und Fühlen. Der Gedanke, daß ein Mensch ohne nachweisbare Schuld leidet, ist ein quälendes Räthsel. Wie lösen wir es, sodaß unser Denken darüber zur Ruhe kommt und wir uns gegen den ungünstigen Einfluß jener Thatsache schützen? Die Bibel antwortet darauf z. B. Hiob, 5, 17. Ein Ideal oder eine Idee ist auch das Hegelsche, die Welt immer vernünftig anzusehen; denn wer das thut, den sehe sie auch vernünftig an, Beides sei in Wechselbestimmung.

Ein geheimer Wunsch unsrer Seele scheint es in der That, daß die Welt vernünftig ist trotz aller Not und alles anscheinenden Widersinns. Wir möchten gern das richtige Verständniß gewinnen, um den Weltlauf als vernünftig zu begreifen. Ein zweites Bedürfniß ist die absolute ruhige Heiterkeit, oder eine Ansicht von der Welt, wonach sie sehr nett, kurzweilig und liebenswürdig ist. Die Menschen erfreuen und trösten sich ja nun auch durch andre Mittel als durch Tragödien und Komödien. Diese Beiden aber, als geistige Genußmittel, wirken auf ihre specifische Art. Die vollständige Harmonie mit der Welt ist unerreichbar; es giebt zu viele unbegreifliche Leiden und unglückliche Zufälle noch abgesehen von der Beschränktheit und Rohheit der Individuen. Da hätten wir also einen unerreichbaren Gegenstand der Sehnsucht. Die Tragödie verspricht jene Vernünftigkeit mehr, als daß sie sie leistet. Aber sie giebt, scheint mir, schon dann eine gewisse Beruhigung, wenn sie den Eindruck hervorbringt: so mußte es kommen. Schon der bloße Nachweis der Causalität trägt zur Beruhigung des Denkens bei. Von ihren sonstigen Wirkungen war schon die Rede.

Die Komödie zertrümmert falsche Götzenbilder mit Heiterkeit; auch sie verspricht mehr als sie leistet. Aber wenn wir unsre Fähigkeit üben, das Lächerliche zu bemerken, wie Lessing sagte, so ist dies eine unbezahlbare Anweisung, uns mit der Welt in Harmonie zu setzen. Kurz, diese beiden dramatischen Typen geben uns mit ihren Mitteln wirklich das Schönste; es ist mehr versprechend als leistend, es erregt jene wahre Sehnsucht, die nur auf etwas Unerreichbares gerichtet sein darf. Die Tragödie trägt zuweilen noch die Spur davon, daß der Mensch, um seine Sehnsucht zu befriedigen, die Natur braucht, die ihm oft Zuflucht oder Symbol ist. In der Komödie dagegen ist die Natur fast immer gleichgiltig, weil hier nur menschliche Eigenschaften und Einrichtungen Lachen erregen können. Hält man dem etwa einige hübsche Lieder der Komödie (in Aristophanes' Vögeln) entgegen, so ist zu erwidern, daß sie mit der Handlung unmittelbar nichts zu thun haben.

Versuchten wir nun auch eine Analyse dieser Kunstwerke, so bekennen wir uns gern darüber hinaus zu der Meinung Goethe's: ein echtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich. Es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der vollkommene Geliebte.

Von Matilde Serao.

Ein häßliches Gähnen verunzierte den schönen Mund von Maddalena und ein verzweifelter Ausruf von Langeweile, ein verdrießlicher Ruf entfuhr ihren Lippen.

„Was ist?" fragte Beatrice Albano, indem sie aus der Erstarrung erwachte, in welche sie versunken war.

„Alle Männer sind dumm," sagte Maddalena mit einer verächtlichen Handbewegung.

„Alle Frauen sind ungerecht."

„Die Männer sind dumm und langweilig, so langweilig, ach so langweilig!" fügte Maddalena in tiefer Muthlosigkeit hinzu.

„Warum fährst Du denn fort, Dich mit ihnen zu beschäftigen?"

„Sie sind es, die sich mit mir beschäftigen."

„Fliehe dann sie und die Welt."

„Das werde ich," sagte Maddalena voller Ueberzeugung und mit ihren kostbaren Ringen spielend. Dann nach einer Pause: „Die Männer taugen alle nichts."

„Und wir Frauen?!" gab Beatrice zurück, sie mit ihren großen traurigen Augen anblickend, deren gütiger Ausdruck die Härte ihrer Antwort milderte.

„Du widersprichst mir nur, um mich zu ärgern, Beatrice."

„Nein, meine Liebe."

„Du verachtest die Männer, gerade so wie ich, gestehe es nur!"

„Ich verachte sie nicht, ebenso wenig wie Du."

„Wie, ich? Meine Verachtung umfaßt die ganze Erde, die ganze Welt mit dem Himmel."

„Du täuschest Dich. Du weißt es ja selbst: Du verachtest sie nicht, Du kennst sie nur wenig oder schlecht, das ist Alles."

Digitized by Google

„Du kennst sie noch weniger als ich, liebe Donna Beatrice, denn Du hast weder einen Geliebten noch einen Anbeter und hast Dir den seltenen Luxus der Tugend gegönnt."

„Ich bin nicht tugendhaft," erwiderte Beatrice, und ein leichtes Lächeln umspielte die frischen, schön gezeichneten Lippen, die durch freiwilliges Schweigen versiegelt schienen.

„Du gefällst Dir heute Abend in Widersprüchen. Du bist tugendhaft, ich schwöre es Dir, und ich bin eine Verworfene."

„Schwöre nicht, schwöre nicht! . . ." und Beatrice lächelte wieder; ganz ruhig saß sie da, und ihre weißen Hände lagen reglos auf dem antiken seidenen Einband des Buches, worin sie gelesen hatte.

„Du wirst mich nicht davon überzeugen, daß Du die Männer kennst, weil Du einen Mann gut gekannt hast. Ich werde es nie glauben, daß Du einen Geliebten gehabt," rief Maddalena mit einer entschlossenen Bewegung.

„Ich habe in der That einen Geliebten besessen," erklärte Beatrice Albano mit großer Ruhe.

„Unsinn!"

„Ich gebe Dir mein Wort, ich habe einen Geliebten gehabt."

„Ich glaube Dir nicht."

„Wie Du willst, aber es ist wahr."

„Einen Geliebten, Du, die sündlose! Nein, nein. Davon weiß Niemand was. . . ."

„Niemand in der That. Es ist eins der größten Verdienste meines Geliebten, daß er dies Geheimniß bewahrt hat."

„Dieses Geheimniß? Es ist Dir gelungen, dieses Geheimniß zu bewahren?" rief Maddalena aus, von lebhaftem Interesse erfüllt.

„Ja. Unsere Liebe war nur ihm und mir bekannt. Da er mich nur um der Liebe willen liebte, ausschließlich nur um der Liebe willen, so wollte und konnte er das Geheimniß bewahren."

„Und er hat es nie verrathen?"

„Nie."

„Vielleicht währte Eure Liebe nur kurze Zeit?"

„Drei Jahre, und er liebte mich noch viel länger."

„Vielleicht habt ihr Euch selten gesehen, und so blieb Eure Liebe ein Geheimniß?"

„Nicht so selten. Sogar häufig, so oft wie nur möglich."

„Dann habt ihr ein Wunder vollbracht. Ich habe immer geglaubt, die Liebe könne nicht verborgen bleiben," murmelte Maddalena, ganz nachdenklich geworden.

„Auch ich habe es früher geglaubt."

„Hat es wirklich je einen Mann gegeben, der seine Liebe nicht aller Welt verkündet, der nicht Freunden und Vertrauten mit leiser Stimme das Geheimniß zugeflüstert hat oder es wenigstens voller Selbstgefälligkeit hat errathen lassen?"

„Es gab einen solchen Mann, und er war mein Geliebter."

„Er liebte Dich also?"

„Grenzenlos."

„Woher weißt Du es denn?"

„Eine Frau erkennt das immer."

„Das ist wahr. Hast Du ihn geliebt?"

„Heiß und innig, aber nicht so, wie er es verdiente."

„War er schön?"

„Eher häßlich."

„Aber er gefiel Dir?"

„Er verstand es, mir sehr zu gefallen."

„Das genügt; dann war er sehr schön. Jung?"

„35 Jahr."

„Dann hatte er schon früher geliebt?"

„Er hat es mir nie erzählt."

„Warum nicht?"

„Weil er mich zu sehr achtete, glaube ich. Und aus Dankbarkeit habe ich nie darnach gefragt. Aber seiner Leidenschaftlichkeit, seiner Aufrichtigkeit nach zu urtheilen, war ich wohl seine erste Liebe."

„Du hast Dich getäuscht."

„Dann hat er es verstanden, mich zu täuschen. Aber Du weißt ja, zuweilen kommt die erste Liebe sehr spät."

„O, immer!" rief Maddalena schwermüthig. „Und war Dein Geliebter eifersüchtig?"

„Ich vermuthe es."

„Du weißt es nicht?"

„Es kam nie zu einer Scene, aber er war eifersüchtig. Ich erkannte es zuweilen an dem Ausdruck seiner Augen, aber er unterdrückte diese Regung immer gleich."

„War er mit Deinem Manne befreundet?"

„Nein. Er wollte es nicht."

„Hast Du es ihm vorgeschlagen?"

„Ich? niemals. Ich hatte einen Abscheu davor."

„Und Du bist immer tugendhaft geblieben, Beatrice?"

„Wer einen Geliebten gehabt, Maddalena, ist nicht tugendhaft."

„Es giebt allerhand Liebhaber! . . . Deiner war ja ein Engel!"

„O nein, ich versichere Dich, er war ein Mann."

„War er gefühlvoll?"

„Er liebte mich."

„Ein Phantast?"

„Er liebte mich."

„War er leidenschaftlich?"

„Er liebte mich."

„Wie war er denn?"

„Er war ein liebender Mann, ohne jedes andere Kennzeichen, ohne jede Auszeichnung. Er liebte, das war Alles."

„Damit hast Du Alles gesagt. Wieviel Briefe schrieb er Dir täglich?"

„Gewöhnlich zwei, bisweilen drei."

„Und Du?"

„Keinen einzigen."

„Was willst Du damit sagen? Du hast ihm nie geschrieben?"

„Er hatte auf das Glück verzichtet, von mir Briefe zu erhalten. Er fürchtete, man könnte mich überraschen, oder die Briefe könnten verloren gehen, oder gestohlen oder ihm entwendet werden."

„Und er verzichtete darauf? Dies außergewöhnliche menschliche Wesen, das auf Briefe verzichten konnte, hat wirklich existirt?"

„Ja."

„Vielleicht war seine Liebe zu Dir nicht groß," meinte Maddalena, wieder von Zweifel erfaßt.

„Er vergötterte mich; ich sah es, wie schwer er unter dieser Entsagung litt; ich habe ihn häufig muthlos gesehen und habe gewünscht, ihn in meiner Abwesenheit durch einen Brief zu trösten, aber da ich fühlte, daß er sich an diesem Opfer begeisterte, habe ich es unterlassen."

„Dann war Eure Liebe traurig?"

„Oft."

„Sehr traurig?"

„Ja, sehr traurig, aber die Liebe ist überhaupt kein frohes Gefühl."

„Die Menschen verderben es."

„Vielleicht," sagte Beatrice Albano, die Hände auf ihrem Schooße faltend.

„Aber seid ihr glücklich gewesen?"

„So weit es möglich, waren wir glücklich."

„Dann habt ihr das Glück kaum gekannt."

„So mag es Dir scheinen. Urtheile selbst: zwei Menschen, die sich vergöttern, sich ganz verstehen, in vollkommener Harmonie leben, an die Liebe glauben, im Leben einen Glauben bewahrt haben . . . entscheide Du selbst, ob wir das Glück kannten!"

„Aber Du sprichst von Leiden? Ihr seid ja glückselig gewesen!" rief Maddalena.

„Ich glaube ja," antwortete Beatrice Albano mit einem flüchtigen Lächeln. Beide Frauen schwiegen. Maddalena heftete ihren Blick auf den großen rosafarbigen Schirm, der die Lampe bedeckte.

„Beatrice, was that Dein Geliebter?"

„Nichts. Er liebte mich."

„Er spielte nicht, rauchte nicht, ging nicht in den Klub, wettete nicht auf den Rennen?"

„Nichts von alledem."

„Er hatte also keine Beschäftigung?"

„Er war nur damit beschäftigt, mich zu lieben."

„Den ganzen Tag?"

„Und jede Nacht. Bedenke, die Schwierigkeiten waren groß, erforderten viel Geduld und Kühnheit, denn immer wieder entschwand die günstige Gelegenheit, er kämpfte einen harten Kampf . . . und siegte immer."

„Er siegte immer?"

„Ja, denn er war stark, geduldig, scharfsinnig, kühn und beharrlich, und alle diese Eigenschaften entsprangen aus der Liebe und dienten der Liebe."

„Waren die Gefahren groß?"

„Groß und andauernd. Er hat sie nicht beachtet. Er war ein Mann, der an die Liebe glaubte."

„So wenige Männer glauben daran!" rief Maddalena traurig.

„Und noch weniger Frauen! Auch ich that es nicht. Und siehe, Er hat mir diesen Glauben eingeflößt."

„Wer da glaubt, wird nicht untergehen, dennoch versinken so Viele."

„Weil sie das erlösende Wort nicht gekannt haben. Ich habe es gehört."

„Wenn ein Scandal entstanden wäre, was hättest Du gethan?"

„Alles war abgemacht. Wäre der Scandal ernst gewesen, so hätten wir zusammen den Tod gesucht; wenn nur lächerlich, wären wir zusammen fortgezogen."

„Sterben? Ihr habt vom Sterben gesprochen?"

„Ja, wir haben vom Sterben gesprochen," sagte Beatrice mit leiser Stimme, den Kopf gesenkt.

„Er war bereit, sein Leben für Dich hinzugeben?"

„Er war dazu bereit. Und auch ich war es."

„Hattet ihr es geschworen?"

„Wir haben es nur einfach ausgesprochen. Denn er war ein natürlicher Mensch."

„Bisweilen entspringt die Natürlichkeit einer raffinirten Verderbtheit."

„Das ist wahr, aber was thut das? Die Folgen, nicht der Ursprung haben eine Bedeutung. Eine erworbene Tugend hat denselben Werth, wie eine angeborene, bisweilen sogar einen größeren."

„Das ist eine sonderbare Theorie, aber sie gefällt mir. Vielleicht

Digitized by Google

war Dein Geliebter ein gemeiner Mensch und wollte ein göttergleiches Wesen werden?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe nie die Gemeinheit kennen gelernt, ich habe immer die Tugend gesehen."

„Er verstellte sich?"

„Ich glaube es nicht. Und wenn er sich verstellt hat, so war auch dieses nur eine Huldigung, welche seine Seele der Liebe darbrachte. Ja, Maddalena, alle Handlungen, alle Gedanken dieses Mannes entsprangen seiner Liebe und kehrten zu ihr zurück! Dank seiner Liebe konnte er häßlich wie ein Verbrecher sein und unschuldig wie ein Kind erscheinen. Aus Liebe war er vollkommen gut, aber konnte auch ein Verbrechen begehen."

„O Beatrice, wie hast Du ihn geliebt!"

„Und wie!"

„Du hast ihn nicht verrathen?"

„Ich? Ich?! Wie kannst Du mir so etwas sagen?" ...

„Und er, hat er Dich nicht hintergangen?"

„Nie, niemals."

„Bist Du dessen sicher?"

„Vollkommen."

„Wer hat es Dir gesagt?"

„Niemand, ich weiß es. Er hat mich nie verrathen."

„Welche Frau kann dessen sicher sein?!"

„Nur ich allein."

„Dann ... nun dann hast Du ihn nicht häufig gesehen ... Ihr wart getrennt."

„Was thut das?"

„Er ist anderen Frauen begegnet ... die Abwesenheit ... die Zeit begünstigt die Untreue."

„Nie, Maddalena, nie. Dieser Mann war mein, wir waren vollkommen einig in unserer Liebe, nie zeigte sich auch der Schatten einer Untreue."

„War er ein kalter Mensch?"

„Nein, Maddalena."

„Verachtete er die Frauen?"

„Durchaus nicht. Er achtete und bedauerte sie."

„So floh er sie vielleicht?"

„Im Gegentheil, er suchte ihre Gesellschaft, blieb gerne bei ihnen und begegnete ihnen mit zarter Ehrfurcht."

„Aber warum verrieth er Dich nicht?"

„Weil er treu war."

„Vollkommene oder auch bedingte Treue ist unmöglich, Beatrice."

„Vielleicht, aber ich habe sie gekannt."

„Wie viele Jahre dieser Treue?"

„Fünf bis sechs Jahre."

„Es klingt wie ein Märchen."

„Es klingt so, aber es ist wahr."

„Hat Dich dieser so ungewöhnlich vollkommene Geliebte nie gelangweilt?"

„Ich liebte ihn. Er langweilte mich nicht."

„Dann ... denn die menschliche Natur ist so unbeständig ... wurde er Dir wirklich nie lästig?"

„Dazu ward mir keine Zeit gegeben."

„Wieso?"

„Weil diese Liebe ein Ende nahm," sagte Beatrice Albano mit einer tiefen, traurigen Stimme und einer trostlosen Geberde.

„Ach richtig: sie endete ja! Diese wunderbare Liebe, die aus geheimer Anbetung, tiefer Ehrfurcht, stillem Entsagen, grenzenloser Ergebung gewoben war, diese heiße und treue Liebe fand ein Ende; sie hat das gewöhnliche Schicksal erfahren, ist sie wirklich zu Ende?"

„Sie ist zu Ende," und Beatrice Albano bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, um ihre Blässe, ihre Ergriffenheit zu verbergen.

Maddalena sah sie an. Im Grunde ihres Herzens war sie gut und liebte ihre ernste und doch so zärtliche Freundin. Sie wagte es nicht, sie in ihrer Rührung zu stören. Sie nahm also ihre Hand und streichelte sie eine Weile. „Sage mir, wie sie endete, Geliebte." Beatrice Albano sah sie schweigend an. „Auf sehr traurige Weise, nicht wahr? Diese große, diese einzige Liebe ... Du hast viel gelitten?"

„Entsetzlich."

„Du hast Dich nicht getröstet?"

„Ich werde nie Trost finden!" sagte Beatrice verzweifelt.

„Warum weinst Du nicht? Es würde Dir wohl thun?"

„Ich habe oft geweint, in der Einsamkeit, in der Dunkelheit, aber meine Thränen haben mich nicht geheilt."

„Erzähle, erzähle mir, wie es endete," bat Maddalena schmeichelnd und in der Erwartung, die Geschichte einer Verlassenen zu hören.

Beatrice machte einen Versuch zu sprechen, dann sagte sie: „Er ist todt."

„Todt!" rief Maddalena aus.

„Ja," sagte Beatrice mit einer verzweifelten Geste.

„Er starb später ... nachdem die Liebe schon zu Ende war?"

„Nein, er starb in der Vollkraft der Liebe, im Aufblühen und in der Gluth der Leidenschaft, als der Traum zur Wirklichkeit geworden war und die Wirklichkeit ein schöner Traum zu sein schien, er starb mitten in der Liebe."

„O der Arme, der Arme! Er war gewiß über sein Sterben verzweifelt?"

„Nein, erst schien er der Verzweiflung nahe, dann beruhigte er sich. Er sagte, es sei schön, ohne Enttäuschung zu sterben. Er vergötterte und segnete mich auf seinem Todtenbette. Wie schön war er im Tode!" Und Beatrice Albano weinte lange, lange bei dieser Erinnerung, welche ihr Herz so treu und warm bewahrte. Mit einer stummen zärtlichen Liebkosung trocknete Maddalena leise und ohne eine Wort zu sagen ihre Thränen. Endlich versiegten sie, aber die betrübte Frau blieb unbeweglich, die Hände auf dem Schooße gefaltet und starrte in's Leere.

„Er war zu vollkommen, um zu leben und zu lieben; er mußte sterben," sagte Maddalena, wie zu sich selbst. Beatrice sah sie an, senkte bejahend die Augenlider. „Und die Liebe ist ein unvollkommenes Ding!" fügte Maddalena hinzu. „Unvollkommen und elend. Der Mensch ist besser, als das Gefühl."

Und Beatrice Albano neigte zustimmend das schöne Haupt.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Bismarcktag.

Verehrte Redaction!

Die dankbare Bewunderung, womit Ihre Zeitschrift des verewigten Fürsten Bismarck zu allen Zeiten gedacht hat, veranlaßt mich, die nachstehenden Zeilen an Sie zu richten.

Der Geburtstag des Fürsten ist alljährlich in unzähligen Orten festlich begangen worden; die Feier des 70. und 80. Geburtstages hatte das Gepräge eines nationalen Festes. Eine entsprechende allgemeine Trauerfeier bei seinem Ableben hat nicht stattgefunden. Daß unzählige seiner dankbaren Verehrer zur Zeit seines Ablebens auf Reisen waren oder in Bädern weilten, sowie die kurze Frist zwischen seinem Tode und der Trauerfeierlichkeit in Friedrichsruh macht es erklärlich, daß es bisher nicht zu einer der hohen Bedeutung des Verewigten entsprechenden allgemeinen Erinnerungsfeier gekommen ist. Sollte eine solche nicht den Empfindungen der Nation nahe liegen, und die Festsetzung eines bestimmten Tages, sei es der Sedantag oder der Tag, an welchem der Sarg im Mausoleum beigesetzt werden wird, allgemeine Zustimmung in deutschen Landen finden?

Vielleicht erwägen Sie diesen Vorschlag und bringen in Ihrem geschätzten Blatt die Frage auf wirksame Weise in Anregung.

Ergebenst

Fürstenwalde, Spree.

Dr. Otto Buchwald, Gymnasialdirector.

Notizen.

Kunstgewerbliche Stilproben, ein Leitfaden zur Unterscheidung der Kunst-Stile mit Erläuterungen von Prof. K. Berling. Mit 240 Abbildungen auf 30 Tafeln. Auf Veranlassung des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern herausgegeben von der Direktion der Königlichen Gewerbeschule zu Dresden. (Leipzig, Karl W. Hiersemann.) Der vorliegende Leitfaden für Kunstgewerbeschulen, gewerbliche Fortbildungs- und Fachschulen sowie zum Selbstunterricht für Laien, Kunstfreunde und Gewerbetreibende will das Verständniß für die Eigenart der einzelnen Stile wecken, er giebt Mittel an die Hand, die Unterscheidungen in den verschiedenen Stil-Wandlungen kennen zu lernen. Der Text ist einfach und knapp gehalten, die Eintheilung kurz und übersichtlich. Die Arbeit ist mit Kunstverstand entworfen und mit praktischem Geist ausgeführt.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien:

Gedichte

von **Anna Ritter.**

Inhalt: 1. Das Ringlein sprang entzwei.— 2. Vermischte Gedichte. — 3. Nach Jahren. —

VII u. 230 Seiten. 8°. Fein gebunden

M. 3.—

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Wo nicht der Fall, unmittelbar zu beziehen vom Verleger

A. G. Liebeskind in Leipzig.

Thüringisches **Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister. Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.

Director Jentzen.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Wird aus reinem Fleische bester Sorte hergestellt.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Gutachten.

Ihr elektrischer Klingelapparat ist hier eingetroffen; ich bin sehr befriedigt. Der Preis ist so niedrig, die Ausführung elegant und gut, daß man die Anschaffung dieses praktischen Apparats nur empfehlen kann, zumal die Anbringung im Hause nicht die geringste Fachkenntniß oder Erfahrung verlangt, also von Jedem selbst sofort besorgt werden kann. Ich bitte mir umgehend einen zweiten Apparat, genau wie diesen ersten, dazu aber noch einen Thürcontact, der das Oeffnen der Thür meldet, schicken zu wollen.

Ober-Gebelzig, 28. Juli 1898.

gez. **Harstik**, Pfarrer.

Ich kann es mir also wohl erlassen, noch Weiteres zum Lobe meiner Apparate anzuführen. Preis nur Mark 5,— für den completten Telegraphen, bestehend aus fein vernickeltem Läutewerk, Trockenelement von jahrelanger Dauer, 30 Meter Draht und Druckknopf. Nicht Gefallendes wird innerhalb 6 Monaten gegen Nachnahme des gezahlten Preises zurückgenommen. Zu beziehen durch **Ernst Lamberty, Aachen**, Elfschornsteinstr. 10—11.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 3. September 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutschlands Handelsverträge und die deutsche Zollpolitik der Zukunft. Von W. Mühlpfordt. — Der Piesberger Kohlenbergbau und sein Ende. Von Wilhelm Berdrow. — **Literatur und Kunst.** Anna Ritter. Von Carl Busse. — Indische Philosophie. Von A. v. H. — **Feuilleton.** Der Bahnwärter. Von François Coppée. — Notizen. — Anzeigen.

Deutschlands Handelsverträge und die deutsche Zollpolitik der Zukunft.

Von W. Mühlpfordt.

Der im Juni dieses Jahres neugewählte Reichstag gehört zu den wenigen, welche ohne Verwendung eines zündenden politischen Schlagwortes zu Stande gekommen sind. Seine Hauptaufgaben liegen allerdings voraussichtlich auch nicht auf politischem Gebiete, sondern auf wirthschaftlichem. Neben mehreren in Aussicht stehenden Anträgen zur Hebung des Mittelstandes wird ihn vornehmlich die Frage beschäftigen, ob die im Jahre 1891 inaugurirte Handelspolitik, die der Verträge, auch im nächsten Jahrhundert weitergeführt werden soll.

Die Gründe für und gegen die langfristigen Handelsverträge auf Grund ermäßigter Zollsätze mit gleichzeitiger Bewilligung des Meistbegünstigungsrechts sind dieselben geblieben wie zur Zeit des Abschlusses der Verträge. Inzwischen ist jedoch eine Zeit von 5 bezw. 3 Jahren verstrichen, über deren Erfahrungen amtliche Ziffern des statistischen Amts des Deutschen Reiches vorliegen.

Als extremste Richtungen im Lager der Vertragsfreunde und dem der Vertragsfeinde traten die beiden folgenden auf: Jene trat principiell für jede möglichst lange festgelegte Zollermäßigung ein, weil sie zu einer Verbilligung der Production und der Preise führe, diese verwarf die Ermäßigung und Bindung gewisser Zölle, weil nicht die Verbilligung der Preise, sondern die gesammte staatliche Bedeutung des betroffenen Gewerbes für die Führung der Zollpolitik ausschlaggebend sein müsse. Sind für diese principiellen Richtungen, deren Berechtigung hier nicht erörtert werden soll, die zahlenmäßige Wirkung der Handelsverträge auf die Entwickelung des deutschen auswärtigen Handels naturgemäß von geringer Bedeutung, so ist dieselbe von um so größerem Interesse für Diejenigen, welche in der Mitte zwischen jenen Parteien stehen. Diese Anhänger der aurea mediocritas treten nicht für einseitige Verbilligung der Producte ein ohne Rücksicht, ob sie aus dem Inlande oder dem Auslande bezogen werden, sondern sind für einen gewissen Schutz der nationalen Arbeit zu haben. Sie wissen wohl, daß man die billigsten ausländischen Waaren nicht bezahlen kann, wenn im Inlande kein blühendes Gewerbe besteht, dessen Angehörige sie bezahlen können. Sie stehen aber dennoch so weit auf dem rein rechnerischen Standpunkt auch der nationalen Wirthschaftspolitik, daß sie zwischen der Bedeutung der einzelnen Gewerbe keinen wesentlichen Unterschied machen und den Niedergang des einen durch entsprechendes oder stärkeres Blühen eines anderen als vollständig ausgeglichen ansehen. Diese Politiker erklärten sich für die Handelsverträge, weil sie zum mindesten einen Ausgleich ihrer Vortheile und Nachtheile annehmen zu dürfen glaubten. Für die Bedenken socialer, politischer und militärischer Natur einiger Vertragsfeinde zeigten sie wenig Verständniß und erklärten ihre eigene nivellirende Behandlung der Wirthschaftspolitik als eine gleichmäßige Beachtung aller Wirthschaftsgruppen. Gegenüber den besonderen Befürchtungen der Landwirthschaft, daß eine Zollermäßigung für ausländische landwirthschaftliche Producte eine übermäßige Einfuhr derselben herbeiführen würde, behaupteten sie, daß der Zuwachs der Bevölkerung eine vermehrte Einfuhr bedürfe, mehr als hierzu nöthig aber auch nach den Verträgen nicht eingeführt werden würde.

Die Feuerprobe auf ihre Standhaftigkeit haben alle diese Erwägungen nunmehr in der Wirklichkeit des wirthschaftlichen Lebens während eines Zeitraums von 5 bezw. 3 Jahren gemacht. Da die Wirkungen einer Aenderung der Zollpolitik im Allgemeinen erst rund ein Jahr nach Eintritt derselben in Erscheinung treten — Gewinnung der Kundschaft, Verbrauch der bisherigen Vorräthe ꝛc. erfordern diese Zeit —, kommen für die Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz die Jahre 1893 bis 1897, für den deutsch-russischen und den mit Rumänien die Jahre 1895 bis 1897 in Betracht. Für diese Zeit giebt in erster Linie die Statistik des auswärtigen Handels Aufschluß, eine gewisse Bedeutung hat auch die Berufsstatistik von 1895.

Von denjenigen Politikern, welche allen Gewerben einen gleichen staatlichen Werth beimessen, welche die Schädigung der einen durch entsprechenden oder größeren Vortheil anderer ausgeglichen und die Glückseligkeit der Mehrheit als politisches Endziel ansehen, wird zunächst die Berufsstatistik von 1895 zu Gunsten ihrer Ansicht zu benutzen versucht. Die Aufnahme von 1895 hat der Berufszählung von 1882 gegenüber ergeben, daß beschäftigt sind in

Erwerbsthätige:	Landwirthschaft		Industrie u. Bauwesen, Handel und Verkehr		Gesammtbevölkerung
	absolut	Procent	absolut	Procent	
1882	8 236 496	43	7 966 783	42	18 986 494
1895	8 292 692	36	10 619 731	46	22 913 683

Die in Industrie und Handel beschäftigte Bevölkerung ist also von 1882 bis 1895 von 42% der Gesammtbevölkerung auf 46% derselben gestiegen, während die Erwerbs-

Digitized by Google

thätigen der Landwirthschaft von 43% auf 36% sich gemindert haben: die industrielle und kaufmännische Bevölkerung, welche noch 1882 hinter der landwirthschaftlichen zurückblieb, hat dieselbe nach 13 Jahren an Zahl nicht unbedeutend überstiegen. Die Vertragsfreunde obiger Art folgern hieraus, daß die Handelsverträge, welche im Interesse von Industrie und Handel abgeschlossen seien, demnach die Interessen des überwiegenden Theiles der Bevölkerung förderten, die Vertragspolitik also beizubehalten sei.

Diese Beweisführung bedient sich einer Reihe von Prämissen, die zuvor auf ihre Richtigkeit zu prüfen sind. Wir wollen zunächst davon absehen, ob den Erwerbsthätigen aller Gewerbe in staatlicher Hinsicht wirklich eine gleiche Bedeutung beigelegt werden müsse; kein Praktiker wird diesen Satz vertreten können, doch wollen wir die Bewerthung der einzelnen Berufe an dieser Stelle ihrer Schwierigkeit wegen aus dem Spiel lassen. Jedoch andere Voraussetzungen bedürfen einer erheblichen Correctur. Es ist falsch die Ziffern der Berufsstatistik urtheilslos gewissermaßen als naturnothwendige anzunehmen. Wer verbürgt, daß die Ziffern nicht ungesunde, daß die einen nicht durch künstliche Mittel einer verkehrten Politik in die Höhe geschroben, die anderen in unnatürlicher Weise gewaltsam herabgedrückt worden sind? Es ist bekannt, daß gerade die Landwirthschaft über einen bedeutenden Mangel an Arbeitern klagt, daß sie bereits jetzt mehr Kräfte beschäftigen könnte, daß sie bei einer entsprechenden Wirthschaftspolitik ohne Zweifel auch eine weit größere Zahl erwerbsthätiger Personen als in 1895 aufweisen würde. Hierüber soll jedoch nicht weiter gesprochen werden, da die Erörterung der bezüglichen Maßregeln an dieser Stelle zu weit führen würde. Nur darauf sollte hingewiesen werden, daß eine Entwickelung nicht deßwegen allein schon gefördert werden sollte, weil die Ansätze zu ihr vorhanden sind. Wenn Deutschland die Neigung zeigt, sich zu einem Industriestaat zu entwickeln, so muß zunächst die Frage beantwortet werden, was hat diese Entwickelung verursacht, ist sie ersprießlich für den Staat und demnach zu unterstützen oder zu hemmen? Es entspricht nicht der Würde des Deutschen Reiches, sich gedanken- und willenlos von dem Strome todter Verhältnisse forttragen zu lassen, Pflicht der deutschen Nation ist es vielmehr, ihre staatliche Entwickelung nach eigenem Urtheil zu ermessen und zu lenken. — Mit den einfachsten Mitteln dagegen zu widerlegen ist die Voraussetzung und Behauptung, daß die Handelsverträge im Interesse von Handel und Industrie geschlossen seien. Es ist wahr, daß langfristige Verträge unter Herabsetzung und Bindung ausländischer Zölle mit Verleihung des Rechtes der Meistbegünstigung die Ausfuhr zu heben geeignet sind, das Interesse der Exportindustrie und des Exporthandels fördern, aber auch nur die Förderung des Exportes bezwecken und erreichen. Greifen wir nun auf die Ziffern der Berufsstatistik zurück, so muß man sagen, daß die Zahl der Erwerbsthätigen in Handel und Industrie überhaupt in gar keinem Zusammenhange mit dem für den Export arbeitenden Theil der Bevölkerung steht; jene Ziffern geben uns nicht den geringsten Anhalt über die Stärke dieser Bevölkerung, jede Schlußfolgerung aus denselben ist also absolut verfehlt und werthlos. Welcher Theil der Bevölkerung für die Ausfuhr, welcher für die Versorgung des heimischen Marktes arbeitet, das kann genau nur eine detaillirte Productionsstatistik ergeben. Jedoch ist, wenn diese zur Zeit auch fehlt, eine oberflächliche Schätzung schon heute möglich. Nach dem Ergebniß der Besteuerung in den Bundesstaaten läßt sich ganz ungefähr ein jährlicher Productionsumfang von 30 Milliarden im Reiche annehmen. Uebersieht man in Anbetracht der sowieso nur annähernden Schätzung den Unterschied zwischen der Ein- und Ausfuhr Deutschlands in 1895 — ein Vorgehen, das übrigens zu Gunsten des Exportes wäre —, so würde im Gesammtumfange des heimischen Gewerbefleißes die Exportindustrie nur einen Betrag von $3^1/_2$ Milliarden oder $^7/_{60}$ derselben einnehmen. Nimmt man ferner an, daß ungefähr ein gleicher Theil des Handels mit dem Vertrieb der Exportfabrikate sich beschäftige, so würden nur $^7/_{60}$ der 46% der Gesammtbevölkerung betragenden Erwerbsthätigen in Industrie und Handel ein unmittelbares Interesse an den Handelsverträgen haben. Das wären 5% der Gesammtbevölkerung gegenüber den 79% betragenden für den heimischen Markt arbeitenden Gewerbe, der Landwirthschaft und der übrigen, Handel- und Industriebevölkerung. Eine ungefähr 16 mal so große Bevölkerung als die für die Ausfuhr beschäftigte hat also keinen Vortheil von den Handelsverträgen; ob sie einen Nachtheil von ihnen hat, wird unten erörtert werden.

Die Statistik über den auswärtigen Handel giebt nun Auskunft darüber, in welchem Umfange die Ausfuhr deutscher Waaren und die Einfuhr fremder seit 1892 zugenommen haben. Wir vergleichen das Jahrfünft 1893 bis 1898 und das von 1888 bis 1892. Für unsere Zwecke kommt die Veränderung der Handelsbilanz und die Bewegung der Ausfuhr allein in Betracht.

Um die Handelsbilanz mit Erfolg benutzen zu können, ist eine Heranziehung der Zahlungsbilanz nothwendig. Wenn heimisches Capital in ausländischen Anleihen mehr, als umgekehrt der Fall, angelegt ist oder in entsprechendem Maaße direct im Auslande arbeitet, so muß die Einfuhr die Ausfuhr auf die Dauer überwiegen, die Handelsbilanz darf passiv sein. Beides ist jedoch für 1893—95 in nicht höherem Grade anzunehmen als in 1888—92. Die Finanzchronik lehrt uns, daß in 1888—92 eher mehr ausländische Anleihen vom deutschen Markte aufgenommen worden als im folgenden Jahrfünft. Ebenso ist es wahrscheinlich, daß der Abschluß der Handelsverträge, die Herabsetzung einiger Zölle eher eine Verstärkung des industriellen deutschen Capitals im Inlande als im Auslande zur Folge gehabt hat. Wenn überhaupt, so bewirkt nur die Zollerhöhung und die zollpolitische Unsicherheit eine Auswanderung des inländischen Capitals. Dennoch aber hat sich die Handelsbilanz Deutschlands nach den Handelsverträgen verschlechtert gegen den entsprechenden vorangehenden Zeitraum. Denn es überwog die Einfuhr die Ausfuhr im Jahresdurchschnitt:

1888—1892		1893—1895		mehr 1893—1895	
Mill. Mk.	Tonnen.	Mill. Mk.	Tonnen.	Mill. Mk.	Tonnen
um 783,6	7343183	965,8	9826573	182,2	2483390

Die Handelsbilanz hat sich also in fünf Jahren um etwa ein Viertel zu Ungunsten Deutschlands verschlechtert.

Um aus den Ziffern der Handelsbilanz einen Schluß auf die Bedeutung der Handelsverträge zu ziehen, müssen jedoch die Bilanzen der einzelnen Jahre, sowie die Ausfuhrziffern allein geprüft werden. Es wäre denkbar, daß trotz der durchschnittlichen Verschlechterung der Handelsbilanz sich eine allmälige von Jahr zu Jahr steigende Besserung derselben geltend machte. Auch könnte die Ausfuhr eine so bedeutende Steigerung aufweisen, daß trotz der Mehreinfuhr eine bessere Beschäftigung der Bevölkerung möglich oder wahrscheinlich erschiene. Die Handelsbilanz stellte sich in

	Mill. Mk.	Tonnen.
1888	83,2	1 127 243
1889	830,6	8 319 309
1890	863,4	8 777 722
1891	1063,7	8 873 343
1892	1076,9	9 618 297
1893	889,5	8 454 013
1894	1234,0	9 138 787
1895	822,0	8 707 318
1896	804,2	10 690 381
1897	1078,4	12 142 368

Wenn wir auch nicht unterlassen wollen, auf die stetige Verschlechterung der Handelsbilanz in der Tonnenmenge hin-

Digitized by Google

zuweisen — 1896 und 1897 haben die höchsten Ziffern der ganzen zehn Jahre — so kann eine ausschlaggebende Bedeutung doch nur den Werthziffern zugelegt werden. Zwar haben auch hier Preisschwankungen keinen unbedeutenden Einfluß, allein der Wechsel in den Ausfuhrfabrikaten selbst bezw. ihren Mengen dürfte doch größer sein. Die Betrachtung der Handelsbilanz in den obigen Jahren führt nun zu folgendem Ergebnis:

Die Handelsbilanz weist in den Jahren 1893, 1895 und 1896 eine merkliche Besserung gegen 1891 und 1892 auf. Diese Besserung schreitet jedoch nicht in gleichem oder beschleunigtem Schritte vor, sondern wird stetig langsamer und führt sogar 1897 wiederum zu einer Verschlechterung, welche die zweithöchste Ziffer des ganzen Jahrzehnts aufweist.

Die Handelsbilanz des Jahres 1894 weist die schlechteste Ziffer des ganzen Jahrzehnts auf; sie ist die Folge verschiedener politischer Verhältnisse, im besonderen aber der wirthschaftlichen Krise in den Vereinigten Staaten von Amerika des Jahres 1893. Die Ausfuhr nach dort nahm allein um ca. 80 Millionen Mark ab. Ebenso ist das Jahr 1892 ein anormales, da die Exporteure ohne Zweifel wegen der bevorstehenden Aenderung in der deutschen Zollpolitik für dieses Aufträge im früheren Umfange noch nicht erhielten oder nicht annehmen mochten. Thatsächlich weisen die Jahre 1892 und 1894 die geringsten Ausfuhrziffern mit 3150,1 und 3051,5 Millionen Mark auf.

Insgesammt: Die Handelsbilanz weist allerdings entsprechend dem speculativen Charakter der Exportindustrie und des Exporthandels eine plötzliche Besserung der Handelsbilanz nach den Handelsverträgen auf; dieselbe schlägt jedoch bis 1897 bereits in ihr Gegentheil, in eine wesentliche Verschlechterung um.

Die Ausfuhr allein betrug in Deutschland im Jahresdurchschnitt:

	1883—87	1888—92	1893—97
Mill. Mk.	3152,2	3301,7	3452,0
		+ 149,5	+ 150,3

Die Ausfuhr hat also nach den Handelsverträgen nicht wesentlich mehr zugenommen, als im Jahrfünft vorher gegenüber den entsprechenden Jahren 1883 bis 1887. Nach den Handelsverträgen hat die Ausfuhr nur eine Steigerung ihrer Zunahmegeschwindigkeit um 0,8 Millionen Mark oder $^1/_2$ % zu verzeichnen. Ob diese Steigerung nicht auch ohne die Handelsverträge in ihrer jetzigen Form erreicht wäre, ob dieses halbe Procent die Erwartungen der Vertragsfreunde erfüllt hat, das wird zahlenmäßig schwer zu beweisen und zu beantworten sein. In den einzelnen Jahren betrug die Ausfuhr:

	Mill. Mk.	Tonnen
1888	3352,6	20 740 384
1889	3256,4	18 292 587
1890	3409,5	19 365 081
1891	3339,7	20 139 376
1892	3150,1	19 891 615
1893	3244,6	21 361 544
1894	3051,5	22 883 715
1895	3424,1	23 829 658
1896	3753,8	25 719 876
1897	3786,2	28 019 949

Auch diese Ziffern beweisen zwar eine Steigerung der Ausfuhr von 1893 an mit Ausnahme des mehrerwähnten Jahres 1894; sie beweisen aber gleichzeitig, daß auch in der Ausfuhr allein der Fortschritt nur vorübergehend war und für das Jahr 1897 bereits fast völlig verschwunden ist.

Eine besondere Beleuchtung erhält die Zukunft unserer Exportindustrie bei Betrachtung der Ausfuhrziffern von Maschinen, Instrumenten und Apparaten. Die Nettoausfuhr dieser Waaren betrug:

	Mill. Mk.	Tonnen
1893	106,0	71 802
1894	97,0	96 265
1895	138,6	108 688
1896	139,7	121 696
1897	133,4	120 562

Die Zahlen zeigen im Werth wie in der Tonnenzahl eine stetige Zunahme des Maschinenexports, nur das Jahr 1897 zeigt einen Stillstand. Wenn man überlegt, daß die Ausfuhr Deutschlands wesentlich nur in Fabrikaten geschieht, erregt diese dauernde Zunahme der Maschinenausfuhr gewisse Bedenken. Unsere Ausfuhr findet nach den Ländern mit geringerer industrieller Entwickelung statt, ebendahin werden auch unsere Maschinen exportirt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir jene industriearmen Länder dadurch zu einer eigenen Industrie verhelfen und uns selbst Concurrenten erzeugen. Und daß dieses in einem nicht gerade langsamen Tempo geschieht, beweist das Verhältnis der Gesammtausfuhrsteigerung zu der von Maschinen. Während die Gesammtausfuhr seit 1893 um 150,3 Millionen Mark oder knapp 5 % stieg, erhöhte sich die Maschinenausfuhr um 48760 Tonnen oder 68 %. (Wir vergleichen hier Werth und Menge, weil die gesammte Ausfuhrmenge ihrer stofflichen Verschiedenheit wegen nur im Werth, die Maschinen dagegen als im Ganzen einheitliche Masse richtiger der Menge nach gemessen werden). Die Zeit erscheint demnach in nicht zu großer Ferne, wo für einen beträchtlichen Theil unserer Exportfabrikate das Ausland Ersatz in den Producten ihrer eigenen Industrie gefunden haben wird.

Muß man nach Obigem unbedingt zugeben, daß die Handelsverträge keine wesentliche Steigerung unserer Ausfuhr zur Folge gehabt haben, so lehrt uns die Handelsbilanz, daß die Einfuhr vom Ausland eine desto größere geworden ist. Ein Grund für die Annahme, daß die Consumtionsfähigkeit des deutschen Marktes um den Betrag der Bilanzverschlechterung von 182,2 Millionen Mark zugenommen habe, liegt nicht vor. Eher für das Gegentheil! Klagen doch die Berichte mehrerer Handelskammern, gewiß unparteiischer Zeugen, daß die Aufnahmefähigkeit des Mittelstandes, im besonderen der gesammten Landwirthschaft dauernd abgenommen hat. Ist dies doch auch nicht zu verwundern, da den Zollermäßigungen des Auslandes auch solche auf deutscher Seite gegenüberstehen, die jedenfalls den größeren Vortheil nicht auf unserer Seite lassen. Es ist demnach nur anzunehmen, daß die für 182,2 Millionen Mark aus dem Auslande mehreingeführten Werthe die Erzeugung oder den Absatz eines wenn auch nicht gleichen, so doch nicht unbedeutenden Betrages deutscher Waaren im Inlande verhindert haben. Wie viel hiervon auf die einzelnen Gewerbe entfällt, läßt sich im Einzelnen noch nicht nachweisen; die vom Reich in Angriff genommene Productionsstatistik wird wohl auch hierüber Auskunft geben. Jedoch wollen wir uns nicht versagen, die Einfuhrzahlen einzelner Rohstoffe anzuführen, die zum Mindesten in ihrer Zunahme wohl ausschließlich landwirthschaftliche Producte betreffen, wir meinen die Kategorien: Vieh und andere lebende Thiere; Sämereien und Gewächse für Aussaat, Futter und Gärtnerei etc.; Abfälle, Düngemittel und verschiedene thierische Producte; Nahrungs- und Genußmittel, Rohstoffe. Die Nettoeinfuhr dieser Producte betrug im Jahresdurchschnitt:

1888—92		1893—97	
Mill. Mk.	Tonnen	Mill. Mk.	Tonnen
1071,0	4 396 187	1241,2	6 425 403
		+ 170,2	+ 2 029 216

Die Nettoeinfuhr landwirthschaftlicher etc. Producte hat sich also seit Abschluß der Handelsverträge um annähernd die Hälfte gehoben; gegenüber dem Steigen der Gesammtausfuhr

Digitized by Google

um 150,3 Millionen Mark weist die Einfuhr landwirthschaftlicher und ähnlicher Erzeugnisse allein eine Werthsteigerung von 170,2 Millionen Mark oder 93 % der Bilanzverschlechterung von 182,2 Millionen Mark auf. Ein deutlicher Beweis, daß die Landwirthschaft in erster Linie die Kosten der Handelsverträge zu tragen gehabt hat. In den einzelnen Jahren stellte sich die Einfuhr der genannten Producte auf folgende Beträge:

	Millionen Mk.	Tonnen.
1888	648,2	2 698 131
1889	997,6	4 283 727
1890	1141,8	4 721 530
1891	1292,6	4 952 359
1892	1274,7	5 325 189
1893	1121,7	5 198 303
1894	1250,9	6 217 189
1895	1163,4	5 771 645
1896	1282,4	7 205 483
1897	1387,4	7 734 396

Die Behauptung der Handelsvertragsfreunde, daß aus dem Auslande nach den Handelsverträgen nur soviel landwirthschaftliche Producte mehr eingeführt werden würden, als zur Ernährung der wachsenden Bevölkerung Deutschlands nothwendig, ist nun von den Thatsachen widerlegt worden. Können wir der obigen Einfuhr von landwirthschaftlichen und ähnlichen Producten auch die Erzeugung derselben Stoffe im Inlande zahlenmäßig nicht gegenüberstellen, so giebt doch einen gewissen Anhalt die Erntestatistik für das Deutsche Reich. Nach derselben wurden geerntet an Roggen, Weizen, Gerste und Hafer im Jahresdurchschnitt:

	1889—92	1893—96
Tonnen	15 458 750	17 002 191

Die inländische Ernte hat sich also von 89/92 bis 93/96 in höherem Grade vermehrt als die Bevölkerung in derselben Zeit. Das Bedürfniß nach der Vermehrung der Einfuhr ausländischer Producte dieser Art läßt sich also aus den Thatsachen des wirthschaftlichen Lebens nicht nachweisen.

Von Interesse ist schließlich noch die Frage, stammt die Verschlechterung unserer Handelsbilanz, d. h. die Steigerung der Einfuhr aus den Staaten, mit welchen die vielbesprochenen Verträge von 1892—94 abgeschlossen wurden, oder aus den Ländern, welchen bereits früher die Meistbegünstigung eingeräumt wurde und die Zollermäßigungen der letzten Verträge ohne Entgelt ihrerseits zufielen. Antwort: aus Beiden. Als Beispiel greifen wir die Ziffern von Rußland für die erstere Kategorie, die von Argentinien und den Vereinigten Staaten von Amerika für die letztere heraus. Es betrug im Jahresdurchschnitt die Nettoeinfuhr aus Rußland:

	1890—93	1894—97
Millionen Mk.	241,5	339,9
		+ 98,4 oder 41 %.

Die Nettoeinfuhr aus den Vereinigten Staaten stellte sich auf

	1890—92	1893—97
Millionen Mk.	117,6	199,7
		+ 82,1 oder 70 %,

aus Argentinien

	1890—92	1893—97
Millionen Mk.	63,9	70,5
		+ 6,6 oder 10 %,

aus den Vereinigten Staaten und Argentinien zusammen:

	1890—92	1893—97
Millionen Mk.	181,5	270,2
		+ 88,7 oder 48 %.

Ergab daher die Betrachtung des auswärtigen Handels Deutschlands im Allgemeinen, daß nach den Handelsverträgen die deutsche Ausfuhr nicht wesentlich zugenommen, die Handelsbilanz sich dagegen wesentlich verschlechtert habe, so beweist die Vertheilung der Einfuhr nach den Ursprungsländern, daß sowohl die Zollermäßigungen der letzten Handelsverträge den größeren Nutzen dem Ausland ließen, wie das anderen Staaten früher eingeräumte Meistbegünstigungsrecht diesen einen übermäßigen Vortheil zuwies.

Die Erfahrungen des letzten Jahrfünfts lehren uns also für die Zollpolitik:

1. Aus den Handelsverträgen der Jahre 1892/94 hat das Ausland größere Vortheile als Deutschland gezogen; bei ferneren Verhandlungen sind größere Zugeständnisse vom Ausland zu verlangen.

2. Das Recht der Meistbegünstigung hat in Verbindung mit dem Princip der langfristigen Handelsverträge die Einfuhr ausländischer Producte zum Schaden der für den inländischen Markt arbeitenden Gewerbe in ungerechtfertigter Weise gesteigert.

Für Deutschlands wirthschaftliche Verhältnisse sind daher möglich nur folgende Wege der Zollpolitik:

Langfristige Handelsverträge ohne Gewährung der Meistbegünstigung. Da ohne Letztere jedoch die Bewilligung dieses Rechtes Seitens des Auslandes zweifellos unterbleiben und somit die Verträge für die Exporteure nutzlos würden, erscheint dieser Weg als ungangbar.

Langfristige Handelsverträge mit Gewährung der Meistbegünstigungsclausel unter Ausschluß der Zollbindung für die zur Versorgung des Deutschen Marktes nöthigen heimischen Gewerbe. Auch hierfür dürfte das Ausland wenig Entgegenkommen zeigen.

Kurzfristige Verträge mit Meistbegünstigung. Diese Art der Verträge dürfte ebenfalls den Exporteuren wegen der mit ihr verbundenen Zollunsicherheit als nicht geeignet erscheinen. Sie bieten jedoch dem überwiegenden, und des Absatzes seiner Waaren sichereren Theil der Bevölkerung den nothwendigen und mit Recht verlangten Schutz seiner nationalen Arbeit. Das Gleiche gilt von einem völlig selbstständigen Zolltarif, der ohne jede vertragsmäßige Bindung einen Maximaltarif für die Allgemeinheit und einen Minimaltarif für die auch Deutschland das Recht der Meistbegünstigung einräumenden Staaten.

Zu diesem Resultat, das soll besonders betont werden, gelangt man an der Hand der thatsächlichen Erfahrungen von dem Standpunkt des größten Theils der Vertragsfreunde selbst, aller Derer, die, wie oben gezeigt, rechnerisch größere Vortheile als Nachtheile von den Handelsverträgen erwarteten. Da ihre Erwartungen sich nicht bestätigt haben, müßten sie consequenter Weise zu dem System der freien Hand sich bekehren.*)

Zu demselben Ergebnis gelangen auch ohne die obige Betrachtung Alle die, welche auch sociale, allgemeine politische und militärische Momente als mitbestimmend für die Zollpolitik ansehen. Wir haben aus bekannten Gründen diese Erwägungen nicht weiter an dieser Stelle herangezogen. Ihr Vorhandensein ist nur deßhalb wiederholt bemerkt worden, um dabei darauf hinzuweisen, daß wir dieselben nicht unterschätzen und ihre Prüfung bei einem anderen Ergebniß der Statistik noch immer für nothwendig hielten.

Ebensoviel und mehr Jahre als bisher werden noch bis zum Ablauf der Handelsverträge verstreichen; das Urtheil

*) Nicht ein agrarischer Vorstoß oder „Uebergriff" ist der tiefere Zweck dieser Untersuchung; es liegt vielmehr im Interesse des größten und am solidesten gegründeten Theiles der Bevölkerung, sich diesen Thatsachen nicht zu verschließen. Kein Unterschied existiert hier zwischen Landwirthschaft, Handwerk, Industrie und Handel, sowie sie nur kein Sonderinteresse, sondern das allgemeine Wohl erstreben.

Digitized by Google

über die Wirkungen derselben wird alsdann genauer sein als es heute möglich, allerdings sind wir der Ueberzeugung, daß die bisherigen Erfahrungen noch wesentlich werden verstärkt werden. Dennoch erschien schon jetzt eine Prüfung dieser aus mehreren Gründen als zeitgemäß. Einmal weiß die „freisinnige" Presse, die unterstützt von den großcapitalistischen Exportgeschäften eine leider sehr große Verbreitung hat, schon heute viel von den „segensreichen" Wirkungen der Vertragspolitik zu berichten. Es hindert sie darin nicht, daß die von ihr sonst so geschätzten Handelskammerberichte sich über diesen „Segen" zum größten Theil ausschweigen oder von seinem directesten Gegentheil sprechen. Es ist ferner nicht zu bezweifeln, daß im neuen Reichstag sehr bald die Fragen der Zollpolitik bei den verschiedensten Gelegenheiten werden berührt werden. Da ist es nothwendig, dem deutschen Bürger, der sich schon so oft hat berauscht reden und schreiben lassen, bald und eindringlich das feste Bild der Thatsachen vor Augen zu halten. Aus diesem Grunde begnügten wir uns jetzt auch mit den Hauptangaben des Waarenverkehrs. Stehen die Zollfragen erst selbst zur Verhandlung, dann wird es Zeit sein, auf die sehr interessanten Einzelheiten von Production und Handel einzugehen.

Der Piesberger Kohlenbergbau und sein Ende.

Von Wilhelm Berdrow.

Ueber den Kriegs- und politischen Nachrichten, mit denen uns die Zeitungen neuerlich in einer für die Sommermonate höchst ungewohnten Fülle überschütteten, ist ein Ereigniß in großen Kreisen fast unbeachtet geblieben, das doch zu den bemerkenswerthesten unserer Tage gehörte: der Arbeiterausstand im Anthracitbergwerk des Piesberges und sein plötzliches, schroffes Ende, das gleichzeitig das Ende des Grubenbaues selbst und das Ende einer altehrwürdigen und in vielen Beziehungen einzigen Industrie bedeutete. Ich nannte dies Ereigniß wenigstens in seinem Schluß- und Gipfelpunkt eins der bemerkenswerthesten der jüngsten Zeit, weil hier technische und kaufmännische Rücksichten, Verhältnisse industrieller, politischer, socialer und confessioneller Art so seltsam durcheinander spielten und wirkten, wie nur denkbar, und weil es gerade diese merkwürdigen Verhältnisse waren, die den Piesberger Ausstand in unerwartet schnellen und dramatischen Schlägen entwickelten und zu einem ebenso überraschenden als tragischen Ausgang führten.

Für Diejenigen, die den Verlauf und Ausgang des Dramas von Osnabrück nicht in seinen Einzelheiten verfolgt haben, sei ganz kurz Folgendes hervorgehoben: Der Vorstand der Georg-Marienhütte, die seit 1889 Besitzerin der früher der Stadt Osnabrück gehörigen Kohlengruben des Piesberges ist, hatte mit den Arbeitern der Zeche, die größtentheils katholisch sind, bis zum Anfang dieses Sommers in leidlichem oder sogar gutem Einvernehmen gestanden. Nun wurde durch das Anwachsen der Grubenwässer in dem, in dieser Hinsicht von jeher berüchtigten Piesberg die Leitung genöthigt, dem eindringenden Wasser auf einige Zeit mehr Arbeitskräfte entgegenzustellen. Die etwa 1000 Köpfe betragende Arbeiterzahl der Zeche dauernd zu vermehren, nahm man Anstand, weil jenem Mehr nach der Bewältigung der augenblicklichen Schwierigkeit die Beschäftigung gefehlt hätte. Dagegen suchte man der Verlegenheit durch die Verfügung Herr zu werden, daß bis auf Weiteres in den vom Wasser bedrängten Schächten auch an den katholischen „kleinen Feiertagen" gearbeitet werde, eine in anderen Zechen des Vereins schon früher und ohne Schwierigkeiten durchgeführte Maßregel. Hier aber forderte die clericale „Osnabrücker Volkszeitung" die Arbeiter auf, durch den Streik gegen die Gewaltmaßregel der Direction zu protestiren, und der Führer der christlichen Bergarbeiter, Brust, ließ sich, vielleicht in der Hoffnung, bei einem Ausstand etwas für die Arbeiter im Allgemeinen herauszuschlagen, verleiten, mit den ultramontanen Arbeiterführern Hand in Hand zu gehen. Der Ausstand wurde angesagt, falls der Vorstand seine Verfügung aufrecht erhalten würde. Vergeblich wies die Direction darauf hin, daß eine von hervorragenden Bergleuten und Geologen ausgeführte Untersuchung zu dem Resultat gekommen sei, daß bei den Wasserverhältnissen des Piesberges der Betrieb technisch und wirthschaftlich nur durchzuführen sei, wenn man von Betriebsstörungen durch äußere Einflüsse verschont bliebe und die Förderung nach Kräften anspannte, — die Arbeiter beharrten auf ihrem Trotz. Vergeblich hielt man ihnen vor, daß der Bischof von Osnabrück, durch die wirthschaftliche Nothlage des Bergwerks bestimmt, den Beschluß des Vorstandes gut geheißen habe, — den Arbeitern verschlug das nichts, wohl aber gelang es den sie leitenden Mitgliedern des unteren Clerus, den Bischof zur Zurücknahme seiner Zustimmung zu bewegen. Der Streik wurde begonnen und durchgeführt, und der Georg-Marienhütte, die täglich durch die Maschinen Unmengen von Wasser aus den ersäufenden Stollen pumpen mußte, ohne ein Loth Kohle zu gewinnen, kostete jeder Tag eine große Summe. Die Vermittlungsversuche blieben andauernd ohne Erfolg, und endlich kam der Tag, an welchem die Besitzer der Piesberger Zechen, zum Aeußersten getrieben, jenen Beschluß faßten, der den Arbeitern bewies, mit wie zweischneidigen Waffen sie gekämpft. Am 8. Juni wurde in einer erregten Versammlung der Mitglieder des Georg-Marien-Hüttenvereins der verhängnißvolle Beschluß gefaßt, die Arbeit im Piesberge auch von Seiten des Vereins und für immer einzustellen. Sofort nach Schluß der Versammlung wurden die Pumpen außer Betrieb gesetzt, die brausenden Wasser des Erdinnern brachen ungehemmt in Stollen und Schächte, und das ganze, im Piesberge steckende und nach Millionen zählende Vermögen an Schachtzimmerungen, Material, Maschinen u. s. w. ist auf ewig verloren. Tausend Arbeiter mit ihren Familien müssen ihren Trotz gegen eine harmlose und ihnen überdies unerwarteten Verdienst bietende Maßregel nunmehr mit dem Verlust ihrer Arbeit und der Nothwendigkeit, sich anderwärts einen Beruf suchen zu müssen, büßen. Weit weniger hat die Georg-Marienhütte selbst bei der Einstellung des Betriebes zu verlieren, denn die ungünstigen Verhältnisse des Piesberges, besonders der starke Wasserandrang, waren Schuld daran, daß trotz reichlicher Verwendung der besten Maschinen und trotz einer vorzüglichen Leitung des Betriebes bei einem jährlichen Ausgabebudget von mehr als einer Million der Ueberschuß des Bergwerks nicht mehr als 120 000 bis 140 000 Mk. betrug.

Mit diesen Bemerkungen indeß sei es der Erwähnung der neuesten Ereignisse im Piesberge genug. Waren sie uns doch nur der Anlaß, der Geschichte und dem Betriebe dieser in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Arbeitsstätte eine kurze Darstellung zu widmen.

Der Kohlenabbau im Piesberge ist alt, doppelt alt, wenn man bedenkt, daß der Anthracit, dieses älteste Glied der fossilen Brennstoffaufspeicherung, bis in die neueste Zeit wenig geschätzt wurde, weil man über seiner schweren Entzündlichkeit die Vortheile der größeren Hitze und geringen Gasentwickelung, die der Anthracit besitzt, noch gar nicht kennen gelernt hatte. Das Recht, in dem Osnabrück benachbarten, Piesberg benannten Ausläufer des Wesergebirges Kohlen zu brechen, wurde 1568 vom Osnabrücker Domkapitel dem Magistrat eingeräumt, der dort 80 Jahre lang den geringen Kohlenbedarf für seine in der Nähe gelegenen Kalköfen, — auf ziemlich rohe Weise, indem nur die oberirdisch auslaufenden Flötzenden angebrochen wurden, — decken ließ.

Digitized by Google

Dann fand man es bequemer, den nichts einbringenden Bergbau zu verpachten, — für einige Karren Kohlen zum Kalkbrennen und 20 Thaler für die Vorhaltung der Werkzeuge, — und so vergingen abermals 80 Jahre, ohne daß von den Kohlenschätzen des Piesberges etwas Nennenswerthes gewonnen worden wäre.

Im Jahre 1727 begann die Stadt sich wieder um den Piesberg zu kümmern. Zwei Stollen wurden nach eingehender Untersuchung in die Tiefe getrieben, — mit welcher Energie, erhellt daraus, daß der 1727 begonnene Lücker Stollen nach 67 Jahren sein Kohlenflötz erreichte, inzwischen war an den billiger erreichbaren Stellen flott der alte Raubbau weiter betrieben. Immerhin kam mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ein besserer Zug in den Betrieb, man kam auf Ueberschüsse, legte Fahrstühle, Seitenstollen in bedeutenden Tiefen, Pumpwerke u. dgl. an, und behielt die Zeche im städtischen Betrieb, bis Osnabrück sich des Schmerzenskindes 1889 durch Verkauf an die Georg-Marienhütte auf immer entledigte. Wie der nunmehrigen Besitzerin der Erwerb bekommen, und wie sie ihn binnen zehn Jahren wieder los geworden ist, haben wir oben gesehen.

Der Betrieb in den Schächten des Piesberges war nicht leicht, aber in technischer Hinsicht hochinteressant. Die zehn Flötze, die man unter und zwischen den Sandsteinmulden des Piesberges erbohrt, wenn auch noch nicht alle dem Betrieb erschlossen hat, reichen bis etwa 160 m unter den Meeresspiegel, von den beiden, für den Betrieb hergestellten Schächten geht der Hasenschacht, der 95 m über dem Meer mündet, 100 m tief, der Stüveschacht aber fast doppelt so tief und über 90 m unter den Nordseespiegel. Noch reichlich 10 m tiefer befindet sich der tiefste Punkt des ganzen Bergwerks, wohin, so lange der ordnungsmäßige Betrieb dauerte, alle Grubenwässer zusammenströmten, und von wo, sobald die Arbeit der gewaltigen Pumpen aufhörte, die rapide Ersäufung der Zeche ihren Anfang nahm. Welchem Wasserandrang das Bergwerk ausgesetzt war, sah man während des Betriebes an den gewaltigen Strahlen unterirdischer Quellen, die sich in manchen Stollen ununterbrochen aus der Wand oder dem Hangenden auf die Arbeitsstätten ergossen und mit Sorgfalt dem tiefsten Punkte der Zeche zugeführt werden mußten. Beinahe 200 m unter Tage arbeiteten in einem gewaltigen Raum von 44 m Länge zwei große Dampfcompoundmaschinen, jede im Stande, 7000 Liter Wasser in der Minute, oder zusammen stündlich 840 cbm (16 800 Ctr.) auf die Höhe des Hasestollens zu heben, der sich ungefähr 100 m über diesem Punkte oder an der Sohle des Hasenschachtes horizontal in's Freie bohrt. Hier stürzten die von 400 Pferdekräften emporgehobenen Wassermassen brausend aus einer Nische des Gesteins in einen Stollen, die Wassersaige, der sie in's Freie beförderte und der Hase zuleitete. Den in der Tiefe arbeitenden Maschinen wurde der Betriebsdampf aus dem Kesselhause, das sich natürlich über der Erde am Schachteingang befindet, durch lange, wohlisolirte Rohrleitungen zugeführt. Uebrigens stellten diese beiden Dampfpumpen. die lediglich das auf der zweiten Tiefbausohle sich sammelnde Wasser zu entfernen hatten, nur den kleinsten Theil der für die Entwässerung des Piesberges thätigen Dampfkraft vor. Im Ganzen befinden sich in den Anthracitgruben acht große Wasserhaltungsmaschinen, die, so lange sie thätig waren, in jeder Minute 60 000 Liter Wasser aus der Zeche entfernten. Man kann sich vorstellen, mit welcher Gewalt sich beim Stillstand der Pumpen diese Wassermengen, 3600 cbm in der Stunde oder 80 000 cbm im Tage, in die verlassenen Gänge und Stollen ergossen. Genügten doch diese Fluthen, um z. B. den früher erwähnten großartigen Maschinensaal der zweiten Tiefbausohle, in einer Viertelstunde auszufüllen! Diese ganze, Hunderttausende repräsentirende Maschinerie ist mit der Einstellung des Betriebes im Piesberge verloren, unwiederbringlich verloren.

Zu den Mitteln, durch welche der unter den ungünstigsten Bedingungen arbeitende Bergbau des Piesberges sich concurrenzfähig zu halten suchte, gehörten auch die bewunderungswürdig ausgebildeten Vorrichtungen zum Transport, zur Sichtung und Aufspeicherung des gewonnenen Materials. In der Tiefe der Gruben erfolgte die Horizontalbeförderung des Anthracits zu dem Hauptaufzug durch Wagenzüge auf Schienen, aus 10—12, von Pferden gezogenen Karren gebildet. Auch dieser Wagentransport wurde durch die Wasserverhältnisse einigermaßen behindert, indem an mehreren Stellen in den wichtigsten Stollen und Querschlägen wasserdichte Thüren sich befanden, die bei unerwartetem Wasserandrang die nicht direct betroffenen Theile der Zeche zu schützen hatten, den Verkehr aber etwas behinderten. — Im untersten Theil des Stüveschachtes war ein förmlicher Rangir- und Güterbahnhof angelegt worden, wo das Beladen, Zusammenstellen und Befördern der Wagenzüge einheitlich geregelt wurde. Hier findet sich auch der Hauptförderzug für die verticale Fortschaffung der Kohlen, wozu vierstöckige große Förderkörbe an Seilen auf- und niedergingen. Jede Etage eines solchen Förderkorbes nahm, um alles Umladen zu vermeiden, einen ganzen beladenen Wagen auf, und von vier Wagen belastet, wurde je eine Schaale durch mächtige Dampfmaschinen bis zum Schachtausgang gehoben, während am anderen Ende des Stahlseiles eine leere Schaale sich senkte. Beim Ein- und Ausfahren der Belegschaft diente jeder Förderkorb zur Aufnahme von 21 Mann, und zwar wurden die auf- und absteigenden Schaalen gleichzeitig benutzt, so daß die Ein- und Ausfahrt der Mannschaften beim Schichtwechsel gleichzeitig begonnen und beendet wurde. Dort, wo geneigte Stollen, wie der lange Hasestollen, nicht durch lothrechte Schachtmündungen, sondern direct an den Abhängen des Berges zu Tage treten, war auch die Transportirung der Wagenzüge durch sehr sinnreiche Seil- oder Kettenzüge von geringem Kraftbedarf in Uebung.

Der Hülfe geeigneter Maschinen bediente man sich, wie im Bergwerk selbst, so auch über Tage zur ersten Verarbeitung des geförderten Anthracits. Alle zu Tage tretenden Massen gelangten sofort auf ein rotirendes Sieb, welches alle Stücke, die weniger als 7 cm Länge oder Breite zeigten, passiren ließ, die größeren aber zurückhielt. Während die letzteren, da der Anthracit fast ausschließlich in kleinen Stückchen für Dauerbrandöfen u. dgl. Verwendung findet, in Kohlenbrechern weiter zerkleinert werden, wanderten die kleineren Kohlen durch Transportschnecken und -bänder weiter zu anderen Sortirmaschinen, wo sie ihrer Größe nach genau sortirt wurden. In der sogenannten Setzmaschine erfolgte dann durch einen Wasserstrom die Befreiung der Kohle von dem beigemengten Gestein und Geröll, und alsdann glitten die Kohlen automatisch den Waagen und Verladetaschen, die Steine dagegen dem „Bergethurm“ zu, der sie auf die Halde beförderte.

Der Piesberger Anthracit zeichnete sich durch seinen Reichthum an Kohlenstoff bei geringer Gasentwickelung als einer der ältesten und werthvollsten Anthracite aus, er wurde für Dauerbrandöfen so gern benutzt, daß abgesehen von dem kleinen, für die technischen Zwecke der Besitzer selbst gebrauchten Grus der größte Theil der Ausbeute schon in der nächsten Umgebung der Zeche abgesetzt wurde. Mit der Aufgabe des Betriebes im Piesberg, an der die Eigenartigkeit der Naturverhältnisse und die Starrköpfigkeit der von kurzsichtigen oder böswilligen Führern aufgehetzten Arbeiter gleich stark betheiligt sind, hat der deutsche Bergbau eine seiner merkwürdigsten Arbeitsstätten eingebüßt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Anna Ritter.

Von Carl Busse.

Vor Kurzem erschien in Leipzig ein Buch Verse. Es fiel in tiefen Sommerfrieden, in die stillste Zeit. Still blieb es bisher auch über diese Gedichte, vor denen der Name Anna Ritter steht. Es wird bald anders werden, wenn der erste Hornruf erschallt ist. Und dieser Hornruf, der eine neue Krone grüßt, soll hier ertönen. Ich nenne dies Buch und schreibe darüber, denn ich weiß, es wird nicht sterben mit denen, die heute alt sind, und nicht sterben mit denen, die heute jung sind. Es giebt Verse darin, die mit dem conservierenden Genieſtempel geprägt sind. Es ist keins von den Büchern, die literarische Anstöße geben, die uns vorwärtsbringen, die Schule machen. Leute mit streng literarischen Scheuklappen werden seine Bedeutung kaum verstehen. Aber es wird von Allen geliebt werden, die sich ein begeistertes Herz für unsere Lyrik bewahrten, denn das Schöne an diesem Buche ist es, daß es ein reines Dichterbuch ist, so ohne jeden literarischen Schulstaub, ohne jedes gewollte Modernsein, ohne jede angequälte Originalität. Und doch bewahrt es seinen weitesten Abstand von jeder conventionellen Art. Diese Anna Ritter ist im üblichen Sinne weder modern noch unmodern; sie ist eben nur Anna Ritter, d. h. ein Menschenkind, das, wie es scheint, ein schweres Geschick durch viele Stürme geführt hat, das in Leidenschaften lebt, dem große Schmerzen die Zunge lösten. Sie nennt ihr Talent ein „nachgebornes" Kind. Mit anderen Worten also: eine steile Lebenshöhe, ein Lebensglück liegt schon hinter ihr, das sie als „Stumme des Himmels" getragen. Und nach dem jähen Zusammenbruch, nach dieser Wildheit des Schmerzes, der noch jetzt über das ganze Buch zittert, nach seiner Abdämpfung zu Wehmuth und Sehnsucht, da sprengt das Empfinden alle Riegel. Man merkt es den Versen an, daß sie wie ein Strom hervorgebrochen sind, unaufhaltsam, allüberfluthend; man merkt es, daß sich viele Jahre alle Thränen des Glücks und alle Thränen des Schmerzes in diesem Menschenkind zu einem See gesammelt haben, der nun alle Dämme niederreißt; man merkt, daß hier ein seltener Nibelungenschatz, ein Capital, von dem nie bisher etwas ausgegeben ward, auf einmal sich leuchtend aufthut, und daß die Dichterin selbst all' den Reichthum kaum fassen kann. Es ist ein Buch der Verschwendung, ein so volles Ausgeben, daß man rathlos steht, fortgerissen, bezwungen, und doch als sorgender Hausvater sich fragt, was nun weiter werden soll. Denn zum zweiten Male sammelt man einen solchen Schatz nicht mehr. Aber allerdings: für gewöhnlich wird man auch nur mit einem Buche unsterblich.

Drei Entwickelungsstufen lassen sich ziemlich deutlich in diesen „Gedichten"*) unterscheiden. Die erste: da stößt man auf Verse, die das ganz ungeübte Talent verrathen, das zu gegebenen Formen greift, ohne schon ganz herauszubringen, was es herausbringen will. Ein Talent, das noch in den Windeln liegt, zwar ein hübsches Kind, aber eins, von dem man noch absolut nicht wissen kann, ob es ein Königskind ist. In diese erste Periode gehören hübsche Natur-Stimmungsbilder, nette einfache Sachen; gehören Gedichte wie „der Weg zum Glück", das vielleicht einzig konventionelle Poem des Buches. Im Ganzen ist die Reihe klein und fällt um so weniger auf, als sie äußerlich nicht fortlaufend und abgegrenzt ist. Auf der zweiten Stufe ist aus dem Kinde schon ein Sieger und König geworden. Die üblichen Formen sind nicht mehr Fesseln, die das Empfinden drücken, sondern Geschmeide. Sie hemmen nicht mehr, sie sind natürliche Ausdrucksmittel geworden, und da braust der Strom der Vollempfindung nun dahin, hier jauchzt ein liebesfrohes, leidenschaftliches Herz sein Glück empor, dort ein todtesschwangeres sein Leid. Wilde und wehe Klänge tauchen auf, süß aus verlangenden Träumen redet die Sehnsucht. Vom ersten Ball, den das junge Mädchen mitgemacht, bis zu dem Grab, dem epheubesponnenen, das den jungen Gatten allzu früh birgt, steigen die Bilder und Schicksale empor. Alles Lieder, alles reine, lyrische Lyrik. In langsamem Uebergang führt diese zweite Periode zur dritten. In ihr werden die Formen zu noch größerer Freiheit gesprengt. Eine Art freier Rhythmen taucht auf, daneben eine Chor- und Hymnenpoesie, ein feierliches Sich-Erheben, ein Versuch, das eigne Ich zu überwinden. Vor Allem wird die Art der Versformung ganz anders. Die Dichterin bindet sich nicht mehr an die bisher gebrauchten Strophengefüge. Sie thut jenen Schritt, den nur feinstes Empfinden, sicherstes musikalisches Gefühl, vollendete Sprachbeherrschung thun darf: bei willkürlicher Reimbindung den Vers je nach dem, was er auszudrücken hat, zu verkürzen oder in starker Füllung breit auslaufen zu lassen. Und sie thut das mit siegessicherer Meisterschaft.

Es sind vor Allem zwei Vorzüge, die Anna Ritter vor allen weiblichen Dichterinnen fast voraus hat. Kurz gesagt: die Weiblichkeit. Ihr Centrum, in das die Ausstrahlungen ihres Geistes- und Empfindungslebens zurücklaufen, ist wie das jeden echten Weibes ein sie ganz erfüllendes Liebesgefühl. Leidenschaft ist ihr innerster Lebensnerv. Sie ist ganz Weib und ist stolz darauf, Weib zu sein. Nur ein Weib konnte diese Gedichte schreiben, so weiblich sind sie. Alle unsere übrigen Dichterinnen, d. h. die bedeutenden haben jenen unweiblichen Zug, der sich bald in strenger Herbheit wie bei der Droste zeigt, bald darin, daß sie die Grenzen ihres Geschlechtes überspringen. Sie sind entweder hysterisch oder in ewigem Kampfe für eine philosophische, sociale, politische Anschauung begriffen. Sie können Alle nicht lachen und natürlich sein, sondern posieren fürchterlich. Und davon ist diese Anna Ritter völlig frei. Sie macht sich geistig nicht bedeutender als sie ist. Sie ist naiv wie kaum je das Weib in der Dichtung gewesen. Naiv, denn sie verleugnet ihr rein auf Liebe und Leidenschaft gestelltes Wesen keinen Augenblick. Naiv, denn ganz im Gegensatz zu ihren Colleginnen, die in auffälliger Geschäftigkeit ihren „Geist", eine ihnen als Piedestal dienende Idee in den Vordergrund rücken, mit eingebildeten Ketten rasseln, unter dem Weltfrieden es nun einmal nicht thun — ganz im Gegensatz dazu kommt ganz deutlich bei Anna Ritter ein viel weiblicherer Zug zum Ausdruck: das stolze Bewußtsein des Weibes als der Siegerin, des Weibes, das sich zwar in dienender Liebe beugt, aber auch lächelt im Bewußtsein der Macht ihrer Reize und ihrer Schönheit. Und deßhalb ist die Stellung des Mannes hier ganz anders als in den Dichtungen der meisten übrigen Frauen. Der Mann ist hier noch das, was er durch Jahrtausende gewesen: der selbstverständliche Herr, an den das Weib sich klammert, nach dem sie sich sehnt, den sie schließlich doch beherrscht, durch kluge Unterordnung. Sie will's ihm nicht gleichthun, ihm nicht gleich sein, sie weiß, daß sie anders ist, und darin liegt ihre Macht. Nirgends auch nur eine Zeile, die den Frauenrechtlerinnen gefallen würde; nirgends eine Emanzipationssucht. Denn diese Anna Ritter ist im höchsten Sinne emanzipiert, indem sie alles Weibliche in sich entwickelt hat. Da begehrt sie nicht und kann sie nicht begehren, den alten Fehler der officiellen Frauenemanzipation mitzumachen und sich nach der männlichen Seite zu emanzipieren. Kurz und gut: das nenne ich das Naive, Gesunde, Weibliche an dem Buche, daß es ursprüngliche, natürliche Empfindungen ausdrückt, auf einem sicheren Gefühl des natürlichen Unterschiedes der Geschlechter beruht — auf jenem Gefühl, das die unverbildete Frau stets haben muß und wird, deren Tendenz im letzten Grunde immer

*) Gedichte von Anna Ritter. Leipzig, A. G. Liebeskind 1898.

Digitized by Google

der Mann ist und die Kinder, allgemein ausgedrückt: die Liebe. Ein Buch der Liebe ist das Buch Anna Ritter's. Und damit hängt zusammen der zweite unterscheidende Vorzug, nämlich der, daß sie poetisch ausprägen kann, was die meisten bedeutenden dichtenden Frauen nicht können. Sie kann Liebeslieder singen. Kein Weib hat je im Entferntesten gerade Frauenlieb' und Leben lyrisch so auszudrücken vermocht, wie Chamisso; die zartesten, schönsten Mädchenlieder sind immer nur von Männern. Die Frau in der Dichtung reflectirt immer. Anna Ritter ist hier die Ausnahme. Der Cyclus „Der erste Ball" dürfte sich, obwohl er mannigfache Spuren der Frühzeit des Talentes aufweist, noch am ersten an die berühmte Chamisso'sche Gedichtreihe stellen. Und auch darin ist diese Anna Ritter ihren Colleginnen voraus, daß sie verhältnißmäßig eine für ein Weib unerhörte Gleichmäßigkeit der Durchbildung hat. In ihrem Buche stehen wohl eine ganze Reihe Gedichte, die nur hübsch sind, aber höchstens zwei oder drei, die gar nichts taugen. Und das will bei fast 150 Gedichten etwas heißen. Ebenso ist auch innerhalb eines einzelnen Gedichtes eine merkwürdige Gleichmäßigkeit der Ausführung vorhanden. Auf den kräftigen, gleich packenden Anschlag — dieses Kennzeichen des Lyrikers — folgt kein Zurücksinken, kein schwächliches Hinschleichen, sondern voll strömen die Accorde weiter, um sich in einem oft überraschend mächtigen Schlußaccord zu vollenden. Wie die Formbeherrschung immer sicherer wird, ist schon gesagt. Auch darin aber zeigt sich das ursprüngliche Talent: Außer geradezu vollendet behandelten Terzinen nirgends eine fremde Form. Nur die einfachsten, deutschem Empfinden nächststehenden Strophengefüge sind benutzt. Und bei diesem rückhaltlosen Ausströmen der Empfindungen, die so lange hinter Riegeln gelegen, bei diesem explosiven Hervorbrechen scheint es, als hätte fast die Zeit gefehlt, den Reichthum ganz nach eigenen Wünschen zu bergen. Es ist charakteristisch, daß fast stets die Strophe nur in der zweiten und vierten Zeile reimt, nicht auch in der ersten und dritten.

Ein Buch der Liebe nannte ich die Gedichtsammlung. Ein Buch der Sehnsucht und ein Buch der Leidenschaft könnt' ich auch sagen. „O Sehnsucht, wilder Falke mein, Willst du auch müde werden?" fragt gleich das erste Gedicht. Und breit und deutlich vollzieht sich vor uns die ganze Entwickelung. Der erste Ball, die erste scheue Liebe, der erste Händedruck, ein halbverstohlenes Glück. Sonne noch überall in der Welt, die Ferne mit ihren tausend Wundern tritt zurück vor den beiden kleinen Fenstern, hinter denen ihre ganze Mädchenseligkeit, ihr Liebster wohnt. Wie gedämpftes Lachen klingt es: „Ich glaub', lieber Schatz, es war Sünde, aber süß, aber süß war es doch." Aller Lebensdrang ist in ihnen Beiden gehäuft und vereinsamt; wie eine Königin trägt die junge Braut die Krone irdischen Glückes. „Das Brautlied" allerdings mit seinem Anfang ist weniger eine echte Spiegelung der mädchenhaften Empfindung, als der Triumphgesang des späteren reifen Weibes, das zurückblickt. In Demuth und dienender Liebe neigen sich Leib und Seele bräutlich dem geliebten Manne. Dann trinkt der rothe Mund sich selig satt, an seinem Herzen schläft sie ein, und im Angedenken dieser Stunde würde sie lächelnd in den Tod gehen. Aber der Allsieger Tod zertritt das sieghafte Glück. Wie ein Schrei gellt's durch die Dunkelheit, zum Sterben sucht auch sie einen Platz, das Ringlein sprang entzwei. Wundervolle Töne werden hier angeschlagen. „Sie sagen mir, du sei'st geborgen nun", aber sie glaubt es nicht, sie denkt heimlich, „daß aller Glanz, der jene Wände deckt, dir nicht die Erde und dein Weib versteckt . . ." Zwei goldene Ringlein blitzen nun an ihrer Hand, „von meines Liebsten Liebe Ein doppelt Pfand", und durch die Ringlein ist sie in der Zeit schon verknüpft mit der Ewigkeit. Jetzt naht die Sehnsucht, im Traum der Nacht, im Traum des Tages, und raunt und flüstert. Die Erde blüht wieder, die Rosen duften,

„Weiß ist mein Arm, und meine Lippen brennen,
Der Ampel Licht
Blitzt wie ein Sternlein durch das Kammerfenster —
Du siehst es nicht!

denn er liegt fernab der Zeit im kühlen, kühlen Grabe. Vergebens ringt sie sich in Sehnsucht die Hände wund. Und nun will sie ihn nicht mehr wecken, denn das Glück lügt, die Sonne lügt, aller Glanz dieser Welt lügt treulos. Andere mögen die Sonne jetzt preisen — ihr wildes Herz erlöst nur Nacht und Sturm.

Mit Sturmliedern setzt die zweite Abtheilung ein. „Sturm, Sturm, fahr nicht vorbei an meinem Fenster!" fleht sie. Ein Atom seiner Königsseele wohnt glühend, „fordernd" auch in ihrer Brust. Und am bezeichnendsten das ganze herrliche Gedicht „Sturmfluth", eine der Perlen des Buches: Das Fischerweib am Strande, schreiend nach ihrem Mann; da saust die Sturmfluth über sie, bricht sie nieder, bringt ihr Vergessen. Im Aufruhr der Lüfte wird ihr die Seele eben wieder frei und groß. Aber die heiße Sehnsucht will nicht schwinden. Schwüle Sommernächte nahn, sie haßt sie, weil sie das Herz verführen, weil sie küssen und verderben, aber sie giebt sich ihnen dann ganz hin, und der Nachtwind trägt buhlerisch mit trunknen Armen den „willenlosen" Duft empor, Alles ist so schwül, die Sehnsucht kreist immer wilder im Blute, und sie ist so jung, so jung und soll ausgeschlossen sein von all' den reichen Bronnen des Lebens.

Nirgends ist diese Anna Ritter größer, als wenn sie die athemberaubende Schwüle solcher Sehnsuchtsnächte schildert, das Widerstreben des Weibes, das doch niedergebrochen wird. Es geht dann wie heißer Athem durch die Verse. Ich will nur eine Probe geben. Das Gedicht, an das ich da denke, heißt „Im Feld." Es lautet:

„Die Luft geht schwer.
Zittert ein seltsames Licht
Ueber die Felder her,
Grad als ob's ein Gewitter wär' . . .
Küsse mich nicht. —
Wiegt sich die Weide dort
Her und hin,
Wackelt grad
Wie die Nachbarin.
Laß es die Alte
Um Gott nicht sehn,
Daß wir hier unten
Beisammen stehn!
Hat gar ein böses Maul,
Bringt's noch heute
Unter die Leute,
Zeigen sie mit den Fingern auf mich. —
Sahst du, wie's eben vorüberschlich?
Mit heißem Athem
Und huschenden Schritten?
Hat eine braune Kutte an.
Einen Strick um die Mitten
Und zwei glühende Augen im Gesicht . . .
— — — Küsse mich nicht! —
Ich wollt', ich wär erst zu Haus!
Ist keine Seele im Feld —
Alles so still und so dunkel und heiß —
Faß' mich nicht an
Und sprich nicht so leis,
Komm lieber und laß uns gehn.
Ist mir doch bang dich zu sehn,
Dich und dein bittend Gesicht —
Küsse mich nicht . . . ach . . .
Küsse mich nicht!"

Die neuere deutsche Lyrik hat wenig aufzuweisen, was diesen Versen gleichwerthig wäre. Diese Anschauungskraft, die immer so ganz im Rahmen der schwülsinnlichen Furchtstimmung des Mädchens bleibt: wie die Weide gleich der bösen Nachbarin wackelt — das könnte man goethisch nennen, wenn die Stimmung an sich nicht ungoethisch wäre. Aber diese schwüle Sinnlichkeit darin, der heiße Athem, den man in der großen Ruhe vor dem Gewitter zu hören vermeint, die Furcht des Mädchens, das sich schon halb verloren weiß, weil der Feind, dem sie erliegt, in ihr selbst ist, diese Bitte, laut zu sprechen, nicht zu flüstern, sie nicht anzufassen, und dann in dem großartigen Schluß doch die willenlose Hingabe, die nur durch ein einziges Wörtchen angedeutet ist, — das Alles ist meisterhaft. Dieses einfache „ach . . ." am Schluß, der brechende Seufzer, wirkt auf jeden Lyrikkenner wie eine Offenbarung. An diesem Worte zeigt sich das Genie. Nichts ist ausdrücklich gesagt, aber aus jedem Satze brennt die schwüle Stimmung hervor, die so wunderbar alles Bildliche auflöst und durchdringt, die sich immer mehr steigert bis zum Schlusse.

Ich habe die Entwickelung der Dichterin, wie sie sich in dem Gedichtbuche darstellt, noch zu Ende zu zeichnen. „Nach Jahren" heißt die dritte Abtheilung. Eine neue Liebe scheint

Digitized by Google

in dieses sehnsüchtige Herz eingezogen zu sein. Vielleicht nur eine heiße Phantasieliebe. Denn immer wieder wendet sich von neuem Erdenglücke das Antlitz dem Grabe zu, das den birgt, der ihr Alles war. Hier spricht dann das reife Weib, das gesundet von wilden Wünschen und Versuchungen im Anblick ihrer Kinder. „Wenn die Noth am größten . . .“ ist eins dieser Gedichte überschrieben. Ein zehrend Feuer, das Keiner kühlt, strömt ihr durch die Adern — „das macht wohl, daß ich so jung noch bin!“ Allüberall lodert die süße Luft, und da entringt sich ihr der qualvolle „Aufschrei“: Blühend sein und doch nicht leben sollen; durstig sein und doch nicht trinken, trinken; darben, darben, wenn sich Andre küssen . . .! Denn zwingend hält die kleine goldne Fessel an ihrem Finger ihr junges Leben an's Grab gebannt, ohne doch die Sehnsucht gleichzeitig niederzwingen zu können, die sich keuchend von allen Ketten losreißen will. Der Dämon erwacht ihr im Blute. Aber ein Engel spricht: „Die Kinder schlafen!“ In dem Kampfe zwischen Weib und Mutter siegt die Mutter. Und dieses Niederzwingen ist eine Läuterung, ein Schmerz, der über das kleine Ich erhebt. Jeder echte Schmerz ist ein Meilenstein auf dem Wege zur Freiheit und zu Gott. Und so klingt das Buch fast hymnisch aus: „Heilig, heilig, heilig ist der Schmerz.“ Aus dunklen Thälern schwingt sich die Seele staubbezwingend empor.

Das ist die große Linie, die durch diese Sammlung hindurchgeht. Daneben werden natürlich eine Menge anderer Töne angeschlagen. Dieselbe Dichterin, die in ihrer Lyrik den wilden Aufschrei des Schmerzes trifft, hat einen nicht häufig, aber dann reizend auftretenden Humor, eine schalkhafte Grazie — Gedichte wie Gekränkte Unschuld, Größenwahn u. A. beweisen es. Dieselbe Dichterin, die ihre Lyrik schließlich hymnisch erweitert, trifft hier und da ausgezeichnet den Volkston — der Vierzeiler „Gehn täglich viel Leute“ . . ., das kleine Lied „Weiß nicht, was noch kommen mag“ reden davon. Und doch enthält das Buch in dieser Mannigfaltigkeit der Töne so gut wie gar keinen dichterischen Widerspruch und steht in einer strengen Einheitlichkeit da, die vielleicht nur durch die beiden Gedichte „An Ada Negri“ und „Das Lied der Noth“ kurz durchbrochen wird. Gerade für das Letztere lag schwerlich eine innerliche Nöthigung vor — es ist eine Conzession an die Literatur. Und diese Einheitlichkeit in all' der Mannigfaltigkeit, die sofort Alles als Ausstrahlungen Einer Seele erkennen läßt, giebt die untrügliche Gewähr, daß hier Wahrhaftigkeit herrscht, daß die Gedichte im höchsten Sinne „erlebt“ sind, d. h. nicht so erlebt, wie Geistesarmuth das Wort auffaßt, sondern erlebt ist die sie durchströmende Empfindung. Es sind Alles innere Erlebnisse, die zu gestalten nothwendig war. Eins scheint der Dichterin ganz versagt zu sein. Sie hat nicht den geringsten epischen Zug. Sie schreibt nur und kann nur schreiben reine Gefühlslyrik. Ich preise sie deßhalb, denn das beweist gerade ihre Ursprünglichkeit. Ich wüßte auch keine deutsche Dichterin, die darin mit ihr wetteifern könnte. Die Art der Droste und die ihre sind grundverschieden. Man kann sie gegenseitig nicht abschätzen. Aber so wenig Anna Ritter auch nur im Entferntesten mit der Schilderungskunst der Droste concuriren könnte, so wenig kann man in reiner Lyrik die Droste mit ihr vergleichen. Ich wiederhole noch einmal mit vollem Bewußtsein dessen, was ich sage: wir haben kein Weib in der deutschen Literatur, das in liedhafter Lyrik sich mit dieser neu auftretenden Dichterin messen könnte. Und wenn ich Gedichte lese, wie „Mein Falke; Der erste Ball; Ich aber denke . . .; Wittwenring; Wach auf, mein Lieb; Schlafe, ach schlafe; Sturmfluth; Ich sah einen Adler . . .; Im Felde; Verlassen; Verheißung; Ballnacht; Du und ich; Am Kamin“ — wenn ich diese Gedichte mir vergegenwärtige, so fürchte ich nicht, daß die Zeit meine Prophezeihung Lügen straft.

Indische Philosophie.

Wenn es wahr ist, daß der Streit über philosphische und mehr noch über religiöse Probleme so leicht eine persönliche Färbung annimmt, weil er seiner Natur nach letzten Endes ein Kampf zwischen Gefühlsrichtungen ist, die sich fast stets zu persönlichen Gegensätzen zuspitzen, so muß man anerkennen, daß der Verfasser des neuesten Buches über Indien, Dr. Hübbe-Schleiden, trotz der höchst persönlichen Färbung diese Klippe mit großem Geschick umschifft hat.

Es giebt eine zahlreiche Literatur, besonders natürlich von englischer Seite, über Indien, aber gewiß kein Werk, das sich trotz seines europäischen Ursprunges eines so liebevollen Eingehens auf die Eigenart der Hindu und der von ihnen vertretenen Cultur rühmen kann als „Indien und Indier, culturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet“ von dem in colonialpolitischen und theosophischen Kreisen weit bekannten Dr. jur. Hübbe-Schleiden. Beide eigentlich weit auseinanderklaffende Seiten seiner literarischen Thätigkeit, die des Colonialpolitikers und die des Theosophen, kommen zu einer organischen Verbindung bei der Betrachtung eines Landes, das das größte Colonialreich der Erde darstellt, und bei einem Volke, das in seinen religiösen und philosophischen Anschauungen dem Verfasser nicht nur höchst sympathisch, sondern in mehr als einer Beziehung vorbildlich erscheint. Die coloniale Schätzung hat natürlich schon ihre Vorgänger gehabt, seitdem England seine Capitalkraft der aufblühenden Colonie in immer steigendem Maaße zugewendet hat, aber in der Fähigkeit, sich dem Hinduismus so anzupassen, daß man manchmal meint, einen Brahmanen anstatt eines Europäers zu hören, sucht der Verfasser seines Gleichen. Für die Engländer wäre es nur nutzbringend, wenn sie sich die Lectüre dieses Buches recht angelegen sein ließen, denn es enthält viele beherzigenswerthe Winke über die Nothwendigkeit einer Aenderung der Beziehungen zwischen den beiden herrschenden Kasten, den Europäern und den Brahmanen, deren Gegenüberstellung nach der Ansicht des Verfassers nicht länger eine feindselige zu sein braucht. Hübbe-Schleiden betrachtet die Europäer vom indischen Standpunkt aus als die moderne Kriegerkaste und meint, die Hindu fänden an der Absonderung des europäischen Elementes nichts Befremdliches, wenn nur die Europäer sich daran gewöhnen wollten, die Brahmanen als eine wenigstens geistig gleichberechtigte Kaste neben sich zu dulden. Erfüllt von dem Gefühl, daß die Bildung der Brahmanen in ethischer und religiöser Beziehung der europäischen mindestens gleichwerthig, wenn nicht gar überlegen sei, steht er nicht an, die Anerkennung dieser Gleichberechtigung schon jetzt als selbstverständlich zu fordern. Ihm als Theosophen erscheint die indische Religion in ihrem esoterischen Kern allen anderen Religionen weit überlegen, wenn das auch nicht in klaren Worten ausgesprochen wird. Alle Vorwürfe gegen den Polytheismus, den Götzendienst und den Aberglauben weist er als Vorurtheile zurück oder stellt sie in Parallele mit ähnlichen Anschauungen in den christlichen Religionen. Das, was das Christenthum in Wahrheit besitzt, ist nichts, was die Inder nicht schon seit Jahrtausenden besessen hätten. Nur die pantheistischen Elemente sind ihm bei beiden Religionen das Wesentliche; Alles, was nicht in diese pantheistische Weltanschauung paßt, weist er als exoterische Verhüllung ab. In kurzen Umrissen giebt er eine hauptsächlich auf dem Vedantasystem beruhende Uebersicht der indischen Philosophie, die er aus mündlichen Mittheilungen befreundeter Brahmanen ergänzt hat.

Dem Dasein liegt das eigenschaftslose Sein zu Grunde, das aber dennoch Bewußtsein besitzt, wenn auch nicht recht klar wird, ob dies Bewußtsein erst während des Weltprocesses als Summationsphänomen aller Einzel-Bewußtseine entsteht oder als übergreifende Einheit schon vorher existirt. Die älteste Bezeichnung für dieses Wesen aller Dinge ist der

Digitized by Google

Atman oder das Selbst. Das Weltdasein ist ein Kreislauf und wiederholt sich nach einer Ruhepause zu unendlichen Malen. Jeder Evolution folgt eine Involution; bei der Ersteren opfert sich der Geist (oder das Bewußtsein), indem er sich verstofflicht, bei der Letzteren bringt man sozusagen den Stoff als Opfer dar, indem man sich unter Hingabe der eigenen Individualität einem größeren Ganzen unterordnet. Aus dem ausdehnungslosen Punkt des eigenschaftlosen Brahman gestaltet sich durch Zersplitterung der Kraftbereiche die Welt der Vielheit. Alles Dasein, alle Vervielfältigung, beruht auf der „Gestaltung", die also doch dem eigenschaftslosen Wesen als Eigenschaft oder Kategorie zukommen muß. Jede Individualität hat ein Bewußtsein, deren es verschiedene Stufen giebt; der Gottmensch vereinigt in sich das Bewußtsein der ganzen Menschheit. (Eine scharfe Unterscheidung zwischen Bewußtsein und Selbstbewußtsein kennt der Brahmane nicht, wie bei ihm denn überhaupt die Uebergänge von einem Begriffe zum anderen höchst fließend sind). Während er das Bewußtsein von stofflich sinnlichen Unterlagen zu befreien sucht und sich über die Entstehung desselben nicht weiter äußert, faßt er Seele und Geist wieder als stoffliche Gestalten auf; wenn auch aus einem so feinen Stoff bestehend, daß sie den gewöhnlichen Sinnen nicht wahrnehmbar sind. Die Seele enthält das Vermögen der Triebe und den Verstand, der Geist das Vermögen der Vernunft, die Ideale, ist also der Inbegriff menschlicher Individualität, die aus fünf verschiedenen „Hüllen" besteht. „Gestaltung" besitzen sowohl die Hüllen wie die Seele und der Geist, wieder ein recht bezeichnendes Beispiel für die verschwommene Ausdrucksweise der alten indischen Religion.

Ganz durchdrungen ist Hübbe-Schleiden von der Wahrheit der Karmalehre. Bekanntlich ist das Karma das Gewebe des Schicksals, welches sich der Mensch aus seinen eigenen Handlungen während des Lebens bereitet, und das dann ursächlich auf den späteren Lebenslauf einwirkt, ihn sogar gestaltet. Denn auch dem Karma wie dem Geist, der Seele und dem Atman oder Brahma wohnt Gestaltungskraft inne. Wie der Aetherleib oder die Aetherseele dem körperlichen Organismus vorangeht, so sucht sich auch das Karma die Eltern aus, deren es zu seiner Wiederverkörperung bedarf. In den Zwischenzeiten zwischen den einzelnen Perioden seiner Wiederverkörperung ruht das Karma sich irgendwo aus. Von einem Uebergang der Thierseelen in Menschen und umgekehrt ist nicht die Rede, trotzdem die darwinistische Theorie mit der größten Kaltblütigkeit als eine einfache Consequenz altindischen Wissens herangezogen wird, indem der Begriff der Entwickelung im darwinistischen Sinne als eine Errungenschaft brahmanischer Weisheit hingestellt wird. In diesen Parallelen ist Hübbe-Schleiden überhaupt groß. So wird der Begriff der christlichen Dreieinigkeit ohne viel Umstände mit der indischen Lehre von der Trimurti identificirt, wobei ganz außer Acht gelassen ist, daß diese Lehre ein Compromiß ist, den die Verkünder der pantheistischen Brahmareligion mit den Anhängern der naturalistischen polytheistischen Urreligionen geschlossen haben, um auch den Hauptgöttern der anderen Völker einen Platz in ihrem System zu gönnen. Hübbe-Schleiden vergeistigt die Trimurti in einer Weise, die einem trimitarischen Theisten alle Ehre machen würde. Ist er doch der Ansicht, daß der Gottesbegriff der Hindu dem christlichen ähnele wie ein Ei dem anderen. Brahma als Gottvater könnte man sich noch gefallen lassen, obgleich dagegen zu protestiren ist, hauptsächlich auch vom Standpunkte der Inder selbst, daß der Schöpfer als eine individuell gestaltete Urkraft bezeichnet wird. Das eigenschaftslose „Selbst" kann sich nicht die Bezeichnung einer Individualität gefallen lassen, die ja vielmehr erst dem als Vielfaches in die Erscheinung getretenen Dasein zukommt. Wischnu als Gottsohn ist schon bedenklicher, wenn auch die Incarnation dieses Gottes als Krischna manche Aehnlichkeit mit Christus als Gottsohn hat; ganz unannehmbar aber ist Shiva, der Gott der Erhaltung und der Zerstörung, der Zeugungskraft und des Todes, mit dem heiligen Geiste. Ebenso unrichtig ist es auch, wenn Hübbe-Schleiden meint, der Christ bete ebenso wie der Inder mehr die zweite und dritte Form als die erste und zweite an, weil er bei „Gott" mehr an den „Geist" als an den Schöpfer denke. Dem Hindu tritt der Begriff des Brahman im Cultus hinter den sinnlich faßbaren Gestalten des Wischnu und Shiva als des guten und bösen Princips zurück, wenn auch die Philosophie der Brahmanen sich bemüht, die vergeistigte Form festzuhalten. Das soll kein Vorwurf sein, aber es darf auch nicht die Ansicht Wurzel fassen, als ob in Indien der Volksglaube sich von der polytheistischen Grundlage schon so weit erhoben habe, wie dies doch thatsächlich bei der christlichen Religion der Fall. Hübbe-Schleiden ist ein so überzeugter Verehrer der brahmanischen Philosophie, daß er darüber den klaffenden Unterschied zwischen dieser Philosophie und dem Cultus und Volksglauben der Hindu übersieht, oder wo er Zugeständnisse machen muß, diesen Unterschied als ebenso unerheblich darstellt, wie er in Europa bei den verschiedenen Secten des christlichen Bekenntnisses mit ihren vielfach abgestuften Formen des Aberglaubens ist. Eine Verwechselung oder Identification der brahmanischen Philosophie mit der brahmanischen Religion ist ja sehr entschuldbar, weil sich die beiden Disciplinen im Hinduismus, wohl zum Vortheil der Religion, weit weniger von einander getrennt haben als in Europa, und weil das ganze Leben der Brahmanen so mit religiösen Vorschriften durchsetzt ist, daß dem europäischen Beobachter die Religion bei der Brahmanenkaste nichts weiter zu sein scheint als die in Praxis übersetzte Philosophie. Aber das scheint nur so. Den inneren Zusammenhang herzustellen zwischen einer rein vergeistigten Philosophie, der alles Dasein letzten Endes eine durchschaubare Illusion ist, und dem naiven Realismus des Durchschnittsmenschen, dem diese Theorien zwar stetig gepredigt werden, der sich aber in seinem praktischen Handeln ebensowenig davon beeinflussen läßt wie etwa ein Neukantianer, mag das Bemühen hochgebildeter Brahmanen sein, aber es wird ihnen ebensowenig gelingen, die großen Volksmassen auf ihre Stufe zu erheben, wie es den speculativen, pantheistisch angehauchten Theisten gelingt, schon jetzt den Begriff der Persönlichkeit oder des Selbstbewußtseins des Absoluten durch den des unpersönlichen, überbewußten Einheitsgrundes aller Erscheinung zu verdrängen.

Die Lehre von der Maya hat von jeher am Meisten den Widerspruch der Europäer erregt, hauptsächlich deßhalb, weil sie in ihren praktischen Consequenzen dem thatkräftigen Geist des Abendlandes so zuwider ist. Hübbe-Schleiden streift sie nur so obenhin; sie paßt ihm nicht in die Aufgabe, die er sich gestellt hat, das Inderthum in seiner geistigen Bedeutung den Europäern möglichst mundgerecht zu machen. Auf eine wenn auch nur flüchtige Uebersicht der Entwickelung der von ihm vorgetragenen Lehren läßt er sich überhaupt nicht ein. Wenn man sein Buch liest und sonst nichts von den indischen Religionssystemen kennt, muß man staunen über den Tiefsinn und die Einheitlichkeit des Denkens, welchen in Indien die Denker schon vor Jahrtausenden entwickelt haben. Und doch sind auch dort die Bäume nicht in den Himmel gewachsen. Allerdings zeichnen sich die alten heiligen Schriften der Hindu durch einen Umstand merkwürdig vor denen aller anderen Völker aus: in ihnen hat von jeher die Skepsis die bereitwilligste Aufnahme gefunden. Dadurch besitzen die Hindu eine Reihe so merkwürdiger Documente der Entwickelung des religiösen Bewußtseins, wie kein anderes Volk, außer etwa den Juden im Buch Hiob und dem Prediger Salomonis, aufzuweisen hat, und mit Recht dürfen sie auf diese Beurkundung philosophischen Scharfsinns, der vor keinem noch so subtilen Problem zurückschrickt, stolz sein. Die große Abstraktionskraft, sonst ein Vorzug logischer Begriffsformu-

Digitized by Google

lirung, ist bei einem orientalischen Volke am meisten zu bewundern; freilich trägt sie auch die Gefahr in sich, der Wirklichkeit zu wenig Rechnung zu tragen, und dieser Gefahr sind die Inder auch unterlegen. Bei ihnen hat der Monismus des all-einen Wesens zum ersten Mal seine Ausprägung gefunden und den Henotheismus besiegt, freilich auf Kosten der Concretheit des Absoluten, das vielmehr in seiner Eigenschaftslosigkeit ein ganz schattenhaftes Abstractum geworden ist, und auf Kosten der Realität der Welt der Vielheit. Je abstracter man das all-eine Wesen zu fassen suchte, je mehr Negationen des sinnlichen Scheines man darauf häufte, um so mehr entschwand es der Welt der Wirklichkeit. Da es aber mehr sein und erhabener dastehen sollte als die umgebende Welt, so verflüchtigte man die letztere zum Schein, zum Truggespinst der Maya. Zuerst hatte man die Maya, die Brahma umstrickt, in ganz naturalistischem Sinn als eine Gottheit aufgefaßt; da aber die Absolutheit Gottes unter dieser Machtstellung eines zweiten Princips litt, so verlegte man das Trugbild der Maya ganz in die subjective Sphäre des Menschen. Nicht Brahma als Absolutes ist nun von der Maya bethört, sondern nur der Mensch, der an eine Welt der Vielheit, der Zeit und des Raumes glaubt. Das ist die letzte Antwort des Brahmanismus. Befriedigend ist sie nur für Denjenigen, der an ein tieferes Eindringen in das Wesen des Absoluten verzweifelt oder sich des Widerspruchs zwischen dem vielheitlosen ruhenden Sein und der Welt der Vielheit gar nicht bewußt ist. Die bildliche Sprache des Orients verschleiert dem Betrachter ja auch Manches, was bei einer rein logischen Herausschälung des Begriffes sofort als logisch unmöglich sich herausstellen würde. So ist das Gleichniß von den Funken, die dem Feuer entspringen, ein häufig wiederkehrendes, um den Uebergang von der Einheit in die Vielheit zu veranschaulichen.

Wenn nun die Maya etwas Unwahres producirt, so erhebt sich immer wieder die Frage: Wie kommt das Brahman dazu, sich in die Maya zu stürzen, oder die Welt der Vielheit, welche von der Maya getäuscht wird, aus sich zu produciren? Um das Brahman von diesem Vorwurf zu entlasten, schreitet die indische Lehre im Buddhismus eben zu der letzteren Consequenz fort, daß sie die Wirklichkeit des Absoluten nun auch negirt und dadurch zum Atheismus wird. Die Verstandeskritik mußte außerdem ebenfalls dahin führen, das eigenschaftslose Sein als Nicht-Sein, d. h. als Nichts letzten Endes zu bestimmen.

Weil die Welt des Daseins das Unwahre, zu Negirende ist, darum läßt sich der Hindu auch so ungern auf eine kräftige Förderung rein irdischer Ziele ein. Der letzte Grund, weßhalb er jetzt die Herrschaft der Engländer ebenso willig erträgt wie früher die der muhamedanischen Eroberer, liegt in seiner Religion begründet. Wie die Stärke derselben in der Erkenntniß eines alleinen Seinsgrundes, der auch dem Menschen immanent ist, liegt, so besteht die Schwäche in der Ansicht von der Unwirklichkeit und in Folge dessen Verwerflichkeit der Welt der Erscheinung. Wie die erstere Seite zu religiöser Inbrunst und der Abkehr von irdischem Wohlleben wie zur Askese führt, so die Letztere zum Verzicht auf ein freudiges Mitwirken an den Aufgaben des öffentlichen Lebens. Wenn die Welt als etwas in jeder Beziehung Ueberwindungsbedürftiges, von den höchsten Zwecken Abziehendes erscheint, dem wird es natürlich nicht einleuchten, wenn er seine Arbeit auf Förderung weltlicher Zwecke richten soll. Wer nur die Erlösung des eigenen Ich anstrebt und nur durch das Mitleid mit den übrigen Menschen sich verbunden weiß, der wird sich weder durch Rücksicht auf die Familie, noch auf den Staat oder sonstige höhere sociale Zwecke von seiner askelischen Heiligung abhalten lassen. Das Leben eines Brahmanen soll in der Weise verlaufen, daß er nach Beendigung der Lernzeit zunächst eine Familie gründet, auf der dritten Stufe sich, eventuell von der Gattin begleitet, in die Einsamkeit zurückzieht, was jetzt indessen nicht mehr so streng genommen wird, auf der vierten und letzten Stufe aber alle Bande der Familie und des Besitzes von sich streift, um sich in Armuth und Einsamkeit ganz der Betrachtung der göttlichen Dinge zu widmen. Hier hört doch jeder Vergleich mit dem Mitglied einer bevorrechteten Gesellschaftsclasse in Europa auf. Kein Aristokrat Englands, Frankreichs, Deutschlands würde es je als das höchste und letzte Ziel seines Lebenslaufes ansehen wollen, die Jahre des Greisenalters in Armuth und Entbehrung jeglichen Familienanschlusses zuzubringen, und es ist sehr zu bezweifeln, ob die heutigen Brahmanen in der Allgemeinheit es jetzt noch zu den Prärogativen ihres Standes rechnen, in dieser Weise ihr Leben zu endigen. Einzelne Anachoreten giebt es bei uns ja auch noch. In den Tiroler Bergen befinden sich Einsiedeleien, oft bei einer kleinen Capelle gelegen, deren Bewohner, meist ältere Männer, die selten die Priesterweihen erhalten haben, vom Bischof förmlich für diese Lebensweise ordinirt werden und ihren Unterhalt durch Almosen fristen.

Wenn die europäische Civilisation überhaupt einen Einfluß auf die Sitten und Gebräuche der Inder übt, so ist es sicherlich zuerst das Verschwinden dieser vierten Brahmanenstufe, in welchem sich der Einfluß des Zusammenlebens mit den Europäern äußert. Das Parda-System, d. h. die durch den Muhamedanismus sehr verschärfte Absperrung der Frauen, wird, weil sie dem Egoismus des männlichen Geschlechts dienlich ist, weit weniger rasch verschwinden. Die Frauen sind von jeglichem Unterricht ausgeschlossen und ganz auf die Familie beschränkt. Eine besonders traurige Rolle spielen die Wittwen, obgleich von Wittwenverbrennungen, deren es überhaupt zu allen Zeiten nur sehr wenige gegeben hat, keine Rede mehr ist. Da die Verheirathungen der Töchter meistens sehr früh stattfinden, weil es für Pflicht gilt, den Töchtern so zeitig als möglich einen Mann zu geben, ohne den sie keine religiöse Vervollkommnung erreichen können, so giebt es eine Menge trauriger Wittwenexistenzen. Auf die Emancipation der Frauen und die Zulassung eines geregelten Schulunterrichts richten sich viele Bestrebungen anglo-indischer Kreise.

Die Culturkraft der Hindu bezeichnet Hülbe-Schleiden als unbegrenzt, falls man nur versteht, auf ihre Eigenart Rücksicht zu nehmen. Er sieht eine glänzende Zukunft des Landes voraus, wenn man nur erst die Kräfte der Bevölkerung der Industrie dienstbar gemacht hat. Dazu gehört vor allem, daß man kürzere Arbeitszeiten und geringere Intensität der Arbeitsleistung fordert als in Europa, was sich durch schlechtere Bezahlung ausgleicht. Bei der Bedürfnißlosigkeit der Hindu, die der der Chinesen wohl wenig nachsteht, ergiebt sich die Billigkeit der Arbeitslöhne ohnehin von selbst. Den Aufschwung des Productionsbetriebes in den letzten 50 Jahren rechnet Hülbe-Schleiden zu den größten Segnungen der Civilisation. Damit möchte er sich in directem Gegensatz zu den Socialdemokraten befinden, die für alle orientalischen Länder in dem Hereinbrechen der capitalistischen Wirthschaftsordnung das größte Unglück sehen, wenn sie es auch als nothwendige Durchgangsstufe für den socialen Staat ansehen. Aber nur für das wirthschaftliche Leben erachtet Hülbe-Schleiden den europäischen Einfluß auf die Inder für günstig, für das geistig sittliche Leben befürchtet er vorwiegend Nachtheile, weil er den „hochfliegenden Idealismus“ der Brahmanen besser zu würdigen weiß als den sinnlichen und philosophischen Materialismus der Europäer, und in der christlichen Religion keinen vollgültigen Ersatz für die von den Brahmanen bereits erreichte Stufe der religiösen Vertiefung erblickt. Die Geringschätzung für das kirchliche Christenthum rührt daher, weil zum Vergleich mit demselben, wie es sich in der Missionsthätigkeit offenbart, nicht der indische Volksglauben, sondern ausschließlich die indische Philosophie herangezogen wird. Dabei kommt natürlich das Christenthum sehr schlecht weg.

Digitized by Google

Wenn man die geistige Cultur der Brahmanen mit einer ähnlichen Geistesbildung bei uns vergleichen will, so muß man allerdings nichta die Ansichten Comte's und Spencer's, wie das auf den indischen Universitäten geschieht, heranziehen, sondern die speculative Philosophie Deutschlands seit Kant, in welcher die Brahmanen viele Berührungspunkte mit ihren eigenen Anschauungen finden würden. Ob ihr großer geistiger Conservatismus, der sie stets auf die Vergangenheit zurückblicken läßt, den aus der deutschen Philosophie und Mystik zu schöpfenden Anregungen gerecht zu werden vermag, ist freilich eine schwer zu beantwortende Frage. Das Denken der Hindu bewegt sich zu sehr in verschwommener Phantastik und gefühlsmäßiger Unklarheit, um sich von der begrifflichen Schärfe der modernen deutschen Philosophie angesprochen zu fühlen. Da sie den Widerspruch nicht fürchten, ihm vielmehr gern Gehör schenken, weil das Spielen mit demselben ihrer Phantasie zusagt, so liegt ihnen auch gar nichts daran, den Widerspruch zu heben. Die Skepsis wird anerkannt, aber nicht überwunden.

Der indische Vorstellungskreis umfaßt zwei einander widersprechende Systeme, die Beide in den Veden ihren Ausdruck finden, ohne daß sich das Gemüth des Denkers davon beschwert fühlt. Der erste Vorstellungskreis schließt sich um die Lehre von der Maya herum; der zweite beschäftigt sich mit dem Emanationssystem und befriedigt den auf das Empirische gerichteten Verstand des Alltagsmenschen mehr als die rein brahmanische esoterische Lehre von der Scheinhaftigkeit der Welt, auch weil sie das sittliche Verantwortungsgefühl auf eine festere Basis stellt als der Akosmismus der Brahmanen, für letzteren ist die Welt absoluter Schein, und der Wissende ist jenseits von gut und böse; mit dem Durchschauen des Schein hört eben jede Verantwortlichkeit auf, und es handelt sich nur noch um die persönliche Erlösung von der Maya, um mit Brahma eins zu werden. Die Lehre von der Emanation, die wahrscheinlich aus Aegypten stammt, trägt dem gemeinen Menschenverstand mehr Rechnung, indem sie ein allmäliges Ausströmen aus dem Brahma und dementsprechend auch ein allmäliges Wiederkehren in den Urgrund alles Seins annimmt. Je nach dem Grade der Entfernung und Annäherung bestimmt sich die sittliche Güte des Menschen. Die Welt ist nicht schlechthin nichtseinsollend, wie im Akosmismus, sondern nur relativ nichtseinsollend, und der Einzelne sieht Stufen der Läuterung vor sich, die er durch religiöse Vorschriften nach und nach erklimmen kann. Auf diesem Boden ist auch die Karmalehre erwachsen, die mit der esoterischen Brahmanenlehre eigentlich gar keinen Zusammenhang hat. Denn wenn die Welt nichts als Schein ist, so hört jede sittliche Verantwortlichkeit auf, und das Karma gehört ebenso zu den Illusionen wie alle anderen Vorstellungen von Schuld und Buße. Ist aber die Welt nicht nur Schein, sondern ein Ausfluß aus göttlichem Urquell, so konnte sehr wohl die Vorstellung aufkommen, daß man sich durch sein Karma, d. h. durch die Summe aller sittlich differenten Handlungen während eines Lebenslaufes entweder von diesem Urquell entfernt oder sich ihm wieder nähert.

Diese Seelenwanderungs- oder Karma-Theorie bildet einen so wichtigen und zwar populären Bestandtheil indischer Anschauungsweise, daß auch der Buddhismus ihn verwerthete und zwar in so umfassendem Maaße, daß er schließlich Kern und Mittelpunkt der ganzen Lehre wurde. Nachdem der Buddhismus zuerst die Consequenzen des Brahmanismus gezogen und das abstracte Sein zum Nichts gestempelt hatte, erhob sich für das sittliche Bewußtsein der Hindu die unabweisliche Forderung, an Stelle des Nichts als absoluten einen anderen festen Grund für das sittliche Handeln zu setzen. Dieser Grund wurde in der sittlichen Weltordnung, wie wir sagen würden, in dem Karma, wie die Hindu sagen, gefunden. Zu Gunsten dieser Karma-Lehre wurde mit dem Illusionismus des Brahmanismus gebrochen und nach dem Vorgang Kapila's, des Begründers der Sankhalehre, eine Art Pluralismus angenommen. Da der Geist den Indern nun bei Weitem erhabener dünkt als die sinnlich-stoffliche Natur, so nahm dieser Pluralismus bei Buddha auch keine materialistische Wendung, sondern eine ethische. Das Karma repräsentirt die unsterbliche Seele des christlichen Mittelalters, nur mit dem Unterschied, daß es die Kraft besitzt, sich einen neuen Leib anzubilden. Wie das geschieht, wird weislich unerörtert gelassen. Je nach dem letztvergangenen Lebenslauf, mit dem keine Contenuität des Bewußtseins stattfindet, gestaltet sich die neue Individualität und büßt dadurch die Schuld des letzten Lebens ab.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Lehre werthvolle ethische Bestandtheile enthält. Vor Allem weist sie den erlösungsbedürftigen Menschen auf das eigene Thun als Mittel der Erlösung hin und unterscheidet sich dadurch grundsätzlich vom Christenthum. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß die Person Buddha's überall göttliche Ehren und göttlichen Cultus genießt. Dies äußerliche Beiwerk ist ein Verfallsprodukt, wie es überall und zumal bei orientalischen Völkern leicht eintritt, und kann jederzeit beseitigt werden, ohne daß dadurch, wie im Christenthum, die Fundamente der Religion zerstört werden. Aber dies erste Reis der sittlichen Autonomie in der Geschichte ist auf einen so morschen Ast gepropft, daß es sich nicht zur vollen Blüthe entwickeln konnte. Denn man muß immer wieder betonen, daß die Karmalehre ganz unvermittelt neben der Lehre von der Scheinhaftigkeit und Nichtigkeit des Daseins herläuft. Es ist ja ein Widerspruch in sich, den Pluralismus und die Wesenhaftigkeit des Karma und daneben auch den absoluten Illusionismus anzunehmen, wonach das Karma als eine der Illusionen der von dem Schleier der Maya noch Umstrickten erscheint. Deßhalb suchen auch die europäischen Anhänger der Karmalehre den brahmanischen Untergrund wenigstens in Bezug auf die Mayalehre möglichst unberücksichtigt zu lassen und allein die Wiederverkörperungslehre aufrecht zu erhalten. Während die fortgeschrittenen theologischen Kreise des Christenthumes die Unsterblichkeitslehre als irrelevant bei Seite schieben, erlebt sie in den theosophischen Kreisen erneute Berücksichtigung und liefert ein interessantes Beispiel für die Zähigkeit des Glückseligkeitstriebes, dem allein sie ihren Ursprung verdankt.

Die Theosophen nehmen aus dem Brahmanismus die pantheistische Anschauung des alleinen Urgrunds, dessen abstrakte Eigenschaftslosigkeit sie klüglich übersehen, und von der Mayalehre nur die Betonung der Nichtigkeit des Sinnlichen gegenüber dem Geist, vorwiegend in ethischer Beziehung, ohne sich auf eine Versöhnung dieses Dualismus einzulassen; aus der Sankhalehre entlehnen sie die Verkündigung von der Wesenhaftigkeit der Seelenmonade, aus dem Buddhismus die sittliche Weltordnung. So bauen sie sich ein Gebäude auf, das sie indische Religion oder indische Philosophie nennen, das aber in dieser Fassung nirgends in Indien existirt. Die europäischen Verkünder dieser Lehren gehen alle mehr oder weniger von der Gefühlsmoral aus und fühlen sich deßhalb von dem indischen Anschauungskreis, wo das mystische Element überwiegt, besonders angezogen. In Deutschland war der Begründer dieser Richtung Baron Hellenbach, ihm folgte Du Prel und Hübbe-Schleiden, die sich nur in unwesentlichen Punkten von einander unterscheiden.

Eigenthümlich ist die Stellung der Theosophen zum Christenthum, von dem sie meistens unbefriedigt herkommen, ohne die Festigkeit oder die Consequenz zu haben, ihre Gegnerschaft öffentlich zu bekennen. Sie suchen im Gegentheil die Verwandtschaft mit dem Christenthum festzuhalten, indem sie Christus zu einem Anhänger der Wiederverkörperungslehre stempeln und an der Gewißheit buddhistischer Einflüsse auf den Stifter des Christenthums nicht zweifeln. Die indische Toleranz, die ja auch einen Götterhimmel duldet, erstreckt sich

Digitized by Google

bei diesen modernen Indo-Europäern eben auch auf das Christenthum, ist aber nur dann berechtigt, wenn man auch die indische Mayalehre acceptirt, aus der allein diese großartige Toleranz entspringt, und es dürfte sehr zweifelhaft sein, ob die christlichen Theologen eine in diesem Sinne gemeinte Toleranz überhaupt annehmen würden. Wir haben freilich in der Rietschel'schen Theologie einen Versuch, den philosophischen Agnosticismus in Bezug auf die Erkennbarkeit des Dinges an sich mit dem Geltenlassen der christlichen Dogmatik in Einklang zu bringen, aber diese Lehren sind doch noch zu wenig Allgemeingut geworden, um von einer praktischen Brauchbarkeit oder Werthlosigkeit derselben Zeugniß zu geben. Ein anderer den Indern verwandter Zweig moderner Geistesbildung ist die philosophische Richtung der Neukantianer, aber die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen, von denen sie ausgeht, sind den Hindu, wenn sie keine gründliche europäische Bildung genossen haben, meist ebensowenig verständlich wie die anderen Zweige europäischer Philosophie, deren Studium, selbst von den Schwierigkeiten der Sprache abgesehen, ein Versenken in einen so andersartigen Gedankengang fordert, daß man kaum den Anspruch erheben darf, daß die Brahmanen zuerst und vor Allem Geschichte der Philosophie studiren sollten, ehe sie zu einem abschließenden Urtheil über eine ihnen so fremde Geistesbildung kommen. Was man von den Brahmanen aber nicht verlangen kann, das darf man fordern von jenen europäischen Männern, die uns die indische Philosophie als das Alpha und Omega aller Weisheit überhaupt hinstellen wollen. Die hohen Vorzüge des Hinduvolkes in cultureller wie ethischer Hinsicht vor allen anderen Völkern des Orients sollen garnicht in Abrede gestellt werden, aber es muß ein entschiedener Protest dagegen eingelegt werden, daß unsere geistige Entwicklung in Bezug auf die Philosophie in irgend einem Punkte hinter der indischen zurückgeblieben sei und nun von jener neue Anregungen zu empfangen habe. Wer sich mit Geschichte der Metaphysik beschäftigt, wird sicherlich den indischen Anschauungskreis nicht als das Endziel der Entwickelung betrachten, sondern als einen jener Durchgangspunkte, den das religiöse Bewußtsein auf dem Stufengang seiner Läuterung durchzumachen hat. Wenn man den nackten Kern jener Anschauungen faßt, losgelöst von allen Verhüllungen einer phantastischen Mystik, so stellen sich dem prüfenden Blick zwei bis drei einander widersprechende Lehren dar, die uns in anderen Ländern, wenn auch in etwas veränderter Fassung auch begegnen, und der einzige Vorzug des hohen Alters vermag die von einem fortgeschrittenen Geiste eingegebenen Bedenken nicht zu entkräften. A. v. H.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Bahnwärter.

Von François Coppée.

Ihre Majestät die Königin von Böhmen — bei den Märchenerzählern wird es immer ein Königreich Böhmen geben — reist im strengsten und anspruchlosesten Incognito unter dem Namen einer Gräfin von Siebenschloß und nur begleitet von ihrer Vorleserin, der alten Baronin von Georgsthal, und einem Hofmann, dem General Horschowitz. Trotz aller Wärmflaschen und Pelze ist es in dem reservirten Abtheil grimmig kalt, und wenn die Königin, ihres englischen Romans müde oder gelangweilt von dem Stricken des Generals — denn der böhmische General übt sich, seit er a. D. ist, in dem von ihm leidenschaftlich geliebten, etwas sonderbaren Zeitvertreib des Strickens — einen Blick auf die schneeweiße Landschaft werfen will, muß sie vorerst mit ihrem Taschentuch eine Weile das Wagenfenster reiben, das der Frost mit glitzernden Krystallen und Eisblumen bedeckt. Es ist in der That eine seltsame Laune, eines zwanzigjährigen Kopfes würdig, die Ihre Majestät mitten im Winter nach Paris trieb zu ihrer Mutter, der Königin von Mähren, die ihrerseits für das nächste Frühjahr ihren Besuch in Prag angesagt hatte. Doch die Reise mußte nun einmal bei zehn Grad unter Null angetreten werden, die Baronin ihren alten Rheumatismus abschütteln, der General voll Verzweiflung eine prachtvolle Bettdecke im Stiche lassen, die er eben für seine Schwiegertochter strickte, um zur Reiseunterhaltung nur das Material für ein Paar bescheidene Wollstrümpfe mitzunehmen. Die Reise ist recht beschwerlich; ganz Europa liegt im Schnee, und die erste Hälfte des Weges wurde nur mit vielen Verspätungen und Schwierigkeiten zurückgelegt, da der Fahrplan wegen der Strenge des Winters nirgends eingehalten werden kann. Endlich nähert man sich dem Ziele; um neun Uhr Abends hat man im Bahnhofe von Mâcon gespeist, und obschon auch heute die Wärmflaschen kaum lau sind und große weiße Flocken draußen durch die Finsterniß tanzen, so träumen die Baronin und der General, jedes in seiner Ecke unter ihren Pelzmänteln und Decken eingeschlummert, von der Ankunft und dem Aufenthalt in Paris, wo die Baronin ihrer Neigung zu frommer Andacht besser leben kann, und der alte Haudegen sich gleich in ein Wollengeschäft begeben will, wo er allein gewisse gewünschte grüne Schattirungen seines Wollenbedarfs aufzutreiben hofft. Aber nur die Königin schlief nicht. In ihrem weiten Blaufuchsmantel, vom Fieber geschüttelt, den Ellenbogen auf dem weichen Polster und die zusammengepreßte Hand im prächtigen blonden Haar, das unter dem koketten Reisebarett wild hervorquillt, starrt sie nachdenklich mit weit geöffneten Augen in's Halbdunkel hinaus und hört auf die ferne und unbestimmte Musik, die das müde Ohr des Reisenden im Gerassel des dahinfliegenden Zuges zu hören glaubt. Vor ihrem geistigen Auge zieht ihre ganze Vergangenheit vorbei, und die arme junge Königin fühlt sich sehr unglücklich.

Sie sieht sich erst als kleine Prinzessin mit rothen Händen und backfischartiger Figur neben ihrer lieben Zwillingsschwester, die sich nach dem Norden verheirathet hat, und die ihr so ähnlich sah, daß man sie bei gleicher Kleidung nur durch verschiedenfarbige Haarbänder unterscheiden konnte. Das war noch zur Zeit, bevor die Revolution ihre Eltern vom Throne gestürzt hatte, und ach! wie liebte sie die ruhige und friedliche Luft des kleinen Olmützer Hofes, wo die Starrheit der Etikette durch die harmlose Lebens- und Denkart gemildert wurde. Mit welchem Vergnügen erinnerte sie sich, wie ihr Vater, der gute König Ludwig V., der seither in der Verbannung Kummers gestorben, mit ihr und ihrer Schwester, ohne sein Hofkleid und sein Geschmeide abzulegen, zu Fuß durch den Park ging, und wie sie um vier Uhr Nachmittags in dem von Winden und wildem Wein umhegten chinesischen Pavillon Kaffee tranken und auf den Fluß und die ferne Gebirgslandschaft zu ihren Füßen hinabschauten. Dann aber kam die Zeit ihrer Verheirathung und des großen Präsentationsballes: es war ein herrlicher Juliabend, und durch die offenen Fenster drang das Gemurmel der sich im illuminirten Garten drängenden Menge empor. Wie bebte sie, als man sie mit dem jungen König einen Augenblick allein ließ! Und doch liebte sie ihn schon beim ersten Blick, als er ihr, die weiße Reiherfeder am Barett, so elegant und fein in seiner blauen, diamantenübersäeten Uniform und mit den bei jedem Schritte klirrenden goldenen Sporen an den blitzblanken Stiefelchen entgegentrat. Nach dem ersten Walzer nahm Ottokar ihren Arm und führte sie, beständig seinen langen schwarzen Schnurrbart drehend, in's Blumenzimmer, wo er sie unter einer breiten Palme zum Sitzen nöthigte, selbst an ihrer Seite Platz nahm und dann, indem er mit der Eleganz des vollendeten Cavaliers ihre Hand ergriff und ihr in die Augen sah, halblaut zu ihr sagte: „Prinzessin, wollen Sie mir die Ehre geben, meine Gemahlin zu werden?" Da erröthete sie, senkte die Stirn und, die Hand auf ihr wildschlagendes Herz pressend, antwortet sie: „Ja, Majestät!", während die Zigeuner eben den tschechischen Krönungsmarsch, jenes Hohelied der Begeisterung und des Triumphes, mit ihren Geigen anstimmten. Aber ach, ihr Glück war schnell verflogen! Sechs Monate des Irrthums und frohen Wahns, da enthüllte ihr eines Tages, als sie sich schon in gesegneten Umständen befand, ein roher Zufall, daß sie betrogen wurde, daß der König sie nicht liebte, sie niemals geliebt hatte und daß er sogar am Tage nach der Hochzeit bei der Gazella, der ersten Balletttänzerin des Prager Hoftheaters, soupirt hatte. Und das war noch nicht Alles! Sie erfuhr, daß sie selbst die Einzige war, die nichts von dem alten Verhältniß Ottokars mit der Gräfin Przibram wußte, von der er drei Kinder hatte, und daß er die Favoritin trotz hundert anderer Liebeleien niemals aufgegeben hatte und sogar die Stirn besaß, sie zur ersten Ehrendame seiner Gemahlin zu machen. Ihre eigene Liebe war also mit einem Schlage dahin, diese zarte, scheue Liebe, die sie ihrem Gatten nie zu gestehen gewagt hatte und nun verglich sie sie mit dem armen Vogel, den sie als kleines Mädchen im ersten Schreck über das Zerspringen einer vom Kammermädchen fallengelassenen Porzellanvase in ihrer bebenden Hand erdrückt hatte. Aber sie hatte ja einen Trost: ihr Sohn! Gewiß, sie hatte einen Sohn, und sie liebte ihn; ganz schrecklich! und oft, wenn sie neben der mit der Königskrone gezierten goldenen Wiege saß, worin ihr kleiner Ladislaus ruhte, ging's ihr wie ein Eisstrom durch's Herz im Anblick des Kindes, dessen Vater sich so empörend an ihr vergangen hatte. Ueberdies konnte sie ihn ja gar nicht für sich allein haben, denn es war nicht, wie bei ihren guten Eltern, die — ein neuer Schmerz für sie — eine Revolution in die Ferne getrieben hatte: an diesem alten und stolzen böhmischen Hofe vollzog sich Alles nach der strengsten Etikette. Ein ganzer Kometenschweif Anstandsdamen und Pflegerinnen, alten, vornehm thuenden Damen mit

Digitized by Google

hohen Hauben, drehte sich um die königliche Wiege, und wenn die Königin ihren Sohn sehen und küssen wollte, dann verkündete man ihr feierlich: „Seine Hoheit haben letzte Nacht ein wenig gehustet ... Seine Hoheit zahnen etwas ...“ und es war ihr, als ließe der eisige Hauch, der von diesen verdorrten Frauengestalten ausging, auch ihr Mutterherz erstarren und ersticken. Ja, wahrhaftig, die arme Königin hatte genug von diesem Leben! Manchmal, wenn sie vor Kummer und Langeweile zu vergehen glaubte, erhielt sie vom König die Erlaubniß, die Königin von Mähren, die nach ihrer Entthronung in Frankreich lebte, zu besuchen; dann flog sie aus ihrem Gefängniß fort und zwar allein, denn die Tradition erlaubte nicht, daß der Thronfolger ohne seinen Vater außer Landes ginge, und sie eilte nach Paris, in den Armen ihrer greisen Mutter zahllose Thränen zu vergießen. Doch diesmal war sie plötzlich abgereist, ohne um Erlaubniß zu bitten, nur nach einem flüchtigen Kuß auf die Stirn des schlafenden Ladislaus, denn das Uebermaaß der Kränkung und Schande hatte sie fast von Sinnen gebracht und ihr jede ruhige Ueberlegung geraubt. Des Königs ausschweifendes Leben wurde von Tag zu Tag schamloser. In allen Städten und auf allen Jagdschlössern Böhmens hatte er seine Buhlerinnen und illegitimen Kinder. Ueberall spottete man darüber, und auf den Prager Straßen konnte man satirische Lieder singen hören, worin von seiner zahlreichen Nachkommenschaft die Rede war und gefragt wurde, ob Ottokar nicht wie August der Starke eine besondere Gardeschwadron von seinen Bastarden bilden wolle. Um die Kosten seines liederlichen Wandels zu bestreiten, machte der König Alles zu Geld und stürzte den Staat in Schulden. Der Ordenschacher war ganz besonders anstößig, und man erzählte von einem Wiener Schneider, der den Ordensüchtigen schon für fünfhundert Gulden schwarze Röcke verkaufte, in deren Tasche und Knopfloch man die Verleihungsurkunde und das Band des höchsten böhmischen Militärordens fand. — —

Aber, was ist das? Der Zug bewegt sich ja langsamer, jetzt hält er. Was soll dies Halten auf freiem Felde mitten in der Nacht? Der General und die Baronin sind aufgewacht und in Unruhe. Der Cavalier läßt ein Fenster herab und beugt sich in's Dunkel hinaus; da geht gerade der Zugführer vorüber, dessen Laterne plötzlich den weißen Schnurrbart und die Otterfellmütze des Generals beleuchtet. „Was giebt's? Warum halten wir?“ ruft ihm der alte Horschowitz zu.

„Wir können nicht weiter und haben wenigstens eine Stunde Aufenthalt. ... Zwei Fuß Schnee! Wir kommen nicht vorwärts!

„Was? Eine Stunde hier liegen bleiben und bei solchem Wetter! Die Wärmflaschen sind ja eisig ...“

„Was kann ich dafür? Wir haben nach Tonnere um ein Bataillon Schneefeger telegraphirt. Aber wie gesagt, vor einer Stunde kommen wir nicht weiter.“ Und der Mann ging mit seiner Laterne den Zug entlang.

„Das ist ja abscheulich. Aber Eure Majestät werden sich erkälten!“ ruft die Baronin.

„Allerdings, mir ist kalt,“ sagt die Königin zusammenschauernd.

Der General sieht ein, daß er den Helden spielen muß; er springt also aus dem Wagen, versinkt im Schnee bis an die Knie, rappelt sich auf, läuft dem Mann mit der Laterne nach und spricht halblaut sehr eifrig mit ihm.

„Und wenn es der Großmogul wäre, ich kann es nicht ändern,“ erwidert der Beamte. „Sehen Sie, dort ist ein Wärterhäuschen; dort wird man Feuer haben ... Wenn die Dame also aussteigen will ... He, Sabatier!“ Eine zweite Laterne kommt näher. „Sehen Sie doch mal nach, ob es beim Wärter geheizt ist.“

Glücklicher Weise hat er Feuer. Der General fühlt sich stolzer, als wenn er eine Schlacht gewonnen oder die letzten Blumen seiner berühmten Bettdecke vollendet hätte. Er kehrt zum Wagen der Königin zurück, meldet den Erfolg seiner Schritte, und eine Minute später sind unsere drei Reisenden, die mit den Füßen stampfen, um den Schnee von ihren Schuhen zu schütteln, im niedrigen Zimmer des Wärters, der vor dem Kamin kniet und dürres Holz auf das Feuer wirft. Bald sitzt die Königin vor der lustig flackernden Gluth, ihren Pelzmantel über die Lehne des Rohrstuhls zurückgeschlagen, ihre langen schwedischen Handschuhe in der Hand, und blickt sich um Sie befindet sich in einem bäuerlich ausgestatteten Raume. Der Fußboden ist von trockenen harten Latten; Zwiebelbündel hängen am rauchgeschwärzten Balken, eine Vogelflinte liegt auf zwei Riegeln über'm Kamin, und einige mit Blumen bemalte Teller stehen im Glasschrank. Was aber ihre Aufmerksamkeit vor Allem fesselt, ist neben dem großen Bett eine Korbwiege, aus deren Kattunvorhängen jetzt das Schreien eines eben erwachten Kindes ertönt. Sofort läßt der Bahnwärter sein Feuer im Stich und wendet sich zur Wiege, die er sacht schaukelt. „Eia popeia, mein Lieb, eia popeia, schlaf nur, es sind Papas Freunde!“

Er sah wie ein guter Vater aus, der Mann mit dem Ziegenfell, dem kahlen Petrusschädel, dem alten Soldatenschnurrbart und den zwei tiefen Falten in den Wangen.

„Ihr Töchterchen?“ fragte die Königin mit Interesse.

„Ja, es ist meine Cäcilie. Nächsten Monat wird sie drei Jahre alt.“

„Und ihre Mutter?“ ... fragte die Majestät zögernd. Er schüttelt den Kopf. „Sie sind Wittwer?“ Aber er verneinte wieder. Da erhebt sich die Königin erregt, nähert sich der Wiege und sieht die schlummernde Cäcilie an, die zärtlich ein Hündchen von Gummi an ihr Herz drückt. „Armes Kind!“ murmelt sie.

„Nicht wahr,“ sagte der Wärter mit gedämpfter Stimme, „nicht wahr, meine Dame, es muß eine herzlose Mutter sein, die ihr Kind in dem Alter verlassen kann? Daß sie mir weglief, ist schließlich meine Schuld ... Es war unrecht von mir, eine so viel jüngere Frau zu heirathen und sie allein in die Stadt gehen zu lassen, wo sie in schlechte Gesellschaft gerieth. Aber ein solches Herzblatt im Stiche zu lassen, nicht wahr, das ist schändlich? So muß ich denn also das arme Wurm ganz allein aufziehen. Es hat ja des Dienstes wegen seine Schwierigkeiten. Am Abend muß ich sie oft schreiend und weinend liegen lassen, sobald ich einen Zug pfeifen höre. Doch den Tag über nehme ich sie mit mir, und die Kleine hat sich schon ganz gut daran gewöhnt; sie fürchtet sich gar nicht mehr vor der Eisenbahn. Gestern hielt ich sie auf meinem linken Arm, während ich mit der Rechten meine Signalflagge präsentirte, und sie hat nicht einmal vor dem Schnellzug gezittert ... Am Schwersten fällt es mir, ihre Kleider und Häubchen zu nähen. Na, es ist noch ein Glück, daß man seiner Zeit Corporal bei den Zuaven gewesen ist und also noch mit Nadel und Zwirn etwas umzugehen versteht.“

„Aber, mein guter Mann, das ist doch eine sehr schwere Aufgabe,“ versetzte die Königin gerührt. „Hören Sie, ich möchte Ihnen gern helfen ... Es muß doch ein Dorf in der Nähe geben und ehrliche Leute, die das Kind in Pflege nehmen würden ... Wenn es nur eine Geldfrage ist, so ...“

Doch der Bahnwärter schüttelte abermals den Kopf. „Nein, meine edle Dame, nein. Ich bin nicht stolz und werde von Herzen gern annehmen, was man für Cäcilie thun will, aber mich von ihr trennen ... nie, keine Stunde!“

„Weßhalb nicht?“

„Weßhalb?“ erwiderte der Mann mit leiser Stimme, „weil ich mir ganz allein zutraue, aus Cäcilie das zu machen, was seine Mutter nicht gewesen ist: eine ehrenhafte Frau! ... Aber entschuldigen Sie, würden Sie wohl so gut sein und Cäcilie ein wenig wiegen? Man ruft mich draußen.“ — —

Wird man es jemals erfahren, woran die junge Königin in dieser Winternacht dachte, als sie eine Stunde lang des armen Bahnwärters Kind wiegte, indeß der General und die Baronin, deren Beistand sie zurückgewiesen, es sich am Feuer bequem machten? ... Als der Zugführer die Thür öffnete und rief: „Vorwärts, meine Herren und Damen, der Expreßzug geht gleich ab ... einsteigen!“ da legte die Königin auf die Wiege der kleinen Cäcilie ihr goldgesticktes Geldtäschchen und das Veilchensträußchen aus ihrem Gürtel. Dann stieg sie in ihren Wagen.

Aber Ihre Majestät verweilte nur zwei Tage in Paris. Sie kehrte direct nach Prag zurück, das sie seither fast gar nicht mehr verläßt und wo sie sich ganz der Erziehung ihres Sohnes widmet. Die hochadeligen Ehrendamen, die auf die Kindheit des Erbprinzen den Schatten ihrer Leichenbittermienen warfen, haben nur noch Sinekuren. Sollte es in Europa, wenn der kleine Ladislaus herangewachsen ist, noch Könige geben, so wird er jedenfalls anders als sein Vater und ein guter König sein. Schon mit fünf Jahren ist er beim Volke sehr beliebt, und wenn er mit seiner Mutter auf den böhmischen Bahnen reist und durch das Fenster seines Staatswagens einen Wärter bemerkt, der auf einem Arme sein Kind hält und mit der andern Hand sein Fähnchen präsentirt, dann wirft ihm der junge König auf das Geheiß seiner Mutter jedes Mal eine Kußhand zu.

Notizen.

Das schöne Lieferungswerk der Photographischen Gesellschaft in Berlin: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ schreitet rüstig vorwärts. Die letzten Hefte enthalten wahre Schätze und Kleinodien der Porträtirkunst: Hermann von Boyen, der Nachfolger und Vollender von Scharnhorst's Werk, der Vorgänger und grundlegende Reformer der Heereskraft Preußens, wie sie Roon und König Wilhelm später ausgebaut haben; Schelling, (nach Begas) der einst so gefeierte und am Ende vielfach verkannte Denker; aus dem Reiche der Naturwissenschaften der Physiologe Johannes Müller, der Astronom Friedrich Wilhelm Bessel, der französische Philosoph Victor Cousin (nach Maurin's wundervoller Lithographie), der Maler der napoleonischen Zeit Jacques Louis David, der Bildhauer Ernst Rietschel, der bedeutendste Schüler Rauch's (nach einer Zeichnung von E. Bendemann); Bellini und Donizetti (nach Kriehuber's Lithographie); der Vater der Dampftechnik James Watt, der, wenn auch der Hauptheil seines Lebens in das vorige Jahrhundert fällt, dennoch mehr als ein anderer Sterblicher dem Zeitalter

Digitized by Google

der Naturwissenschaften einen eigenthümlichen Charakter verliehen hat; Georges Stephenson, dessen Leben mit der Ausgestaltung der Locomotive und des Schienenweges auf's Innigste verknüpft ist — beide Bildnisse Originale aus der englischen nationalen Porträtgalerie —, Berzelius, Bunsen, Liebig, Herschel, die bekannteste Gestalt unter den Astronomen der letzten hundert Jahre; Alfred Krupp, der Kanonenkönig; Fritz Reuter (nach einer schönen Photographie); Michelet, der französische Geschichtschreiber und Politiker, dessen hundertjähriger Geburtstag am 13. Juli in ganz Frankreich festlich begangen wurde; Johann Gottlieb Fichte (nach dem Jügel'schen Stiche des Gemäldes von Dähling); der Geschichtschreiber der preußischen Politik Johann Gustav Droysen, (nach Bendemann's Bildniß); der Mathemiker Karl Weierstraß (nach dem Gemälde von R. von Voigtländer); Beranger (von Ary Scheffer), Thomas Moore, (von Shee); endlich ein Porträt von John Constable, dem englischen Maler. Als Biographen zeichnen Leopold Schmidt, Julius Hart, Bölsche, Fritz Knapp, Gaedertz u. A. Wenn die Presse die Befürchtung ausgesprochen hat, gewisse Biographen würden schon dafür sorgen, daß die Auswahl der Bildnisse einen coteriehaften Charakter annehmen werde, so hat sie sich gründlich getäuscht. Der Herausgeber Karl Werckmeister hält allem Anscheine nach das Heft fest in Händen und begünstigt keinerlei Cliquenwesen. Das beste Mittel dagegen ist einfach, nur verstorbene Größen aufzunehmen. Wo Werckmeister von diesem Princip abgewichen, handelt es sich um Unsterbliche bei lebendigem Leibe, wie Mommsen. Möchte doch diese Ikonographie unserer Jahrhundertmänner auf ihrem Wege unbeirrt vorwärts schreiten und sich der wachsenden Gunst unserer Kunst- und Literaturfreunde wie der weitesten Kreise erfreuen.

Kritische Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft. Von Dr. med. Wilhelm Stern, prakt. Arzt in Berlin. (Berlin, Dümmler.) Der Verfasser stellt sich hier die Aufgabe, die Ethik als positive Wissenschaft, d. h. als eine von allen, nicht bloß religiösen, sondern auch metaphysischen Voraussetzungen unabhängige Wissenschaft zu begründen. Dies schien ihm aber ohne Kritik sowohl der bisherigen von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehenden Darstellungen, als auch der wenigen bisher hervorgetretenen beachtenswerthen ähnlichen, aber mißlungenen Versuche nicht gut möglich zu sein. Sein allgemeiner Standpunkt ist der kritische Positivismus. Die wissenschaftliche Ethik kann nach ihm nur eine positive Wissenschaft oder Einzelwissenschaft sein, die ihre Voraussetzungen von anderen, allgemeineren Einzelwissenschaften herholt. Die Methode der Begründung der positivistischen Ethik kann nur die induktive und speciell die genetische sein, welche die Entstehung der Sittlichkeit auf ein allmäliges Werden, eine während sehr großer Zeiträume sich vollziehende Entwicklung und Vererbung innerhalb des Menschengeschlechts und der Thiergeschlechter zurückführt. Besonders hervorzuheben ist, daß Stern die Forderung stelle, daß auch die wenigen, aber deutlichen, bei den Thieren vorkommenden sittlichen Erscheinungen in das Fundament oder Grundprincip der Ethik mit eingeschlossen, also durch dasselbe ebenfalls erklärt werden. Den Ursprung der Sittlichkeit führt er zurück auf die in der Urzeit stattgefundene Wechselwirkung zwischen dem Subject, d. h. den beseelten Wesen überhaupt und der unbeseelten Natur und besonders den Elementen, welche in erster Reihe in schädlichen Eingriffen der letzteren in's psychische Leben der ersteren besteht, auf welche Eingriffe alsdann die Reaction des Subjects und der beseelten Wesen überhaupt gegen die unbeseelte Natur und besonders die Elemente erfolgt. Stern sucht darzuthun, wie sich aus dieser Reaction oder der Abwehr dieser schädlichen Eingriffe der Elemente in's psychische Leben der beseelten Wesen allmälig der sittliche Trieb entwickelt hat. Das Wesen der Sittlichkeit oder das Grundprincip der Ethik ist nach ihm der Trieb zur Erhaltung des Psychischen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in dasselbe. Als wichtig hervorzuheben ist noch, daß von Stern jeder Eudämonismus aus der Ethik ausgeschlossen wird, und daß er einen scharf trennenden Unterschied zwischen Cultur und Sittlichkeit constatirt. Die Cultur ist Vorbeugung oder Prävention, die Sittlichkeit hingegen Abwehr oder Repression. Vom Grundprincip der Ethik leitet er alsdann die ethische Regel, d. h. den kurz gefaßten Inhalt dessen, was auf ethischem Gebiete geschehen soll, und sowohl die Moral oder Lehre von der Sittlichkeit im engeren Sinne, als auch die Grundzüge der allgemeinen Rechts- und Staatslehre ab. Im Schlußwort wird das Verhältniß des wirklichen Grundprincips der Ethik zur Religion besprochen, wobei Stern, wie überall, sich als scharfer Denker und geistvoller Darsteller erweist. Jedenfalls verdient sein wohlgelungener Versuch nicht nur die Aufmerksamkeit der philosophischen Zünftler und Fachgenossen. Die klare, ansprechende Form wird ihm auch den Dank der Gebildeten überhaupt eintragen.

Unser alter Mitarbeiter Gustav Karpeles führt in seinem „Literarischen Wanderbuch" (Berlin, Allgemeiner Verein für Literatur) eine hübsche Idee mit großem Geschick durch. Als das Programm der Wanderungen kann der einleitende Essay über die Geschichte des Naturgefühls gelten; hierauf führt uns der Verfasser zuerst nach China in die Urheimath eines Märchens, das von dort aus sich über die ganze Welt verbreitet hat. Wir folgen den Wanderungen und Wandelungen der Geschichte von der treulosen Witwe durch Länder und Zeiten mit wachsendem Interesse. Ein zweiter Spaziergang durch die Weltliteratur führt uns das dichterische Schaffen der Frauen von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart in großen Zügen vor. In dem dritten Capitel gelangen wir aus der Weltliteratur auf die heimathlichen Gefilde des deutschen Schrifthums und lernen zugleich die Geschichte des ersten Ritterromans „Ruodlieb" kennen. Von den Abenteuern jenes alten Ritters bis zu den Schwänken Tyll Eulenspiegel's ist nur ein kurzer Weg, den wir auf dem Zaubermantel der Phantasie im Fluge zurücklegen. Einen Besuch der alten Stadt Mölln und dem Grabe Eulenspiegel's ist das vierte Capitel gewidmet. Auf vielverschlungenen Pfaden geleitet uns der Verfasser hierauf von der naiven Komik eines Eulenspiegel zu dem hohen Pathos eines Schiller und zu den Stätten in Jena und Marbach, die seiner Erinnerung geweiht sind. Dann werden die Reisen von Schiller und Goethe nach Carlsbad, Marienbad und Franzensbad in Zusammenhang ausführlich dargestellt. Aus den böhmischen Bädern wandern wir schließlich nach der deutschen Reichshauptstadt, deren geistiges Leben in den Tagen der Romantik und des Lebens angenehm geschildert wird. Friedrich August Wolf, Friedrich Schlegel, Henriette Herz, E. T. A. Hoffmann, Adalbert von Chamisso und Friedrich Rückert werden uns in ihrem Berliner Leben in fesselnden Bildern vorgeführt. Eine dankenswerthe Zugabe bilden die Studien über den Berliner Dialect, dem bisher so wenig Beachtung geschenkt wurde. Obwohl es sich nur um eine Sammlung gelegentlicher Feuilletons handelt — Einiges davon wie der Artikel über den Homer-Wolf ist in der „Gegenwart" zuerst erschienen —, so hat es Karpeles mit künstlerischem Geschmack verstanden, ein zusammenfassendes geistiges Band zu finden und festzuhalten, so daß das auch literarhistorisch wichtige Buch einen einheitlichen und durchaus harmonischen Eindruck erweckt. Es sei bestens empfohlen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Gute, spannende Romane,

Novellen, Kindergeschichten etc.

gesucht

für **zweiten Abdruck.**

Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

Thüringisches

Technikum Ilmenau

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister. Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.

Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Billige, dichte Dächer stelle man her aus **Andernach's Asphalt-Steinpappen** Muster u. Broschüre postfrei u. umsonst **A.N. Andernach a. Rhein.**

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.
Herausgegeben
von
Egbert Müller.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mony
Graf Rigny
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Gutachten.

Ihr elektrischer Klingelapparat ist hier eingetroffen; ich bin sehr befriedigt. Der Preis ist so niedrig, die Ausführung elegant und gut, daß man die Anschaffung dieses praktischen Apparats nur empfehlen kann, zumal die Anbringung im Hause nicht die geringste Fachkenntniß oder Erfahrung verlangt, also von Jedem selbst sofort besorgt werden kann. Ich bitte mir umgehend einen zweiten Apparat, genau wie diesen ersten, dazu aber noch einen Thürcontact, der das Oeffnen der Thür meldet, schicken zu wollen.

Ober-Gebelzig, 28. Juli 1898.
gez. **Harstik**, Pfarrer.

Ich kann es mir also wohl erlassen, noch Weiteres zum Lobe meiner Apparate anzuführen. Preis nur Mark 5,— für den completten Telegraphen, bestehend aus fein vernickeltem Läutewerk, Trockenelement von jahrelanger Dauer, 30 Meter Draht und Druckknopf. Nicht Gefallendes wird innerhalb 6 Monaten gegen Nachnahme des gezahlten Preises zurückgenommen. Zu beziehen durch **Ernst Lamberty, Aachen**, Elfschornsteinstr. 10—11.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Unille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 10. September 1898. 27. Jahrgang Band 54.

U. of Ill. lib. 24 Sep. '98

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Aussichten des mitteleuropäischen Wirthschaftslebens. Von Paul Ernst. — Rettungsmittel in Seenoth. Von C. Lund (Hamburg). — **Literatur und Kunst.** Richard Wagner und Lilli Lehmann. Mit ungedruckten Briefen Richard Wagner's. Von Adolph Kohut. — Der gereinigte Shakespeare. Von Erich Urban (Berlin). — **Feuilleton.** Das Fenster. Von H. A. Luchmann. — **Aus der Hauptstadt.** Allerhand Nörgeleien. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Aussichten des mitteleuropäischen Wirthschaftslebens.

Von Paul Ernst.

Die moderne Production der wirthschaftlichen Güter hat zwei specifische Merkmale: sie ist capitalistische Production und sie ist Waarenproduction. Das Erste bedeutet, daß der Producent ein besitzloser Arbeiter ist, der nicht Eigenthümer der von ihm hergestellten Producte wird, sondern in Gestalt des Lohns nur einen Theil vom Werth seines Arbeitsproductes erhält, während dieses selbst im Eigenthum des capitalbesitzenden Unternehmers bleibt. Die Fragen und Zwistigkeiten, welche aus diesem Verhältnisse entstehen, faßt man gewöhnlich mit dem populären Schlagwort „sociale Frage" zusammen. Das Zweite bedeutet, daß der Eigenthümer des Products dasselbe nicht für seinen eigenen Verbrauch zurückbehält, sondern es hat für den Verkauf herstellen lassen. Aus diesem Verhältniß entstehen nun Probleme, die man bis jetzt viel weniger beachtet hat wie die als genannte sociale Frage zusammengefaßten. Nur die Frage der acuten Absatzkrise hat man genauer untersucht. Der Grund dafür ist, daß bis jetzt diese Dinge noch nicht so brennend geworden sind.

In der Zeit, als die diesen Verhältnissen naiv entsprechenden Theorien aufgestellt wurden, nahm man an, daß der Ausgleich sich von selbst in der bestmöglichen Form vollziehen werde, indem jeder Unternehmer das produciren werde, was ihm den größten Vortheil abwerfe. Ging man von der Betrachtung des Einzelunternehmers auf die nationale Wirthschaft über, so mußte dasselbe der Fall sein: die eine Nation lebte unter solchen Bedingungen, daß die eine Production für sie vortheilhaft war, die andere unter solchen, daß es eine andere wurde. Machte man die großen Unterschiede zwischen Rohproducten und Fabrikaten, so fand man etwa, daß England mit der günstigen Lage seiner Eisen- und Kohlengruben, seiner anstelligen Arbeiterbevölkerung, seiner insularen, den Transport erleichternden Lage am vortheilhaftesten sich der Fabrikation zuwendete, während etwa ein Land mit großem Waldreichthum Felle oder auch Holz lieferte, ein solches mit dünnerer Bevölkerung, die auf das Land verstreut war, Getreide, und so fort.

Es stellte sich nun später heraus, daß die natürlichen Unterschiede der einzelnen Länder nicht so groß waren, um dem einen Land oder dem andern ein solches Uebergewicht in der Production zu geben, wie man gedacht hatte. Der jetzt geweckte erfinderische Geist fand Mittel und Wege, um die natürlichen Schwierigkeiten zu überwinden. Zucker kam vom Rohr, das nur in den Tropen wuchs. Aber man fand, daß auch die Rübe Zucker enthielt, und durch fortwährende Zucht erhöhte man diesen Zuckergehalt, so daß man bald die Zuckerproduction der Tropenländer überflügelte. England hatte aus Deutschland Getreide importiren müssen, um seine anschwellende industrielle Armee zu ernähren; da nahm die wissenschaftliche Landwirthschaft einen ungeahnten Aufschwung und erzeugte auf dem alten Boden einen viel größeren Getreideertrag. Und die Industrie ließ sich überall in allen Ländern nieder, welche bis dahin nur als Käufer der Industrieproducte gedacht waren, und es zeigte sich bald, daß sie dasselbe leisten konnten wie die, denen sie die betreffenden Proceduren absahen.

Trotzdem aber blieb die alte Tendenz auf internationalen Austausch der Producte bestehen. Nachdem die Entwicklung einmal diese Richtung genommen hatte, ging sie ihren Lauf weiter. Wir haben heute „Industriestaaten", das sind solche, die einen Ueberschuß an Industrieproducten erzeugen und in die übrigen Staaten verkaufen, und ein Deficit in ihrer Getreideversorgung haben, das sie durch den Import von Korn decken; und wir haben „Ackerbaustaaten", bei denen das umgekehrt der Fall ist.

Manche solcher Ackerbaustaaten sind vielleicht ewig zu industrieller Sterilität verurtheilt, wie etwa Argentinien, das keine Kohlen hat; bei weitem die meisten aber können mit der Zeit unter ebenso günstigen Verhältnissen Industrie treiben, wie die andern Staaten. Die Industriestaaten ihrerseits stehen nicht vor der absoluten Unmöglichkeit, ihre Ackerbauproduction auszudehnen, nur mußten sie das unter ungünstigern Bedingungen thun und würden ihren Getreidebedarf daher theurer herstellen.

Sehen wir noch von dem Umstand ab, daß die Ackerbaustaaten an die Industriestaaten verschuldet sind und ihnen daher einen Theil ihrer Producte ohne Aequivalent senden müssen, so ist klar, daß nur Derjenige kaufen kann, der vorher verkauft hat. Finden unsere Industrieproducte keinen Absatz mehr — man muß nicht vergessen, daß die Ausdehnung des Weltmarktes, mit der man sich immer beruhigt, doch ihre Grenzen hat —, so können wir keine Agriculturproducte mehr kaufen. Während ein Theil unserer Industriearbeiter brodlos wird, steigen die Lebensmittelpreise, weil die landwirthschaftlichen Producte für den überschüssigen Teil der Bevölkerung, der bis dahin vom Ausland ernährt war, jetzt unter ungünstigen Bedingungen im Lande hergestellt werden.

Digitized by Google

Das ist natürlich schematische Darstellung, aber nur mit Hülfe solcher Abstraction kann man diese Dinge erkennen.

Zu dieser Entwicklung kommt noch ein Zweites.

Als die heute bestehenden Verhältnisse sich herausbildeten, stellte es sich heraus, daß die damaligen Kleinstaaten den neuen wirthschaftlichen Aufgaben nicht gewachsen waren. Ihr Gebiet war zu klein, und die junge Industrie stieß bei ihrem Wachsthum überall an Mauern: die damalige Absperrung durch Zölle verhinderte es, daß sie einen Markt bekam; der Verkehr wurde erschwert, der Bau der Eisenbahnen und Canäle wurde schwierig, und so fort. Der Großstaat wurde die typische politische Form für diese Periode.

Heute geht die Entwicklung nun noch weiter.

Drei Staaten sind es, welche derartig heterogene Landschaften in sich schließen, daß sie die Möglichkeit zu fast jeder Production ohne Hülfe des Imports von außen haben. Das ist England mit seinen Colonien, mit denen es sich in absehbarer Zeit enger zusammenschließen wird; Rußland, und die Vereinigten Staaten. Diese drei Weltreiche können sich, wenn der Entwicklungsproceß beendet ist, in welchem sie selbst politisch sich befinden und die hier zu schildernde Erscheinung noch ruht, wirthschaftlich vollständig abschließen. Sie haben nichts nöthig außer sich.

Die Tendenzen auf solchen Abschluß sind auch vorhanden: bei Amerika sind sie schon lebhaft in die Wirklichkeit getreten, bei England haben sie eine sichere Zukunft, und nur Rußland, welches noch zu sehr zurückgeblieben ist, zeigt sie für's Erste nicht.

Was sollen alsdann Länder, wie Deutschland, Frankreich und so fort, machen? Sie sinken offenbar allmälig diesen Weltreichen gegenüber in eine Bedeutung, wie sie heute etwa Holland oder Schweden gegenüber den Großstaaten haben.

Wirthschaftlich ist das ohne Weiteres klar. Was die politische Seite der Sache betrifft, so haben diese Staaten alle eine mächtige Heeresmacht, auf welche sie mit großer Aufopferung jährlich einen großen Teil vom Ertrag der nationalen Arbeit verwenden. Nur Rußland wird seine Heeresmacht derartig verstärken, wie sie in einem ungefähren Verhältniß seiner großen Ausdehnung und der bis dahin rasch gestiegenen Bevölkerung entspricht. Indessen dürfte es doch mißlich sein, gegenüber der wirthschaftlichen Entwicklung mit einer derartigen Waffe auftreten zu wollen. Auch Schweden war einmal eine Großmacht dank seinem Heer; es hat diese unnatürliche Position nicht halten können, der Zusammenbruch war um so furchtbarer. Dieselbe Aussicht haben wir für die Zukunft, wenn wir uns mit den sich herausbildenden Weltreichen messen wollen.

Eine sehr naheliegende Idee dürfte die eines mitteleuropäischen Zollbundes sein; und gegenüber dem rücksichtslosen schutzzöllnerischen Vorgehen Amerikas wird diese Idee auch heute immer lebhafter erörtert — vielleicht doch noch nicht so lebhaft, wie man erwarten sollte bei der ungeheuren Bedeutung der Sache. Der treffliche Kenner amerikanischer Zustände, Sartorius von Waltershausen, hat kürzlich eine Schrift erscheinen lassen, in welcher er einen, wie es scheint, recht gangbaren Weg anzeigt. Er beschränkt sich auf die Betrachtung des Verhältnisses zu Amerika, das ja augenblicklich das brennendste ist. „Nur in der Gemeinsamkeit mit Anderen liegt das Heil. Wir müssen uns mit Denen verbinden, welche gleiche oder ähnliche Interessen den Amerikanern gegenüber haben, welche eben so wie wir in ihrer Vereinzelung von der Ueberlegenheit des großen und vielseitigen transatlantischen Wirthschaftsgebietes zu leiden haben. Dies sind, wenn auch mehr und minder, alle westeuropäischen continentalen Staaten, an erster Stelle Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, dann die Schweiz, die Niederlande, Italien, Spanien und Portugal, Dänemark, Skandinavien, endlich in entfernterem Grade Rumänien, Bulgarien und Serbien."

Es ist wohl heute ausgeschlossen, ein engeres Zusammengehen dieser Staaten zu erzielen. Deßhalb komme es darauf an, eine Form gemeinsamer Action zu finden, die acceptabel wäre. Da macht Sartorius von Waltershausen nun einen sehr plausiblen Vorschlag. Die betreffenden Staaten sollen sich verpflichten, nur im Wesentlichen gleichlautende Verträge mit den Vereinigten Staaten zu schließen, und nur unter der Bedingung jedes Mal, daß ein entsprechender Vertrag mit jedem der übrigen Staaten geschlossen wird.

Zunächst brennt uns auf den Fingern die Abschließung Amerikas gegen unsere Industrieproducte. Der einzelne Staat kann nichts dagegen thun, denn bei einem Zollkrieg gerade gegen einen hauptsächlich Lebensmittel exportierenden Staat werden wir nichts erreichen: behandeln wir etwa amerikanischen Weizen differenciell, so fließt einfach die bis jetzt von uns aufgenommene Masse in ein anderes Weizenimportland ab und wir importiren statt dessen etwa mehr rumänischen Weizen. Eventuell ist der ganze Erfolg der, daß wir unsern Consumenten den Weizen um eine Kleinigkeit vertheuern. Ganz anders wirkt ein solches Vorgehen, wenn eine Anzahl von Staaten gemeinschaftlich handeln. Alsdann wird wirklich ein Preissturz in dem amerikanischen Product entstehen und werden große Partien desselben unverkäuflich werden. Daß auch unsere Consumenten dabei benachtheiligt werden, darf man sich freilich nicht verhehlen. Ein Zollkrieg ist wie jeder Krieg ein gefährliches Unternehmen und schädigt wie ein solcher beide Theile. Und eine Benachtheiligung der Consumenten in Lebensmitteln wird nicht, wie bei einem Zollkrieg, gegen einen Industriestaat, aufgewogen durch die Vortheile, welche aus der Ermuthigung der heimischen Industrie fließen. Noch bedenklicher ist es, wenn man auch Rohstoffe der Industrie mit in den Zollkrieg einbezieht; das möchte auch der Autor des Planes selbst nicht.

Mir scheint aber das Bedeutsame dieses Planes wie anderer Vorschläge nicht in ihrer Ausführbarkeit zu liegen, die ja immer daran laborirt, daß ein Staat leichter die Einfuhr von Industrieartikeln wie von Lebensmitteln erschweren kann, sondern in der Thatsache, daß nun schon seit Jahren ein engerer Zusammenschluß der mittel- und westeuropäischen Staaten überlegt wird. Wollen diese ihre gegenwärtige Stellung erhalten, so ist ein solcher, zunächst zollpolitischer Zusammenschluß eine Nothwendigkeit. Die nationalen Gegensätze und Feindseligkeiten bilden zwar ein schweres Hinderniß: aber hier handelt es sich einfach darum, ob Europa im zwanzigsten Jahrhundert noch lebensfähig sein soll oder nicht. Gegenüber der gemeinsamen und unentrinnbaren Gefahr müßten alle Bedenken nationaler Gegensätzlichkeit verschwinden.

Es ist eine eigene Sache mit politischen und socialen Projecten. Wir mögen ganz klar einsehen, was nothwendig ist und sogar die Wege der Durchführung finden; aber die Wirklichkeit läßt sich nicht von uns leiten, sie geht ihre eigenen Wege. Wir glauben, unsere Geschichte zu lenken, und in Wirklichkeit ist sie nichts, als ein Fallen nach der Seite des geringsten Widerstandes. Daher kommt es, daß oft an sich unbedeutende Dinge schließlich das Geschick der Völker bestimmen. So mag man auch große Bedenken haben gegen etwaige Pläne, die aus den geschilderten Umständen hervorgehen. Man könnte vielleicht denken, daß aus einem Zusammengehen wie das geschilderte Project meint, ein engerer Zollverband sich herausbilden würde, und Mitteleuropa sich zu einem einheitlichen Wirthschaftsgebiet entwickelte; daß, ähnlich wie die nothwendige Entwickelung zum Großstaat politische Gegensätze zum Schweigen brachte, so auch die nothwendige Entwickelung zum Weltstaat das könnte; man würde sich darauf berufen können, daß damals ja auch die derzeit den Ausschlag gebenden Kreise dem Zusammenschluß feindlich waren und revolutionäre oder halbrevolutionäre Bemühungen von damals noch nicht bestimmend einwirkenden Kreisen doch die Einigung brachten; und daß heute die internationale Ge-

Digitized by Google

sinnung der Arbeiter dann dasselbe bedeute, wie damals die nationalen Bestrebungen des Bürgerthums; so wäre vielleicht die radical-sentimentale Idee der „Vereinigten Staaten Europas" nicht so unsinnig, sondern würde sich auf Grund einer ökonomischen Nothwendigkeit ebenso realisiren, wie sich seiner Zeit der Studententraum vom einigen Deutschland und die Verschwörerphantasien vom einigen Italien realisirten.

Es ist vielleicht unrecht, solchen Gedanken nachzuhängen, die so wenig reale Bedeutung zu haben scheinen. Aber es macht doch den Eindruck, als ob wir unter einer Art von Bann ständen. In Amerika, in Rußland, auch in England sind die Leute optimistisch, haben die größten Vorstellungen von der künftigen Macht und Ausdehnung ihres Reiches und sehen mit Verachtung auf das „abgelebte", „verfaulte" oder mit ähnlichem Beiwort versehene Europa herab. Wir wissen das, und das macht uns eigentlich gar nicht stutzig. Wir sehen nur das Komische dieser Prätentionen. Ist es nicht doch vielleicht eine geheime Angst, welche unsere Blicke von dem zwanzigsten Jahrhundert abwendet, dem sich die der Anderen zurichten? Schon halten die romanischen Völker sich selbst für decadent, schon verzweifelt man in Oesterreich, auch nur die gegenwärtige Position aufrecht zu erhalten, und bei uns ist man nur damit beschäftigt, die Arbeiter zu bekriegen und das Heer zu verstärken für den immer weniger entscheidend werdenden Zukunftskrieg. Unterdessen reckt sich Rußland immer mächtiger, wirthschaftlich wie politisch, lassen sich die Vereinigten Staaten nicht mehr daran genügen, ihre ökonomische Position zu verstärken, sondern beginnen zu erobern, dehnt England, das von so manchem Naiven bei uns als im Niedergang befindlich geglaubt wird, sich in Afrika immer weiter aus; treu seiner alten Politik, zu erwerben, so lange die Waare noch billig ist und sie keiner recht will. Ja, es werden sogar für die Conflicte des zwanzigsten Jahrhunderts schon die Positionen befestigt, wobei das Merkwürdigste an politischem Weitblick vielleicht das russische Einverständniß mit Abessinien ist.

Was wird die künftige Geschichtschreibung einmal von uns sagen, die wir ruhig und ohne Erstaunen alle diese Dinge mit angesehen haben?

Rettungsmittel in Seenoth.

Von C. Lund (Hamburg).

Schiffskatastrophen wie Collisionen, Strandungen, Brände sind zu allen Zeiten vorgekommen, niemals aber so häufig und in dem Umfange wie im letzten Decennium. Es kann bei dem enorm gesteigerten Verkehr auch kaum anders sein. Schon die Thatsache, daß die großen Schifffahrtsgesellschaften einander in der Schnelligkeit der Beförderung ihrer Passagiere und Güter zu überbieten suchen und ihre Angestellten für besonders rasche Fahrten durch Prämien auszeichnen, muß nothwendigerweise die Schiffer verleiten, trotz der Ungunst der Witterung das irgend Mögliche zu leisten. Daß dabei auf das Leben und die Sicherheit der Mannschaft und Passagiere nicht immer die weitgehendste Rücksicht genommen werden wird, liegt auf der Hand. Freilich bestehen seit Jahrzehnten Gesetze, welche unter gewissen Umständen, wie Nebel, enges oder stark frequentirtes Fahrwasser eine Verminderung der Schnelligkeit der Dampfschiffe vorschreiben, aber dieselben sind dehnbar und zu einer Zeit erlassen worden, als die Technik der Schiffsbaukunst auf einer wesentlich niedrigeren Stufe stand als heute. Machte ein Passagierdampfer bei voller Fahrt vor zehn Jahren etwa 12—14 Knoten, so machen heute die großen Doppelschrauben-Schnelldampfer nicht selten zwanzig und mehr Seemeilen in der Stunde und erreichen selbst bei erheblich verminderter Fahrt noch eine Geschwindigkeit, die jener Höchstleistung von früher gleichkommen wird.

Nimmt man aber auch an, daß überall auf See mit der größten Vorsicht gefahren und manövrirt werde, so würden Katastrophen doch nicht ganz zu vermeiden sein. Die meisten Unglücksfälle der großen Seeschiffe, bei denen das Leben zahlreicher Passagiere gefährdet wird, werden durch Collisionen hervorgerufen. Fast immer ist dabei, wie dies auch der am 4. Juli d. J. bei Sable Island erfolgte Untergang der „Bourgogne" zeigt, ein Naturereigniß, namentlich der Nebel schuld. Leider ist es nicht leicht, gegen diesen gefährlichsten Feind der Seeleute Vorsichtsmaßregeln zu treffen, da es bisher nur ein einziges Mittel giebt, sich im Nebel anderen Schiffen bemerklich zu machen, das Nebelhorn und die Dampfpfeife. Zwar sind Art und Zahl der Lärmsignale durch internationale Verordnungen genau vorgeschrieben, auch ist das Nebelhorn in den letzten Jahren mit bedeutenden technischen Verbesserungen versehen, dennoch bietet seine Anwendung auf See schon aus dem Grunde keinen zuverlässigen Schutz, weil es im Nebel sehr schwer hält, die Richtung, aus welcher die Warnsignale ertönen, festzustellen. Zudem kommt es in vielbefahrenen Gewässern, wie der Canal oder die Nordsee, fast regelmäßig vor, daß Warnsignale von verschiedenen Schiffen zu gleicher Zeit und aus verschiedenen Richtungen ertönen, und endlich giebt es auf See, wie jedem Seemanne bekannt ist, Nebelschichten, welche den Schall überhaupt schwer oder gar nicht durchlassen bezw. fortpflanzen. Bevor aber Schiffe, deren Curs sich kreuzt, sich gegenseitig bemerken, sind sie einander oft schon so nahe, daß bei der Geschwindigkeit, mit welcher der Abstand zwischen ihnen sich verringert, ein Ausweichen nicht mehr möglich ist, weil eine gewisse Zeit nothwendig ist, bevor ein großes Schiff dem Ruder gehorcht und merklich von seinem Curs abfällt. Vielleicht wird mit der Zeit die Telegraphie ohne Draht eine derartige Vervollkommnung erfahren, daß sie für Schiffer im Nebel von praktischer Bedeutung werden kann. Wenn es also zur Zeit noch unmöglich scheint, Collisionen auf See zu vermeiden, so muß man umsomehr bemüht sein, die Rettungsvorkehrungen derartig zu treffen, daß möglichst alle an Bord befindlichen Menschen geborgen werden. Erleichtert wird die Rettungsarbeit durch den Umstand, daß mit dichtem Nebel fast stets Windstille und ruhige See verbunden ist, und daß bei Collisionen in der Regel nur eines der Schiffe zum Sinken gebracht wird und daß Zusammenstöße überwiegend in der Nähe der Küsten oder doch in sehr belebten Gewässern stattfinden.

Sofern also unter der Mannschaft beider Schiffe die rechte Disciplin herrscht und die sonstigen Schiffsinsassen einigermaßen ihre Geistesgegenwart bewahren, müßte es doch möglich sein, annähernd alle Personen zu retten, vorausgesetzt, daß beide Schiffe mit dem vorzüglichsten Rettungsmaterial ausgerüstet sind.

Die modernen Riesendampfer können freilich bei voller Besetzung 2000 und mehr Personen an Bord haben. Eine solche Frequenz wird indeß selten vorkommen, hatte doch auch die „Bourgogne" bei Antritt ihrer letzten Fahrt nicht mehr als ca. 750 Insassen. Nun führen deutsche Dampfer von der Größe des letztgenannten Schiffes nach Vorschrift der Seeberufsgenossenschaft etwa 12 Boote, die zur Aufnahme von rund 500 erwachsenen Personen ausreichen. Für eine gleiche Anzahl Personen ist gleichfalls nach Vorschrift der Seeberufsgenossenschaft „Hülfsraum" zu schaffen, gleichviel, ob in Form von Booten oder schwimmfähigen Flößen aus Bohlen, Bänken ꝛc. Weiter aber gehen, von der Vertheilung von Schwimmgürteln abgesehen, die Vorschriften der Seeberufs-Genossenschaft nicht sobald das Schiff durch wasserdichte Schotten in so viele Abtheilungen getheilt ist, daß es noch nicht zum Sinken gebracht wird, wenn auch zwei neben einander liegende Abtheile voll Wasser laufen. Unseres Erachtens müßten bestimmte Rettungsvorkehrungen für alle

Digitized by Google

Personen vorhanden und denselben sozusagen genau zugewiesen sein, denn das Vorhandensein von wasserdichten Schotten ist wohl eine vorzügliche Einrichtung, wenn die Schotten bei der Collision geschlossen sind oder sich nach derselben noch schließen lassen, den Untergang des „Großer Kurfürst" der „Cimbria", der „Elbe" der „Bourgogne" u. s. w. haben indeß auch die Schotten nicht aufhalten können. Jedenfalls bleiben die Boote die wichtigsten Rettungsmittel. Sie werden neuerdings aus kannelirtem Stahlblech hergestellt und sind widerstandsfähiger als früher. Laut Vorschrift müssen die Rettungsboote jeder Zeit mit Compaß, Segeleinrichtung, Riemen, Oelbehälter, Oelbeutel versehen sein und einen sogenannten eisernen Bestand an Trinkwasser und Proviant (Hartbrod) enthalten. Sämmtliche Boote hängen an Davits. Letztere sind runde, an der Außenwand des Schiffes drehbar befestigte Stangen, deren oberes Ende nach innen gebogen ist. Das Aussetzen eines Bootes mittels der Davits ist eine ziemlich umständliche Sache, die fleißig geübt sein will. Zunächst muß das Boot durch Flaschenzüge aus seiner Lage in den Holzklampen emporgewunden werden, bis es frei schwebt. Darauf wird es mit dem einen Ende an dem einen Davit vorbeigeschoben, damit auch das andere Ende am andern Davit vorbei gelangen kann. Ist endlich das Boot so außenbords gebracht, so kann es zu Wasser gelassen werden, wobei jedoch die Leute, die es bedienen, die Taue ganz gleichmäßig laufen lassen müssen. Geschieht dies nicht, so eilt das eine Ende voraus, und der Inhalt des Bootes, die etwa eingestiegenen Passagiere eingerechnet, gleiten in das Wasser oder das Boot selbst versinkt. Wenn aber auch das ganze Manöver sich ohne Hindernisse vollzieht, vergeht über dem Aussetzen eines Bootes mindestens ein Zeitraum von 6—8 Minuten.

Erfahrungsgemäß bekommt ein bei einer Collision hart getroffenes Schiff sehr schnell Schlagseite, d. h. es legt sich durch das Gewicht des eindringenden Wassers auf die Seite, so daß die entgegengesetzte Bordwand hoch aus den Fluthen emporragt. Nun können nur die auf der tiefer liegenden Seite angebrachten Davits arbeiten und nur die Boote dieser Seite bestiegen werden. Die Boote auf der anderen Seite sind selten oder gar nicht zu Wasser zu bringen, weil sie in Folge ihres eigenen Gewichtes sofort nach innen schwingen, so bald sie frei hängen. Jedenfalls bedarf es eines großen Aufwandes von Kraft, Geschicklichkeit und Zeit, ein solches Boot auszuschwingen und es, ohne daß es an der Rundung der Schiffswand kentert, in's Wasser zu bringen. Selten dürfte hierfür nach einem wirklichen Unglück Zeit genug vorhanden sein. Auch beim Untergange der „Bourgogne" konnten nur die Boote der tiefer liegenden Seite in Benutzung genommen werden. Unglücklicher Weise wurden, dem amtlichen Berichte über die Katastrophe zu Folge, zwei dieser Boote noch während des Aussetzens durch einen fallenden Schornstein zertrümmert und die darin befindlichen Passagiere bezw. Mannschaften erschlagen oder in's Meer geschleudert.

Augenscheinlich liegt in der bisher üblichen Unterbringung der Boote und in der Construction der Davits ein Mangel, indem dieselben den heutigen gesteigerten Ansprüchen an ihre Leistungsfähigkeit nicht genügen. Es sind denn auch verschiedentlich Verbesserungsversuche in der Construction derselben gemacht worden, die sehr wohl Beachtung verdienen. So hat ein Hamburger Schiffsführer, Namens Storm, Davits ersonnen, die innenbords stehen aber nach außen gerichtet sind, so daß das beschwerliche und zeitraubende Ausschwenken der Boote unnöthig ist. Statt der Taue sind bei diesen Davits Drahtseile aus Stahl zur Verwendung gelangt. Um ein Einrosten der beweglichen Theile zu vermeiden, sind dieselben sämmtlich in Weißmetall gelagert. Auch ein Einfrieren der Seile ist ausgeschlossen. Die Handhabung des ganzen Apparates ist so einfach, daß ein einzelner Mann ein Boot aussetzen kann. Und nicht nur an der tiefer liegenden Seite eines Schiffes, sondern auch an der hochgelegenen (bei Schlagseite) functionirt der Mechanismus sicher. So kann ein vollbesetztes Boot mittelst dieser Davits binnen zwei Minuten auf jeder Seite zu Wasser gelassen werden, so daß selbst bei schnellem Sinken eines Schiffes die Boote hinreichend Zeit haben würden, so weit vom Wrack sich zu entfernen, daß der beim Sinken erzeugte Strudel ihnen nicht mehr gefährlich würde. Auf mehreren Dampfern des Bremer Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie sind diese neuen Davits probeweise neben den alten eingeführt. Ueber ein Probemanöver mittels solcher Davits auf dem Hamburger Dampfer „Hammonia" berichten Augenzeugen: „Mitten auf der Elbe während der Fahrt sprang nach Verabredung ein Matrose, der ein guter Schwimmer war, über Bord. Der Ruf „Mann über Bord" ertönte, die Maschine stoppte und der Befehl zum Aussetzen des Bootes erfolgte. Ein keineswegs vorgeübter Matrose ließ das Rettungsboot zu Wasser, ein anderer sprang hinein und ruderte auf den Schwimmer zu. Zwischen dem Moment, in welchem der Ruf „Mann über Bord" erscholl und demjenigen, da das Rettungsboot den Wasserspiegel berührte, verstrich etwas über eine halbe Minute, und nach drei Minuten war der Schwimmer bereits im Boote geborgen."

Probeexperimente haben allerdings, wie nicht verkannt sein soll, so lange sie in beschränktem Maaße und unter Umständen gemacht werden, die mit den Verhältnissen bei großen Katastrophen wenig Aehnlichkeit haben, nur einen bedingten Werth. Auch wird man nicht vergessen dürfen, daß bei einer Collision, besonders wenn dieselbe, wie bei der „Bourgogne", durch ein Segelschiff veranlaßt wird, die außerbords hängenden Boote leichter zertrümmert werden als die innenbords angebrachten. Schwerlich jedoch würden davon alle Boote an der einen Schiffsseite betroffen werden, und dann bliebe es doch immer noch ein Gewinn, wenn die unversehrten Boote so viel schneller zu Wasser gelassen werden könnten. Jedenfalls würde die allgemeine Einführung dieser verbesserten Davits im Interesse des reisenden Publicums liegen, und die großen Rhedereien müßten unseres Erachtens durch die Seeberufsgenossenschaft zu deren Einführung angehalten werden. Die aus der Einführung erwachsenden Mehrkosten sind jedenfalls nicht derartig, daß dadurch die Nutzbarmachung dieser Neuerung in Frage gestellt werden könnte.

Von den sog. kleinen Rettungsmitteln sind die Schwimmwesten oder Rettungsgürtel die wichtigsten, da sie, sofern sie richtig angelegt sind, nach einer Katastrophe den Betroffenen gestatten, sich stundenlang über Wasser zu halten. Es hat das um so mehr Bedeutung, als die überwiegende Zahl der Katastrophen größerer Art sich in der Nähe der Küsten oder doch in sehr belebten Gewässern zu ereignen pflegt. So wurde z. B. der Capitän Schwennsen des Hamburger Schiffes „Pommerania", welches im englischen Canal unterging, noch 6 Stunden nach der Katastrophe aufgefunden und gerettet. Auch beim Untergang der „Bourgogne" sind noch Personen mehrere Stunden nach dem Zusammenstoße aufgefischt worden. Bei stürmischen oder sehr kaltem Wetter freilich, wird auch der Werth der Rettungsgürtel ein zweifelhafter. Jede Person an Bord eines Schiffes muß einen solchen Rettungsgürtel an leicht zugänglicher Stelle zur Verfügung haben. Fahrgästen der Cajüten legt man die Rettungsgürtel unter die Kopfkissen, für die Zwischendecker sind sie entweder leicht zugänglich in den Gängen untergebracht oder, wie auf deutschen Schiffen, es erhält Jeder sein Exemplar, um es unter seinem Kissen aufzubewahren. Darauf dürfte man sich indeß nicht beschränken, wie es meistens geschieht. Die Rhedereien müßten es den Capitänen und Officieren der Schiffe zur strengsten Pflicht machen, alle an Bord befindlichen Personen im Gebrauch und im richtigen Anlegen des Gürtels zu unterrichten und zwar vor Antritt der Reise. Den Betheiligten würde dies zwangsweise Verfahren vielleicht unbequem sein, bei ruhiger Ueberlegung aber müßte Jeder den Rhedereien ein solches Vorgehen doch danken.

Digitized by Google

Der Werth der Rettungsgürtel wird, wie vielfache Erfahrungen bestätigt haben, meistens dadurch hinfällig, daß nach einer Collision die Fahrgäste im ersten Schrecken an Deck rennen und den Gürtel mitzunehmen vergessen. Hinterher wagen sie sich nicht wieder hinab, um das Versäumte nachzuholen, weil sie keine Zeit zu haben glauben oder mit der Einrichtung des Schiffes nicht vertraut sind. Dagegen müßten von Seiten der Rhedereien scharfe Verordnungen erlassen werden, die vielleicht doch nicht ganz nutzlos bleiben würden. Es ließen sich bestimmte Signale einführen, bei deren Ertönen Jeder mit seiner Schwimmweste an Deck erscheinen müßte. Würden derartige Alarmmanöver bei Zeiten geübt, so würden sich Mannschaften und Passagiere an ein bestimmtes Handeln gewöhnen und im Falle einer wirklichen Gefahr würde das Vertrauen zu dem Rettungsmaterial und zu den Rettungsarbeiten bedeutend gesteigert sein. Jedenfalls aber könnte unter den an Bord Befindlichen die Ruhe und Besonnenheit weniger leicht verloren gehen, als das bisher bei einzelnen Katastrophen der Fall gewesen ist, und der Verlust an Menschenleben bliebe höchst wahrscheinlich bedeutend geringer.

Literatur und Kunst.

Richard Wagner und Lilli Lehmann.

Mit ungedruckten Briefen Richard Wagner's.

Von Adolph Kohut.

Lilli Lehmann ist wohl ein Unicum in der ganzen deutschen Musikgeschichte. Fünfzehn Jahre hindurch war sie eine Zierde des Berliner Kgl. Opernhauses für Coloraturpartien, dann sattelte sie plötzlich um und wurde hochdramatische Sängerin. Ihre altitalienische Schule, ihre Coloratur-Fertigkeit, ihre Triller und Staccati und ihr äußerlich so kühl gemessenes und vornehmes Wesen machten sie von vornherein zu einer der glänzendsten Vertreterinnen des bel canto, um so erstaunlicher war die Nachricht, daß sie 1885 in Amerika große Triumphe gerade als Wagnersängerin erzielt habe. Freilich schon in Berlin gährte es anderthalb Jahrzehnte in ihrer Künstlerseele. Es war gar nicht nach ihrem Geschmacke, daß ihr die Rollen der „Prinzessinen" zugetheilt wurden, und daß sie der damalige General-Intendant Hülsen im dramatischen Fach nur ausnahmsweise auftreten ließ. Das hat wohl auch dazu beigetragen, daß sie vor 13 Jahren contractbrüchig wurde und im Dollarlande Diamanten, Perlen und alles, was Primadonnen-Begehr einheimste und Furore machte. Und auch darin ist Lilli Lehmann ein Unicum, daß vor der erfolgreichen Meisterin des Kunstgesanges schließlich die Bureaukratie die Waffen strecken mußte. Während sie wegen ihres Contractbruches an den königlich preußischen Bühnen für verfehmt erklärt worden war und mit Hülsen und seinen Leuten eine heftige briefliche und journalistische Campagne geführt hatte, gelang es ihr im Jahre 1890, den über sie verhängten Bann aufzuheben und als Siegerin aus dem Kampfe mit General-Intendanten und Directoren hervorzugehen. Ja, es ist ihr sogar die Genugthuung geworden, an derselben königlichen Bühne, wo sie anderthalb Jahrzehnte hindurch Rollen sang, welche man im drastischen Bühnenjargon „kalt wie Hundenasen" bezeichnet, als Vertreterin des hochdramatischen Gesanges, namentlich aber als Wagnerinterpretin, in außerordentlicher Weise gefeiert zu werden. Nur für die Fernstehenden bot es eine Ueberraschung, daß Lilli Lehmann gleichsam über Nacht umsattelte und zur Fahne Richard Wagner's schwor. Die Eingeweihten, welche ihren künstlerischen Bildungsgang verfolgten und ihre Beziehungen zu den Altmeister kannten, waren von dieser Metamorphose keineswegs überrascht. Da nun das Verhältniß Lilli Lehmann's zu Wagner nicht so allgemein bekannt ist, so wird es nicht unangebracht sein, einmal die Beziehungen, welche zwischen der Sängerin und dem Componisten bestanden haben, auf Grund zuverlässiger und bisher unveröffentlichter Quellen und Briefe hier genauer darzulegen.

Im Allgemeinen sei von vornherein bemerkt, daß es ein Irrthum ist, wenn man annimmt, daß Richard Wagner, obschon er den Hauptschwerpunkt seines künstlerischen Schaffens in's Orchester verlegte, die Sänger und Sängerinnen nur als nebensächliche Figuren betrachtet und vernachlässigt hätte. Gerade das Gegentheil ist der Fall! Von seinem ersten Auftreten als Operncomponist bis zu seinem letzten Athemzuge war er vielmehr bestrebt, alle Träger der Hauptrollen in seinen Musikdramen mit Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten zu überhäufen. Ich verweise nur auf seinen interessanten Briefwechsel mit Tichatschek und Fischer, mit der Schröder-Devrient, Kriete-Wüst und Therese Malten. Er erschöpfte darin alle Künste der Schmeichelei, der Aufmerksamkeit, des neckischen Humors und der Versprechungen, namentlich den Damen gegenüber, um sie anzufeuern und in ihnen seine eigenen Flammen der Begeisterung emporlohen zu lassen. So scheint denn auch in seinen Briefen an Lilli Lehmann Richard Wagner bemüht, die capriciöse Künstlerin zu cajoliren. Der Componist, welcher zuweilen überaus grob sein konnte, ist hier von größter sächsischer Gemüthlichkeit — der beste Beweis, daß er, gleich seinem so intim gehaßten Freunde Meyerbeer, auf die musikalische und schauspielerische Darstellung der Solisten und Solistinnen großes Gewicht legte. Wenn sich z. B. der Meistersänger Albert Niemann entschließen könnte, die an ihn gerichteten Briefe Richard Wagner's zu veröffentlichen, würde man bald ersehen, welche Mühe sich dieser gab, um den gefeierten Tenoristen zu gewinnen. So schrieb z. B. Wagner aus Zürich am 25. Januar 1857 an den damals 26jährigen Jüngling aus freien Antriebe einen überaus schmeichelhaften Brief, worin er ihm mittheilte, daß er in ihm den mit Bangen gesuchten Sänger seines „Siegfried" gefunden habe. Er bittet darin den jungen Tenoristen, zu seiner Fahne zu schwören, denn auf ihn habe er sein Augenmerk gerichtet, er sei allein im Stande, den Intentionen des Componisten zu genügen. Er ersucht ihn darin inständigst, seine Kräfte ja nicht zu vergeuden, sich zu schonen und sich immer daran zu erinnern, daß er eine edle, große, welthistorische Kunstthat vor sich habe.

Lilli Lehmann's Mutter und zugleich Lehrerin im Kunstgesang, deren unausgesetzten Bemühungen und hoher Intelligenz es in erster Linie zu verdanken war, daß das Gold in der Kehle ihrer Töchter Lilli und Marie eine solch edle Prägung erhalten hat, Maria Löw war gleichfalls eine treffliche Sängerin und mit Richard Wagner auf's Engste befreundet. Der Meister schätzte in ihr nicht allein die dramatische Künstlerin, welche in Rollen wie Norma, Jessonda, Rebekka im „Templer und Jüdin" sehr Anerkennenswerthes leistete, sondern sie entzückte ihn auch durch ihr Harfenspiel. Auch mit der ersten Frau Wagner's, mit Minna geb. Planer, war Maria Löw innig befreundet. Der Meister lernte Lilli Lehmann, damals ein achtjähriges Kind, in Prag kennen, und war sowohl von der Grazie, wie der hübschen Stimme der Kleinen so sehr entzückt, daß er ihr schon damals eine große Zukunft prophezeite und sie zärtlich küßte. Seit jener Zeit hatte er sie stets im Auge behalten und ihre künstlerische Laufbahn mit Interesse verfolgt. Bis zu ihrem am 30. Dezember 1883 erfolgten Tode war und blieb Maria Löw die strengste und erfolgreichste, aber auch die ausschließliche Lehrmeisterin ihrer Tochter Lilli, die noch blutjung war, als Wagner sie 1872 für die Soloscene in der Neunten Symphonie engagiren wollte, wobei er sich ganz ausschließlich auf das Urtheil seiner alten Freundin,

Digitized by Google

der Mutter Lilli's, verließ. Er schrieb damals aus Bayreuth an die Mutter, daß er sich in Betreff der Leistungen ihrer lieben Tochter einzig auf sie, auf ihr „durch mütterliche Vorliebe unbestochenes Urtheil verlasse", da er sonst Niemand kenne, der ihm eine unanfechtbare Auskunft über die junge Sängerin geben könnte. Seit jener Zeit entwickelte sich ein recht lebhafter Briefwechsel nicht nur zwischen der Mutter, sondern auch ihren beiden Töchtern, Lilli und Marie, welch' Letztere bekanntlich sich in der Kunstwelt gleichfalls einen glanzvollen Namen gemacht hat und zuletzt an der Wiener Hofoper engagirt war. In seinen Zuschriften an sie plaudert Wagner in der ungezwungensten und neckischsten Weise, was bei ihm stets ein Zeichen dafür war, daß er die Adressatinnen besonders in sein Herz geschlossen hatte. So schreibt er in einem Briefe aus Bayreuth vom 7. Februar 1875: „Gott weiß, was Ihr mir Alles noch machen müßt, denn Ihr seid sehr gut." Und er unterzeichnet seine Zuschrift mit den Worten: „Herzlichst der strenge Onkel", und die Mutter der beiden Primadonnen nennt er oft seine „alte gute Löwin". Schon frühzeitig fragte er auch sein „allerliebstes Lehmännchen" um Rath in sachlichen und Personalfragen, welche irgendwie mit dem Gesang im Zusammenhang standen, so z. B. im Sommer 1875 über die Sängerin Grossi. „Gebe Gott," schreibt er u. A., „daß diese meine Annahme in Betreff der Leistungsfähigkeit der Dame nicht allzu sehr auf Sand gebaut sei! Ich weiß von ihr und ihrem Willen noch nichts, als durch Sie, liebes Kind! Lassen Sie sich mir doch nur einmal hierüber vernehmen!" Lilli Lehmann hat in ihrer Kunstbegeisterung und Schwärmerei für Wagner nie einen Pfennig Honorar angenommen und jede finanzielle Schadloshaltung in Bayreuth für ihre jeweiligen Mitwirkungen abgelehnt. Der Meister wollte diese Opfer jedoch nie annehmen, und seine Liebe und Verehrung wurde dadurch noch in höherem Grade gesteigert. Als nun die Grossi im genannten Jahre ihm nicht antwortete, schrieb Wagner an die Freundin nach Berlin:

„Vielleicht haben Sie dieselbe durch Ihr freundschaftlich großartiges Vorbild in etwas abgeschreckt? Das können enthusiastische Seelen wie die Ihrige zu Stande bringen; die mir so fern stehende junge Dame dürfte aber am Ende darüber unmuthig werden, wenn ihr ihre Mitwirkung noch besondere Ausgaben veranlaßte. In diesem Falle, liebstes Kind, bitte ich Sie doch recht sehr, zur rechten Zeit etwas einzuschreiten und durch Zusicherungen in meinem Namen die junge Dame vor dem möglichen Schwanken zu bewahren." Und als diese diplomatische Sendung zur Zufriedenheit des Meisters ausgeführt wurde, schrieb er ihr entzückt: „Sie sind ein ausgezeichnetes Kind, an dem ich großes Wohlgefallen habe" und bittet sie, zu glauben, daß er einer solch tüchtigen und hülfsbereiten Freundschaft durchaus bedürfe. Auch andere künstlerische Commissionen mußte die Sängerin für ihn besorgen; so bittet er sie am 26. November desselben Jahres, mit Theodor Reichmann in Verbindung zu treten, der ihm eine Walküre empfohlen hatte. In den Briefen des Meisters, der namentlich ungeheuer viel Aerger auf den Proben mit den Sängern und Sängerinnen, aber auch mit den Solisten des Orchesters und den sonstigen vielen unberechenbaren Zufälligkeiten des Bühnenlebens hatte, spricht sich zuweilen eine höchst pessimistische Stimmung aus, denn man weiß, daß er im Grunde genommen eine sehr sanguinische Natur war, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt und überhaupt Stimmungen in starkem Maße unterworfen. Sein ganzes Herz schüttete er in einem Briefe des nächsten Jahres an Frau Maria Löw aus; dieses bezeichnende Schreiben lautet:

Ach, liebes, gutes Kind!

Sie sind wirklich die Einzige, die ich da draußen als Menschen kenne. Auf Keinen ist Verlaß! Wären Sie nur überall! So schrieb ich vor zwei Wochen an Eckert*) in mehreren Angelegenheiten, auch was unser Orchester betrifft. Gut, was das Eine betrifft, läßt er mir durch Wieprecht antworten; das war recht gescheidt! Nun aber vermeidet er mir zu schreiben, warum? Weil er mir eine Notiz über die Tristan-Angelegenheit geben müßte, welche — natürlich — Allen Noth und Scham macht. Ich habe von Anfang herein und zwar allen Ernstes auf den Tristan in Berlin nicht gerechnet. Es ist zu sonderbar zu glauben, daß man für dieses Werk auch nur in Betreff der Anfangsgründe, ohne mich sich behelfen zu können glaubt. Nun aber kommen wieder Gerüchte zu mir: Das Neueste, ich würde im Januar in Berlin erwartet, um mit Hülsen, Niemann, Betz, Fricke und Boggenhuber über die „Besetzung" des Tristan zu conferiren; da ich gar nichts sonst erfahre, wäre mir dies Alles gleichgiltig; nun aber kommt der Fall, daß ich in einer Proceßsache gegen den Musikhändler F., welche ich nicht leicht nehme, sehr wahrscheinlich bald einmal nach Berlin kommen muß. Ist nun etwas mit dem Tristan vor, so wünschte ich natürlich gern die beiden Angelegenheiten combiniren zu können. Somit würde mir eine ganz klare und aufrichtige Darstellung des Standes dieser letzten Angelegenheit sehr willkommen sein. Ich bitte nun Sie darum!

Wie ist's nun mit der Bayreuther Soirée oder Matinée? Ich möchte das nicht wehren, wie wohl ich jede Einladung für Bayreuth, d. h. für das Zustandekommen von Bayreuth, ein Concert und dergl. zu geben, abgewiesen habe, da ich, wenn ich die Aufführungen mit Bestimmtheit ankündige, nicht für die Ermöglichung derselben erst noch agitiren kann.

Es haben sich Widerwärtigkeiten und Erscheinungen eingestellt, und wir leiden sehr darunter. Doch an der Sache selbst laß ich keinen Zweifel mehr aufkommen. Gelegentlich melde ich Ihnen zur weiteren Verbreitung, daß Scaria nicht, wie er in gewissen Wiener Blättern hat angeben lassen, für drei Monate 2000 Gulden, sondern für Monat August allein 7500 Mark und sonst für jeden Tag im Juli 250 Mark verlangt hat, worauf ich natürlich um unserer übrigen Collegen Willen auf seine Mitwirkung verzichtet habe. Dies so eine kleine Verdrießlichkeit nebenbei!

Wie dumm ist es mir denn auch mit der Ammann in Wien gegangen! Bis in die letzten Tage meines dortigen Aufenthaltes, während welcher ich endlich die Siegstadt gewonnen habe, läßt sie nichts von sich hören; am Tage vor meiner Abreise meldet sie sich mit ihrer Adresse; ich hatte keine Zeit und habe nun auch ihren Brief mit Adresse verloren; seitdem schreibt mir nun aber die Siegstadt wieder ab, die Partie scheint ihr nicht recht gewesen zu sein; nun brauch ich wieder die Ammann; wo mag diese stecken?

Eine Altistin für die Frau von Müller habe ich noch nicht; aber Frau v. Müller schreibt und titulirt nun fortgesetzt als „Walküre". Solcher Unsinn kommt immerfort vor! Nun habe ich Ihnen, meine Regisseurin und Complottistin, Alles gemeldet! Bleiben Sie mir gut, geben Sie Marie und der guten Lammert von mir einen herzhaften Kuß; gedenken Sie in treuer Liebe

Ihres geplagten, aber guten

Bayreuth, 4. Januar 1876. Richard Wagner.

Wie die Mutter, so mußte auch Lilli immerfort zur Hand sein und ihre Zeit opfern, wenn einmal der „gute Onkel" seine Wünsche hatte. Dafür überschüttete er aber auch das „allervortrefflichste Kind" mit den ausgesuchtesten Liebenswürdigkeiten und Complimenten. Als er sich im Februar 1876 anschickte, nach Berlin zu reisen, ist sie die erste, der er diese Mittheilung zukommen läßt. „Da wollen wir denn sehen, was die kleine Salome ausgebrütet hat," ruft er aus. Er freut sich unendlich, daß er sie bald wiedersehen werde, und theilt ihr mit, daß er mit Hülsen in Verbindung getreten sei, um mit ihm Alles abzumachen. „Es lebe der Leipziger Platz!" war sein Motto, denn dort wohnte seine Beratherin. Je mehr das Werk von Bayreuth gedeiht, von Erfolg gekrönt und von der ganzen gebildeten Welt enthusiastisch anerkannt wird, desto mehr nimmt seine gute Laune zu. Es zeugt von seiner ritterlichen Gesinnung, daß er die bekannte, später berühmt gewordene Wagner-Sängerin Marianne Brandt gegen die Anzapfungen, daß sie das Gegentheil von Schönheit sei, in galanter Weise in Schutz nimmt. So schreibt er an Lilli unter dem 25. April 1876:

In Betreff von Fräulein Brandt hätte ich von Euch Allen etwas mehr Billigkeit gewünscht. Daß sie in ihrer künstlerischen Leistung über jeder Anderen stehen würde, ist mir denn doch im Vergleich mit den mir bekannt gewordenen Anderen aufgegangen. Das Unempfehlende ihrer Gesichtsbildung kommt doch nur für außer der Bühne und für die in nächster Nähe mit ihr Beschäftigten in Betracht; auf der Bühne und namentlich in meinem Theater verschwindet es gänzlich, und ihre schlanke Gestalt würde da einzig und zwar vortheilhaft wirken. Einem Künstler wie Niemann kann man wohl zumuthen, daß in der dramatischen Erregung sich ihm die ganze Umgebung verkläre und das Ge-

*) Componist und Capellmeister an der Oper zu Berlin, früher in Stuttgart.

Digitized by Google

mein-Reale ihm nicht zum Bewußtsein komme: Ihm muß es darauf ankommen, wie das Ganze, er selbst mit, erschien, nicht wie es, dem Zauber der dramatischen Scene entkleidet, wirklich ist. Garrick und Kean nahmen statt eines Kindes einen Bierkrug in den Arm und rissen dennoch den nächststehenden Zuschauer zum Entsetzen hin, als der Vater das Kind in den Fluß zu werfen schien.

Als von Bayreuth aus im April 1876 die Circulare wegen der Mitwirkung an den dortigen Proben verschickt wurden, erhielt auch Lilli Lehmann ein solches Schriftstück, welchem der Meister die humoristischen Worte hinzufügte: „Nachdem Sie diese schönen Sachen gelesen haben, die Sie eigentlich gar nichts angehen, und die ich Ihnen nur der Curiosität wegen mittheile, habe ich Ihnen noch einen Brief von Frau St., den ich gestern Abend erhielt, vorzulegen, um Sie ersehen zu lassen, in welche Confusionen ich immer gerathe. Gott, ich ersehe, daß alle Frauenzimmer in den himmlischen, jungen schwedischen Bassisten verliebt sind, aber seine problematische Acquisition scheint sich durch allerhand Schwierigkeiten bedenklicher zu machen. Ich habe wirklich keine Zeit, mit der von der Frau St. gewünschten Umständlichkeit mich um deren Sargino zu bemühen. Ich fand es gerathen, Frau St. gar nicht zu antworten. Es ist so einfach! Dagegen machen Sie es möglich, Sie bringen den himmlischen E. mit, macht er es schön, so singt er den ‚Donner', wenn nicht, so muß ich mir zu helfen wissen." Der Brief schließt mit zärtlichen Grüßen, auch an ihre Mama von dem stets dankbaren „Richard Wagner, Componist."

In späteren Briefen, als Lilli Lehmann in ihrer Eigenschaft als Mitwirkende in Bayreuth dem Meister auch persönlich näher getreten war, behandelte er sie wie ein guter, jovialer Onkel, indem er sie zuweilen mit dem vertraulichen „Du" anredete. Als er z. B. im Januar 1877 längere Zeit von ihr ohne Antwort blieb, schreibt er ihr u. A. die gemüthlichen Worte: „Du schweigst mir so lange, und doch warst Du die Erste, die mir liebevoll enthusiastisch schrieb! Ich höre von Eurem längeren Unwohlsein. Hat wirklich die „Rheintochter" zu leiden gehabt? Ich wünsche Ihnen Zuspruch, da ich selbst tief mißmuthig bin. Soll ich daran gehen an die Aufführungen dieses Jahres? Machst Du mir Muth, so thu' ich's!" Wie Lilli Lehmann ihn als Rheintochter entzückte, kann man aus einem begeisterten Briefe entnehmen, den er ihr in demselben Jahre sandte. Er schreibt ihr in seiner kurz abgebrochenen, überschwänglichen Weise: „O, Lilli, Lilli, Ihr waret das Schönste und — Du, gutes Kind, hattest Recht, das kommt nicht wieder! Das war der Zauber des Ganzen, meine Rheintöchter! Fides singt immer ihre Melodien: „Gebt mir die Reine zurück!" Ade, wie schön, wie gut waret Ihr!... Adieu, liebes, gutes Kind, Lilli!!" —

Von Wagner war sie auch ausersehen, im „Tristan" in Bayreuth zuerst die Isolde zu singen. Intriguen, welche dort gegen sie gesponnen wurden, vereitelten dies jedoch. Es war daher der Künstlerin nicht vergönnt, in dieser ihrer glanzvollen Rolle sich dem Meister zu zeigen. Als er sie im Herbst 1876 als eine Rheintochter in Bayreuth singen und spielen sah, war er von ihr auf's Höchste entzückt. Er wurde nicht müde, sie zu rühmen, zu küssen und zu umarmen — war sie doch die Einzige, welcher der Meister nie etwas zu corrigiren brauchte! Bei ihrer Abreise schrieb ihr Frau Cosima Wagner: „Mit Freude habe ich vernommen, daß Sie eine freudige Erinnerung an unser Haus mit sich genommen; und als mir in so freundlicher Weise für meinen geringfügigen Antheil an den Proben gedankt wurde, hätte ich wohl einwenden mögen: Wie dankbar ich war, als die mir zufallende kleine Thätigkeit so ungemein durch die allseitige Liebenswürdigkeit der gesammten Künstlerschaar nicht nur erleichtert, sondern zu dem mir angenehmsten Wirken gestaltet worden sei." Wie sehr Recht sie hatte, ferner von der „unschätzbaren Unterstützung" zu reden, welche Lilli Lehmann den künstlerischen Bestrebungen ihres Gatten zu Theil werden ließ, ersieht man aus dem Schreiben, welches Wagner am 25. Januar 1875 an sein „süßes Lehmännchen" gerichtet hatte und worin er eigentlich von ihr des Guten zu viel verlangt. Man höre:

Allerliebste Freundin!

Nach allem Ceremoniellen noch die Bitte, das Maaß Ihrer Liebenswürdigkeit noch dadurch voll zu machen, daß Sie neben der Woglinde auch die Walküre Helmwiege übernehmen. Ich brauche zu den Walküren acht stolze, kühne Kinder von schöner Gestalt; Marie, Ihre Schwester, die Werner, Hofopernsängerin, muß auch daran. Sie werden da auch prächtig aussehen; ich hoffe, Sie schlagen mir nichts ab! Ginge es nur an, ich gäbe Ihnen auch die Gutrune oder die Freia, aber hier trifft es mit den Rheintöchtern zu nahe zusammen. Wissen Sie mir noch etwas Gutes, Schlankes zu empfehlen?

Am 10. Februar 1877 wendet sich der Meister an seine liebe Lilli mit einer „kleinen Belästigung". Er hatte nämlich ein Jahr vorher dem Berliner Opernchor versprochen, wenn ihm dies etwas nützen könnte, zu seinem Benefiz etwas zu dirigiren. Als er aber hört, daß das Concert auf Ende Februar bestimmt sei, welcher Termin, namentlich in Anbetracht seines Befindens, ihm sehr unerwünscht war, schreibt er an Lilli Lehmann, damit sie es ermögliche, daß das Benefiz bis Mitte März verschoben werde. Mit großem Bedauern und „rechter Trauer" nimmt er Notiz von der Erkrankung Woglindes, er werde sich deßhalb beeilen, am Leipziger Platz bald sein gutes Kind aufzusuchen. In jenem Briefe befindet sich ein merkwürdiger Ausspruch Richard Wagner's, der von seiner Verbitterung hinlänglich Zeugniß ablegt. Er sagt dort nämlich u. A.: „Für mich würde ich in Deutschland nicht den Arm mehr aufheben; gern thue ich dies aber für unsere armen Choristen." Kurz vorher hat er ihr einen langen Brief mit vielen Personalien über Betz, Niemann und andere Lebende zukommen lassen, den ich aber nicht gern wiedergeben möchte. Auch dieses Schreiben strotzt von erbitterten Ausfällen. Am Schluß befinden sich jedoch die versöhnlichen Worte: „Aber — aber Sie, liebstes Wesen, und — nehmen wir sie nur gern mit dazu — die Schwestern — Ihr strahlt hell und wahrhaft verklärt vor mir, ich vergesse die ungeheure Energie Eurer Todesweissagung im „Siegfried" nie! Und so bewahren uns die Götter, das Beste, und so grüße ich Sie, liebe Lilli, von ganzem Herzen als Ihr treuer dankbarer Schuldner."

Als Wagner im Sommer 1878 von Lilli nichts hört, wendet er sich sofort an ihre Mutter, sich nach dem Befinden ihrer Tochter erkundigend. „Ich habe sie so lieb, und wenn ich an die herzliche Hingebung, ihr Feuer, ihre allerliebenswürdigsten Leistungen denke, so stimmt es mich wehmüthig, zu glauben, daß Alles nun vorbei sein soll." Er sehnt sich darnach, daß sie einmal nach Bayreuth komme, um mit ihr zu berathen; dann werde „Capellmeisterin Lilli" erst sehen, was sie dort zu thun habe, „denn ohne Lilli ist Klingsor's Zauberwerk nicht zu verstehen; o da wird es viel zu wählen geben, und wenn sie einmal erscheint, könnte sie gleich die ganze Sache — in Accord nehmen, denn sie müßte ihm für Alles stehen." Sie war es denn auch, die vor allen Anderen die Partitur mit der Scene der Blumen-Zaubermädchen aus dem zweiten Act des „Parsival" zuerst erhielt. In einem Briefe vom 22. Januar 1881 spricht er es bei der Uebersendung des Clavier-Auszuges aus, daß er mit dieser seiner neuesten Arbeit nicht an das eine oder das andere Theater denken möchte, denn er verlange für sein Musikdrama gar zu viel: „nicht weniger als sechs Sängerinnen ersten Ranges von gleicher Stimmlage und dazu hübsche, schlankgewachsene Frauenzimmer; dann aber noch mindestens zwölf oder sechzehn junge hübsche Choristinnen von erster Qualität. Wollen Sie mir diese Bande recrutiren?... Ich kann mich an Niemand als meine Rheintochter-Capellmeisterin halten; an wen sonst mich wenden? Es gehört zur Sache Ihr ganzer Geist, Ihr Enthusiasmus und etwas auch Ihre Bekanntschaft mit unseren

Digitized by Google

Personalien. Geben Sie mir eine gute Antwort. Juli 1882 sind die Proben, August die Aufführung. Ohne Lilli aber wird nichts, gar nichts!"

Bevor der Meister 1881 nach dem Süden reist, unterläßt er es nicht, dem „liebsten Kinde und der Collegin" einen eingehenden Brief zu schreiben, worin er ihr seinen freundschaftlichsten Dank für ihre neuen Bemühungen ausdrückt und sich glücklich preist, daß Dank ihrer und des Capellmeisters Eckert Rührigkeit er sich um nichts mehr zu bekümmern brauche, er wünscht nur sehnlichst, daß sie für die Zukunft aller Nöthigung zu neuen Heldenthaten für ihn enthoben sein möchte. Ich habe schon erwähnt, daß Lilli Lehmann in Bayreuth vor dem Meister die Isolde in Tristan singen sollte, daß sie aber durch allerlei Intriguen daran verhindert wurde. Welches Vertrauen nun der Componist auch bezüglich dieser Rolle in sie gesetzt hat, beweist ein Schreiben desselben vom 9. Februar 1886, worin es heißt:

Mit demselben Vertrauen, mit welchem im Jahre 1876 die Ausführung der Rheintochter und für das Jahr 1882 die der Blumenmädchen übergeben wurde, baue ich auf Sie, um hier das auszusprechen, wovon es so wichtig ist, daß es nie verschwiegen bleibe, daß unsere Aufführungen Thaten der Begeisterung sind, daß von Rivalitäten, von Rollen hier überhaupt nicht die Rede sein kann, daß jede Note uns gleich heilig und theuer ist und endlich daß wir das hiesige Ideal am mächtigsten verwirklichen, wenn wir die künstlerische Leistung mit der zwiefach bedeutenden der moralischen That verbinden. Wollen Sie es mir verdenken, meine liebe Freundin, daß ich Sie gerade auserlesen habe, um dieses Beispiel zu geben und in dieser Weise mir zur Seite zu stehen und eine Stütze zu sein? Sie entsinnen sich wohl, wie im Jahre 1876 einem ausgezeichneten Künstler geantwortet wurde, welcher vermeinte, nur erste Partien annehmen zu dürfen: Es gäbe in Bayreuth keine ersten und keine zweiten Parteien! — —

In seinem letzten Briefe versprach Wagner seiner „Capellmeisterin" bestimmt, nach Berlin zu reisen, um sie dort zu begrüßen und ihren Gemahl, den jetzigen Kammersänger Paul Kalisch, kennen zu lernen, aber er hat sein Vorhaben nicht ausgeführt, der Tod ereilte ihn, bevor er sein Wort einlösen konnte. Die Rheintochter in Bayreuth vom Jahre 1876, sein Blumenmädchen vom Jahre 1882 und seine Isolde und Brangäne in Tristan werden aber in der Geschichte des Wagner'schen Musikdramas noch lange fortleben. Unter den Frauengestalten des unsterblichen Componisten wird Lilli Lehmann als eine der poetischsten und begabtesten stets mit rühmender Anerkennung genannt werden.

Der gereinigte Shakespeare.

Von Erich Urban (Berlin).

Als im Anfang dieses Jahres einige namhafte Schriftsteller daran dachten, in München eine freie Bühne zu errichten, die unter Anderem auch den Zweck haben sollte, sich Shakespeare's anzunehmen und ihn in einer seiner würdigen Weise aufzuführen, entging es ihnen nicht, daß gerade eins der umstrittensten Werke des Meisters, „Troilus und Cressida", eine herrliche Gelegenheit wäre, zugleich eminent literarisch zu sein, dem Briten einen herzlichen Gefallen zu erweisen, und ganz zuletzt nur bei der Inscenirung des Liebesdienstes ihrer selbst ein wenig zu gedenken; denn das war ihnen von Beginn an klar, daß ihre freie Bühne in dem Kampf der Meinungen sich auf einen besonderen Standpunkt stellen, gleichzeitig aber auch die Rettung Shakespeare's aus eigenen Mitteln besorgen müsse. So ward denn Herr Ernst von Wolzogen beauftragt, „Troilus und Cressida" unter seine Feder zu nehmen, und er that das so gründlich, daß bei dem Anblick des also neuempfangenen und wiedergeborenen Dramas der gute Geschmack laut aufschrie und beim Davonlaufen schwur, er hätte keine Freunde mehr. Nach den spärlichen Nachrichten, die über die denkwürdige Aufführung in die Zeitungen kamen, muß es an jenem Shakespeare-Abend recht lustig zugegangen sein: Wolzogen hatte nämlich um das alte Stück ein ganz neues, gar spaßhaft anzuschauendes herumgeschrieben, in dem das Publicum mit den Schauspielern agirte und seine Bonmots an der rechten Stelle in die Handlung einstreute, kurz, auf die lebhafteste Weise an dem Theil nahm, was man oben tragirte; und wenn man nach dem „Kraftmayr" Wolzogen's urtheilen darf, so sind seine Witze, mit denen er Shakespeare aufhalf, sicherlich noch nicht einmal schlecht gewesen.

Unter Denen, die damals — es wird im März oder April gewesen sein — Erbitterung gegen die Shakespeare-Bearbeiter im Herzen München verließen, befand sich auch Jemand, der lange Zeit über das nämliche Werk nachgesonnen, und als er von dem Vorhaben der Münchener hörte, geschrieben hatte: „ich lese, daß sich in München eine freie Bühne aufgethan hat, welche u. A. eine Aufführung des Shakespeare'schen Werkes, ich weiß nicht, ob in der Urform oder in einer Bearbeitung, plant. Wie dem sei, alle meine treuen Wünsche gehören den Männern dieses Unternehmens." Und jetzt, nachdem er das „Unternehmen" mit eigenen Augen gesehen, mochte er im Stillen wünschen, statt eines Segens ihnen einst einen derben Fluch und die Pest mit auf den Weg gegeben zu haben; denn alles Hohe, das er an jenem Drama zu finden geglaubt hatte, war hier herabgezogen, die Satire zur Caricatur verzerrt, aus „einem der gewaltigsten Erzeugnisse der Weltliteratur" eine Farçe gemacht. Und dabei waren die da in ihren Bemühungen viel glücklicher gewesen, als er selbst, der mit seinem Shakespeare-Bekenntniß unter dem Arm bei den Directoren der großen Bühnen vergebens angeklopft und um Erhörung gefleht, und schließlich die Schande erleben mußte, daß ihn eine ganz gewöhnliche „Donaunixe" aus dem Felde schlug. Und vielleicht verspürte er sogar in solchen Augenblicken eine leise nihilistische Anregung und bekannte sich zu dem berühmten Ausspruche eines bis jetzt noch ganz unberühmten Geistes: „Das kommt davon, wenn man nur eine Ueberzeugung hat."

Unterdessen legte Herr Adolf Gelber aus Wien, der die schmachvolle Wanderung zu den Bühnenherrschern antrat und noch auf ihr begriffen ist, sein Shakespeare-Evangelium in einem wenig umfangreichen Buche nieder, das im vergangenen Juni an dem Wohnort des Verfassers erschien. Mit einer eifersüchtigen Hitze, als handele es sich um den Besitz einer holden Schönen, zieht er darin aus zur Fehde gegen die Shakespeare-Kritik, und er kämpft so nachdrücklich und erfolgreich für seine Meinung, daß die Kritik todt auf dem Platze bleibt und er selbst bald darauf an Entkräftung stirbt — ein trauriger Streit, betrübsamer noch als jener fabelhafte trojanische Krieg, der um die schöne Helena entbrannte und von dem nicht minder fabelhaften Homer besungen wurde.

Der Eingeweihte weiß, daß es einer der fünfzig Söhne des Priamus ist, den sich Shakespeare in „Troilus und Cressida" zum Helden erkor; der Fernerstehende wird aus den wenigen Andeutungen doch schon soviel errathen haben, daß die übelberüchtigte Helena nicht ganz unbetheiligt bleibt, der trojanische Krieg darin eine große Rolle spielt und der alte Homer schließlich bei der Frage noch in Betracht kommt, die den Herrn Gelber so sehr gegen die Shakespeare-Kritik aufgeregt hat. In der Ilias macht bekanntlich der junge Troilus nur eine dürftige Figur; er findet lediglich bei der Aufzählung der Gefallenen kurze Erwähnung:

„Nestor, den göttlichen Held, und Troilus, froh des Gespannes,
Hektor auch, der ein Gott bei Sterblichen war und von Tugend
Nicht wie des sterblichen Manns, wie ein Sohn der Götter einherging:
Diese verschlang mir der Krieg ....."

Digitized by Google

Hiermit hätte sich Troilus begnügen müssen, wenn nicht ein Zufall den nachhomerischen Dichtern seinen Namen in die Hände gespielt; sie benutzten gerade seine Person, um an sie die rührende Geschichte von der kriegsgefangenen Griechin zu knüpfen, die einen jungen Troer, der sie liebt, mit dem ersten besten schmählich betrügt, als das Schicksal ihre Auslieferung gegen einen hervorragenden trojanischen Ritter fügt. Den jungen Troer nannten sie Troilus, die Griechin erhielt den aus Briseïs, der Geliebten Achills, verderbten Namen Cressida, und für den zurückgegebenen Ritter fand sich bei Homer der Name Antenor. Bis auf Shakespeare sah man in der Episode des großen Krieges nichts Anstößiges oder gar Komisches; man bedauerte den armen Liebhaber und hatte für die so schnell gefallene Cressida rasch einige Worte der Entschuldigung bereit. Ganz anders trat Shakespeare, der eben „Antonius und Kleopatra" vollendete, an den Stoff heran; er bemerkte, daß hier ein herrlicher Anlaß zu der herbsten Satire auf die Beständigkeit des Weibes gegeben war, und die kleine Grisette Cressida eine treffende Ergänzung zu der mächtigen Königin-Maitresse Kleopatra bilden würde. Georg Brandes fühlte diesen Zusammenhang sehr fein heraus, irrte aber, als er die Quelle für die parodistische Schilderung der griechischen Helden in dem Haß suchte, den Shakespeare gegen seine Nebenbuhler, den Homer-Uebersetzer Chapman, angeblich empfand. Gelber hat die Kleinlichkeit dieser Annahme überzeugend nachgewiesen; verderblich aber wurden — gleich Brandes — auch ihm die Griechen-Scenen, indem jener aus ihnen auf eine Homer-Verachtung und Homer-Unkenntniß Shakespeare's schloß, Gelber dagegen seiner Theorie zu Liebe, daß „Troilus und Cressida" durchaus eine Tragödie sein müsse, unehrlich mit der Dichtung selbst verfuhr. Gerade die Mischung der tiefsinnigsten Momente mit den burleskesten, das blitzschnelle Umschlagen feierlichen Ernstes in ausgelassenste Laune rückte den Shakespeare-Erklärern das Stück so fern, verführte sie zu Hypothesen und gezwungenen Interpretationen; denen, die es für eine Tragödie ausriefen, waren die mannigfachen satirisch-parodistischen Züge ein Aergerniß, und sie suchten sie zu leugnen; für eine Komödie war aber wieder zuviel Tragik darin, — was sollte man z. B. mit dem Gespräch zwischen Achill und Ulyß im dritten Act beginnen? Man sprach daher — wie Brandes — von den „vielen Widersprüchen, deren dieses sonderbare Werk so viele aufzuweisen hat, ungleichartig und disharmonisch wie es ist." Die Widersprüche sind jedoch nur eingebildete, wenn man sich vorstellt, mit welchen Augen für das Weib und seine zwingende Macht Shakespeare nach „Antonius und Kleopatra" zu der Legende von dem treuen Troilus und der ungetreuen Cressida kam, wie er von dessen Treue las und in ein unheiliges Gelächter ausbrach — und nun vergesse man nicht, daß Chapman's Ilias-Uebersetzung ihn in demselben Augenblick auf den trojanischen Krieg hinwies, der von einem blühenden Volke um eine davongelaufene Schöne geführt wurde, eine richtige Jagd des gehörnten Ehemannes nach seiner laidirten Gattin und deren Buhlen; meint man da, daß der Dichter wirklich aus dem Troilus-Stoff und dem griechischen Theil des Dramas eine „Doppelhandlung" habe construiren wollen, eine Gegenüberstellung von Sinnencult und sittlicher Mannesthat — davon spricht Gelber — oder, wie Brandes anzunehmen scheint, eine halb lustvolle, halb ingrimmige Begleitung zu dem empfindsamen, und in seiner Empfindsamkeit oft an's Lächerliche streifende Thema der beiden Liebenden, Troilus und Cressida? Einzig die fast wunderbare Zusammengehörigkeit beider Sphären, die sich um einen Mittelpunkt bewegen und von ihm magisch angezogen werden, verlockte Shakespeare zu der Ueberlegung, wie denn ihre wahre Natur sein möchte, vermöge deren sie so geheimnißvoll harmonirten; und jetzt erst sah er sich die großen griechischen Helden ganz als Menschen an, nicht in Panzer und nickendem Helmbusch, der solange die Welt in ehrfürchtiges Erstaunen versetzt hatte, sondern im „lächerlichsten Schlafrock", und er entdeckte an jedem von ihnen einen kleinen Makel, eine besondere Schwäche, und bei Allen die große Thorheit und Verblendung, daß sie um eine „Schürze", um einen „Unterrock" zehn Jahre hindurch mit einem erstaunlichen Aufgebot von Kraft, Klugheit und schleichender List den blutigsten Krieg führten. Und darum bei den Griechen der erschütternde Ernst und die tiefsinnigste Speculation abwechselnd mit Albernheit, Hinterlist und barbarischer Roheit. Es ist ein verführerischer Gedanke, sich einzubilden, wie Shakespeare so recht nach seinem Herzen das Drama wohl hätte benennen können, vielleicht „Thersites?"; denn dieser lästerliche Narr, den die Weltgeschichte in ewigen Verruf gethan hat, sagt darin die bittersten Wahrheiten; er nennt den Ajax einen Elephant, den Herrscher Agamemnon eine offene Eiterbeule, vor dem göttlichen Achill selbst hält sein giftiger Witz nicht inne, und schließlich urtheilt er über den ganzen Krieg mit der ergötzlichsten Offenheit: „Die ganze Geschichte dreht sich um einen Hahnrei und eine Dirne; ein hübscher Gegenstand, um Parteiung und Ehrgeiz aufzuhetzen und sich daran zu Tode zu bluten: daß doch der Aussatz das Gesindel fräße! und Krieg und Lächerlichkeit Alle zusammen verdürbe!" Aber der Dichter kann nicht sein Genüge darin suchen, aus den dünstigen Niederungen einer Thersites-Natur die Menschen zu richten; er erhebt sich weiter und höher, bis Alles ihm vor den Füßen liegt, und er findet die Perspective des leidenschaftslosen Philosophen, der die Griechen hinziehen läßt, ein geraubtes Weib zu jagen; und nun eine Komödie wie sie von den Anfängen der Menschheit an gewesen ist und sich mit anderen Namen immer wieder abspielt und abspielen wird: Krieg der Besten um eine treulose Frau, Grieche betrogen vom Troer, Troer vom Griechen, und über Allen das sonnenhafte Auge des Dichters, das hinter Zürnen und strafendem Grollen im Grunde die tiefe Weisheit birgt, daß hier ein hohes Gut in Trümmer fällt, wenn unreine Hände allzu gierig nach ihm sich ausstrecken. Schon Heinrich Heine spürte mit dem Scharfblick des congenialen Dichtergenius heraus, daß „Troilus und Cressida" weder Lustspiel noch Trauerspiel in gewöhnlichem Sinne sei; und zu Recht bestehen noch heute die Worte, die er in „Shakespeare's Mädchen und Frauen" vor gerade sechzig Jahren niederschrieb: „Es ist Shakespeare's eigenthümlichste Schöpfung. Wir können ihre hohe Vortrefflichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer besonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Aesthetik, die noch nicht geschrieben ist."

Jene neue Aesthetik, von der Heine seufzend spricht, ist bis jetzt immer noch ein frommer Wunsch, ein Land der Sehnsucht geblieben — das beweist der alte Streit um „Troilus und Cressida", der mit Gelber's Buch wieder acut wird. Wolzogen entscheidet sich für das Lustspiel, Brandes ebenfalls, und Gelber hält die Zeit für gekommen, im Gegensatz zu diesen „blinden Richtern" der Tragödie den lange vermißten, verlorenen Sohn endlich in die offenen Arme zu führen: „von blinden Richtern auf das Grausamste mißhandelt, hat er bisher Niemanden gefunden, der an seine Schönheit geglaubt und es in seiner Reinheit wieder hergestellt hat." Dies sein Programm, und hieraus sich ergebend zwei Theile seiner Arbeit: eine kritisch-historische Vorrede (72 Seiten) und dann die Bearbeitung, das Werk der Reinheit, der Gelber'sche Shakespeare. Die Vorrede ist in einem überzeugungstreuen, festlich-bewegten Stile geschrieben; man sieht den Verfasser, wie er sich mit frisch gewaschenem Oberhemd, angethan mit dem Festtagsgewand, an den Schreibtisch setzt, glücklich in dem Bewußtsein, heute eine gute Sache, ein gottgefällig Ding zu vollbringen. Daß er gleich allen Streitern Gottes gelegentlich auch etwas spitzig wird und recht heftige Ausfälle riskirt, nimmt man gern hin; man fühlt sich ganz wohl in dieser Atmosphäre, die erfüllt ist von starkem Glaubenswort, These und Antithese, rhetorischer Frage und ähnlichem Rüst-

Digitized by Google

zeug des geistigen Kampfes, wenn nur über all' dem Für und Wider der theure Name des großen Dichters nicht Schaden leidet. Zuerst geht Alles sehr honett von Statten; man hat seine Freude daran, wie der Verfasser darlegt, daß Shakespeare den Homer recht gut verstanden haben kann, ohne das Griechische zu können, ebenso wie der Schiller die Schweiz im „Tell" geschildert, ohne dort gewesen zu sein: andere Beispiele bieten Victor Hugo's Morgenländische Dichtungen, Flaubert's Salambo und Byron's Hebräische Melodien. Gegen Brandes' niedrige Auffassung von dem Hasse des Dichters gegen den Nebenbuhler Chapman sticht Gelber's großherzige Ansicht angenehm ab, daß Shakespeare, hätte er rivalisiren wollen, dies durch ein besseres Werk gethan. Der gelehrte Forscher findet auch allen Anderen zum Trotz, daß homerische Handlungselemente gerade in Ueberfülle bei Shakespeare vorhanden sind; mit Glück vertheidigt er das Vorrecht des Dichters, mit der Historie frei verfahren zu dürfen, und lesenswerth sind auch seine Worte über die griechische Heiterkeit — obgleich hier tiefer gegriffen werden konnte — und die Naivität des Alterthums.

Bis hierher gehört dem Verfasser unsere Sympathie; von dem nächsten Abschnitt aber an geht mit seinem Charakter eine merkwürdige Veränderung vor. Der reinliche Denker greift zu kleinen, unsauberen Mitteln, zu Spitzfindigkeiten und hinterlistigen Werkzeugen, um einen Satz zu beweisen, der mit der unerschütterlichen Ruhe der Selbstverständlichkeit auf der ersten Seite des Buches prangt: „Indem ich daran schreite, dieses Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben, soll der Leser keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß für mich „Troilus und Cressida" eines der gewaltigsten Erzeugnisse der Weltliteratur ist." Wir drücken ihm begeistert die Hand und rufen: „Für uns auch und für alle Welt, eingeschlossen Georg Brandes, der von dem mächtigen, sphinxartigen Werke spricht." Aber muß es denn gerade darum eine Tragödie sein, in der der Held in Anstand und Würde bei bengalischer Beleuchtung die standesgemäße Lebensabiturientenrede an das gerührte Publicum hält?

Ich weiß nicht, was Herrn Gelber zu dem trostlosen Gedanken verlockt hat, dem Stück mit Gewalt alle Satire aus dem Leibe zu reißen und ihm einen melodramatischen Abschluß, noch dazu mit dem handgreiflichen Hinweis auf die Special-Idee des Bearbeiters („sagt, Troilus war schuld!") zu geben. Die Abschnitte der Vorrede, die eng mit der Bearbeitung zusammenhängen (und diese selbst natürlich) stehen zum Theil im directen Gegensatze zu den offenen und geraden Ausführungen des ersten Capitels. Nachdem dort klar bewiesen ist, daß Shakespeare nichts Homerfremdes oder gar Homerprofanirendes in sein Drama aufgenommen habe, müht sich der Bearbeiter später ab, den „unantastbar" geltenden Geist und die Handlung der Ilias wiederherzustellen, „Handlung und Stimmung mit jener der Ilias congruenter zu gestalten." Und sehr verschmitzt und gar nicht, wie es einem überzeugten Shakespeare-Verehrer ziemt, benutzt er die Congruenz der Ilias mit dem Drama, um seine Einbildung, daß Troilus „die große tragische Gestalt" sei und den Tod erleiden müsse, zu befriedigen: er wirft — und das ist denn im Grunde die ganze „Reinheit", die noch Keiner geleistet — alles nicht Passende im Namen Homer's heraus. Thersites wird ein elender Schimpfer, den Ulyß (Gelber's besonderer Liebling) pathetisch dem greisen Nestor zu Füßen schleudert, Agamemnon, Nestor, Ulyß, Diomedes, Ajax und vor Allem Achill werden so sauber und blank geputzt, daß sie sich in gut bürgerlicher Gesellschaft mit Ehren sehen lassen können, der „edle Hornochse" Menelaus schaut ganz ernsthaft drein — und wenn Du mich fragst: „Ja, wo steht denn das"? so ist die Antwort: „Jedenfalls nicht im Shakespeare."

Tapfer und frohgemuth hebt das Gelber'sche Buch an, jesuitisch ist es in der Mitte und den Abschluß bildet ein Compromiß, ein Zurückziehen, eine Verbeugung vor dem Urtheil der Menge, die doch belehrt und zum Glauben an die Größe des Werkes gezwungen werden sollte. Jene Scene des vierten Actes, in der Diomedes die befreite Cressida in das Lager der Griechen bringt, muß — so führt Gelber aus — verschwinden, um das Zartgefühl des Publicums nicht zu beleidigen; aus der Treulosen Vater Kalchas wird ein Rhisus, damit jeder Verdacht ausgeschlossen ist, Shakespeare habe hierdurch den ehrwürdigen Priester Kalchas beschimpfen wollen: das klingt ja zuerst ganz gut, wenn auch die übertriebene Vorsicht nicht dem zuversichtlichen Tone entspricht, den die Vorrede sonst anschlägt. Was der Bearbeiter aber eigentlich mit den kleinen Nachgiebigkeiten bezweckt, wird erst vollständig klar, wenn man sich in den „gereinigten Troilus" vertieft; dann begreift man endlich, was mit dem „vielfach neu, hier und da auch frei übersetzt" gemeint war. „Troilus und Cressida" ist in der vorliegenden Form eine planmäßig angelegte Vergewaltigung Shakespeare's zum höheren Ruhme der fixen Idee eines Schriftstellers, der sich nicht scheute, an die Stelle der alten „erbärmlichen" Uebersetzungen eine Umarbeitung im charakterlosesten Journalistendeutsch mit „voll und ganz" — bei Shakespeare! — zu stellen. Vom Prolog bis hin zu dem cynischen Schlußwort des Kupplers Pandarus — das bei Gelber überhaupt nicht vorhanden ist — reicht die Minirarbeit des eitlen Nachdichters, auf den die Abschiedsworte des sterbenden Troilus ausgezeichnet passen:

„Freunde, sagt zu Hause,
Wenn man nach mir auch fragt: — ich war zu blind —."

Wie nach diesen Andeutungen zu erwarten ist, sind die griechischen Scenen des Dramas besonders stark mitgenommen worden. Aus dem treuherzigen Troilus einen tragischen Liebhaber zu machen, war kein Kunststück; hier galt es nur zu retouchiren, kleine Lichter aufzusetzen, wo eine nebensächliche Redensart bedeutungsvoller hervortreten sollte, einen schwachen Schatten auf eine Stelle fallen zu lassen, deren Erhellung unbequem werden konnte. Um dies zu erreichen, hat der Bearbeiter etwas ganz Merkwürdiges sich ausgesonnen: er setzt hinter jede Phrase, die ihm von Wichtigkeit erscheint, eine Parenthese, ein kleines Commentar; hierdurch erreicht er zweierlei. Erstens lenkt er den Blick des Lesers mit Willkür dorthin, wo es ihm gerade paßt, und andererseits gewöhnt er das Auge daran, über nichtcommentirte Sätze hastiger zu der nächsten Anmerkung zu eilen; z. B. den Worten des Troilus (I, 1):

„Ich kann für diese Sache nicht mehr fechten,
Die doch erbärmlich für ein gutes Schwert —"

folgt die Gelber'sche Panrenthese: „Und wie er so spricht, scheint er berührt vom Geiste Cassandra's, Homer's. Allein jung und in Liebe verloren, ahnt er die Tiefe nicht des eigenen Wortes, und tritt in seine tragische Bahn, wo er zu spät die Schrecken der Schönheit erfährt." Shakespeare will den jungen Troer, der mitten im Kampfe nur an seine Herzensangelegenheiten denkt, dessen Wille allein unendlich ist und die That „ein Sclave der Beschränkung", deutlich als Schwächling, als „Laps" charakterisiren; die Bezeichnung „tragisch" bezweckt eine Trübung in dem Urtheil des Lesenden, sie färbt den blassen Jüngling etwas dunkler, giebt ihm mehr Haltung. In der Liebesscene des dritten Actes wird der Gesang eines Chores benutzt, um jenes zauberische Halbdunkel der Stimmung zu erzeugen, in dem die Gespräche Romeo's mit Julia erzittern; ein anakreontisches Gedicht muß dazu dienen, „Asiens Zaubermond" über einem Duett aufgehen zu lassen, das bei Shakespeare den in Marinismen schwelgenden Liebhaber halbwegs lächerlich machen, bei Gelber aber von des Troilus „in tiefer Schönheit athmenden Seele" Kunde bringen soll. Und getreu dem Plane des hartherzigen Bearbeiters, der dem jungen Schwärmer das Leben nicht gönnt, endet Troilus „tragisch", wie er tragisch gelebt hat: von irgend Jemand verwundet — Niemand weiß, wer es

Digitized by Google

gethan; hoffentlich, o Tragik, der edle Menelaus nicht — betritt er die Bühne und sagt sein Sprüchlein her, ehe er von dieser jammervollen Erde scheidet. Eine letzte Parenthese meldet uns außer seinem Tod auch noch, daß just in dem Augenblick in der Ferne Rufe erschallen: „Hoch, Achilles!“ — und das ist der zweite, der bei den „erbärmlichen Uebersetzern“ gesunken war, jetzt aber erhöht, der gerichtet wurde und nun gerettet ist.

Bei der Umarbeitung der Griechen-Scenen setzte sich Gelber folgendes Ziel: der grollende Achill soll von den Heerführern nur so lange als frecher, launenhafter Faullenzer behandelt werden, bis man durch Nestor aus Troja den Grund seines Zornes erfahren hat. Dann sucht man ihn im Interesse seines eigenen Ruhmes durch mancherlei — allerdings wenig zarte Mittelchen — zum Weiterkämpfen zu bewegen. Ulyß hat angeblich ein Herz für ihn, er liebt ihn sogar; und die übrigen Helden der Griechen folgen dem Rathe des diplomatischen Laëertiaden. Unsere Sympathie ist also dem geprüften Sohne des Thetis sicher: in Troja herrschen die Sinne, dort schwelgt Paris in den Armen der Helena, und Troilus bewirkt, als der holde Friede winkt, seinen Sinnen gehorchend die Weiterführung des Krieges; im griechischen Lager dagegen ist die größere Weisheit und die sittlichere Kraft, hier ringt der Held Achill mit der Liebe zu Priam's Tochter Polyxena, und er besiegt sie, als die Pflicht ruft, den gefallenen Freund zu rächen. Gelber hat den blutigen Witz nicht bemerkt, daß es wieder eine That der Liebe ist, wenn Achill für den Patroklus das Schwert zieht: man lese Thersites (V, 1): „Ich bitte dich, Knabe, schweig still; ich lerne nichts aus deinem Geschwätz. Man hält dich für Achill's Mann-Buben.“ Aber was will die Schmähung des hündischen Lästerers: er lügt, wie er stets lügt! Ja, Achill nimmt ihm gar nicht einmal etwas übel, denn ihm eignet ein „geistvolles Lachen, „blender Witz“ und vor Allem die „lächelnde Ruhe, womit er sich der thersitëischen Kritik preisgiebt.“ So meint Gelber, der wie die verhaßte Shakespeare-Kritik die Hypothese, „die letzte Zuflucht der irre gegangenen Logik“ liebt; auch das ist eine Hypothese, daß erst Nestor die Kunde von Achill's Neigung zu Polyxena aus Troja gebracht und die Griechen ihn nur aus Unkenntniß so schmählich behandelt hätten. Ihrer „klug wachsamen Staatskunst“ ist das Geheimniß schon längst bekannt; ihre herbe Kritik wendet sich auch nur gegen das hochfahrende Benehmen des ruhenden Kämpfers. Das von Shakespeare so arg beschädigte Ansehen des berühmten Achill muß um jeden Preis gehoben werden; darum eine gewaltsame Verschiebung in der fünften Scene des vierten Actes. Dort bricht Hector den Kampf ab, weil er in Ajax, seinem Gegner, ein Blutsverwandten erkennt:

„Nun gut, dann sei's geendet.
Du, Fürst, bist meines Vaters Schwestersohn,
Ein Freund und Vetter Priam's großem Stamm,
Und der Verwandtschaft Heiligkeit verbietet,
Daß sich der Kampf des Ruhms mit Blut entscheide.

Bei Gelber tritt Hector aber auf Achill zu und sagt:

„ich will nicht weiter!
Ich bitt' Dich, laß im Feld Dich wieder seh'n;
Der Krieg ist Spielerei, seit Du die Sache
Der Griechen aufgabst!“

Da ist dem reisigen Troer also der Gegner nicht werth, daß er mit ihm kämpft; er wartet nur auf den Achill — vergessen nun dessen eitles „Sieh dich nur satt“, und der Grieche wieder um einen Zoll in der Achtung des Publicums gestiegen! Man sieht an diesen Beispielen, wie Gelber gearbeitet hat; mit derselben Manier „rettet“ er auch den Ulyß und die übrigen Edlen im griechischen Lager, die „großen Gestalten aus dem homerischen Gedicht.“ Ihretwegen wird aus dem Minnetournier, das Aeneas im ersten Act ansagt, ein blutiger Kampf — nicht, wie bei Shakespeare, wählt man den Ajax aus Besorgniß, Achill könne durch einen leichten Sieg noch frecher werden; sondern hier wissen ja die armen Griechen noch nicht, warum der stolze Held grollt. Hier wollen sie ihn durch Nichtachtung in die Schlacht treiben, denn der Kampf ist ja doch ernst gemeint; darum preisen sie den plumpen Ajax und heben ihn bis in den Himmel. Alles Edelmuth, alles Größe, und wenn gefrevelt wurde, so geschah es nur aus Unwissenheit — das predigt uns der eifrige Shakespeare-Reiniger. Der Ungläubige aber nimmt den Shakespeare zur Hand und kann darin absolut nichts von dem finden, was der Herr Gelber da erzählt und überscharf demonstrirt; er sieht unbefangen, daß der Dichter bei den griechischen Helden Mängel aufspürte und sich nicht scheute, sie an's Tageslicht zu ziehen um seiner Idee willen; denn auch Shakespeare hatte, als er „Troilus und Cressida“ schrieb, eine ganz besondere Idee, die freilich mit der seines erbarmungslosen Nachrichters in nichts übereinstimmt. Der vorurtheilslose Brite wagte es sogar, einem Narren die tiefsten Wahrheiten in den Mund zu legen, ja ihn selbst mit einer gewissen Zärtlichkeit zu pflegen; und wer — wie Herr Gelber — einfach ignorirt, was der Thersites des Shakespearischen Stückes sagt, sündigt offen gegen den Dichter, der an einer Stelle die thersitëische Kritik der schönen Helena durch den Griechen Diomedes absichtsvoll bestätigt (IV., 1). So fiel auch die cynische Apostrophe des Pandarus an das Publicum gegen den ausdrücklichen Willen Shakespeare's und mußte — allerdings consequent genug — dem rührsamen Abgange des Troilus Platz machen, „jauchzende Bitterkeit“, „weltverhöhnende Ironie“ trat ab vor dem „befriedigten Kraftgefühl“, der „Welt des ungeheuren, frisch-fröhlich-freien Gelächters.“

Gerade in der Form, die der Dichter dem Schlusse seines Werkes gegeben hat, liegt die Garantie für die Ansicht, daß „Troilus und Pressida“ eine Komödie in dem Sinne der neuen, ungeschriebenen Aesthetik sein soll; so muß denn Troilus leben, um das Geschlecht Derer zu zeugen, die nicht alle werden, Cressida wird die Stammmutter jener verführerischen Gattung von Mädchen, die man in Paris „p'tites femmes“ nennt und der brave Kuppler Pandarus gewährleistet schließlich dafür, daß man auch um den Dritten im edlen Bunde, „dessen Bemühungen geliebt“, hinfort unbesorgt sein darf. So wollte es Shakespare, so will es auch das Publicum; keine Rettungen und keine Reinigungen — dann noch lieber „Donaunixen“ und andere Nixe, an denen wenigstens nichts zu verderben ist. Und so fürchte ich, daß der Ahasver in Wien noch lange mit seiner „Troilus und Cressida“-Verarbeitung bei den Directoren Queue machen wird, die es ihm nicht verzeihen können, daß dieser Shakespeare nicht schwarz und nicht weiß, nicht feurigglühend und nicht eiskalt, sondern in dem langen Reinigungsproceß verwaschener, schmutziger, gräulicher geworden war, mit einem Wort das, was er am wenigsten vertrug, — Gelber.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Fenster.

Von H. A. Luchmann.

„Wo wohnen Sie jetzt, Peter Iwanowitsch?“

„Ich? Sehr weit. Es lohnt sich auch nicht einmal, sich nach mir zu erkundigen, denn ich lebe ganz als Einsiedler, in einem kleinen Stübchen; wer mich sehen will, sucht mich meistens in meiner Kanzlei auf. Ich bin ja so peinlich in meinem Dienst: den ganzen Tag im Amt!“

„Nun, ich sehe, Peter Iwanowitsch, Sie fürchten schon, ich könnte Sie in Ihrer Klause überfallen. Ich fragte Sie aber nur, um zu wissen, was denn aus Ihrem Aquarium geworden ist.“

Digitized by Google

„Mein Aquarium? Ja, das war eine interessante Sache; aber die Fische sind jetzt alle draufgegangen. Ja, trotz aller Pflege. Aber interessant war es doch, obgleich es mir viel zu schaffen machte."

„Sie sind ein großer Thierfreund, so viel ich weiß?"

„Ja, ich liebe die Thiere. Aber nicht die gesunden und hübschen, denn die finden immer ein Obdach und ihr Stück Brod; nein, ich liebe die armen, unglücklichen Geschöpfe, die überall vertrieben werden, z. B. die vier Hunde, die ich habe, nun, das sind solche Geschöpfe, die eine ordentliche Hausfrau nicht über die Schwelle der Küche lassen würde. Ich aber habe weder Hausfrau, noch eigene Wirthschaft. Die Frau des Hausknechts bedient mich, räumt die Stuben auf, kocht mein Mittagessen — wer soll sich also über die elenden Geschöpfe ärgern? Auch die Katzen sind bei mir in ganz unglücklichen Exemplaren vertreten: die eine mit verbrühtem Fell, die andere mit ausgeflossenem Auge, und ihnen folgen auch noch andere nach. In meiner Wohnung ist das einfach, denn das Fenster liegt zu ebener Erde."

„Wie? Wohnen Sie jetzt Parterre, Peter Iwanowitsch? Ich entsinne mich doch, als ich Sie vor einem Jahre aufsuchte, da wohnten Sie irgendwo ganz oben im fünften Stock." Peter Iwanowitsch antwortete nicht und begann hastig seinen Thee hinunter zu schlucken. „Warum haben Sie jene Wohnung aufgegeben? Sie rühmten sich doch, die Luft sei so rein und gut gewesen, dort oben?"

„Gewiß, Michael Alexejewitsch, ich erinnere mich, ich erinnere mich an Alles! Aber, ich bitte Sie —" seine Stimme bebte, und die Hand zitterte ihm, als er das Theeglas auf den Tisch stellte — „ich bitte Sie, reden Sie mir nicht mehr von dieser Wohnung, ich kann und mag wirklich nicht von ihr sprechen."

Michael Alexejewitsch blickte erstaunt seinen Gast an, und als er bemerkte, daß ihm Thränen in den Augen standen, die er mit aller Gewalt zurückzudrängen suchte, wurde er verlegen. „Aber, lieber Peter Iwanowitsch, um Gotteswillen, verzeihen Sie mir, wenn ich, wirklich ohne Absicht, einen wunden Punkt berührt habe! Verzeihen Sie mir, lieber Freund ... gleich werde ich noch Thee besorgen, gleich ... verzeihen Sie. . ."

Michael Alexejewitsch ging ganz bestürzt in's Nebenzimmer, der Gast aber zog sein Taschentuch und drückte es fest an seine Augen; Thränen entstürzten ihnen, die Lippen zuckten convulsivisch, und die eingesunkene Brust hob und senkte sich hastig in ersticktem Schluchzen.

Im Nebenzimmer saß eine junge Frau am Fenster und las, auf ein kleines Tischchen gestützt, in irgend einem Buche. „Nadja, mein Schatz, bitte komm etwas zu Peter Iwanowitsch, er hat Dich so gern. Ich weiß wirklich nicht, womit ich ihn verletzt habe, aber er sitzt dort und weint . . ."

„Wie? Er weint?"

„Ja, wie ein kleines Kind, die Thränen stürzen ihm nur so aus den Augen."

„Warum denn? Was hast Du ihm gesagt?"

„Was weiß ich! Gar nichts Besonderes: ich habe ihn bloß gefragt, warum er seine frühere Wohnung aufgegeben habe, die er uns damals, weißt Du, so sehr rühmte. Ich begreife nicht . . . und da hat er angefangen zu weinen." Als Nadeschda mit ihrem Manne in das erste Zimmer trat, war Peter Iwanowitsch aber verschwunden, und nur die halboffene Thür des Vorhauses zeigte, daß der Gast unterdessen das Haus verlassen hatte.

Es verging eine Woche. Michael Alexejewitsch hatte nichts mehr von dem Freunde gehört. Auch seine Frau begann sich ernstlich zu ängstigen, was mit dem langjährigen Freund ihres Mannes geschehen sein konnte, und so wurde beschlossen, daß Michael Alexejewitsch nach ihm sehen sollte. Der Frühling war eingezogen, der Faulbeerbaum blühte, die Sonne schien wieder fröhlich auf das junge knospende Grün, und der Wind bewegte die kleinen saftig grünen Birkenblätter. Auf der Wyborger Seite, wo noch zwischen massiven Steinkasernen sich auch friedliche Holzhäuschen mit Dachstübchen und Gärten finden, wo in den Gärtchen kleine hopfenumrankte Lauben stehen und kleine Bänke idyllisch unter Sträuchern stehen, dort wohnte jetzt Peter Iwanowitsch. Die drei Fenster seiner winzigen Wohnung gingen auf den Garten hinaus, und auf den Fensterbrettern blühten in Blumentöpfen Reseda, Vergißmeinnicht und volle dunkelrothe Nelken; über den Blumen hingen Käfige, in denen Canarienvögel zwitscherten; und um das Häuschen rankten sich duftende Erbsen, deren rosige Blüthen in die Fenster hineinsahen und das Zimmer mit ihrem Duft erfüllten. Unter einem blühenden Syringenstrauche aber, im bequemen Strohsessel zurückgelehnt, saß Peter Iwanowitsch und schnitzte an einer Flöte, welche zur Anregung der Canarienvögel dienen sollte; ihm zu Füßen lag ein struppiger alter Hund, dem das Fell stellenweise ausgegangen war, und blinzelte schläfrig in die Sonne, die das Gärtchen erfüllte; daneben tummelten sich ein paar Hunde, der eine auf nur drei Füßen, den vierten schleppte er nach, da er ihn in irgend einem der vielen Kämpfe um's Dasein eingebüßt hatte. Ein ungewöhnlich magerer, häßlicher alter Kater mit zerrissenem Ohr lag auf dem Tisch und folgte dem Fluge der Spatzen, indem er die Augen bald weit öffnete, bald wieder zukniff. Die Gartenpforte knarrte; die Hunde erhoben ein betäubendes Gebell. Der Alte erhob den Kopf und sah Michael Alexejewitsch auf sich zuschreiten.

„So habe ich Sie doch aufgesucht, Peter Iwanowitsch. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich bei Ihnen eindringe, aber meine Frau hat mir keine Ruhe gelassen, ich sollte doch sehen, wie es Ihnen geht. Sie meint, ich sei Schuld daran, daß Sie sich bei uns nicht sehen lassen."

„Aber ich bitte Sie, ich bin sehr erfreut, wie können Sie nur denken! Gehen wir in's Zimmer, oder ziehen Sie vor, hier im Garten zu bleiben?"

„Danke, bleiben wir hier. Das ist ja das reine Idyll bei Ihnen, Peter Iwanowitsch. Man sollte nicht glauben, daß man sich hier noch in Petersburg befindet. Das reine kleinrussische Landgütchen. Sie haben wohl gar noch einen Obstgarten hier?"

„Nein, nur ein kleines Gemüsebeet: etwas Kohl, Salat, Gurken, auch Beeren. Aber nehmen Sie doch Platz. Hier, legen Sie den Hut auf den Gartentisch . . ."

Michael Alexejewitsch ließ sich auf einen Stuhl nieder, aber im Grunde fühlte er sich nicht behaglich. Die nervöse Verlegenheit des Freundes verwirrte ihn. Er hatte das Gefühl, daß er trotz seiner guten Absichten wie ein Eindringling erschien. Das stille sonnige Gärtchen, das friedliche Häuschen, das Zwitschern der Vögel, die ängstlichen Augen aller dieser hierher geflüchteten kranken Geschöpfe, die Blumen, Alles sprach von einem Stilleben abseits dem Getriebe der großen Welt, als sei Alles, was draußen verfolgt und ausgestoßen worden, hierher geflohen und habe sich vor den übrigen Menschen verborgen. Michael Alexejewitsch beschlich das Gefühl, als habe er sich in eine fremde Seele eingeschlichen, als belauschte er ein fremdes Geheimniß. Der Hausherr hatte seinen Gast einige Minuten allein gelassen, dann kehrte er zurück und bald mischte sich in den Duft der Blumen der würzige Duft des Mocca, der in braunem Strahl sich in die kleinen Tassen ergoß.

„Wahrhaftig," begann Michael Alexejewitsch wieder. „Sie haben sich ganz wie ein Landwirth eingerichtet. Man vergißt in dieser ländlichen Umgebung vollkommen, daß man sich in Petersburg befindet."

„Nun, ich thue das Wenigste dazu, Michael Alexejewitsch. Die Frau des Hausknechts besorgt hier die Wirthschaft. Eine Perle von Hausfrau. Sie backt das Brod, besorgt das Gemüsebeet, melkt die Kühe. Was für eine frische Milch und Butter wir hier haben! selbst damals, als ich im St. Nikolaus-Hospital . . ."*)

„Wie, Sie waren im . . .?"

Offenbar war das Eingeständniß gegen seinen Willen Peter Iwanowitsch entschlüpft. Er stotterte etwas erschreckt: „Ja . . . allerdings. Nun, gleichviel. Nachdem ich es Ihnen gesagt, will ich auch schon Alles erzählen."

„Aber, wozu, Peter Iwanowitsch?!"

„Nein, jetzt wird es mir auch leichter werden. Und dann habe ich mich damals bei Ihnen so merkwürdig benommen, als ich in Thränen ausbrach und wie ein Dieb fortschlich, sodaß ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin. Und mich drückt diese Erinnerung, es drängt mich wirklich, darüber zu reden. Ich weiß, Sie und Nadeschda Nikolajewna sind so gute Menschen. Vielleicht wird mir darnach leichter."

„Nun, wenn es so ist, will ich Ihnen zuhören, als Ihr aufrichtiger und treuer Freund."

„Ich weiß es und schätze das. Also, daß ich in's Nicolai-Hospital kam, daran ist — ein Fenster schuld."

„Ein Fenster?"

„Ja ein ganz gewöhnliches Fenster im fünften Stock, das ich so sehr fürchtete, so sehr, wie ich Ihnen gar nicht sagen kann! Auch jetzt kann ich nach keinem hohen Fenster sehen, es macht mir Beklemmungen, und ein Angstgefühl ergreift mich. Sie haben sich ganz richtig erinnert, früher liebte ich die hohen Fenster. Früher, wenn ich des Morgens das Fenster meines Stübchens öffnete und über mir den blauen Himmel sah und in der Ferne über den rothen Dächern der Stadt die goldene Kuppel der Isaaks-Cathedrale, und wenn dann die Kirchenglocken erklangen und der tiefe, sammetweiche Ton durch die klare Luft zitterte, dann war es friedlich droben. Und Abends, wenn der Lärm der Stadt, wie fernes Wogen, allmälig verstummte, der Himmel sich verdunkelte, die Sterne erglänzten und unten auf der Erde Tausende von Lichtpunkten aufflammten. . . Ja, viele, viele Gedanken ziehen durch so ein hohes Fenster in die Seele des Menschen. Das Schlimme war eben, daß ich nicht nur den Himmel durch mein Fenster sah, sondern auch die Steinmauern der Großstadtcasernen, hinter denen so viel Schmerz, so viel Schlechtes, so viele Leiden wohnen. Mein Stübchen lag nämlich in einem Winkel des Hofes, sodaß das Küchenfenster der Nachbarwohnung dem meinen gegenüber lag. Und wenn ich Abends durch das Fenster blickte, sah ich beim Scheine der Küchenlampe die kupfernen Kasserollen blitzen, die peinlich geordnet dastanden, von der größten bis zur kleinsten, mit ihren symmetrisch geordneten Henkeln, die über den Rand der Küchenregale ragten und an den Wänden die Gabeln, Löffeln, Zangen, Beile gleich — Folterwerkzeugen. Es mußte eine sehr strenge Hausfrau sein! Denn wenn sie in die Küche trat, konnte ich an dem bösen Gesichtsausdruck und den fuchtelnden Händen sehen, daß sie stets mit Allem unzufrieden war. Die Bewohner waren dem Anschein nach ein kinderloses Ehepaar, denn man sah nur noch zu Zeiten den Ehegatten, eine unbeholfene, hagere Figur. Ihre Hauptsorge war, daß sie nie mit den Dienstboten auskommen konnten. Denn länger als ein, zwei Wochen hielten sie es bei ihr nicht aus. Und jedes Mal spielte sich dieselbe komische Scene in der Küche ab. Bevor noch die Herrschaft Zeit hatte, in der Küche zu erscheinen, sah man den Hausknecht schon mit irgend einem sich melden-

*) Eine der größten Irrenanstalten St. Petersburgs.

Digitized by Google

den Bauernweibe unterhandeln, offenbar um ein Trinkgeld von ihr für seine Empfehlung zu erpressen. Wenn dann die Herrschaft erschien, nahm er sofort eine gleichgültige Miene an, als habe er mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Wie viel Psychologie spielt in solche Alltagsscenen hinein! Endlich erscheint, nachdem eben eine Köchin mit Ach und Krach entlassen worden war, und die Hausfrau mit wuthschnaubender Miene die Wirthschaft selbst besorgen mußte, eines Tages in der Küche ein noch junges Bauernmädchen, fast noch ein Kind, mit verschüchterten, ängstlichen Augen. Man sieht, daß sie sich in die städtische Umgebung gar nicht hineinfinden kann; um den Mund liegt ein bitterer, schmerzlicher Zug. Um den Kopf hat sie ein einfaches Tuch gebunden, in der Hand hält sie ein Bündelchen. Die Hausfrau redet lange auf sie ein. Dann bleibt das Mädchen allein. Sie sieht sich im Raume um, dann tritt sie an das Fenster und, nach Kinderart das Gesicht dicht an die Scheiben drückend, blickt sie in den Hof hinab, der wie ein tiefer dunkler Brunnen ihr entgegengähnt. Sie schlägt die Hände erstaunt zusammen: „So hoch wohnen die Leute!“ Dann hebt sie die Augen zum Himmel und betet. Er allein dort oben ist ja der Beschützer der Waisen und der Armen... Und ich blicke wie in ein offenes Buch in dieses fremde Seelenleben, das sich dort abspielt und, da ich nichts höre, so ist mir, als könnte ich an diesen Bildern, die sich dort abspielen, an den Geberden der Menschen, die sich nicht beobachtet glauben und darum geben, so wie sie sind, an ihrem Gesichtsausdruck, als unsichtbarer Zuschauer, ihr Seelenleben belauschen. An dem trostlosen Blick des jungen Mädchens, den sie über die Dächer des Häusermeeres gleiten läßt und der dann an dem winzigen Stück Himmel sehnsuchtvoll haften bleibt, an der Aengstlichkeit, mit der sie mit den Küchengeräthschaften umgeht, sehe ich das Bild vor mir aufsteigen, wie die Noth, die Verwaistheit das Mädchen dort aus ihrem Heimatdorfe in die unbekannte Großstadt verschlagen hat. Dann sehe ich, wie die Hausfrau Abends in der Küche erscheint, wüthend gestikulirt, mit drohenden Bewegungen auf das Mädchen einredet, wie dann, sobald die Thür sich geschlossen, das Mädchen sich auf den Holzschemel niederkauert und, ihren Kopf nach Bauernart mit der Schürze verhüllend, sich über den Tisch neigt und eine Zeit lang reglos in dieser Stellung verbleibt. Wie sie dann sich aufrafft, ihr kleines Bündel herbeiholt, die Küchenlampe danebenstellt, welche die Sachen, die sie ihm entnimmt, mit ihrem Schein beleuchtet: einige Glasperlen, ein Heiligenbild, ein rothes Tuch, wie sie das Alles ausbreitet und sich über ihren Schatz neigt. Die Lampe beleuchtet ihr blondes Haar. Jetzt steigen alle die Bilder aus der Heimath vor ihr auf: die Sonne, die Wiesen, die Hütte, der Wald, der sie zu sich rief, die Linden und Birken, welche im Winde rauschten und ihr etwas zuflüstern und sie zu sich rufen... sie neigt sich tiefer über die Sachen und dann erschüttert ein Schluchzen ihren ganzen Körper, in hülfloser Verzweiflung, wie ein flatternder Vogel, der sich in die Falle verfangen hat.

Ja, wenn man so durch das erleuchtete Fenster ein Seelenleben sich abspielen sieht, wenn man sieht, wie dort eine menschliche Seele sich quält, hülflos verzweifelt, und das Alles so nah, so ganz vor Augen, nur durch zwei Fenster getrennt und schon ein anderes Leben, das durch die Glasscheiben mehr abgeschieden ist als durch eiserne Thüren, so, wie nur das Großstadtleben die Menschen scheidet — da helfen keine Vorhänge, womit man sein Dasein von dem Leben absperren will, das sich, durch ein paar Glasscheiben getrennt, vor Einem abspielt! Denn unsere Vorhänge heißen: die Correctheit, die Gleichgiltigkeit, und wir verhängen uns damit die Augen, die Ohren und die Seele vor fremden Unglück. Nun, ich bin ein Sonderling, und ich konnte mir die Seele damit nicht verhängen, und ich härmte mich und litt mit jener völlig fremden Seele, die dort hinter jenem Fenster lebte und litt.

Dann mußte ich verreisen. Als ich wiederkam, schien sich irgend etwas Schlimmes dort hinter den erleuchteten Glasscheiben abgespielt zu haben. Das junge Mädchen war nicht wiederzuerkennen. Das Gesicht abgehärmt, die Augen eingesunken und ihr Gang müde, erschlafft. Als dann spät Abends die Hausfrau die Küche verlassen hat, sinkt sie in angstvoller Verzweiflung auf den Küchensessel und starrt völlig trostlos vor sich hin. Dann erhebt sie sich, bleich, stellt sich vor ein Heiligenbild und betet, aber nur so wie ganz Hoffnungslose beten, die Augen starr auf das Heiligenbild gerichtet, die Hände schlaff herabhängend, unfähig das Zeichen des Kreuzes zu schlagen, ohne die Lippen zu bewegen, bleich und angstvoll — — Ich bin müde geworden vom vielen Schauen und werfe mich auf's Bett. Ob ich geschlafen habe, wie lange ich so gelegen habe, ich weiß es nicht, als ich es plötzlich wie einen inneren Ruck fühle: ich muß aufspringen, an's Fenster eilen. Das Fenster gegenüber ist weit offen und im Fensterrahmen steht eine Gestalt, die sich vornübergeneigt hat; ihr Gesicht ist aschgrau, die Augen weit aufgerissen, das Haar verwühlt, in der Hand hält sie krampfhaft ein kleines Bündel; sie hat den Blick starr auf das Stückchen Himmel über ihr gerichtet und in diesem Blick malt sich Alles: die Verzweiflung, das Leiden, die Angst. Und dann beginnt sie sich plötzlich zu bekreuzigen und zu beten. Ich überlege, was ich thun soll: soll ich rufen, aber sie könnte erschrecken, soll ich ihr etwas sagen, meine Theilnahme bezeugen, aber wie wird es wirken, ich suche nach Worten und, statt meinem Herzensimpulse zu folgen, überlege ich, suche nach einer Form, vielleicht suche ich auch jetzt noch instinctiv nach Correctheit, um mich nicht lächerlich zu machen, da ... streckt sie die rechte Hand aus, macht das Zeichen des Kreuzes über irgend etwas Fernem, Unsichtbarem, neigt sich vor... Ich will rufen ... etwas Buntes, Großes, gleich einem Ballen wirbelt an meinen Augen vorbei, ein dumpfes Aufschlagen, ein markerschütternder Schrei ... Habe ich geschrieen? Fenster werden krachend aufgerissen, im Hofe erhebt sich ein Schreien und Laufen ... Ich liege in meinem Bette, schluchze und schreie und vor meinen Augen wirbelt jetzt unaufhörlich etwas Fürchterliches, Buntes, etwas Lebendes ...

Ich kam erst im Hospital zur Besinnung. Als ich darauf für geheilt entlassen war, ging ich gar nicht erst in mein früheres Quartier, sondern suchte mir hier eine Wohnung. Und hier lebe ich ruhig und friedlich dahin ...“

Das Gärtchen war jetzt ganz von Sonnenschein durchfluthet, die Reseden dufteten und die Veilchen steckten ihre großen blauen Augen unschuldsvoll in die Luft und an den Fenstern zwitscherten die Canarienvögel.

Aus der Hauptstadt.

Allerhand Nörgeleien.

„Jeder Mensch hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausspräche, Mißfallen erregen würde,“ sagt einmal Goethe. Dieser öffentliche Muth zu sich selbst, also zur rücksichtlosen Wahrheit und Natur, zum Schwimmen gegen den Strom, meinetwegen der Hang zur Nörgelei — sollte jedem unabhängigen Zeitungsschreiber eignen.

*

Wären die Yankees mit ihrem Krieg auf Actien nicht plump dazwischengefahren, dieser heillos verregnete Sommer hätte ein Vorgeschmack von Kant's ewigem Frieden sein können. Zum Glück bläst man nun auch in Washington und Madrid endlich die Friedensschalmei, dort mit Hip Hip Hurrah, hier mit Seufzern und Caramba-Flüchen untermischt. Nun aber Schluß! Wer jetzt noch den Frieden stört, Krieg ihm!

*

So meint es wohl auch der Zar, der neueste und mächtigste Friedensfanatiker. Die Oelzweigschwingerin Bertha v. Suttner verräth uns eben, daß sie im vorigen Herbste beim Darmstädter Hofmarschallamt angefragt habe, ob ein ihr befreundeter französischer Mäcen dem Kaiser für seine Privatgallerie ein großes allegorisches Gemälde zur Verherrlichung der Friedensbestrebungen stiften dürfe. Väterchen lehnte die Huldigungsgabe mit der Begründung ab, daß Paris ein geeigneterer Ort für das propagandistische Bild wäre, da die Angehörigen aller Nationen dort zusammenströmen. Daraus schließt Tante Bertha, daß Wahrhaftigkeit und Friedfertigkeit schon lange dem jungen Kaiser als die höchsten Ideale erschienen seien, und raucht ihre Friedenspfeife weiter.

*

Der Augenblick, die zarische Friedensliebe zu manifestiren, ist immerhin seltsam gewählt. Rußland, das die polnischen Regimenter noch immer nicht von unserer Grenze zurückgezogen hat, steht überdies im Begriffe, halb China mit Eisenbahnen und Kaufleuten zwar friedlich, doch gleichzeitig auch mit bewaffneten Stationsposten, den Kanonen von Port Arthur, der Freiwilligenmarine und einer sehr ansehnlich vermehrten Kriegsflotte zu erobern. Dazu muß es allerdings Freiheit des Rückens haben und Sicherheit für den europäischen Theil seines Weltreichs. Ferner braucht es Geld, viel Geld. Eine neue Anleihe soll aufgenommen, zum mindesten der Rest einer Anleihe begeben werden, die Rußland bereits vor Monaten abgeschlossen hat. Das Consortium, das die Prioritäten übernommen, verfährt demnach sehr praktisch, wenn es diesen Rest eben jetzt emittirt, wo der Selbstherrscher sich ausdrücklich zu einer Politik des Friedens bekennt. Also diesmal ein Frieden auf Actien.

*

Meint es der Zar ganz ehrlich mit seiner Friedensliebe, so liegt eine feine Ironie in seiner Antwort an die österreichische Baronin. Das Friedensbild soll nach Paris, um zugleich die offenen und heimlichen Revanchemänner zu bekehren. Bei den französischen Zweibundsbrüdern sitzen in der That die größten Feinde der Abrüstung und des ewigen Friedens. Nur schüchtern wagen sie es jetzt, dem friedliebenden Zaren zu widersprechen, aber sie sind heimlich fest entschlossen, seinen Antrag durch feine Intriguen zu Fall zu bringen, ohne die geliebte Allianz zu compromittiren. Wasch' mir den russischen Bärenpelz und mach' ihn nicht naß.

*

Vielleicht schickt man eine Copie des friedenswunderthätigen Bildes nach England auf Wanderausstellungen. Denn was soll aus dem „perfiden Albion“ werden, wenn einmal die Völker des Continents sich nicht mehr bis an die Zähne rüsten, ihre jungen Volkskräfte in ihrer Blüthe nicht mehr in die Casernen einsperren und mit entbundenen Kräften ungestört Handel und Gewerbe treiben und also England Concurrenz machen? Das wäre ja das Ende der Welt, wenigstens der englischen.

*

Digitized by Google

Der Mitteleuropäer aber bedarf des Bildes nicht. Er ist für die Friedensidee ohnehin gewonnen. Die Abrüstung wird dann den Tschechen, Schlachzizen und Hunnen gestatten, unterm väterlichen Wohlwollen ihres Jubelkaisers die Deutschösterreicher vollends todtzuschlagen, und Italien mit seinem ruinösen Großstaatkitzel kann mit dem ersparten Kriegsbudget der Verpowerung seines Volkes steuern und seine wackelnde Dynastie festigen. Und im Reiche der Mitte? Auch da schwärmt Alles in Friedenswonne. Kaiser Wilhelm II. hält zwar für's Erste noch Paraden ab, doch nur um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, auch knallen gerade Millionen blinde Schüsse bei den großen Manövern, allein die freisinnigen Zeitungen haben bereits abgerüstet und den entwaffneten Frieden verkündet. Da kann es nicht fehlen. Europa ist entwaffnet.

*

Groß stehen zumal die Friedensvereine und internationalen Schiedsgerichte da. Nur sie haben ja, wie sie schwören, dem russischen Autokraten die Idee von der Abrüstung suggerirt. Sie werden auch dem künftigen Congreß ganz gewiß die Mittel und Wege zeigen, wie diese Abrüstung vor sich zu gehen hat, welcher Anton zuerst den Degen einstecken soll, und wie viel hunderttausend Mann pro Armee an ihren häuslichen Heerd heimgeschickt werden. Und da man in unserer gebrechlichen Welt nie mißtrauisch genug sein kann, so zeigen sie wohl auch die Möglichkeit einer internationalen Controle, damit die auf dem Papier entwaffneten Mannschaften in Wirklichkeit nicht doch noch kriegsbereit in Wehr und Waffen stehen und in den Künsten des uniformirten Massenmordes ferner theoretische Ausbildung empfangen. Spione werden gesucht!

*

Es scheint fast, als hätte der Zar nur den Tod des großen Skeptikers im Sachsenwalde abgewartet, ehe er mit seinem lange vorbereiteten Friedensmanifest hervortrat. Fürchtete er ein tödtliches Epigramm des einzig Unsterblichen unserer Zeit? Keine Frage, der gewaltige Gewaltmensch dachte über alle Abrüstungsvorschläge genau so, wie der große Schweiger, der den Krieg als eine Nothwendigkeit bezeichnete, den ewigen Frieden als einen Traum und nicht mal einen schönen Traum. Und wenn Bismarck noch das Steuer unseres Staates mit klugem Maaße lenken könnte, dann hätte er wohl auf die vielleicht hinterlistige, vielleicht auch blos romantische Schrulle des weißen Zars eine ganz aparte Antwort: drei neue Armeecorps!

Dramatische Aufführungen.

Blumenthal's Abschiedsvorstellung im Lessingtheater. — „Reichsfürst und Landesherr". Historisches Schauspiel in 4 Acten von E. von Weitra. (Neues Theater.) — „Johanna." Schauspiel in 3 Acten von Björn Björnson. (Deutsches Theater.)

Am Friedrich Karl-Ufer gab es ein Familienfest der Sippen und Magen des scheidenden Theaterdirectors Oscar Blumenthal. Auf der Bühne die Mitglieder mit ihren Blumenspenden und einem vor Wehmuth kunstgerecht tremolirenden Sprecher, mitten unter ihnen der plattfüßig trippelnde Director, der in seinem blumenreichen Stil mit den stereotypen Gedankenstrichen, die keine Gedanken, und den drei Punkten, die keine Witze verbergen, eine rührsame Abschiedsrede lispelt, und vor ihm das berüchtigte Premièrenpublicum von Börsianern, Theateragenten und Mitternachtkritikern nebst mehr oder minder dazu gehörigen aufgedonnerten Damen. In der Parterreloge links aber thronte zum letzten Mal, wie immer hübsch weiß und roth, die Frau Directorin, die der Braunschweiger Hans Herrig — wer weiß warum! — seine „Landesmutter" zu nennen pflegte und übte noch vor Thorschluß ihre seit zehn Jahren mit wirklich landesmütterlichem Scharfblick gepflegte Kunst der Controle über die Freibillettler, ob sie auch wirklich ihre Plätze selbst besetzt oder etwa freventlich einem drängenden Schneider an Zahlungsstatt abgetreten. Und alle die Ovationslustigen auf und vor der Bühne, sie wirkten begeistert mit bei dieser ergötzlichen Apotheose. Nur wenige Poeten, das heißt Dramatiker im Besonderen, waren im Zuschauerraum zu sehen. Was sollten sie auch bei dieser Feier einer zehnjährigen Pascha- und Mißwirthschaft? Wohl war das Haus in einer Anwandlung frecher Laune auf Lessing's Namen getauft worden, doch unter dem modernen Lessing verstand der Gründer nur sich selbst, der da geradenwegs vom Recensentenstühlchen des Berliner Tageblatts kam, wo er jeden höheren Dichterflug zu verhöhnen und nur jene Stücke zu loben pflegte, für die er die Bearbeitung besorgt oder Couplets geschrieben hatte, und sein „Theater der Lebenden" sollte nicht Anderen Ruhm und Tantièmen bringen, sondern nur ihm selbst und seiner Blumenthalia. Seine Schöpfung war ein Erzeugniß des Neides. Als er sah, daß seine ersten Zufallserfolge im Deutschen Theater Herrn L'Arronge bereicherten, wollte er das Wasser auf seine eigene Mühle leiten. Aber die Strafe folgte bald. Alle seine ohnmächtigen Versuche, ein neuer Molière oder Lessing, ein Schöpfer des modernen höheren Gesellschaftsstückes zu werden, versagten kläglich. Sobald Oscar uns feinkomisch oder gar tragisch kommen wollte (Sammt und Seide, Schwarzer Schleier, Anton Antony, Heute und Gestern, Gräfin Fritzi u. s. w.) blühten ihm nichts als Mißerfolge. Vor dem drohenden Bankrott im ersten Winter rettete ihn noch in der elften Stunde der „Fall Clémenceau". Und wieder ein Anderer als der Director brachte das Lessingtheater in Flor: Sudermann. Die Spielzeiten, die im Zeichen der „Ehre" und „Heimat" standen, bilden den Höhepunkt des Theaters. Der rasche Verfall, den wir damals hier voraussagten, traf buchstäblich ein. Sudermann kehrte dem „Lessing-Theater" angewidert den Rücken, und die Darstellung, in der eine diamantenstrahlende Dilettantin wie Frl. Jenny Groß als Star auftrat, sank auf die künstlerische Stufe mittlerer Provinzbühnen herab. Immerhin hatte Blumenthal, der das Prestige auf andere Musentempel übergehen sah, die relative Genugthuung, eine ergiebige Specialität zu finden. Er erinnerte sich Boileau's Wort, sein Talent nicht zu forciren und in der Bescheidenheit der Natur zu bleiben, und wurde ein Possen- oder Schwankschreiber. Von der Nachahmung Lindau's, in der sich seine ersten Stücke bewegen, ging er zur Nachahmung von Moser und Schönthan über. Hier blühten ihm — zuerst mit der läppischen „Großstadtluft", zuletzt mit dem „Weißen Rößl" — wirkliche Erfolge, leider bloß halbirte, denn sein Dichter-Socius Kadelburg mußte ja sein stets undramatisches Gestalten mit klugem Schauspielerverstand erst bühnengerecht machen. So war also sein Glück, künstlerisch und materiell, kein ungetheiltes: dort der Verzicht auf die Literaturfähigkeit, hier auf die Hälfte der Tantièmen. Das ist denn auch der heimliche Schmerz seines Lebens, und ihm haben wir es zu verdanken, daß er in einer verdrießlichen Spielerlaune sein Directorat niederlegte und, ganz wie seiner Zeit der freilich dabei reich gewordene L'Arronge, sein Theater an den ersten Besten verpachtete, sofern ihm der Unvorsichtige nur versprach, seine Stücke künftig unbesehen anzunehmen. Die dramatischen Dichter aber, die Blumenthal immer von seiner Bühne möglichst fern gehalten oder auch, im Fall eines Erfolges, zu Gunsten seiner eigenen Stücke vom Spielplan abgesetzt hatte — die Wilbrandt, Voß, Franzos, Heyse, bloß Hopfen u. v. A. können ein Lied davon singen — sie werden jetzt das „Uff" der Erleichterung ausstoßen. Hoffentlich wird das Lessingtheater nun wirklich eine Bühne der Lebenden, eine freie Bahn für jedes wirkliche Talent. Das französische Gesetz aber, daß kein Theaterdirector auf seiner Bühne eigene Stücke aufführen darf, hat sich als einführungswerthe Vorschrift erwiesen. Hätten wir ein solches Verbot, so wäre es zwar zum Nachtheil scrupelloser Bühnenspeculanten, aber zum Vortheil unserer Kunst. Inzwischen mag es als ein moralischer Grundsatz hingestellt werden, daß kein Theaterdirector zugleich sein Theaterdichter sein darf, und daß dies genau so unanständig ist, wie wenn ein Stückeschreiber oder der Gatte einer Schauspielerin Theaterkritik treibt.

Ob das Lessingtheater unter Blumenthal's Nachfolger noch eine literarische Bühne wird, muß sich bald genug zeigen. Wie Blumenthal, Schlenther, Brahm, Löwenfeld, ist auch Herr Otto Neumann-Hofer aus dem Berliner Journalismus hervorgegangen, und ganz wie Brahm von der Vossischen Zeitung, so ist auch er vor ein paar Jahren vom Berliner Tageblatt Knall und Fall entlassen worden. Die Witzblätter besangen damals in lustigen Vierzeilen den Sturz des Mosse'schen Recensenten, der nun plötzlich auch bei den Dramenschreibern, Directoren und Schauspielerinnen in Ungnade gefallen sei. Nach seinen verunglückten Versuchen, das altersschwache Magazin für die Literatur des In- und Auslands flott zu machen und eine große Romanzeitschrift zu gründen, hat er jetzt, gleichfalls wieder mit seines engeren Landsmanns Sudermann Unterstützung, das Lessingtheater gepachtet, und nun können die Blätter witzeln, daß nach Brahm, Schlenther, Blumenthal u. s. w. wohl auch noch die Herren Leckert und Lützow Berliner Theaterdirector spielen werden. Sicher ist, daß das Debut der neuen Direction des Lessingtheaters keine großen Hoffnungen erweckt hat. Herr Neumann-Hofer, der sich irgend welcher verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Sandwirth von Passeier rühmen soll, obwohl er aus einer arg östlichen Gegend nach Berlin kam, hat Shakespeare's Historie „König Heinrich V" in Dingelstedt's absurder Verballhornung für den Eröffnungsabend erwählt und mit übertriebener Meiningerei lärmend und gedankenlos in Scene gesetzt, unterstützt von einigen Lustspielcomödianten und einem Coulissenreißer, der den Prinzen Heinz mit ebenso viel falschen Betonungen als Solosceneu ausstatten durfte. Wie wir Herrn Blumenthal nach dem „Nathan" seines Eröffnungsabends riethen, doch lieber Lessing zu entsagen, so rathen wir nun auch Herrn Neumann wohlmeinend von Shakespeare ab. Ueber Schönthan und Kadelburg reicht sein Bühnenverstand wie sein Personal vorläufig nicht. Und wenn er, immer strebend sich bemühend, nach all' den Benedixiaden doch nach etwas Höherem sich sehnt, so versteige er sich lieber einmal — etwa in der lustig gespensternden Bearbeitung Lindau's — bis zu Immermann's Verherrlichung seines fragwürdigen Ahns Andreas Hofer. Vielleicht zeigt uns dann ein Schlußtableau den Stammbaum des Tiroler Nationalhelden, auf dessen höchstem Aste sich sein kleiner ostpreußischer Enkel Otto Neumann-Hofer sammt seiner Eheliebsten, der ebenso fruchtbaren als furchtbaren Romandichterin Annie Bock, vergnüglich schaukelt.

Nicht minder unglücklich verlief der Eröffnungsabend der Direction Nuscha Butze-Beermann im Neuen Theater, denn das historische Schauspiel mit dem Colportageromantitel „Reichsfürst und Landesherr" war auch gar zu naiv. Der große Kurfürst im Kampfe zwischen seinem deutschen Reichsgefühl und seinem preußischen Particularismus, ein

Digitized by Google

verrätherischer österreichischer Generalissimus, der geschlagene Turenne, die verjagten Schweden, klappernde Rüstungen, Pulverdampf und Hurrah; es ist wie die Scheerenarbeit aus einer patriotischen Jugendschrift von Bruno Garlepp oder Franz Heyer, das Ganze in öde Jamben gegossen, ohne Geist und Bühnenkunde. Warten wir also die nächste Novität ab, ehe wir über das neue Familientheater der beliebten Schauspielerin, seine Leistungen und Aussichten unser Sprüchlein sagen.

Auch im Deutschen Theater ist die Saison eröffnet, denn das erste Stück ist bereits durchgefallen. Und doch hätte das an fein ausgearbeiteten Stimmungsbildern reiche Schauspiel von Björnson Sohn ein besseres Schicksal verdient, als bloß von den Freunden des Hauses, des Verfassers und dessen Verlegers bejubelt und allen übrigen Zuschauern angegähnt und ausgezischt zu werden. Wir haben den jungen Bären Björn vor bald zwei Jahrzehnten im Kreise eines Revolutionärs der Literatur kennen gelernt, der seither seinen literarischen Größenwahn nur noch in militärischen Stilübungen austobt und besonders gern Moltke verbessert. Damals war Björn deutscher Schauspieler, sogar bei den Meiningern, ein liebenswürdiger blonder Jüngling, der für Grün-Deutschland mehr zu schwärmen schien, als für seinen großen Vater. Wenn man jetzt sein Schauspiel betrachtet, gewahrt man diese einseitige Schwärmerei noch immer; sein Stück hat leider weniger von Björnson, als von Sudermann's und Hauptmann's Nachtretern und ist nur eine norwegische Imitation der sogenannten Berliner Ibsen-Schule, wie wir sie von Halbe und Dreyer bis Hirschfeld und Krack schaudernd genossen haben. Gemeinsam mit diesen Naturalisten hat Björn vor Allem, daß ihm keine irgendwie interessirende Handlung einfällt. Für die Heldin könnten wir uns zur Noth erwärmen: eine brave Clavierlehrerin in engsten Verhältnissen, aus denen sie sich heraussehnt, verlobt von Kindheit an — am Todtenbette des Vaters, wie das in den ältesten Schmökern beliebt ist — mit einem künftigen Pastor, der ihrer Seele nichts ist, und dem sie deßhalb entflieht, hinaus in die freie Welt, in die Kunst und in die Arme des blonden Dichters Sigurd. Die Umwelt des norwegischen Bürgerthums, die Ibsen so meisterlich geschildert, wird uns abermals in ihrer Enge und Gedrücktheit vor Augen gesetzt, und Alles rundet sich zum Bild und wird Farbe und Leben. Die ewigen Zankduette freilich zwischen der ohne Zweifel etwas hysterischen Johanna und dem philiströsen, eifersüchtigen Candidaten, wo jedes Wort unterstrichen, jede Kleinigkeit aufgebauscht erscheint, wirken auf der Bühne zuletzt eintönig. Zum Glück sind als Repoussoir einige heitere Kinderscenen und Figuren da, wie der kuppelnde Onkel Sylow mit seinem behäbigen Humor — kein neuer Typus, aber hübsch erneuert — und der frische, kecke Poet, der zuzugreifen versteht. Wie die Beiden sich in einer wortkargen Scene finden, das ist sehr talentvoll gemacht. Das Ganze krankt leider an der Unbedeutendheit des Stoffes, an dem Mangel eines dramatischen Kerns, an der Unklarheit der Motive und einer Schlußlosigkeit, die sich das Publicum heute nicht mehr gefallen lassen will. Einem Interviewer gegenüber hatte der Dichter die stimmungsvolle Spielweise des Deutschen Theaters über den Schellendaus gelobt, aber er wird nun wohl einsehen, daß diese angebliche Natürlichkeit nicht ohne Gefahren ist. In der That war denn auch die Aufführung unter der Kanone. Herr Sauer verzapfte wieder seinen trockenen Schleicher, den einzigen Charakter, den er darzustellen vermag, Herr Reicher ließ den Theateronkel auch nie vergessen, die Darstellerin der Johanna war die liebe Unzulänglichkeit, und Herr Rittner hätte nicht kunstvoll zu stottern brauchen, — man versteht ihn auch so nicht. Wenn der Director Björn Björnson diese Spielweise, die er wenigstens vor seiner Première so sehr bewunderte, in Norwegen einführen will, so haben wir nichts dagegen. Hier in Berlin lockt man damit keinen Hund mehr vom Ofen und keinen zahlenden Zuschauer in's Theater.

Notizen.

Max Stirner's Kleinere Schriften. Herausgegeben von John Henry Mackay (Berlin, 1898). Der Gigerlanarchismus ist wieder aus der Mode gekommen, und trotz aller Bemühungen des wortreichen Schotten um Caspar Schmidt, genannt Stirner, ist auch das Interesse für den Einzigen und seine Paradoxien längst verraucht. Mit der Herausgabe solcher verschollenen Tagesaufsätze wie die vorliegenden wird man den Todten am wenigsten galvanisiren. In dem ersten dieser Essays kündet sich schon der Ideengang des „Einzigen" an, doch war die darin erhobene Forderung der Erziehung zur „Persönlichkeit" selbst für die damalige Zeit gar nichts Neues. In Stirner's Gegenrecensionen auf die von Feuerbach, Moses Heß und Kuno Fischer verfaßten Kritiken des „Einzigen" zeigt sich am Deutlichsten, wie ärmlich das Resultat der im „Einzigen" angestellten Untersuchung war. Die Entgegnungen Stirner's sind schwach und verdienen kaum noch die Ehre der Lesung. Ihre Dürftigkeit steht in possirlichem Gegensatze zu Mackay's geschmacklosen Uebertreibungen, z. B. daß Stirner's „unsterbliches" Buch eine Tragweite beanspruche, welche dereinst nur mit der Bibel verglichen werden könne! Mit derlei Hyperbeln schadet Mackay seinen Abgott und schreckt Leser und Käufer nur ab. Wer sich für den „Einzigen" interessirt, möge sich also an die billige Reclam'sche Ausgabe halten und nicht an diese protzigen und phrasengeschwellten Berliner Büchermachereien.

Mit seiner neuen Sammlung „Die Welt in Photographien" hat Joseph Kürschner wieder einmal einen glücklichen Griff gethan. Die uns vorliegende Probemappe enthält die Berliner Sehenswürdigkeiten, es ist aber Kürschner's Absicht, allmälig alle Erdtheile, zunächst natürlich Europa und hier wieder vorzugsweise Deutschland und die von Deutschland am Meisten besuchten Länder herauszugeben. Es sind Momentphotographien, sogenannte Mattbilder oder Platinotypien von großer Schärfe und hervorragender Schönheit. Den einzelnen Photographien sind auf der Rückseite entsprechende Texte beigegeben, die nicht nur das Dargestellte schildern, sondern auch dem Touristen u. s. w. natürliche Fingerzeige, besonders hinsichtlich des Auffindens von Sehenswürdigkeiten, geben sollen. Wer je auf einer Reise den Wunsch hatte, ein Abbild an Ort und Stelle als Andenken mitzunehmen, hat sich in den meisten Fällen über schlechte Aufnahmen oder Abzüge ärgern müssen. Auch die eigenen Aufnahmen mit dem Kodak ꝛc. erweisen sich oft, wenn man sie zu Hause entwickeln will, als Nieten. Kürschner's Bilder ersparen uns diesen doppelten Aerger. Einmal sind sie wesentlich billiger als die bisherigen Photographien und zwar ist das gelungen durch Anwendung des neuen, höchst originellen Verfahrens der Kilometer-Photographie, und während bisher ein Cabinetbild 60 Pfg. und mehr kostete, ist der Verkaufspreis einer ganzen Sammlung nur à 20 Pfg., wobei noch die geschmackvolle Mappe, eine Gegend, Stadt u. s. w. umfassende Bilder gratis beigegeben wird. Dann aber stellt hier Kürschner dem vielfach zur Geschmacklosigkeit ausgearteten Sport des Ansichts-Postkarten-Sammelns ein anderes und werthvolleres Sammelobject entgegen, indem einzelne Blätter in einem Couvert mit Schutzlöschkarten und mit einem Gruß versehen von der Post befördert werden können. Hoffentlich begegnen wir Kürschner's Bilder bald aller Orten, wo es was Schönes zu sehen und in Effigie bequem nach Hause zu tragen giebt.

„Hanfried." Von Carl Schultes. (Berlin, Schriftenvertriebsanstalt.) Schultes wählt gern seine fränkische Heimath zu den Schauplätzen seiner Geschichten. Ein einfaches Liebespaar, ein junger Sargschreiner und ein Bürgermädchen, wird am Verlobungstage von einem Schicksalsschlag heimgesucht. Durch einen Nebenbuhler mit einem Betäubungsmittel vergiftet, soll Hanfried als Scheintodter bestattet werden, und erst im letzten Augenblicke wird die ruchlose That entschleiert und das Schrecklichste verhütet durch die vereinten Bemühungen zweier zuerst in Feindschaft lebender Armenhäusler, die unter rauher Rinde doch edle Herzenseigenschaften verbergen. Die Charakterzeichnung dieser beiden Alten, des Franzosen-Heiners und der Kathrine, ist Schultes vorzüglich gelungen. Auch wußte er einen in der Zeit und den Anschauungen der weltfernen Kleinbürger begründeten Hang zum Aberglauben geschickt zur Schürzung des Conflictes und zur farbenreichen Belebung der Handlung zu verwerthen. Die Volksbräuche, die Eigenart des Innungswesens, und viele verwandte Züge hat Schultes in jüngeren Jahren auf seinen Wanderungen in der Heimath der Wirklichkeit abgelauscht, alle diese Erinnerungen fanden nun in dieser Erzählung an richtiger Stelle künstlerische Verwerthung. Trotz der höchsten Einfachheit muß dieses mit sonnigem Gemüth geschriebene Lebensbild auf das Ergreifendste wirken, es ist ein Volksbuch, kernig, einfach, wie es sein soll, voll hohen, sittlichen Gehaltes. Das Schönste daran ist aber der frische, jugendliche Zug, der nirgend den 76jährigen Dichter verräth. Heute wo allerorten Volksbibliotheken und Freibüchereien gegründet werden, machen wir auf den Volksschriftsteller Schultes besonders gern aufmerksam. Möchte seine gesunde Hausmannskost viele Leser erquicken und erheben!

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.
Herausgegeben
von
Egbert Müller.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.
Nur echt,
wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.
Einfache und rasche Bereitung vortrefflicher Fleischbrühe.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—
1/4 Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 17. September 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

I. U. Lib. 1 Oct. 98

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur agrarischen Frage. Von Carl Andresen. — Die Durchfahrt der Manöverflotte durch den Nord-Ostsee-Canal. Von einem Augenzeugen. — Bürgersoldaten gegen Socialdemokraten. Von Carl von Bruchhausen. — **Literatur und Kunst.** Gegen die moderne Kunst. Von Graf Leo Tolstoj. Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt. — Theater-Erinnerungen. Von Carl Schultes. — **Feuilleton.** Die Cravatte. Von Jean Aicard. — **Aus der Hauptstadt.** Der Posaunenkönig. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Zur agrarischen Frage.

Von Carl Andresen.

E. von Hartmann hat an dieser Stelle (siehe „Gegenwart" vom 4. und 11. Juni d. J.) dargelegt, daß die heutige Nothlage der Landwirthe nur durch Zwangstilgung der bestehenden Hypothekenschulden zu beseitigen und eine weitere Verschlimmerung nur durch Schließung der Grundbücher für Neueintragungen zu verhüten ist.

Das Recht, Immobilien zu verpfänden, ist nationalökonomisch von keinerlei Vortheil, wohl aber von großem Nachtheil. Vortheil bringt es nur dem Capital, dem es dauernde Sicherstellung ermöglicht. Wo immer das Hypothekenrecht Eingang gefunden hat, sind die wirthschaftlichen Zustände entsprechend unsolider und unsicherer geworden.

Die gesetzliche Aufhebung des Hypothekenrechtes ist kein ungerechter Eingriff in die persönliche Freiheit des Einzelnen, sondern ein künstlich geschaffenes Recht, durch welches ein Mißbrauch der persönlichen Freiheit ermöglicht ist, wird hierdurch wieder aufgehoben. —

Auch unter Denen, welche die Nützlichkeit der Aufhebung des Hypothekenrechtes zugeben, dürften die Meinungen darüber auseinander gehen, wie eine Aufhebung der heute bestehenden hypothekarischen Verschuldung der Landwirthschaft am zweckmäßigsten zu bewirken sein wird.

Es ist eine Umwandlung der bestehenden Hypotheken mit festem Zinsfuß in Betheiligungsantheile vorgeschlagen worden. Die Landwirthe hätten dann anstatt der festen Zinsen eine der Höhe und Priorität des schuldigen Geldes entsprechende Quote ihres Nettoertrages an die Gläubiger auszukehren, wobei sie den Vortheil hätten, daß sie niemals in die Lage kommen könnten, einen Zins bezahlen zu müssen, welcher nicht herausgewirthschaftet worden ist. Sie würden dann auch im Falle eines geringeren Ertrages ihren Hypothekengläubigern gerecht werden können. Doch würden solche Consortial-Hypotheken (Prioritätsactien) eine andere große Gefahr für die Schuldner in sich bergen. Nehmen wir einmal an, ein Landgut im Verkaufswerthe von 100 000 Mark bei durchschnittlichem jährlichen Nettoertrage von 4000 Mk. sei hypothekarisch belastet mit:

Mk.	25 000.—	zu	3 1/4 %	= Jahreszins Mk.	812.50
„	25 000.—	„	3 1/2 %	= „ „	875.—
„	25 000.—	„	4 %	= „ „	1000.—
				Mk.	2687.50
wobei dem Besitzer für seine Arbeit und seine eigenen 25 000 Mk. vom Nettoertrage				„	1312.50
				Mk.	4000.—

blieben. Würden die Hypotheken in Consortial-Hypotheken umgewandelt, dürfte die Sache — von einer bei solcher Umwandlung eventuell mit zu verrechnenden Amortisationsquote abgesehen — sich etwa wie folgt stellen. Der Gutsbesitzer würde zu zahlen haben für:

Mk.	25 000.—	20 %	vom Nettoertrag	= Mk.	800.—
„	25 000.—	22 %	„ „	= „	880.—
„	25 000.—	25 %	„ „	= „	1000.—
				Mk.	2680.—
wobei für ihn und seine eigenen 25 000 Mk. 33 %				= „	1320.—
				Mk.	4000.—

blieben. Falls nun aber der Ertrag einige Jahre lang von 4000 Mk. auf 1000 Mk., von 4 % auf 1 %, zurückgehen sollte, und der erste Hyppthekengläubiger somit statt 800 Mk. nur 200 Mk. als Zins für 25 000 Mk. erhalten würde, liegt die Gefahr nahe, daß selbst dieser sein Geld kündigen würde, was der Inhaber einer ersten Hypothek zu festem Zinsfuß nicht thut. Da bei schlechtem Ertrage selbst das erste gekündigte Geld anderweitig schwer gegen Betheiligung wieder zu beschaffen sein würde, würde die Subhastation folgen, in welcher dann wohl der erste Hypothekengläubiger — oder sein Hintermann — das Gut in seinem Posten erwerben würde. Er würde dann bei unverändertem Ertrage statt $\frac{20}{100}$ von 1 % $\frac{100}{100}$ von 1 % erzielen. Das Gut wäre aus der Hand des Landwirthes zu billigem Preise in die Hand des Hypothekengläubigers übergegangen. Die Consortial-Hypotheken würden für die Landwirthe wegen der in schlechten Jahren stets zu gewärtigenden Subhastation gerade besonders gefährlich sein und dieser Vorschlag ist deßhalb zu verwerfen.

Bei der von Hartmann vorgeschlagenen, beim zu erwartenden Fallen des Zinsfußes zwangsweise einzuführenden Amortisation der bestehenden Hypotheken mit 1/2 % jährlich dürften von vielen Hypothekengläubigern, von Sparcassen, Unterstützungsinstituten, kleinen Rentnern ꝛc. die dargeliehenen Gelder gekündigt werden, weil sie hypothekarische Amortisationsguthaben nicht gebrauchen können und nicht bewilligen würden. Es würde jeder Zwang fehlen, die Einwilligung hierzu zu erlangen. Da die gekündigten Gelder anderweitig mit der Bedingung der jährlichen Amortisation möglicherweise schwer wieder zu beschaffen sein würden, würde der Staat wohl gezwungen sein, durch Gewährung von Amortisations-Hypotheken seinerseits helfend einzugreifen. Ist dieses aber zu erwarten, so dürfte eine vorherige Verstaatlichung der ländlichen Hypotheken bis zu einer gewissen Höhe (siehe meinen Artikel in der „Gegenwart" vom 2. Februar 1895), eine

Digitized by Google

staatliche Schuldentlastung zum Zwecke der Durchführung der Amortisation vorzuziehen sein. —

Die Forderung der Agrarier, zum Bimetallismus zurückzukehren, mag unseren Blick von den zu erwartenden Wirkungen der stetig wachsenden Zunahme der Goldproduction abgezogen haben. Dieser ist noch nicht genügend Beachtung geschenkt worden. Die enorme Goldzunahme muß nach und nach eine Verschlechterung des Geldes in noch größerem Maaße bringen, als sie ohne solche Zunahme der Bimetallismus bewirken würde. Der stetig wachsenden Goldzunahme muß, von anderen Umständen abgesehen, wenn auch nicht unmittelbar, so doch früher oder später, eine Steigerung des Geldwerthes der Landgüter folgen. Die Rückzahlung der Hypothekenschulden wird den Besitzern durch die Geldverschlechterung erleichtert werden; der Antheil von ihrem Ertrage, den sie nicht an die Hypothekengläubiger abzugeben haben, wird ein größerer werden. Dieser Vortheil würde aber beim Fortbestand unseres Hypothekenrechtes nicht der Landwirthschaft, sondern dem Capitalismus zu Gute kommen. Die letzten Hypotheken würden um so sicherer, die Beleihungsgrenze würde weiter hinauf gerückt und neue Hypotheken möglich und thatsächlich genommen und gegeben werden. Wir würden uns dadurch von der Gesundung immer weiter entfernen, weßhalb mit Schließung der Grundbücher für Neueintragungen nicht bald genug vorgegangen werden kann.

Die Mehrzahl der jungen Landleute wird nicht in der Lage sein, ein Gut baar auszubezahlen. Hartmann's Forderung: „Niemand dürfte ein Gut kaufen, welches er nicht baar ausbezahlen kann", wird sich nicht verwirklichen lassen. Ja, es wäre auch wohl gar nicht wünschenswerth, daß nur reiche Leute oder junge Landwirthe, welche ein Gut ganz bezahlen können, ein solches kaufen würden, da bei diesen in der Regel weniger Energie zur Bewirthschaftung des Gutes vorhanden sein würde, als bei Denen, welche das Gut erst nach und nach schuldenfrei zu machen streben sollen. Und weßhalb sollte Jemand, welcher die Fähigkeit in sich fühlt, durch Sparsamkeit und tüchtige, intensive Bearbeitung ein Gut allmälig schuldenfrei zu bekommen, also ganz als Eigenthum zu erwerben, solches nicht kaufen? Allerdings darf er seine Kräfte nicht überschätzen; Jeder muß sich vor einer Unternehmung hüten, deren Größe seine persönlichen und finanziellen Kräfte übersteigt.

Den Verkauf eines Landgutes denke ich mir bei gesetzlichem Verbot hypothekarischer Beleihung etwa wie folgt: A ist alt und will sein Landgut im Verkaufswerthe von 100 000 Mk. mit einem jährlichen Nettoertrage von 4000 Mk. verkaufen. Ein junger Landmann B besitzt reichlich 50 000 Mk. und möchte das Gut kaufen. Nach unseren heutigen Gewohnheiten würde das Restkaufgeld hypothekarisch zu Gunsten A's etwa zu $3\,^1/_4\,\%$ (= Mk. 1625.— Jahreszins von 50 000 Mk.) eingetragen werden, — im Falle es nur Consortial-Hypotheken geben würde, etwa zu 40 % vom Nettoertrage. Giebt es nun keine Hypotheken mehr, so könnte ja A das Gut an B verkaufen gegen eine Auszahlung von 50 000 Mk. und des Weiteren eine jährliche Zahlung von 50 % vom Nettoertrage 15 Jahre lang. In den 50 % läge dann außer den Zinsen auch die Amortisationsquote des Restkaufgeldes. B würde vorerst von dem halben Ertrage des Gutes leben müssen und nach Ablauf der 15 Jahre sein Gut schuldenfrei haben; er könnte dann beginnen, für seine Kinder zurück zu legen. In der Praxis würde sich die Sache dann wohl so stellen, daß der verkaufende A sich gegen das Restkaufgeld eine Rente aus dem Nettoertrage des Gutes nicht für eine bestimmte Anzahl Jahre, sondern eine im Verhältniß zum Nettoertrage des Gutes stehende Lebensrente, welche mit seinem Tode erlöschen würde, ausbedingen würde, deren billige Höhe der Vereinbarung beim Verkauf unterliegen und sich ebensowohl wie Zins zuzüglich Amortisationsrate feststellen lassen würde. A würde sich dann wohl so einrichten, daß er von der Rente aus dem Gute leben und das ausbezahlte Kaufgeld nebst Zinszuwachs seinen Erben hinterlassen würde; B würde nach A's Tode anfangen, für seine Nachkommen zurück zu legen, und er würde dieses um so eher thun, da er nicht gewohnt war, mehr als die Hälfte des Nettoertrages zu verbrauchen. A würde bei solchem Verkauf sehr auf die Person des Käufers sehen und nur einen tüchtigen Landwirth, welcher voraussichtlich gut und sachverständig wirthschaften würde, sein Gut verkaufen, während ihm heute die Person des Käufers gleichgiltig ist. Auch hierin liegt ein großer national-ökonomischer Vortheil. Der Credit, den B genießen würde, wäre ein Vertrauen und hiermit der ursprüngliche und richtige Charakter des Credits wieder hergestellt. A bliebe mit seinem bisherigen Wirkungskreis durch sein Interesse verknüpft und im persönlichen Connex mit B. B würde der erfahrene Rath A's zur Seite stehen und so würde auch hier sich der Regel nach von selbst ein Verhältniß entwickeln, wie es sein soll. Es würde wohl kaum vorkommen, daß A sein Interesse an dem Gute an einen Dritten cediren oder bei einem Dritten lombardiren würde, um sein Interesse anstatt dem ihm jetzt gleichgiltigen Gut anderen Gegenständen zuzuwenden, wie es bei unserer heutigen Hypothekenpraxis vorkommt.

Bei Vererbungen würde nach Aufhebung des Hypothekenrechts reale Theilung stattfinden. Freilich ist die reale Theilung nicht weiter angängig, wenn ein Gut schon so weit getheilt ist, daß dasselbe nur noch eine Familie standesgemäß ernähren kann. Ist dieses der Fall, so würde der Regel nach der älteste Sohn das Gut erben (oder, wenn dieser aus anderweitiger Neigung oder um seine Anlagen anders zu verwerthen, verzichtet, der zweite Sohn); dieser wird dann an seine Geschwister während einer Reihe von Jahren eine Quote des jährlichen Ertrages aus dem Gute abzugeben haben; seine Geschwister gehören so lange gewissermaßen zu seiner Familie. Die Geschwister aber werden die ihnen gezahlte Quote als Zins und Amortisation ihres Erbtheils anzusehen und sich auf die Zeit des Fortfalls dieser Jahresrate vorzubereiten haben.

Die nicht hypothekarisch verschuldeten Landwirthe werden sich besser gegen Nachtheile in Folge vorübergehenden Druckes auf die Preise ihrer Producte schützen können als die heutigen Landwirthe. Sie werden größeren persönlichen Credit haben. Dieses schließt aber nicht aus, daß nicht doch gesetzgeberische Maßregeln nothwendig sind, um die Landwirthe gegen Entwerthung ihrer Producte in Folge künstlicher Handelsmanipulationen zu schützen. Es werden heute enorme Quantitäten Getreide verkauft, welche gar nicht existiren, von Leuten, welche gar kein Getreide haben, sondern lediglich verkaufen, um später zu billigerem Preise zurückzukaufen und in der Voraussetzung, daß die Natur bis zum Lieferungstermin schon dafür sorgen werde, daß das, was von dem verkauften Getreide empfangen werden solle, reichlich da sei. So lastet dauernd auf den Märkten ein Quantum Getreide, welches in Wirklichkeit gar nicht existirt, und hierdurch wird dauernd ein niedrigerer Durchschnittspreis für Getreide geschaffen, als dasselbe ohne solchen Druck haben würde. Die Differenz wird den Producenten, wenn ich mich so ausdrücken darf, „von den Fixeren aus der Tasche gestohlen." Hier muß Wandel geschaffen werden und dürfte sich Wandel wohl dadurch schaffen lassen, daß gesetzlich bestimmt würde: „Niemand darf eine Waare verkaufen, welche er nicht hat (sei es als marktfähige Waare oder als Rohwaare oder als Waare gleicher Art, wenn auch anderer Gattung, als die am Terminmarkt gehandelte, oder auf dem Felde in der voraussichtlich zu erwartenden Ernte oder in der Form eines abgeschlossenen Einkaufscontractes)." Diese Bestimmung schließt ein, daß „Niemand eine Waare, welche er hat, mehr als einmal verkaufen darf." An den Börsen könnte dann nur das Quantum Getreide gehandelt werden, welches als Lagerbestand existirt

Digitized by Google

zuzüglich desjenigen Quantums, welches von den Producenten auf Lieferung zu bestimmten Terminen verkauft worden ist; mag dieses dann die Hände wechseln so oft, wie Wechsel und Verschiedenheit der Meinung es ermöglicht. Der Terminhandel bekommt den Charakter eines wirklichen Lieferungshandels dadurch, daß das dem Handel zu Gebote stehende und den Geschäften zu Grunde liegende Quantum durch die Production und durch die Producenten bestimmt wird. Der Börsenhandel wird mehr abhängig von den Landwirthen, während heute die Landwirthe mehr abhängig vom Börsenhandel sind. Der Handel ist nicht seiner selbst halber da und es ist nicht nothwendig, daß Getreide gehandelt wird, welches nicht existirt. Es ist schwerlich zu befürchten, daß die Haussiers beim Fehlen der Contremine, der reinen Baissirs, die Preise zu stark treiben würden, denn die Preistreibereien der Haussiers basiren gemeiniglich darauf, Blancoverkäufer in die Enge zu treiben (zu „cornern"). — Der Handel in Getreide auf Lieferung zu zukünftigen Terminen nützt dem Producenten, da durch denselben große Preisschwankungen, welche bei sehr großen an den Markt kommenden Ernten oder bei Mißernten eintreten müßten, verhütet werden. Die Agrarier, welche ergrimmt über die Auswüchse des Terminhandels, die Börsennotirungen verboten, handelten nicht anders, wie jener Landmann, welcher sein während der Erntezeit stets Regen anzeigendes Wetterglas wüthend zertrümmerte.

Die Wirkung der obigen Modification des Terminhandels kann nur dann eine vollkommene sein, wenn dieselbe international durchgeführt wird. So weit dieses nicht auf dem Wege der Verhandlungen mit anderen Staaten zu erreichen ist, haben wir eine Waffe, mit welcher wir uns schützen können gegen Benachtheiligung Seitens der Länder, in denen die Getreidepreise durch Blancoverkäufe unnatürlich gedrückt sind. Es sind dies die Schutzzölle. Wenn z. B. in Chicago der Weizenpreis durch ein colossales auf dem Markte lastendes in Blanco verkauftes Quantum, sage um sechs Mark gedrückt ist, weßhalb sollten wir da nicht unsere einheimischen Producenten durch einen Einfuhrzoll auf Weizen von den Vereinigten Staaten in Höhe von sechs Mark, von anderen durch solchen Druck beeinflußten Ländern, z. B. Argentinien, durch einen Einfuhrzoll in den Umständen entsprechender Höhe schützen? Zu dem Zweck ungerechtfertigte Benachtheiligung zu verhüten, sind die Schutzzölle berechtigt, nicht freilich ohne Zweck oder nur zu dem Zweck, die Producenten auf Kosten des übrigen Theils der Bevölkerung zu bereichern. Erst nach internationaler Modificirung des Terminhandels in genannter Weise könnten die Schutzzölle ganz wegfallen; dann aber wurde voraussichtlich der inländische Getreidepreis ohne dieselben mindestens ebenso hoch sein, wie heute mit denselben.

Der Steigerung des Geldwerthes der Landgüter während des laufenden Jahrhunderts steht eine entsprechende Verschlechterung des Geldes gegenüber. Wer vor hundert Jahren 50 000 Mk. besaß, war ebenso reich und lebte ebenso gut, wie heute Einer mit einem Vermögen von 200 000 Mark. So ist auch der Landmann, dessen Gut heute 200 000 Mk. werth ist, nicht reicher als sein Urgroßvater, zu dessen Zeit das Gut nur 50 000 Mk. werth war. Sollte der Geldwerth der Landgüter in Folge andauernden, unnatürlichen auf den Producten lastenden Preisdruckes heute zurückgehen, würde die Landwirthschaft in eine noch größere unverdiente Nothlage hineingerathen. Dieses würde nicht weniger zu beklagen sein, wie wenn die Landwirthschaft bei ferner zunehmender Geldverschlechterung und Zunahme der hypothekarischen Belastung dazu kommen sollte, in noch größerem Maaße dem Capitalismus zu frohnden.

Die Durchfahrt der Manöverflotte durch den Nord-Ostsee-Canal.

Von einem Augenzeugen.

Die am 1. September erfolgte Durchfahrt der Manöverflotte durch den Nord-Ostsee-Canal ist bereits mehrfach Gegenstand sachlicher Darstellung des wichtigen Vorganges geworden, und es sei uns daher als Augenzeuge desselben vergönnt, auch unsererseits einige Daten zu demselben zu liefern und einige kritische Betrachtungen anzuknüpfen. Die befriedigende Thatsache steht fest, daß sich die Durchfahrt diesmal zehn Stunden rascher vollzog als vor zwei Jahren, und daß dieselbe, wie wir hervorheben, mit der betreffenden Schiffszahl noch rascher erfolgt sein würde, wenn das Admiralschiff Blücher in Folge seiner beim vorhergegangenen Sturm erlittener Havarien nicht bis um drei Uhr Nachmittags mit der Durchfahrt hätte warten müssen. Allerdings ist bei der gebrauchten Zeit zu berücksichtigen, daß ein beträchtlicher Theil der Torpedoflotte, in Folge geringerer oder größerer in demselben Sturm und bei den Manövern erlittener Havarien, den Canal diesmal gar nicht passirte. Das Durchschleusen bei Holtenau, dem wir beiwohnten, erforderte pro Schiff etwa 20 Minuten, und die Fahrt durch den Canal vermochte in Anbetracht seiner zahlreichen und beträchtlichen Curven nur mit ca. acht Knoten Geschwindigkeit stattzufinden. Die Steuerung der mächtigen Panzercolosse von künftig bis zu 11180 Tonnen, ist in der verhältnißmäßig schmalen Fahrrinne schwierig und erfordert besondere Umsicht. Namentlich gilt dies für die allerdings nur vereinzelten Schiffe, welche nur eine Schraube besitzen. Unter dem Kiel befinden sich z. B. beim Panzerkreuzer König Wilhelm, der 8,6 m Tiefgang hat, nur 1,4 m Wasser, da der Canal heute überall auf 10 m Tiefe gebracht sein soll, bei den Schiffen der Brandenburg-Classe, die 7,4 m Tiefgang haben, 2,6 m und in dieser geringen Wasserschicht müssen die Schrauben über dem sandigen Canalbett arbeiten und wirken. Nichts desto weniger verlief die Durchfahrt bis auf das vorübergehende Auflaufen der Bayern ohne jeden Unfall.

Ob dasselbe, wenn der in der Nacht zum 1. September herrschende Sturm noch weiter in seiner vollen Heftigkeit angehalten hätte, der Fall gewesen wäre, kann vielleicht bezweifelt werden; denn der Druck des Windes auf den mächtigen über das Wasser emporragenden Theil der Schiffsrümpfe mit ihren Rauchfängen, Gefechtsmasten und Panzerthürmen u. s. w. an Deck erschwert das Steuern derselben. Schon in Bezug auf den wenn auch abgeflauten so doch noch herrschenden Wind, hörten wir wie ein Capitän bemerkte: „Der Wind könnte etwas schwächer sein." Beim Durchgehen durch die Schleusen werden die Schiffe, um nicht an die Wände derselben anzustoßen, für alle Fälle vorübergehend durch starke Taue an eisernen Pfosten des Canalquais befestigt und derart erforderlichen Falls geleitet. Von der Thätigkeit von Bugsirdampfern, die früher wohl hier und da zum Bugsiren einzelner schwerfälliger Handelsdampfer durch den Canal benutzt wurden und werden, war nichts zu bemerken, jedoch waren kleine Dampfer für das eventuell erforderlich werdende Losbringen aufgelaufener Schiffe in Bereitschaft, einer derselben trat nebst dem Pelican bei der „Bayern" in Function.

Die neuen Schiffe der Brandenburg-Classe charakterisiren sich vor den übrigen nächst ihrer Größe und Armirung besonders dadurch, daß ein beträchtlicher Theil ihrer wichtigsten Bestandtheile, wie Maschinen- und Munitionsräume ꝛc., weit tiefer liegt, als bei den ältern Schiffen. Sie haben 7,4 m Tiefgang, während der Panzerkreuzer Fürst Bismark 7,9 m und die im Bau befindlichen Linien-Panzerschiffe 7,8 m Tiefgang erhalten werden. Der nach eingehenden Versuchen angenommene graue Anstrich der Kriegsschiffe, exclusiv der ganz schwarz gehaltenen Torpedoboote, harmonirt mit der

Digitized by Google

Färbung der Ost- und Nordsee-Gewässer vollständig, während vielleicht in den Gewässern des Mittelmeers und des atlantischen Oceans sich der grau-bräunliche der französischen Schiffe mehr empfiehlt. Sämmtliche betreffenden Schiffe führten bereits die unlängst befohlenen neuen Commando-Stander mit den schwarzen Kugeln am Mast. Einen mit ihrer infernalen Aufgabe harmonirenden unheimlichen Eindruck machten die, wie erwähnt, völlig schwarzen Torpedoboote, deren einzige helle Stelle die am Heck befindliche weiße Kriegsflagge mit dem eisernen Kreuz bildet, und deren Mannschaften, bei dem nahe über Deck beständig hinstreichenden qualmenden Rauch wohl nur selten beim Manöver in die Lage kommen dürften, die weißen Drillichanzüge anzulegen. Die zahlreichen Heizer der Kriegsschiffe und das sonstige Maschienen-Personal genossen nach der stürmischen Nacht, bei der sie angestrengt im Schiffsraum gearbeitet hatten, mit sichtlichem Behagen in ihren geschwärzten Gesichtern, während der Ruhepause beim Durchschleusen, die frische Seeluft am Deck, und man wurde unwillkürlich an die Lage dieser Classe der Schiffsbemannung erinnert, wenn dieselbe in tropischen Gewässern bei 40° C. und darüber vor den Feuern und Kesseln während der Fahrt oder eines Gefechts stundenlang, wenn auch mit Ablösung, auf's Angestrengteste zu arbeiten genöthigt ist.

Das Aussehen der Officiere und Schiffsbemannung machte, ungeachtet der vorhergegangenen Sturmnacht und Manöverzeit einen sehr günstigen und frischen Eindruck und das physische Material unserer Marine ist, obgleich ca. 44 % nicht seefahrttreibender Mannschaften sich unter denselben befinden, unbedingt ein sehr gutes und kräftiges, vielleicht etwas auf Kosten der Landarmee. Die äußere Beschaffenheit der Schiffe, der Anstrich und der Zustand der Masten und Boote ꝛc. zeigte die bekannte große Sauberkeit und Ordnung, die in unserer Marine herrscht, und daß sie mit dem erforderlichen Apparat für die Begrüßung und das Signalisiren in See ausgerüstet ist, bewiesen einzelne Schiffe, die mit etwa 60 Flaggen und Wimpeln an den Masten, dieselben zu dem allerdings profanen Zweck des Trocknens, gehißt hatten.

Als charakteristisch für die heutige Seetaktik trat die Anordnung der Geschütze an Deck, sämmtlich hinter Panzerschutz, sei es in Panzerthurm oder hinter Panzerschildern, und zwar derart hervor, daß auf das Heck- und Bugfeuer das alleinige Hauptgewicht gelegt ist. Die alte historische „Breitseite" glorreichen Andenkens ist verschwunden; sie existirt nur noch in einzelnen Marinen in veralteten Batterieschiffen. Die heutige Taktik zeigt dem Gegner möglichst nur das schmale Ziel des Hecks oder des Bugs und vermeidet ihm das breite Object der Seiten zuzuwenden. Allerdings sind die Geschütze zugleich so weit drehbar eingerichtet, daß sie auch seitwärts gegebenen Falles zu feuern vermögen. Vortreffliche neue Distanzmesser, die den im eben beendeten spanisch-amerikanischen Kriege amerikanischerseits mit so großem Erfolge verwandten nicht im Mindesten nachstehen, unterstützen die Wirkung unserer Marinegeschütze auf's Zuverlässigste, und mit dem bevorstehenden Ausscheiden der sehr schweren 6 langen 28 cm-Geschütze aus der Armirung der Schiffe der Brandenburg-Classe und ihren Ersatz durch weit rascher und daher wirksamer feuernde 24 cm-Geschütze, wird die artilleristische Armirung unserer Flotte bald auch in dieser Hinsicht auf der höchsten Höhe der Anforderungen stehen.

Die Durchfahrt der Manöverflotte erfolgte insofern nicht völlig kriegsmarschmäßig, als die Distanzen zwischen den einzelnen Schiffen, in Folge der durch die Manöver entstandenen und zu berücksichtigenden Anforderungen hinsichtlich der Kohlen- und Proviantergänzung (an frischem Fleisch), sowie der Beseitigung kleinerer Havarien, nicht so innegehalten zu werden vermochten, wie bei dem früheren Passiren des Canals; allein alle Schiffe hatten bei diesem selbst ihre volle kriegsgemäße Ausrüstung an Bord, und daher auch kriegsmäßige Belastung und Tiefgang. Die Flotte hatte den Canal abermals und ohne nennenswerthen Unfall und in gesteigerter Leistung, auch abgesehen von den ihr fehlenden Torpedobooten, rascher passirt als früher; immerhin aber ist nicht zu verkennen, daß der Nordostsee-Canal ganz wie der Suezcanal und jeder ähnliche Canal überhaupt eine empfindliche strategische Verbindungslinie bleibt, die, wenn auch Unterbrechungsversuchen eines Gegners zu Lande kaum ausgesetzt, durch ein einziges gesunkenes Schiff in kritischen Momenten, namentlich vor Ausbruch eines Krieges für einen wichtigen Zeitraum unbrauchbar gemacht werden kann, während dies während des Krieges, falls ihre Benutzung, wie alsdann zu erwarten, für alle Nichtkriegsschiffe untersagt bleibt, als ausgeschlossen gelten kann. Allein, wir dürfen annehmen, daß sich, schon wenn ein Krieg droht, ein besonders scharfes Augenmerk und Controle der betreffenden Behörden und ihrer Organe auf die den Canal alsdann noch passirenden Handelsschiffe richten und jeglichen Versuch, ihn durch Versenken eines solchen zu sperren, rechtzeitig verhindert werden wird.

Bürgersoldaten gegen Socialdemokraten?

Von Carl von Bruchhausen.

In Italien hat der Wunsch, auf die eine oder andere Weise der revolutionären Elemente — man denke an die Geschehnisse vom Mai d. J. — Herr zu werden, einen absonderlichen Gedanken entstehen lassen. Ob er je in die That übersetzt werden wird, ist fraglich; gleichwohl erscheint er uns beachtenswerth und zwar als charakteristischer Beitrag zur Beurtheilung der socialen Frage. Der inactive Generallieutenant Bosselli, ein als Soldat wie als Schriftsteller angesehener Mann, hat im „Esercito Italiano" den sehr ernst gemeinten Vorschlag gemacht und begründet, neben den bestehenden militärischen Organisationen noch eine Bürgerwehr (guardia civica) der „Besitzenden" zu bilden, welche mit rein örtlichem Charakter lediglich zur Niederhaltung des inneren Feindes dienen soll. Der General verwahrt sich in einem späteren Schreiben sehr entschieden dagegen, daß er etwa als „phantasievoller Projectenmacher" angesehen würde und thatsächlich haben sich denn auch verschiedene politische Tagesblätter eingehend mit seinem Vorschlage, und zwar meist im wohlwollendem Sinne, beschäftigt. Wenn heute unter dem frischen Eindruck der Mailänder Crawalle, die italienische Regierung dem Parlamente einen solchen Vorschlag unterbreitete: er hätte alle Aussicht angenommen zu werden. Diese Stimmung in Italien, das Geben eines solchen Rathes und die Befürwortung in der Presse zeigen uns, wohin es auch in einem ausgesprochenen demokratischen Staate kommen kann.

General Bosselli weist in seinem Briefe auf Wien im Jahre 1848 hin. Die dort bestehende Bürgerwehr betheiligte sich an dem politischen Aufstande nicht im Geringsten; als aber der Mob die politischen Unruhen zu Brandstiftung und Plünderung benutzen wollte, griff sie flugs zu den Waffen und wahrte ihre persönlichen Interessen.

Die Elemente der aufständischen Bewegung in Italien — Nothleidende, Socialdemokraten, Anarchisten, Clerikale und der Abschaum des Proletariats — wurden durch das energische Einschreiten des Militärs gebändigt, aber nicht ausgerottet. Jeden Augenblick können sie ihr Haupt von Neuem erheben. Was wird die Folge sein, wenn dies einmal während eines Krieges geschieht? Soll Italien dann einen Theil seiner Streitkräfte in den Garnisonen lassen, um den inneren Feind zu bekämpfen, während der äußere mit dem Einbruch droht?

Digitized by Google

Geschähe das, so würde es zu einer Macht 3. Ranges herabsinken. Und im Frieden reicht der Bestand des Heeres, wie sich nun mehr als einmal gezeigt hat, nicht einmal aus, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wiederholt mußten, sehr zum Nachtheil der Finanzen wie der Ausbildung, ganze Jahresclassen aus dem Beurlaubtenstande einberufen werden. Ein auf die Dauer unerträglicher Zustand: Es soll also das Heer durch die neue Bürgerwehr entlastet werden, worin Boselli keineswegs die Wiedererweckung der alten Guardia nazionale sehen will, welche 1848 von Frankreich übernommen und im Anfang der 70er Jahre zu Gunsten der Territorialmiliz (Landsturm) aufgelöst wurde. Die Nationalgarde mit ihren bis einschließlich des Hauptmanns selbsterwählten Officieren starb unter dem Fluche der Lächerlichkeit dahin; ihrer Aufgabe, im Nothfalle als Soldatenreservoir für die Landesvertheidigung zu dienen, wurde sie 1866 nicht im Mindesten gerecht. Die Bürgerwehr Boselli's soll nun ausschließlich dem oben angegebenen Zwecke dienen und daher jegliche Nachäfferei militärischen Treibens vermeiden. Gleichwohl wird eine Eintheilung in Compagnien und auch Bataillone empfohlen. Jede der 69 Provinzen Italiens soll je nach der Bevölkerungsdichtigkeit 3—6 Bataillone Bürgerwehr aufbringen, die Bataillone zu 4 Compagnien, die Compagnie zu 150 Köpfen. Die Organisation müßte eine rein örtliche sein, so daß zu jeder Stunde die Einberufung und Entlassung erfolgen könnte. Die Officierstellen würden mit geeigneten Militärs aus dem Ruhestande besetzt werden.

Das wäre Alles so weit ganz einfach; nun aber kommt die Hauptfrage, an der unseres Erachtens in jedem gesunden Staatswesen der Gedanke Boselli's scheitern dürfte: die Recrutierung dieser Bürgerwehr. Nur die Besitzenden sollen aufgenommen werden. Da werden geschichtliche Beispiele beigebracht. Französische Nationalgarden, nur aus Besitzenden bestehend, bändigten die sociale Bewegung im Jahre 1848. Die belgische Bürgergarde, wiederum nur Besitzende, griff neuerdings bei gefährlichen Ausständen ein paar Mal erfolgreich im Interesse der Ordnung ein. Das Heer von Versailles, welches 1871 die Pariser Commune niederwarf, setzte sich nach Thiers Wunsche aus ehemaligen kaiserlichen Truppen und dann aus solchen Provinzial-Bataillonen zusammen, die aus propriétaires bestanden. Aber all' diese Beispiele beweisen nichts gegen unsere Ueberzeugung, daß eine Bürgerwehr der Besitzenden den Classengegensatz und Classenhaß auf das Bedenklichste steigern würde. Mit der Bezeichnung farabutti und ladri kann man doch unmöglich heutzutage noch, wie ein italienisches Blatt thut, den ganzen „vierten Stand" abfertigen. Die „Enterbten" aber würden eine Bürgerwehr, welche sie grundsätzlich ausschließt, als eine Drohung empfinden. Wem fällt da nicht der amerikanische Zukunftsroman „Cesars column" ein, in welchem die Geldbarone durch eine unbarmherzige, gutgestellte Schutztruppe das Proletariat in Fesseln halten, bis der elementare Ausbruch erfolgt. Eine ähnliche Wirkung müßte die „Protzenwehr" — dieser Name, so ungerecht er etwa auch wäre, würde ihr von den „Genossen" bald gegeben werden — über kurz oder lang ausüben und dadurch das Herannahen des sonst vielleicht zu vermeidenden „großen Kladderadatsches" nur beschleunigen. Denn die Genossen würden es außerdem als ein bitteres Unrecht empfinden, daß sie als „Kanonenfutter" gegen den äußeren Feind für gut genug gehalten werden, während ihnen der Eintritt in die Bürgerwehr, welche in Kriegszeiten hübsch daheim bleibt und ihre Geldsäcke bewacht, versagt ist. Aber nicht nur dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht würde eine Bürgerwehr der Besitzenden widersprechen, sondern auch dem des allgemeinen Wahlrechts. Es würden Bürger zweiter Classe geschaffen: ein ausgezeichneter Agitationsstoff für Volksverführer, da doch das heiße Sehnen des vierten Standes auf sociale Gleichberechtigung gerichtet ist. Und wenn eine italienische Stimme bemerkt: ebenso wie die Besitzlosen das Recht hätten, sich zu organisiren, müßten es auch die Besitzenden haben, so ist das mehr als naiv. Es handelt sich hier um eine Organisation mit guten Gewehren und scharfen Patronen. Was würde wohl das Ende sein, wenn man den Besitzlosen das gleiche Recht einräumen wollte? Auch vergegenwärtige man sich die weiteren unausbleiblichen Folgen. Der Vater des Gedankens will nur Besitzende von unzweifelhafter monarchischer Gesinnungstreue in seine Bürgerwehr aufnehmen. Wer stellt diese Gesinnungstreue fest? Es würde nicht nur ein alle gesunden Verhältnisse untergrabendes politisches Spionage-System, wenn nicht überhaupt eine politische Einrichtung, dauernd entstehen, sondern die Socialdemokraten würden sicherlich verstehen, an einzelnen Stellen Eingang in die Bürgerwehr zu gewinnen und so würde ihnen eine gefährliche Waffe in die Hand gegeben. Boselli führt in seinem letzten Briefe aus: es handele sich bei seinem Vorschlage nicht um die Unterdrückung des Volkes, sondern um die Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Rechte, welche von der Mehrheit des Volkes gutgeheißen sind. Der Eintritt in die Bürgerwehr müsse freiwillig und zu gleicher Zeit auch obligatorisch sein. Der Staat könne von seinen bemittelten Bürgern verlangen, daß sie, wie sie jetzt schon mehr Steuern bezahlten, dann auch persönliche Opfer brächten! Es handele sich also nicht um ein Privileg, sondern um eine Belastung. — Die Ausgeschlossenen werden es nicht als eine solche betrachten.

Sehen wir nun noch kurz, aus was für Elemente sich die Bürgerwehr der Besitzenden — in Italien — zusammensetzen würde. Da unter keinen Umständen das stehende Heer durch Abgaben zur Bürgerwehr, die doch im Kriege daheim bleiben soll, geschwächt werden darf, würden nur von aller Wehrpflicht befreite — also dienstuntaugliche und über 39 Jahre alte — Bürger in Betracht kommen und dann noch der Landsturm, dessen Menschenmenge (1896: 2083923 Köpfe) nur zu einem kleinen Bruchtheil für die Landesvertheidigung beansprucht wird. Dieser kleine Bruchtheil aber besteht aus solchen Leuten, welche eine militärische Ausbildung genossen haben. Die Bürgerwehr der Besitzenden würde also an militärisch Ausgebildeten nur 40jährige und ältere Bürger besitzen, sonst aber nur aus Unausgebildeten bestehen. Ob die „zielbewußten Genossen" solche Schirmer der öffentlichen Ordnung sehr zu fürchten haben würden? Wir glauben es nicht, ebenso wenig wie wir glauben, daß sich — für Italien wenigstens — der Gedanke in vollem Ernste durchführen ließe; die Besitzendsten unter den Besitzenden würden, wie ehedem der Nationalgarde, so auch dann der Bürgerwehr sich durch allerlei Mittelchen zu entziehen verstehen, trotzdem ihre eigensten Interessen auf dem Spiele ständen. Das ist nun einmal der Gang der Welt:

„Den Teufel merkt das Völkchen nicht,
Und wenn er es beim Kragen hätte."

Die Hoffnung des General Boselli, daß seine Wehr eine Schule für Pflichtgefühl und Bürgertugend werden würde, vermögen wir nicht zu theilen. Ebenso wenig die im Hin und Her des Zeitungsstreites geäußerte Ansicht, daß die Wogen des Classenhasses weniger hoch gehen würden, wenn revolutionäre Erhebungen durch die ortsangesessenen, wohlbekannten Bürger niedergekämpft würden, als wenn das Militär einschreite. Wir sind ganz entgegengesetzter Ansicht. Die regulären Truppen haben etwas Unpersönliches, den Staatswillen Darstellendes an sich; in ihren Reihen dient auch das Proletarierkind. Viel größer dürfte die Erbitterung der „Hungrigen" sein, wenn die „Satten", die ihnen persönlich längst ein Dorn im Auge sind, mit dem Schießgewehr heranrücken. Ein Wortführer im Streite der Meinungen (in Italien) fertigt alles Bedenken gegen die guardia civica mit den Worten „politischer Doctrinarismus" und „krankhafte Sentimentalität" ab. Das ist bequem, kann

Digitized by Google

uns aber nicht in der Ueberzeugung beirren, daß es für das politisch und social bereits sattsam unterwühlte Italien kaum ein gefährlicheres Experiment geben mag, als die Schaffung einer Bürgerwehr der Besitzenden nach dem Vorschlage Boselli's. Daß er gemacht und erörtert werden konnte, zeigt, daß es am socialen Körper Italien einen bedenklich wunden Fleck giebt.

Literatur und Kunst.

Gegen die moderne Kunst.

Von Graf Leo Tolstoj.*)

Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt.

Wenn ein Künstler zur Zeit, als die Kunst noch universell war, ein Werk schuf — wie z. B. ein griechischer Bildhauer oder ein jüdischer Prophet — so war er bemüht, das, was er zu sagen hatte, so zu sagen, daß sein Werk Allen verständlich war. Als der Künstler aber nur noch für einen kleinen Kreis von außergewöhnlich gestellten Leuten arbeitete, für Päpste, Cardinäle, Könige, Herzöge oder einfach für eine fürstliche Maitresse, da bemühte er sich natürlich nur noch, auf diese Leute, deren Sitten und Neigungen er genau kannte, zu wirken. Das war eine viel leichtere Arbeit, und so kam der Künstler unwillkürlich dazu, sich in Anspielungen zu ergehen, die nur für die Eingeweihten verständlich und für die übrige Menschheit unklar blieben. Zunächst konnte er auf diese Weise mehr sagen; und dann liegt ja für den Eingeweihten in dem Nebelhaften und Unklaren solcher Ausdrucksweise ein gewisser Reiz. Diese Neigung zu mythologischen und historischen Anspielungen kam immer mehr und mehr auf bis heute, wo sie in der Kunst unserer modernen Decadenten ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Nicht nur die Affectirtheit, die Verworrenheit, die Unzulänglichkeit sind zu Vorzügen, ja sogar zur wahren Poesie erhoben worden, man steht sogar im Begriffe, das Unbestimmte, Unklare, selbst den Mangel an Beredtsamkeit als künstlerische Tugenden zu verkünden.

Théophile Gautier sagt in seiner Vorrede zu den berühmten „Fleurs du mal", daß Baudelaire alle Poesie, Leidenschaft, allzu genau nachgeahmte Wahrheit möglichst verbannt habe. Der Dichter Verlaine, der nach Baudelaire kam und ebenfalls für bedeutend gehalten wird, hat eine „Poetik" hinterlassen, worin er empfiehlt, recht unklar zu sein. Der Dichter, der nach diesen von den jungen Leuten als der Bedeutendste gehalten wird: Stephan Mallarmé erklärt ganz offen, der Reiz der Poesie bestehe darin, daß man den Sinn zu errathen habe, und daß jedes Gedicht ein Räthsel enthalten müsse. Der französische Kritiker Doumic hat ganz Recht, wenn er findet, „es wäre an der Zeit, mit dieser berühmten Theorie der Dunkelheit aufzuräumen, die die neue Schule thatsächlich zur Höhe eines Dogmas erhoben hat."

Die Auffassung, die sich Baudelaire vom Leben schuf, bestand darin, den gröbsten Egoismus zur Theorie zu erheben, und an die Stelle der Moralität ein ziemlich undeutliches Ideal der Schönheit und zwar einer ganz künstlichen Schönheit zu setzen. Baudelaire zog ein geschminktes Frauenantlitz dem mit natürlichem Teint vor; Bäume aus Metall, sowie die Nachahmung des Wassers auf der Bühne gefielen ihm besser, als wirkliche Bäume und echtes Wasser. Die Philosophie Verlaine's aber bestand in der gemeinsten Ausschweifung, dem Geständnis seiner moralischen Ohnmacht, und als Gegengewicht dazu in der inbrünstigsten katholischen Bigotterie. Außerdem hatten Beide das gemeinsam, daß es ihnen nicht nur vollständig an Naivetät und Einfachheit fehlte, sie waren außerdem noch voll von Affectirtheit, Selbstgefälligkeit und der Sucht nach Excentricität. In ihren besten Schöpfungen findet man immer nur ihr Ich, nicht aber den Gegenstand, mit dem sie sich zu beschäftigen vorgeben. Und diese beiden Dichterlinge haben eine Schule gegründet und schleppen Hunderte von Nachahmern hinter sich her! Das ist seltsam und die einzige Erklärung dafür folgende: die Kunst der Gesellschaft, worin die Werke dieser Dichter geschaffen wurden, ist nichts Ernsthaftes, für das Leben Wichtiges, sondern nur ein bloßer Zeitvertreib. Jeder Zeitvertreib langweilt aber, sobald er zu häufig wiederholt wird, und so muß man, um einen Zeitvertreib, dessen man überdrüssig ist, wieder erträglich zu machen, irgend ein Mittel, ihn aufzufrischen, finden. Ihr Stoffgebiet hat sich dadurch, daß es sich immer mehr und mehr einschränkte, derartig verengert, daß es ihren Nachtretern jetzt vorkommt, als wäre schon Alles gesagt, und als sei es unmöglich, etwas Neues zu sagen. So mußten sie, um ihre Kunst aufzufrischen, unaufhörlich neue Formen suchen.

Baudelaire und Verlaine haben neue Formen erfunden und sie außerdem mit pornographischen Details ausgeschmückt, die vor ihnen Keiner gewagt hat; mehr braucht es also nicht, um sie von den Kritikern und dem Publicum der höheren Classen als große Schriftsteller preisen zu lassen. Das ist die einzige Erklärung des Erfolges, nicht allein von Baudelaire und Verlaine, sondern der ganzen decadenten Schule. Es giebt Gedichte von Mallarmé und Maeterlinck, die beim Lesen gar keinen Sinn ergeben und trotzdem oder vielleicht gerade darum nicht allein in zehn verschiedenen Ausgaben gedruckt, sondern noch in die Anthologien der besseren Schöpfungen junger Dichter aufgenommen sind.

Aber die französischen jungen Autoren sind nicht die Einzigen, die so denken. In allen andern Ländern, in Deutschland, Skandinavien, Italien, Rußland, England findet man diese Principien bei den Dichtern, Malern, Bildhauern, Musikern. Die Künstler der neuen Generationen stützen sich auf die Theorien Nietzsche's und auf das Beispiel Wagner's und halten es für überflüssig, der Menge verständlich zu sein; es genügt ihnen, bei der Elite raffinirter Geister die poetische Empfindung zu wecken.

Doch das ist nicht Alles. Dasselbe geschieht auch in allen andern Künsten, in der Malerei, in der Musik auf dem Theater. Die Malerei z. B. geht noch viel weiter als die Poesie. Hier einige Zeilen aus dem Tagebuch eines Kunstfreundes, der sich 1894 in Paris aufhielt.

„Ich habe heute drei Ausstellungen besucht, die der Symbolisten, Impressionisten und Neo-Impressionisten. Ich habe mir alle Bilder mit großer Gewissenhaftigkeit angesehen, doch Alle haben sie mich mit derselben Bestürzung erfüllt. Als die verständlichste ist mir noch die der Impressionisten erschienen. Doch habe ich hier Werke eines gewissen Camillo Pizarro gesehen, deren Zeichnung so unklar war, daß ich die Richtung eines Kopfes oder einer Hand nicht zu entdecken vermochte. Die Sujets waren in der Regel „Stimmungen": Nebel, Abendstimmung, Sonnenuntergang. In der Farbe herrschten Blau und Grellgrün vor. Und jedes Bild hatte seine Specialfarbe, mit der es übergossen war. Zum Beispiel war die Dominante bei der „Gänsehirtin" graugrün,

*) Der berühmte russische Dichter und urchristliche Socialreformer feiert in dieser Woche seinen 70. Geburtstag. In seiner fast gleichzeitig erschienenen Schrift, aus der wir oben das für deutsche Leser Interessanteste in autorisirter Uebersetzung wiedergeben, bietet er eine neue Folge seiner früheren Antwort auf die Frage: „Was ist Kunst?" Auch hier verlangt er eine gesündere, fromme Kunst, eine Volkskunst, wobei er weder Beethoven und Goethe's Faust, noch seine eigenen Werke schont, die er bis auf zwei Erzählungen schlecht und nichtsnutzig heißt. Trotz des vielfach Wunderlichen, Stockrussischen und Schiefen, z. B. daß die kleinen Leute Mozart, Raphael u. s. w. nicht genießen können, sollten wir die trefflichen Worte über die Auswüchse der „Moderne", die Pornographen, die Nachahmungsliteratur und andere Entartungen wohl beherzigen.

Digitized by Google

und Flecken von dieser Farbe waren überall, auf dem Gesicht, den Haaren, Händen, Kleidern. Es gab in der Galerie noch andere Bilder, von Puvis de Chavannes, Manet, Monet, Renoir: alles Impressionisten. Einer von ihnen, der sich einen Namen gemacht, hatte ein ganz blaues Gesicht im Profil gemalt. Ich habe auch ein Aquarell von Pizarro gesehen, das ganz aus verschiedenen Farbenfleckchen bestand. Es war unmöglich, die allgemeinen Umrisse zu unterscheiden, ob man nun dem Bilde ferner oder näher trat. Dann bin ich zu den Symbolisten gegangen. Ich habe mich erst bemüht, ihre Werke zu prüfen, ohne Jemand um eine Erklärung zu bitten, denn ich wollte selbst erkennen, was sie bedeuten; doch diese Werke übersteigen das Verständniß. Eins der ersten, das meine Aufmerksamkeit erregte, war ein Hautrelief, das unglaublich ungeschickt ein nacktes Weib darstellte, unter dessen Händen Blutströme aus seinen Brüsten hervordringen. Das Blut fließt und wird nach und nach lila. Erst fallen die Haare hernieder, dann steigen sie auf und verwandeln sich in einen Baum. Das Gesicht ist ganz gelb, bis auf die schwarzen Haare. Daneben hängt ein anderes Bild: ein gelbes Meer, auf dem ein Ding schwimmt, das ungefähr einem Schiffe oder einem Herzen ähnelt; am Horizont steigt ein Profil mit einer Glorie und gelben Haaren auf, die sich im Meere verlieren. Einige Maler bringen eine so dicke Farbenschicht an, daß die Wirkung ihrer Werke zwischen Malerei und Sculptur schwankt. Ein anderes Bild war noch seltsamer: das Gesicht eines Mannes, davor eine Flamme und schwarze Strahlen, welche, wie man mir später sagte, Blutegel darstellen. Denn schließlich habe ich doch einen Besucher gefragt, was das Alles zu bedeuten habe. Er sagte mir, das Hautrelief wäre ein Symbol und stelle die Erde dar. Das auf dem gelben Meere schwimmende Herz sei die Illusion, und der Mann mit den Blutegeln der Teufel."

Diese Aufzeichnungen stammen, wie schon gesagt, aus dem Jahre 1894. Seitdem hat sich diese Richtung noch verschärft. Wir schätzen heute Böcklin, Stuck, Klinger und Aehnliche als große Maler.

Und das Nämliche ist beim Drama der Fall. Die Dramatiker zeigen uns z. B. einen Architekten, der aus irgend einem geheimen Grunde seine hochfliegenden Pläne und Absichten nicht verwirklicht hat und in Folge dessen auf das Dach eines von ihm erbauten Thurmes klettert und sich kopfüber herabstürzt. Ein anderes Mal ist es ein räthselhaftes altes Weib, dessen Beruf es ist, Ratten zu vertilgen, und die — man weiß nicht warum, einen kleinen Jungen an's Meer lockt und dort ersäuft. Oder es sind Blinde, die am Rande des Wassers sitzen und immer die gleichen Worte wiederholen. Oder eine Glocke, die in einen See fällt und zu läuten beginnt.

Dasselbe vollzieht sich im Gebiet der Musik, die doch mehr als alle andern, einem Jeden verständlich sein müßte. Da setzt sich ein Musiker von Ruf vor uns an's Clavier und spielt eine neue Composition von sich oder einem modernen Musiker. Man hört ihn seltsame und geräuschvolle Töne hervorbringen, man bewundert die von seinen Fingern ausgeführten Turnübungen und sieht außerdem, daß er uns glauben machen will, daß die Töne, die er hervorbringt, verschiedene poetische Gefühle der Seele ausdrücken. Diese Absicht merkt man, doch kein Gefühl empfinden wir, als das tödtlicher Abspannung. Die Ausführung dauert lange oder scheint uns wenigstens sehr lange zu dauern, weil wir keinen klaren Eindruck empfangen. Und es kommt uns der Gedanke, daß das Alles vielleicht nur eine Mystification ist, daß der Künstler uns gewiß auf die Probe stellen will und auf Gerathewohl mit den Fingern auf die Tasten trommelt, in der Hoffnung, wir würden uns fangen lassen, worauf sich er dann über uns lustig machen könnte. Aber nicht doch! Sobald das Stück zu Ende ist, und der Musiker, erregt und in Schweiß gebadet, sich vom Clavier erhebt und unser Lob herausfordert, erkennt man, daß die Sache ganz ernst gemeint war. Dasselbe geschieht in allen Concerten, wo man Stücke von Liszt, Berlioz, Brahms, Richard Strauß und unzähligen Componisten der neuen Schule spielt.

Und dasselbe geschieht auf einem Gebiete, wo es doch schwer fallen muß, unverständlich zu sein: auf dem Gebiete des Romans und der Novelle. Man lese „Là-Bas" von Huysmans oder einige Novellen von Kipling oder den Verkündiger von Villiers de l'Isle-Adam; diese Werke werden einem unverständlich erscheinen, in Form und Inhalt. Das ist auch der Fall bei den meisten „modernen" Romanen. Der Stil ist höchst emphatisch, die Gefühle übertrieben; es ist unmöglich, was, wem oder wo etwas passirt, zu entdecken. Und das ist die ganze Kunst unserer modernen Jugend.

Dadurch aber, daß ihr Stoffgebiet sich immer mehr zusammendrängte und in ihrer Form unverständlich geworden ist, ist die Kunst der höheren Classen endlich dahin gekommen, daß sie nichts weiter ist, als eine einfache Nachahmung der Kunst. Das war übrigens eine leicht vorherzusehende Folge. Die universelle Kunst entsteht nur dann, wenn ein Mensch, der eine lebhafte Bewegung empfunden hat, die Nothwendigkeit verspürt, sie auf andere Menschen zu übertragen. Die berufsmäßige Kunst der höheren Classen entsteht aber keineswegs aus einem intimen Impuls, sondern nur, weil die höheren Classen der Gesellschaft Unterhaltung verlangen und einen guten Preis dafür bezahlen. Sie verlangen von der Kunst nur, sie solle Gefühle ausdrücken, die ihnen gefallen, und diesem Wunsche suchen die Künstler zu entsprechen. Doch ist die Sache sehr schwer, denn die reichen Classen, die ihr Leben in Faulheit und Luxus hinbringen, bedürfen immer neuer Vergnügungen; und die Kunst, selbst die niedrigste, wird nicht auf Befehl geschaffen, sondern muß ursprünglich aus der Seele des Künstlers fließen. So sind die Künstler gezwungen, besondere Methoden zu erfinden, um Nachahmungen der Kunst hervorzubringen; um die fortwährenden Forderungen der socialen Classen, von denen sie leben, zu befriedigen. Die erste Methode besteht darin, früheren Kunstwerken entweder ganze Sujets, oder Partien zu entnehmen, die in diesen alten Kunstwerken als poetisch anerkannt sind, und sie mit einigen Zusätzen umzuformen, so daß sie scheinbar neu werden. Solche Schöpfungen, die in der Seele die Erinnerung an bereits empfundene künstlerische Gefühle wachrufen, bringen in einer gewissen Gesellschaftsclasse einen Eindruck hervor, der dem der Kunst ähnelt. Diese entlehnten Sujets heißen gewöhnlich poetische Sujets, die entlehnten Personen oder Dinge heißen poetische Personen oder Dinge. So betrachtet man als poetische Sujets jede Art von Legenden, Sagen und alten Traditionen. Poetische Personen und Dinge sind gewöhnlich die jungen Mädchen, Krieger, Hirten, Eremiten, Engel, Dämonen, Mondschein, Donner, Berge, Meer, Vorgebirge, Flüsse, lange Haare, Löwen, Lämmer, Tauben und Nachtigallen. Dann hält man Alles für poetisch, was von den Künstlern der vorhergehenden Generationen am meisten behandelt worden ist. So bekommen wir jene Entlehnungen aus dem Griechischen, dem Alterthum, dem Christenthum, der Mythologie, die heut so zahlreich geworden sind, und deren Zahl noch immer wächst, und die das naive Publicum als Kunstwerke begrüßt. Ein typisches Beispiel solcher Kunstnachahmung liefert die „Princesse Lointaine" von Rostand, ein gänzlich aus Anleihen zusammengeflicktes Stück, worin gewiß nicht ein einziges Körnchen Kunst oder Poesie steckt, was aber nicht hindert, daß es vielen Leuten und wahrscheinlich auch dem Verfasser selbst sehr poetisch erscheint.

Eine zweite Methode, um Werken, die nicht der Kunst angehören, einen Schein von Kunst zu verleihen, ist, was ich den Zierat, die Ausschmückung nenne. Die Methode besteht darin, den Sinnen des Lesers, Zuschauers oder Zuhörers die angenehmsten Empfindungen zu liefern, um sie zu be-

Digitized by Google

rauschen und so das für Kunst nehmen zu lassen, was gar keine ist. In der Poesie besteht diese Methode darin, die feurigsten Rhythmen, klingendsten Reime und elegantesten Ausdrücke zu gebrauchen; wenn es sich um Prosa handelt, besteht sie darin, den Glanz und die Feinheit der Schilderung zu übertreiben. Auf dem Theater besteht sie darin, die Sinne der Zuschauer zu erregen, indem man ihnen hübsche, reichcostümirte Schauspielerinnen und prächtige Decorationen zeigt. In der Malerei darin, sinnenkitzelnde Modelle zu wählen und die Wirkung des Colorits zu übertreiben. In der Musik die Passagen und Fioriturен zu vervielfältigen, die Modulationen zu verdoppeln, neue Instrumente in's Orchester einzuführen u. s. w Dies Beiwerk hat heute eine solche Stufe der Vollendung erreicht, daß die höheren Classen unserer Gesellschaft derlei für Kunst hält; ein um so natürlicherer Irrthum, als die landläufige Aesthetik die Schönheit als Zweck und Ziel der Kunst betrachtet.

Eine dritte Methode besteht darin, in oft rein physischer Art auf unser Empfindungsvermögen zu wirken. Man sagt dann, die Werke seien packend oder effectvoll. Die Wirkungen sind aber nur Contrastwirkungen; sie vereinigen das Schreckliche und Zarte, das Gräßliche und Schöne, das Zarte und Starke, das Klare und Dunkle, das Alltägliche und Außerordentliche. In der Literatur indessen kommen zu den Gegensatzwirkungen noch andere hinzu, die in der Beschreibung von unbeschriebenen und unbeschreiblichen Dingen bestehen. Diese Dinge sind gewöhnlich pornographische Einzelheiten, die das sexuelle Verlangen reizen, oder Einzelheiten der Leiden und des Todes, die Abscheu erregen; so giebt man bei der Beschreibung eines Mordes einen eingehenden medicinischen Bericht der zerrissenen Gewebe, des Geruches, der Farbe des Blutes. In der Malerei und Skulptur besteht ein Gegensatz, der sehr geschätzt zu werden anfängt, darin, eine Einzelheit mit peinlichster Sorgfalt zu behandeln, indeß man dem übrigen Werke den Schein einer nachlässigen Skizze läßt. Auf dem Theater sieht man nur Wahnsinns-, Mord- und Todesscenen, und Niemand stirbt jetzt mehr, ohne daß man alle Phasen des Todeskampfes schildert. In der Musik sind die gewöhnlichsten Effecte: ein plötzliches Crescendo, das von den zartesten zu den heftigsten Tönen anschwillt; eine Wiederholung derselben in allen Octaven und von verschiedenen Instrumenten, oder eine Folge von Harmonien oder Rhythmen, die von den naturgemäß aus den musikalischen Gedanken entspringenden durchaus verschieden sind und uns gerade dadurch wegen ihrer Eigenart packen. Ich will hinzufügen, daß die ganze moderne Musik die rein physische Wirkung mißbraucht, die darin besteht, stets mehr Lärm zu schlagen, als nöthig ist. Und es giebt noch einen anderen Effect, der heute allen Künsten gemein ist; nämlich durch eine Kunst das auszudrücken, was man naturgemäß durch eine andere ausdrücken müßte. Zum Beispiel überläßt man es der Musik, uns Handlungen oder Landschaften zu beschreiben, wie es die Programmmusik Wagner's und seiner Nachfolger thut. Oder man will die Musik, das Drama oder die Lyrik zwingen, gewisse Gefühle zu „suggeriren", wie es die Decadenten thun.

Diese dritte Methode der Nachahmung der Kunst, welche darin besteht, die packenden Effecte zu erhöhen, hat mit der wahren Kunst gar nichts zu thun, denn der Effect, gleichviel ob er ein Effect der Neuheit oder des Gegensatzes oder des Abscheues ist, der Effect ist nie der Ausdruck des Gefühls, sondern nur eine Reaction der Nerven. Wenn ein Maler mit vollendeter Genauigkeit eine Wunde darstellt, so erschüttert mich der Anblick dieser Wunde, doch ist das keine Kunst. Eine sehr lange auf einer Orgel ausgehaltene Note bringt auf uns einen ergreifenden Eindruck hervor und kann uns sogar zum Weinen bringen; doch es ist keine Musik, weil darin kein Gefühl zum Ausdruck gelangt. Und doch werden solche physiologischen Effecte tagtäglich von den Leuten unserer Gesellschaft für Kunst genommen, und das nicht allein in der Musik, sondern auch in der Malerei, in der Lyrik, auf dem Theater. Es giebt keinen bittereren Scherz, als wenn man behauptet, die moderne Kunst „verfeinere sich". Im Gegentheil, nie hat die Kunst so sehr den groben Effect verfolgt, nie ist sie plumper gewesen. Ganz Europa bewunderte z. B. das „Hannele" von Hauptmann, in dem der Autor sich vorgenommen hat, uns über das Schicksal eines verfolgten jungen Mädchens zu rühren. Um dies Gefühl vermittelst der Kunst in uns zu erregen, zeigt er uns das auf der Bühne sterbende junge Mädchen, und um den physiologischen Effect dieses Todeskampfes auf unsere Nerven zu erhöhen, löscht er jedes Licht im Saale aus und läßt das Auditorium im Schatten. Unter den Tönen einer düsteren Musik zeigt er uns das von ihrem Trunkenbold von Vater verfolgte und geschlagene junge Mädchen. Das junge Mädchen sinkt nieder, seufzt, ächzt und stirbt. Engel erscheinen, die sie forttragen. Die Zuhörer, die während der ganzen Zeit eine gewisse Aufregung empfinden, gehen in der Ueberzeugung von dannen, ein wirklich künstlerisches Gefühl empfunden zu haben. Aber in einer Erregung dieser Art liegt nichts Künstlerisches, sondern nur die Mischung eines unklaren Mitleids, für einen Andern und des Vergnügens, daß man nicht selbst solche Leiden zu erdulden hat. Die Wirkung, die die Werke solcher Art auf uns hervorbringen, ist gerade so, wie sie der Anblick einer Hinrichtung auf uns hervorbringt, oder wie sie die Marter des Cirkus auf die Römer hervorbrachten.

Endlich besteht die vierte Methode darin, die Neugier zu erregen, um den Geist zu beschäftigen und so den Mangel an echter Kunst nicht fühlbar zu machen. Früher reizte man gern die Neugier, indem man die Intriguen verwickelte. Heut ist dies Verfahren längst außer Mode gekommen und wird durch die Authenticität, die „Echtheit" ersetzt, d. h. durch die detaillirte Malerei einer historischen Periode oder eines Ausschnitts aus dem modernen Leben. So schildern die Romanschriftsteller, um den Geist des Lesers zu beschäftigen, ausführlich das Leben der Römer oder Egypter, das Leben der Arbeiter einer Mine oder das der Ladenschwengel eines großen Bazars. Die Neugier kann auch von der Wahl der Ausdrücke gereizt werden; und das ist ein Kunstkniff, der immer mehr zu Ehren kommt. Verse und Prosa, Theaterstücke, Bilder, Symphonien, Alles wird so abgefaßt, daß man den Sinn, wie bei den Räthseln errathen muß; man ist neugierig, man sucht zu errathen, man wird zerstreut und hat die Illusion, eine künstlerische Empfindung gehabt zu haben.

Mehrere Bedingungen müssen erfüllt werden, damit ein Mensch ein wirkliches Kunstwerk hervorbringen kann. Der Urheber muß sich zuerst auf dem Niveau der höchsten religiösen Auffassungen seiner Zeit befinden; er muß überdies Gefühle empfinden und den Wunsch und die Fähigkeit haben, sie andern zu übermitteln; endlich muß er für eine der verschiedenen Kunstformen die besondere Fähigkeit besitzen, die man Talent nennt. Nun ist es sehr selten, daß ein Mensch alle diese Bedingungen in sich vereint. Doch um ohne Unterlaß diese Kunstnachahmungen hervorzubringen, die heute für wirkliche Kunst gelten und deren Production so gut bezahlt wird, muß man bloß „Talent" haben, d. h. die Geschicklichkeit; in der Literatur die Geschicklichkeit, seine Gefühle und Empfindungen mit leichter Mühe auszudrücken, die typischen Zustände darzustellen; in der Malerei, die Linien und Farben auseinander zu halten; in der Musik sich an die Tonfolgen zu erinnern. Und es ist genug, daß ein Mensch heute ein solches Talent besitzt, und daß er irgend eine Specialität zu wählen versteht, damit er vermittelst der erwähnten Nachahmungsmethoden, bis in's endlose Werke fertig stellen kann, die bestimmt sind, das Amüsementsbedürfniß unserer höheren Classen zu befriedigen. In allen Kunstzweigen existiren feste Regeln und „Recepte", die Werke dieser Art hervorzubringen gestatten, ohne irgend ein Gefühl zu empfinden. Und so kann der

Digitized by Google

Mann von Talent, der sich die Regeln seines Handwerkes zu eigen gemacht hat, in jedem Augenblick Werke hervorbringen, die man für Kunst hält. Und heute wird eine so unendliche Menge solcher Werke hervorgebracht, daß man Leute findet, die hunderte und tausende sogenannter Kunstwerke kennen und doch nie ein Werk wirklicher Kunst gesehen haben, ja, die nicht einmal wissen, woran man diese wirkliche Kunst erkennt.

Theater-Erinnerungen.

Von Carl Schultes.

Ob man heute noch bei dem Theater von einer „guten alten Zeit" spricht, ich weiß es nicht, da ich der Bühne seit einem Decennium fern stehe. Unmöglich ist es nicht, indem bekanntlich das Künstlervölkchen niemals zufrieden gestellt werden kann und entweder kommende Luftschlösser erträumt, oder von der „erbärmlichen Gegenwart" sich in frühere Zeiten zu versetzen sucht, wo Kunst und Künstlerleben ganz in Poesie getaucht erschienen, während heutzutage Alles — Geschäft ist. Ehe nun die Meininger einerseits kunstaufrüttelnd wirkten und andererseits zu ödem Ausstattungsprunk verleiteten, sprach man wirklich von einer „guten alten Zeit" bei dem Theater, und meinte damit die Periode von 1830 bis 1860, weil damals nicht nur eine Fülle wirklich guter Theaterstücke und Opern entstanden, sondern auch die großen Künstler vorhanden waren, um sie zur Geltung zu bringen. Für den Kenner des deutschen Theaters brauche ich keine Namen zu nennen, und für das Nachfolgende sind dieselben auch irrelevant.

Ich habe diese dreißig Jahre miterlebt als begeisterter Jüngling, prüfender Poet und ausübender Künstler. Trotz der Fülle von guten Theaterstücken, trotz der Künstler und trotz einzelner hervorragender Bühnenleiter wie Küstner, Eduard Devrient und Laube — um die drei Decennien zu kennzeichen — sah ich aber im Ganzen und Großen das geliebte Theater immer stärkere Rückschritte machen. Warum?

Die allgemeine Führung war durch unfähige Directoren und Regisseure verloddert, und wurde einfach „handwerksmäßig" betrieben. Nicht genug, daß die greulichsten Verstümmelungen unserer Classiker stattfanden, welche bis in die neuere Zeit nachwirkten, man hatte auch keine Achtung mehr für deren Aufführungen und erlaubte sich „Juxes halber" Verdrehungen und Verballhornungen des Textes coram publico. Dieses Publicum — selbst in größeren Theatern — war nun so weit gekommen, daß es auf solchen nichtswürdigen Ulk lauerte und ihn bejubelte. Wie es aber im politischen Leben heißt, daß die Völker jene Herrscher haben, die sie verdienen, so war mit verschwindenden Ausnahmen, welche erst im letzten Decennium sich zeigten, die Kunst der Regie auf ein Minimum herabgesunken und einfach ein sich aufblähender Inspicientendienst geworden. So ein sich Regisseur scheltender, halb ausrangirter alter Komödiant ließ außer den Andeutungen „Da treten Sie auf" und „Da gehen Sie ab" die Schauspieler es unter sich abmachen, wie sie Stellungen und Gruppen auf der Bühne einhalten wollten. Das thaten nun freilich die französischen Schauspieler auch, es ist da aber nur der kleine Unterschied, daß sie in 30—40 Proben zu einem Stücke sich verständigen und einleben konnten, während bei uns damals in drei Proben Alles klappen sollte.

Ganz reizend waren auch die Ausstattungen der vorkommenden Wohnräume: rechts ein Tisch, links ein Tisch, hinter jedem ein Sopha, und an den beiden Schmalseiten der Tische je ein Stuhl! Voila tout, wenn nicht der Autor, was wunderselten vorkam, das Ameublement und seine Aufstellung genau angegeben hatte, über welche „Dummheit" die Herren Regisseure sich weidlich erboften. Ich höre noch den Ausruf eines solchen Herrn: „Hietzt was das verdammte Weibsbild die Birch-Pfeiffer in dem neuen Stück da verlangt, dös is scho aus der Weis'! Wo soll denn der Requisitär dös Alles z'sammabedeln (zusammenbetteln)?!" So gab es ein Regiebuch nur bei classischen Stücken, wo ein alter Schmöker, oft in desolatester Verfassung, dazu herhalten mußte. Wenn nun bei einem neuen Stücke Meinungsverschiedenheiten unter den Schauspielern entstanden, mußte sich erst der Herr Regisseur das Buch von dem Souffleur ausbitten — selbst er hatte ja nur ein Scenarium vor sich — um sich zu orientiren. Freilich half das auch nicht viel; denn außer der Leseprobe hatte der gute Herr das Stück nicht vor's Gesicht bekommen. Mein Wort darauf, daß ich hier nicht übertreibe; denn so war es selbst an größeren Theatern, wenn man sich nicht extra ein Soufflirbuch schreiben ließ, da fast alle Souffleure nur auf Geschriebenes dressirt waren, indem sie behaupteten: „Das Gedruckte fließt ineinander!" So Einer wäre eher aus dem Dienste gegangen, als daß er aus einem Reclam'schen Bändchen soufflirt hätte! Das gedruckte Buch hütete nun der Theatertyrann vor den Augen jedes Unbefugten, worunter er jeden Schauspieler verstand.

Ich sehe noch das maaßlose Erstaunen so eines sich aufblähenden Theaterherrschers, als ich nach einer Leseprobe mir das gedruckte Soufflirbuch ausbat. Seine Rummelpuff-Augen traten aus ihren Höhlen heraus, und mit Hohn fragte er mich: „Ja, zu was wollen Sie denn das Buch?" Nun hatte ich doch selbst schon in Regensburg Director gespielt, war drei Jahre Regisseur in Meiningen gewesen und hatte immer meine Schauspieler verpflichtet, jedes Stück zu lesen. Ich war so perplex über diese dummfreche Frage, daß ich nach einer Wuthpause entgegnete: „Zum Fressen will ich es nicht haben!" worauf er mir höchst zornig entgegnete: „Ich verbitte mir das, und daß Sie es nur wissen, bei mir erhält das Soufflirbuch nur der Souffleur, für den es bestimmt ist, und dem ist es bei Entlassung verboten, es aus der Hand zu geben!" Was blieb mir da übrig, wenn ich ein neues Stück und meine Rolle genau kennen lernen wollte, als daß ich dem Souffleur auf die Bude stieg, und bei ihm das Stück genau studirte, was mich manche Kiste Cigarren und viele Flaschen Bier kostete.

Ach, diese gute alte Zeit! . . . „Wo die Kunst sank, ist sie durch die Künstler (sic!) gesunken!" bewahrheitete sich auf solche Weise gar vielfältig an großen und kleinen Theatern. Der berühmteste Bonvivant seiner Zeit, der Regisseur Kettel, dem das deutsche Theater gar manche zugkräftige Stücke verdankte, den der Herzog Wilhelm von Braunschweig dem Hofburgtheater mit einer Gage von 6000 Thalern — heute der dreifache Werth — abspenstig gemacht hatte, brachte zum Schlusse das Theater so herunter, daß er jeden Abend vor dem Anfange an das Guckloch des Vorhanges trat, und wenn er Personen im Zuschauerraum sah, ausrief: „Unglaublich, daß wir diese Philister noch nicht hinausgespielt haben!" Als die Gattin Kettel's eines Abends in dem Putlitz'schen Lustspiele „Familienzwist und Frieden" auf eine fürchterliche Weise stecken blieb, sagte sie nach langer Pause, zu dem neben ihr auf dem Sopha sitzenden Schauspieler Brunner mit unverschämtester Kühnheit: „Herr Brunner, Sie haben zu sprechen!" worauf dieser mit aller Ruhe entgegnete: „Jawohl, Madame Kettel, ich werde sprechen, wenn Sie mir mein Stichwort gebracht haben! Bitte, Herr Souffleur Neumann, lesen Sie es der Dame laut und deutlich vor!" Und das Publicum? Es amüsirte sich königlich darüber. Und dabei hatte das Braunschweiger Hoftheater Ende der dreißiger und in den vierziger Jahren einen Weltruf, und seine Oper unter der Direction Methfessel's hatte Mitglieder, wie den stimmgewaltigen Tenor Schmetzer, den Baßbariton Pöth für den Conradin Kreutzer seinen Jäger im „Nachtlager" schrieb, und der als Pizarro im „Fidelo" in seiner Rachearie das gewal-

Digitized by Google

tige Kärnthnerthor-Orchester ohne zu schreien übertönte. Die Bassisten Wehrstedt und Fischer, die Primadonna assoluta Frau Fischer-Achten und die jugendliche Sängerin Frau Methfessel, die auch eine Schönheit ohne Gleichen war, so wie die famose Coloratursängerin Frau Höfler-Mejo.

Bleiben wir bei dem Selbsterlebten im Braunschweiger Hoftheater!

Als im letzten Acte des „Clavigo" die Leiche der Marie auf die Scene getragen wird, tritt Clavigo dem Zuge entgegen und fragt den Führer: „Wen begrabt Ihr da?" worauf dieser zu antworten hat: „Marien von Beaumarchais." Der dicke Chorführer Schulz sagte aber stets, und die Gründlinge im Parterre warteten darauf: „Marien von Papiermaché." Eine gewisse Charakterisirung Mariens guckt ja aus diesem Witze, aber so durfte er nicht gebracht werden. Wenn Schulz ja einmal dafür gestraft wurde, so ersetzte man ihm aus dem Publicum die Strafe doppelt.

Ein fast unglaubliches Versprechen, das aber seinen natürlichen Grund hatte, und gewissermaßen folgerichtig war, leistete der Schauspieler A. Hiltl als „Hermann" in den Räubern auf dem Schloßtheater zu Wolfenbüttel. Man hatte ihm, der ein unfehlbares Gedächtniß besaß und niemals eines Souffleurs bedurfte, immer vorgeredet, daß sein Vorgänger in dieser Rolle, der Schauspieler Kunst, im letzten Acte zu Karl Moor sagte, um Ulk zu treiben: „Geh stark, Du Heimer" statt „Geh heim, Du Starker", und richtig Hiltl sagte: „Geh stark, Du Heimer", und fuhr nun zu Tode erschrocken förmlich folgerichtig fort: „Der Witz der Sinne geht über die Männer der Lotterbuben!" Keine Katze merkte den Blödsinn.

Schiller's „Räuber", die damals das Leib- und Magenstück aller Schauspieler waren, gaben den meisten Anlaß zu Versprechungen, von denen die bekannteste diejenige des in seiner Erzählung steckenbleibenden Kosinsky's ist: „Ich sprenge die Thüren ein, finde ihn, wollte eben — aber da springen fünf bis sechs, bis sieben, bis acht Bediente . . ." worauf Schweizer mit aller Ruhe sagte: „Und die kriegten Alle nichts und zogen leer ab?!" Ich erlebte aber in den Räubern etwas Neues, was meinen Ausspruch beweist, daß selbst die Directoren in der Mißachtung unserer Classiker mit schlechtem Beispiel vorangingen. So sagte solch' Komödianten-Patron als alter Moor leise zu mir, der ich den Hermann spielte und ihm aus dem Hungerthurme half: „Geben Sie 'mal Acht, was ich dem Janhagel im Parterre für eine neue, schöne Geschichte erzählen werde!" und nun ging die Verballhornung los, von der ich nur die drei erbärmlichsten Stellen anführen will: „Drei volle Monate, sechs Stunden und achtundzwanzig Minuten schmacht' ich in diesem finsteren Kerker, vom Sonnenstrahle beschienen." Dann weiter: „Ich kratzte an dem Deckel meiner Bahre. Ich kratzte oben, ich kratzte unten, ich kratzte vorn und hinten . . ." und das Stärkste war: „Darum, wenn Du ein Mensch hast, und ein menschlich Herz bist —!" Und dieser Brave galt für einen Förderer deutscher Kunst!" — In „Kabale und Liebe" ist des berühmten Burgschauspielers Josef Wagner, als er noch am Stadttheater in Leipzig war, im Feuer der Rede geleistetes Versprechen wohl allgemein bekannt, indem er zum Schlusse des ersten Actes sich vornimmt, die Lady Milford niederzudonnern: „Umgürte Dich mit dem ganzen Stolze Deines Englands — Ich verjüngle Dich, ein deutscher Werfling!" Heinrich Marr, der die Regie führte, erzählte mir das und fügte bei: „Ich dachte nun, die Studenten würden einen furchtbaren Radau loslassen, aber — o Wunder! — es verspielte sich — und donnernder Applaus folgte dem abstürzenden Pepi, der nicht zu beruhigen war und sich umbringen wollte!"

Ein anderes Erlebniß! Ein lieber Freund von mir, der die wundervolle Episode des Kammerdieners in „Cabale und Liebe" spielte, hatte an dem Tage der Vorstellung zur Schillerfeier seinen Geburtstag, und trotz meiner Abmahnung, machte er ein Diner mit. Die Folge war, daß er stark angesäuselt in's Theater kam, wo ich ihm Vorwürfe machte und für ein paar Flaschen Selters sorgte. „Was willst Du denn?" sagte er mit blödsinnigem Lachen. „Ich kann meine Rolle im Schlaf, also werde ich sie auch in der Besoffenheit können!" Wenn er auch etwas wankend auftrat, was zu dem Charakter der Rolle paßte, so gingen doch die ersten Sätze passabel, als er aber an den ersten großen Satz kam, lachte er, wie es vorgeschrieben ist, fürchterlich auf, quatschte tolles Zeug und sagte am Schlusse: „Wir hörten das Gehirn knallen, und die Büchsen auf das Pflaster hinspritzen — Hurrah Amerika!" Die Darstellerin der Lady, welche nun sah, wie es stand, sagte schnell gefaßt zu ihrer Kammerfrau: „Sophie, bringe den armen Mann hinaus, der Jammer hat ihn um seinen Verstand gebracht!" Die Sophie, eine deftige Braunschweigerin brachte ihn hinter die Coulissen, während er immer polterte: „Ich bin . . . noch lange . . . nicht fertig! Ich will erst . . . meinen Applaus haben!" Wir brachten den guten Kerl in die Garderobe, und mit einem Schlage war er nüchtern, klappte sein Taschenmesser auf und wollte es sich in's Herz stoßen; denn . . . . die Lady Milford war ja seine Braut, die sich nun von ihm wenden würde. Es ging aber Alles gut aus.

Als der gute Franz Wallner mit seiner Agnes noch ein Gastspiel-Reisender war, gastirte er 1852 im Frühjahre in Leipzig, und brachte das neue französische Drama: „Bajazzo und seine Familie" mit. Er spielte die tragische Stelle des Bajazzo Belphegor und fiel damit so ab, was ganz natürlich war, so daß das effectvolle Stück nur einmal gegeben werden konnte. Dennoch hatte er nach dem ersten Acte einen Riesenerfolg, den er . . . einem Studenten verdankte. Am Schlusse des ersten Actes entdeckt der Bajazzo, daß man ihm sein heißgeliebtes Kind geraubt hat, und nach einem furchtbaren Schmerzensausbruche wirft er sich auf die Knie, und seiner eigenen Sünden gedenkend, schlägt er an seine Brust, indem er die letzten Sätze des Vaterunser betet. Es hatte nun schon Kopfschütteln und Unruhe im Publicum verursacht, daß der „komische Franzl" im Affecte immer mehr in seinen Wiener Dialekt verfiel, als er aber sagte: „O Heer (Herr), vergieb uns unsere Schulden . . ." antwortete ein Student aus dem Parterre: „Wollte Gott, das würde wahr!" entstand ein solcher Ulkjubel, daß Franzl denselben für ächt haltend „Vorhang auf!" befahl und mit Dankesgesten sich vor dem tollachenden Publicum verneigte. Ich stand bei dem über die Eigenmächtigkeit Wallner's, den Vorhang aufziehen zu lassen, empörten Regisseur Bartels und lachte Thränen wie die anderen Mitspielenden auch, da trat aber Wallner wüthend auf mich zu, und schrie mich an: „Was lachst denn so dumm? Du bist mir wohl neidisch, weil ich Dir die schöne Stell'n vor der Nas'n z'erscht wegspüll'n thu'?!" —

Das Tollste von Regisseur-Weisheit erlebte ich an einem größeren norddeutschen Stadttheater bei Gelegenheit eines Gastspiels. Eine meiner Lieblingsrollen war der junge Foster in dem — leider verschwundenen — trefflichen Schauspiele „Gebrüder Foster oder das Glück und seine Launen". Als ich auf der Probe sagte: „Was kümmert mich der Lump von einem Lord-Maire (Lord Major)?" horchte der Oberregisseur (ein biederer, ehemaliger österreichischer Artillerie-Corporal) hoch auf. Als ich das Wort nun wiederholte, rief er mich zu sich an den Regietisch, und fragte mich: „Sö Herr Schultes, verstengen (verstehen) Sie die engellandische Sprach?" — Begierig zu hören, was da herauskommen würde, sagte ich ausweichend: „Was man so in's Haus braucht, freilich englisch sprechen kann ich nicht fertig!" „Na eben darum!" sagte der Treffliche, hielt mir das Buch vor, deutete auf den Namen „Lord Mayor" und erklärte mir: „Das a is im Englischen ä, das Ypsilan is tscheh und das o is e! Also heißt das Wurt nöt Mär, sundern einfach Mätscher,

Digitized by Google

und i bitt' schön, daß Sie's so richtig aussprechen." Ich that ihm zum allgemeinen Gaudium auf den Proben in etwas carikirter Form den Gefallen, und er nickte jedesmal wohlgefällig mit seinem edlen Haupt. Am Abend der Vorstellung sagte ich natürlich „Lord Maire", und vernahm mit innerlichem Lachen seinen Zornesausruf hinter der Scene: „Da plagt man sich mit so anen Rhinozoros ganz ummasunst!"

In Magdeburg war's, wo ich meine Geistesgegenwart auf eine merkwürdige Weise zeigte. Vor überfülltem Hause gab man ein Lustspiel „Liebe kann Alles," und ich hatte darin einen Husaren zu spielen, eine famose Naturburschenrolle. — Mitten im dritten Acte entstand auf den Straßen Feuerlärm, und es brannte ganz gehörig auf dem großen Marktplatze. Regisseur Rigeno, dem für seine Vorstellung bangte, sagte zu mir: „Wenn ich hinausgehe, und das Publicum beruhigen will, dann entsteht erst recht ein Aufruhr. Lieber Schultes, Sie besitzen Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart genug, um einen falschen Auftritt zu markieren, und Goppe und Fräulein Deny, die schon zum Fortlaufen von der Scene auf dem Sprunge stehen, zu beruhigen, und mit den beiden Spielenden auch das Publicum! Frisch! gehen Sie hinaus!"

Ich nahm mich, obwohl ich meiner nicht sehr sicher war, forsch zusammen und trat auf die Scene. Der Schauspieler Goppe, der meinen Rittmeister zu spielen hatte, ging rasch auf mich zu, und fragte mich mit einer gewissen Angst: „Was bringen Sie mir denn Gutes?" Ich schlug die Hacken zusammen und sagte geflügelt: „Herr Rittmeister, Sie sollen sich, wie Alle hier beruhigen. Es brennt bloß!" sofort machte ich Kehrt und maschierte ab. Ein Höllengelächter, das Goppe ausstieß, schallte hinter mir her, und Regisseur Rigeno meinte: „Dumm war's, aber das Lachen hat uns die Vorstellung gerettet, denn das Publicum stimmte mit ein, weil es glaubte, das sei ein gottsträflicher Witz, der zu dem Stücke gehört!"

Mein Vorgänger in Braunschweig, der alte Director Schütz, war, um dem Herzog Wilhelm einen Extra-Spaß machen, stark in Extempores. In „Rosenmüller und Finke" nahm er in seiner großen Scene mit dem alten Bloom stets zwei Pistolen aus seinen Rocktaschen und hielt die Mordgewehre dem Großkaufmann mit dem Extempore entgegen: „Wer Geld von mir haben will, den erschieß' ich!" Mit seinem tragischen Pathos und den wild rollenden Augen, war er so urkomisch, daß der Herzog immer das Signal zu einem argen Gelächter gab. In dem Ritter- und Geisterstücke „Die Teufelsmühle am Wienerberg" gab Schütz den Teufelsmüller, der eigentlich ein Ritter ist, der seine Frau ermordete und von deren Geist verfolgt wird. Schütz war nun mit einem Spitzbauche versehen, und sollte doch in einer Waldhöhle sitzend sagen: „Seit sieben Monaten nur von Wurzeln und Waldbeeren lebend, bin ich zu einem Gerippe geworden!" er fügte nun auf seinen Bauch schlagend hinzu, indem in's Publicum sprach: „Sie brauchen das aber nicht zu glauben!" natürlich folgte stets ein Heidengelächter. Zum Schlusse des Stückes muß der Teufelsmüller sein Leben in einen großen, aufgemauerten Brunnen enden, in den er den Leichnam seiner Frau geworfen hatte. Alle seine Schandthaten waren umsonst; denn der Geist seiner Frau rettete seine Opfer und machte seine bösen Anschläge zu nichte. Er soll aber doch nicht den elenden Tod des Verhungerns sterben, und die ewige Gnade sendet, als er zur Sühne in den Brunnen steigt, einen Blitzstrahl, der ihn rasch tödtet. Da erhob sich Schütz, der schon verschwunden war, wieder aus dem Brunnen, und sagte weinerlich: „Das kann nur mir allein passiren!" Die Wirkung kann sich Jeder denken.

Einmal passirte Schütz, der von sich selbst überzeugt war, wie — sagen wir einfach und bescheiden — „wie Gott am letzten Schöpfungstage," ein Vorkommniß, bei dem ihm der Verstand aus dem Häuschen gerieth. In der Première einer Posse von Ludwig Feldmann, ich glaube, sie heißt „Der Filz als Prasser," hatte der jugendliche Liebhaber L'Hamé einen Eisenbahnbeamten vorzustellen, der bei dem Aufgehen des Vorhanges im Gespräche mit Anderen an einem Wirthshaustische im Freien sitzt, und sollte das Stück mit dem Worten beginnen: „Na, da wäre ich wieder einmal glücklich hier angelangt!" L'Hamé war nun an diesem Tage von einem Freunde, welcher in der Nähe Braunschweigs ein Gut besaß, zum Mittagessen eingeladen. Es war schon halb sieben Uhr, die Vorstellung sollte angehen, aber L'Hamé war nicht zur Stelle, und der allwissende Theaterdiener Eckhardt suchte ihn vergebens in allen Kaffehäusern und Wirthschaften, wo er zu verkehren pflegte. Schütz war in Verzweiflung und rang die Hände, weil der Herzog fragen ließ: „Warum die Komödie nicht begänne?" Den Inspicienten Feuerstacke konnte Schütz in diesem Falle nicht zum Annonciren vor den Vorhang schicken, und so mußte er selbst in den sauren Apfel beißen und sagte mit seiner asthmatischen Stimme: „Ich erlaube mir anzuzeigen, daß der Schauspieler L'Hamé, welcher das neue Stück zu beginnen hat, seine Pflicht verletzte und nirgends zu finden ist. Ich habe nun den Inspicienten Feuerstacke beauftragt, die kleine Rolle aus dem Buche abzulesen, und bitte daher um gütige Entschuldigung." Unterdessen hatte sich der Inspizient die Eisenbahndienstmütze aufgestülpt und mit dem Buche an den Tisch gesetzt, um die Rolle abzulesen. Während Schütz unter ironischem „Bravo!" zurücktrat, und ehe er das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs gab, erst etwas verschnaufte, war L'Hamé, der querfeldein im tollsten Carrière ritt, im Theater angekommen, stürzte auf die Bühne, riß Feuerstacke die Dienstmütze herab, schleuderte den Perplexen hinter die Scene, setzte sich an dessen Stelle, und begann als der Vorhang in die Höhe ging: „Na, da wäre ich wieder einmal glücklich hier angelangt!" Erst war das Publicum, welches gespannt war, wie sich der Inspicient aus der Affaire ziehen würde, wie vor den Kopf geschlagen, dann brach es aber, der de- und wehmüthigen Ansprache Schützens gedenkend, in einen tollen Jubel aus, der dem Stücke das heiterste Prognostikon stellte. Schütz aber saß in seinem großen Lehnstuhle bei dem Vorhange, faltete seine Hände über dem Bäuchlein und murmelte ingrimmig die oft gesprochenen letzten Worte des Teufelsmüllers: „Das kann nur mir allein passiren! Aber der Kerl soll's theuer bezahlen!" Der „Kerl" bezahlte es aber nicht theuer; denn als dem Herzog Wilhelm der förmliche Todesritt L'Hamé's erzählt wurde, schenkte er ihm die Geldstrafe.

Ein paar Hendrichs-Abenteuer mögen hier stehen, die unvergessen zu sein beanspruchen. — In „Isidor und Olga" von Raupach spielte Hermann Hendrichs den Fürsten und Dessoir den Kosaken Kaluga. Beide Künstler liebten sich nicht, und manches hitzige Wortgefecht fand zwischen ihnen statt. Nun sollte in diesem Stücke Dessoir auf ein Klingelzeichen von Hendrichs die Scene betreten. Das erschien Dessoir in seinem unbändigen Künstlerstolze zu „bedientenhaft", und er ersuchte Hendrichs, das Klingeln zu unterlassen und ihn zu rufen. Natürlich sagte Hendrichs mit Freude: „Nein! Ich klingle, wie Raupach es vorschreibt." Als am Abende Hendrichs nach der Klingel greifen will, die er sich „so groß als möglich" vom Requisiteur ausgebeten hatte, ist dieselbe verschwunden, und wohl oder übel mußte er den Kosaken rufen. Im Zwischenacte fährt Hendrichs den verschmitzt lächelnden Dessoir wüthend ob dieses Streiches an, und stolz entgegnet der Andere: „Dessoir kommt nie auf der Klingel!" Se non è vero è ben trovato.

Der sonst ganz tüchtige Schauspieler Jerrmann, der aber am Hoftheater in Berlin in zweiter Reihe stand, drängte sich stets über Gebühr vor, wenn er eine größere Rolle hatte. Hendrichs, der einen geraden Charakter hatte, sagte einmal dem Collegen über sein Gebahren ganz offen die Meinung

Digitized by Google

vor den anderen Mitgliedern, und Jerrmann sann auf Rache. In Schiller's „Tell" hatte nun Hendrichs nach der Apfelschußscene einen großen, stets bejubelten Moment, wenn er seinen Jungen, der ihm entgegen eilt, mit ausgebreiteten Armen auffängt, hoch empor hebt und dann mit dem Kinde in den Armen, einen Seufzer ausstoßend, zusammenbricht. Schon war Alles bei der nächsten Aufführung des Tell auf diesen großartigen Moment gespannt, da trat Jerrmann, welcher den Walter Fürst spielte, vor, riß den Knaben an sich, und imitirte genau das Spiel Hendrichs, der vor Wuth bebend mit offenem Munde Jerrmann's Gebahren sich ansah, das noch dazu von dem Beifalle der Gallerie begleitet wurde. Nach dem Acte packt Hendrichs, der eine anständige Muskelkraft hatte, den dürren Jerrmann, schüttelt ihn wie einen Zwetschenbaum und schreit: „Wie können Sie Halunke sich unterstehen, mir meinen Effect zu stehlen? Bin ich der Vater des Jungen oder Sie?" und Jerrmann entgegnet grinsend: „Was wollen Se? Bin ich doch von's Kind der Großvater!"

Einen ziemlich starken Witz auf der Bühne hat sich der Bassist Draxler mit seiner gleichberühmten Collegin Stöckl-Heinfetter erlaubt, die eines sehr reichen Kindersegens genoß. Die leichtlebigen Wiener bejubelten den Schlager, der eigentlich doppelt traf. Im zweiten Akte der Bellini'schen „Norma" ist das große Duett zwischen dem Vater der Norma und dieser, dem sie erklärt, mit ihrem Gatten Sever, der als Opfer von den Druiden ausersehen ist, auf dem flammenden Holzstoße sterben zu wollen. Norma hat zwei Kinder von Sever und empfiehlt sie als Sterbende ihrem Vater mit den Worten: „O Vater, ich bin Mutter!" Nun hat Orovist zu singen: „Was sagst Du?" aber Draxler sang mit hochgezogenen Augenbrauen: „Schon wieder?" und der Jubel war fertig. —

Auch der populäre Bassist Jean Thelen, ein echter „Kölner Jong", der eine Stimmzierde des Braunschweiger Hoftheaters war, erlaubte sich in hochernster Situation auf der Bühne einen Witz, der einem Anderen sehr übel vermerkt worden wäre, bei dem geliebten Jean aber allgemeinste Heiterkeit erweckte. In Mozart's „Zauberflöte" fragt Sarastro die beiden Priester nach den Charaktereigenschaften des Tamino. Sarastro fragt unter Anderem: „Besitzt er Tugend?" worauf die Antwort folgt: „Tugend!" dann: „Weisheit?" prompt klingt es: „Weisheit ꝛc ꝛc. Als nun die Reihe fertig war, winkte Sarastro-Thelen die beiden Priester näher zu sich heran, und hocherstaunt leisteten sie dem Winke Folge, da sie nicht ahnten, was noch kommen könnte. Thelen aber fragte mit halber Stimme: „Hat er Geld?" Mit offenem Munde starrten die beiden Sänger ihren Meister an, der trotz des Hallohs im Publicum seine würdevolle Ruhe keinen Augenblick verlor.

Eine ganz tolle Entgleisung widerfuhr meinem lieben alten Freunde Carl Devrient in einer Vorstellung des „Nathan" am Hoftheater in Hannover Anfangs der Sechziger Jahre. Da unsere Braunschweiger Theaterferien früher begannen als die in Hannover, war ich mit Weib und Kind zum Besuche bei meinem Schwiegervater Hallenstein. Tagtäglich fanden Carl Devrient, Hermann Müller und ich uns zum Weinfrühschoppen in der Drei Männer-Weinkneipe zusammen, wo wir uns an leichtem Mosel erlabten. Zu dritt machten wir auch an dem Tage, an dem der oft gegebene Nathan aufgeführt werden sollte, einen Nachmittags-Spaziergang in die Eilenriede. Auf dem Rückwege — wir hatten viel geschwatzt und auch alte Theateranecdoten, worunter viele nicht erzählbare Entgleisungen waren, frisch aufgewärmt — kehrten wir, um die Kehlen mit einer Tasse Kaffee anzufeuchten, im Neuen Hause ein. Damals war von den prachtvollen Straßenzügen, Schiffgraben und Königsstraße, noch keine Spur vorhanden, und man sah von dem Neuen Hause aus über Wiesen und Felder hinweg das Neue Hoftheater in anscheinend greifbarer Nähe liegen. Auf einmal sagte Carl Devrient auf seine Uhr sehend: „Donner und Doria! es ist schon halb sechs, wir müssen uns sputen ins Theater zu kommen!" „Das ist ja nur ein Katzensprung!" meinte Müller. „Jawohl, für Ihre langen Beine, die noch jung sind, aber meine alten Knochen werden den scheußlich holperigen Weg wohl spüren!" Wir kamen denn fast athemlos knapp um 6 Uhr zum Theater, und Devrient sagte noch beim Abschiede zu mir: „Wenn ich nur heut' Abend nicht einschlafe!" Müller, der den Klosterbruder zu spielen hatte, nahm Devrient unter den Arm, und mit möglichster Schnelle stiegen Beide die steile Steintreppe zum Eingang hinauf. Ein kleines, aber geistig um so feineres Auditorium lauschte Lessing's unsterblichem Meisterwerke, das hier wirklich zu einer klassischen Aufführung gelangte. Im Monologe des Nathan vor der Erzählung von den drei Ringen, merkte ich, daß Devrient wirklich mit einer starken Ermüdung kämpfte, und als Saladin wieder auftritt, raffte sich Devrient zusammen und begann in seinem eigenthümlich nasalen, aber doch schönen Tone: „Es lebt ein Mann im fernen Osten . . ." aber je weiter er kam, desto schläfriger wurde er, und als Saladin dazwischen sprach „Gewiß! doch weiter!" sagte zu meinem Entsetzen Devrient:

„So kam dann dieser Sohn, von Ring zu Ring,
Auf einen Vater endlich von drei Ringen . . . ."

Auf einen leisen Zuruf des Souffleurs wurde Devrient vollkommen wach gerüttelt, und mit der Ruhe, die ihn nie verließ, sagte er:

„Verzeihe, Sultan, daß ich mich versprach . . .
So kam dann dieser Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen . . ."

Meisterhaft beendete er die Erzählung, so daß riesiger Beifall erschallte. Er sagte mir nach der Vorstellung: „Wenn mir das Versprechen nicht passirt wäre, so — hol' mich der Kuckuck — glaube ich, daß ich stehend eingeschlafen wäre. Von dem Moment ab, als mir der Souffleur zurief: „Um Gotteswillen: Sohn, Sohn nicht Ring! war ich mit einem Schlage so frisch, als käme ich aus kaltem Bade!"

Weil wir gerade bei Hannover sind, will ich ein Theaterabenteuer erzählen, welches mir mit dem blinden Könige Georg V. passirte, das wohl zu dem Allerseltsamsten gehört, was ich in meiner langen Künstlerlaufbahn erlebte. Im Jahre 1862 gaben wir in Braunschweig zum Geburtstage des Herzogs Wilhelm ein Schauspiel von Franz Nissel „Heinrich der Löwe" zum ersten Mal. Der Herzog, der sonst seine Geburtstage fern von Braunschweig, meist in Blankenburg, zuzubringen pflegte, da er seit 1848 einen Haß auf die Stadt hatte, mußte dieses Mal wohl zu Hause bleiben, da sich König Georg zum höchst seltenen Besuche angemeldet hatte. Der Tyroler Hüne Anton Feltscher spielte den „Löwen" und ich war sein vertrauter Freund Georg Truchseß, der gleichsam den getreuen Ekardt im Stücke spielte. In der vorletzten Scene des Schauspiels fleht Truchseß den Heinrich an, er möge nicht vom Kaiser sich abwenden und unberechenbares Unglück auf sich und sein ganzes Haus heraufbeschwören. Heinrich weist den treuen Freund von sich, und als dieser von seiner Bitte nicht abläßt und vor dem Löwen einen Kniefall thut, wird der Uebermüthige rasend und erschlägt den Freund mit seiner Streitaxt. Kaum sank ich mit einem Todesschrei zu Boden, sprang König Georg, der in der großen Prosceniumsloge des ersten Ranges auf der rechten Seite saß, mit dem lauten Ausruf in die Höhe: „Abscheulich! Unwahr! Das hat nie ein Welfe gethan, am Wenigsten der Löwe!" und auf den Arm seines Adjutanten gestützt, stürmte er aus der Loge. Das Publicum war consternirt, und die Personen des ersten Ranges erhoben sich, um die Logen ebenfalls zu verlassen. Mit Noth und Mühe wurde das Stück zu Ende gespielt. Das Schönste kam aber noch nach. In aller Eile wurde auf Befehl des

Digitized by Google

Königs Georg die Todtschlagscene gestrichen, Feltscher und ich bekamen ein paar andere Worte zu sprechen, die wie die Faust auf das Auge paßten; denn der Schluß des Stückes war nun widersinnig geworden. Wer „das Verbrechen auf Befehl“ an dem Dichter beging, ist niemals bekannt geworden. Das Stück mußte aber anderen Abends wiedergegeben werden, und der König kam wieder in's Theater. Als nun in der neuen Scene der Freundschafts-Redekampf zwischen dem Löwen und dem Truchseß kam, beugte sich der König weit über die Brüstung der Loge, und als Feltscher, statt mich todtzuschlagen, mich mit Dankesworten an die Brust drückte, rief der König laut: „Bravo, bravo!“ und gab selbst das Zeichen zum Applaus, der nun wie ein Orkan das Theater durchbrauste. Herzog Wilhelm aber ließ das Stück nie wieder geben!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Cravatte.

Von Jean Aicard.

Ich kam arm, sehr arm nach Paris. Ich wollte wie so viele Andere, dort Geld und Ruhm finden. Ich war zwanzig Jahre alt. Ich wollte ein großer Maler werden. In Erwartung der Berühmtheit und des Geldes, das ich Beides heute erreicht habe, frühstückte und dinirte ich — von Nichts. Und ich hatte sogar noch beim Bäcker Credit!

Ich hatte in meinem kleinen Städtchen meine Mutter und meine Schwester zurückgelassen, die kaum genug zum Leben hatten. Was mich betrifft, so weiß ich wirklich nicht mehr, wie ich es fertig brachte, so weiter zu existiren. Nein, je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich es mir erklären. Ach, die Jugend, die Jugend, das ist der allmächtige Talisman, die treibende Kraft, der einzige Zauber! Ich war jung. Die Hoffnung jagte mir, oft ohne jeden Anlaß, Ströme frischen Blutes in mein Herz, die mich schwindeln machten. Später hat selbst der greifbare Erfolg mir jene glücklichen Minuten nicht wiedergeben können, in denen man das Leben so tief und bewegt in sich pulsiren und strömen fühlt. So lebte ich denn, ärmer als Hiob, aber reicher als Crösus. Ein braver Krämer aus meiner Heimath schrieb mir in verbindlichen Ausdrücken, ich solle ihm die Copie eines Teniers anfertigen. Sofort begab ich mich voll Eifers in den Louvre, und vom ersten Tage an ging die Arbeit gut vorwärts. Es war außer Zweifel, daß sie mir gut bezahlt würde. Das allein hätte genügt, mich im Schaffen anzuspornen, aber schon die Luft an dem Bilde, das ich mir zum Copiren ausgewählt, trieb mich an, gut und schnell zu arbeiten. O, so ein Teniers! Was für Freude machten mir diese wohlgemästeten, lächelnden, selbstzufriedenen Trinker, die so behäbig ihre Trinkkrüge anlächeln! Kein Gefühl des Neides erwachte in mir bei ihrem Anblick, durchaus nicht! Ich fand, daß sie Recht hatten, diese Trinker, und hätte ich mich dem unruhigen Leben in Paris entreißen können, den Aufregungen unserer Zeit, dem Lärm unserer Straßen, allen unseren modernen Sorgen, ich hätte es wahrlich ebenso gemacht wie jene und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit ihnen getrunken und hätte selig wie ein Kind den vollen und leeren Trinkgefäßen zugelächelt.

Ich begab mich eines Morgens mit etwas Verspätung in den Louvre, es war meine dritte Sitzung, und wollte schon die Treppe hinaufsteigen, als der grün- und goldgarnirte Portier mir plötzlich ein Zeichen machte, indem er sich mit einer nervösen und raschen Handbewegung nach dem Halse fuhr. Ich habe eine solche Geste nur noch auf der Bühne gesehen, bei Don Cäsar von Basan, wenn man ihm ankündigt, daß er gehängt werden sollte. Der Darsteller hatte eine besondere Art sich mit der Hand an den Hals zu fassen, als fühle er schon dort die Berührung des verhängnißvollen Stranges ... es machte sich sehr schauerlich. Dieselbe Bewegung machte der Portier. Ich sah ihn verblüfft an, dann blickte ich ringsum ... nichts, außer einer jungen Dame, die aber oben auf der steilen Treppe vom Portier noch nicht gesehen wurde. Niemand sonst. Offenbar war ich es also, an den jene tragische Geste gerichtet war. Ich schickte mich trotzdem an, da ich nichts davon begriff, weiter zu gehen und war in der That schon drei Stufen gestiegen, als der schreckliche Ruf hinter mir ertönte: „Mein Herr! — Ihre Cravatte!“

Jetzt machte auch ich unbewußt dieselbe Geste wie Don Cäsar von Basan und fuhr mit einer ängstlichen Handbewegung nach meinem Halse ... Ja, ich hatte meine Cravatte verloren! O, lachen Sie nicht! Mir war nicht lächerlich zu Muthe. Meine einzige Cravatte! Es war eines jener Schleifchen zu 15 Sous, welche durch ein Gummibändchen an dem Kragen befestigt werden. Fünf Minuten vor meiner Ankunft im Hofe des Louvre, hatte ich mich noch wohlgefällig in dem Spiegel eines Schaufensters betrachtet und hatte dabei die Schleife zurecht gerückt. Jetzt, hatte ich sie nicht mehr, ich hatte sie verloren!

„Der Eintritt ohne Cravatte ist verboten!“ sagte der Thürhüter streng. Ein abgetragener Anzug macht ja immer jeden Diener unverschämt.

In diesem Moment rauschte die Dame, welche mittlerweile die Treppe herabgestiegen war, dicht an mir vorüber. Ich fühlte mich roth und blaß werden. Und indem ich das Gesicht des Portiers anstarrte und so der schönen Besucherin den Rücken kehrte, bemerkte ich, wie mich im Vorübergehen ihr seidenes Kleid streifte. Ich wandte mich halb um — o, die schöne blaue Schleife! das war der Gedanke, der mir durch den Sinn fuhr, als mein Blick, gegen meinen Willen, einen Moment am Halse der jungen Dame haftete.

So blieb ich, eine Zeit lang, wie festgenagelt stehen. Der Thürhüter weidete sich an meiner Verlegenheit. Glücklicher Subalterner! In dieser Minute dominirte er und genoß das süße Gefühl der Autoriät. Ein Polizist, der Sie zur Ordnung ruft oder Sie arretirt (besonders wenn er in Ihnen einen Mann von höherer Bildung vermuthet) empfindet dieselbe große Freude. Und dasselbe empfand ein Cäsar oder Napoleon, wenn er die Völker und die Ideen brutalisirte. Und es muß eine große Wollust darin liegen, wenn es zu den größten Thaten und zu den größten Verbrechen anspornen kann.

Ich blieb also ganz verblüfft in dem Anblick des würdigen Thürhüters versunken stehen. Wie viel Gedanken durchkreuzten in jener Secunde mein Hirn! Und wie traurig und trostlos waren sie! In der That, nein, ich konnte mich auf keinen Gegenstand meiner Garderobe besinnen, der einer Cravatte ähnlich gesehen hätte Und keinen Sou in der Tasche und auch nichts zu Hause! An wen mich wenden? Ich war frisch aus der Provinz gekommen und kannte Niemand. Kein Ausweg! Und, dort oben, auf meinem Bilde, erwarteten mich die Trinker, welche lustig ihren Humpen zulächelten!

Ich trat aus dem Vorhaus in's Freie. Der Wind hatte sich im Hofraum verfangen und wirbelte dort umher. Ich ließ mich von ihm vorwärts drängen. So gelangte ich in den Hof des Louvre, welchen die Passanten, die es eilig haben, alle Ecken vermeidend, quer durchschreiten. Da — fühle ich instinctiv, ohne es deutlich zu hören, daß Jemand mir folgte. Ich hatte die unklare Empfindung, eine Ahnung, daß es eine Frau sein müsse und zwar dieselbe, welche die Treppe herabgekommen war, als mir mein Mißgeschick passirte. Weßhalb ist sie noch hier und was sucht sie? Hatte ich mich nicht absichtlich einige Minuten länger den Blicken des Portiers ausgesetzt, um den ihrigen nicht zu begegnen und ihr Zeit zu lassen sich zu entfernen? ... Verdammte Neugierde!

Sie war es in der That; sie ging an mir vorbei, mich verstohlen von der Seite betrachtend, in reizender Verlegenheit. Sie schien verwirrt, bewegt. Das sanfte Auge voller Güte schimmerte jetzt seltsam in feuchtem Glanz ... Halt! sag' ich mir, sie hat nicht mehr das hübsche blaue Band! Ihre beiden Händchen staken in einem kleinen Muff ... da ... als sie an mir vorbeiging ... wie war es gekommen? Mit welcher Grazie hatte sie das Unbequeme ihrer Handlungsweise zu verdecken gewußt, durch welchen Zauber, wie, wie war das Alles gekommen? Ich weiß es nicht, aber eines ihrer Händchen war kaum aus dem Muff geschlüpft, als schon ein blaues an den beiden Enden mit Spitzen besetztes Bändchen in meine Hand hinein gezaubert war!

„Das Entrée-Billet!“ sagte sie.

Als ich das Wort verstanden hatte, war sie schon weit fort. Sie fragen mich, ob ich ihr folgte? — Ich dachte nicht daran. Konnte ich doch jetzt zu den Trinkern von Teniers zurückkehren, die sich da ohne mich vergnügten! Ob ich auch so in blauer, spitzenbesetzter Cravatte hinging? Aber natürlich, frischweg und ohne falsches Schamgefühl! Und nicht ohne Stolz betrachtete ich den strengen Thürhüter im Vorbeigehen ...

Sie werden mich vielleicht fragen, ob ich sie, diese schöne Unbekannte, nicht eines Tages irgendwo wiedergesehen habe: im Seebad, im Theater, irgendwo in der Gesellschaft? — Nirgends. Ich habe sie nie wiedergesehen.

„Aber die Geschichte ist doch noch nicht zu Ende?“

Ich bin Maler, meine Herren, und ich verstehe keinen Schluß für meine Geschichten zu — erfinden.

Aus der Hauptstadt.

Der Posaunenkönig.

Die Posaune ist ein schwierig zu behandelndes Instrument. Man muß zugeben, sie schallt gewaltig, und ihre dröhnende Stimme erstickt allen anderen Klang und Sang ringsum. Aber es liegt in ihrer berechtigten Eigenart, daß sie gewisse Noten nicht ganz rein herausbringt, und daß es krampfiger Anstrengungen des Bläsers bedarf, wenn er liebliche Passagen, Compositionen idyllischen Inhalts wiedergeben will. Der Posaune kriegerisches Naturell sträubt sich gegen solche Vergewaltigung,

Digitized by Google

und sie liebt es, den Künstler, der ihre Seele schändet, zum Entgelt dafür lächerlich zu machen. Niemals wird deßhalb der gewöhnliche, gut erzogene und kaltblütige Posaunist Charakterlosigkeiten von ihr verlangen und die lärmende Siegeskünderin zur flötenden Schalmei herabzuwürdigen versuchen. Die das thun, stehen außerhalb der bedachtsamen Gilde und nennen sich, um selbst den Unterschied zu markiren, bei ihren Wanderungen durch das Land und ihren befremdlichen Kunstübungen Posaunenkönige. Sie lassen dabei die Frage unbeantwortet, ob sie Könige über die Posaune sind, oder ob die Posaune sie beherrscht.

Ihre ausschweifenden Kunstübungen haben allerdings mancherlei Anlaß und innere Erklärung. Das Publicum vergöttert heutzutage die Posaune und streut den Virtuosen massenhaft Lorbeer, zumal dies köstliche Grün Dank unseren Handelsabmachungen mit Italien in den Markthallen überall billig zu haben ist. Ruhelos durchdonnert Posaunenklang die Welt. Wir sehen, daß alle rasch emporgekommenen Künstler Posaunisten sind. Nur jene Staatsmänner, die sich auf das große Blasrohr verstehen, haben Erfolg. Die feineren Stimmchen zart gebauter Talente verhallen in dem rhythmischen Radau der Posaunenmänner. Was ihr nicht die großen Tuten in's Ohr gellen, das glaubt die Menge nicht, oder das überhört sie von vornherein. Darum haben sich allmälig die Redner des Marktes, hohe und niedere, an den Gebrauch der Posaune gewöhnt. Ein Geschmetter und ein Gegell ohne Gleichen durchheult den Tag. Und es wächst fortwährend, weil sich Jeder zur Geltung bringen will. Denn seitdem nicht mehr Begabung, sondern gute Lungen Vorbedingung und Garantie für glänzende Laufbahnen geworden sind, seitdem muß Eins immer darnach trachten, das Andere zu überschreien. Früher, in der nun sagenhaft gewordenen Zeit des Ewigen aus dem Sachsenwalde, maß die Welt den Staatsmann an der Geistesfülle und Größe seiner Thaten; heute genügt eine von widrigen Gemeinplätzen wimmelnde, aber mit Stentors Stimme herausgebrüllte Rede, um ihn für die Monate, während welcher er Lucanus trotzt, unsterblich zu machen. Feinen Ohren heißt all' der Posaunentumult freilich doch keine Musik, aber welche Bedeutung haben sie, wenn die Musik nach dem Geräusche gewerthet wird, das sie verursacht, und die Ohren nach ihrer Länge?

So unumschränkt gebietet die Posaune in den Concerten, daß auch gekrönte Häupter anfangen, sich ihrer zu bedienen. Sich ihrer zu bedienen selbst da, wo sie stillos wirkt. Wer glaubt es dem Niccolo Macchiavell noch, daß stille Stetigkeit, thätiges Schweigen die Kunst der Könige ist? Die Posaunenbläser würden die Staatsweisheit des Cinquecento verlachen, wenn sie sie könnten. Europa wird durch helle Fanfaren in ständiger Erregung erhalten. Noch nie ist zwar dem Donner, der majestätisch einhertobt, der Blitz gefolgt, aber seinen Urhebern genügt auch der rollende Theatereffect. Und ihr Beispiel scheint unwiderstehlich. Selbst die Zurückhaltenden, die Bescheidenen und Unsicheren, die gar kein Posaunengenie in sich haben, verspüren plötzlich brennende Gier nach dem gleißenden Instrument, und wie das so Schülerweise ist, wenden sie es an thunlich unpassender Stelle an. Auch fehlt ihnen die kluge Kunst des Meisters, der sich so zu postiren weiß, daß das Publicum seine Gesichtsverzerrungen und die oft komisch wirkende Handhabung des großen Blasrohres nicht sieht, eine Handhabung, die doch nöthig ist, wenn man der Posaune ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach fremde Töne entlocken will.

Die Friedensmanifestation des jungen Zaren Nicolaus ist nicht ohne Bedacht zu einem Zeitpunkte erfolgt, wo der im Sarge lag, dessen erlösendes Wort die allgemeine Verblüffung über das unerwartete Musikstück in helles, befreiendes Gelächter verwandelt hätte. Ernsthaft befaßte sich der Continent mit der dröhnenden Curiosität, ernsthaft und dithyrambisch priesen seine Zeitungen den neuerstandenen Friedensfürsten. Daß er die denkbar ungeeignetste Form gewählt hatte, seinen angeblichen Wünschen Erfüllung zu sichern, daß die Abrüstungsidee noch vor ihrer Geburt zum Tode verurtheilt worden war durch die jahrmarktshafte Art ihrer Propagirung. das störte die Bewunderer nicht, sondern brachte sie erst in die rechte Stimmung. Posaunenecho kann nur die Posaune erzeugen. Allerdings hätte, wer dem hohen und heiligen, doch ach, so spinnewebzarten Gedanken vom Weltfrieden in ehrlicher Liebe zugethan ist, wissen müssen, daß hier wie nirgend sonst ängstliche Behutsamkeit, sachtes, sachtes Vorgehen am Platze gewesen wäre. Im stillen Kämmerlein hätten die europäischen Cabinette zunächst die Daseins-Möglichkeit, Für und Wider des holdseligen Traumes erwägen, dann hätten vorsichtig die Besten der Völker, ihre Führer und Berather dafür erwärmt werden müssen. Nur im Schleier des Geheimnisses, geschützt vor jeder rauhen Berührung, unendlich langsam nur wachsen so zarte Kinder. Statt dessen stellte man die gebrechliche Frühgeburt auf offenem Markte unter Wind und Regen allem Volke zur Schau. Und die Posaunen klangen, als gälte es Jericho's Mauern zum zweiten Male umzuwerfen und den Beweis zu führen, daß alle kriegerischen Uebungen und Eroberungen in Zukunft durch Josuas unblutiges Mittel vollzogen werden könnten, der Abrüstung also auch in dieser Beziehung nichts mehr im Wege stehe.

Daß es in Deutschland einen verständigen, oder sagen wir sogar, auch nur einen schreibenden Menschen gegeben hat, der ehrlich an die Durchführbarkeit des Zarenvorschlages glaubte, das wollen wir zum Ruhme des germanischen Intellectes nicht annehmen. Forderte schon die abgenutzte Congreßidee den Satiriker heraus, und der lustige Umstand, daß sie in der wunnigen Jahreszeit der Kegel-, Scat- und Ansichtspostkartensammlungs-Congresse auftauchte, so entsprach die Begründung des menschenfreundlichen Planes noch in weit höherem Grade den Bedürfnissen der Humoristen. Es hätte genügt, darauf hinzuweisen, daß ein solcher Antrag nicht ausgehen durfte von dem einzigen, wirklich ländergierigen Staate Europas, der Tag für Tag sein Areal um ein paar Riesen-Hände voll Quadratkilometer vergrößert, der unersättlich tausendmal mehr verschlingt, als er verdauen kann, und der, um seine asiatischen Bestrebungen durchzuführen, nothgedrungen den Weltkrieg entzünden muß. Seit Bismarck's Hirn nicht mehr die Geschicke der Erde zum Besten lenkt, hat Rußland die Hegemonie an sich gerissen und fast unaufhörlich durch sein Verhalten in zwei Welttheilen den Frieden gefährdet. Man braucht also nicht weitläufig die Gründe auszukramen, die den Abrüstungsantrag für Deutschland unannehmbar machen; der ihn gestellt hat, hat ihm dadurch auch das Urtheil gesprochen. Scheitert der Abrüstungscongreß, was ganz selbstverständlich ist, so führt er naturgemäß zu einer beträchtlichen Verschärfung der bestehenden Gegensätze. Die Frage des Frankfurter Friedens wird angeschnitten, die chinesische Frage erörtert werden. Unsere Stellung in Kiautschau zwischen zwei Puffern ist ebenso undankbar wie gefährlich. Unter diesen Umständen muß es als ein Glück gelten, daß die Franzosen den Dreyfus haben und jetzt, im Anblick der bodenlosen Verlumptheit ihrer Feldobristen, an keine Revision der Ost-Grenze denken können. Trotz alledem wird durch die bloße, breitspurige Erörterung der internationalen Schwierigkeiten, wie sie der Congreß zweifellos mit sich bringt und worauf er sich zuversichtlich beschränkt, ohne Noth eine ungemein bedrohliche Lage geschaffen. Man spielt diplomatisch mit dem Leitungs-Knopfe und weiß, daß ein leiser Druck genügt, den zündenden Funken auszulösen, die Explosion herbeizuführen.

Die Berather des Zaren Nicolaus sind sich vollkommen klar gewesen über die furchtbare Verantwortung, die sie mit ihrem sensationellen Schritte auf sich nahmen, und sie haben in bewußter Absicht gehandelt. Trotz 1877 glauben sie fest an die Legende von Rußlands Allmacht, seiner Schiedsrichterschaft über Europa, die es Krieg und Frieden in den Falten seiner Toya tragen läßt. Und die neue Diplomatie hat im Bunde mit der riesenhaften inneren Entwickelung des Zarenreiches alles gethan, die russischen Staatsmänner in diesem Glauben zu bestärken. Ihnen dauert die jetzige Friedensperiode, die immer noch Unklarheiten über die Kraftquote der einzelnen Länder zuläßt, schon viel zu lange; sie sind erzbereit, oder wähnen es zu sein, und möchten die Entscheidung, die ja einmal fallen muß, beschleunigen. Frankreichs Beistand ist ihnen sicher, und dadurch hoffen sie Deutschland im Zaum halten zu können, bis die Abrechnung mit England entschieden, der letzte Kampf um die Weltherrschaft beendet ist. Zar Nicolaus wäre für diese halsbrecherische und tollkühne Politik nicht zu haben gewesen. Er schrickt vor ihrem Blutgeruch zurück, und seine Augen tragen nicht so weit, daß sie das Ziel, daß sie den Weg dahin klar überblicken könnten. Aber seine Madame Sonja hatte recht, da sie ihn in lustiger Caricatur als das Baby-Püppchen darstellte, das aus jeder geschickt dargereichten Saugflasche mit heißer Inbrunst trinkt. Es gelüstete den Herrn Rußlands danach, auch einmal die ganze, weite Welt anbetend, in starrer Bewunderung zu seinen Füßen liegen zu sehen. Er wollte auch einmal als der Herrscher von Geistes Gnaden erscheinen, auch einmal in Feuerwerksbeleuchtung imponierend dastehen, ein Romantiker, ein Dichterfürst auf dem Throne. Und da fiel es Herrn Murawieff nicht schwer, ihm die Posaune zu reichen.

Kaiser Probus hatte einmal befohlen, daß die Waffen ruhen, die Völker keine Kriegssteuern mehr zahlen sollten. Die Völker aber begehrten gegen den sieggekrönten Phantasten auf, und die eigenen Soldaten erschlugen den Feldherrn, der sie in zwanzig Schlachten zum Triumphe geführt hatte, ehe er ein überirdisch lächelnder Träumer ward. Die moderne Welt vermag der Bewaffnung und der heilsamen Soldatenzucht noch weniger zu entbehren als irgend ein vergangenes Jahrhundert. Deutschland verfaulte körperlich ohne sein Heer. Wenn unsere Regierenden den unbeschreiblichen Congreß beschicken, dem der Aristophanes vielleicht schon geboren ist, dann werden sie gewiß alle schuldige Rücksicht nehmen auf den gekrönten Musiker, der ihn einberufen hat, aber sie werden auch, hoffen wir, in Bismarck'scher Klarheit und Kühle, darauf hinweisen, daß ein Fünfzigmillionen-Volk deßhalb nicht Selbstmord verüben darf, weil ein posaunenfreundlicher Augustuler in schwärmerischer Naivetät und des wirkungsvolleren Abschlusses seines Vortrages wegen zu solcher That bereit ist.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Ottilie." Schauspiel in 4 Akten von Friedrich Gustav Triesch (Neues Theater). — „Eheliche Liebe." Schauspiel in 3 Akten von Georg v. Ompteda (Lessingtheater). — „Eifersucht." Lustspiel in 3 Akten von Alexandre Bisson und Ad. Leclerq (Residenztheater). — „Das Paradies der Frauen." Ausstattungsposse mit Musik und Tanz von Julius Freund u. Einödshofer (Metropol-Theater).

Fünf Premièren an einem Abend, und mitten hinein die Nachricht von der fluchwürdigen Mordthat eines feigen Anarchisten, verübt an der leidenden alten Kaiserin des verbündeten Nachbarstaates — das ist etwas viel für moderne Nerven. Aber auch ohne diese welt-

Digitized by Google

geschichtliche Sensation, welche alle Aufmerksamkeit von der Bühne abzulenken drohte, würden es die drei neuen Stücke von Triesch, Ompteda und Bisson doch zu keinem rechten Erfolge gebracht haben. Triesch, seines Zeichens k. k. Beamter oder Bankangestellter, wenn wir nicht irren, ist ein sehr fruchtbarer Dramatiker, sogar zweimal preisgekrönt, der Typus eines Preisdichters à la Nissel, Girndt, Elise Henle ꝛc., für die der errungene Preis eine sichere Entschädigung für den nachfolgenden ebenso sicheren Durchfall bedeutet. „Ottilie" ist aus einem Hamburger Ausschreiben siegreich hervorgegangen, und auch hier hat das Publicum das Urtheil der Richter umgestoßen und ausgelacht. Schon daß das Stück sechs oder sieben Jahre brauchte, um den Weg auf eine Berliner Bühne zu finden, spricht wenig für seine Güte, noch weniger vielleicht, daß die neue Frau Directorin Butze-Beermann sofort danach griff, denn schon ihre erste Novität zeugt nicht für ihre Urtheilsfähigkeit. Ein „starkes" Stück würde Laube es nennen, worunter er aber nicht starkes Talent, sondern starke Effecte verstand, so etwas wie ein Philippi oder ein nachgemachter jüngerer Dumas oder Girardin. „Die Schuld einer Frau" könnte man es gleichfalls nennen: der Ehebruch einer Mutter, nach bewährten Mustern erst vom Sohne, dann vom Gatten entdeckt, Alles peinlich und unerquicklich, der Schauplatz statt der Welt das Theater, verworren, aufgeregt und unwahr. Ein Urtheil über die Truppe des neuen „Familientheaters" versparen wir uns auf die dritte Novität, die bereits für diese Woche angekündigt ist.

Der königl. sächsische Premierlieutenant a. D. und Baron ist ein Maupassant-Imitator, ganz wie der übrigens viel weniger begabte Heinz Tovote. Wir haben von ihm Gedichte, Skizzen, Novellen und Romane — auch eine ziemlich schlechte Uebersetzung Maupassant's —, aber eine entschiedene Eigenart macht sich nur in ein paar kecken Schilderungen aus seiner Cavalleristenzeit („Unser Regiment") bemerkbar. Sein geliebter Franzose klingt auch in seinem Stück überall an, in den Wendungen des Dialogs, in der Charakteristik, wie in der Handlung. Wenn diese einmal stockt, was ziemlich oft vorkommt, oder wenn er absolut nicht weiter kann und auch kein Maupassant ihm mehr aus der Klemme hilft, dann erinnert er sich jedoch daran, daß er auch den Magus des Nordens, Ibsen, in sich aufgenommen hat, dessen dunkle Dialectik von den sittlichen Forderungen die schwierigsten Probleme zu lösen oder mindestens zu verschleiern vermag. Der arme Guy würde über diese brouillards du nord seines sonst überzeugten Schülers gewiß den Kopf schütteln. Ein Verdienst hat die Arbeit: sie erklärt der romantischen und urväterlichen Anschauung, daß man nur aus Liebe heirathen solle und daß Geldehen etwas Unsauberes wären, den Krieg. Das ist das Moderne an ihr. Daneben kann man modern höchstens noch die Flüchtigkeit der Scenenführung und die weitschweifige Unklarheit der Handlung nennen, die von rechtswegen tragisch hätte ausklingen müssen, nun aber zu einem versöhnlichen Schlusse führt. Das Lebemännchen Victor geht auf die lockenden Vorschläge eines declassirten Herren und Heirathsvermittlers ein, der ihm eine zwar lahme, aber bombenreiche Dame zur Gattin empfiehlt. Victor, dem das Junggesellenleben längst zu fad geworden ist, der indeß zunächst nur deßhalb geheirathet hat, um wieder Geld in die Finger zu bekommen, Victor erkennt allmählich, daß es in der Ehe verdammt gemüthlich hergehen kann. Sein Weib ist ein Ausbund von Tugend und Liebenswürdigkeit, und da auch er im Grunde den Ehrentitel eines guten Kerls verdient, kann es nicht ausbleiben, daß er sich ehrlich in sie verliebt und sie schließlich schwärmerisch anbetet. Längst hat er sich Gewissensbisse darüber gemacht, daß er dieser Perle einst nur Liebe heuchelte, dies Exemplar nur des schnöden Mammons wegen erwarb, und er kommt sich der kreuzbraven Hedwig gegenüber wie ein schurkischer Betrüger vor. Als nun plötzlich der Vermittler in's Haus schneit und unter der Drohung, der hintergangenen Frau reinen Wein einzuschänken, Geld von Victor erpreßt, da erwacht das Gewissen des Wackern aus dem Halbschlaf, und er beichtet seinem Weibe all' seine Sünden. Hedwig bricht programmgemäß zusammen und erklärt, nie wieder gut sein zu wollen. Doch das ist nur unschöner Schein; am Ende des dritten Aktes behauptet sie schon wieder, sehr glücklich zu sein. Wenn nun noch ein geschickter Operateur daherkäme und Hedi's lahmes Bein in Ordnung brächte, ginge die anmuthige Rechenaufgabe völlig ohne Rest auf. Ohne dies Wunder aber wirkt das Drama ein bischen stillos; weiß man doch nicht, ob der Verfasser es mit dem „Problem" ernst meint, oder ob er sich der gekünstelten und verschrobenen Construction des Schauspiels bewußt war. Man fragt sich, weßhalb Victor ein Unrecht, daß hunderttausend Andere in minder verzweifelter Lage als er begehen, so furchtbar tragisch nimmt und der Frau seiner Neigung Kunde davon in thöricht grausamer und unvermittelter Weise giebt. Man fragt sich, weßhalb Hedwig, die die Ehrlichkeit der Liebe ihres Mannes kennt und ihn vergöttert, groß Aufhebens von Dingen macht, die längst hinter Beiden liegen. Der Conflict ist auf Schrauben gestellt und bei Weitem nicht wuchtig genug herausgearbeitet; es fehlt die dramatische Schlagkraft, das Zwingende der Beweisführung. Dafür wird unendlich viel geredet, und die ermüdenden Wiederholungen, die sich leicht hätten vermeiden lassen, ersticken das Restchen von Theilnahme des Zuschauers. Dank dem stimmungslosen, versöhnlichen Schlusse verläuft dann Alles im Sande. Beide Stücke, die Ompteda im Lessing-Theater hat spielen lassen, thun beweiskräftig dar, daß es auf den Brettern keine Lorbeeren für ihn zu pflücken giebt. Die Neumann-Hofer'sche Aufführung stand, wie Kathreiners Malzkaffee, unter dem Zeichen Andreas Hofer's, — alles Surrogat und geistige Nahrungsmittelfälschung, in der Inscenirung unechte Freie Bühne und in der Darstellung unechtes Burgtheater. Herr Bonn mimte nämlich wieder den Mitterwurzer.

Der Pariser Schwank ist wohl nur von Monsieur Leclerq verfaßt und von Meister Bisson bloß retapé, wie es im Pariser Bühnenjargon heißt. Aber die hülfreiche „Pfote" des Meisters arbeitete das ihm vorgelegte Stück nicht radical genug um. Wahrscheinlich war ihm diese eingebildete und grundlose Eifersucht der jungen Madame Moreuil zu harmlos und die Tugend von Schwiegersohn, Schwiegervater und Freund zu groß. Derlei Vexirstücke sollten die Franzosen ruhig ihren deutschen Concurrenten überlassen, den Jarno, Lauff, Kraatz, Rosenfeld, Hirschberger und Jakobi; auch Blumenthal-Kadelburg nicht zu vergessen.

Das unselige Ronachertheater ist diesmal unter dem Namen Metropol-Theater wieder eröffnet worden. „Drum für Berlin sei die Parole, nicht Süd noch Nord, nein Metropole," wie der neue Director Richard Schultz verkündet. Das Eröffnungsstück ist eine sogenannte Ausstattungsposse mit Gesang und Tanz in der Art von Adolph Ernst, als dessen gelehriger Nachfolger Herr Schultz gelten darf. Die Verfasser sind so ehrlich, ihre Pariser Quelle anzugeben: „Madame Satan" von Blum und Toché. Die Grundidee ist denn auch das Beste; sobald nach den ersten zwei Bildern die deutschen Bearbeiter ihre Vorlage zu localisiren, aufzuputzen und breit zu treten beginnen, geht das Publicum nicht mehr mit. Die Witze des Herrn Freund sind zumeist aus den ja auch bei Blumenthal und anderen deutschen Dichtern beliebten „Fliegenden". Aber Herr Freund hat auch allbekannte französische Stücke geplündert. Wenn der schöne Isidor seine geliebte Estella recht hübsch fragt: „Wenn man Sie sieht, dann liebt man Sie, aber wenn man Sie liebt, wo sieht man Sie?" so ist das wörtlich aus Dumas' „Prinzessin von Bagdad" abgeschrieben.

Notizen.

„Botanisches Bilderbuch". Von Franz Bley. Begleitender Text von H. Berdrow. (Berlin, Gustav Schmidt.) Der 2. Theil, der die zweite Jahreshälfte mit 432 Pflanzenbildern in farbigem Aquarelldruck auf 48 Tafeln mit etwa 200 Textseiten nebst ausführlichem Register enthält, ist soeben erschienen und schließt das schöne Werk würdig ab. Das Botanische Bilderbuch will die Kenntniß unserer heimischen Flora zu einem Allgemeingut von Jung und Alt machen und erstrebt dies durch eine in Form und Farben naturwahre Darstellung der verbreitetsten Pflanzen in monatlicher Reihenfolge. Es enthält die wichtigsten Cultur- und Nutzpflanzen, Arznei- und Heilkräuter, Giftgewächse und Pilze in vollendeter Darstellung. Der fesselnd geschriebene, aber möglichst kurze Text schildert die Lebensäußerungen der Pflanzen, ihre Beziehungen zur Thier- und Menschenwelt, ihre Nutzbarkeit, ihr Auftreten in Sitte und Glauben des Volkes. Man braucht nur die Abschnitte vom Edelweiß und Enzian zu lesen, um sofort zu erkennen, daß der Verfasser in Inhalt und Form das Richtige getroffen hat. Alles in Allem ein echtes, rechtes Hausbuch, unterhaltend und belehrend.

„Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich." Liliput-Ausgabe. (Berlin, Otto Liebmann.) Von all' den fast zahllosen Ausgaben müssen wir dieser Ausgabe im Elzevir-Format den Vorzug geben. Sie ist ein Taschenbuch für den täglichen praktischen Gebrauch, beinahe in der Westentasche unterzubringen, aber die Schrift ist bei aller Kleinheit und Satzersparniß nicht augenmörderisch, sondern scharf und deutlich und genau dem amtlichen Text entsprechend. Nicht nur juristischen Kreisen, auch Beamten, Kaufleuten, überhaupt jedem Privatmann zu empfehlen.

„Die Alpenpflanzen in der Gartencultur der Tiefländer." Von Erich Wocke. (Berlin, Gustav Schmidt.) Dieser Leitfaden für Gärtner und Gartenfreunde empfiehlt sich insonderheit den immer zahlreicher werdenden Liebhabern der Alpenflora, denn hier sind alle Beobachtungen über die alpine Pflanzenwelt, ihre biologischen und morphologischen Eigenthümlichkeiten und ihre erfolgreiche Gartencultur anschaulich verarbeitet. Das Capitel über den Aufbau von Felspartien ist besonders ausführlich wie die Beobachtungen über das sogenannte „Ausarten" der Alpinen in der Gartencultur lehrreich. Das verdienstliche Buch ist mit schönem Bilderschmuck versehen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Billige, dichte
Dächer
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A.W. Andernach im Beuel a. Rhein.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.
Herausgegeben
von
Egbert Müller.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

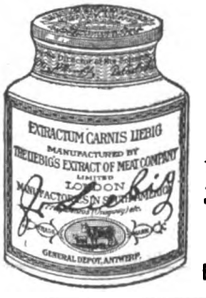
Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Vigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.



LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.
Nur echt,
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.
Einfache und rasche Bereitung vortrefflicher Fleischbrühe.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—
1/4 Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 24. September 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

U. of I. Lib. 7 Oct.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der russische Abrüstungsvorschlag. Von Stadtpfarrer Otto Umfrid (Stuttgart). — Bismarck-Symbole. Eine psychologisch-physiognomische Studie. Von Alfons Matthes. — **Literatur und Kunst.** Reissiger, Meyerbeer, Liszt. Aus den Erinnerungen eines Musikers. Von Heino Hugo (Weimar). — Daudet's Unterhaltungen mit seinem Sohne. Von Ed. Nietze. — **Feuilleton.** Der Märchenprinz. Von Paul Linsemann. — **Aus der Hauptstadt.** Das National-Zuchthaus. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der russische Abrüstungsvorschlag.

Von Stadtpfarrer Otto Umfrid (Stuttgart).

„Eine schüchterne Hoffnung durchzieht in dieser Zeit das Herz der Friedensfreunde. Wie, wenn der Zar Einer der Unseren wäre? Friedliebend ist er und staatsklug zugleich. Oder ist es nicht ein Zeichen seiner Friedensliebe, daß er in der orientalischen Frage, wo die Gelegenheit so außerordentlich günstig gewesen wäre, eben nicht zu den Waffen gegriffen hat? ... Und ist es nicht wie eine feierliche Einweihung der Friedens-Aera anzusehen, wenn er in die französische Stadt Chatelleras eine Glocke mit der Inschrift: „Läute Friede und Völkerverbrüderung" stiftete und wenn er den Platz vor der Kasankirche zu einem „Friedensplatze" machte und auf die Säule, die in seiner Mitte sich erhebt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden" schreiben ließ? Dies fromme Wort aus eines Kaisers Mund, es darf wohl unserer Hoffnung neue Schwingen geben." So schrieb ich im August des Jahres 1897 in meinem Büchlein „Friede auf Erden." Kein Jahr war verflossen, da kam der Abrüstungsvorschlag des Zaren. Feierlich hat der Herrscher aller Reußen es orbi et urbi verkündigt, daß er den gegenwärtigen bewaffneten Frieden für keinen Frieden halte und daß die Rüstung, die den Krieg verhindern soll, mit ihrem Uebermaaß geeignet sei, das drohende Verhängniß eher zu beschleunigen, statt seine ehernen Schritte aufzuhalten. Er that dies in Wendungen und Ausdrücken, wie sie sonst nur von Friedensfreunden gebraucht zu werden pflegen. Er that dies in den eindrucksvollsten Formen, die er finden konnte, und er wählte dazu einen Tag, der schon an sich das Friedens-Manifest in die Umrahmung weltgeschichtlicher Bedeutung rücken mußte; es war der Tag, der den russischen Bauern die Kette der Leibeigenschaft abgenommen hat. Neben Alexander II., den Zarbefreier, stellte sich Nicolaus II. mit dem Anspruch, der Friedenszar zu werden, der nicht nur sein eigenes Volk, sondern die europäischen Nationen, ja vielleicht die Menschheit von der blutbefleckten Fessel des Krieges befreien wollte. Das war der erste Eindruck, den des Zaren Botschaft auf den Unbefangenen machen mußte. Was Wunder, daß die Friedensfreunde sich den 24. August roth angestrichen haben im Kalender als einen Siegs- und Jubeltag. Ihre Idee hatte den Thron eines Zaren erobert, und damit schien das Ziel, für das sie kämpften, um einen ganz gewaltigen Schritt gerückt.*)

*) Religiös gestimmte Leute unter ihnen sahen im Friedenszaren schon den „Adler vom Aufgang", den modernen Cyrus, der nach Jes. 46 Gottes Plan vollbringen sollte.

Es soll hier nicht untersucht werden, in wie weit Tolstoi, Novicow und andere Geistesgrößen den Entschluß des mächtigsten Herrschers der Erde beeinflußt haben, noch soll die Frage aufgeworfen werden, welch großer oder kleiner Antheil an dem Friedensucas auf die Rechnung von Muraview zu schreiben ist, der bisher schon als stiller Friedensfreund gegolten hat; daß Nicolaus selbst für eine ideale Auffassung der Politik empfänglich ist, das wird aus einem mystischen Charakterzug, der bei ihm mehr als einmal schon hervorgetreten ist, erklärt. Wohl möglich, daß auch die Vermählung mit der deutschen Fürstentochter den Gedanken in ihm reifen ließ, die Rolle des Vermittlers zwischen seinem deutschen Vetter und dem Busenfreund vom Strand der Seine durchzuführen. Die Zarin selbst mag den Ideen der Versöhnung schon von Jugend auf geneigt gewesen sein, soll doch die tüchtige Erziehung, welche sie genossen hat, vom Grundgedanken allumfassender Humanität durchwebt gewesen sein.

Doch wichtiger als der Versuch, die Genesis der russischen Friedensaction zu finden, muß die Frage sein: ist denn der Vorschlag, der so etwas Ungewöhnliches, so durchaus Ueberraschendes für unsere Regierungen und Völker an sich hat, auch wirklich ernst gemeint? Dafür spricht, wie gesagt, die feierliche Scenerie; denn schwerlich wird das Haupt der griechisch-orthodoxen Kirche den Geist des Zarbefreiers ungestraft heraufbeschwören und der Welt den Morgentraum des Völkerfriedens vor die Augen zaubern, nur um einen politischen Schachzug zu verbrämen. Man scheint ja freilich durch die schmerzliche Geschichte von Jahrhunderten berechtigt, sich wohl zu hüten, das, was auf dem Markte des politischen Lebens dargeboten wird, als baare Münze hinzunehmen; man möchte auf dem Welttheater, das man die Geschichte heißt, gern hinter die Coulissen sehen. Da meinen denn nun Manche, daß im Russenlager sich ein kühner Griff auf das Reich des gelben Drachen vorbereite und daß der Russe es darauf abgesehen habe, um den schönen Plan in aller Ruhe durchzuführen, England und vielleicht auch Deutschland einzulullen. Es ist doch aber eine beinah läppische Voraussetzung, daß der geriebene John Bull und der seit 28 Jahren aus dem Winterschlaf erwachte deutsche Michel das nicht merken sollten. Es scheint mir undenkbar, daß die Diplomatie eines Großstaates wie der russischen Weltmonarchie auf so niederem Niveau stehe. Und doch gebe ich zu, es giebt gewisse Gründe, die uns hindern, unbedingt und blind der Friedensbotschaft von der Newa zu vertrauen. Zwar hat man das Gewicht der russischen noch immer fortgesetzten Rüstungen entschieden überschätzt. Man hat gefragt: warum

Digitized by Google

bestellt der Zar, wenn er im Ernst den Frieden will, nicht sogleich seine Schiffe wieder ab, die er auf deutschen Werften machen läßt? Das kann er schwerlich thun, so lange die Anderen nicht dasselbe thun, so lange die Abrüstung nicht auf dem Wege internationaler Abmachung geregelt ist, sonst würde er zu einer Zeit, da keine Garantie für Staatensicherheit gegeben ist, den Andern einen Vortheil über sich gewähren. Man hat die Frage schon in weiterem Sinne gestellt: Warum beginnt nicht Rußland und Frankreich mit der Abrüstung, da diese Reiche keinen Angriffskrieg von irgend einer Seite her zu fürchten haben? Um hier allein von Rußland auszugehen, so mag es sich ja doch dem meergebietenden Inselreiche gegenüber bei so manchen „ungelösten Fragen" noch nicht sicher genug fühlen, um den Panzer abzulegen, wenn die Andern noch in Harnisch sind. Viel schwerer wiegt bei dem autokratischen Charakter des russischen Reiches ein neuer wenig friedensfreundlicher Erlaß des Zaren, wir meinen das Rescript, mit dem der 83-jährige Graf Miljutin das Feldmarschallpatent erhielt. In diesem Ukas werden die schöpferischen Leistungen des Generals für das russische Heerwesen, für die moderne Umgestaltung der Armee, für ihre numerische Vermehrung und die Vervollkommnung ihrer Schlagfertigkeit rühmend hervorgehoben, und — was allein bedenklich scheint — es wird am Schlusse die Erwartung ausgesprochen, daß die Ernennung Miljutin's zum Marschall die russische Armee zur Erwerbung kriegerischer Lorbeeren aneifern werde. Wo soll sie ihre Lorbeeren pflücken? In Afghanistan, Turkestan, China oder am Ende doch in dem zum Frieden aufgerufenen Europa? Wie ist es möglich, daß derselbe Kaiser, der „auf dem Wege internationaler Berathung die wirksamsten Mittel suchen will, um allen Völkern die Wohlthaten eines wahren und dauerhaften Friedens zu sichern," auf der anderen Seite von erst zu pflückenden kriegerischen Lorbeeren reden kann? Uns ist das nur verständlich bei der Annahme einer neuerdings eingetretenen Verstimmung. Sollte dieselbe nicht durch das englisch-deutsche Abkommen, dessen Inhalt noch nicht publik geworden ist, aber dessen Abschluß als gegen Rußland gerichtet betrachtet wird, hervorgerufen worden sein? Sollte der Zar, der mit jugendfrischem Idealismus die Friedfertigung der Welt in allem Ernst auf seine Fahne geschrieben hatte, nicht durch die drohende Haltung der deutsch-englischen Politik verletzt, sich den Gedanken angeeignet haben: wenn ihr den Frieden nicht wollt, und die von mir vorgeschlagene Abrüstungsconferenz im Sande verläuft, dann bleibt der Herrscher dieser Welt der Kriegsgott Mars, aus dessen schrecklicher Umarmung ich die zitternde Europa retten wollte; und dann geh' hin, russisches Heer, und pflücke den blutigen Lorbeer mit eiserner Hand!" Daß eine fast empfindliche Erkaltung eingetreten ist, geht auch aus Kaiser Wilhelm's Rede in der alten Welfenstadt hervor. Wenn Se. Majestät erklärt: der Friede sei nur gewährleistet durch ein schlagfertiges und kampfbereites Heer, und wenn er gar den Himmel darum bittet, daß er ihm gestatte, mit dieser schneidigen und guterhaltenen Waffe für den Frieden der Welt zu sorgen, so meint man nicht einen Fürsten sprechen zu hören, der sich kurz zuvor bereit erklärte, eine Abrüstungsconferenz zu beschicken.

Nichts destoweniger ist es nicht ausgeschlossen, daß die Conferenz zu Stande kommt. Dann aber stehen wir sofort vor der bekannten diplomatischen Doctorfrage: Ist eine Abrüstung beim gegenwärtigen politischen Bestand Europas durchführbar? Die Friedensfreunde hatten sich die Sache etwas anders vorgestellt, als sie von Rußland aus geplant zu werden scheint, und Mancher denkt, es werde hier der Gaul am Schwanze aufgezäumt. Zuerst die Föderation der Völker und für Völkerstreitigkeiten, die nicht auf sich warten lassen werden, eine Art von Völkertribunal; das war die Reihenfolge, welche von den Meisten festgehalten wurde; denn wenn das neue Rechtsverfahren und das Völkerbündniß eingebürgert wäre, dachte man die Abrüstung als unfehlbare Consequenz. Nun hat der Zar die Abrüstung zuerst genannt. Ganz ungangbar erscheint auch diese Straße nicht, wenn man nur einfach folgenden Gedankengang erwägt: Deutschland hat jetzt eine Friedenspräsenz-Stärke von 585 440 Mann, Frankreich eine solche von 568 570; Deutschland also mehr 16 870 Mann. Würde nun der Präsenzstand Deutschlands auf das Niveau von 1870/71 herabgesetzt, so hätte es noch eine Friedensstärke von 230 000 Mann, und Frankreich, wenn das Verhältniß von heute maßgebend wäre, 6625 Mann weniger, also 223 395 Mann. Das Verhältniß wäre dann genau dasselbe; kein Land hätte damit vor dem Andern einen Vortheil errungen; keines wäre durch das Andere in Nachtheil versetzt. Nur pecuniär ständen Beide besser als bisher; jede der beiden Nationen würde jährlich ca. 500 Millionen Mark ersparen.

Wir müssen aber langsam vorwärts schreiten. Auf welcher Grundlage soll die Abrüstungskonferenz zusammentreten? Hier muß der Zar verstehen, durch die Scylla und Charybdis durchzusteuern: Geht er davon aus, daß die bestehenden Verträge anerkannt, daß der status quo als zurecht bestehend festgehalten werde, so verschüttet er's mit den Franzosen, die ihre heiligsten Hoffnungen nicht aufgeben wollen. Will er aber die Grenzen Europas reguliren, Elsaß-Lothringen neutralisiren und sonstige Veränderungen auf der Karte unseres Welttheils vornehmen, so wird Deutschland um der Reichslande willen, Italien wegen des Kirchenstaats, England wegen Irlands sofort aus der Conferenz austreten und dieselbe dadurch zum Scheitern bringen. Daß die Absicht des russischen Cabinets mehr im Sinne der Erhaltung des status quo gedeutet wurde, beweist der Umstand, daß der Abrüstungsvorschlag in Frankreich am kühlsten, ja geradezu mit dem tiefsten Mißtrauen aufgenommen wurde. Setzen wir den Fall — trotz widersprechender Vermuthungen, die schon auftauchten, — der Zar betrachte es als Grundsatz einer guten Politik, das geschichtlich Gewordene nicht zu alteriren, und auf dieser Grundlage träte die Conferenz zusammen, so ist möglich, daß Frankreich sich schmollend verzieht oder wie eine Nuß hinausgeschnellt wird aus dem Pêle-mêle der werdenden europäischen Staatenconförderation (denn um Europa dürfte es zunächst sich handeln, da Amerika bereits sich ablehnend ausgesprochen hat und Asien mehr als Ausbeutungsobjekt für die Europäer, nicht als gleichberechtigter Welttheil betrachtet wird). Wäre aber wirklich Frankreich an die Wand gedrückt, wäre dem vermutheten russischen Bedürfniß genügt, seinem alten Bundesgenossen, der durch den Dreyfus-Scandal auf's Schmählichste compromittirt wird, fernzurücken, so wäre die nothwendige Folge der Anschluß Rußlands an den Dreibund. Damit wäre der Vierbund inaugurirt, damit wären die verbündeten Staaten Europas im Keim vorhanden. Das Schwergewicht der vier verbündeten Mächte wäre so groß, daß alle übrigen Staaten wohl oder übel ihnen Heeresfolge leisten müßten. Daß eine diesem Gedanken entgegenkommende Stimmung in den leitenden Kreisen vorhanden ist, das läßt sich beweisen: Muraview ist Friedensfreund, Goluchowky strebt nach einem europäischen Wirthschaftsbund mit der Spitze gegen Amerika, Salisbury betrachtet es als Aufgabe des europäischen Konzerts, alle etwaigen internationalen Streitigkeiten auf friedlichem Weg zu schlichten und dadurch die Cultur zu retten; der preußische Kriegsminister Goßler ist der Meinung, daß die Staaten einander je auf fünf Jahre den Frieden garantiren und dadurch einen Stillstand der Rüstungen herbeiführen könnten.

Und damit sind wir wieder bei der Frage nach der Abrüstung angekommen. Wie wird sie durchgeführt? An eine völlige Abrüstung denkt natürlich kein Mensch. Es wäre ein Abderitenstreich sondergleichen, alle Soldaten auf einmal entlassen zu wollen und alle Gewehre in's Meer zu werfen, alle Kanonen in Glocken umzugießen. Wenn sich nachher eine Streitigkeit erhöbe und keine weitere Garantie für eine rechts-

Digitized by Google

kräftige Lösung gegeben wäre, würden sich Leute mit Heugabeln und Dreschflegeln zu Leib rücken. Aber auch an eine sofortige Reducirung auf die Hälfte des gegenwärtigen Bestandes dürfte nicht zu denken sein: es würde die größte wirthschaftliche Misère mit sich führen, wenn die industrielle Reservearmee plötzlich um ein so bedeutendes Kontingent vermehrt würde. Aber eine allmälig gleichmäßige Herabsetzung der Heere auf die Hälfte des jetzigen Bestandes, erscheint uns kein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Man braucht dabei gar nicht an massenhafte Entlassungen zu denken: man würde einfach künftig weniger Leute einberufen, man würde das für den Militärdienst erforderliche Körpermaß erhöhen, man würde Lehrer, Geistliche vom Dienst ausschließen, man würde den Begriff der Unabkömmlichkeit erweitern, man würde bei der Aushebung mehr Milde walten lassen. Was soll aus den Flotten werden? Die flottenfreudigen Regierungen werden sich schwerlich dazu verstehen, ihre neu gebauten Panzer in die Luft zu sprengen. Hier wird man sich also mit einem Rüstungsstillstand begnügen müssen. Aber ist dann England nicht den anderen Mächten überlegen? Keineswegs. Entweder begnügt man sich ganz allgemein dabei, im Heer und in der Marine den gegenwärtigen Zustand festzunageln und etwa weiterstrebende Rüstungspläne abzuschneiden. Oder aber man strebt die Verminderung der Streitkräfte an. Im letzteren Fall müßte natürlich auch England sich gefallen lassen, daß die Besatzung seiner Schiffe herabgesetzt würde. Fehlt aber den Briten die nötige Besatzung für die Schiffe, so werden diese Festungen zur See so gut wie werthlos sein? Ja, aber sie könnten in den Häfen aufgehoben werden, so gut wie Gewehre und Kanonen in den Arsenalen, bereit zu späterem Gebrauch, wenn sich das Friedenswerk als undurchführbar zeigen sollte. Gewiß ein Ueberfluß an jungen arbeitskräftigen Leuten wäre gegenüber unserm heutigen Zustand jedenfalls vorhanden. Wohin mit ihnen, wenn sie alle auf dem Arbeitsmarkt erscheinen? Nun zunächst hinaus auf die Aecker, wo die Väter ihre Söhne bei der harten Arbeit schmerzlich zu vermissen pflegen, und hinein in die Werkstätten und Fabriken, die einen bedeutenden Aufschwung nehmen, bedeutende Erweiterungen erfahren werden, sobald nun einmal schätzungsweise 500 Millionen Mark weniger Steuern im Jahre zu zahlen sind. Denn dieses Geld, das z. B. die Fabrikanten für Steuern aufzubringen hatten, werden sie zur Zeit der Abrüstung wohl schwerlich irgendwo in einem alten Strumpf verschließen, sie werden's vielmehr industriell zu verwerthen suchen und so ist ein Aufschwung auf gewerblichem Gebiet mit mathematischer Sicherheit zu erwarten. Man braucht dann nicht einmal auf den schon hin und her besprochenen Gedanken einer Verwandlung der destructiven in productive Heere zurückzukommen, obwohl es auch kein Unsinn wäre, z. B. die Lüneburger Haide auf Commando anzubauen. Man fragt mit Recht, ob nach der Abrüstung ein Maximum der jeden Staat erlaubten Heeresmasse festzustellen wäre. Da der Gedanke nicht verwirklicht werden kann, wenn sich die Heere je wieder in aufsteigender Linie entwickeln, da vielmehr die absteigende Linie als die einzig normale erscheint, so müßte allerdings ein Maximum festgestellt werden, über das die Zahl des Kriegsvolks nicht erhoben werden darf. Ist damit aber Deutschland, welches eine nach ganz anderem Maaßstab steigende Bevölkerungsvermehrung aufzuweisen hat, als Frankreich, nicht im Nachtheil? In keinem größeren als Rußland, bei dem die Volksvermehrung rascher als im deutschen Reiche vor sich geht. Wenn also Rußland darauf verzichtet, trotz der großen Zunahme an brauchbarem Menschenmaterial, ein ihm gesetztes Maximum zu überschreiten, so könnte das in dem Gebiet des Dreibundes auch geschehen, er würde ja vom Zweibund, wenn derselbe fortbestünde, — bei der Zurückhaltung der Russen — in keinem Falle überflügelt. Wie die Controle durchzuführen wäre, fragt man uns. Man beauftrage die Militär-Attachés, darüber zu wachen, daß die Verträge eingehalten werden. Ob ein geheimes Drücken an der alten Rüstungsschraube diesen Herren nicht verborgen bliebe? Ich glaube nicht, sie haben in der Regel scharfe Augen. Und heute ist doch eigentlich dieselbe Tücke zu befürchten. Es steht im Gotha'schen Hofkalender, daß die Russen 896000 Mann im Frieden unter den Waffen haben. Sie könnten aber im Innern ihres weiten Reiches noch geheime Cadres füllen! Doch wer nimmt das eigentlich ernst? Man glaubt im Allgemeinen doch: ein Staat hat in Wirklichkeit eher weniger Soldaten, als auf dem Papier zu figuriren pflegen. Zudem werden die Budgets öffentlich verhandelt, auch daraus kann man schließen, ob ein Staat der Uebereinkunft treu geblieben ist. Wenn aber ein Staat nachgewiesenermaßen in der Stille weiter rüstete, auch nach der officiellen Abrüstung? Nun dann hätte man ja die Kanonen und Gewehre immer noch beisammen in den Arsenalen und könnte also schnell das bekannte Wettklettern wieder beginnen; dann hätte der Gedanke Fiasko gemacht, aber ohne Schaden für die betheiligten Staaten.

Eine andere Frage ist es, ob mit der Abrüstung der Friede garantirt wäre. Und darauf muß ich wohl zunächst mit einem schlichten Nein erwidern. Daß man auch mit der Hälfte unsrer heutigen Heere blutige Kriege führen kann, das wird bewiesen durch den Krieg vom Jahre 1870. Sollen die Kriege wirklich aus den Grenzen Europas verschwinden, so müssen die Staaten verbündet sein, denn gegen Verbündete führt man keinen Krieg, und es muß für etwa neu auftauchende Streitigkeiten ein völkerrechtliches Gerichtsverfahren eingerichtet werden. Die Föderation der Völker scheitert jetzt noch an der elsaß-lothringischen Frage, und daher ist es manchem ernsten Friedensfreund nicht zu verargen, wenn er die beiden schönen Länder gerne in den Mond versetzen möchte. An diesem Felsen dürfte das Versöhnungsschifflein jetzt noch scheitern. Doch wenn wir nur einmal den Vierbund hätten!

Die Frage nach der Abrüstung kann aber auch für sich betrachtet werden ohne Rücksicht darauf, ob der Weg zum Frieden unsres Welttheils damit schon gefunden ist. Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden: Es ist kein Risiko dabei, wenn jeder Staat genau in demselben Verhältniß wie der andere seine Streitmacht reducirt, die Stärke bleibt ja dann verhältnißmäßig ganz dieselbe. Und ungeheure Lasten würden abgetragen. Europa zahlt für Heer und Flotte jährlich mindestens $4^1/_2$ Milliarden Mark und dazu kommt ungefähr ebenso viel an Zinsen für die hauptsächlich um des Militärs Willen aufgenommenen Schulden. Das Kriegsbudget Europas verschlingt nach der Frankfurter Zeitung durchschnittlich mehr als den dritten Theil der gesammten Staatseinnahme. Vom Jahre 1870—1895 hatten die Staaten der Trippelallianz 1700 Millionen für Kriegszwecke ausgegeben; Frankreich und Rußland eben soviel. Für Erziehung und Unterricht bleibt ungefähr der 10. Theil davon. In den Staaten des Drei- und Zweibundes, sowie in England und Spanien wurden in einem Jahr 3500 Millionen für Kriegszwecke und 350 Millionen für Schulzwecke ausgegeben. Das ist keine Ehre für das vielgerühmte 19. Jahrhundert. Welche culturellen Vortheile es brächte, wenn nur ein Theil jener riesigen in den unersättlichen Abgrund geworfenen Mittel frei würde, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Und merkwürdigerweise selbst von militärischem Standpunkt aus wäre die Abrüstung mit Freuden zu begrüßen. Ob das unsere Zeit beherrschende System der Massenheere, schreibt Otto Berndt, Hauptmann im österreichischen Generalstabscorps, in seinem Buch „Die Zahl im Krieg", seine Feuerproben bestehen und für alle Zukunft fortbestehen wird, oder ob und wann wieder die Reaction eintreten wird? — wer wollte das vorher sehen? „Vielleicht ersticken einmal die über das zulässige Maaß hinaus angeschwollenen Massen im eigenen Fett; möglich auch, daß wieder einmal ein Alexander oder Bonaparte ersteht (?), welcher mit einer kleinen, aber aus-

Digitized by Google

erlesenen, hervorragend kriegstüchtigen Armee in die schwerfälligen, kriegsunlustigen Völkermassen hineinfährt wie der Hecht unter die Karpfen im Teiche und sie zerstieben macht in alle Winde. Dann wird man vielleicht wieder auf die kleinen, aber gediegenen Berufsheere von ehedem zurückgreifen und ihnen das ausschließliche Privilegium zur Ausübung des Handwerks ertheilen, das eben nicht jedes friedlichen Staatsbürgers Sache ist." Auch deutsche Officiere haben sich schon ähnlich ausgesprochen.

Aber ob man nun dieses oder jenes System vom militärischen Standpunkte aus für das Richtige hält; vom allgemein menschlichen und wirthschaftlichen Standpunkte aus ist das einzig Richtige, sich gegenseitig zu vertragen, sintemal es „keinen wahren Vortheil giebt aus dem Nachtheil Anderer" (R. E. May, wirthschaftspolitische Rundschau 1897). Fürst Bismarck hat dies nach dem Kriege von 1870 klar erkannt. In einem Gespräch mit dem französischen Botschafter St. Vallier (mitgetheilt in dem Buche „Unterredungen mit Bismarck" von A. von Unger) äußerte er sich über einen Freundschaftsbund zwischen den großen Staaten Europas (Frankreich inbegriffen) u. A. dahin: „Seit mehr denn zwei Jahrhunderten befinden sich die Reiche Mitteleuropas in geheimer oder offenkundiger Fehde. Alle Kunst ihrer Staatsmänner war darauf gerichtet, dem Nachbar Verlegenheiten zu bereiten, ihn mit Allianzen zu umgarnen, und in regelmäßigen Zeitabschnitten wurden gewaltige Kriege mit dem äußersten Aufwand von Kräften um gewisse Streifen Landes zwischen ihnen geführt . . . Mit Erstaunen macht man die Wahrnehmung, um welches geringfügige Object und um welch' winzigen Streifen Landes diese ungeheuerlichen Kämpfe immer von Neuem entbrannt sind. Noch größeres Erstaunen aber muß man empfinden, wenn man sieht, daß die gewaltigen Niederlagen und Siege fast gar kein greifbares Resultat ergeben haben, denn im Großen und Ganzen sind die gegenseitigen Machtverhältnisse der Hauptkämpfer die Gleichen geblieben. Das Leben von Millionen Soldaten, das Vermögen der Bürger, der Wohlstand von Städten und Ländern sind eigentlich um ein Nichts geopfert worden. Angesichts dieses Schauspiels kommt einem unwillkürlich der Peloponesische Krieg in Erinnerung, jener 40-jährige Bürgerkrieg zwischen Spartanern und Athenern, der den Ruin der Griechen herbeiführte und später von diesen selbst als ein Act des Wahnsinns betrachtet wurde . . ."

Was bedürfen wir weiter Zeugniß für die Behauptung, daß der Zustand, in dem wir leben, der der wahnsinnigen Selbstvernichtung ist. Gesegnet aber sei die Hand, die uns aus diesem Zustande zu befreien sucht. Ein scharfes Gefühl geht jetzt durch die Völker, daß es so nicht länger weiter gehen kann; daher wurde auch die Anregung des Zaren wie ein erstes Frühlingswehen bei der Schneeschmelze empfunden. Die Völker, die von Politik bekanntlich nichts verstehen, weil sie diplomatisch unverdorben sind, haben dem Friedenszaren zugejauchzt. Es käme auf einen energischen Hochdruck an, der von den Nationen Europas auf ihre jeweiligen Regierungen ausgeübt werden müßte, wenn die Abrüstungsconferenz reussiren soll. Selbst das französische Volk ist für die Abrüstung, und seine Presse spiegelt nicht die Seele dieses Volkes wider. Jetzt ist noch Alles möglich: die Conferenz kann gelingen oder scheitern, sie kann wichtige Ergebnisse erzielen oder resultatslos verlaufen, so viel ist sicher: eine moralische Stärkung von unabsehbarer Tragweite hat die Bewegung für den Völkerfrieden schon jetzt durch die Kundgebung des russischen Zaren erfahren. Sorgen wir dafür, daß den Blüthen die Früchte nicht fehlen!

Bismarck-Symbole.

Eine psychologisch-physiognomische Studie.

Von Alfons Matthes.

Man hat Bismarck wiederholt mit einer Eiche verglichen. Nirgends aber las ich noch eine nähere Ausführung und Begründung dieses Vergleichs. Man denkt hierbei wohl meist nur an das überwältigend Große, Markige, Imponirende seiner Persönlichkeit, an den Ausdruck von Kraft, Stärke, unerschütterlicher Festigkeit, doch ist das Sinnbild auch weit mehr in's Detail hinein noch durchaus bezeichnend: seine Redeweise z. B. in ihrer aus innerem Gedankengewühle etwas schwerfällig, stockend, gewaltsam nach gedrungener Form ringenden Eigenthümlichkeit gleicht dem knorrigen Geäste der Eiche, in dem auch eine ureigene innere Kraft gewaltsam nach Form und Gestaltung zu ringen scheint. Anderes läßt sich vielleicht besser fühlen, als deutlich mit Worten sagen; ich will es dennoch versuchen. Etwas von der Eigenthümlichkeit der Eichenblattbildung, die in außerordentlicher Freiheit und Mannigfaltigkeit immer ein und dieselbe Grundform variirt, scheint in dem Gepräge seines Geistes, den Aeußerungen seines Lebens wiederzukehren, und die an Gerbsäure reichen Eicheln und Galläpfel erinnern vielleicht in etwas an seinen eigenartigen, derben, herben Humor. Das Symbol erscheint also noch in weit höherem Grade zutreffend, als wenn wir eine graziöse weibliche Erscheinung mit einer Birke, oder ein jugendfrisches Mädchen, je nach ihrer Eigenart, dem Duft ihres Wesens, mit einer Rose oder Lilie, einem Veilchen oder Maiglöckchen vergleichen. Es ist auch an sich so schön, so edel, so herkömmlich und bedeutsam, so einheimisch-vaterländisch gefühlt, daß man sich gar nicht zu verwundern braucht, daß ein anderes, vielleicht weniger schönes und edles, aber nicht minder zutreffendes und naheliegendes Bild, ein Bild aus dem Thierreiche fast gar nicht herangezogen wird, um das Wesen des großen Mannes, des Urbildes deutscher Männlichkeit, zu bezeichnen.

Wie Bismarck's Lieblingsbaum die deutsche Eiche, so war sein Lieblingsthier die deutsche Dogge. Wenn man von des großen Kanzlers intimem Verhältniß zu seinen Hunden hört, so kommt man fast unwillkürlich auf den Gedanken, daß diese Vorliebe, wie fast alle derartigen Zuneigungen, auf einem Sympathie-Verhältniß, auf dem Gefühl innerer Verwandtschaft beruhte. Schon sein äußeres Aussehen, in dem starken Bau aller Gliedmaßen, dem mächtigen Kopf auf den breiten Schultern, vor Allem aber in dem Gesichtsausdruck: die gewaltige Stirn, die kurze stumpfe Nase, das kräftige Kinn, die ganze Gedrungenheit des Antlitzes, der Ausdruck von Kühnheit und unerschrockener Energie in Blick und Haltung, erinnert an den Typus der Dogge. Es ist mir nicht bekannt, ob sich bereits Andere darüber ausgesprochen, oder ob gar der Fürst selbst sich dessen bewußt war und sich darüber einmal geäußert hat. Jedenfalls hätte er den Vergleich mit seinen Lieblingsthieren, die er mit ihm in einem Zimmer zu schlafen würdigte, deren vorzügliche Charaktereigenschaften er kannte und schätzte, bei seinem einfachen natürlichen Sinn nicht übel genommen, sondern eher von der humoristischen Seite aufgefaßt.

Homer vergleicht bekanntlich Ajax, wie er die griechischen Schiffe gegen die anstürmenden, auf ihn einhauenden Trojaner vertheidigt, mit einem störrischen Esel, der durch keine Schläge aus einem jungen Saatfelde zu vertreiben ist, und auch bei modernen Dichtern, namentlich russischen und französischen, ist der Vergleich mit Thieren ein sehr beliebtes und wirksames Kunstmittel, um die Physiognomie oder das Wesen eines Menschen dem Leser mit wenig Worten zu vermitteln. Da begegnen wir Männern mit einem Pferde- oder gar Nilpferdprofil, Affen- oder Papageienaussehen, Adler- oder Geiergesicht, Frauen mit Katzen-, Ziegen-, Kaninchen- oder irgend welchen Vogel- (Schwanen-, Hühner- oder Gänse-)

Digitized by Google

eigenthümlichkeiten. In der That haben alle diese Thiere einen so ausgesprochenen, uns meist wohlbekannten Charakter, daß wir, bei der großen Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere, in ihnen oft ein gutes Vergleichsobject finden, nicht bloß um das Aeußere einer Person, sondern auch ihr ganzes Wesen schlagend zu schildern. Der Hund zeichnet sich in Folge einer langen Zuchtwahl und Cultur durch Menschenhand dadurch aus, daß er ähnlich wie der Mensch verschiedene Thiertypen wiederholt, hier an einen Affen, dort an einen Löwen, Fuchs oder Wolf erinnert.

Jenes alte Fräulein liebt nicht ohne Grund gerade einen Affenpintscher oder Spitz, dieser stattliche Mann nicht ohne Grund einen Bernhardiner, Neufundländer oder großen Löwenhund; Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm II. nicht ohne Grund die Windspiele. Faust's Famulus Wagner zeigt sich nicht ohne Grund in der bekannten Osterspaziergangsscene mit der Natur des Pudels, in der sich der schlaue Mephistopheles verpuppt hat, dem bestdressirbaren, „bildungs"-fähigsten aller Hunde, so wohl vertraut. „Du hast wohl recht," bestätigt ihm Faust, nicht ohne einen gewissen Seitenblick auf ihn,

„Ich sehe keine Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur."

Und Wagner entgegnet ihm in seiner unfreiwillig-komischen Weise:

„Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen,
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scholar."

Bismarck selbst aber hat sich nicht gescheut, seine Thätigkeit als Reichskanzler gelegentlich mit der eines treuen Wachhundes zu vergleichen. „Ich habe, so lange ich im Dienst war," sagte er einmal, „immer den Ernst eines Wachhundes an der Kette gehabt, und habe gebissen, was ich beißen mußte."

Die Dogge ist neben dem Bernhardiner wohl die edelste, charaktervollste unter allen Hundearten. Während aber den Bernhardiner neben hoher Intelligenz und Findigkeit eine seltene Dienstwilligkeit auszeichnet, die ihn zur Theilnahme am socialen Hülfswerk der Menschen mit den bekannten großen Erfolgen vorzüglich verwendbar macht, ist die Dogge durch ihre Kraft und Energie, die sich schon im ganzen Bau ausprägt, durch ihre kühne Entschlossenheit, ihren ungeheuren Wagemuth, ihre Furchtlosigkeit, ihr wüthendes Losgehen auf jeden Gegner, ob Menschen oder Thier, vor Allem aber durch ihre Treue und unbedingte Ergebenheit gegen seinen Herrn vorzüglich zur Bewachung eines ihm anvertrauten Schatzes, sei es nun Menschenleben oder Hab und Gut, geeignet. Bekannt ist die Aeußerung des Fürsten, daß er sich unter dem Schutze seiner Hunde sicherer fühlte, als unter der Obhut der ganzen Criminalpolizei von Berlin. So fühlten auch wir das Deutsche Reich unter der Obhut Bismarck's wohl sicherer, als unter dem ganzen übrigen zur Sicherheit des Reiches und seines Bestandes aufgebotenen Apparat, soweit er ihm nicht unterstand. Aber nicht bloß die Dauer des Reiches war durch die seltene Vereinigung vortrefflicher, staatsmännischer, haushüterischer Charaktereigenschaften in seiner Person im höchsten Maaße verbürgt, das Deutsche Reich hatte vielmehr auch von vorn herein nur durch einen Charakter von den Eigenschaften Bismarck's gegründet werden können. Ein Mann, der Blut und Eisen nicht scheute, der keinen Gegner fürchtete, ein Mann von kühner Entschlossenheit und Wagemuth, der seine ungeheure Kraft und Energie in unbedingter Ergebenheit dem Dienste seiner Nation und seines Königs weihte, ein solcher Mann war nöthig, um das Deutsche Reich unter den schwierigen Umständen, mit denen seine Entstehung zu kämpfen hatte, in's Leben zu rufen, und alle diese vorzüglichen Charaktereigenschaften Bismarck's sind keine anderen, als die seines Lieblingshundes, der deutschen Dogge.

Wer wollte verkennen, daß auch seine Schwächen und Fehler in eben diesen Vorzügen begründet sind? Und so bedeutet die deutsche Dogge, wie sie z. B. auch auf dem Bismarck-Denkmal in Villencolonie Grunewald in Erz gegossen neben dem Kanzler steht, nicht bloß sein Lieblingsthier, seinen treuen Lebensbeschützer, sondern zugleich ein Symbol seines eigenen Wesens, so gut wie die deutsche Eiche. Bismarck mag in dem landläufigen Sinne der Auffassung des Begriffes Schönheit, nicht „schön" zu nennen gewesen sein, obwohl auch durchaus nicht häßlich. In der höheren ästhetischen Auffassung, die in dem Charakter, der Einheit von Inhalt und Form, das Wesen der Schönheit sieht und den Grad der Schönheit nach dem Maaße beurtheilt, in welchem sich das innere Wesen oder die Aufgabe einer Person oder eines Gegenstandes im Aeußern, in der Form ausprägt, war er eine der schönsten, vollkommensten Erscheinungen, die die Geschichte kennt, eine Erscheinung, mit der unter den berühmten Männern der neuen Zeit vielleicht nur noch ein Goethe wetteifern kann. Daran ändert die Thatsache nichts, daß er, subjectiv betrachtet, Diesem oder Jenem weniger gefallen oder auch wohl mißfallen konnte. Denn über die subjective Auffassung von Schönheit läßt sich nicht rechten. Sie bedeutet nichts weiter als ein Sympathiegefühl mit dem Gefallenden. Die Kunst und das objective Urtheil kann mit diesem Begriff von Schönheit nichts anfangen; er ist durchaus incommensurabel.

Literatur und Kunst.

Reissiger, Meyerbeer, Liszt.

Aus den Erinnerungen eines Musikers.

Von Heino Hugo (Weimar).

Kaum hatte ich im Sommer 1846 meine Lehrzeit als Comptoirgehülfe hinter mir, so drängte es mich, aus den engeren Verhältnissen meiner Vaterstadt Eisenach heraus, und mir lag vor Allem daran, vor einer competenten Größe meine Gesangsanlage oder vielmehr meinen Gesangsdrang zu produciren. Professor Friedrich Kühmstedt, der bekannte Kirchencomponist, welcher mich während meiner Gymnasiastenzeit in Eisenach gesanglich in Behandlung gehabt hatte und stets im Auge behielt, rieth mir, zu Hauptmann nach Leipzig zu gehen. Den Meinigen, welchen ich von meinen Künstler- und Kunstgedanken nichts sagen durfte, weil sie entschieden davon abgerathen haben würden, schützte ich eine Erholungsreise zu einem Freunde nach Gera vor, fuhr aber direct mit einem Empfehlungsschreiben von Kühmstedt nach Leipzig, wo ich Hauptmann nicht vorfand, der in die Sommerfrische gegangen war. Rasch entschlossen fuhr ich nach Dresden weiter, mit der Absicht, Richard Wagner aufzusuchen, der als Capellmeister am Hoftheater fungirte, aber, wie ich von Musikern auf der Terrasse erfuhr, auf dem Lande lebte. Man wies mich nun an Reissiger, auch Capellmeister am Theater, der mich sehr freundlich empfing, aber so zu sagen einen Eimer kalten Wassers nach dem anderen über mich ergoß, um mich vom Gedanken, der Kunst huldigen zu wollen, abzubringen. Er stellte mir vor, daß in kleinen Städten jungen Leuten, die ein klein wenig Begabung besäßen, der Kopf verdreht würde, und daß sie dann zu spät einsehen müßten, man habe es durch Abmahnen redlich mit ihnen gemeint. Was ließ sich dagegen sagen von Seiten eines jungen unbekannten Mannes einer solchen musikalischen Größe gegenüber. Ich schwieg, freundlich ausgesehen werde ich wohl auch nicht haben. Reissiger mochte aber wohl einsehen, daß sein Abkühlungsproceß wenig Wirkung auf mich übte, und daß das Feuer in mir viel zu stark sei, um mit Redensarten gelöscht werden zu können. Schließlich

Digitized by Google

schlug er auch einen praktischeren Weg ein und rieth mir, zu einem alten Italiener zu gehen, der auf der Bühne gesungen hatte und nun Unterricht ertheilte. Dieser stellte gar keine Löschversuche mit mir an, ließ mich singen, dann aus einer Ecke des Zimmers auf sich zugehen und fragte endlich, wann ich den Unterricht zu beginnen gedächte. Diese praktische Frage brachte mich mehr zu mir, als Reissiger's Moralpredigt, denn sie erinnerte mich daran, daß ich kaum noch genug Geld bei mir hatte, um mit knapper Noth wieder nach Eisenach zu gelangen. Ich versprach daher einfach dem alten Italiener, ich wollte mir die Sache überlegen, suchte noch meinen alten Schulfreund Herrmann Wislicenus auf, der später den Goslaer Kaisersaal gemalt hat, und damals als Schüler Bendemann's den Thronsaal in Dresden malen half. Auf dem Gymnasium wußte Jedermann, daß Herrmann Wislicenus ein Maler wurde, denn wo wir in der Physikstunde einfach das Lineal zu Hülfe nahmen, da schuf er ein Bild. Sein Classenlehrer, ein bedeutender Philologe, Prof. Weißenborn, der den „Livius" herausgab, hatte denn auch das Einsehen, Herrmann Wislicenus vom Lateinischen und Griechischen zu befreien.

Professor Kühmstedt nahm meinen Reisebericht mit Interesse entgegen und lächelte, als er hörte, das Reissiger, ohne mich singen zu lassen, von vorn herein so sehr abweisend gegen mich aufgetreten war, ein Verfahren, welches junge Leute in vorgefaßten Ideen sonst nur bestärkt und zur Opposition treibt. Eisenach war mir aber nun zu klein geworden, und ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich im Süden Frankreichs, in Bordeaux, an den Ufern der Garonne, als Commis eine Stellung fand. Meine Uebersiedelung aus der romantischen Gegend Eisenach's und ihrer Wartburg in das Land des Hüon aus Weber's Oberon war auch nicht dazu angethan, der Prosa in mir Vorschub zu leisten. Vor Allem blieb ich in brieflichem Verkehr mit Kühmstedt, der mir und sich selbst Glück dazu wünschte, daß ich meine Neigung zur Kunst höheren Rücksichten untergeordnet hatte. „Der Kunsttrieb," schrieb er mir, „hat das Eigenthümliche, daß er sich, wie die Liebe, des ganzen Menschen bemächtigt, ihn beseligt, indem er ihn alles Andere vergessen macht. Aber darin liegt auch zugleich der Keim zu Conflicten, ja zum Unglück, oft sogar zum Untergang dessen, der sich aussichtslos und rücksichtslos dieser seiner inneren Mahnung überläßt. Die starre, äußere Welt geht ihren nothwendigen Gang, und mit diesem muß immer mehr oder weniger die freie Idee, die gern ganz unbedingt, ja willkürlich sich äußern möchte, fort und fort in Widerstreit gerathen. Auf wessen Seite dann der Nachtheil ist, das brauche ich Ihnen nicht erst auseinander zu setzen, das beweist die Kunstgeschichte und die Geschichte der einzelnen Künstler. Jedoch, wenn auch dieses äußere Unglück nicht einträte, wenn Einem auch die Kunst äußere Glücksgüter zuführt, und der Künstler besonnen und speculativ genug ist, solche sich zu erwerben und zu erhalten, so verliert doch die Kunst, sobald sie als Erwerbsquelle angesehen wird, ihre reine, keusche, ideale, himmlische Seite, sie verliert ihren zarten Duft wie eine Blume, die gepflückt aus einer Hand in die andere übergeht; sie verliert den zarten, reinen Farbenschmelz, wie ein junger Schmetterling, der gefangen zwischen den Fingern zappelt. Und solcher Verlust wird zuletzt von einem Herzen, in dem die Idee der Schönheit wirklich lebt, schmerzlich empfunden. Es ist ein Verlust, den nichts wieder ersetzen, es ist ein Schmerz, den nichts wieder heilen kann. Das Schöne erstirbt wie die reine, keusche Liebe, so wie sie nicht nur um ihrer selbst willen geliebt, so wie sie zu irgend einem Zwecke verwendet wird, der nicht in ihrem Wesen selbst liegt. Darum möchte ich jedem jungen, für das Schöne und Gute erglühenden Herzen zurufen, und ich rufe es auch Ihnen, bester Herr Hugo, zu: Täuschen Sie sich nicht dadurch, daß Sie meinen, Sie könnten nur glücklich werden, wenn Sie sich ganz und rücksichtslos der Kunst in die Arme werfen, wenn Sie ganz in ihr aufgehen könnten. Ich sage noch einmal, die Schönheit ist hierin der Liebe gleich, ja Beide sind in der That eines und desselben Wesens, Beide wollen heilig gehalten sein, Beide sind göttlicher Natur, Beide ersterben im vollständigen Genuß. Deßhalb möchte ich Ihnen, junger Freund, zurufen, lassen Sie, wollen Sie glücklich sein, die Kunst, die Idee der Schönheit, ewig Ihre reine, keusche Geliebte sein. Denn das innere Glück, die Herzensruhe, die ungetrübte reine Freude an dem Schönen, Guten, Wahren, ist doch das Höchste. Aber man wird dessen verlustig, sobald das Herz stumpf wird. Und dies geschieht, wenn man die Kunst zur gewöhnlichen Lebensbeschäftigung herabzieht."

Wenn sich auch nicht Alles unterschreiben läßt, was Kühmstedt, der „moderne Bach, der die Fuge befreit hat", in seiner guten Absicht und väterlichen Fürsorge schrieb, so ist doch sein Brief ein rührender Beweis seiner Menschen- und Kunstliebe, so wie seiner Begabung als Kunstphilosoph und Psycholog. Natürlich ließ ich mich in meinem musikalischen Drange von dem erfahrenen edlen Lehrer und Freunde schließlich doch nicht abschrecken, und als ich im Herbste 1849 definitiv von Bordeaux nach Paris übersiedeln und dem Gotte Merkur ein für alle Mal kündigten wollte, machte ich einen Versuch, in der Hauptstadt Frankreichs Fuß zu fassen und wenn möglich, Meyerbeer zu sprechen, der stets Stimmen suchte, und dessen Urtheil über meine Befähigung mir von großer Wichtigkeit war. Damals waren die Verbindungen, hauptsächlich die telegraphischen, noch nicht so entwickelt wie jetzt, und nach Bordeaux war am Tage meiner Abfahrt noch nicht die Kunde gelangt, daß in Paris die Cholera sehr stark hauste und täglich an achthundert Opfer forderte. Je näher ich daher auf Paris zu kam — die Eisenbahn reichte damals bis Tours — desto schrecklicher traten die Gerüchte über das Wüthen der Epidemie auf, welche hauptsächlich in der Nähe des Orleansbahnhofes, meiner Ankunftsstation, hausen sollte. Mich aber störten diese Nachrichten nicht, denn ich wandelte so zu sagen in den Wolken und ganz in der Idee, Meyerbeer zu sprechen. Meyerbeer, der Millionär, mußte sich in ähnlicher Arglosigkeit bewegen, denn er wohnte seit drei Wochen im Hotel des Princes, Rue Richelieu, arbeitete seine Hugenotten um für die Sängerin Stolz und hatte keine Zeit, sich mit Nebengedanken und Befürchtungen abzugeben. Dank seiner Abstammung stellte er das Geschäft voran und war nicht allein durch seine Compositionen, sondern auch durch seinen Fleiß berühmt. Seine Familie hatte es durchgesetzt, daß er eine Erklärung mit unterschrieb, welche seinen Kammerdiener ermächtigte, ohne Gnade und Barmherzigkeit Punkt zwölf Uhr Nachts die Leuchter wegzunehmen, wenn er sich auch noch so sehr auf das Bitten legte, fortarbeiten zu dürfen.

Ich war von Bordeaux aus an einen französischen Redacteur Namens Delbrück empfohlen, der mich auslachte, als ich ihm meine Absicht verrieth, Meyerbeer ohne Empfehlung, ohne Namen, aufsuchen und sprechen zu wollen. Gleichwohl setzte ich mich mechanisch in Bewegung nach dem Hotel des Princes zu; gleichsam mechanisch fragte ich auch den Portier, vor dem Hotel angekommen, ob Herr Meyerbeer zu Hause sei. „Zweiter Hof links, eine Treppe", hieß es. Was blieb mir da Weiteres übrig, als mechanisch vorwärts zu schreiten, trotz innerer Abmahnung und Hoffnungslosigkeit. Und oben angekommen, erfolgte nun von meiner Seite ein jedenfalls mehr als zauderhaftes Klingeln, worauf der Kammerdiener Meyerbeer's erschien, der mich jedenfalls im ersten Augenblicke für einen Bettler hielt, mich aber anhörte und dann nach meinem Namen und etwaiger Empfehlung frug. Namen hatte ich nicht, Empfehlungen auch nicht, und so wurde ich denn mit der Erklärung abgefertigt, Excellenz wolle arbeiten und habe streng befohlen, Niemanden vorzulassen. Auf diese negative Ermuthigung hin hatte ich schon eine Wendung rechts nach der Treppe zu gemacht, als

Digitized by Google

hinter dem Diener in der Thüre ein kleiner hagerer Mann mit einem Brief in der Hand erschien, den er dem Kammerdiener zum Besorgen übergab. Der kleine Mann trug die Rosette der Ehrenlegion und andere Orden im Knopfloch, mußte also ein großer Mann, und zwar Meyerbeer sein. Ich machte sofort wieder Front, hörte, wie sein Diener über mich Bericht erstattete, und ergriff nun selbst das Wort, die Erklärung abgebend: ich sehe es selbst ein, daß es eine Anmaßung von mir sei, mich mit meinem Gesange aufdrängen zu wollen.

Meyerbeer, ein leicht beweglicher, nervöser Mann, zappelte so zu sagen an Händen und Füßen, schwur heilig und theuer, er habe absolut keine Zeit; und als ich noch nicht ging, zog er schließlich die Uhr heraus und bestellte mich in zehn Minuten wieder; er war doch jedenfalls neugierig, meine Stimme zu hören. Ich aber erklärte das Hotel in Belagerungszustand und ging zehn Minuten lang wie eine Schildwache davor auf und ab. An ein Entrinnen des Maestro war nicht zu denken. Dann stellte ich mich wieder oben ein, wurde nun empfangen und von Meyerbeer gefragt, ob ich Noten mitgebracht hätte. Das verneinte ich mit dem Hinzufügen, ich würde mich selbst begleiten, worauf Meyerbeer Zweifel aussprach, daß mir das gelingen werde, mich aber zum Clavier führte. Es war ein Tafelclavier, der Deckel vor den Tasten war herausgenommen, und während Meyerbeer auf dem Clavier seine Partitur liegen hatte und daran änderte, konnte er unten auf der Claviatur Griffe thun, die Harmonien zu prüfen. Ich trat also rasch an das Clavier heran und sang mein Lied mit einfacher Begleitung so gut ich es konnte. Dabei flimmerte es mir vor den Augen wie Regenbogenfarben. Doch sah ich, daß Meyerbeer die Abänderungen in die Partitur mit rother, grüner, blauer Tinte eingetragen hatte, um sie dem Abschreiber kenntlicher zu machen. Er war überhaupt ein Original sondergleichen. Von seinem musikalischen Famulus in Paris, dem Componisten E. W. Ritter, hörte ich später in London Charakterzüge und Eigenarten des Schöpfers der Hugenotten, welche wunderlich klangen. Auf einem Spaziergange, welchen Meyerbeer mit Ritter in Paris machte, kamen sie bei einem in Abbruch begriffenen Hause vorbei. Zur Abkürzung des Verfahrens hatte man eine Art Holzschlot angefertigt, durch den die Steine in die Tiefe glitten. Das Poltern der Steine erregte sofort die Aufmerksamkeit Meyerbeer's. Ein ähnlicher Schlot von Holz mußte sofort angefertigt werden, Ritter mußte gleich an den Kriegsminister schreiben und um Kanonenkugeln bitten, und diese Maschinerie zu einem Erdbeben oder Gewitter, in einer der Meyerbeer'schen Opern angewendet, existirt heute noch in der großen Oper in Paris.

Um nun zu meiner Gesangsleistung vor dem Meister zurückzukommen, so entließ mich Meyerbeer mit einigen ermuthigenden Worten, die mir wie ein Evangelium klangen. Monsieur Delbrück traute seinen Ohren kaum, als ich ihm meinen Besuch bei Meyerbeer erzählte. Uebrigens konnte diese aufgedrungene Visite für mich noch ein sehr böses Nachspiel haben. Die Cholera hatte nach einem schweren Gewitter etwas nachgelassen, die Zahl der Opfer im Laufe des Tages war von achthundert auf zweihundert herabgegangen; meine Freunde in Bordeaux wußten das aber nicht und bestürmten mich, sofort zurück zu kehren, ein Wunsch, dem ich aber nicht nachkam. Vielmehr ging ich auf vierzehn Tage nach Versailles, welches hoch liegt, breite Straßen hat und von der Cholera stets verschont wurde. Und als ich eines Abends aus dem Schlosse kam, dessen Gemäldegallerieen mich immer wieder anzogen, sah ich das Militär — Versailles ist ja eine reine Caserne — alles untereinander laufen und erfuhr von einem Soldaten, in Paris sei eine Revolution ausgebrochen. Eine Revolution hatte ich noch nicht gesehen, meine Neugierde bewog mich also, noch denselben Abend nach Paris zu fahren.

Den 12. Juni Morgens ging ich auf dem pont des arts über der Seine spazieren, um den Anfang des in Aussicht gestellten Aufstandes zu genießen, als mir Monsieur Delbrück auf der anderen Seite der Brücke entgegen kam und mich bewog, nach dem linken Ufer des Flusses mit hinüber zu gehen. Daselbst traten wir durch einen Garten in ein düsteres Haus und zwar in einen dunklen Saal, an dessen Eingang ich verweilte, während mein Freund in der Tiefe verschwand. Ich mußte lange warten, dann nahm mich Delbrück wieder mit fort über die Seine hinüber. Den Tag darauf las ich, daß etwa zehn Minuten nach unserem Verlassen des Gehöftes die Nationalgarde daselbst eingedrungen war, Alles zerschlagen und Jeden, den sie vorfand, arretirt und in die Keller des Stadthauses geschleppt hatte, wo die zweckmäßige Einrichtung getroffen war, unruhigen Gefangenen Fußbäder zu geben, indem man die Seine herein ließ. Kurzum, mein Protector machte stark in Politik, wollte Deputirter in der Kammer werden und gehörte mit zum Revolutionscomité, welches am 12. Juni 1849 die Kammer überrumpeln und den Präsidenten Louis Napoleon beseitigen wollte. Die Franzosen hatten unter den Mauern Roms von Seiten Garibaldi's eine Schlappe erlitten. Louis Napoleon kannte aber seine Pariser und setzte Paris so zu sagen unter Militär, indem er schon am Vorabend die Garnisonen von Versailles, Fontainebleau und noch weiter her nach Paris marschiren ließ. Mein Namensvetter Victor Hugo mußte damals springen, sowie Ledru Rollin und Andere mehr. Als ich aber zu Herrn Delbrück in das Bureau kam, hieß es, er hätte einen Choleraanfall gehabt und sei auf das Land gegangen. Ich wußte es besser: er fürchtete einen Anfall von Seiten der Polizei.

In die Heimath zurückgekehrt, blieb ich der Musik treu. Ich ging nach Weimar, um bei Götze, dem früheren Violinisten und späteren Wagnersänger, Unterricht im Gesang zu nehmen. Franz Liszt stand damals im Zenith seiner Macht und Wirksamkeit und in hohen Gnaden bei der Frau Großherzogin Paulowna, der russischen Großfürstin, welche sich selbst in Musik und im Componiren versuchte. Ferner hatte ihn seine geistreiche und steinreiche Freundin, Fürstin Wittgenstein, insofern seßhaft gemacht, als sie die „Altenburg" über der Stadt, an der Straße nach Jena, miethete, fürstlich einrichtete und mit ihm und ihrer Tochter in Besitz nahm, um den pianistischen Zugvogel an die Scholle zu fesseln. Seit Goethe's Zeiten war nicht ein solches Leben in Weimar gewesen. Liszt war etwas und wußte etwas aus sich zu machen, und wenn auch kein Jupiter in ihm waltete und kein Kreis von Männern ihn umgab, wie der glänzende Areopag zu Amalias Zeiten, so brachte er doch Weimar wieder in den Vordergrund, schon allein dadurch, daß er Richard Wagner in Deutschland in Aufnahme brachte und vornehme Künstler- und Fürstenbesuche nach Weimar zog.

Mich jungen Mann, ein Weimarisches Landeskind, nahm er freundlich auf und litt mich um sich. Freilich, meine Unabhängigkeitsgefühle, im Auslande gewonnen, mein Deutschthum im vollen Sinne des Wortes, durfte ich ihm nicht verrathen, denn er spielte damals den Magyaren, obwohl er kein Wort ungarisch verstand, war in Paris erzogen, und der Germane war ihm ein unverständliches Nebelbild, wohl auch etwas eine Mißgeburt. Durch seine Unkenntniß, welche Schlange er am Busen nähre, gewann ich sein ganzes Vertrauen und Wohlwollen, auch durch meine Fertigkeit in der französischen Sprache. Wir sprachen in der Regel französisch zusammen.

Auf der Altenburg ging es damals hoch her. Wir jungen Künstler lagen viel oben und diskurirten mit der geistreichen Fürstin, welche uns Alle bemutterte und belehrte. Besuche hoher berühmter Männer aus allen Ecken Deutschlands, man darf sagen, der ganzen Welt, sprachen täglich vor, und wenn es nichts Aufregendes gab, wußte es Liszt zu

Digitized by Google

schaffen. Das Weihrauchfaß spielte dabei auch eine Rolle, wie sich bei einem so weltberühmten und auch etwas verzogenen Pianisten und Genie von selbst verstand. Eines Tages brachte ich ihm eine kleine Composition, die er in seiner Arbeitsstube am Flügel durchsah und corrigirte. Während seiner Liebesarbeit sah ich zufällig gegen die Wand, welche in seinem Rücken lag. Diese ging plötzlich auf, und wer stand da? im höchsten Négligé, die junge Fürstin, welche Liszt allein geglaubt hatte und nun wieder ebenso rasch verschwand als sie erschienen war, gleich einem reizenden Traumbild. Auf Ueberraschungen und mehr als grelle Uebergänge aus dem Hundertsten in das Tausendste mußte man überhaupt auf der Altenburg gefaßt sein, denn Liszt's reger Geist konnte ohne das Sensationelle nicht leben, man konnte ihn den reinen Superlativ und nebenbei ein Conglomerat von Persönlichkeiten nennen. Der Aristokrat, das Diplomatische und Dynastische war ganz sein Fach, und als Gast eines Hofes konnte er auch anderen Anwandlungen nicht gut Raum vergönnen.

Eines Morgens im hohen Sommer kam sein Kammerdiener in alle Frühe zu mir und meldete den Besuch Liszt's an, der auch sofort hinter ihm eintrat und mich sprechen wollte. Ich wohnte damals bei dem Kammermusikus Hart in der Schwanseestraße. Als ich bat, mich erst anziehen zu dürfen, ging Liszt einstweilen zu Hart's hinüber, kam aber sogleich zurück, mit dem Bedeuten, er wisse nicht, was die Frau Hart vor habe. Ich rief ihn nun in den Garten. Anklopfen kannte Liszt nicht, weßhalb die Frau bei dem plötzlichen Erscheinen des Weimarischen Gottes halb ohnmächtig geworden war und den Hexenschuß bekommen hatte. Liszt nahm mich nun mit und erklärte mir, er wolle zum 15. August ein Te deum in der katholischen Capelle aufführen, ich solle singen, er wolle die Orgel spielen und einige Choristen vom Theater sollten gesanglich mit eingreifen. Das Theater war geschlossen, und deßhalb war Liszt auf meine Wenigkeit verfallen. Die Feier lief gut ab, und ich wurde zum Essen auf die Altenburg geladen, bei welcher Gelegenheit Liszt rügte, die Minister seien nur in kleiner Uniform gekommen, was man sich merken werde. Mich verstimmte diese Aeußerung sehr, denn meine Phantasie setzte heimlicher Weise hinzu: „wenn die Franzosen kommen."

Im Herbst wurde ich als Weimarisches Landeskind zu einem kleinen Hofconcerte im Goethesaal der Dichterzimmer im Schlosse hinzugezogen. Liszt spielte mit Joachim und Coßmann ein Trio von Beethoven und begleitete dann Frau von Milde und mich. Zum Besuche bei Hofe war der eine Schwiegersohn des Hauses, der Prinz von Preußen, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm I., und er war auch zugegen. Als die Vorträge vorüber waren, hielt mich Liszt noch im Saale fest, erzählte Amüsantes, wollte aber nur der Frau Großherzogin Paulowna Gelegenheit geben, mir einige Worte zu sagen. Diese kam auch schließlich mit ihrem hohen Gaste auf uns zu. Die Kaiserliche Hoheit sprach mit mir und der Prinz mit Liszt. Die sehr stattliche Dame, in einem ausgesucht geschmackvollen Anzuge imponirte mir sehr; mein Benehmen hatte aber sicher Anstoß erregt, denn als ich einen Seitenblick nach Liszt hin that, erschrak ich fast, so klein war er geworden, denn er stand mit gebogenem Knie da, eine Position, welche doch erst recht mir zugekommen wäre. Dafür wurde er aber auch zur Tafel geladen, und wir anderen Herren gingen zum Bier in das Stadthaus.

Wie hoch Liszt damals stand und wie sehr er ganz Weimar, den Hof eingerechnet, beherrschte, mag nachstehende kleine Episode erklären. Das Theater begann damals wie heute noch um sieben Uhr. Sieben Uhr war vorüber, ich hatte den Hof in das Theater fahren sehen zur Oper, und wollte einen Spaziergang nach Tiefurth machen. Auf der Brücke über die Ilm begegnete mir Liszt, er hatte die Oper zu dirigiren, nahm mich beim Arm und zwang mich, ihn langsam bis zum Theater zu begleiten. Die hohen Herrschaften konnten ja warten.

Dann ließ er in einer Vorstellung des Lohengrin, zu welcher alle Intendanzen Vertreter gesandt hatten, mitten in der Aufführung eine Stelle wiederholen, welche nach seinem Dafürhalten nicht gut gegangen war. Ueber diese beispiellose Eigenmächtigkeit wurde natürlicherweise mehr gesprochen, als über die Oper selbst. Liszt war ein großer Menschenkenner und nahm es nicht sehr ernst mit seiner Gewissenhaftigkeit. Er verstand die Schwächen des Einzelnen und des Publicums famos herauszufinden und hier und da auszubeuten. In Gesprächen unter vier Augen gab er mir damals seine ganze Naturanlage kund. Er war stark mystisch angehaucht, glaubte an seinen Stern und verstieg sich zu dem Wunsche, bei seinem Tode in der fürstlichen Capelle neben Schiller und Goethe beigesetzt zu werden. Ungarn und Weimar zankten sich bekanntlich bei seinem Tode in Bayreuth um seine Gebeine, bis man ihn in unmittelbarer Nähe seines Freundes und Schwiegersohnes Richard Wagner weiter schlummern ließ. Auf alle Fälle dankt ihm Weimar eine neue fruchtbare Zeitepoche auf dem Kunstgebiete, die noch heute nachwirkt. Und ein Monument in Weimar dürfte ihm wohl mit der Zeit gesichert sein. Die Liszt-Epoche in Weimar war aber auch eine erotische Zeit, und als ich eines Tages dem Bildhauer Prof. Ernst Hähnel in Dresden einige Episoden und Charakterzüge von damals vortrug, bestellte er sich einen Cognac, weil ihm dabei übel wurde.

Im Frühjahre 1853 verließ ich Weimar, um erst 1872 von Stuttgart aus dahin zurückzukehren. Dazwischen lag eine Epoche, welche mich in hohen Kreisen stark in Miscredit gebracht hatte. Anfang 1859, als in Oberitalien der Krieg ausbrach und Preußen marschiren lassen wollte, der Bundestag aber zu keinen Entschließen kommen konnte, hatte ich die Naivetät und Unverschämtheit begangen, öffentlich zu erklären und Propaganda für die Idee zu machen, Deutschland brauche einen Mann, dieser Mann sei der für seinen kranken Bruder regierende Prinzregent von Preußen, er müsse unser Held, unser Führer — unser Kaiser werden. Meine Freunde hatten mich darauf hin für einen halb Wahnsinnigen gehalten, und die Höfe thaten mich einfach in den Bann, in dem ich noch heutigen Tages mehr oder weniger lebe. Die sächsische Regierung, das Ministerium Beust, verhängte sogar eine Untersuchung gegen mich, die zwar schließlich niedergeschlagen wurde, aber nicht ohne Verurtheilung in die Kosten, welche nach jetzigem Gelde nahezu an dreihundert Mark betrugen.

Von Dresden war ich schließlich fortgegangen, da ich auf keinen grünen Zweig kam. In Stuttgart hatte ich angeklopft; meine Freunde setzten aber nichts für mich durch, und nun war ich nach Weimar gezogen, wo ich als Landeskind ein Recht zu haben glaubte, ein Unterkommen zu finden. Dem war aber nicht so. Franz Liszt, der als Gast des Hofes in Weimar weilte, empfing mich diesmal kalt, ignorirte vollständig unsere früheren Beziehungen und half mich zur Verzweiflung bringen. Es ging ihm mit mir wie damals mit Richard Wagner, welcher sich bekanntermaßen früher stark in Dresden compromittirt und Proklamationen vom Kreuzthurm herunter geworfen hatte; er mußte flüchten, wurde mit einem Steckbriefe verfolgt, und trat in Weimar an seinen alten Freund Liszt mit dem mehr als naiven Ansinnen heran, ihn bei Hof einzuführen. Liszt traute seinen Ohren nicht, beschwor den Flüchtling, sofort wieder abzureisen und wies ihn an Professor Kühmstedt nach Eisenach. Kühmstedt hat mir dann später selbst erzählt, wie er mit Richard Wagner unter der Wartburg spazieren ging und der Meister in aller Gemüthsruhe auseinandersetzte, die Städte müßten verschwinden und die Bewohnerschaft auf das Land vertheilt werden, genau wie in der Oper die Melodie auf das ganze Stück vertheilt werden müsse.

Ich war zwar nicht steckbrieflich verfolgt, auf dem Index stand ich aber, und ich will hiermit Franz Liszt Abitte thun, daß ich ihm seine Frostigkeit übel nahm, denn zwei Herren

Digitized by Google

konnte er unmöglich dienen. Mach' daß Du fortkommst, wollte er mir auch nicht sagen, da keine dringende Gefahr vorhanden war. Zuletzt rettete mich noch eine neue Künstlerthorheit aus der Sackgasse, in welche ich gerathen war. In meiner Kunst war ich fleißig gewesen und glaubte mich reif genug, im Frühjahr 1873 in der Saison in London auftreten zu können. Dabei gab ich mich dem thörichten Gedanken hin, man werde mir in Weimar Empfehlungsschreiben geben, wenn ich überhaupt Ilm-Athen von meiner Wenigkeit befreite. Ich ging auch, aber die Empfehlungsschreiben blieben aus, und aus den zwei Monaten, welche ich in London bleiben wollte, wurde ein Exil von sieben Jahren, welches meinem allzuüppig wuchernden Idealismus etwas zusetzte, mich aber in meiner Kunst unter Führung erster Gesangsmeister und eisernem Fleiße stark vorwärts brachte und mich Anfang der achtziger Jahre geläutert zurückkehren ließ.

Daudet's Unterhaltungen mit seinem Sohne.

Von Ed. Nietze.

Der Herausgeber dieser Blätter hat in der Neujahrs-Nummer von seinen persönlicher Beziehungen zu dem kurz vorher verstorbenen Alphonse Daudet erzählt, dem er in den Jahren 1875—81 nahe stand. Es ist ein ganz anderer Daudet als der, den uns jetzt sein ältester Sohn Léon schildert*), und zwar aus einem guten Grunde. Als Theophil Zolling Paris verließ, stand Daudet auf der Höhe seiner Manneskraft und seines Dichterruhmes, und die Werke, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern, lagen bereits alle dem Publicum vor. Von seinen späteren Werken zeigt aber nur noch „Sapho" stellenweise die alte Kraft. Im Jahre 1882 erfaßte ihn nämlich die fürchterliche Rückenmarks-Krankheit, die ihn fast zwei Decennien peinigte und ihm die Lähmung und einen verhältnißmäßig frühen Tod brachte. Nach Zolling's Porträt des kraftvollen, lebenslustigen Dichters, den der 1870 geborene Léon nur als Knabe kannte, bekommen wir nun also den im Leiden gereiften Daudet zu sehen, der zuweilen fast wie ein Patriarch und Prophet anmuthet. Der Liebenswürdige erscheint jetzt verehrungswürdig und sogar groß.

Darum wendet sich Léon Daudet auch zuerst gegen Jene, die nur den Künstler gelten ließen, weil sie den Philosophen nicht kannten. Er schreibt: „In manchen nekrologischen Artikeln über ihn, die sonst ganz gut gemeint waren, war die Bemerkung zu lesen, daß Alphonse Daudet kein „Denker" war. Ein Denker im schulmeisterlichen Sinn, einer, der mit abstrakten Begriffen arbeitet, war er allerdings nie. Aber hier auf meinem Tische habe ich seine Notizhefte, in die er täglich, unermüdlich, mit unglaublicher Geduld und Gewissenhaftigkeit die unausgesetzte Arbeit seines Gehirns eintrug. Man findet alles Erdenkliche in diesen kleinen, schwarz eingebundenen, vollgekritzelten Büchern, in denen er die Seiten durchstrich, sobald er sie für seine Arbeit benutzt hatte. Anfangs zeigt sich darin ein seltsames Hasten und Drängen, ein Schwirren und Brausen; es kommt mir vor, als hätte sich dieser herrliche Geist ganz, wie er war, darin enthüllt, mit seinen Sprüngen, seinen Wirbeln, seinem Auf- und Niederwogen, seinen stillen Gluthen oder zuckenden Blitzen. Später giebt sich eine größere Sammlung darin kund, eine Art Rhythmus, eine harmonische Bewegung des Geistes, indem er von der einfachen Empfindung ausgeht, sich in pittoreske Bilder, in Reise-Eindrücke, Träume oder Erinnerungen versenkt, jene farbigen und klangreichen Regionen durchmißt, wo sich das Wunder der Kunst vollzieht, wo ein lebhafter Eindruck durch einen geheimnißvollen Vorgang der Ursprung eines Buches oder eines Stückes wird. — Dann erhebt sich der Ton: es bleibt Alles lebendig und klar, wird aber straffer, schärfer. Die Worte, ohne sichtbare Verbindung nebeneinander gestellt, aber, wie die Farben oder Striche einer Skizze von Velasquez oder Rembrandt, in einem tiefen Zusammenhang stehend, von einem manchmal grausamen Realismus, rufen unzählige Gedanken hervor. Und aus diesem abgekürzten Verfahren, aus diesem Gewebe von Fleisch und Nerven, springen wunderbare Formeln hervor, blitzartige Kundgebungen seiner Seele, von einer größeren allgemeinen Bedeutung als sie den Ideen der Metaphysik innewohnt. Er, dem man den kindischen Vorwurf gemacht hat, daß er keine metaphysischen Ideen hervorgebracht habe, schien mir im Gegentheil unablässig von den großen Problemen des Seelenlebens in Anspruch genommen zu werden. Unter den Philosophen bewunderte er am meisten Descartes und Spinoza, sowohl wegen ihrer Klarheit wie wegen ihrer peinlich gründlichen Untersuchungen über das Spiel der menschlichen Leidenschaften. Wenn auch seine Lebensfreude vor der übersinnlichen Form dieser auf Leib und Geist angewendeten Mathematik stutzig wurde und er der Methode Montaignes den Vorzug gab, so liebte er es doch auch, wie er sagte, „auf den Höhen zu athmen", auf den Höhen der „Ethik" Spinoza's. Für Schopenhauer hatte er eine sehr lebhafte Neigung. Diese Verbindung von scharfem Humor und Dialektik, dieses Gewebe von düsteren Vernunftsätzen und pittoresken Aphorismen bezauberten ihn."

Seitdem die grausame Krankheit sein Leben eingeengt hatte — übrigens in geringerem Maaße, als meist behauptet worden ist — öffnete er seine Thore weit. Er nahm alle Unglücklichen auf, er hörte geduldig alle Leidensgeschichten an. Niemals hörte man ihn darüber klagen, daß er seine Arbeit hatte unterbrechen müssen, um einen wahren Schmerz zu lindern. Nur sehr Wenige hintergingen oder mißbrauchten ihn, denn er wußte mit einem erstaunlichen Scharfblick Lügen zu durchschauen, aber ohne jemals darüber aufgebracht zu werden. „Der arme Teufel," sagte er oft mit seinem bezaubernden Lächeln, „der arme Teufel hat mich zu täuschen geglaubt. Ich las die Falschheit auf seinem Gesicht, sie verrieth sich in dem Zucken eines kleinen Muskels, das ich genau kenne, da, an den Mundwinkeln, und in dem unsicheren Blick seiner Augen. Einen Augenblick hätte ich mich fast vergessen ... Bah! Ein Unglücklicher trotz Allem!" Wenn der Mann fort war, so notirte er sich von der Unterhaltung, was ihm bemerkenswerth erschienen war. Ueberdies war sein Gedächtniß grenzenlos, denn noch nach vielen Jahren erinnerte er sich genau an einen Namen, ein Gesicht, eine Gebärde, eine besondere Angewohnheit, ein Wort.

Er hatte eine Art, zu erzählen, die nur ihm eigen war, und die Niemand vergessen wird, der ihn gekannt hat. Beim Erzählen ließ er sich von der Erinnerung leiten. Er reproducirte die Thatsachen und Empfindungen in ihrer Reihenfolge, wobei er die Zwischenglieder wegließ und nur die „Dominanten", wie er sagte, gab. Die „Dominanten ..." Diesen Ausdruck gebrauchte er häufig. Er verstand darunter die wesentlichen, unerläßlichen Theile, die Hauptpunkte eines Buches oder einer Erzählung. „Die muß man in's Licht rücken," bemerkte er. Ebenso pflegte er zu sagen: „Alle Dinge haben eine Seite, eine Stelle, an der man sie fassen kann." Diese Bemerkung erschließt uns das Geheimniß seiner Methode, die einfacher war, als es Anfangs den Anschein hat. Ein Freund des Wirklichen und Wahren, wurde er nie müde, das Leben zu studiren. So oft er ausgehen konnte, suchte er die verschiedensten Kreise auf, versäumte keine Gelegenheit und betrachtete vor Allem keinen Menschen mit Geringschätzung. Er verabscheute die Geringschätzung als

*) Eine gute deutsche Uebersetzung erscheint in der trefflichen Romanzeitung „Aus fremden Zungen" und demnächst als Buch unter dem Titel „Beiträge zur Lebensgeschichte und Charakteristik Alphonse Daudet's", ebenfalls bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

eine Form der Unwissenheit. Mochte es sich nun um eine Persönlichkeit aus den vornehmen Kreisen, um einen Künstler oder um einen Kranken, mochte es sich um einen Armen auf der Straße, um einen Waldhüter oder einen zufällig daherkommenden Arbeiter handeln — immer brachte er es mit seinem wunderbaren geselligen Geist oder seiner außerordentlichen Herzensgüte dahin, daß schnell die banale Region conventioneller Gespräche verlassen wurde und der, mit dem er sprach, ihm sein Herz aufschloß. Er flößte jenes wundersame Vertrauen ein, das aus dem freudigen Gefühl, sich verstanden zu wissen, entspringt . . .

„Wenn ich einmal meine Arbeit gethan habe, möchte ich mich als Glückshändler etabliren. Meinen Lohn würde ich in meinem Erfolge sehen," sagte er eines Tages zu seinem Sohne. „Der Glückshändler müßte zu den Kranken und Schwachen, zu Allen gehen. Er müßte mit liebevollem Wesen ihr Vertrauen gewinnen. Wie ein geduldiger, liebreicher Arzt untersucht er die Seelenwunde, stellt ihre Ausdehnung, ihre Fortschritte fest, flößt dem Kranken Muth ein, indem er das unfehlbare Argument des Egoismus zu Hülfe nimmt und ihm seine Leidensgefährten vor Augen stellt, und gelangt von da nach und nach dazu, ihm zu schildern, wie sein Leben, obwohl es Einschränkungen erfahren hat, sich trotzdem schön gestalten kann, wenn er versteht, es anzuwenden, Thränen um sich her zu trocknen, zu trösten, indem er sich selbst tröstet. Allen Endzweck außerhalb seiner selbst verlegen, sein Ideal außerhalb seiner selbst aufstellen, das heißt dem Fatum ein wenig entgehen."

Manchmal sagte Léon zu ihm:

„Sei für Dich selbst ein Glückshändler."

Er erwiderte:

„Mein Dasein ist eine tägliche Kraftanstrengung. Ich halte sehr viel von jenen kleinen Uebungen des Willens, die mich dazu bringen, zu einer bestimmten Stunde aufzustehen, mich trotz meiner Schmerzen an meinen Tisch zu setzen, mein Leiden gering zu schätzen, ihm zu trotzen. Stelle Dir vor, welche Qual es ist, seinen Kreis sich immer mehr verengern, das Gebiet des Unausführbaren immer mehr sich erweitern zu sehen. Wie wahr ist es, das herzzerreißende Wort der Cokette, die sich im Spiegel betrachtet: ‚Und um das Alles werde ich dereinst trauern!' Die unzähligen Pflichten eines Familienvaters, die Sorgen um mein Haus sind für mich eine große Hülfe. Das Gefühl der Verantwortlichkeit genügt, den Menschen aufrecht zu erhalten, wenn seine Kräfte ihn verlassen. Und dann denke ich an diejenigen meiner Leidensgefährten, zu deren Qual noch das Elend sich gesellt, die kein Feuer, kein Fleisch, kein Wein, keine warme Liebe erquickt, und ich fühle mich wieder glücklich. Ich bewahre mir das Mitleid, indem ich mir immer und immer wieder sage, daß es schlimmere Noth als die meinige giebt, und so verbrauche ich es nicht ganz für mich selbst."

Und bei einer anderen Gelegenheit kommt er wieder auf seinen Einfall zurück: „Der Glückshändler würde das thätige Mitleid predigen, nicht nutzlose Thränen. Dem Leidenden ist sein Leiden stets neu; für die Zeugen, selbst wenn sie liebevoll und zärtlich sind, wird ein Leiden etwas Altes, Gewohntes. Ich sage zu dem Kranken: ‚Zerstreue Dich und kämpfe bis zum Aeußersten. Ermüde und quäle deine Umgebung nicht.' Die Stoiker kannten das Hochgefühl, das in der unablässigen Uebung der Energie liegt. Dem mit Phantasie begabten Leidenden würde ich mit unzähligen Kunstgriffen beikommen; Demjenigen, welcher die Wirklichkeit nicht mit Bildern der Einbildungskraft ausschmückt, würde ich rathen, seinem Leiden gerade in's Gesicht zu blicken, bis zu dem Punkt, an dem ihm das Herrliche des Kämpfens aufgeht und Alles groß macht. Es ist eine eigenthümliche Art Rausch, der die Beschränktesten merkwürdig verständnißvoll macht; das ist einer der Schlüssel der Natur. Zuerst bekommt jedes Ding seinen richtigen Platz, fügt sich in seine natürliche Ordnung. Die kleinen Leiden, die uns durch die Sinnenlust und durch die geistige Trägheit größer erscheinen, schrumpfen zusammen und steigen auf ihr richtiges Niveau hinab. Ohne mein Leiden wäre ich vielleicht ‚ein Schriftsteller' gewesen, der vor der Kritik gezittert hätte, sich vom Lob hätte erhitzen, von eitler Selbstgenügsamkeit hätte bethören lassen. Gewiß habe ich noch immer Schwächen, aber jedenfalls hat mich mein Leiden geläutert . . ."

Und Léon Daudet, der selbst Arzt ist, versichert, sein Vater habe gewisse Gebiete im Reiche des Leidens kennen zu lernen vermocht, die die moderne Unwissenheit, den alten Geographen gleich, gewissermaßen noch mit Tigern und Löwen, das ist mit leeren Formeln, bevölkert. Als Léon ihm eines Tages erklärte, wie die Nervenbündel im Rückenmark und im Gehirn sich durchkreuzen, rief er aus: „Das Gespann Plato's!" So verband sich das Phantasieleben wieder mit der Wirklichkeit. Dieses Streben findet Léon in allen Notizen seines Vaters über den Schmerz. An einer Stelle vergleicht er Diejenigen, welche die Paralysie befällt, mit den in Bäume verwandelten Satyrn, mit den versteinerten Dryaden. An einer andern seufzt er: „Ich könnte mein Leiden, wie die bezaubernde Mademoiselle de Lespinasse ihre Liebe, von allen Augenblicken meines Lebens datiren." Ein anderes Mal sagt er mit sanfter Ironie: „Hypochondrie — lies: Unwissenheit der Aerzte."

Man kann sich vorstellen, daß er sich für die berühmten Patienten früherer Zeiten interessirte. Er kannte die Krankheit von Pascal, Rousseau, Montaigne und die uns zeitlich nähere Heinrich Heine's von Grund aus. Allein er hütete sich sorgfältig vor den abgeschmackten Hypothesen, in die sich unsere neuesten Psychologen gestürzt haben, und für die Verknüpfung des Genies mit dem Wahnsinn zum Beispiel hatte er nur ein Achselzucken. Die Verwandtschaft zwischen dem Mitleid und dem Schmerz war ein Thema, das ihn unablässig beschäftigte. „Wer keinen Hunger gehabt, wen nicht gefroren, wer nicht gelitten hat, kann nicht von der Kälte, vom Hunger, vom Leiden sprechen. Er weiß nicht einmal recht, was Brod, was Feuer, was die Resignation ist. In meinem ersten Lebensabschnitt habe ich die Noth kennen gelernt, im zweiten den Schmerz. So haben sich meine Sinne geschärft; wollte ich sagen, bis zu welchem Grade, würde man mir nicht glauben. Das Gesicht irgend eines Unglücklichen an einer Straßenecke kann mir die Seele verstören und wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Es giebt Töne, die ich mir nicht in's Gedächtniß zurückrufen mag, um nicht wie ein Kind zu weinen! Ach, die Schauspieler — was für ein Genie brauchten sie, um wiederzugeben, was sie durchgemacht haben! Weder Tremolo noch Uebertreibung, nur den richtigen Ton, der aus dem Herzen kommt!"

Alphonse Daudet hatte die menschliche Eitelkeit einem tiefgehenden Studium unterworfen. „Während der Hochmuth ein Hebel für den ganzen Menschen ist," sagte er, „beeinträchtigt die Eitelkeit das Gewissen. Der Hochmuth, eine Anspannung der lebendigen Kräfte, kann das Gerechtigkeitsgefühl im höchsten Grade aufbringen oder es brutal aus dem Herzen reißen; die Eitelkeit zerstört es unerbittlich. Einschmeichelnd und ungreifbar dringt sie in die verborgenen Falten, in die geheimsten Winkel unserer Seele ein. Oft fragen wir uns, warum der oder Jener in so unbegreiflicher Weise seinem Charakter zuwider gehandelt hat —: der Grund ist, weil er dem Triebe der Eitelkeit, dem erfahrensten und raffinirtesten Gebieter, gehorcht hat." Es war nicht selten, daß eine Thatsache des alltäglichen Lebens diese moralischen Plaudereien durch die Demonstration ad oculos bekräftigte. Unter seinen Bekannten hatte er den wahren Typus eines Großthuers. „Er muß heute kommen," sagte er zu seinem Sohne, „sieh zu, daß Du da bist. Wir wollen ihn ordentlich in Zug bringen. Wenn er seinen guten Tag hat, können wir großartige Worte erwarten, Worte, die unfreiwillig aus der

Digitized by Google

herrschenden Leidenschaft hervorgehen, wie Balzac sie für seine dramatischen Scenen findet." Und Léon erzählt uns:

„Es läutete; der bewußte Großthuer war da. Noch ehe er sich setzte, begann er schon gleich von „seinen Erfolgen" zu sprechen,' strich seine Verwandtschaft und sich selbst heraus, hob die Unterschiede der Situation hervor, „das Betrübende einer Krankheit, die die thätigsten Menschen zwingt, in ihrem Lehnstuhl zu sitzen, und ihnen die dem Gehirn nothwendige Gymnastik unmöglich macht." Mein Vater hat wiederholt die Bemerkung gemacht, daß die Eitelkeit und der Hochmuth in ihrer höchsten Ausbildung zur Grausamkeit führen. Die „moitrinaires," wie er solche Leute nannte, verlieren jedes sociale und moralische Gefühl, erwärmen sich nur noch für sich selbst, und Alles, was im Weltall ihrer alles überragenden Personen im Wege steht, scheint ihnen alle möglichen Katastrophen zu verdienen. Der Großthuer fuhr also in dem Tone fort, in dem er begonnen. Er war jetzt in Rührung und freute sich über seine eigene Gesundheit beim Anblick des kranken Freundes. Nun unterbrach ihn mein Vater; er versicherte, daß er sich nie so gut befunden habe wie augenblicklich: „Ich bin in bester Stimmung, ich rauche meine Pfeife — ein vorzügliches Zeichen —, die Arbeit geht mir großartig von Statten. Nächstens werde ich nach Champrosay reisen. Dort, im Grünen und im Sonnenschein, mache ich mein Buch sicher vor Ablauf von zwei Monaten fertig." Der Andere machte ein saures Gesicht. Mit einem Male, ohne Uebergang und im natürlichsten Ton der Welt, erzählte ihm mein Vater folgende Fabel: „Eine Ratte, die sehr eingebildet und daher mißgünstig war, besuchte eine andere Ratte, die Gift geschluckt hatte. Die Unglückliche wand sich vor Bauchgrimmen in ihrem prächtigen Wohnhaus; die Besucherin litt aber noch viel ärgere Schmerzen in ihrer Verzweiflung über so viel Glanz . . . ‚Sie sehen gelb aus.' — ‚Ich? O, mir fehlt nichts! Mir ist hier so wohl! Aber Sie selbst?' — ‚O, ich befinde mich ausgezeichnet, ich versichere Sie . . .' Sie gaben, einander gegenübersitzend, ihren Geist auf, und die Neidische starb zuerst." Während dieser Erzählung belustigte ich mich im höchsten Grade an dem unsicheren Gesichtsausdruck des Besuchers, der nur zur Hälfte begriff. Als er fort war, lachte mein Vater herzlich:

„Der gute Mann wünscht meinen Tod. Sein gewöhnlicher Ausruf ist: ‚Wie, Sie arbeiten! . . .' Findest Du nicht, daß das „Ich' bei ihm ein wahrer Gall'scher Gehirnhöcker ist? O die hübsche, heitere, echt französische Charakterstudie, die sich über Seinesgleichen schreiben ließe! . . . Einer von diesen verwünschten Kerlen gestand mir eines Tages mit einer Verzerrung des ganzen Gesichts: ‚Sie glauben nicht, wie das schmerzt!' Für diesen Menschen war die detaillirte Schilderung meiner Leiden positiv ein Genuß. Ich bemerkte es, nahm ihm diese Freude, und seitdem konnte er mich nicht mehr leiden. Er stand an der Spitze einer sehr bedeutenden Verwaltung, er war eine Art Autokrat. Seine Beamten und Subalternen, die seine Manie kannten, zeigten sich vor ihm nie anders als ächzend, über nicht vorhandene Leiden klagend, eine Binde um dem Kopf."

In diesem herrlichen Buche des Sohnes über den Vater, des selbst literarisch schaffenden Léon über seinen Urheber und Meister, werden selbstverständlich auch viele literarischen Fragen behandelt. „Mein Vater hat niemals das Leben von der Literatur getrennt," versichert Léon. „Darin liegt das Geheimniß seiner Kraft. Die Kunst war für ihn gleichbedeutend mit der höchsten Vollendung. Vorbilder zu schaffen und den Menschen Trost zu gewähren — das war es, was er vor Allem wünschte. So manches Mal hat er mir erzählt, wie in seinen jungen Jahren die Lebenslust in ihm überschäumte und daß er es meiner Mutter, „seinem hingebenden, verständigen und unermüdlichen Mitarbeiter", verdankte, wenn er nicht sinnlos die ihm von der Natur verliehenen Gaben vergeudete, von denen er später einen so herrlichen Gebrauch machte. Eine Stelle aus Lamartine's „Cours de littérature", die ich ihm eines Tages vorlas, erregte seine Aufmerksamkeit so, daß ich sie ihm noch einmal vorlesen mußte. Der Dichter spricht dort von „jenem wunderbaren Schauer des Empfindens, wenn er sich nicht in der Leidenschaft verliert, der ein Kennzeichen des Genies ist." Diesen „Schauer des Empfindens" betrachtete mein Vater als die Quelle jedes Werkes von dauerndem Werth." Der jüngsten Literatur, die sich von dem Realismus abwandte, stand er nicht so unfreundlich gegenüber, wie man annehmen könnte. Seiner Ansicht nach bleibt der französische Geist, von einzelnen Abweichungen abgesehen, immer dem Klaren und Wahren zugethan und seiner angestammten Eigenart getreu, berichtet Léon. Er bewunderte einige Stücke Ibsen's, aber nicht alle, denn es giebt darunter solche, deren Symbolismus ihm kindisch und trügerisch erschien. In dem nordischen Sarkasmus der „Wildente" zum Beispiel fand er das durch den Schnee Pommerns conservirte Kautschuklachen, das Lachen Voltaire's, wieder. Er hatte eine Verehrung für Tolstoj, den Tolstoj von „Krieg und Frieden", „Anna Karenina", der „Erinnerungen an Sebastopol" und der „Kosaken". Die „Kreutzersonate" stieß ihn durch gewisse Stellen ab. Der Neo-Mystizismus des Autors und seine letzten evangelischen Werke vollends interessirten ihn so gut wie gar nicht. „Tolstoj," sagte er, „hat in seiner Jugend vom Dasein Alles gekostet, was es Köstliches, Prächtiges und Glanzvolles hat. Er hat für die Jagd, Maskenbälle, Schlittenfahrten, hübsche Frauen, Freunde und die Künste geschwärmt. Jetzt möchte er den andern Menschen diese Freunde verbieten, die das Alter ihm verwehrt. Bei der Bekehrung eines Siebzigjährigen werde ich immer ein Mißtrauen gegen die Reue und jenen, o, sehr versteckten, fernen und gewundenen, aber zähen Neid haben, den man durch die Runzeln hindurch erblickt." Die Lectüre von „Schuld und Sühne" war für ihn eine „Krisis des Gehirns" gewesen. Dieses Buch hatte ihn abgehalten, das von ihm geplante Werk über die Mörder-Studenten Lebiez und Barré und die Wirkung der falsch verstandenen Darwin'schen Lehre auf die Jugend zu schreiben. Diese mißbräuchliche Anwendung von Lehrsätzen, die praktische Erweiterung von Theorien setzte ihn in Erregung, und dieser Erregung verdankt man Bücher wie „La Lutte pour la Vie". „La Petite Paroisse" und „Soutien de Familie." Um auf Dostojewskij zurückzukommen, so schätzte er ebenso die „Brüder Karamazow" und „Das Todtenhaus", aber der geisterbeschwörenden Raserei, den Hallucinationen des russischen Dickens zog er die harmonische Schönheit von „Anna Karenina", die Klarheit und Fülle von „Krieg und Frieden" vor.

Wir schließen unsere Mittheilungen aus dem Buche mit einigen Aphorismen Daudet's über Schriftthum und Schriftsteller, den Grundzügen einer Poetik und Aesthetik zum Nutz und Frommen literarisch Schaffender:

Mag es sich um ein Buch oder einen Artikel, um eine eigene Schöpfung oder um eine Kritik handeln: nimm nie die Feder zur Hand, als wenn Du etwas zu sagen hast. Wenn die Schreibwuth sich weiter so entwickeln würde wie bisher, so gäbe es bald keinen Menschen mehr in Frankreich und anderswo, der nicht ein Buch in Arbeit hätte . . .

Bilder, Ideen, Situationen, Personen bekommen ihre richtige Form nur dadurch, daß man sie ganz langsam, instinctiv im Kopfe ausreifen läßt, wobei die ganze Natur mit ihren unbedeutendsten Vorgängen die Mitarbeiterin des Schriftstellers ist. Wir gleichen schwangeren Frauen.

Die bis zur Vollendung gebrachte Schilderung eines Charakters darf nur Schritt für Schritt vor sich gehen, der Art gemäß, in der die betreffende Persönlichkeit ihr Wesen offenbart und das Leben seine Wirkung auf sie äußert . . . .

Alles, was uns umgiebt, die menschliche Gesellschaft, die Landschaft, die Umstände, Alles nimmt Theil an unserem

Digitized by Google

Seelenzustand. Man muß in die Persönlichkeit eindringen, „in ihre Haut fahren“ und die Welt mit ihren Augen sehen, mit ihren Sinnen wahrnehmen ...

Die Theorie von der „Unparteilichkeit“ des Schriftstellers ist dagegen übertrieben. Wer erzählt, hat das Recht, sich im Stillen, hinter den Coulissen, für Helden oder Heldinnen zu begeistern, ohne die Illusion zu zerstören, in der der Reiz liegt. Die Darstellung der Wirklichkeit erfordert alle lebendigen Kräfte des Schriftstellers. Wärme des Gefühls, ein lebhaftes Empfinden für die Wirklichkeit, selbst rasende Leidenschaftlichkeit — das Alles verbindet sich und bringt die Wirkungskraft hervor. Die Schönheit hat keine Etikette. Die Wahrheit schließt Alles in sich ...

Man muß Rücksicht auf den Leser nehmen: der Verfasser hat gewissermaßen die Pflichten eines Seelenhirten. Er kann verderblich wirken und ist Herr über seine Mittel, und darum vergeht er sich, wenn er sie mißbraucht, wenn er die Hoheit des Lebens vermindert, wenn er nicht von unten nach oben aufsteigt — diejenige Richtung, die allein eines hochgesinnten Menschen würdig ist ...

Die Wahrheit ist der vollständige Einklang zwischen dem Schriftsteller und dem, was ihn umgiebt; zwischen dem, was er ersinnt und wahrnimmt, und dem, was er zum Ausdruck bringt. Auch das Leben der Phantasie hat seine Wahrheit. Auf dem Parnaß wird gelogen wie auf der Straße ...

Es giebt einen Muth des Schriftstellers, den Muth, seine Mission bis zum Ende durchzuführen. Die Beharrlichen sind immer siegreich, während die Aengstlichen auf halbem Wege zurückbleiben. Man braucht dem Muthigen nicht zu Hülfe zu kommen, seine Werke machen ihren Weg ganz allein. Kühn und kraftvoll, lassen sie durch kein Hinderniß sich in ihrem Siegeslaufe aufhalten ...

Die Absicht, zu gefallen, ist eine Gefahr; Aufsehen erregen zu wollen, ist eine zweite. Die Berühmtheit meidet immer Diejenigen, welche sie mit niedrigen Mitteln anstreben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Märchenprinz.

Von Paul Linsemann.

Nun war es schon acht Uhr Abends und Zeit, daß die kleine Lili zu Bett ging. Sie schmeichelte und bat: „Ach Mamachen — könnt' ich nicht noch ein bischen aufbleiben und Dir Gesellschaft leisten?“

„Nein, mein Kind, Du mußt jetzt schlafen gehen.“

„Ach, Mamachen, kommt Papa wieder so spät nach Hause? Ich fürcht' mich dann so.“

„Geh' nur, mein Kind geh'.“ Und Lili ging traurig auf ihr Zimmer, wo das Mädchen sie zu Bett brachte.

Nun war Frau Dagmar allein in dem braungetäfelten Speisezimmer. Einförmig klatschte der Regen an die Scheiben, und von Zeit zu Zeit fuhr der Wind heulend durch den Schornstein. Sie saß neben dem verglimmenden Heerdfeuer und starrte müde in die Flammen.

Und sie dachte an das Meer und die sturmgepeitschten Wogen und an ein versinkendes Schiff und hörte einen Angstschrei durch die Lüfte gellen ...

Und wieder nahm sie das Zeitungsblatt vor und las die Zeilen, die sie seit ein paar Stunden schon auswendig gelernt hatte. „Geestemünde, 27. October (W. T. B.). Wie aus Plymouth gemeldet wird, ist in der Nacht zum 25. October der der hiesigen Handelsgesellschaft „Normannia“ Dampfer „Lotte Sabine“ bei dem furchtbaren Sturm mit der schwedischen Panzercorvette „Gustav Adolph“ auf der Höhe von Plymouth zusammengelaufen. Die „Lotte Sabine“ sank nach wenigen Minuten. Drei Matrosen wurden gerettet. Die übrige Besatzung ist ertrunken. Es sind dies der Capitän Günther Claaßen ...“ Weiter las Dagmar nicht.

Nun war er also todt, der arme Günther ...

Den Ehrentod gestorben wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde. Und sie mußte an all' die Zeit denken, da sie Günther kannte ... Von Kindheit an war das. Unter den Buchen von Greveslohe hatten sie zusammen gespielt. Sie waren an den Strand gelaufen und hatten Muscheln gesucht und die weißen Segel gezählt. Und dann wurde Christian ein Seemann und sie blieb zurück. Sie wuchs einsam auf. Die Mutter hatte sie im sechsten Jahre verloren, den Vater verlor sie im sechzehnten Jahre. Der war ein alter Sonderling gewesen, auf den die Leute in Greveslohe mit scheuem Staunen blickten.

Seine Bücher, das waren nun Dagmar's einzige Freunde. Und wenn sie genug gelesen hatte, dann ging sie wieder an den Strand und sah auf das unendliche Meer hinaus, das sich fern im blauen Dunst mit dem Horizont vereinigte. Und wenn der Abend um den kleinen Herrensitz zu Greveslohe seine Schatten breitete, dann träumte das einsame Fräulein Dagmar. „Du träumst zu viel, liebe Dagmar,“ sagte dann Tante Christine. „Von Träumereien ist noch Niemand satt geworden.“

„Laß mich doch, Tante. Träume sind doch das Schönste, was wir im Leben haben können.“

„Ja, davon versteh' ich nun nichts. Ich bin eben nicht sehr für Träume. Sie machen den Menschen so unzufrieden mit dem Leben. Und das taugt nichts.“

Alle Jahre, oder alle zwei Jahre kam Günther zu Besuch. Sie freute sich, sie hatte ihn gern, und Tante Christine richtete schon im Geist die Wohnung ein.

Aber Dagmar träumte weiter, und immer blieb bei ihr die Sehnsucht nach dem Unnennbaren, Unfaßbaren.

Eines Wintertages — sie war jetzt 27 Jahre alt, war Claaßen wieder gekommen. Und in der Dämmerstunde sagte er es ihr, mit stockenden leisen heimlichen Worten, was er nie noch gewagt hatte.

„... Ich habe immer an Sie gedacht, Dagmar. Und Sie?“

„Ja, ich auch ... Ich hatte ja so viel Zeit dazu.“

Er sieht sich um.

„Ach, wie hübsch ist es hier bei Ihnen. So ganz anders, als in meiner engen Cabine.“

„Ja, aber auch hier ist es eng ... Sie haben das unendliche Meer und den unendlichen Himmel. Das Uferlose, das Grenzenlose! Das muß schön sein.“

„Aber die Stürme, Dagmar!“

„Der Kampf! Das ist es ja gerade, was es schön macht. Wenn ich Junge wäre, ich wäre nur Seefahrer geworden. Was müssen Sie Schönes erleben ... Eigentlich recht drollig, Günther, daß Sie gerade Schiffscapitän geworden sind. Sie sind eigentlich so anders.“

„Ich bin aber doch ganz zufrieden in meinem Beruf und fülle ihn, glaub' ich, ganz leidlich aus.“

„Weil Sie ein pflichtgetreuer Mann sind. Sie würden jeden Beruf gut ausfüllen. Sie sind zu beneiden, Günther.“

„So?“

„Ja. Ich fülle keinen aus. Und doch hab' ich eine solche Sehnsucht danach. Aber ich tauge eben zu nichts. Ich fülle nicht mal meinen Menschenberuf aus.“

„Und der wäre?“

„Andere glücklich zu machen. Weil man nur durch Andere glücklich werden kann.“

„Das haben Sie erfahren?“

„Das hab' ich einzusehen gelernt — hier draußen, in der Einsamkeit. Man muß Glück empfangen und geben können. Weil es nur ein Glück zu Zweien giebt.“

Er rückt näher an sie heran. „Ja. Das ist es, Dagmar.“ Und er streichelt zart ihre Hand.

„Ich hab' Sie so lieb, Dagmar ... Können Sie mir folgen?“

Sie steht auf: „Ich kann nicht, Günther.“

Er ist ganz fassungslos: „Sie ... können ... nicht? ... Ich kam also zu spät?“

„Nein, das ist es nicht ... Ich habe kein anderes Glück.“

„Und doch sprachen Sie noch eben von dem Glück zu Zweien. Und so könnte es auch sein ... Ich könnte so viel Glück geben, glaube ich ...“

„Aber ich nicht ...“

„Doch Dagmar ... ich bin auch mit wenig zufrieden.“

„Nein, das ist unmöglich, Günther ...“

„Das ist traurig für mich ... sehr traurig ... Nun sagen Sie ein Mal, Dagmar, so ganz ehrlich — und Sie müssen nicht zürnen, daß ich so naiv frage: was ist es denn eigentlich, was uns trennt? Ist der Günther Claaßen ein so schlechter Mann, daß er Dagmar Petersen nicht fragen darf: Willst Du mir nicht folgen?“

„Nein, Günther. Sie sind besser als alle Männer, die ich kenne. Sie sind der edelste, der bravste Mensch, den ich außer meinem Vater kennen gelernt habe. Aber Ihnen folgen: nein — das darf ich nicht, das kann ich nicht ... Ich würde uns unglücklich machen: Sie und mich.“

„... Einstmals haben Sie mich doch so ein ganz klein bischen gern gehabt ...“

„Das ist aber nicht genug, Günther.“

„Dann muß es also wohl an mir liegen ... Der Mann, der berufen ist, Sie glücklich zu machen, muß anders aussehen als ich.“

„Günther! Wie mögen Sie nur so was sagen. Sie thun mir wehe.“

„Ich kann's immer noch nicht so fassen: Was trennt Sie eigentlich so von mir? Was stößt Sie so ab?“

Digitized by Google

„Nichts stößt mich ab, aber es zieht mich auch nichts so unwiderstehlich an ... Sie wollen immer Erklärungen, Worte, das Warum? ... Als ob ich das selbst wüßte und sagen könnte ... Das ist ja das Unfaßliche, was mich oft selbst so zerquält ... Ja, wenn ich's beantworten könnte, dann wäre ich ruhiger, dann stände ich auch nicht so beschämt vor Ihnen da ... Das Unbeschreibliche, das ist's ... Es hat keine Gründe ... oder vielmehr ... natürlich sind sie da ... aber man kann sie so mit Blicken nicht sehen, mit Worten nicht sagen ... Ich hab' Sie lieb, wie man einen Freund, einen Bruder liebt ... Aber verlangen Sie nicht mehr ... Glauben Sie mir, ich bin nicht leichtsinnig genug, um Ihre Hand anzunehmen."

Mit bitterem Lächeln sagte er: „Sie sind sehr vorsichtig, Dagmar."

„Bis der Märchenprinz kommt!" Sie stand am Fenster und schaute träumend in die Nacht: „Bis der Märchenprinz kommt," flüsterte sie. „Bis das unbeschreibliche, namenlose Glück kommt ... Aber es wird nicht kommen. Ich habe kein Talent, es zu bannen ... Die Glückskinder müssen helle Augen haben ... Glauben Sie mir, Günther ... ich bin ebenso unglücklich wie Sie ... Und ich hab' mich schon hundert Mal verwünscht, daß ich nicht anders bin ... Warum kann ich nicht so sein, wie die Andern!" Sie schritt hastig vom Fenster auf ihn zu. „Lassen Sie ab von mir, Günther. Ich tauge nicht für Sie. Ich fühle es, daß ich Ihnen nicht gewähren kann, was Sie zu beanspruchen ein echt haben. Man kann die Liebe nicht erzwingen. Sie muß freiillig kommen, mit der Kraft der Elemente ... Ich müßte Herrin oder Sclavin sein des Mannes, den ich liebte. Oder Beides. Er müßte meinen Willen brechen oder ich den seinen ... Das ist die große, befreiende siegende Leidenschaft, die ich suche, auf die ich hoffe ... Sie haben keine Macht über meine Seele gewonnen, Günther. Ich hab' Sie lieb — aber ich kann Sie nicht so lieben wie Sie mich. Und das ist doch nun ein Mal nöthig für die Ehe — wenigstens wie ich sie verstehe."

„Also umsonst."

„Armer Freund! Hätte ich Ihnen diese Stunde nur ersparen können. Sie wird so viel Bitterkeit in Ihnen zurücklassen ... Und an alledem bin ich schuld."

„Nein. Ich selbst. Ich quäle Sie ja mit meiner Liebe."

„Daß Sie mich nicht vergessen haben da draußen!"

„Wie konnt' ich das? Denken Sie, man kann vergessen, wenn man ein Mal so liebt, wie ich? Ich hab' meine Liebe gehegt wie das Letzte und Heiligste, das ich auf der Welt habe. Wenn ich dann so recht in meinem Innersten an Sie dachte, da glaubte ich, ich müßte Sie mir gewinnen, ich müßte Alles besiegen, was Sie von mir trennt ... Aber Sie — Sie haben sich Anderes geträumt. Sie suchen die Leidenschaft und ich die Liebe ... ich könnte Ihnen nur ein ruhiges, stilles behagliches Leben bieten ..."

„Und wenn ich es nähme? Wer bürgt Ihnen für mich? Wenn ich dann eines Tages fände, was mich nicht mehr los ließe? Wenn ich das fände, was ich das Glück nenne?"

„Dagmar! Wie mögen Sie nur so sprechen?"

„Sehen Sie, daß Sie mich nicht verstehen? ... Ich fürchte, Sie unglücklich zu machen. Das hält mich zurück, Ihnen meine Hand zu reichen ... Sie glauben, Günther, Ihr Leid sei riesengroß ... Aber von den Kämpfen, die in mir schon vorgegangen sind, von den stillen, heimlichen Tragödien, davon wissen Sie nichts. Auch nicht, wie ich gelitten habe. Aber Ihr Triumph wird nicht ausbleiben." Und ganz leise flüsterte sie vor sich hin: „Eines Tages wird mein Held kommen und wird mich sehr unglücklich machen."

„O nein," sagte er hastig, „denn Sie werden nie einen Mann nehmen, den Sie nicht ganz genau kennen."

„Wenn die Liebe kommt, werde ich nicht mehr so gut sehen ..."

Und Günther Claaßen ging. Als Tante Christine den Abend von Prediger Lüneborg's nach Hause kam und Dagmar ihr erzählte, daß Günther Abschied genommen, um nicht wieder zu kommen, da neigte sie den Kopf vorwurfsvoll: „Aber Kind, Kind! Das hättest Du nicht thun sollen ... Ach, das ist aber schade ... Nu sag' mal, Kind, warum denn eigentlich nicht! Heirathen mußt Du ja doch 'mal. Was hast Du denn von dem Leben hier draußen? Das ist doch eigentlich nichts für Dich ... Und heirathen ist doch die Bestimmung des Weibes. Das sagte die Frau Pastorin heute Nachmittag erst wieder."

„So! Das ist also die Bestimmung des Weibes?"

„Ja natürlich ... Und wenn Du ihn vielleicht auch nicht so liebst ... das macht sich Alles in der Ehe schon ... Ich weiß das von meinem Seligen her, Deinem Onkel. Die Menschen gewöhnen sich an einander ... Du machst auch zu große Ansprüche, liebe Dagmar ... Und Du kennst doch sonst Niemanden ... Läßt Du ihn gern von Dir gehen?"

„Nein ... Aber ich könnt' ihn auch nicht zurückhalten. Es ist etwas in mir, was mir bange macht ... und das ist die Sehnsucht ... die Sehnsucht nach etwas Anderem ... Sag', ist denn das ein Verbrechen? Hat nicht jeder Mensch das Recht auf das, was ihm das Glück scheint?"

„Das Glück kommt nicht oft, Mädchen. Laß es nicht vorübergehen. Das Glück sieht manchmal so unscheinbar aus." . . . . .

Und so wartete Dagmar, bis der Märchenprinz kam. Und eines Tages kam er: sie glaubte es wenigstens, daß er es war. Es schien ihr so. Er war ein schöner Mann, der Herr Otto Körte und er verstand sich auf die Liebe ... Ueber acht Jahre waren jetzt vergangen, seit Günther von ihr gegangen. Und sie starrte in's Feuer und träumte ...

* * *

Mitternacht war längst vorbei und vom Aegidienkirchthurm schlug es drei Uhr. Da ertönte auf der Treppe ein polternder Schritt: der Schlüssel schien erst das Schlüsselloch nicht zu finden und krachend fiel dann eine Thür in's Schloß. Sonst wartete Dagmar geduldig: denn das war ja ihr Schicksal seit sechs Jahren, den trunkenen, brutalen Mann in's Bett zu bringen. Aber heut' sprang sie mit einem Gefühl des namenlosen Ekels auf und eilte in ihr Zimmer. Dann schob sie den Riegel vor. Er stapfte in das Speisezimmer, dann fand er die verschlossene Thür. Er rüttelte daran. „So mach' doch auf ... Verfluchte Wirthschaft ... Hörst Du nicht?" Er holte mit der geballten Faust aus, um die Thür einzuschlagen, verlor aber dabei das Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin. Nach fünf Minuten verkündete ein kräftiges Schnarchen, daß Seine Hoheit der Märchenprinz zu schlafen geruhen ... Die Frau da drinnen aber dachte an das unendliche Meer, an ihre Sehnsucht und den todten Günther Claaßen ...

Aus der Hauptstadt.

Das National-Zuchthaus.

Herr von Bülow, der amtlichen Mittheilungen zufolge ein ungemein gediegener Kopf und vollgiltiger Ersatz für Bismarck ist, weilt offenbar nicht mehr auf dem Semmering, sondern hat sich in eine weltabgeschiedene Ortschaft Kärntens zurückgezogen. Denn auf dem Semmering giebt es neben hübschen Zimmermädchen, denen allerdings jede staatsmännische Naivetät mangelt, und erfreulich gutem Kaffee auch eine Fülle reichsdeutscher und anderer Zeitungen; sogar die Times liegen dort aus, wenn ich nicht irrig bin. In Kärnten dagegen, auf den Hüttenwirthschaften um den Großglockner herum, begegnet man höchstens den äußerst vorsichtigen „Tiroler Stimmen", und die sind bei ihrem ebenso ausgebreiteten wie berechtigten Mißtrauen gegen europäische Journalnachrichten zuversichtlich noch nicht in der Laune gewesen, das abenteuerlich-närrisch klingende Delagoabai-Abkommen zu veröffentlichen. Herr von Bülow hat also bis zur Stunde noch keine Ahnung von dem Unglaublichen, das hinter seinem Rücken, während seiner knapp bemessenen Ferienzeit in London ausgeheckt worden ist. Er weiß nichts von der neuen Sansibarschande, die uns bedroht, weiß nichts von dem dummschlauen Trick Salisbury's, der den gutmüthigen Graf Hatzfeld zu seinem dupe gemacht hat. Denn wüßte er's, so eilte er auf Windesflügeln herbei und verhinderte auf der Stelle den Abschluß eines Vertrages, der immerhin auch seine staatsmännische Kunst auf das ärgste compromittirt. Verträge solcher Art waren es ja, die dem Todten von Friedrichsruh den wüthenden Ausruf entpreßten: „Könnte ich doch nur noch einmal nach Berlin und ihnen zeigen, wohin diese Schweinerei führen muß!" Und ein Erbe Bismarck'schen Geistes, ein vollgiltiger Ersatz für diesen, während des alten Cursus ja etwas überschätzten, doch nichtsdestoweniger ganz brauchbaren Handlangers dürfte den afrikanischen Caprivismus in neuer und verböserter Auflage doch keinesfalls zulassen.

Freilich, die Haltung unserer nur von den Inserenten, den Subventionsspendern und den Lakaien des Auswärtigen Amtes abhängigen, sonst aber durchaus unabhängigen Presse könnte Herrn von Bülow überzeugen, daß der Delagoa-Traktat wieder einmal aller staatsmännischen Weisheit Schluß und Gipfel ist. Die Buren, noch vor zwei Jahren verzärtelte Lieblinge Alldeutschlands, werden heute verbohrte Schelme und Schurken genannt. Vor zwei Jahren waren sie die Vertreter deutscher Manneskraft, die Söhne unseres Volkes, redliche Pioniere germanischer Cultur; heute erblickt man in ihnen schaudernd habgierige Fremdenhasser, kleinliche, undeutsche Nörgler, den Typus der im Lande der Ramschbazare mit Recht so verabscheuten Raffsucht. Zur Erzielung dieses gründlichen Umschwunges der Stimmung haben die Buren und ihr ehedem so gefeierter, jetzt verhöhnter Ohm Krüger nichts gethan. An Thatsachenmaterial liegt unseren zeitungschreibenden Männerstolzen vor Königsthronen nur der Umstand vor, daß Kaiser Wilhelm II. sich anno 1896 bemüßigt fand, nachdrücklich für die Buren gegen Jameson und Rhodes Partei zu ergreifen, während jetzt Rhodes durch den von Deutschland signirten Delagoavertrag die Berechtigung erhalten hat, erst Transvaal und dann unsere südwestafrikanischen Colonien zu erwürgen. Es wird sogenannte patriotische Männer geben, die geneigt sein möchten, der deutschen Presse auch aus diesem Anlasse hündische Feigheit und Gesinnungslosigkeit vorzuwerfen. Aber die Catos thun unrecht, wenn sie Jemandem seine Charakteranlagen vorhalten, für die er doch nicht verantwortlich gemacht werden und ohne die er nicht leben kann.

Herrn von Bülow's Collegen haben das grenzenlose Erstaunen schon voraus genossen, das dieses erlauchten Staatsmannes bei seiner Heimkehr aus Kärntens Eiswildniß harrt. Sie lasen eines Morgens in dem sonst durchaus zuverlässigen Berliner Local-Anzeiger, dem nächsten

Digitized by Google

Reichstage werde ein Gesetzentwurf zugehen, der den Anreiz zum Streik mit Zuchthaus bedroht. Im ersten Augenblick erschütterte sie die einigermaßen auffällige Kunde, doch faßten sie sich gleich darauf und befahlen den bekannten Geheimräthen, die in ihrer arbeitsfreien Zeit (zwischen 10 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags) Wahlreformgesetze u. dgl. m. ausarbeiten, für alle Fälle auch ein paar drakonische Streikgesetze auf Lager zu halten. Die unabhängige Presse erörterte die seltsame Meldung mit nicht minder heiligem Ernst. Daß eine Zerstörung des Coalitionsrechtes der Arbeiter ausgeschlossen ist, daß Niemand, der sich selbst für eine Respectsperson hält und der eine politische Rolle spielen möchte, seine Hand dazu bieten wird — sie kümmerte es nicht. Ihnen genügte die telegraphische Behauptung, der Kaiser habe es gesagt, um sofort eine Reihe gediegener Leitartikel über die „Frage" zu veröffentlichen. Mitten in ihre wissenschaftlichen Darlegungen donnerte die Schreckensnachricht von dem scheußlichen Verbrechen Luccheni's hinein. Jetzt galt es, zunächst erst einmal diesen frischen Rahm abzuschöpfen, ehe man dem kommenden National-Zuchthause seine spärlichen Reize abgewann und sich mit der Idee, die dividendetragenden Fabriken in weitläuftige Gefängnisse umzubauen, befreundete.

Luccheni's Bestialität und die Versuche der deutschen Arbeiterschaft, von der unerhört günstigen Lage unserer Industrie auch etwas zu profitieren und Lohnerhöhungen herauszuschlagen, haben im Grunde genommen so wenig Gemeinsames wie der Ideengang eines Meuchelmörders und die Sorgen eines braven, strebsamen Familienvaters. Trotzdem ist es den Ganzgeschickten gelungen, eine Verbindungsbrücke zu schlagen, und die gewählten Vertreter der Industrie haben sich nicht geschämt, anläßlich des Genfer Attentates zu einem Attentat gegen das bischen wirthschaftliche Freiheit aufzustacheln, das der deutsche Arbeiter sein eigen nennt. Die Herren v. Haßler, Jencke & Co. verabscheuen gewiß als freie Männer allen würdelosen Byzantinismus, aber ihre unbedingte Zustimmung zu einer Maßregel, die sie noch gar nicht kennen, und das von ihnen dieser Maßregel ertheilte Lob heißt des Guten in der Loyalität zehn Mal zu viel thun. Profitlust ist ein schönes Ding, doch darf sie nicht in Narretei ausarten. Die Herren aus Düsseldorf wissen sehr gut, daß Anarchismus und Socialdemokratie Todfeinde sind und einander ausschließen; sie wissen ebenso gut, daß der Anarchismus verrückt gewordener Liberalismus ist, die Carricatur der Phrase von Freiheit und Menschenrecht, vom freien Spiel der Kräfte. Doch sie wittern Morgenluft, und da kommt es ihnen, in der Zeit der schwindelhaften Reclamen und des unlauteren Wettbewerbes, auf eine kleine Unwahrheit nicht an. Die Presse aber ist erzbereit, den Ruf aufzunehmen. Noch zwar beschäftigt sie sich angelegentlich mit der Menschheitblüthe Luccheni. Was er dem Untersuchungsrichter an verwogenen Frechheiten sagt, wie er lächelt, ißt, trinkt und schläft; ob er Cigarren fordert und bekommt — Alles läßt sie sich auf reservirtem Draht depeschiren. Und die Hunnen und Herostrate, die in den Tiefen noch schlafen, werden geweckt durch den Zeitungslärm, beneiden den so schnell zu einer Weltberühmtheit gewordenen Bengel Luccheni, lächeln eitel und prüfen ihr Messer... Auch über sie wird man einst seitenlange Schilderungen bringen, auch ihr Bild wird im heißgeliebten General-Anzeiger stehen, und auch sie werden vom Untersuchungsrichter Cigarren heischen... Wenn wir ein neues Gesetz gegen die anarchistische Pest erhalten, dann muß sich der strengste Paragraph gegen das anarchistische Preß- und Verlegergesindel richten, das um eines lumpigen Zeilen-Honorars, das um des Kitzels Willen, alle Concurrenten zu schlagen, jedes gemeine Verbrechen auf's Tittelchen genau abschildert und im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert die Dickens'schen Gaunerschulen entbehrlich macht.

Aber Luccheni wird dem überreizten Leser langweilig werden, ehe noch das Quartal zu Ende ist, und damit das Abonnement ja rechtzeitige Erneuerung findet, bedarf es des effectvollen Eiertanzes um das Nationalzuchthaus der Zukunft. An sich scheint die Frage verzweifelt klar zu liegen, und der Kaiser selbst hat im Mai 1889, als er die Arbeitgeber im Bergbau empfing, ungefähr das Richtige getroffen: „Es ist," sagte er, „menschlich natürlich, daß Jedermann versucht, sich einen möglichst günstigen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Arbeiter lesen Zeitungen und wissen, wie das Verhältniß des Lohnes zu dem Gewinn der Gesellschaften steht. Daß sie mehr oder weniger daran theilhaben wollen, ist erklärlich." Wenige Monate vorher war das klingende Kaiserwort gefallen: „Die Arbeiter sind so gut meine Unterthanen wie die Arbeitgeber. — Es kommt darauf an, den Arbeitern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie ein gleichberechtigter Stand sind und als solcher anerkannt werden." Und ruhige Objectivität athmet der Satz der Thronrede vom 6. Mai 1890: „Die im Laufe des verflossenen Jahres in einigen Landestheilen vorgekommenen Ausstandsbewegungen haben mir Anlaß gegeben, eine Prüfung der Frage herbeizuführen, ob unsere Gesetzgebung den innerhalb der staatlichen Ordnung berechtigten und erfüllbaren Wünschen der arbeitenden Bevölkerung in ausreichendem Maaße Rechnung trägt." Der Kaiser erkannte damals die Berechtigung des Ausstandes an, und die Behauptung, er nehme jetzt den entgegengesetzten Standpunkt ein, würde eine Beleidigung des Herrschers darstellen, wenn sie nicht eine handgreifliche Thorheit wäre. So gut wie jeder andere Culturmensch weiß Wilhelm II., daß die Bestrebungen der deutschen Arbeiter, wirthschaftlich emporzukommen, eine geschichtliche Nothwendigkeit, ein Beweis der inneren Tüchtigkeit unserer werthschaffenden Bevölkerung sind. Er haßt die Socialdemokratie, weil sie die Massen politisch verhetzt und seiner Autorität entfremdet; dem wirthschaftlichen Befreiungskrieg des vierten Standes kann der Enkel Friedrich's des Großen keine Hindernisse in den Weg legen. Sein Bestreben kann es nur sein, die jetzt vielfach gespaltenen Kräfte zusammen zu fassen, Arbeiter und Landwirth, Handwerker und ehrbaren Kaufmann, alle Bienen vereint dem schmarotzenden Zwischenhandel entgegen zu werfen und auf ihre so feste wie steife Nacken sein Größeres Deutschland zu gründen. Ihn einen Feind der Arbeiter, einen Feind ihrer kärglichen Rechte zu nennen, heißt nicht nur den Sprößling der Hohenzollern beleidigen, die immer der Armuth Freunde waren, sondern heißt auch ihn persönlich beschimpfen. Denn welche Wandlungen der Kaiser socialpolitisch seit acht Jahren auch durchgemacht haben mag — Niemand hat das Recht, ihm eine totale Frontänderung nachzusagen, die allein dann möglich gewesen wäre, wenn ihm die Anschauungen von 1890 nur ganz oberflächlich angehaftet hätten, wenn sie nicht geistig von ihm verarbeitet und als wahrhafte Erkenntniß aufgenommen worden wären.

Das Oeynhauser Kaiserwort ist nicht verstanden worden, wie so viele Aeußerungen Wilhelm's II. Doch nicht sein Bild leidet unter der falschen Deutung; sie wirft ihren Schatten vielmehr auf die Männer, die seine Rathgeber genannt werden, auf die Masse unbesoldeter Lakaien, die geräuschvoll den Hof umdrängen, auf die schmutzigen Selbstsüchtlinge, die unter'm Schein der Loyalität den Herrscher gern zu schlimmen taktischen Fehlern, von denen ihr Portemonnaie Vortheil hätte, verleiten möchten. Dieser traurige Heerbann, dem der neue Curs seine zermalmenden Mißerfolge verdankt, schreckt vor nichts zurück und erschwert dem Monarchen sein ohnehin schwieriges Amt ungemein. Er schreckte nicht zurück vor der Täuschung, als wäre das deutsche Volk einverstanden mit der Entlassung Bismarck's; er pries feige die unsterbliche Sansibardummheit Caprivi's, er half die Handelsverträge durchpeitschen und heuchelte andererseits Bismarckverehrung und Burenfreundschaft, sobald die Erlaubniß dazu eingetroffen war. Glaubt er dem Kaiser einen Gefallen damit zu erweisen oder ihm schmeicheln zu können, dem Kaiser, dessen redliches Wollen er gar nicht versteht und zu verstehen vermag, dann wendet er die Waffen gegen die Familien des todten Reichsgründers, hetzt gegen die Burenrepublik und begeistert sich für die Entrechtung der Bienen, für die Ermordung quellender deutscher Kraft, deutschen Fleißes, deutscher Zukunft. Froschmolluskenbrei-Naturen, aber nicht Platen'scher Observanz — denn die waren wenigstens nicht giftig und tückisch-feig. Muß schon ein National-Zuchthaus gebaut werden, so wäre es ihnen zur ausschließlichen Benutzung zu reserviren.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Cyrano von Bergerac." Romantische Komödie in fünf Aufzügen von Edmond Rostand. Deutsch von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater.)

Der neuen Arbeit Rostand's ist von Paris her ein bedeutender Ruf voraus gegangen. Sie beherrscht seit Jahresfrist die La Porte Martin der leuchtenden Welthauptstadt, sie macht vollere Häuser, als kühnste Directorenphantasie sich denken kann, und sie hat der längst verstaubten „Reise nach dem Monde" des Herrn von Bergerac zu mehreren neuen Auflagen verholfen, sowie die Plagiate an's Tageslicht gebracht, die Corneille und Molière sich dem Gascogner gegenüber erlaubten. Dieser Erfolg reizte sowohl Herrn Fulda, dessen Arbeiten schon bei lebendigem Leibe zu verstauben beginnen, wie den glückverwöhnten Herrn Brahm, obgleich diesem angeblich consequenten Naturalisten ein phantastisches, ganz und gar unwirkliches Versspiel doch eigentlich von Herzen unangenehm sein müßte. Aber wie der großmäulige „Schillerhasser" flugs auch eine Schillerbiographie lieferte, sobald das Geschäft es so mit sich brachte, so öffnete er auch dem Pariser drame de cape et d'epée „seine" Antheilscheinbühne. Zu der Première war trotz des sonnigen, sehr sonnigen Spätsommertages alles das herbeigeeilt, was sich im Morgenblatte mit bescheidenen Lächeln gern als geistige Elite bezeichnen läßt. Und weil man nun einmal da war, heuchelte man fröhliches Entzücken, und nach dem dritten Akte gerieth die Gallerie in jene Begeisterung, die sie der bedeutend ermäßigten Preise halber pflichtgemäß empfinden muß. Später wurde der Beifall matter und immer matter.

Trotz alledem ist Rostand's Stück nicht schlecht, sondern vielmehr eine anmutige, gallisch geistreiche Tändelei, der es in Berlin nur an den in Paris gegebenen Vorbedingungen zu einem großen Siege fehlte. Herrn von Bergerac's, des gascognischen Helden Nase, ist das Leitmotiv der comédie héroïque. Hundert Epigramme auf seinen einzig dastehenden Gesichtsvorsprung schwirren durch die Luft, und die besten davon hat er selbst verfaßt. Keinem Andern aber erlaubt er, darüber zu spotten, und unbarmherzig sticht er, der Meister im Gefang wie im Zweikampf, Jeden ab, der sich ihm lästernd naht. Kein Wunder, daß der urfranzösische Typ in Paris gefiel. Vereint er doch alle lutetischen Tugenden ohne Ausnahme in sich, witzige Heiterkeit und espritvolles Berserkerthum, Dichtersinn und unwiderstehliche Raufluft, das Alles überschattet von leiser

Digitized by Google

Melancholie, veredelt durch geistige Tiefe. Was bedeutet solchen Vorzügen gegenüber eine mißgestaltete Nase? Dennoch wird sie, die eifersüchtig vertheidigte, Cyrano's Unglück. Der hiebkundige Poet verliebt sich in seine schöne Cousine, und diese trägt ihm zum Lohn für seine Tapferkeit auf, über ihren Schatz, den Junker Christian, zu wachen. Der Troubadour und Held gehorcht demüthig ihrem Befehle, und mehr als das: er leiht dem hübschen, aber entsprechend dummen Christian von seinem Geiste, damit er vor der anspruchsvollen Roxane bestehe. Von ihm sind die Lieder, die Roxane als Christians Gaben am Busen birgt; er flüstert in schwüler Sommernacht Herrn Christian die liebeglühenden, geistvollen Tändelreden in's Ohr, die der Junker stotternd wiedergiebt, und er tritt, da dies Stottern vom Balkon aus übel vermerkt wird, schließlich ganz an seine Stelle und berauscht mit dem prächtigen Klang wunderbar schöner Reden das schöne Weib. Roxanens dankbaren Kuß freilich empfängt am Ende doch Christian, und Christian klettert am Fliederstrauch empor in ihr Kämmerlein. In der Seele des Mädchens geht dann aber langsam eine Umwandlung vor sich. Fast schämt sie sich, Christian seiner äußeren Erscheinung wegen geliebt zu haben. Weit rückhaltloser bewundert und liebt sie seinen Geist. Und fortgerissen von unnennbarer Sehnsucht nach ihm, reist sie dem Junker in's Lager nach. Der liebe Herr ist jedoch eine ehrliche Haut, den es wurmt, sich mit fremden Federn geschmückt zu sehen, und der das auf die Dauer nicht erträgt. Er läßt sich also vom Feinde niederknallen, wodurch er unglücklicherweise dem wackeren Cyrano, der Roxanen schon Alles beichten wollte, den Mund verschließt. Erst nach vollen fünfzehn Jahren, als ein Holzbalken den Poeten mit der großen Nase auf den Tod verwundet hat, erfährt die Preciöse das befremdliche Geheimniß, und gleich darauf verscheidet Bergerac, mit der Hand noch einmal an seine „Wappenzier", seine Nase, fahrend. Das Ganze stellt sich als eine ungemein frische, graziöse und geistreiche Spielerei dar, die mit dichtem Blumengerank umhangen ist und an hundert Stellen blitzt und funkelt, ein mit raffinirter Kunst geschliffener Stein. Rostand's Formgewandtheit sucht ihresgleichen, und die vollendete, die runde Pracht seiner Verse erklärt sich nicht allein durch jahrelanges, unermüdliches, sorgenvolles Feilen an jedem einzelnen Satze. Als Kunstwerk aber dürfte seine Schöpfung kaum sonderlich hoch stehen. Dazu fehlt ihr die psychologische Vertiefung des Conflikts, den man doch auch in einer Comödie ernst nehmen soll und der hier immerhin nur als niedliche Nebensache erscheint; dazu fehlt es dem Dichter an innerem Gestaltungsvermögen, an der Gabe, einheitlich zu charakterisiren. Bergerac ist ein Mosaikbild gascognischen Ritter- und Minnesängerthums, weiter nichts. Miteinander verschmolzen sind die einzelnen Züge seines Wesens nicht; man hat nie ein Ganzes, immer nur Stücke in der Hand.

Herr Kainz that wenig, diesen Kunstfehler auszulöschen. Sein Cyrano blieb auch im höchsten Leid das spielerische Nasengenie, eine burleske Dichterlaune; daß zu dieser Nase auch ein Herz gehörte, ein wundes, wehvolles, über diese verdrießliche Thatsache glitt er späßelnd hinweg. Dafür sprach er mitunter ganz wunderbar die Verse, die dem für solche Uebersetzerarbeit recht geeigneten Herrn Fulda durchaus gelungen waren, und zeigte sich wiederum als der alte Meister der Declamation. Schrecklich in ihrer totalen Seelenlosigkeit und mit ihren schwabblichen Kehllauten war Frau Reisenhofer, die, ich weiß nicht wen, imitiren zu wollen scheint und die darüber das letzte arme Restchen von Natürlichkeit verloren hat. Die welken Herbstblätter, die die Regie in Massen beisteuerte und über die Bühne flattern ließ, waren ungemein realistisch. So wurde auch an diesem Abend der Ruf des Deutschen Theaters gerettet. Aber das Stück wird sich schwerlich lange auf unseren Bühnen halten. Dazu ist es zu stockfranzösisch in Geist und Form. Das theatralische Haudegenthum der Helden der Porte Saint-Martin ist uns fremd und unsympathisch. Darum haben sich bei uns all' diese Soldatenstücke des alten Dumas und von d'Ennery ebenso wenig einbürgern können, wie die Schauspiele des unvergleichlich größeren Victor Hugo, neben dem auch Monsieur Rostand sich wie ein armer Schächer ausnimmt. Hugo's Dramen sind uns erst als Verdi'sche Opern lieb geworden, und so wird es auch mit „Cyrano von Bergerac" werden, der ein prachtvoller Opern- oder Operettentext ist.

Notizen.

„Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot." Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë und nach deren Tagebuch bearbeitet. Von Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg). (Leipzig, Schmidt & Günther.) Wir gestehen offen, daß wir diesem Memoirenwerke etwas skeptisch gegenübertreten. Seine Herkunft klingt auch gar zu romanhaft. Man höre nur! „Auf der Bodenkammer meines elterlichen Hauses, in der Nähe von Halberstadt", erzählt der Herausgeber, „stand einst neben anderem Altväterhausrath eine alte, eichengeschnitzte Truhe. Sie stammt noch von der Großmutter meiner Mutter her und auf dem einen Deckel ist der Name eingeschnitzt: Sophie Hedwig von Alvensleben, verwittwete von Bülow-Groß-Schwechten, geb. von Rauchhaupt auf Hohenthurm und Landin 1692. Es ist das der Name der Mutter meines Urgroßvaters, die alte Truhe daher ein altes, ehrwürdiges Familienstück. Wenn wir Kinder einmal einen Blick in diese Truhe werfen durften, so war unseres Staunens kein Ende, denn der Geist einer fremdartigen, längst vergangenen Zeit wehte uns daraus entgegen. Da gab es für unsere Kinderaugen gar wunderbare Sachen und sie war für uns der reine Reliquienschrein. Wir sahen da eigenthümliche, mit alten Spitzen besetzte Kleider, echte Points, kleine zierliche Elfenbeinfächer, Potpourris und Ridicules, gestickte Pompadoure, Schnupftabaksdöschen, Stammbücher, Gebetbücher, Costüme und Modebilder, genug, so Mancherlei, daß unsere Kinderseelen aus dem Staunen nicht herauskamen. Die Besitzerinnen der Truhe einer jeden Generation hatten in ihr das geborgen, was ihnen in ihrer Zeit des Aufhebens werth erschienen war. Diese geheimnißvolle Truhe ging bei dem Tode meiner theuren Mutter in meinen Besitz über. Bei oftmaligem Herumstöbern in ihr, es war das immer solch' eine Art von Festtag für mich, fand ich eines Tages ganz unten an dem Boden, unter alten Schriften verborgen, ein von verblichenem blauen Seidenband umwundenes, starkes Briefpacket, auf dessen Umschlag geschrieben stand: „Briefe Ceciles aus den Jahren 1801 und 1802". Es waren an zwanzig, bisweilen viele Bogen lange Briefe in französischer Sprache. Sie sind auf starkem, wir möchten jetzt sagen, grobem Papier geschrieben, zwar schon arg vermorscht und theilweise zerrissen, in der Schrift aber doch noch lesbar. Es waren die Briefe der ehemaligen dame d'atour der Prinzessin von Lamballe, der Baronesse Cecile de Courtot an meine Urgroßmutter Frau Anna Gottliebe Luise Wilhelmine von Alvensleben, geborene Freiin von Loë zu Overdiek. Aber es waren nicht diese Briefe allein, die ich in der alten Truhe fand, sondern ich entdeckte da außer manchen anderen Briefen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts noch ein in rothen Sammet gebundenes Buch, das auf seinem Umschlag die Aufschrift: „Mein Stammbuch" trug. Meine Urgroßmutter hat in dieses Buch nach dem Geiste der Zeit so allerlei zusammengetragen. Ich fand darin die etwas schwülstigen Gedichte der Dichter jener Zeit, dann wieder Stimmungsbilder und auch die Beschreibung mancher wichtiger Tage aus ihrem Leben. Allmälig aber nahm der Inhalt den Charakter einer Art von „Tagebuch" (könnte man es nach heutigen Begriffen nennen) an, obgleich es mehr als das ist, denn es enthält Schilderungen ihr interessanter Gespräche und Personen, Aufzeichnungen ihr wichtiger Tage und Vielerlei des Anziehenden mehr. Auch dieses Tagebuch ist in französischer Sprache geschrieben, was sich daraus erklären läßt, daß meine Urgroßmutter in einem französischen Kloster in Holland erzogen wurde, außerdem aber die Conversationssprache der damaligen adeligen Kreise die französische war. Ich habe versucht, aus der Uebersetzung des Tagebuches und der Briefe das folgende Zeit- und Lebensbild zu entwerfen und die Personen so zu schildern, wie sie sich darin geben." Manche literarische Mystificationen, wie die verschiedenen Memoiren von Talleyrand, Barras ꝛc. haben uns gegen solche überarbeitete und retouchirte Memoiren mißtrauisch gemacht, und zumal den geheimnißvollen Funden in alten Truhen stehen wir ablehnend gegenüber. Wenn der Herr Oberstlieutenant wirklich eine solche Truhe mit solchen Schätzen entdeckte, so hätte er das Gefundene in Originalform, höchstens übersetzt, aber nicht bearbeitet, wiedergeben sollen. Da wir aber das Original nicht kennen, so wissen wir kaum, was echt ist. Verdächtig kommen uns zumal die Briefe der Baronesse Cecile de Courtot vor, die als Emigrantin acht Jahre in Kalbe an der Milde wohnte, Augenzeugin der französischen Revolution, eine schwergeprüfte Dulderin in den Tagen der Schreckenszeit war und mit dem Kaiser Napoleon und manchen berühmten Personen jener Epoche in Verbindung stand. Man lese nur einmal die romantisch unmögliche Errettung vor der Guillotine durch eine Pulverexplosion oder die nüchterne Beschreibung des Todes der Lamballe und vergleiche diese mit den Quellenschriften! Auch bei Johannes Scherr findet man Details, die die Augenzeugin hätte sehen müssen. Echter scheinen uns die späteren Aufzeichnungen, besonders die hübschen Bilder vom Berliner Hofe und die paar Gelegenheitsgedichte des alten Gleim. Sie sind schlecht genug, um wirklich von dem Halberstädter Patriarchen zu sein. Ganz entschieden apokryph sind aber die angeblichen Originalbriefe Napoleon's und der Königin Marie Antoinette, überaus schülerhafte Uebersetzungen aus dem Deutschen in's Französische mit Hülfe des kleinen Ploetz und Sachs-Villatte. Eine erbauliche kleine Blumenlese: des cris menglents, nous sommes 80 années, on attend à toi, la bonne côté, sûretée, rien plus vil et honteux u. s. w. Fast jeder Satz enthält unfranzösische Wendungen und die fettesten Böcke. Auch an sonstigen Verstößen und Anachronismen fehlt es nicht; so wird behauptet, daß die Pariser die Freundinnen der Königin „Grisetten" nannten, ein Ausdruck, der erst 50 Jahre später erfunden wurde, oder wenn der Verfasser von dem „Nirwana des Rousseau und Helvetius" spricht. Hier und anderswo verräth sich eben der Compilator, der die wahrscheinlich dürftigen Originalien aus der Truhe romanhaft aufputzt, aus zeitgenössischen Memoirenwerken ꝛc. ergänzt und dadurch wichtiger machen will. Wenn wirklich überlieferte Materialien vorlagen, so hätten sie einem Historiker in die Hände fallen sollen, nicht einem Romandichter, der uns schon einmal „Aus dem Geheimfach meines Schreibtisches" Wunder erzählte.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Deruburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.
Herausgegeben
von
Egbert Müller.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mun
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

---

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf
1 Gros Nr 106: M 3.—
Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt

Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie

Überall vorrätig

Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit nächster Nummer schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 1. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Friedensbotschaft. Von Carl von Bruchhausen. — Die Lehren des Sudan-Feldzuges. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein. — **Literatur und Kunst.** Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs. Von Theophil Zolling. — Phantasus, Polymeter & Comp. Von Erich Urban. — **Feuilleton.** Ein verlorenes Paradies. Von August Trinius. — **Aus der Hauptstadt.** Kein Romantiker auf dem Throne. Von Caliban. — Neue Opern. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Friedensbotschaft.

Von Carl von Bruchhausen.

Des Zaren Friedensbotschaft wird wie eine „That" gepriesen und Diejenigen, welche sich einzig und allein „Friedensfreunde" nennen zu dürfen glauben — welcher gebildete Mensch wäre nicht im innersten Herzen ein wahrer Freund des Friedens? — tragen das Haupt hoch. Die Zeit wird lehren, was bei dem aus dem Osten kommenden Vorschlage herauskommen wird: ob ein alsbaldiges Aufeinanderprallen der krieggerüsteten Nationen, ob eine Verhinderung oder auch nur Erschwerung von Kriegsausbrüchen in der Zukunft, ob lediglich internationale Vereinbarungen im Sinne der Genfer und Petersburger Convention, um dem Kriege, den man nicht aus der Welt zu schaffen vermag, seine schlimmsten Schrecken zu nehmen. Und weiter muß die Zeit es lehren, ob die etwa zu Stande kommenden Abmachungen bindende Kraft genug haben, um nicht bei der ersten besten Gelegenheit von einem bedrängten Volke mit vulcanischer Gewalt durchbrochen zu werden.

Das Alles liegt im unsicheren Reiche der Zukunft und spottet jeder Vorhersage. Festen Boden aber haben wir unter den Füßen, wenn wir den Gründen nachspüren, welche zu einem Kriege Anlaß geben können. Vielfach ist die Meinung verbreitet, als seien Deren weniger geworden, und mit Triumph verkünden die berufsmäßigen Friedensapostel: Die Zeit der Cabinetskriege ist vorbei! Gott sei Dank, ja. Aber diese frohlockenden Leutchen sind blind dafür, daß an Stelle des einen abgehauenen Kopfes rasch und in aller Heimlichkeit mehrere neue nachgewachsen sind und sie höhnisch angrinsen. Auch wurde das fröhliche Grablied auf die Cabinetskriege durch einen unbequemen Mißklang unterbrochen: durch die aufdämmernde Erkenntniß, daß verderbliche Kriegslust keineswegs auf monarchisch regierte Staatswesen beschränkt ist. Ganz im Gegentheil: mehr als eine der neuzeitlichen Monarchien hält ängstlich Frieden, weil ein unglücklicher Krieg das regierende Haus ohne Weiteres wegfegen könnte. Man erinnere sich nur des Widerstrebens, mit welchem die Königin Christine von Spanien in den ihrem Lande aufgedrängten amerikanischen Krieg ging, und mit welcher Unbekümmertheit dagegen von den Vereinigten Staaten die Kriegsfackel entzündet wurde! In den Republiken ist das Gefühl der Verantwortlichkeit weniger concentrirt und werden auch die Folgen für das einzelne Regierungsmitglied minder scharf fühlbar, als für eine entthronte Dynastie.

Die neuen Köpfe der Kriegs-Hydra heißen nun: Colonniale Kriege, Nationalitäts-Kriege und wirthschaftliche Kriege. Coloniale Kriege hat es freilich auch schon in früheren Jahrhunderten gegeben, aber ihre Gefahr war, da es sich nur um wenige interessirte Mächte handelte, für die Allgemeinheit nicht so groß, wie heute, da alle ansehnlicheren Staaten in den colonialen Wettbewerb eingetreten sind und die verschiedenen Interessen im Raume hart aneinander zu stoßen beginnen. Es bedarf kaum eines Hinweises auf die einzelnen Reibungspunkte, da sie in aller Munde sind: von Pamir, dem Dache der Welt bis zu Faschoda im Herzen Afrikas. Obendrein ist das innerlich morsche China in letzter Zeit zu einem neuen Heerde für Kriegsgefahr geworden. Es sind etwa acht Jahre vergangen, daß wir einmal von der Zeit schrieben, in der Kriege um Colonien geführt und die Kriegsentschädigungen mit Colonien gezahlt werden würden. Wir haben in diesem Jahre einen solchen Krieg erlebt, und er dürfte nicht der letzte gewesen sein, wenn nicht der bevorstehende officielle Friedenscongreß ein zauberkräftiges Halt gebietet. Diejenigen Kämpfe, welche colonisirende Mächte zur Befestigung und Vertheidigung ihrer Gebietserwerbungen gegen die ursprünglichen Landeseinwohner noch geraume Zeit zu führen haben, würde kein Congreß aus der Welt schaffen. Weder Rußland im fernen Osten, noch England in Indien oder Afrika, noch Frankreich im Westsudan, noch wir in Ostafrika, noch der unabhängige Congo-Staat u. s. w. können sich jemals verpflichten, gegen Erhebungen der Eingeborenen das Schwert nicht zu ziehen. In diesem Punkte würde also das Friedenswerk unter allen Umständen lückenhaft bleiben müssen.

Die Kämpfe zweier Culturmächte um Colonien — z. B. Amerikas Kampf um Cuba und Portorico — stellen eine Abart der früheren „Eroberungskriege" dar. Eine weitere Abart sind die „Nationalitätskriege". Auch auf diesem Felde hat sich eine bedenkliche Menge Brennstoff angehäuft. Schärfer als noch vor einem halben Jahrhundert sondern sich die Völker, das Band der Sprachgemeinschaft zu Grunde legend, von einander ab. Terre irredente — unerlöste Länder und Ländchen — giebt es an allen Enden und Ecken. Freiwillig wird kein lebenskräftiger Staat auch nur eine Handbreit von seinem souverän beherrschten Boden aufgeben, es handle sich denn um ganz kleine Stücke, für die an einer anderen Stelle ein Ausgleich gewährt würde. Aber an solchen annehmbaren Ausgleichsobjecten fehlt es meistens.

Digitized by Google

Eine europäische Verkoppelungs-Commission, etwa unter dem Vorsitze des Zaren, würde harte Arbeit zu thun haben und wer weiß, ob nicht das eine oder andere Volk — gleich dem trotzigen Bauern — zu Sense und Dreschflegel greifen würde, um die Verkoppelungsbeamten von seinen Gemarkungen zu jagen. Man vergesse nicht, daß man es hinsichtlich des „Nationalitätsprincips" mit einer geistigen Strömung zu thun hat, welche durch Machtgebote von oben nicht aus der Welt zu schaffen ist. Satzungen des zu erwartenden Friedenscongresses dürften wenig daran ändern. Man sehe sich nur die Haltung der italienischen Friedensfreunde an. Sie haben auf ihre Fahnen geschrieben: „Ewiger Friede!" Daneben aber verlangt ihr überwiegender Theil, weil er zugleich zum Irredentismus schwört: Zurückerlangung von Trient und Triest und sei es um den Preis eines neuen Krieges mit Oesterreich! Das soll dann natürlich der letzte auf der ganzen Welt gewesen sein.

Eine dritte Kriegsgefahr unseres Zeitalter erwächst, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kräftiger hervortretend, aus den wirthschaftlichen Interessen der verschiedenen Länder. Da finden sich mancherlei Abstufungen von frivoler Börsenjobberei an bis zu händlerischen und industriellen Fragen, auf denen die Existenz eines Landes beruht. Den Anfang mit solchen Kriegen (der ersteren Art) hat Napoleon III. gemacht, der die blutige Expedition nach Mexiko unternahm, um ein Paar französische Finanzmänner vor Verlusten zu bewahren. Schließlich wurde noch ein deutscher Prinz das Opfer. Wessen die Geldmächte fähig sind, zeigt eine kleine Geschichte, bei der es sich freilich nicht um einen Krieg, sondern nur um einen unbedeutenden Putsch handelte. Französische Börsenmänner, die à la baisse speculirten, bestachen — das mag vor einem Jahrzehnt gewesen sein — einen liederlichen spanischen Sergeanten in Barcelona. Dieser verführte etwa 60 unwissende Leute seiner Compagnie, besetzte mit ihnen ein schlecht bewachtes Fort und wies alle Annäherungsversuche mit scharfen Schüssen ab. Flugs verbreitete der Telegraph über die ganze Erde: „In Spanien Revolution!" Die spanischen Papiere gingen rasend herunter und wurden von den kundigen Thebanern heimlich angekauft. Dann schnellten sie natürlich wieder in die Höhe, als nach 24 Stunden gedrahtet wurde: „Aufstand in Barcelona ohne Bedeutung; bereits niedergeschlagen." Millionen und aber Millionen waren von dem pfiffigen Pariser Consortium gewonnen; was lag daran, daß von den bethörten spanischen Soldaten etwa ein Drittel in seinem Blute lag und der Rest auf die Galeeren wanderte? Und warum sollte nicht einmal im Großen möglich sein, was so im Kleinen geschah? Wird doch auch hinsichtlich des eben beendeten Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien versichert, daß unter den wahren Kriegsgründen Geschäftsinteressen — Zuckerring! — nicht die letzten gewesen seien.

Kriege um der nationalen Ehre willen? Zwar ist die Welt am Schlusse des 19. Jahrhunderts praktischer geworden; ein Staatswesen unserer Tage zieht nicht um einer beliebigen Ehrverletzung wegen vom Leder, aber im Ganzen dürfen wir sagen, daß mit dem Wachsen des Nationalgefühls auch das Ehrgefühl der Völker ein feineres geworden ist, und daß das bequemste Mittel der Beleidigung — die Presse — seit Beginn unseres Jahrhunderts gewaltig an Einfluß gewonnen hat. Es ist gewiß kein Zufall, wenn die Schilderer von Zukunftskriegen und -Schlachten mehrfach gegenseitige Preßbeleidigungen als Ausgang ihrer Phantasiestücke gewählt haben.

Machen wir die Schlußrechnung, so ist das Ergebniß: Der Zündstoff für Kriege hat sich seit Beginn des Jahrhunderts (selbstverständlich von der Beendigung der Freiheitskriege an gerechnet) nicht vermindert, sondern im Gegentheil vermehrt. Hierbei übersehen wir nicht, daß außer dem Verschwinden der Cabinetskriege noch zwei Gewichte zu Gunsten des ewigen Friedens in der Wagschale liegen: die drückenden Lasten für das Heerwesen in allen Culturländern und eine gewisse weichliche Geistesrichtung, die vornehmlich in dem Materialismus unserer Zeit wurzelt. Heinrich von Treitschke schrieb darüber: „Immer sind es nur die müden, geistlosen und erschlafften Zeiten gewesen, die mit dem Traum des ewigen Friedens gespielt haben, und eine solche Epoche erleben wir auch heute, nach einem großen Kriege, der allen Idealismus in Deutschland zerstört zu haben scheint; eine Epoche, beherrscht von materialistischer Auffassung, die nach Art des Manchesterthums den Menschen ansieht als ein zweibeiniges Wesen, dessen Bestimmung ist, billig zu kaufen und theuer zu verkaufen."

Wägen wir aber das Für und Wider gewissenhaft ab, so müssen wir doch bei dem obigen Ausspruch verbleiben. Der Weg für einen erspießlichen Ausgang des bevorstehenden officiellen Friedenscongresses erscheint uns also keineswegs, wie Illusionisten verschiedener Schattirungen ohne Weiteres annehmen, auf das Schönste geebnet. Dabei lassen wir obendrein die gegenwärtigen politischen Beziehungen zwischen den einzelnen Mächten, welche dem „ewigen Frieden" drohend gegenüberstehen, ganz aus dem Spiele. Wollten wir ihnen im Einzelnen nachgehen, so müßten wir uns in schier endlose Labyrinthe verlieren. Hier sollte nur eine allgemeine theoretische Untersuchung angestellt werden. Ihr Ergebniß mag manchem Leser als eine Ketzerei gegen das Dogma von dem allgemeinen, den Krieg verscheuchenden Culturfortschritt erscheinen. Wir müssen indeß mit einer noch ärgeren Ketzerei schließen: in einer etwaigen Abrüstung d. h. wenn sie — und ohne das wäre sie eine Farce — einen beträchtlichen Umfang erhielte, können wir nur eine neue Kriegsgefahr erblicken. Kommt nicht mehr Gut und Blut der ganzen Nation in Frage, dann mag ein Staat leichten Herzens einen Krieg vom Zaune brechen. Aber ein Krieg, in dem das Schicksal der Völker etwa durch einen Kampf der Horatier gegen die Curiatier entscheiden würde — warum nicht lieber gleich auswürfeln? — entspricht schon lange nicht mehr dem Kraft-, Pflicht- und Interessengefühl der Völker. Das zwanzigste Jahrhundert wird es lehren.

Die Lehren des Sudan-Feldzuges.

Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Das furchtbare Gemetzel, welches die anglo-egyptischen Truppen am 2. September bei Omdurman unter den Derwischen anrichteten, hatte bei den Letzteren bekanntlich einen Verlust von 10800 Todten und 16000 Verwundeten zur Folge, und 400—500 ihrer Krieger blieben außerdem bei der Einnahme der Hauptstadt. Der Gesammtverlust der Derwische betrug daher etwa 27 250 Mann und somit von 50 000 Mann ihrer Gesammtstärke über 54%. Dieser ungeheure Verlust übertrifft die allerstärksten Verluste sämmtlicher Schlachten der neueren und neuesten Kriegsgeschichte und steht in ihr ohne Beispiel da.

Die Schlachten mit den größten Verlusten waren in den fridericianischen Kriegen: Leuthen mit 37,2% österreichischerseits: Zorndorf mit 50% russischerseits; Breslau mit 51% preußischerseits; Kunersdorf mit 48,2% preußischerseits; in den napoleonischen Kriegen: Aspern mit 49,3% österreichischerseits; Borodino mit 35,1% russischerseits; Salamanca 36,4% französischerseits; Katzbach 38% französischerseits, Waterloo 42,9% französischerseits und 1870/71: Wörth mit 41,4% französischerseits; Sedan mit 42,2% französischerseits. Diese Verlustziffern sinken jedoch in den übrigen Hauptschlachten der neuesten Kriege sehr beträchtlich, und betrugen bei Solferino 17,2% österreichischerseits; bei Custozza 10,7%

Digitized by Google

österreichischerseits; bei Skalitz 25 % österreichischerseits, bei Königgrätz 20,6 % österreichischerseits, bei Mars la Tour 23,9 % deutscherseits, bei Gravelotte auf beiden Seiten nur 10,3 %, bei Orleans 32,9 % französischerseits, und in der blutigsten ersten Schlacht bei Plewna nur 28,5 % russischerseits.

Wie bekannt, war die vernichtende Niederlage der Derwische eine Folge der den wenigen zum Theil völlig veralteten Gewehren und Geschützen und den weit überwiegenden Handwaffen der Mehrzahl der Derwische ganz unverhältnißmäßig überlegenen britischen Bewaffnung mit dem Lee Metford Repetirgewehr, dem Snider Enfield- und dem Henry Martini-Gewehr der egyptischen Truppen und mit den englischen Feld- und Maxim-Nordenfield-Geschützen, sowie der überlegenen Disciplin, Schulung, Operationsvorbereitung und Leitung der anglo-egyptischen Truppen.

Vom rein militärischen Gesichtspunkte betrachtet ist der in dem entscheidenden Siege von Omdurman gipfelnde Nilfeldzug ungeachtet dessen ein hervorragendes Ereigniß. Die Leistungsfähigkeit der englischen Armee, nicht etwa für die Schlacht, die sie in zahlreichen Fällen bewiesen hat, sondern in der Leitung militärischer Operationen unter besonders schwierigen Verhältnissen, die bei den Expeditionen Hicks und Backer Paschas, sowie Gordon's und selbst Lord Wolseley's zu dessen Entsatz, Schiffbruch gelitten hatte, wurde durch den Verlauf des jüngsten Feldzuges deutlich erwiesen, und der größte Theil der englischen Nation blickt mit Stolz auf den Sieg der anglo-egyptischen Armee und ist der Ansicht, daß die Regierung dieser Armee und ihrem ausgezeichneten Führer um so mehr Dank schulde, als die Leistungen der britischen Heeresverwaltung bisher nicht völlig den allgemeinen Erwartungen entsprochen hätten. Von der ganz überwiegenden Mehrzahl der Engländer wird die Vernichtung der grausamen räuberischen Herrschaft, die der Mahdi Mohamed Achmet im Sudan errichtete, und die sich unter seinem Nachfolger Abdullahi noch verschlimmerte, als ein Gewinn für die Civilisation und Menschlichkeit betrachtet. In naher Zukunft, hofft man, würden Gesetz, Ordnung und Wohlstand wieder in den weiten Gebieten des östlichen Sudans hergestellt sein, und selbst die mißgünstigsten Rivalen Englands in Europa würden, meint man, in der neuesten Entfaltung britischer Energie etwas Höheres wie die reine Verfolgung egoistischer Vortheile erblicken. Sowohl vom militärischen wie politischen Gesichtssichtspunkte aus, würde des Sirdars Kitchener Feldzug Resultate von weitreichender Bedeutung haben. Daß diese Resultate in der von England erstrebten alleinigen Vorherrschaft im Sudan und in Central-Ostafrika erblickt werden, ist bekannt.

Die militärische Leistung in dem eben beendeten Feldzuge, auf dessen planvolle Durchführung England über $2^1/_2$ Jahre verwandte, ist namentlich in operativer Hinsicht unbestreitbar. Seine Operationen wurden mit großem Geschick und in Nichts dem Zufall zu überlassen, ohne Ueberstürzung und mit verhältnißmäßig geringer Mittelaufwendung geführt. Geräuschlos und ohne Stocken wurden die aus der Vorwärtsbewegung und Aprovisionirung von 24 000 Mann in einer Entfernung von 450 deutschen Meilen von ihrer Seebasis hervorgehenden gewaltigen administrativen Aufgaben in vollendeter Weise durchgeführt. Der Eisenbahn-, Fluß- und Saumthier-Transport wurde erst geschaffen, organisirt und mit größtem Erfolge verwandt. Der bei früheren Expeditionen vorgekommene Fehler, daß Truppentheile die unrichtige Munition erhielten, wurde sorgfältig vermieden, und die Vorräthe an Medicamenten fehlten nicht, wenn man ihrer bedurfte, und die Lazarethvorkehrungen entsprachen vollkommen den Anforderungen, so daß der Gesundheitszustand der Truppen ein sehr guter blieb, und die Krankenzahl 3,3 % nie überschritt. Die Fehler und Mißverständnisse, die bei den übrigen kleinen Kriegen Englands fast als unvermeidlich betrachtet wurden, mangelten vollständig, und der glückliche Verlauf des Feldzuges muß in erster Linie als ein großer Erfolg seiner Leitung und Administration gelten. Die englischen Officiere welche aus den Trümmern der egyptischen Armee von 1882 eine neue schufen, hatten den großen Vortheil tabula rasa vor sich zu haben. Ungehindert durch Vorschriften vom grünen Tisch und in den meisten Fällen zu jung, um sich die Traditionen des englischen Kriegsministeriums angeeignet zu haben, schritten diese Officiere an ihre Aufgabe. Es wurde keine Ueberzahl von Stellen und Aemtern geschaffen, und die Stäbe waren knapp bemessen. Directe Verantwortlichkeit mit entsprechender Machtvollkommenheit wurde den Einzelnen übertragen, die, wenn sie sich als ungeeignet erwiesen, abgelöst werden konnten und wurden. Militärische Grundsätze, nicht civilministerielle Theorien bildeten die Grundlage der Organisation. Derart entstanden, mehr in Folge eines natürlichen Processes als geplanter Absicht, einfache und bündige Verwaltungsmethoden, die sich den besten derartigen im deutschen Heere näherten. An Stelle kostspieliger Centralisation, die Niemandem ohne lange Formalitäten zu wirken gestattete, und bei der geringsten Veranlassung ein Dutzend Personen ohne die erforderliche Sachkenntniß in Bewegung setzte, wurde das Princip der persönlichen Verantwortlichkeit angenommen, mit welchem unser deutsches Heer bekanntlich mit solchem Erfolge arbeitet. Damit wurden alle Anforderungen militärischer Leistungsfähigkeit erzielt, und und zugleich eine Schaar von Beamten erspart. Außer dem Sirdar ist vor Allen Lord Cromer, der früher selbst Officier war, die Schaffung der anglo-egyptischen Armee und die Organisation ihres Transports, ihrer Verproviantirung und Verwendung zu verdanken, und mit ihrem Feldzuge wurde der Beweis geliefert, daß zweckmäßig geplante, ausgerüstete und durchgeführte Expeditionen England möglich sind.

So weit die militärische Seite des Feldzuges gegen die Derwische. Etwas ganz Anderes ist es mit der politischen und moralischen Seite desselben. Bisher wird fast allgemein in England und namentlich im nicht britischen Auslande angenommen, daß zwar die Expansionspolitik Englands in Afrika den eigentlichen Grund zu dem Sudanfeldzuge bildete, jedoch auch den thatsächlichen Grund, die Raubzüge der Derwische innerhalb des egyptischen Grenzgebietes und namentlich die Bedrohung Egyptens durch einen Angriff der Derwische gebildet hätten. Wenn man jedoch den allerdings unter dem heutigen Siegesjubel in England ganz vereinzelt auftretenden, allein gewichtigen Stimmen glauben darf, bildete die Vernichtung der Derwische lediglich einen Act brutalster Gewalt der unersättlichen Expansionspolitik Englands, und man steht dort nicht an, zu behaupten, daß eine so riesige Schlächterei wie die unter den Derwischen angestellte und eine so wenig durch irgend welche dringende Umstände oder zur Selbstvertheidigung gerechtfertigte, in der neueren Kriegsgeschichte von keiner civilisirten europäischen Nation ausgeführt wurde. Genaue Kenner der Verhältnisse am Nil erklären auf das Bestimmteste, daß der vor etwa drei Jahren durch ein Londoner Telegramm wieder begonnene Sudan-Feldzug weder durch eine unmittelbare Gefahr, noch durch die Wahrscheinlichkeit einer Invasion Egyptens gerechtfertigt war. „Ich befand mich", schreibt einer derselben, „nur wenige Wochen, bevor der Vormarsch befohlen wurde in Wady Halfa, und ich kann beeiden, daß die einzige damals von unseren englischen Grenzofficieren erhobene Klage darin bestand, daß die Derwische aufgehört hätten, Unruhe und Besorgnisse zu erregen, daß sie ihre Kampfes-Initiative verloren hätten, daß keine Gefahr vorhanden und Nichts zu thun sei. Man wünschte gegen sie vorrücken zu können, allein es war kein vernünftiger Grund dazu vorhanden. Die Angelegenheit war eingeschlafen. Im Gegensatz zu dem, was zu jener Zeit versichert wurde, wurde jedoch der Feldzug ohne Veranlassung durch die egyptische Regierung und selbst ohne deren Vorwissen eröffnet. Lord Cromer selbst war dabei nicht befragt worden. Ein Befehl von London

Digitized by Google

traf plötzlich ein, eine Entscheidung, die in Folge der Vorstellungen des deutschen Kaisers, an den der König von Italien nach der Niederlage von Adua persönlich appellirt hatte, getroffen wurde. Es kann daher nicht überraschen, daß der Kaiser der Erste war, der England zu dem Siege über die Derwische beglückwünschte.

Die Mißregierung des Khalifen wurde für politische Zwecke außerordentlich übertrieben. Daß sie eine schwere und gewisse Theile der Bevölkerung höchst bedrückende war, ist richtig. Allein zu jener Zeit als der Feldzug beschlossen wurde, hatte die Tyrannei der Baggaras beträchtlich nachgelassen, und in solchem Grade, daß die Flüchtlinge aus Berber in Cairo von Oberst Kitchener und Lord Cromer die Erlaubniß verlangten, nach ihrer Heimath zurückkehren zu dürfen, wo sie erklärten unter der Derwisch-Regierung unbelästigt und besser als in Cairo leben zu können. Auch dies unterliegt, bemerkt jener Kenner der Verhältnisse am Nil, meiner persönlichen Kenntniß. Oberst Kitchener antwortete, er verweigere ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr, da es aus militärischen Gründen wünschenswerth sei, daß die Grenzdörfer unter dem Khalifen unbewohnt blieben. Wenn in der Folge die Strenge der Regierung des Khalifen wieder zunahm, so war dies die unmittelbare Folge des Vorrückens Oberst Kitchener's. Der Jaalin-Stamm litt darunter am meisten. Unter dem Mahdi hatte er den Sudan beherrscht. Unter dem Khalifen hatten die Baggaras die Herrschaft angetreten. Die Jaalins waren eifersüchtig und unzufrieden, und der Vormarsch der Anglo-Egypter ermuthigte sie zum Aufstande. Der Khalif aber besiegte sie und zerstörte ihre Dörfer. Es war für ihn eine Sache auf Leben und Tod, und wenn er es rücksichtslos that, so war die Maßregel wenigstens entschuldbar. Die öffentliche Meinung war in England lange Zeit systematisch für den Krieg bearbeitet. In dieser Absicht wurden die Bücher Wingates und Slatins veröffentlicht. Beide Offiziere befanden sich an der Spitze des Nachrichten-Bureaus in Cairo, und es war ein Theil ihrer Aufgabe, Nachrichten in Uebereinstimmung mit den militärischen Absichten zu verbreiten. Ich sage nicht „falsche Nachrichten", sondern ausgewählte und stark gefärbte Nachrichten. Die Derwische waren schwarz, aber nicht so schwarz, wie sie für politische Zwecke gemalt wurden. Ungeachtet alles dessen was über sie gesagt wurde, wurde Neufeld nach der Erstürmung Omdurmans unversehrt, die christlichen Nonnen lebend und wohl vorgefunden. Slatin's Leben selbst wurde unter Umständen verschont, die seinen Tod entschuldigt haben würden. Gordon wurde allerdings gerächt, und ganz England betrachtete dies als einen alles rechtfertigenden Grund für den Feldzug; allein der religiöse Gordon, der bis zuletzt gegen eine für seine Person nach Chartum entsandte Entsatz-Armee protestirte, wäre über das Hinschlachten der 27000 Derwische empört gewesen.

Die Leistungen unserer Soldaten im Sudan werden, fährt unser Gewährsmann fort, wenn sie auch wie bekannt tüchtige Kämpfer sind, übertrieben. „Die gesammte schwere Arbeit des Feldzugs wurde, bevor sie England verließen, drei anstrengende Jahre hindurch von der egyptischen Armee verrichtet. Dieselbe erbaute mit unendlicher Mühe die Eisenbahn, auf welcher die englischen Truppen froh und gut ernährt nach dem Schlachtfelde fuhren. Selbst im Kampfe trugen die egyptischen Truppen die schwerste Last und erlitten die stärksten Verluste. Alles was die englischen Truppen thaten, bestand darin, still zu stehen und in die Haufen der mit Feuerwaffen so gut wie unbewaffneten Derwische zu schießen, die ungeachtet ihrer Tapferkeit und Wildheit nie zum Nahkampfe gelangten und alsdann gegen sie vorzugehen und den erschütterten Gegner zu Tausenden auf seinem Wege niederzustrecken. Dies kann Gordon rächen, aber es ist keine heroische Kriegführung und sicher kein Sieg, der ein Tedeum beanspruchen kann."

Die vorstehenden Ausführungen des britischen Kenners der Verhältnisse am Nil und des Sudanfeldzuges sind geeignet ein neues Licht auf denselben und seine Lehren zu werfen, und wir können ihm in vielen für uns beurtheilbaren Punkten nur Recht geben, und namentlich in dem, daß die frühere verabscheuungswürdige brutale, jedoch in beträchtlicher Abnahme begriffene Mißwirthschaft der Derwische im Sudan nur den heuchlerischen Vorwand für den neuesten Schritt von Englands unersättlicher Expansionspolitik bildete.

Literatur und Kunst.

Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh.

Nach den Akten des Geh. Staatsarchivs.

Von Theophil Zolling.

Bei der fünfzigjährigen Gedenkfeier des „tollen" Jahres 1848 hat man nur selten der vormärzlichen Sturmvögel gedacht, welche die sogenannte Deutsche Revolution literarisch vorbereiten halfen, sowie einst Rousseau, Voltaire, Beaumarchais und die Encyclopädisten der französischen Revolution die Wege geebnet hatten. Da waren die Philosophen Feuerbach, Strauß und Stirner, die junghegelianer „absoluten" Kritiker Ruge und Brüder Bauer, auch Börne, und vor Allen die Sänger des freiheitlichen Umsturzes: der wackere Robert Prutz, der kosmopolitische Nachtwächter Dingelstedt, freilich als Revolutionär mit Glacéhandschuhen stets ein unsicherer Cantonist, der volksthümliche Bänkelsänger Hoffmann von Fallersleben, der „gepanzerte" Deutsch-Ungar Karl Beck, der ätzende Spötter Heine, der zornsprühende Freiligrath und der berühmteste Rufer im Streite Georg Herwegh mit seinen pathetischen, volltönenden, hinreißenden „Gedichten eines Lebendigen". Bald nach der verheißungsvollen Thronbesteigung des reichbegabten, geistvollen, redegewaltigen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erwachten sie alle die Freiheitsänger und wirbelten ihre Sturmlieder in die Luft, daß die deutschen Philister erschrocken auffuhren, ob denn wirklich „ein Tag des Lichts" über dem „Reich der Finsterniß" anbreche. Der von Allen ersehnte „Völkerfrühling" erwärmte und begeisterte jedes junge oder junggebliebene Gemüth, und auch „König Hamlet" fühlte sich in seiner Künstlerseele ergriffen und hörte gnädig auf die Schwarmgeister, wenn sie von Hohenzollerns Sendung und Deutschlands Freiheit, Einheit und Weltmacht sangen. Ja, es war eine aufgeregte Zeit, dieser Vormärz! Der Widerhall, den die Kriegsrufe der Franzosen diesseits des Rheines weckten, zeigte der staunenden Welt, daß die Deutschen sich zum ersten Male seit Langem als eine Nation fühlten, dann folgten Hamburgs Brand, die Huldigungsreisen nach Preußen, Posen, Schlesien, an den Rhein, zu den „treuen" Neuenburgern, nach Rußland und England; der Kölner Dombau und die Gutenbergfeier, die Gährung in Posen, Johann Jacoby's „Vier Fragen" und Theodor von Schön's „Woher und Wohin?", die Milderung der Censurvorschriften, die Berufung der Vereinigten Ausschüsse, die Ministerberathungen über die künftige Verfassung und Herwegh's Audienz bei dem Könige. Ueber diese folgenschwere Audienz, die eine Verschärfung der Censur, Absetzungen und Ausweisungen hervorrief, ist nach den vielen parteiischen Darstellungen, die sie mehr verdunkeln als aufhellen, eine objective Schilderung auf Grund zeitgenössischer öffentlicher Quellen und bisher ungedruckter Privatbriefe, wie besonders der Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin*) gewiß nicht ohne ein allgemeineres Interesse.

*) Obwohl die Archive in der Regel nur bis zum Jahre 1840 offen stehen, so verdanken wir doch der gütigen Fürsprache ihres Directors, Herrn Geh. Oberregierungsrath Prof. Reinhold Koser, die Erlaubniß zur Einsichtnahme der betreffenden Akten.

Digitized by Google

Der junge Georg Herwegh, 1817 als Sohn des Kochs Ernst Herwegh in Stuttgart geboren, war einer der besten Schüler des berühmten Tübinger Stifts gewesen, wo er auf Wunsch seiner Mutter, einer Balinger Pfarrerstochter, Theologie studiren sollte, dann auf der Universität zum Jus umsattelte, aber religirt wurde.*) Als er darauf in Stuttgart seinen Militärdienst absolviren sollte, entfloh er in Folge eines Streites mit einem Officier aus der Infanteriecaserne**) in die Schweiz, wo er von den deutschen Flüchtlingskreisen sehr freundlich aufgenommen wurde. Namentlich der schöne Adolf Follen, der 1832 beim Hambacher Feste scherzweise als deutscher Kaiser proclamirt worden war, nahm sich des hochbegabten Jünglings an, der ihn als seinen „Adoptivvater" verehrte und ihm, als er nach Deutschland zurückkehren wollte, ein Sonett widmete, um ihn in der freien Schweiz zurückzuhalten:

O laß den Traum, an den der Jüngling glaubte,
Vergiß, wo frische Alpenrosen steh'n,
Der deutschen Freiheit Rose, die bestaubte.

Obwohl Herwegh es nie Wort haben wollte, so war er in jenen jungen Jahren Journalist von Beruf oder Publicist, wie man damals sagte. In Stuttgart schrieb er fleißig in die Blätter, Theater- und Bücherkritiken, auch Gedichte veröffentlichte er seit 1837 in Lewald's lyrischem Beiblatt „Album der Boudoirs". Von seiner Feder lebte Herwegh auch in der Schweiz. In Zürich, Winterthur, Schaffhausen, Ueberlingen, sogar in Herisau, hatten sich überall demokratische Buchhandlungen aufgethan, die mit ihren radicalen Erzeugnissen das rückständige Deutschland überschwemmen und die Macht der Censur untergraben wollten. In Zürich und Winterthur hatte der Thüringer Julius Fröbel, Professor der Mineralogie, das Literarische Comptoir gegründet; sein Bruder Karl redigirte den „Deutschen Boten aus der Schweiz", der Volksredner des Hambacher Festes J. G. A. Wirth verlegte in Bellevue bei Konstanz in seiner Verlags- und Sortimentsbuchhandlung die „Deutsche Volkshalle", und in Zürich erschien der nicht weniger radicale „Republikaner". Herwegh war bald fleißiger Mitarbeiter dieser Blätter, besonders des „Volksboten", wo er die literarisch-kritische Abtheilung übernahm und geistvolle Essays über Platen, Burns, George Sand, Gutzkow, Freiligrath ꝛc. und manche Gedichte veröffentlichte, die seinen Namen schnell bekannt machten. Wirth veranstaltete sogar später (1845) ohne Herwegh's Erlaubniß eine Sammlung dieser Volksboten-Beiträge in einem ziemlich selten gewordenen Bändchen. Der junge Dichter betheiligte sich auch mit einem frischen Rheinweinliede („Stoßt an, stoßt an: der Rhein, Und wär's nur um den Wein, Der Rhein soll deutsch verbleiben"), an dem internationalen Sängertournier, wo Niklas Becker's „Sie sollen ihn nicht haben" die Volksgunst gewann, und H. v. Treitschke ist der Meinung, daß all' die drohenden und prahlenden Gesänge der Franzosen (Lamartine, Musset) den Vergleich mit dem Rheinweinliede nicht aushalten. Dann streckte Herwegh den neben Heine vielleicht einzig Ebenbürtigen, Ferdinand Freiligrath, der ihn mit seinem Gedicht auf Diego Leon:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei" —

gereizt, mit seiner kraft- und schwungvollen Antwort:

„Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei" —

unter dem Jubel aller Liberalen in den Sand. Und endlich im Sommer 1841 übergab Follen ganz eigenmächtig die „Gedichte eines Lebendigen" dem Druck und machte damit dem jungen Poeten weithin einen gefeierten Namen; die Fülle seines rednerischen Pathos, der Glanz seiner Sprache, die Kühnheit seiner Bilder, die Gluth seiner Leidenschaft riß selbst die Widerstrebenden hin, die Herwegh's weltbürgerlicher Ruf nach Freiheit und sein Groll gegen jede Fürstengewalt zurückstieß. Auch der schnell versöhnte Freiligrath huldigte dem Rivalen und nannte ihn „doch einen famosen Kerl". Das Buch hatte den größten Buchhändlererfolg, den je eine Sammlung lyrischer Gedichte in Deutschland und anderswo errungen hat; die Züricher Druckereien warfen immer neue Auflagen (à 1000—6000 Exemplaren) über die Grenze, bei den Leipziger Commissionären wurden schon zehn Thaler und mehr für das Buch bezahlt, und die Verbreitung stieg noch nach dem unausweichlichen Verbote, denn der „Lebendige" sagte den Machthabern seine Meinung auch gar zu ungenirt. In prächtigen Versen apostrophirte er den König von Preußen:

— — In Ehrfurcht tret' ich zu Dir her,
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren,
Weil er vor Dir, dem Fürst, den Muth
Zu flehn hat für Dein eigen Gut,
Zu flehen für Dein eigen Blut,
Für's deutsche Volk, dem Du geschworen!
Steh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluthen eines Meleager,
Wie sie nach Kampf und That bezehrt. —
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie in's Lager!
Und frage nicht wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, deinem Schwager!
Die Sehnsucht Deutschlands steht nach Dir,
Fest wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürst, entfalte dein Panier,
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, Du thust nicht Recht,
Wenn Du ein moderndes Geschlecht,
Wenn Du zu Würden hebst den Knecht!
Nur wer ein Adler, sei von Adel!
Lass', was den Würmern längst verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein schöner Ritterspiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde schnöden Witz,
Schon tagt ein neues Austerlitz,
Mögst Du in seiner Sonne siegen!
Das rathlos auseinander irrt,
Mein Volk soll Dir entgegenflammen;
Steh' auf und sprich: Ich bin der Hirt,
Der eine Hirt, der eine Wirth,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen"!
Das West und Ost, das Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutsche glüht, —
Willst Du auch lächeln und verdammen?
Der Fischer Petrus breitet aus
Auf's Neue seine falschen Netze;
Wohlan, beginn mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das soll doch nun und nimmer sein.
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wetze.
Noch ist ist es Zeit, noch kannst Du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannst Du treue Herzen sehn,
Die gern mit Dir zum Tode gehn,
Zum Tod und Sieg im heil'gen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut;
O eil' Dich! eh' der Morgen graut,
Sind schon die Freunde in der Weite.
Nun schweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürsten Mund wird bitter schmollen.
Ich weiß man hört die Sänger nicht,
Man stellt die Freien vor Gericht
Und wirft sie in die Schaar der Tollen.
Gleichviel wie er auch immer schmollt,
Ich hab' gethan, was ich gesollt;
Und wer wie ich mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Der Erfolg des Buches bewirkte, daß das Literarische Comptoir in dem Wunsche, den Verfasser noch enger an sich zu fesseln, ihm die Redaction des „Deutschen Boten aus der Schweiz" antrug, der zu einer Monatschrift umgestaltet werden sollte. Zum 1. October 1842 sollte Herwegh die Leitung übernehmen, doch bat er den bisherigen Redacteur Karl Fröbel, noch die Geschäfte interimistisch weiter zu führen, um selbst auf einer Rundreise durch Deutschland Mitarbeiter und Anhänger zu werben. Von dem geplanten Boten schrieb er damals an Prutz: „Er soll unerschrocken die Resultate und politischen

*) Die von uns eingesehenen Akten des Ev.-Theol. Seminars und der Universität Tübingen 1836 sprechen von unehrerbietigem Benehmen gegen zwei Repetenten, sowie von Schulden, für die Herwegh's Vater nicht aufkommen wollte.

**) August Lewald hat in der „Europa" über Herwegh's Desertion unwidersprochen gebliebene Mittheilungen veröffentlicht.

Digitized by Google

Consequenzen der neuesten Philosophie und Theologie, die ganze nackte Wahrheit, geben und zugleich auch der Heerd der neusten Poesie werden; nebenbei macht er auch seine Glossen über die neusten Zeitereignisse, Ständeversammlungen und Nichtständeversammlungen, allgemeine Nationalrepräsentation; auch für oder besser gegen die Jurisprudenz wird gesorgt — kurz für Aufsätze, die draußen im Lande Schwierigkeiten finden. Er wird Parteiblatt, revolutionäres Blatt im besten Sinne des Wortes, und ich denke, Unterstützung zu finden. Wenn ich nur einen Sprung nach Deutschland thun könnte, namentlich nach Ostpreußen, das ich gern vorzugsweise in unserem Blatte vertreten sähe!" Wie bekannt, gestaltete sich diese Reise zu einem Triumphzuge, wie er weder vorher noch nachher einem deutschen Dichter zu erleben vergönnt war. Hatten doch Alle, die an Politik und Poesie Antheil nahmen, d. h. in jenen Tagen alle Welt, seine freiheitglühenden Lieder und haßerfüllten Anklagen gelesen, und die Liberalen jeder Schattirung schwärmten für das kühne junge Talent. So zog Herwegh den Rhein herab und durch Mitteldeutschland, und überall schlugen dem Dichter die Herzen entgegen. An allen größeren Orten wurde er durch Bankette, Reden, Aufzüge gefeiert. In Jena hatte er die Freude, mit Robert Prutz eine Freundschaft für's Leben zu knüpfen, und dann ging es über Halle nach Leipzig, dem Mittelpunkte des Buchhandels und schriftstellerischen Lebens. Der dortige Literatenkreis hatte starken Zuzug aus Oesterreich (Kuranda, Meißner, Hartmann, Kaufmann) erhalten, Robert Heller, Karl Biedermann, Laube leiteten eigene Zeitschriften, und auch Ruge war mit seinen „Jahrbüchern" von Halle übergesiedelt. Kein Wunder, daß Herwegh hier ganz besonders gefeiert wurde. Beim Festmahl im Hôtel de Pologne waren natürlich auch Robert Blum und Laube anwesend, und Letzterer schildert uns in seinen „Erinnerungen", wie der gefeierte „Lebendige" sich beim Nachtisch erhob und sein neuestes, noch ungedrucktes Gedicht „Die Lerche war's, nicht die Nachtigall" ziemlich dürftig vortrug. „Herwegh persönlich war eine schlanke Mittelfigur, und der Ausdruck seines Gesichtes war nicht gerade einladend; ebenso wenig das Gespräch mit ihm. So viel ich mich erinnere, war er etwas mürrisch und trocken, ausgiebig gewiß nicht." Damit steht im Widerspruch Ad. Stahr's Schilderung, die ihn schweigsam und von vornehmem Ernst und mit seinen glühenden Pechaugen und dem dunklen Teint von einer fast orientalischen Schönheit nennt. Und Prutz bezeugt: „Man beschrieb Herwegh allerwärts als einen bescheidenen, stillen und ernsten Mann, mehr in sich gekehrt, als lautem Treiben geneigt; weit entfernt, Demonstrationen öffentlicher Anerkennung zu provociren, wich er ihnen da, wo er glaubte, sie könnten Anstoß erregen, sorgfältig aus, und hatte sein dichterischer Genius die Herzen im Sturme erobert, so trug seine liebenswürdige Persönlichkeit nicht wenig dazu bei, sie dauernd zu fesseln. So wurde von allen Seiten gemeldet, und wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß diese Meldungen eben von seinen Freunden ausgingen, so läßt sich doch gar nicht bezweifeln, daß etwaige Eitelkeiten und Anmaßungen der Dichters in seinen politischen Gegnern nicht minder bereitwillige Organe gefunden hätten."

Dann zog Herwegh weiter nach der preußischen Hauptstadt. Wie schlecht es damals geistig um die „Stadt der Bildung und des Thees" bestellt war, beweist eine Schilderung des Telegraphen für Deutschland: „Berlin ist seit zehn Jahren durch seine jämmerliche Journalistik, durch das Stagniren aller freien Geistesthätigkeit und aller gemeinschaftlichen Anknüpfung an das übrige Deutschland geistig die Hauptstadt nicht mehr Preußens, sondern nur noch der Mark Brandenburg geworden. Eine in Berlin erschienene Schrift, die ein allgemeines populäres Interesse in Anspruch nimmt, ist seit mehr als zehn Jahren fast immer etwas Albernes — entweder eine pietistische oder politische Albernheit oder eine witzelnde Albernheit im Tone der Eckensteher. Die Journalistik ist in den Händen theils entlaufener Schulknaben, theils bankerotter Adeligen, die aus Rücksicht auf ihre Finanzen Zeitungsconcessionen erhalten; sogenannte Pfennigsblätter sollen tausenderlei nützliche, populäre Allerweltskenntnisse statt echter, gediegener Aufklärung, statt gesunder in's Leben greifender Urtheile verbreiten." Immerhin machte sich seit der Milderung der Censur eine Neigung zum Besseren bemerklich. Tante Voß und Onkel Spener begannen sogar einige schüchterne politische Leitartikel zu bringen, und da und dort tauchten neue Zeitschriften auf, die ihre Leser nicht bloß mit Literatur und Theaterklatsch unterhielten. Ein Blatt, das sich an Frische oder Bedeutung etwa mit der Königsberger Hartung'schen oder der Breslauer oder gar der Rheinischen Zeitung messen konnte, besaß die Hauptstadt damals nicht. Das für Berlin wichtigste Journal erschien in — Leipzig: die Brockhaus'sche Leipziger Allgemeine Zeitung, eine norddeutsche Nachahmung der Cotta'schen Augsburgerin. Es war das Organ von Theodor Mundt, des Rheinländers L. Buhl, von Adolf Rutenberg, Meyen und den anderen liberalen Berliner Literaten, die sich in der berühmten rothen Stube der Stehely'schen Conditorei versammelten und dort ihre grimmigen Correspondenzen schrieben, aber auch mißvergnügte preußische Beamte correspondirten insgeheim in diese „Ablagerungsstätte für allen preußischen Skandal", wie Treitschke sie nennt. Mancher Geheime Rath, erzählt er, kam des Morgens in sein Bureau mit der angstvollen Frage, was die Leipziger heute wohl wieder bringe! Auch der König war über diese Hetz- und Lärmpresse so entrüstet, daß er als Gegengewicht gutgesinnte Regierungsblätter unterstützen ließ, um die Opposition durch geistige Waffen abzuschlagen. Er berief z. B. als Officiösen den trefflichen Victor Aimé Huber, den Sohn von Schiller's Freund, aus Marburg, aber dessen „Janus" konnte ebenso wenig aufkommen, wie die neuen Königsberger und rheinischen Regierungsblätter. Vorläufig begnügte man sich damit, die bei Duncker & Humblot in Berlin erscheinende Literarische Zeitung von K. H. Brandes zu subventioniren. Uebrigens war der Dichter Herwegh für die Behörden in Berlin kein Unbekannter und hatte schon seit dem 3. August 1841 sein Fascikel im Repositorium der Censur. Die Acta betreffend die „Gedichte eines Lebendigen" beschäftigen sich angelegentlich mit der „politisch verdächtigen Person" und seinen anrüchigen Gedichten. Der „Debit innerhalb der königl. Lande" war ihnen entzogen mit der Begründung, „da der Verfasser für sehr concrete demokratische Staatsform zum Kampf aufruft." Ein andermal wunderte man sich höchsten und allerhöchsten Orts, daß das verbotene Buch in allen Händen sei, „weßhalb die Buchhandlungen, die es zum Verkauf aufgelegt oder verkauft, zur Verantwortung zu ziehen seien." Dann wird später die Frage aufgeworfen, wieso es möglich sei, daß das verbotene Buch in der Literarischen Zeitung recensirt wurde, woher die Redaction ein Exemplar habe, und andere hochnothpeinliche Proceduren.

In diesem also ziemlich unpolitischen Berlin wurde Herwegh besonders begeistert von den Liberalen und Schöngeistern aufgenommen. Auch die ästhetischen Salons mit ihrem Thee und Butterbrod erschlossen sich dem jungen Dichter. Ja hier fand er sogar seine Lebensgefährtin. Am 6. November sah er zum erstenmal Emma Siegmund, die Tochter eines Hoflieferanten, und verlobte sich schon in der Woche darauf mit ihr. Das für ihn so glückliche Ereigniß theilte der Bräutigam sofort seinem Freunde Prutz mit: „Du hast Dich wohl todtgelacht über meine Verlobung; wenn Du aber nur gelacht hast, so bin ich vollkommen zufrieden. Mache mir keine Glossen wie so manche andere. Du hast übrigens vom heiligen Ehestand nichts für mich zu fürchten; das Mädchen ist noch rabbiater als ich, und ein Republikaner von der ersten Sorte." Fast gleichzeitig theilte die (alte) Kölnische Zeitung ihren Lesern mit, daß der glückliche Bräutigam demnächst von dem Könige in Audienz empfangen werde. Ein Freund schrieb damals

Digitized by Google

aus Berlin an Freiligrath: „Herwegh hat sich gestern hier mit der Tochter eines reichen Hoflieferanten verlobt, was namentlich den Freien zu vielen ironischen Bemerkungen Anlaß giebt.“ Und Freiligrath fügte scherzend bei: „Er wird nun wohl durch seinen Schwiegervater die Lieferung radicaler Gedichte bei Hofe bekommen und in der Audienz das Nöthige deßhalb eingeleitet haben.“

Die Audienz fand also statt und erregte an sich schon allgemeinstes Aufsehen, denn der Fall war im nachfridericianischen Preußen neu, daß ein Sänger mit dem König ging, zumal mit einem so wilden Oppositionsdichter. Die Höflinge dachten mit Schrecken, die Radicalen mit überschwänglichen Hoffnungen daran, und Alle malten sich ungefähr eine ähnliche Scene aus, wie zwischen Philipp II. und Posa. Wer von den beiden Betheiligten zuerst den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft geäußert, darüber gingen schon damals die Meinungen schroff auseinander. Sicher ist nur, daß der königliche Leibarzt und vortragende Rath J. L. Schönlein, den Herwegh von Zürich aus kannte, wo er bis 1839 Professor der Klinik gewesen, die Audienz vermittelt hat und ihr einziger Augenzeuge war. Frau Emma Herwegh erzählt viele Jahre später, daß der König dem gemeinsamen Freunde Schönlein eines Morgens den Befehl gegeben habe, ihm den Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen“ lebendig oder todt zu bringen, und daß der Besuch im Schlosse dem Dichter nichts weniger als angenehm war. „Schönlein theilte ihm seinen Auftrag mit und ruhte nicht eher, als bis Herwegh ihn in's Schloß begleitete und zwar nicht als Marquis Posa im Frack — einen Frack besaß er damals gar nicht — sondern im schlichten schwarzen Ueberrock.“ Dem steht nun allerdings die schriftliche Aussage des Königs selbst entgegen, weßhalb denn auch Treitschke versichert, daß sich der durch die Huldigungen seiner Triumphreise berauschte Dichter durch seinen Schweizer Freund Schönlein eine Audienz beim König erbeten habe. Friedrich Wilhelm selbst schrieb damals an Scharnhorst's Schwiegersohn, den General Dohna nach Königsberg: „Ich habe mich acht Tage besonnen, ob ich seinem Wunsche, mich zu sehen, entsprechen sollte.“ Hier steht also Behauptung gegen Behauptung, doch lassen sich beide Auffassungen vereinigen, wenn man annimmt, daß Schönlein, um dem König eine interessante Bekanntschaft und dem Schweizer Freund eine wichtige Connexion zu verschaffen, einen Wunsch des Dichters construirt habe, der in Wirklichkeit nicht geäußert worden war. Eine solche Mephistorolle Schönlein's scheint später auch Herwegh vermuthet zu haben, denn er war nachher auf den Freund schlecht zu sprechen und widmete ihm, wie wir sehen werden, ein boshaftes Epigramm. Auch über den Zweck der Audienz gingen damals wie heute die Ansichten auseinander. Laube meinte, der König habe Herwegh nur zum Zweck einer Zurechtweisung sehen wollen, was freilich zu dem gerne schulmeisternden Wesen des patriarchalischen Königs wohl passen würde. Er habe ihn zu sich in's Schloß gerufen, um sich herablassend und ironisch mit ihm zu unterhalten, wobei der König die Oberstimme führte. „Es galt, der Welt zu zeigen, daß er die banal gewordenen Dinge der öffentlichen Reden von einem höheren Standpunkte auffasse, und daß er liberalen Trompetenklängen keinen dogmatischen Werth beilege.“ Dagegen phantasirte das „Kind“ Bettina v. Arnim, die immer alles Schlimme auf die Minister schob, der König habe gewiß große Pläne mit Herwegh im Sinne gehabt, die dieser nur später durch seinen Absagebrief zerstört habe. Emma Herwegh aber entgegnete ihr, den König habe wohl nichts Anderes zu seiner Einladung bestimmt als der Wunsch, „von einem Menschen mehr als ein geistreicher König bewundert zu werden,“ und um dies zu erreichen, habe er sich wirklich „der armseligsten Schmeicheleien“ bedient. Ueber die Audienz selbst, die den drei dabei Betheiligten noch viel Aerger verursachen sollte, sind wir etwas besser unterrichtet, als über ihre Vorgeschichte, und zwar haben Herwegh's Freunde zuerst das Schweigen gebrochen. Ohne Zweifel aus Stehely's rother Stube brachte die Leipziger Allgemeine Zeitung Nr. 331 vom 27. November 1842 unter der Spitzmarke: Preußen, dem Datum: Berlin 24. November und dem Zeichen ihres A-Correspondenten folgenden Bericht:

Georg Herwegh hat gestern unsere Stadt verlassen und seine Reise nach Königsberg angetreten, um die Umstände und Personalien dieser Provinz, die ihn ganz besonders anzieht, näher kennen zu lernen. Er war dem Könige, der den Wunsch geäußert hatte, ihn zu sehen, durch den Leibarzt des Königs, Schönlein, zugeführt worden. Die geistreiche Auffassung der Verhältnisse und besonders die überlegene Handhabung des Augenblicks durch Kraft und Geschick des Wortes, des ernsten wie des scherzenden, hat sich auch hier wieder bei unserem Könige bewährt. Ich gebe einige Mittheilungen aus sicherer Quelle über die Art, wie sich der König gegen den jungen Dichter und Republikaner geäußert hat. „Ich habe, redete er ihn an, in diesem Jahre schon einen Besuch von einem meiner Gegner gehabt, von Herrn Thiers. Dem Ihrigen gebe ich den Vorzug. Ich habe mein Amt und Beruf als König zu erfüllen. Sie den Ihrigen; ich werde dem meinen getreu bleiben und wünsche, daß Sie auch bei dem Ihrigen beharren. Mir ist Gesinnungslosigkeit durchaus zuwider. Ich achte eine gesinnungsvolle Opposition. Sie werden jetzt einen Theil meiner Staaten besuchen, in dem Sie die tüchtigste und wahrste Gesinnung treffen werden.“ Die Unterredung wendete sich von der ernsten Seite auch auf die zwanglos scherzende. Der König äußerte über die Gedichte Herwegh's: „Ihre Dichtungen zeigen den wahren Dichter an; sie sind sehr schön, obgleich sie auch manche bittere Pille, insbesondere auch für mich, enthalten. Aber ich darf Ihnen die Versicherung geben, daß diese Pillen doch noch nicht so bitter schmecken als die, welche mir hier Schönlein zuweilen giebt.“ Der Arzt ging auf den Scherz ein und sprach: „Und dennoch nehme ich lange nicht so viel Teufelsdreck dazu, als hier der junge Dichter.“ Der Letztere soll in seinen Antworten etwas befangen, aber dennoch ganz freimüthig gewesen sein. Bei der schroffen Scheidewand, die übrigens seine sonstigen hier überall gethane Aeußerungen zwischen ihm und allen Denen, welche die bestehenden Staatseinrichtungen vertreten, hingestellt haben, bleibt immer für ihn der Schritt selbst, sich einem Könige nur genähert zu haben, schon eine Concession gegen seine Ansicht. Andere dürften das Verhältniß freilich ganz anders betrachten.

Dieser Zeitungsbericht erregte das größte Aufsehen, und wurde von General v. Thile, der als Cabinetsminister die regelmäßigen politischen Vorträge hielt, sogleich dem Monarchen übersandt. Dazu schrieb der „Bibel-Thile“, wie ihn die Berliner wegen seiner pietistischen Gebetstunden nannten, an denen auch der König und die Königin theilzunehmen pflegten, folgenden Begleitbrief, wobei er im vorletzten Satze die Worte des Zeitungsberichts: „eine Concession gegen seine Ansicht“ mit Rothstift anstrich:

Die neueste Leipziger Zeitung hat, wie sich erwarten ließ, die Unterhaltung Ewr. Majestät mit dem Dichter Herwegh auch für ihre Spalten ausgebeutet, und ich halte mich verpflichtet, durch Vorlegung dieses Blattes, Ewr. Königlichen Majestät zur Kenntniß zu bringen, wie sie es gethan hat. Als ich erfuhr, daß Allerhöchstdieselben dem Herwegh eine Audienz ertheilt hatten, habe ich nicht daran zweifeln können, daß solche Artikel erscheinen würden, die das, was Ew. Majestät gesagt, nur halb — und selbst in dieser Hälfte wohl ungenau, referiren, der ganzen Unterredung dadurch einen Charakter aufdrücken, wie er dem Sinn und Geschmack ihrer Parthey zusagt, und Consequenzen daraus ziehen, wie die am Schluß des vorliegenden Artikels enthaltene. Ich halte in Unterthänigkeit dafür, daß der Aufsatz nun nicht ohne Berichtigung wird bleiben dürfen, und bitte deßhalb um Ewr. Majestät Befehle darüber. Allerunterthänigst

Berlin, den 28. November 1842. v. Thile.

Umgehend antwortete der König eigenhändig und mit mehrfachen Correcturen:

Bester Thile;

Mein Vorschlag ist einen Aufsatz etwa folgenden Inhalts dagegen einrücken zu lassen.

Die Mittheilung „aus sicherer Quelle!“ ꝛc. ꝛc. sind, wie wir aus „beßrer Quelle“ wissen, sowohl durch Entstellung des Berichteten, als (und dies hauptsächlich durch Verschweigung dessen was wirklich geredet worden ist) unwahr. Es verlautet, der König habe nach Lesung des Artikels gesagt. „Ich erkenne das Machwerk derjenigen Juden, über deren zudringliche Freundschaft Herwegh klagte“. Das ist nämlich wörtlich geschehen.

n:s:v:p FW.

Charlottenburg.

Digitized by Google

Wie man sieht, stellt der König die Richtigkeit des Berichtes in Abrede, indem er ganz kurz und allgemein von Entstellung und Verschweigung spricht, um einfach die Verantwortung für das „Machwerk" den Juden zuzuschreiben. Bekanntlich war ja Friedrich Wilhelm ein leidenschaftlicher Antisemit, und nicht ohne Grund, denn fast alle preußischen Israeliten standen in der Opposition und lieferten ihr die besten Anführer wie Jacoby, Walesrode, H. Simon, Crelinger, Marx, Lassalle, H. B. Oppenheim ꝛc. Darum auch seine fortwährenden Klagen über die ihm feindlich gesinnten Juden und Judengenossen. Kurz zuvor hatte er an den General Dohna geschrieben: „Welch' Unglück ist für Preußen und für Königsberg insbesondere die Existenz und das Walten jener schnöden Judenclique mit ihrem schwanzläppischen und albernen Kläffer Jacoby!!" Und an Schön: „Getaufte Juden zähle ich nicht zu meinen Ostpreußen. Das ist ein wahrer Trost für mich. Machen Sie nur, daß unbeschnittene Männer von alter Treue und die ein Herz zu mir haben, die Schmach gut machen, welche die Beschnittenen Ostpreußen angethan." Sogar Treitschke, dessen antisemitische Neigungen bekannt sind, beklagt solche „heftige, der Würde des Königthums wenig geziemende Aeußerungen, die von der mächtig angewachsenen Schaar der israelitischen Zeitungsschreiber emsig umhergetragen wurden und in der gesammten Judenschaft eine unauslöschliche Rachgier erweckten, welche den Ruf seiner Regierung noch schwer schädigen sollte." Der vorsichtige General v. Thile beeilte sich denn auch, in der vom König anbefohlenen Berichtigung den vorgeschriebenen Ausdruck „derjenigen Juden" zu corrigiren: „der Klasse von Leuten." Diese Berichtigung lautet:

Die Mittheilung in der Leipziger Allgemeinen Zeitung Nr. 331 über die Audienz Herwegh's bei dem Könige, wiewohl angeblich aus sicherer (gewiß aber aus sehr indiscreter) Quelle, ist, wie wir wirklich aus sicherer Quelle wissen, dennoch kein treuer Bericht über diese Unterredung. Nur die halbe Wahrheit ist erzählt und selbst diese ungenau; die andere Hälfte, welche die erste erläutert und ergänzt hätte, ist weggeblieben, besonders aber das ausgelassen, was zurechtweisend und ermahnend und darum eben dem jungen Manne gesagt worden ist, damit es möglicher Weise auch von seinen näheren oder ferneren Genossen beherziget werden könne. So ist auch hier wiederum durch eine Erzählung, in welcher man den Geist des Geschehenen verwischt und ihm künstlich einen entgegengesetzten untergeschoben hat, statt voller Wahrheit, Unwahrheit zu Tage gefördert worden.

Es verlautet, daß der König nach Lesung des Artikels gesagt haben soll: Das ist ein Machwerk der Classe von Leuten, über deren zudringliche Freundschaft Herwegh sich beklagte.

Eine offizielle oder auch nur offiziöse Darstellung der Audienz unterblieb. Der König und Schönlein schwiegen sich aus. Als eine Art Ergänzung citiren wir aber einen Bericht, den Frau Emma Herwegh viele Jahre später (3. Mai 1878) an die Neue freie Presse und das Stuttgarter Neue Tageblatt als Berichtigung von Laube's „Erinnerungen" sandte: „Das erste Wort, das Friedrich Wilhelm an den jungen Dichter richtete, war: ‚Ihr Besuch macht mir weit mehr Freude, als der des berühmten französischen Staatsmannes (Thiers), den ich in diesen Tagen gehabt. Ich weiß, wir sind Feinde, aber ich muß bei meinem Handwerk bleiben, und wir wollen ehrliche Feinde sein'. Dann unterhielten sie sich eine Weile und beim Abschied rief ihm der König die Worte zu: ‚Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheures wirken'." Diesen Satz in gleicher Fassung hat Herwegh selbst einige Monate nach der Audienz im zweiten Bande seiner Gedichte (1843) angeführt. Das geflügelte Wort des Königs: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition" wird von Herwegh selbst nicht ausdrücklich bezeugt, doch geht der Leipziger Bericht auf des Dichters Information zurück und wurde darin von keiner Seite angefochten. Frau Emma Herwegh bestätigt uns, daß das noch heute lebendige Königswort thatsächlich gesprochen worden sei.

Der König war über den Bericht der Leipziger Allgemeinen Zeitung so erzürnt, daß er noch am gleichen Tage, da ihm das Blatt vorgelegt wurde, eine Maßregelung befahl. Und zwar wurde ein offenbar schon seit September oder October bereit gehaltenes, aber in Folge von Herwegh's Triumphzug und Audienz vorläufig ad acta gelegtes Verbot hervorgeholt und an die Adresse des Kgl. Wirkl. Geh. Staats- und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Bülow zu Händen sämmtlicher Oberpräsidenten der Monarchie erlassen:

Berlin, 28. Nov. 1842.

Das in Zürich und Winterthur herausgegebene Blatt Der deutsche Bote aus der Schweiz soll mit dem letzten Quartal d. J. in veränderter Form und unter der Redaction des bekannten Georg Herwegh nach einer in öffentlichen Blättern ergangenen Bekanntmachung v. 1. d. M. in der dem Junghegelianismus und den Principien der neuen politischen Dichterschule entsprechenden Tendenz erscheinen. Deren unzulässige Verbreitung ist unter allen Umständen wirksam zu verhindern.

Auch Treitschke kann nicht umhin tadelnd zu bemerken, daß dieses Verbot des Blattes im Voraus den Behörden gesetzlich freistand, aber so bald nach jener Audienz sich sehr gehässig ausnahm. (Schluß folgt.)

Phantasus, Polymeter & Comp.

Von Erich Urban.

Seitdem die Dichter auf die Stecknadeln im Koth der Straße und die blanken Groschen am Wege achten und ihnen die tiefsten Inspirationen entlocken gelernt haben, ist ein neuer Ton in die deutsche Lyrik gekommen, ein „kleiner Stecknadel-Ton" wie die Meistersinger sagen würden, und die Feinsten unter den Neuen, die Sublimsten, dichten nur noch in der Weise, um deren Erfindung sich zwei Poeten, Arno Holz und Paul Ernst, streiten gleich den sieben Städten Griechenlands, die den Homer jeder für sich beanspruchen. Wenn wir dem Arno Holz — ihm ist aus gewissen Gründen die Priorität zuzusprechen — glauben dürfen, so datirt von ihm ein neues Zeitalter der Dichtkunst, er begann die „Umwälzung der Lyrik". Und daß es nicht bei bloßen Versprechungen bliebe, bei Redensarten und Manifesten, hat er den kühnen Worten eine That auf dem Fuße folgen lassen, den „Phantasus" — und von ihm das „erste Heft". Wie es bei einem Ministerwechsel in Frankreich zu gehen pflegt, daß mit dem Haupte auch die Glieder fallen müssen, so griff Arno Holz, als er die alten Götter stürzte und sich an deren Stelle setzte, zu einem radicalen Mittel. Er verabschiedete kurzer Hand den Reim, den Vers und die Strophe — unsaubere Hülfsmittel einer entthronten Kunst und einer veralteten Technik — und erfand ein Ding, das Alles in sich vereinigen sollte und Alles ersetzen, den Polymeter. Nicht Poesie und nicht Prosa, nicht gehobene Sprache und die Fesseln der Reimkunst — so war der Polymeter beschaffen, der die Macht in sich hatte, den Dichter von dem drückenden Joch der Schablone und das Publikum von der Geißel der Denkfaulheit zu befreien. Denn das empfand Arno Holz als ein Joch, immer nach der Regel zu dichten, die füher da war als der Gedanke, die Inspiration, die den Dichter beherrschte anstatt ihm zu dienen, und für das Publicum schämte er sich im Herzen, daß man ihm das Vermögen des Nachdichtens absprechen wollte, ihm das Genießen möglichst leicht zu machen bestrebt war. Und es ergriff ihn ein heiliger Zorn, die Hehler, Stehler und Wechsler aus dem Tempel auszutreiben und seine Lehre in ihm lauter und rein zu verkünden. Seine Lehre aber war, daß der Dichter keusch seine Gedanken verbergen müßte, daß er nur andeuten dürfte und nichts breit ausführen, um dem Nachdichten die Bahn zu bereiten; er sollte singen davon, daß die Stecknadel

Digitized by Google

einsam im Staube gelegen und der Groschen am Wege, und dem Leser dann frei überlassen, sich dabei zu denken, was auch dem Dichter zur freudigen Gewißheit geworden war. Und Arno Holz sitzt auf einer Bank im Thiergarten, sieht einen Lieutenant über die Brücke reiten und dichtet:

„Im Thiergarten, auf einer Bank, sitz' ich und rauche;
und freue mich über die schöne Vormittagssonne.
Vor mir, glitzernd, der Kanal:
Ueber die Brücke, langsam Schritt, reitet ein Lieutenant.
Unter ihm,
zwischen den dunklen schimmernden Kastanienkronen,
pfropfenzieherartig in's Wasser gedreht,
— den Kragen siegellackrot —
sein Spiegelbild.
Ein Kuckuck
ruft."

Dem nachdichtenden Geiste ist hier der breiteste Spielraum gewährt. Man kann sich bei dem Lieutenant die melancholischsten Dinge einbilden. Daß er zur Liebsten reitet oder zur Gattin, die im trauten Heim sein Kind hegt, und es wird ihm so wohlig, so weich in der lauen Frühlingsluft, er hemmt den Gang seines Pferdes und genießt in vollen Zügen. Oder er wird mit feiner Ironie in Contrast gebracht zu der umgebenden einfachen, schlichten Ruhe der Natur, die den Athem anhält vor stiller Wonne, er mit seinem rothen, beleidigend rothen Halskragen inmitten des zarten Webens eines laulichen Frühlingsmorgens. Vielleicht aber auch — was kann man für seine Gedanken! — kommen über mich „Simplicissimus"-Reminiscenzen und eine leise Erinnerung an den Lieutenant der „Fliegenden Blätter", und nun Ade Stimmung und Andacht, wenn mein Geist auf Abwege geräth, wenn er sich vorstellt, daß dem Lieutenant der Magen knurrt vor Hunger und das Portemonnaie leer ist. Darum der „langsame Schritt", weil er nicht weiß wohin, und der siegellackrothe Kragen bedeutet mich zartsinnig, daß ihm der Strick schon um den Hals liegt und jeden Augenblick sich zu einer tödtlichen Umschlingung zusammenziehen kann. Dann überkommt mich ein unauslöschliches Gelächter und der Kuckuck, der eben rufen wollte, hält erschreckt inne und singt nicht mehr. Von der burschikosen Scherzhaftigkeit einiger Polymeter, wo sie beabsichtigt ist, sehe ich ab und weiß wohl zu scheiden zwischen ihr und der unfreiwilligen Tragikomik des Lieutenants mit dem siegellackrothen Kragen; ich verstehe nicht die sauertöpfische Miene eines Kritikers, der z. B. hieran Anstoß nimmt:

„Lachend in die Siegesallee
schwenkt ein Mädchenpensionat.
Donnerwetter, sind die chic!
Wippende, grünblau schillernde Changeantschirme,
lange, buttergelbe schwedische Handschuhe,
sich bauschende, silbergraue, von rothen Tulpen durchflammte Velvetblousen.
Drei junge Lieutenants drehn ihre Schnurrbärte.
Monocles.
Die Kavalkade amüsirt sich."

oder an dem koketten „Madam?" Neptuns, des Besiegers der „sieben alten, glamsrigen Meertaper", und an dem „entzückenden Balg", der den Dichter mit einer Pfauenfeder kitzelt:

„Sie . . . Alterchen . . . Bonbon gefällig?
Emmy!!"

— aber der Lieutnant auf der Brücke, die nach Kaffee riechende Stadt, das sinnende Beschauen des Nabels und der arme Biala, der „vergnügt im Bett sitzt und Kuchen pappt", ist das nicht trivial, unerträglich in der kindischen Befriedigung an den alltäglichsten Dingen? Arno Holz brauchte das Sich-Zurückhalten und Sich-Verbergen nicht, dieses gewollte Versteckspielen mit Gedanken, die vielleicht gar nicht vorhanden sind, und er käme leicht über die Vorwürfe hinweg, die man ihm in's Gesicht schleudert, über die Rufe des genarrten Lesers: „Wenn Du überhaupt etwas zu sagen hast, so sprich es frei aus." Oder schämt sich Holz der Offenheit und liebt das stille Kämmerlein, die dunkle Ecke? Aber er theorisirt viel und gern, und neben dem Dichten findet er noch Zeit zu Anzeigen, Commentaren und Manifesten. Wie, wenn das kein Anfang wäre, keine Vorbereitung, sondern ein Ende, ein Surrogat, ein Abschied und ein deckender Mantel für schamhafte Blößen? Er hält zurück, nicht aus Ueberfülle, sondern weil er den Rest von Kräften sammeln will, zusammenraffen, was ihm aus früheren Tagen geblieben ist. Und wenn er zu vornehm ist, der Welt sein Herz zu öffnen, wenn neben dem volksbeglückenden Dichter der hochmüthig sich abschließende Aristokrat auftaucht, so lächelt der Eingeweihte, er weiß, was er davon zu halten hat, er weiß auch, daß Arno Holz, der Dichter, immer nur vor dem Dichten ist, dicht vor dem Gedanken, immer nur in der Stimmung, in der Atmosphäre, aus der etwas geboren werden könnte, immer nur die Wolke, aus der der Blitz zucken soll; aber Holz blitzt nicht, er grollt in dumpfer Schwüle, dem das Gewitter nicht nachfolgen will. Der Wissende kennt aber auch den Werth der zahlreichen hypnotisirenden Hülfsmittelchen, die Holz in Fülle hat, das „Du? . . . Du?", „Still! Still!!", „Nacht, Nacht, Nacht" . . ., und wenn Jemand meint, das seien nur Gedankenstriche, so belehrt er ihn eines Besseren, daß auf diesen Strich da kein Gedanke geht, daß es stimulirende Präparate sind, die Lenden des schlaffen Dichters zu stärken.

Denn Arno Holz ist eine gebrochene Kraft, er ist wie sein Götze, den im Tempelhain siebzig Broncekühe bewachen, und wenn er aufstehen wollte, so würden seine elfenbeinernen Schultern das Dach zertrümmern und der eirunde Diamant vor seiner Stirn stieße den Mond ein — Arno Holz steht nicht auf: „Die dicken Priester dürfen ruhig schnarchen." Sein Leben ist nur eine Sehnsucht, ein Jagen nach dem Glück, ein Hinauswollen aus der kleinen Welt, in die Natur, eine Rückkehr zu dem Vogel, der vor dem Fenster singt . . . .

„Er singt, was ich als Kind besaß
und dann — vergessen."

Und er hat wirklich einst etwas besessen; wenn er sich daran erinnert, wenn das über ihn kommt, so wird seine Sprache klarer, er tritt aus dem Nebel heraus und überrascht sich selbst mit einem wahren Gedicht, und mit diesen Versen liefert er den schlagendsten Beweis gegen sich und seine gepriesene Entdeckung. Wenn er in dem „Phantasus" auch nicht aufsteht und das Dach des Tempels zertrümmert, so reckt er sich doch wenigstens einige Male, so daß man seinen Körper betrachten kann, und man findet dann, daß seine Glieder von königlichem Wuchse sind.

„In einem Garten
unter dunklen Bäumen
erwarten wir die Frühlingsnacht.
Noch glänzt kein Stern.
Aus einem Fenster,
schwellend,
die Töne einer Geige . . .
Der Goldregen blinkt,
der Flieder duftet,
in unser'm Herzen geht der Mond auf!" —
— — — „Ueber'm Bett, eingerahm, hängt der Myrthenkranz.
Vor Jahren
stand am Fenster mal die Nähmaschine;
ein Kanarienvogel sang.
Jetzt
ist das Alles anders!
Abends
wenn die rothe Lampe brennt,
kommen fremde Herren in das Stübchen;
alte, junge, wies 'grad trifft.
Du lieber Gott — das Leben!
Nur manchmal
wenn der Regen draußen auf die Dächer peischt,
Nachts,
kein Mensch ist mehr wach,
sitzt das Weib und weint . . .
Der todte Mann! Die armen Kinder!"

Digitized by Google

In solchen Augenblicken vergißt er wohl, — bis auf das, mit Scheffel zu sprechen, „unökonomisch in der Mitt'" beschriebene Papier, wo die übliche Prosa-Schreibung wohl noch besser am Platze wäre — seine Theorie, über die er lange Jahre nachgesonnen, aus dem Gekünstelten wird der echte Künstler. Aber diese Augenblicke sind bei ihm rar und im „Phantasus" finden sich ihrer nur Wenige, nicht genug um den Gedanken zu ersticken, daß Holz nicht gehalten hat, was er einst versprach, daß er „als Kind besaß und dann — vergessen". Ihm eignet nicht das Unbekümmertsein des Genies um Theorie und Werth des lesenden Publicums, er kann nicht mit vollen Händen schenken und austheilen ohne Rücksicht auf den, der es empfängt. Glaubt er etwa, daß er sich dadurch herabsetzen würde, wenn er sich vor allen Menschen ausgeben wollte? Dann kennt er die unstillbare Gier nicht, die den Dichter überfällt, einen Zweiten zu suchen, dem er sich mittheilen darf, überzufließen, wenn er zum Sticken voll ist, jenen Zweiten, von dem Ulyß in Shakespeare's „Troilus und Cressida" spricht, der der Spiegel ist, worin der Schenkende erst seinen rechten Werth erblickt. Aus dem Troß der Leser will Holz eine Gemeinde von Nachdichtern machen, die den Dichter noch überdichten? An jeder Straßenecke einen Dichter, einen dichtenden Schutzmann, einen dichtenden Pferdebahnkutscher? ... davor bewahre uns der Himmel, die verstehen auch den einfachsten Satz nicht tiefer, den ihnen Arno Holz vortragen könnte. Ein Dichter spricht stets zu Auserwählten, und sind ihm die nicht exclusiv genug, zu denkfaul, so mag er sich überlegen, wer daran die Schuld trägt.

Was dachte sich aber Holz, als er die Hoffnung aussprach, mit der Entdeckung des Polymeter würde eine neue Periode deutscher Lyrik anheben, als er davon träumte, der Ahn einer jungen Generation von Poeten werden zu können? Es ist ein unbegreiflicher Wahn — für uns, nicht für Holz, dem die Entdeckerfreude die Augen blendete. Damals konnte er noch nicht ahnen, daß sein Wunsch, Nachkommen zu zeugen, so schnell in Erfüllung gehen möchte. Seitdem ist der Socialpolitiker Paul Ernst gekommen und dichtet auch Polymeter und behauptet seinerseits, der Auffinder dieser neuen Form zu sein. Als er mit einem Bande Lyrik, „Polymeter" betitelt, auftrat, begrüßte ihn von allen Seiten ein höhnisches Gelächter. Und Herr Ernst, der ein geistreicher Mann aber kein Dichter ist, war doch nicht geistreich genug, nach dem Beispiele Wilhelm Hauff's, der den „Mann im Mond" ja zuerst auch bewundernd dem allbeliebten Clauren nachgedichtet hatte, hinterher seine Nachahmung für einen bloßen Scherz, eine Parodie auszugeben. Und da er es unterließ, so nahm das Publicum ihn nun selbst für eine ungeheure Parodie auf den einsamen Dichter Holz, den Spiegel des Ulyß beim Shakespeare, in den nun Holz hinein blicken mußte. Wie mag ihm da zu Muthe gewesen sein, als er seinen Lieutenant aus dem Thiergarten bei Ernst wiederfand, ein trübseliges Wiedersehen!

„Ueber eine kleine Brücke, die gebogen ist,
Reitet ein ernsthafter junger Lieutenant
Mit einem breiten, rothen Kragen.
Und im stillen Wasser unten,
Zwischen den schwimmenden Blättern einer Seerose,
Spiegelt sich der ruhige Himmel
Und eine kleine Brücke, die gebogen ist,
Und ein Lieutenant auf seinem Pferd,
Und einem breiten, rothen Kragen."

Und die Menschen beschauten sich auch bei Ernst den Nabel:

„Da blickt
Auf nabelbeschauende Mönche mild
Mit wackelndem Kopf ein Buddhabild ..."

Durch das ganze Buch zog ein milder Geruch von Kaffee und Kuchen, und der Nachahmer überbot ihn noch um ein gutes Stück, als er auch die „Gänsegrieben mit Pellkartoffeln" in den Zauberkreis seiner Dichtung zog. Vielleicht rieb sich da der Mann, der die Lyrik umwälzen wollte, den Schlaf aus den Augen und den bösen Traum, den er lange geträumt. Denn ihn hatte ein hitziges Fieber befallen, als er glaubte eine neue Dichterschule gründen zu können, eine Art Firma, die ihre Boten über alle Länder aussenden sollte und den Menschen das neue Heil verkünden. Und Holz hatte auch schon einen Namen für sie bereit, so etwas wie „Phantasus, Polymeter & Comp." Dann besah er sich den Jünger nicht mit den Augen des Traumes, sondern des hellen lichten Tages, ihm stieg der Geruch von Kaffee und Kuchen, von Gänsegrieben mit Pellkartoffeln in die Nase, und er ekelte sich. Er dachte daran, daß er an den Schluß des „Phantasus" eine Frage an das Schicksal, erschütternd in ihrer Schlichtheit, gestellt hatte:

„Eine schluchzende Sehnsucht mein Frühling,
ein heißes Ringen mein Sommer —
wie wird mein Herbst sein?
Ein spätes Garbengold?
Ein Nebelsee?

Und nun sitzt er einsam träumend auf einem Stein, er erwartet das Glück — ob es wohl kommt? ...

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein verlorenes Paradies.

Von August Trinius.

Immer wieder muß sie über das beschlagene Fenster ein Stückchen wischen, um einen Ausguck nach der Straße draußen zu gewinnen. Das bedeutet zunehmende Kälte, welche der sacht niedersinkende Abend mit sich bringt. Die stille Frau am Fenster mit dem abgehärmten, milden Antlitz schauert jetzt leicht zusammen. Sie erhebt sich von dem Fensterbrett, auf dem Stuhl und Nähtisch steht, und wendet sich hinüber nach dem Ofen, die halb erloschene Gluth wieder anzufachen. Ein müder, schleppender Schritt! In das leise verdämmernde Grau des schlichten Wohnraumes bringt das Aufzucken des Kohlenfeuers minutenlang etwas wie seltsam irrendes Leben hinein. Die Frau bleibt in der Mitte der Stube stehen und starrt wie träumend in den blutrothen Flammenschimmer. Dann nimmt sie ihren Platz am Fenster wieder ein. Wie unhold war dieser Tag! Fast grausam will er ihrem Gemüth bedünken! Kein Sonnenschein brach sich Bahn. Sonne, nach der sie sich so heimlich sehnt. So war es gestern, so ist es heute und morgen wird's wieder so sein. Man schreibt ja November und da ist's immer so, sagen die Leute. Die Leute! Wenn nur dieses Grau für kurze Zeit 'mal von ihrem Leben wiche, dieser heranschleichende, athemraubende, niederdrückende Nebel, der alle Dinge so in Traurigkeit kleidet, bei dem man allmälig das Lachen verlernt, das Lachen und — das Hoffen. Eintönig zerrt sich Tag auf Tag dahin, und wenn er Wechsel bringt, so ist es neue Sorge, Enttäuschung, heimliche Noth. — Wenn's noch ein straffer Regen wäre! Aber das näßelt lautlos, unaufhörlich von dort oben hernieder, wo man sonst den Himmel schaut, jetzt aber nur aschfarbene Wolkengehänge, die heimlich zu weinen scheinen. Sie hebt den Kopf von der Arbeit und blickt auf's Neue die menschenleere Gasse hinauf. Bleifarbene Pfützen, verwaschene Häuserfronten, neben der angeschwollenen Gosse ein paar struppige Spatzen, die sich giftig zanken! Hin und wieder eine eingemummelte Gestalt, ein tropfender Regenschirm, dann verhallende Schritte, und Alles taucht wieder in diese quälende Nebelmasse hinein. Aber da drüben steht ja immer noch der elende, planbedeckte Töpferkarren und davor der ausgehungerte, kranke und lebensmüde Klepper. Sein Herr sitzt in der Schenkstube, trinkt Alkohol und wärmt sich. Daß man so rasch über den Anblick des Jammers hinwegdenken kann, ihn gar nicht mehr bemerkt! Und der Gaul sieht wirklich zum Erbarmen aus! Vielleicht fällt er bald um. Dann friert und hungert er nicht mehr, dann hört's mit den Schlägen, dem öden Trauerspiel auf der Landstraße auf — es wäre ein seliges Ende ... Erlösung aus Noth und Pein!

Die Frau am Fenster giebt sich förmlich einen Ruck, als wolle sie gewaltsam finstere Gedanken zurückbannen. Aber die fleißigen Hände sinken, ihr selbst wohl unbewußt, in den Schooß nieder. Vielleicht ist's die Dunkelheit, welche jetzt hereinbricht, vielleicht auch, daß ihr Erinnern beginnt noch einmal die Straße von Anbeginn entlang zu ziehen, auf welcher ihr Leben bisher sie führte. Sie lehnt sich sacht hinten an, ihre Augen verlieren sich in dem Grau, das nun zwischen Straße und

Digitized by Google

Wohnraum einschläfernd webt. In diesem Grau verliert sich auch ihr Lebensweg. Nur ganz in der Ferne, am Anfang, und dann noch einmal: da strahlt die Sonne, groß und feurig und feierlich! Da geht es wie Klingen und Jauchzen durch die Natur, durch ihr Herz; da schienen Menschen und Dinge, Alles, was da athmet, blüht und lacht, wie eingetaucht in Freude und schimmernden Glanz. Sie sieht sich ganz genau als Kind wieder, selbst das eine Kleid wird ihr deutlich erinnerlich ... himmelblau, und darüber zwei dicke blonde Zöpfe. Unartige Jungen zogen bisweilen daran; Erwachsene bewunderten ihr starkes Haar. Auch der Puppe weiß sie sich plötzlich deutlich zu entsinnen. Die hieß Lene, besaß auch starke, goldglänzende Haare, so einen richtigen „Wuschelkopf", dazu rothe Bäckchen ... ganz entzückend! Die nahm sie öfter's mit in's Bett, betete mit ihr und schlief mit ihr dann ein. Und das selige Erwachen! Auch Lene klappte die blauen Augen auf, sobald man sie aufrichtete. Da regnete es dann Küsse, Liebesworte, Fragen und wieder Küsse. Aber eines Morgens lag Lene mit eingequetschtem Gesicht neben ihr. Mund, Wangen, Zähne, Augen ... alles war dahin! Sie sah den ihr gräulich dünkenden Mechanismus der Klappaugen, sah alles Unheil, das heiße kindliche Mutterliebe über Nacht angerichtet hatte. Da weinte sie zum Gottserbarmen! Das waren wohl die ersten wirklich schmerzenden Thränen, welche sie in ihren jungen Leben damals vergoß. Und wie viele sollten später ihnen noch folgen! — Ein paar Jahre später ging die Sonne für sie unter. Vater und Mutter starben rasch nacheinander. Sie kam zu einer weitläufigen Verwandten. Es war keine harte Frau, aber streng, von eiserner Willenskraft. Pflicht und wieder Pflicht beherrschte ihr Dasein, aus dem jede sonnige Schönheitslinie unbarmherzig ausgetilgt erschien. Hier lernte sie Pflicht. Hier brachte jeder neue Tag die alte Regel, daß das Leben nur zur Arbeit geschaffen sei. Kein heiteres Genießen, kein frohes Ausspannen einmal von dem Druck täglicher Bürden, des niederdrückenden Einerleis. Da wurde ihre junge Seele scheu und mißtrauisch gegen alles, was Glück bedeutet. Die Sonne war nicht für sie mitgeschaffen. — Als Beruf hatte sie den Lehrerstand ergriffen. Die Tante hatte sie dazu gedrängt. Vielleicht war es auch wirklich das Vernünftigste! Das war ja eine Kette ernster und anstrengender Pflichten, die sich nun um ihr junges Dasein schloß, sie band und umklammerte, daß es kaum noch ein Entrinnen gab. Fast siebzig Kinder und ernste Pflichtauffassung dazu! Und doch manchmal stahl sich ein heimlich Verlangen nach fluthendem Sonnenschein in ihr Herz, nach Melodie, Duft und Farbenglanz des Lebens! Wie fernes helles Glockenläuten aus goldenen Kindertagen klang es dann durch ihr Gemüth. — Und dann ging noch ein Mal für sie die Sonne groß und schön auf, mit vollem Glanz ihr aufjubelndes Herz füllend! Das war, als sie ihn kennen lernte, als sein großes ernstes Auge auf sie fiel und da weilen blieb, als er ihr eines Tages seine Liebe gestand. Ein glänzendes Loos könne er ihr zwar nicht bieten, aber ein treues Herz, redlichen Willen, vorwärts zu kommen, den ganzen Menschen wolle er ihr hingeben, und wenn sie könne einschlagen ... Galt's da noch Fragen oder Zaudern?! Beider Herzen hatten ja längst einen Bund geschlossen! Und so waren sie zusammengegangen und ein Paar geworden. Sie hatte ihre Stellung aufgegeben. Es war ein ehrenvoller Abschied gewesen. Die Kinder hatten geweint, Director und Collegen ihr warm und dankend die Hand geschüttelt. Nun war sie sein Weib. Sie hatte frühe gelernt, was Pflichterfüllung heißt, und sie wollte sie fortan doppelt ausüben, denn die Liebe gab ihr Schwung und Kraft. Die Liebe!

Wie er sich abquälen mußte, der gute, liebe Mann! Dieses nerventödtende Stundengeben tagtäglich am Clavier, durch Sturm und Wetter, einerlei, oft der Weg so lang als eine Stunde, und alles für ein Butterbrod, für ein paar Groschen. Aber er that's freudig, während sie daheim peinlichste Ordnung hielt und nebenher auch noch durch Handarbeit einen kleinen Erlös erzielte. Es war ein tapferes Zusammenarbeiten, unermüdlich, und wenn man dann Abends bei einander saß und Zukunftspläne schmiedete, dann meinte sie, es könne kaum noch besser kommen. Dann hielt sie das Glück in der Hand und stammelte heimlich Dank dafür. Höher aber stieg die Sonne für sie nicht mehr. Nach ein paar Jahren begann sie sacht niederzugehen. Mit dem Aufblühen der Conservatorien und der Vermehrung der Musikerkräfte, hob für ihn der stille Kampf an. Da und dort eine Kündigung; ein Achselzucken und halbverlegene Bemerkung, es gäbe jetzt so viele Lehrer und Lehrerinnen, die's billiger machten ... man könnte es ja von ihm nicht verlangen ... sein guter Ruf ... deßhalb, er würde ja nur beistimmen können ... habe man sich nach Ersatz umgesehen, billigeren, denn die Zeiten wären ernst ... Bruchstückweise sah er sein bescheidenes Glück zusammenbrechen. Er wurde bitter, vergrämt, das Elend daheim nagte ihm am Herzen. Sie aber ließ nie etwas von ihrem Schmerz ihn schauen oder fühlen. Pflichterfüllung! Immer wieder fand sie Trost und Zuspruch. Heiter trat sie ihm entgegen, kehrte er abgehetzt, vergrämt und müde heim; heiter entließ sie ihn. „Es ist eine Jagd nach dem Glück!" sagte sie ihm eines Tages, „und warum sollst Du nicht auch noch einmal das flatternde Glück wieder einfangen können?"

Da hatte er sie geküßt und mit seinen tiefblickenden Augen dankbar angeschaut. „Wenn ich Dich nicht hätte, Elisabeth?" Und ein schwaches Lächeln war über sein Gesicht geglitten. Jagte er nach dem Glücke? Nach jenem schimmernden, schönheitstrunkenen, lebensprühenden nicht mehr. Das hatte er aufgegeben. Lorbeer — Künstlerruhm: schillernde Seifenblasen! Seitdem sein Dasein nur noch der Ernährungsfrage galt, jeder neue Tag durchtränkt von der gemeinsten aller Sorgen war, da schien seine Seele wie zusammengeschrumpft, lag wie ein vom Wetter getroffener Falter matt am Boden. Er sprach es nicht aus, aber sie las es in seinem Auge, vernahm es aus seiner Stimme

Einst hatte sie sich mit glühender Seele Kinder gewünscht, wenigstens eines doch, dem sie Mutterliebe reichen Herzens geben könnte. Es dünkte ihr eine hohe, heilige Aufgabe, einem Wesen eine Heimath aufbauen zu dürfen, ihm die Jugend wie mit Sonne zu überschütten. Dafür hatte sie heimlich gebetet, auch ein Stück Geld fürsorglich nach und nach zurückgelegt. Dieser Wunsch blieb unerfüllt und das still Ersparte war längst wieder draufgegangen. Nun betete sie nicht mehr dafür, haderte auch nicht mehr mit Gott. Er hatte weiser gehandelt als sie es gewünscht. Nun war es auch so gut, besser vielleicht! — Die einsame Frau seufzt tief auf. Ihr Erinnern schlich müde jetzt den letzten Theil der Lebensstraße hin. Lange, lange Jahre, eines wie das andere ... Regenpfützen, tropfende Weiden, Oedland links und rechts, und darüber schwerer, bleigrauer Himmel. Da war sie vor der Zeit alt geworden. Der Kummer hatte seine Sporen ihr in's einst so schöne Antlitz gegraben. Sie achtete dessen nicht oder wußte es vielleicht auch nicht. Aber tief in ihrer Brust barg sie doch noch etwas Unveräußerliches, ihr stilles Paradies: die Liebe ihres Mannes. So tief Beide auch das Geschick gedemüthigt und niedergedrückt hatte — aus ihrem Paradies konnte sie Niemand, keine Macht der Welt reißen. Er war ihr treu und liebte sie. Nie war ein böses Wort ihr gegenüber gefallen und wenn auch die goldenen Tage hingebender Neigung längst zurücklagen — er diente ihr noch heute mit seinem Herzen. Das hielt sie aufrecht in all' den Stürmen, daraus sog sie immer wieder frische Kraft, standfest und schweigend die schwere Last weiter fort zu schleppen. Ihr Paradies! Ein flüchtiges Aufleuchten gleitet über ihr müdes Gesicht. „Noch bin ich nicht ganz arm!" flüstern die Lippen. „Und dafür dank' ich täglich Gott!" Sie neigt das Haupt ein wenig vor und versinkt wieder in Träume.

Da stört ein Schatten, der dicht am Fenster entlang huscht, sie auf. Sie blickt empor. Es ist der Laternenanstecker. Ein Haus weiter steht er am Rand des Plattensteiges still. Gleich darauf flammt das Licht in der regenbenetzten Laterne auf.

Jetzt erst fällt ihr auf, daß drüben der Töpferkarren inzwischen fortgerumpelt ist. Sie denkt an den elenden Gaul, an die traurige Landstraße, über die er nun durch hereinbrechende Nacht ziehen muß, und erneutes Mitleid überschleicht sie. Wie still doch draußen die Gasse liegt! Aber hier draußen in der Vorstadt fluthet ja auch sonst kein glänzendes Leben, und was sie sonst belebt, bannt heute das Unwetter in die Wohnungen. Melancholisch rieselt der Regen nieder. Da taucht drüben auf der anderen Straßenseite eine Mannesgestalt aus dem Nebel auf. Jetzt steht sie still, als hemme Zaudern oder Ueberlegen die Schritte. Dann überschreitet sie den Straßendamm und tritt in den fahlgelben Lichtstreifen, der schräg von der Laterne über die Straße fällt. „Reinhard!" will sie rufen. Aber eine eigene Beklemmung raubt ihr den Athem. Wie er aussieht! Den Rockkragen hat er empor geklappt, daraus blickt ein blasses, starres Gesicht. Das Haar hängt wirr über die Stirn nieder; die Hände sind in die Taschen des dünnen Ueberziehers versenkt. Vor dem Hause bleibt er abermals für eine kurze Weile stehen. Dann geht die Hausthür. Sie hört, wie er draußen sich schüttelt und dann die Füße auf der Strohdecke trocken stampft. Jetzt ist er in die Küche eingetreten, die mit der Wohnstube und einer einfenstrigen Kammer ihre Wohnung ausmacht. Dort legt er ab und hängt den Ueberzieher zum Trocknen auf. Sie hört Alles und folgt im Geiste jeder seiner Bewegungen. Sonst stand sie wohl auf, ihn zu begrüßen. Heute aber ist's, als banne sie etwas fest auf den Sitz ... Eine ganz unerklärliche Angst ist über sie gekommen. Ein Schatten, der allen Nebel noch verdunkelt. Jetzt ist's ganz still in der Küche. Aber sie meint seine Athemzüge zu hören. Dann seufzt er schwer. Wie wehe das heute klingt! Wieder eine Pause! Nun tritt er in die Wohnstube hinein. Er muß sie in der Dunkelheit wohl nicht mehr erkennen, denn ohne Gruß läßt er sich schwer in einen Stuhl nahe am Ofen fallen und starrt stumm in die schwach aufleuchtende Gluth.

„Guten Abend, Reinhard!" Er schrickt zusammen, dann erwidert er den Gruß und fällt wieder in peinliches Schweigen zurück. „Du bist tüchtig naß geworden, armer Mann! Was? Deinen Schirm hast Du gewiß irgendwo stehen lassen. Nicht? Vergeßlichkeit gehört ja zur Kunst. Nicht, Reinhard?" Sie versucht zu scherzen. Aber es kommt so traurig heraus. Er scheint sich zu einer Antwort aufraffen zu wollen.

„Den Schirm? ... den Schirm ... ja, ja! Der steht irgendwo ... irgendwo ... vielleicht schwimmt er auch ... schwimmt auf dem Was ..." Er bricht plötzlich ab. Sein Kopf fällt in die Hände. So verharrt er regungslos.

„Reinhard! Was hast Du?" Es klingt fast wie ein Wehruf.

„Ich? ... Hm!"

„Bist Du krank? Neue Aergerniß gehabt? Was? Sag's doch! Nicht wahr, man hat Dir wieder 'mal gekündigt, nicht? Oder frierst Du? Soll ich Dir 'was Warmes schnell machen? Sprich doch nur?"

„Gekündigt? Ja, ja! Für immer! Von Warmem sprachst Du? Ach, das Wasser ist so kalt, so kalt! Und so tief!" Er summt den Anfang eines Liedes, dann vergräbt er auf's Neue den Kopf in die Hände. Länger duldet's die Frau nicht mehr auf ihrem Fenstersitze. Sie erhebt sich und tappt in dem fast dunklen Raume zu ihm hinüber.

Digitized by Google

Sie legt die Hände auf seine Schultern und rüttelt leicht den stumm vor ihr Kauernden.

„Reinhard, foltere mich nicht länger! Was hast Du? Du machst mir Angst. So sprich doch nur! Soll ich die Lampe anzünden?“

Er schüttelt den Kopf. „Nein, nein! So ist's besser ... dunkel, ganz dunkel! Licht thut weh, weh!“ Sie sinkt auf einen in der Nähe stehenden Stuhl nieder. Keiner spricht mehr. Immer matter glimmt das Feuer im Ofen. Auf einmal erhebt er sich mühsam und tastet nach ihr hinüber. Zu ihren Füßen bricht er zusammen. Er umschlingt ihre Kniee mit seinen zuckenden Händen und bohrt den Kopf in ihren Schooß. Sie fühlt, wie ein Schauer seinen Leib rüttelt. Sacht und weich legen sich ihre Hände auf sein Haupt, als streichle eine Mutter das heimgekehrte irre Kind. Diese Berührung bricht die letzte Schranke, die den Mann bisher noch mühsam aufrecht hielt. Ein Aufschrei, dann fällt er in heißes Schluchzen. Eine Weile läßt sie ihn gewähren. Dann ruft sie ihn leise beim Namen. Es ist, als ob der Sturm, der sein Innerstes aufgewühlt hat, jetzt sich zu glätten beginne. Er richtet sich ein wenig auf und tastet nach ihren Händen. Nun hält er sie fest, ganz fest, als ob ihm entrinnen könne, wohin er sich, Schutz suchend, flüchtete. „Elisabeth?!“

„Was denn, mein lieber guter Mann?“ Er drückt ihre Hände, daß sie fast vor Schmerz aufschreien möchte. Es wird ihm sichtlich schwer zu sagen, was jählings über ihn kam. „That ich Dir etwas an, Reinhard?“

„Du? Du? O, mein Gott! Elisabeth, Du bist eine Heilige! Vor der man knieen sollte, zu ihr beten, weil man sie verehren muß! Du stehst hoch über Allem, was uns bändigt ... Du, die ich ruchlos an mein Dasein fesselte und ihr nichts bot als Enttäuschungen, Sorgen, Mühen und Bitterkeit! Vergiftet habe ich Dein Leben ... Dich mit hinein gerissen in dieses graue, endlose Elend ...“

„Reinhard! So darfst Du nicht sprechen! Ich kann's nicht hören, weil's — — nicht wahr ist!“

„Nicht wahr ist?“ Er lachte bitter auf. „Nicht wahr ist!“ wiederholt er mit einförmiger Stimme. Nichts gehabt wie Arbeit ... nichts geübt wie Pflicht, ernste Pflicht ... ohne Sonnenschein, ohne Freude ... und niemals gemurrt, nie aufgehört zu lieben ... niemals!“ Er küßt leidenschaftlich ihre Hände, während glühende Thränen darauf fallen.

„Aber, Reinhard!“ spricht sie leise. „Trug ich Pflichten, ich trug sie leicht! Denn ich hatte ja doch mein Paradies: Deine Liebe! Wie viele von uns Frauen, die hoch in Ansehen und Reichthum stehen, müssen auf Liebe verzichten. Und sie ist das Höchste für uns Menschen auf Erden! Das Höchste und — das Letzte!“

„Das Letzte!“ flüstern halblaut seine Lippen. Schwer geht sein Athem, wie der eines Ringenden. „Elisabeth!“

„Was denn, Reinhard?“

Er drückt sein Gesicht fest an ihr Kleid. „Ich war Dir immer gut, Elisabeth! Niemals hast Du ...“ er bricht ab.

„Niemals habe ich es anders empfunden, als daß Du mich zärtlich und treu liebst!“

„Gott sei Dank!“ murmelte er. Dann fragt er leise, bebend: „Glaubst Du, Elisabeth, daß man sein Weib verehren und lieben kann und dennoch noch ein anderes Bildniß im Herzen tragen kann? Ein Wesen ... das man liebt wie seine Jugend ... wie die Erinnerung an Tage, da man noch nach Zielen aufwärts rang, wo man noch träumen ... schwärmen konnte ... Kannst Du das verstehen?“ Er wartet aber vergeblich auf eine Antwort. Sie schüttelt nur leise den Kopf. „Kannst Du Dir nicht denken, daß ein heißstürmendes Herz, dem das graue Elend daheim fast alle Sinne raubte, das heimlich aufschrie nach Erlösung aus Pein und Noth, noch einmal höher schlagen kann, wenn plötzlich ein langentbehrter Sonnenstrahl sein Inneres erleuchtet, längst begrabene Gefühle noch einmal weckt, wenn es ihn anlacht wie die Maienzeit seines Lebens, da noch die Rosen blühten ...“

„Ich verstehe Dich nicht, Reinhard!“

„Höre mich an, Elisabeth, still und ruhig! Unterbrich mich nicht. Sei gut! Und dann sage mir, ob Du es verstehen kannst.“ Er liegt noch immer zu ihren Füßen und seine Arme umschlingen ihren Leib. „Elisabeth! Wenn ich Etwas auf dem Herzen hatte, dann kam ich zu Dir, zu Dir, meine Vertraute, mein besseres Theil, die treueste Gefährtin meines Lebens. In Allem kam ich ... nur in dem Einen nicht! Aber ich bin nie schlecht gewesen, nicht einen Augenblick erloschen meine Liebe und Verehrung für Dich. Das glaube mir! Das will ich beschwören, das kann ich, wenn wir einmal da droben vor Gottes Richterstuhle stehen sollten. Immer habe ich Dich geliebt. Aber die Zeit wandelt die Art der Empfindungen. Eine einst verlangende Liebe klärt sich ab. Sie besitzt ja nun, was sie erstrebte und fühlt sich beruhigt-glücklich in diesem Besitz. In dem gemeinsamen Leben, in dem gemeinsamen Ertragen von Noth und Sorgen, da hört die einst so heiß Geliebte allmälig auf, die Muse unserer Kunst zu sein. Aus den hohen, seligen Gefilden steigt sie zu uns herab und theilt Alles, was menschlich uns anfaßt, treulich mit uns. Sie ist unser stillwaltendes Glück geworden, das wir hochhalten, verehren, zu dem wir dankbar aufblicken. Tritt von Außen her kein anderes Empfinden heran, so bleibt es in diesem beruhigenden Glücke. Ueber meinen Lebenspfad aber schritt noch einmal ein Wesen und weckte noch einmal in mir, was ich längst begraben glaubte. Hör' mich an, Elisabeth! Es ist meine Beichte. Sie soll mein Herz erleichtern, daß ich auch wieder vor Dir bestehen darf. —

Ich lernte sie vor einigen Jahren in einem Conservatorium kennen, wo sie ebenfalls als Lehrerin angestellt war. Sie war noch jung und hatte wohl die schlechteste Stellung dort. Ich habe niemals Schritte gethan, mich ihr enger zu nähern, als es unser Verhältniß zur Musikschule gebot. Aber wir spielten häufig zusammen und hatten auch so ziemlich denselben Nachhauseweg, wenigstens doch ein gut Stück. Sie war eine feuerige Natur, voll Thatkraft und zugleich Schwärmerei. Ich weiß nicht, wie es kam, aber sie machte mich zu ihrem Vertrauten in allen Dingen. Auch als ihr die Stellung gekündigt wurde, hielt sie ferner zu mir. Ich blieb ihr Rathgeber in dem Kampfe gegen das bittere Lebensdasein. In dem Kampfe gegen die Liebe, welche immer höher zwischen uns aufwuchs, da — versagte meine Kraft. Niemals haben wir Beide gefehlt, niemals, Elisabeth! Aber sie hing fest an mir in all' der Aussichtslosigkeit dieser Liebe. Sie wußte, daß ich trotzdem an Dir hing, daß ich Dich liebte und verehrte, daß die Noth uns für's Leben aneinander gebunden hatte. Sie wußte dies Alles und sie ließ doch nicht mehr von mir. Was sie sich von der Zukunft versprach, weiß ich nicht. Es ging ihr erbärmlich schlecht, aber sie ließ es nicht merken. In ihrer Kunst suchte sie dann für Stunden Vergessen. ‚Gehst Du aber von mir‘, sagte sie mir eines Tages, ‚dann ist's aus. Dann fallen Himmel und Erde zusammen. Dann giebt's kein Erwachen für mich mehr!‘ — Sollte ich sie lassen? Ich dachte an Dich. Dich wollt' ich selbst zur Beratherin machen. Aber ich fand den Muth nicht. Und es hätte auch mehr denn Heldenmuth von Dir fordern heißen. Tausend Mal habe ich Dir heimlich Abbitte gethan. Dein Bild, Dein Walten, Deine heilige Pflichterfüllung waren mir ein Talisman, daß ich Dir doch treu blieb, daß keine schwache Stunde des Vergessens herankam ... Das haben wir Jahre lang so getragen. Manchmal drohte ihre Leidenschaft uferlos überschäumen zu wollen, dann tauchte Dein Gedächtniß mir auf und ich bannte sie mit meinem Blick, bis sie ruhiger wurde, um endlich wie ein Kind zu weinen. Aber in letzterer Zeit ging eine Veränderung mit ihr vor. Sie wurde blässer und schweigsamer. Etwas zehrte an ihr. Vorgestern, als sie mir Lebewohl sagte, blickte sie mich eigen und groß an. ‚Es ist nicht gut‘, sagte sie, ‚daß Menschen sich aneinander hängen! Aber etwas war ich Dir doch immer werth? Ich weiß, daß Dein Herz mir nicht allein gehört, daß ich mich hineindrängte, wo längst eine Andere wohnte. Zürne mir deßhalb nicht, Lieber, und auch sie, die Andere, soll mir verzeihen. Liebe kommt ungewollt und ungerufen. Wen sie aber packt, der will auch ihre Wonnen genießen oder das Licht der Welt geht für ihn langsam wie ein Bettlerlämpchen aus!‘ Das waren ihre letzten Worte an mich. Heute suchte ich sie wieder an unserem alten Stelldichein im Thiergarten auf. Sie war auch da! Viel Menschen standen dabei ... man hatte sie vor einer Stunde aus dem Wasser gezogen ... Sie sah so blaß, so geisterhaft blaß aus ... so erfroren ... und immer weiter regnete es ... immer weiter ... als weinte der Himmel über so viel Jugend und Schönheit und hingemordeter Lebenssehnsucht ... Da wird wohl auch mein Schirm noch liegen!“

Ein wehvolles Aufschluchzen vollendete das Geständniß. Nach einer Weile rafft sich der Mann auf. „Elisabeth!“

„Was?“

„Wir aber wollen weiter zusammenhalten! Wir müssen ja!“

„Ja!“

„Elisabeth!“

„Was?“

„Kannst Du es jetzt verstehen, daß man sein Weib tief verehren kann und doch noch einmal nach den Rosen der Jugend sehnsuchtsvoll zurückkehren möchte?“ Die Frau denkt an die junge Todte, die kalt am Ufer liegt. Sie denkt weiter, daß, wenn sie diesen Weg aus aller Noth voran gegangen wäre, jene jetzt glücklich vielleicht sein könnte. Jammer, Mitleid drängt sich ihr zu Herzen, auch für den, der noch immer zu ihren Füßen regungslos, athemlos auf Antwort harrt. „Kannst Du es Dir denken? Elisabeth!“

Noch einmal hallt die schwere Frage leise an ihr Ohr. „Ja!“ stammeln ihre zuckenden Lippen.

Fester umschließt sie der knieende Mann. Sie aber denkt nur noch an ihre Pflicht; so lange dieser Athem geht, wird sie diese erfüllen. Das Paradies ihres Herzen hat sie aber in dieser Stunde für immer verloren.

Aus der Hauptstadt.

Kein Romantiker auf dem Throne.

Unheimliche Schatten gleiten um die Häupter gekrönter Phantasten. Fast scheint es ihr Verhängniß, daß das Verderben sie in der Stunde packt, da sie höheren und kühneren Flug genommen haben als irgend ein niedrig geborener Mann, da ihre gestaltende Kraft zum ersten Male frei und stolz im Hermelin dahergeschritten kommt. Den bayerischen Ludwig schmetterte das Schicksal zu Boden, als er daran ging, Neuschwanstein, dem Juwel seiner Berge, den letzten Glanzschliff zu verleihen und dann auf benachbartem Fels prächtiger noch und majestätischer

Digitized by Google

in Stein und Gold und Seide zu träumen. Die Leute aus dem Thal, die nüchternen Zahlenmenschen vom grünen Tische der Großstadt erschraken vor der Schrankenlosigkeit gekrönten Dichtersinns, und sie nannten Wahnwitz, was nichts war als in blaue Ferne schweifende, entfesselte Kunstfreude, über allen Gesetzen und aller Spießbürgervernunft stehende Romantik eines Geweihten. Sie siegten über ihn, weil Ludwig einsam geworden war, köstlich einsam gewiß, doch darum auch machtlos. Der Zauber zerstob, aber mit ihm versank auch auf ewig der Glanz des bayerischen Diadems, und die Fackel des Gottesgnadenthums ward brutal bei hellem Tageslichte, vor dem versammelten lustig grinsenden Pöbel ausgetreten.

Es kennzeichnet diese wunderarme und entgötterte Welt, daß sie vom Oberhaupte des Staates nichts als Aeußerungen klaren, kühl abwägenden Verstandes begehrt und erwartet. Die verborgenen Gedanken, die Liebe oder Haß athmenden Empfindungen seines Herzens, die dunkeln Regungen seines Blutes sind ihr gleichgiltig oder gar verdrießlich. Der Herrscher soll eine Rechenmaschine, ein Combinationsautomat sein, nicht mehr. Darum nennen sie sich Vernunftmonarchisten, und ihren König wünschen sie sich als den König der Vernunft. Europas Monarchen sind schwach genug gewesen, sich diese entwürdigenden und entseelenden Anschauungen aufdrängen zu lassen, ihnen zu gehorchen. Daß ein Fürst eine Seele hat, ein Herz, das zu Tode gequält und gemartert werden, himmelhoch jauchzend und überglücklich sein kann — wen kümmert's, wer glaubt es? Als Franz Josef von Oesterreich, dem jetzt auch noch die ihm freilich längst entfremdete Gattin genommen worden ist, von jener schauerlich furchtbaren Januarnacht erfuhr, die seinen heißgeliebten Sohn gemordet hatte, vermochte er es über sich zu gewinnen, die laufenden Arbeiten fortzusetzen. „Weinen Sie nicht, Graf." Dieser Heroismus fand Bewunderer, allerdings nur solche Bewunderer, die er verdient. Ein Fürst, der sich ganz dem constitutionellen Dogma zu beugen, der Alles in sich ausgelöscht zu haben schien, was ihn von den Staatsaufgaben abzog — er war so recht nach dem Geschmack der Kleinen, Vielzuvielen, die zwar genau wissen, daß das zur Niederschrift der Verfassung benutzte Papier auch nur aus Lumpen gewalkt ist, die es aber trotzdem für ein Zwing-Uri aller Tyrannei, ein in den Sternen verankertes Bollwerk bürgerlicher Freiheit halten. Und wie es so mit Modevorstellungen und Ideen der Saison geht: ganz Europa glaubte an sie, und die Kronenträger nicht zuletzt. Die Könige wurden zu körperlosen und geistlosen Schemen, bar aller Persönlichkeit, die doch nach dem Worte eines nicht ganz Unbedeutenden höchstes Glück der Erdenkinder ist.

Wilhelm II. hat während der kurzen Zeit, da er Kronprinz war und auf die Brandenstein'schen Dejeuners mit vergnügt-verlegenem Lächeln zurücksah, reiflich über die Naturgeschichte der Könige nachgedacht. Seinem Temperament behagte es durchaus nicht, wie ein in Watte gewickeltes Skelett steif, starr und würdig auf dem unbequemen Thronsessel zu sitzen und im besten Falle als der liebe Onkel zu gelten, von dessen Leutseligkeit die Zeitungen und die Ehrenjungfrauen unaufhörlich pointenlose Anekdoten erzählen. Er mochte den behaglichen Trott der Herren Könige von Premierministers oder Reichstags Gnaden nicht mitmachen; er empfand es sehr deutlich, selbst Wer zu sein, und er beschloß, sich das Recht auf Individualität zu erkämpfen und zu sichern. Er war zu jener Zeit, da er sein Amt antrat, noch jung, und Fehlgriffe, Mißverständnisse konnten nicht ausbleiben. Zunächst wollte er durch Entfaltung höfischen Glanzes, königlichen Prunkes seine Machtvollkommenheiten Jedermann im Brillantfeuer zeigen und darauf aufmerksam machen, daß mit ihm keine constitutionelle, bequeme und runde Null, sondern ein durchaus eigengearteter, sehr kräftiger Einser an die Spitze des emsigaufstrebenden Fünfzigmillionenvolkes getreten war. Er erkannte wohl, daß ihm seine gewaltig in Anspruch genommenen Mittel ein regelrechtes Wetteifern mit dem Couponadel und der Protzenaristokratie auf die Dauer nicht ermöglichten, und ein solcher Wettkampf widerstrebte ihm auch. So schmückte er denn seine Hoffeste durch die seidenen Kniehöschen der Herren, ließ Menuett tanzen, erneuerte uralte Ceremonien, ging auf die Reiherbeize — Aeußerungen eines Lebenspompes, den die Thiergartenbankiers und die Eisengießerbarone nicht nachahmen konnten, ohne sich zum Kindergespött zu machen. Oberflächliche Psychologen haben Wilhelm II. schon deßhalb unter die Romantiker eingereiht, ihn, der just mit diesen Thaten ganz realistische Zwecke verfolgte und theilweise auch erreichte.

„Ich bin Ich!" Einer Welt gegenüber, die von Keinem Bescheidenheit verlangte, weil sie wohl erkannte, wie ungemein thöricht und schwer zu erlernen dies liebenswürdige Laster ist, die jedoch vom Könige so unmenschliche Selbstverleugnung forderte, dieser durch ihre constitutionelle Gesinnung despotisch gewordenen Welt gegenüber galt es für Wilhelm II., sich durchzusetzen. Jene kühnen Worte, die er im Anfange seiner Regierung in Massen aufflattern ließ und die aller Orten den Bourgeois verblüfft haben, hätten nun und nimmer wörtlich genommen werden dürfen. Aber wir Deutschen lassen nicht von ererbter Pedanterie. Und so wurde jedes sic volo, sic jubeo, jede hochgestimmte, mit Poesie und Bonmots gewürzte Rede eingehend zergliedert und auf ihre chemischen Bestandtheile geprüft. Wie einem Schuljungen wies man Wilhelm II. nach, daß seine Trinksprüche und festlichen Auslassungen hi[illegible]rische Schnitzer enthielten; wie einen im Examen stehenden, schlecht beschlagenen Studenten der Staatswissenschaften belehrte man ihn wenig liebevoll über die Existenz jenes Stückes Papier, das Friedrich Wilhelm IV. nur für ganz besondere, eilige Fälle als nützlich anerkannt hat. In jedem freimüthigen, manchmal etwas burschikosen Aperçü des Monarchen witterte man eine Kriegserklärung gegen die Verfassung; schwarz in schwarz malte man die Zukunft aus und mobilisirte, so gut es ging. Als jedoch durchaus kein Staatsstreich kommen wollte und keine Kanonen die sogenannte Prachtstraße Unter den Linden bestrichen, trotzdem der Kaiser einmal am Wahltage die ganze Garnison hatte alarmiren lassen, da beruhigten sich die Ernsthaften und Aengstlichen, die Geister sahen, weil man immer gern sieht, was man selbst nicht hat. Und wiederum ging das Gerücht von des Kaisers romantischen Neigungen durch die Lande. Weil er von der überwältigenden Herrlichkeit der Sternennacht auf offener See in begeistertem Toaste gesprochen und der Gedanken flüchtig erwähnt hatte, die ihm dabei durch den Sinn gegangen waren, Gedanken, wie sie in solchen Stunden jedem normalen Menschen kommen und kommen müssen, darum wollte man ihn zum romantischen Poeten stempeln. Der Kaiser dichtete, malte, componirte und musicirte, trieb allerlei Kunstübungen, denen er sicherlich nicht mehr Werth als irgend ein Kenner beilegte und von denen die Oeffentlichkeit wahrscheinlich nur erfuhr, damit ihr klar wurde, daß Wilhelm II. eine lebendige Individualität, kein Popanz und kein schweigsamer Schattenkönig ist. Man darf das rege Interesse, das der Kaiser für die Kunst an den Tag legt, eben nur als die Theilnahme eines Liebhabers beurtheilen, der sich einstweilen noch tastend zurechtzufinden sucht, und man darf sich in diesem Urtheil nicht beirren lassen durch die sehr entschiedene Art und Ausdrucksweise des Herrschers, die ihren Grund in seinem impulsiven Temperament hat. Der bayerische Ludwig ging in der Kunst auf und unter, ihm bedeutete sie Lebensluft und Glück, ihn erfüllte ihr Wesen und ihre große Kraft so, daß er die Welt um sich her vergaß und ihretwillen seine Krone auf's Spiel setzte und verlor. Wilhelm's II. Interesse für die Kunst ist rein höflicher Natur, und äußerlich wie alle Höflichkeit. Er wird in ihr nie den Selbstzweck, sondern nur die Gehülfin seiner Pläne erblicken. Nichts Romantisches ist in diesem Verhältniß, so wenig Romantisches wie in den zahlreichen Reformplänen des Herrschers, die der Welt nur Kunde geben sollen von seiner Absicht, selbst der Führer zu sein auf den tausend Feldern des öffentlichen Lebens und die Ehren der Führerschaft nicht Subalternen, Ministerialräthen und Ministern oder gar Privatleuten zu überlassen.

In der Reiselust des Kaisers liegt Manchem ein Beweis seiner romantischen Launen, und die Fahrt nach Jerusalem, davon alle Feuilletons voll sind und demnächst übervoll sein werden, dünkt sie die letzte und feierliche Bestätigung ihres Votums. Doch liegt kein Grund vor, just Wilhelm II. den fröhlichen Wandertrieb, der den Norddeutschen allewei eignete, als etwas Besonderes und Curioses anzukreiden, und das Heilige Grab mit näheren und weiteren Umgebungen wird von Stangen seit einer langen Reihe von Jahren mit Erfolg bereist. Es wäre gewagt, alle die für Romantiker zu erklären, die ihm ihre Leiblichkeit von Brindisi oder Genua an anvertrauten und unter seiner Leitung in Jaffa an's gelobte Land stiegen. Das schleswigsche Blut zieht den Monarchen auf's Meer hinaus, indessen ist Ibsen'sche Dämonie in diesem Zuge nicht zu entdecken. Gerade in den beiden letzten Jahren hat sich Wilhelm II. wohl auffallend viel mit der Marine und den aus der Meeresfluth aufgetauchten Plänen vom Größeren Deutschland beschäftigt; ihm aber deßhalb zuzutrauen, daß er auch in Zukunft mit derselben Ausschließlichkeit daran haften wird, heißt seinen beweglichen Geist unterschätzen und seine Wesensart grob verkennen.

Wilhelm II. fühlt sich offenbar, bewußt oder unbewußt, noch in den Lehrjahren, und gewisse heftige Schwankungen, Unausgeglichenheiten und jähe Meinungsänderungen zeugen gleicherweise dafür wie für den heftigen, unrastseligen Drang nach immer neuer Bethätigung. Wenn der deutschen Politik eine Gefahr durch ihn erwächst, so sprießt sie wahrlich nicht aus romantischem Träumen und Hindämmern auf, sondern erhebt sich ganz im Gegentheil aus der realistischen Betrachtungsweise, die er liebt und übt. Er rechnet nicht mit Imponderabilien, kühl und klar blickt er in's Licht, und seinen Augen verbirgt sich deßhalb leicht, was hinten in Dämmer und Dunst aufsteigt. Er achtet kaum auf die Schatten, die seine Worte und Thaten werfen, er sieht nur sie selbst, nur ihre Folgen und Erfolge in der Gegenwart. Wäre dem nicht so, er ergriffe stets weniger entschieden Partei und beharrte weniger fest auf manchen Wünschen und Vorsätzen. Wilhelm II. gäbe einen vortrefflichen Realpolitiker ab, wenn der rationalistisch denkende Realist in ihm nicht zuweilen den Politiker schädigte.

Was er dem Deutschen Reiche werden wird, das ist heute so schwer zu sagen wie vor fünf, vor acht oder vor zehn Jahren. Bei dieser selbstherrlichen und schwer zu behandelnden Herrschernatur hängt viel ab von der Weisheit und Redlichkeit der Männer, die er an sich heranzieht, und mehr noch von der Geschicklichkeit dieser redlichen Männer. An geschickten Männern hat es in der Umgebung des Kaisers bisher nicht gefehlt, an redlichen wohl schon mehr, und an weisen völlig. Sie allein, denen die Erfahrungen eines reichen Lebens zur Seite stehen, könnten dem Charakter des Fürsten die leichte, leise Biegung geben, die ihn befähigt, tiefer in das Innere der Dinge zu schauen, zu erkennen die furchtbaren Schwierigkeiten und Gefahren, die unter der Oberfläche jedes „Ja — also" schlummern und die mitunter ein einziges Wort schon auslöst.

Caliban.

Digitized by Google

Neue Opern.

„Pergolesi.“ Lyrisches Drama in 3 Acten von Eugenio Checchi. Musik von Pierantonio Tasca. — „Eugen Onegin“. Lyrische Scenen. Musik von Peter Tschaikowskij. (Oper des Westens.)

Eine letzte Lieblingsidee des unvergeßlichen Hans von Bülow: ein Berliner zweites Opernhaus ohne Starsystem und Hofrücksichten will sich in unserer Nachbar- und Concurrenzstadt Charlottenburg verwirklichen. Freilich noch ein weiter Weg! Statt der persönlich bezaubernden und künstlerisch hinreißenden Kraft des genialen Bülow haben wir in dem prunkvollen Unglückshaus an der Kantstraße bloß den obscuren Herrn Morwitz, der nicht viel mehr als ein Sommertheater mit allen Chicanen in's Leben rief, und jetzt seit einigen Wochen Herrn Hofpauer als Director, dessen protzige „Oper des Westens“ auch nicht viel höher steht, als die gewesene sommerliche Bühne, die der immer schnoddrige Berliner geringschätzig das Schlorrendorfer Hoftheater getauft hat. Statt sich wenigstens für den Anfang bescheidentlich an einfache Spielopern — alte und neue — zu halten und hier im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu sammeln, d. h. ein einheitliches, fein abgetöntes, abgerundetes Ensemble, wollte uns Herr Hofpauer gleich mit einem entscheidenden Schlage verblüffen. Mit ungenügenden Gesangskräften, einem schlechten Orchester und einem erbärmlichen Chor brachte er zuerst die „Hugenotten“ heraus, — aber fragt mich nur nicht Wie? Man wurde da lebhaft an Richard Wagner's verschollene Broschüre „Ein Theater in Zürich“ (1851) erinnert, wo die deutsche Sucht der unzureichenden Aufführungen von Meyerbeer ꝛc. trefflich charakterisirt wird. „Alles das, was diese Oper in Paris zu einer ‚großen‘ Oper machte, was diese Aufführungen in ihrer üppigen Wirkung einzig zu etwas vom kleineren Genre Unterschiedenem erhob, die ungeheuer reiche und mannigfaltige Zuthat von sinnlichen Verführungsmomenten fällt wegen Armuth und Unbeschaffenheit der Darstellungsmittel auf unserem Theater aus, und von dem Prunkgebäude bleibt nur das dürftige Lattengerüst übrig, das an sich durchaus keinen eigentlichen Zweck hatte, sondern lediglich dazu dienen sollte, die prächtige Umkleidung zur Schau zu stellen.“ Und Wagner schließt mit dem „so beleidigenden und dennoch vollkommen gerechtfertigten Entschuldigungsgrund“ unserer Directoren: „Das Publicum merkt es doch nicht!“ Nun, das durch die Hofoper immerhin verwöhnte Berliner und sogar das Charlottenburger Publicum scheint es doch zu merken. Die Wiederholungen der verballhornten „Hugenotten“ waren sozusagen nur von den Rittern des Freibillets besucht.

Da war sogar die „überhaupt erste“ Aufführung der Oper des Sicilianers Tasca unter dem Sommerregime des Herrn Morwitz noch besser. Der Componist hat sich mit der bei Kroll vor einigen Jahren gegebenen Oper „A santa Lucia,“ Dank der Kunst Gemma Bellincioni's, günstig eingeführt. Es war eine rohe und wilde, aber doch sehr talentvolle Nachahmung der „Cavalleria rusticana“. Sein „Pergolesi“ hätte auch besser gefallen, wenn das Textbuch weniger lyrisch und psychologisch wäre. Eine unglückliche Liebe des Componisten der „Serva padrona“ (1733), von seinem Nebenbuhler Duni durchkreuzt und verrathen, und im letzten Aufzug zwei traurige Scenen: das Begräbniß der als Nonne am gebrochenen Herzen gestorbenen Geliebten und der Tod des Meisters, der noch das berühmte Stabat mater als seinen Schwanengesang componirt. Die locker gefügte und schlecht motivirte Scenenfolge hat Tasca leider nicht in eine musikalische Einheit zu erhöhen verstanden. Seine Musik ist eine Sammlung der bekannten sentimentalen Phrasen und süßlichen Cadenzen der Jungitaliener, wie wir sie von Mascagni und Leoncavallo bis zum Ueberdruß gehört haben, die Leidenschaft überhitzt und theatralisch-unwahr, die melodische Erfindung nicht plastisch und persönlich genug. Das Beste ist die Behandlung von Orchester und Chor, nur daß dort zu viel mit Trommeln, Becken und sogar der Harfe gelärmt wird, hier die Ensemblesätze zu complicirt sind. Die dankbare Local- und Zeitfarbe des Rococo hat sich Tasca wunderlich genug entgehen lassen.

Fast noch stilloser und unzureichender, ganz im Geist einer Versuchsbühne für Anfänger, während Herr Hofpauer doch den Anspruch auf ein ernst zu nehmendes Kunstinstitut erhebt, war die Aufführung der russischen Oper, die unter günstigeren Umständen ein musikalisches Ereigniß für Berlin hätte werden können, während sie es nun kaum über einen Achtungserfolg hinaus bringen konnte. Das vor etwa zwanzig Jahren geschaffene Werk des 1893 verstorbenen Rubinsteinschülers ist bereits vor längerer Zeit in Wien und Hamburg gegeben worden und straft Schopenhauer's Paradoxon Lügen, daß das Interessante nur in der Literatur und bildenden Kunst zu finden sei, nicht aber in der Musik. Tschaikowskij ist manchmal roh, trivial, aber doch immer geistreich und interessant. Wie „Pergolesi“ ist auch „Onegin“ durchweg undramatisch, lyrisch und ohne Zusammenhang. Der Stoff ist dem russischen Nationalepos Puschkin's entnommen, dem stark von Byron's „Don Juan“ beeinflußten Roman in Versen, den uns Bodenstedt hübsch übersetzt hat. Der Held, ein blasirt weltschmerzlicher Lebemann, ein französirter Russe, wie Puschkin selbst es war, verzichtet moralpredigend auf das ländliche Liebesglück, das ihm in unschuldiger Leidenschaft die schöne Tatjana bietet, tödtet im Duell ihren Schwager, seinen Freund, aus reinem Uebermuth, und wird nach Jahren, als er Tatjana als Generalsfrau in Petersburg wieder sieht und wieder gewinnen will, von ihr zurückgewiesen:

„Erinnern Sie sich noch der Stunde,
In der Allee, im Gartenland,
Wo zitternd ich vor Ihnen stand,
Bang hing mein Ohr an Ihrem Munde;
Wie ruhig Ihren Lehren ich
Gehorcht? Nun trifft die Reihe mich.
... Ich liebe Sie, — ich will's bekennen,
Doch hat ein Andrer meine Hand, —
Ihm bleib' ich ewig treu!“

Der eigenartige Reiz der Dichtung, die feine Charakterzeichnung, die Naturstimmung, die Petersburger Salonbilder, wo ist das Alles im Operntext geblieben?! Eine ungeschickte Hand hat nur das „Lattengerüst“, mit Wagner zu sprechen, auf die Bühne gestellt, das der Tondichter mit seinen Blüthen und Ranken bestmöglich zu schmücken und zu beleben versucht. Manches gelingt ihm auch überraschend schön. Die Briefscene ist musikalisch bedeutsam, der Schnitterchor, ein Walzer und die Polonäse sind ansprechend, und die Instrumentation enthält pikante harmonische Wendungen und frisch pulsirende Rhythmik. Wie meistens bei Autodidakten — Tschaikowskij war von Haus aus Jurist — zeigt sich eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, aber forcirt, genießüchtig und nicht selten wahl- und geschmacklos, wie wir ihn schon längst aus seinen Orchester- und Kammermusikstücken und den Clavierfachen kennen. Er ist eine durch und durch musikalische Natur, frei und leicht gestaltend und hat auch gute Einfälle, so daß man es begreift, daß er in seiner künstlerisch rückständigen Heimath als ein Genie verehrt wird, während er uns nur als ein Meister zweiten oder dritten Ranges erscheint, der auch neben unseren „Nachwagnern“, den Goldmark, Richard Strauß, Kienzl, d'Albert nur bescheiden sich ausnimmt. Mag man ihn in Rußland als Zukunftsmusiker und zweiten Beethoven feiern, uns sagt er nichts Neues und Großes. Ja Rubinstein, der dem jungen Rußland schon als ein halb überwundener Classiker gilt, scheint uns als Componist, obwohl ganz von deutschen Mustern abhängig, viel bedeutender. Wider Erwarten fanden wir in dieser Oper den russischen Musikcharakter wenig ausgeprägt. Da und dort wohl ein Stück voll weicher slawischer Schwermuth, aber es fehlt doch das, was Hanslick bei Tschaikowskij überall constatirt: die brutale Lustigkeit der russischen Kirchweih, wüste gemeine Gesichter, rohe Flüche, stinkender Fusel. Oder sollte Riemann Recht haben, wenn er die Schuld auf unsere deutsche Ohren schiebt, denen manchmal ein Thema Tschaikowskij's banal erscheint, das gut russisch-national sein mag? Oder hat uns die schlechte Charlottenburger Aufführung dieses slawische Colorit unterschlagen und auch den Wutki verfälscht?

m.

Dramatische Aufführungen.

„Großmama“. Schwank in vier Aufzügen von Max Dreyer. (Lessing-Theater.) — „Jörg Trugenhoffen“. Ein deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Stratz. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Hof-Gunst“. Lustspiel in vier Acten von Thilo von Trotha. (Neues Theater.)

Die Kadelbürger und Blumenthaler erhalten Concurrenz. Ihre Lorbeeren lassen die jüngeren Dichter nicht schlafen, denen es allmälig zu fad wird, sich literarisch zu geberden und Kunstwerke zu schaffen, die Brahm doch nur mit schweren Seufzern annimmt. Und stellt man sich auf den Standpunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit, so ist wenig gegen ihr Bemühen einzuwenden, auch endlich einmal einen blitzdummen Schlager heraus zu bringen. Der verflossene Herr des Lessing-Theaters hat kein Monopol darauf, und wenn es ihn auch kränken mag, daß seine eigene Bühne dem Ruhmgekrönten jetzt heimtückisch Wettbewerber groß zieht, so ist er andererseits dank der wieder erlangten Bewegungsfreiheit in der Lage, seinen Kundenkreis zu vergrößern und den Export, sowie das Provinzgeschäft liebevoller als bisher zu pflegen, den Schaden also wieder gut zu machen.

Allerdings scheint Herr Max Dreyer berufen, ihm ganz gewaltigen Abbruch zu thun. Einst wird kommen der Tag, wo die eklen Wortspiele und gestohlenen Bonmots des vordem blutigen Oskars das Publicum über Gebühr anwidern, und dann ist entgiltig Raum geschaffen für ein Talent wie das Dreyer'sche, dem doch wenigstens hier und da ein gesunder Spaß, ein wirklicher, ehrlicher Witz gelingt. Noch vor Jahresfrist hätte man Herrn Dreyer allerdings nicht in einem Athem mit den entsetzlichen Kunsthandwerkern vom Prinz Friedrich Carl-Ufer nennen dürfen. In seinem neuesten Werke jedoch ist er zu ihnen hinabgestiegen, arbeitet mit ihren Mitteln, deren einziger Zweck es ist, Lachen um jeden Preis zu erregen. Und nur durch die unvergleichlich größere Feinheit seiner Begabung, nur durch seinen saftigen, unverfälschten Bauern-Humor unterscheidet er sich von Denen, die ihm im Wollen gleichen. So sieht es sich denn ganz possirlich und behaglich an, wie sein gefräßiger Weiberfeind der anmuthreichen, klugen, jungen Großmama in's Netz läuft, die ihn von seinen unterschiedlichen Lastern gründlich curirt, indem sie ihm ein moralisch Lied nach Mephistopheles' Art singt.

Digitized by Google

Derbe pommersche Luft weht in dem Schwanke, Dreyer greift stets herzhaft und frei von Prüderie zu, und wenn sein mürrischer Junggesell ein ausgesuchter Feinschmecker ist, so erinnert das um ihn herumgedichtete Stück lebhaft an derbe Schinkenstullen. Eine literarische That darf man von Herrn Dreyer nach dieser Leistung kaum noch erwarten, er hat eben capitulirt; unbedenkliche Munterkeiten und gediegene Hanswurstereien dagegen wird er uns wohl in Fülle bescheeren.

Anspruchsvoller kommt Rudolf Stratz daher, der bedauerlicher Weise das Dramendichten nicht lassen kann und immer noch Bühnen findet, die ihn in dem bejammernswerthen Wahne bestärken, daß seine arme Muse durchaus auf's Theater müsse. Am Sonnabend hat sich das Schauspielhaus in prächtigen Decorationen, reichlicher Statisterie und gut gestellten Massenscenen wieder einmal selbst überboten. Herr Matkowsky gab im zweiten Acte eine Glanzleistung, wie wir sie von Kainz nie gesehen haben, und Herr Kraußneck als eifernder Lutherpfaff, die Herren Pohl als greiser Bauer, aus dessen Irrsinn unbändige Rachsucht vulkanisch aufsprüht, Link als spionirendes Jüdchen, Vollmer und Arndt als Verdorbene vom Adel standen ihm in ihren Chargen kaum nach. Trotzdem erlitt das miserable Ritter- und Räuberstück die verdiente Niederlage. Wer alle fünf Acte geduldig zu ertragen vermag, der kommt am Ende wohl dahinter, was Stratz eigentlich mit seinem Jörg will; irgend etwas wie einen ernsten Conflict, einen charakteristischen Zug, ein lebenswahres Wort wird er indeß nicht finden können. Dem Jörg Trugenhoffen hat der Landschad das geliebte Weib ermordet. Dafür rächt er sich in etwas curioser Manier an ihm, indem er Gleiches mit ungefähr Gleichem vergilt: er mordet zwar nicht die holdselige Braut des Landschads, sondern schnappt sie ihm vor der Nase weg und schläft selber bei ihr. Aber der Fluch der bösen That ist weltbekannt. Jörg hat das Engele nicht aus Liebe genommen, sondern allein dem Landschad zum Schabernack. Die junge Frau kommt dahinter, und um sie nicht aus allen Himmeln zu reißen, muß Jörg unter den Pantoffel kriechen, seinen pfalzgräflichen Herrn um Gnade anflehen und so einem insgeheim gethanen Schwur zuwider handeln. Daran nicht genug, begegnet es dem armen, vielgeprüften Kerl auch noch, daß er fälschlich in Verdacht kommt, die Bauern verrathen zu haben, was ihm den ausdrucksvollen Fluch seines früheren Busenfreundes, des Pfaffen Eisenhut, einträgt und ihn in den Tod jagt. Von einer logischen Entwickelung der Handlung, einem inneren Zusammenhange, von einer auch nur vorübergehenden Klarheit der Motive ist nirgends eine Spur; die ganz unsagbare elende Scenenführung bringt die tollsten Naivetäten und Unmöglichkeiten zu Stande. Wiederholt strebt der Autor nach Wildenbruecheffecten, und der Anblick des rothen Henkers, der vor der Thür des Brautgemaches steht, bleibt uns so wenig erspart wie die feierliche Kerzenbeleuchtung des nächtlichen Burghofes, die zur Ueberraschung eines sündigen Paares dienen muß. Aber je krampfhafter sich der Poet anstrengt, desto langweiliger wird die Geschichte, desto unbegreiflicher die Situationen, auf die seine abgehetzte Phantasie verfällt. Gerhart Hauptmann's Versuch, dem Bauernkrieg historisch nahe zu kommen, ist kläglich mißglückt und war geeignet, den Eindruck hervorzurufen, daß die Sache schlimmer und dümmer gar nicht angefaßt werden könnte. Man hat sich geirrt, Herr Stratz ist doch dazu im Stande gewesen.

Dagegen hat jetzt das Neue Theater endlich den sehr nöthigen ersten Erfolg. Der langjährige Mitarbeiter Gustav v. Moser's hat ihn errungen, worüber sich unsere kritischen Radamanthuse, die für die sogenannte neue Richtung schwärmen, nicht wenig wundern. Als ob es beim lebendigen Theater überhaupt Richtungen gäbe, ästhetische Theorien, sichere Recepte. Erlaubt ist, was gefällt, heißt es auf der Bühne mehr als anderswo. Nachdem uns die kritischen Nachtwächter wie Brahm und Schlenther haarscharf bewiesen zu haben glaubten, daß die Zukunft nur Ibsen und seiner Berliner Schule gehöre, lehnte das Publicum mit einem Mal alles Naturalistische ab und jubelte den Märchenspielen zu, die dem Realismus den Rücken kehren und genau da anknüpfen, wo wir vor zehn und zwanzig Jahren auch schon waren. Den „Talisman" und die „Versunkene Glocke" können wir uns ganz gut von dem jungen Wilbrandt oder Richard Voß verfaßt denken, und die Stücke Dreyer's gleichen auf's Täuschendste den Erzeugnissen der Lindau-Moser-Zeit. Was da halbwegs modern anmuthet, beschränkt sich auf eine keckere, weniger theatralische, wenn man will: etwas natürlichere Dialogführung, die man aber nicht in der Schule Ibsen's gelernt, sondern wieder einmal den lieben Franzosen (Maupassant, Lavedan) abgeguckt hat. Mit „Cyrano von Bergerac", den der groteske Schillerhasser aus der Schumannstraße nur ungern aufführte, aber jetzt nach seinem Erfolge sehr bewundert, sind wir glücklich wieder beim alten Victor Hugo und dem bluttriefenden d'Ennery angelangt. „Hofgunst" aber ist der unverfälschte Moser mit einem Schuß Hackländer (Geheimer Agent) und Auerbach (Dorf und Stadt). Da haben wir wieder die an einen kleinstädtischen Hof verpflanzte Landpommeranze, die unter all' den Schranzen und Schemen allein frisch von der Leber weg spricht, alle Köpfe zurechtsetzt, alle Intriguenfäden in der Hand hält und liebende edle Herzen zusammenbringt, doch in Folge eines häßlichen Mißverständnisses sich selbst compromittirt und die Hofgunst verliert, bis zuletzt auf dem väterlichen Landsitze sich Alles aufklärt und die Verbannte ihren Flügeladjutanten kriegt. Die Satire ist harmlos und vorsichtig, die Komik in Moser's derb zugreifender Art. Einer der ältesten aber noch und für immer wirksamen Bühneneffecte besteht darin, daß irgend eine Figur all' den Anderen keck die Wahrheit in's Gesicht schleudert und dabei den Zuschauern „aus dem Herzen" spricht. Darauf basirt der Höhepunkt am dritten Actschluß, wo die eklige Oberhofmeisterin von der in Ungnade gefallenen Hofdame die ungeschminkte Wahrheit zu hören bekommt, und diese natürlich wirksame Scene entschied den Erfolg des Abends. Daraus geht nun für Groß und Klein die weise Lehr' hervor: die ältesten Wirkungen sind auf dem nun einmal unreformirbaren Theater allemal auch die sichersten und dankbarsten.

Notizen.

„Der Werdegang des deutschen Volkes." Von Otto Kaemmel. 2 Theile. (Leipzig, Grunow). Kaemmel ist durch seine Deutsche Geschichte bekannt geworden. Er steht nicht auf dem Boden der modernen materialistischen Forschung und will nicht Fürsten- und Kriegs-, sondern Volksgeschichte schreiben, zwar nicht nach culturgeschichtlichen, aber nach politisch-nationalen Gesichtspunkten die Perioden gliedernd. Schreiber dieses steht nicht ganz auf dem Kaemmel'schen Standpunkte, weil er meint, daß die materielle und culturgeschichtliche Seite eine hervorragende Darstellung finden muß, etwa nach Lamprecht's Art, wo z. B. der sonst unverständliche und unverständige Hohenstaufenzug nach Italien mit dem Drang aus der deutschen Natural- in die welsche Geldwirtschaft überzeugend motivirt wird. Die Gliederung ist übersichtlich und nach nationalen Gesichtspunkten, die Charakterisirung der epochemachenden Ereignisse und Personen treffend und plastisch, der Stil glatt und flüssig. Der erste Band (Mittelalter) gliedert sich in vier Perioden: Wanderzeit (bis auf das Auftreten der Franken), Stammeszeit (fränkische Herrschaft bis zum Eintritt der sächsischen Herrscher), deutsch-römische Kaiserzeit (bis zum Interregnum) und landesfürstig-städtische Zeit (bis zur Reformation). Der zweite Band hat drei Theile: landeskirchlich-ständische Zeit (bis zum Ende des großen Krieges), preußisch-österreichische Zeit (bis zum Antritt des Prinzregenten von Preußen) und deutsche Kaiserzeit. Ueber die Berechtigung dieser Eintheilung läßt sich streiten; aber man muß es nur loben, daß der Verfasser die neuzeitlichen Vorgänge in Bezug auf Ursache und Wirkung besonders gründlich behandelt hat. Auch die Unparteilichkeit, womit der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm IV. behandelt sind, ist anerkennenswerth. Kurz, ein lesenswerthes und verdienstliches Geschichtslesebuch für Haus und Schule.

„Kürschner's Deutsche National-Literatur," welche seit einer Reihe von Jahren die Stuttgarter Firma: Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, herausgiebt, ist bis zur 875. Lieferung gediehen, womit der 221. Band des großartigen Sammelwerkes vollendet ist. Er enthält „Nachträge zur älteren deutschen Literatur" und ist von dem Altonaer Gymnasialprofessor Paul Piper herausgegeben. Der Name dieses Germanisten bürgt für eine vorzügliche Leistung, die in Fachkreisen Aufsehen erregen wird, aber es will uns doch scheinen, als ob solche auch gar zu speciell gelehrte Literaturdenkmäler mit ihrer philologisch-kritischen Akribie nicht ganz in eine Sammlung passiren, die sich an die größeren Kreise der Gebildeten wendet. Schon früher hat Kürschner zuweilen von gelehrten Mitarbeitern, die ihr Specialfach mit Liebe treiben, doch darüber den weiten Blick auf das Ganze verlieren, in die Irrgänge der Germanistik ablenken lassen. Derlei fachwissenschaftliche Leistungen, oft nur dem Kenner des Altdeutschen und Mittelhochdeutschen verständlich, gehören kaum in eine populäre Encyclopädie der National-Literatur, d. h. der dichterischen Denkmäler für die Nation und das Volk. Unvergleich besser sind die früheren Bände gewählt, die Anakreontiker, Hainbündler, Minnesänger, Fischart, Reineke, Kudrun, Wolfram ꝛc., wo das richtige Maaß in dem, was geboten und erläutert wird, überall mit Tact und Geschick getroffen ist. Das gilt auch von den Classikern und Romantikern, von Herder, Lessing, Schiller, Fouqué und den Schlegel. Einzelnes wie August Sauer's Bürger, Ad. Stern's Theodor Körner, Nerrlich's ausgewählter Jean Paul, Lambel-Kühnemann's Herder sind geradezu Musterausgaben, die alle anderen längst verdrängt haben sollten. Zolling's 4bändigen „Heinrich von Kleist", der viel zu wenig bekannt ist, hat der Pariser Historiker und Germanist Arthur Chuquet die Perle der ganzen Sammlung genannt. Wenn man freilich bedenkt, daß das entschieden zu groß angelegte Gesammtwerk nun schon ein Vierteltausend Bände zählt und ein Ende noch gar nicht absehen läßt, dann muß man sich nicht wundern, daß das Einzelne in der Masse verschwindet und sich sozusagen selbst im Wege steht. Die Hauptschuld trägt freilich die Goethe-Ausgabe, die allein schon über 40 Bände füllt und noch lange nicht fertig ist. Sollte es sich nicht empfehlen, da die gleichzeitige große Weimarer Ausgabe ja doch nicht zu überflügeln ist, hier die Grenzen jetzt etwas enger zu ziehen? Der Wust von Zeitungsaufsätzen u. s. w. gehört doch kaum in eine populäre Ausgabe, umsoweniger als die Weimarer Vieles obsoleth und überflüssig macht. Nur wenn Goethe eingeschränkt und die abschließenden Literaturgeschichten nebst Register bald ihr Ende finden, ist eine harmonische Abrundung des verdienstvollen, monumentalen Standartwerks in absehbarer Zeit gewiß.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.
Herausgegeben
von
Egbert Müller.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf
1 Gros Nr 106: M 3.—
Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt
Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig

Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie
Überall vorrätig

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 8. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Welfische Umtriebe. Von Kurd von Strantz. — Von moderner Stenographie. Von Emil Richter (Leipzig). — **Literatur und Kunst.** Theodor Fontane über sich selbst. Nach ungedruckten Briefen. — Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs. Von Theophil Zolling. (Fortsetzung.) — **Feuilleton.** Die Prämien-Vertheilung. Ein landwirthschaftliches Vereinsbild. Von R. — **Aus der Hauptstadt.** Bismarck's Memoiren. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Welfische Umtriebe.

Von Kurd von Strantz.

Als das Königreich Hannover 1866 dem preußischen Staate einverleibt wurde, standen Bürgerthum und Bauernschaft der gewaltsamen Aenderung der politischen Verhältnisse durchaus freundlich gegenüber. Das welfische Herrscherhaus hatte gröblich seine deutschen Pflichten seit Jahrhunderten verletzt und Hannover war lediglich im englischen Interesse regiert worden. Die niedersächsischen Bauernsöhne verbluteten auf fernen Schlachtfeldern und retteten die Ehre der englischen Fahne. Das Land selbst hatte keinerlei Vortheile von der englischen Verbindung und wurde seinem deutschen Berufe entfremdet. Nur einige hannöverische Adelsfamilien bereicherten sich am englischen Golde für Dienste, die ihrer Heimath schädlich waren. Die verächtliche Liederlichkeit der welfischen George auf dem englischen Throne konnte auch das deutsche Ansehen in England nicht heben. Auch die letzten Welfenfürsten, die wirklich im Lande nach der Trennung der englischen und hannöverischen Königskrone regierten, waren schlechte deutsche Landesväter im englischen Schlepptau. Die Blindheit des letzten Königs sicherte ihm das menschliche Mitleid, kann aber das geschichtliche Urtheil nicht ändern. Es ist bekannt, daß der alte Kaiser Wilhelm persönlich lieber Sachsen, als Hannover mit Preußen vereinigt hätte, zumal die Freundschaft mit dem König von Hannover politisch nicht ganz unwirksam war, wie ja auch lediglich die preußische Verwandtschaft Meiningen und Weimar, sowie Mecklenburg-Strelitz vor der verdienten Strafe bewahrt hat. Ein Verlust wäre die Minderung der buntscheckigen Landkarte nicht gewesen, da diese kleinen Gemeinwesen gar nicht in der Lage sind, ihre staatlichen Aufgaben zu erfüllen und sie thatsächlich nur auf Kosten der Steuerzahler und der Güte der Beamtenschaft ihr in der Reichsverfassung gewährleistetes Dasein fristen. Waldeck ist ja schon unter preußische Vormundschaft gestellt. Hannovers Untergang als selbstständiger Staat war ein Gebot der preußischen Selbsterhaltung, da diese niedersächsischen Lande sich wie ein Keil zwischen die östlichen und westlichen Provinzen Preußens schoben. Außerdem war hier die Weltgeschichte das Weltgericht für die welfischen Sünden. Der Landadel blieb durch seine finanziell und äußerlich nicht unvortheilhaften Beziehungen zum Hof, Heer und Civildienst der neuen preußischen Herrschaft abgeneigt. Sachsen nahm viele Officiere auf, die jetzt den Kern der sächsischen Sondergelüste bilden, während das gnädig von dem gleichen Schicksal durch Preußens Königin gerettete Weimar an seinem kleinen Hofe der Unterschlupf für welfische Hofschranzen wurde, die freilich ihrer Gesinnung nach gar keine Preußenhasser waren und sogar später in preußische Hofdienste übertraten. Aber es genügte zur ihrer Empfehlung schon der gute Klang eines alten hannöverischen Namens. Neustrelitz war schon ein gefährlicheres Nest, da die Großherzogin eine geborene Welfin ist. Auf den Gütern folgten natürlich die Tagelöhner und Knechte ihren Herren; auch die reichen Bauern, die in der eigenartigen Milizreiterei gedient hatten, fanden den preußischen strammen Dienst weniger angenehm, als den früheren Schlendrian. Die Menge der Unzufriedenen war aber nur beschränkt, da die in der Mehrheit nationalliberale Bevölkerung schon längst das Ende der wenig staatsmännischen und undeutsch gesinnten Welfenherrschaft ersehnt hatte. Die Kinderei der Welfenlegion, wodurch halbwüchsige Bauernburschen in's Elend gestoßen wurden und auf welscher Erde elendiglich verdarben, verlief bald in Folge Geldmangels und der diplomatischen Zurückhaltung Napoleon's im Sande. Die Beschlagnahme des welfischen Kronfideicommisses zeigte sich als eine sehr wirksame Maßnahme. 1870/71 war die Begeisterung in Hannover nicht geringer, als in Altpreußen und selbst die hochverrätherischen Pläne mißvergnügter Welfen wagten sich nicht an's Tageslicht. Nach der Wiedererichtung des deutschen Reiches erschien die Macht des Welfenthums gebrochen, zumal ja die alte Generation allmälig in's Grab sank.

Zu dieser Zeit trat aber ein wunderbarer Umschwung ein, welchen Preußen selbst mitverschuldete. Eine Versöhnungspolitik erschien dem milden Herzen des alten Kaisers als das geeignetste Mittel zur Vernichtung des landesverrätherischen Welfenthums. Seine gerade durch die preußische Politik als überlebt anzusehende legitimistische Anschauung wollte die angeblich dynastische Treue der hannöverischen Edelleute schonen. Wo aber in Ostfriesland, in den Stiftslanden und den kleinen Standesherrschaften die Anhänglichkeit an das welfische Königshaus, das gar nicht das angestammte war, zu finden sein sollte, darüber war man sich wohl in Berlin ganz unklar. Freilich den Raub jener Ländersetzen unter Vernichtung der alten geistlichen und ständischen Herrschaften war nicht, wie in Süddeutschland, ein Geschenk von Napoleonsgnaden an undeutsche Rheinbundsfürsten, aber jedenfalls auch kein legitimer Erwerb nach der geschichtlich unwahren Theorie

Digitized by Google

des göttlichen Rechtes der angestammten Obrigkeit. Ein Fünftel des Landes war altpreußischer Besitz aus der Zeit Friedrich's des Großen (Ostfriesland). Trotzdem fand man am Berliner Hofe in geschichtlicher Unkenntniß und politischem Unverständniß das Schmollen welfischer Gutsbesitzer ganz berechtigt und geradezu rührend. Gelegentlich machten böse Renegaten vortreffliche Carrière und um so höher glaubte man die Zurückhaltung der Mißvergnügten anschlagen zu müssen. Die Huldigung vor dem Schmerz der Welfen trug natürlich ihre schlechten Früchte. Die Söhne der welfischen Familien, die weder das alte Königshaus gekannt, noch jemals Wohlthaten von ihm genossen hatten, fanden es interessant, den Glauben der Väter fortzusetzen und ebenfalls sich mit dem Mantel einer falschen Legitimität zu umhüllen. Der Verfasser spricht aus eigener Erfahrung. Zwei dieser jungen Leute, die gegenwärtig Wortführer ihrer Partei geworden sind, waren als Studenten harmlose Kneipgenossen, die ihr welfisches Herz bis dahin noch nicht entdeckt und sehr vernünftige Ansichten über die hannöverischen Verhältnisse hatten. Es war dies Anfang der achtziger Jahre. Ihre Familien standen in gar keiner Beziehung mehr zur königlichen Familie, wie welfisch auch ihre Namen waren. Da wir uns längere Zeit im Auslande befanden, wurde sogar das Preußenthum kräftigst auch von ihnen betont. Die zielbewußte Politik Bismarck's hielt auch der kleinen Schwäche seines kaiserlichen Gebieters die Stange. Sein Rücktritt bedeutete auch in der Welfenfrage planloses Schwanken und Sieg der englischen Damenpolitik, die auch beim Zanzibarvertrage betheiligt war. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des preußischen Hofes zu England haben Bismarck oft bekümmert und leider war auch an höchster Stelle die Stimme des Blutes trotz scheinbarer Abneigung gegen das englische Wesen noch aus der Knabenzeit stärker, als der nüchterne politische Verstand. Freilich ist der Engländerhaß dafür in Deutschland in ungeahnter Kraft als natürliche Gegenströmung volksthümlich geworden, was politisch auf die Dauer nicht ohne Einfluß sein wird. Der in seinen Einkünften beschränkte Herzog von Cumberland war ein harmloser Widersacher. Die bedingungslose Herausgabe des Welfenfonds gegen das werthlose Versprechen der Unterlassung offener Feindschaft war daher einer der ersten Fehler der Caprivi'schen Nachfolgerschaft, wobei der Kanzler freilich bloß seinen unrühmlich gewordenen Namen hergegeben hat. Natürlich speist das Geld des Welfenfonds, der sonst hauptsächlich zu Landesmeliorationen der Provinz verwandt wurde, die welfische Bewegung, weil der Herzog bloß die Vermeidung wissentlicher Unterstützung antipreußischer Zwecke gelobt hat. Er spielt nunmehr den Vogel Strauß und freut sich über den Erfolg seiner Wohlthaten an seine Freunde auf preußische Kosten.

Inzwischen war der letzte Braunschweiger unbetrauert von seinem Lande gestorben, da seine Lebensführung mit Recht bei Lebzeiten Anstoß erregt und nach seinem Tode die Thatsache einer hierdurch veranlaßten beträchtlichen Schuldenlast gerechte Entrüstung hervorgerufen hatte. Es ging das Gerücht, daß, wenn nicht die Leiche Nachts in Braunschweig überführt worden wäre, man häßlicher Volksscenen, wie einst unter Herzog Karl, hätte gewärtig sein müssen. Bismarck ergriff die Gelegenheit, um einerseits Preußen gegen einen gefährlichen welfischen Nachbarn zu sichern, andererseits auf natürlichem Wege die Kleinstaaterei zum Absterben zu bringen, durch die Einsetzung einer preußischen Regentschaft Braunschweig allmälig in ein Reichsland zu verwandeln. Auch machte sich in dem kleinen, aber reichen und gut verwalteten Lande, woran freilich der frühere Landesherr gänzlich unschuldig war, der verderbliche deutsche Sondergeist geltend, der sich von der großen Gemeinschaft des Vaterlandes zurückhält. Freilich waren hierbei auch wesentlich eigennützige Erwägungen von beträchtlichem Gewicht. Die Vetternschaft des kleinen Beamtenthums fürchtete, ihr behagliches Dasein durch das Aufgehen in dem großen Nachbarstaate gestört zu sehen, während jetzt der Beamtenklüngel einer sicheren Versorgung in gewohnter Weise ohne sonderliche Anstrengung gewiß war. Je kleiner das Staatswesen, um so größer die Gefahr der Günstlingswirthschaft, die sich auf ganze Generationen und Familien erstreckt. Der reiche Prinz Albrecht von Preußen wurde Verweser des Herzogthums. Die Schulden des Vorgängers wurden getilgt, die neue Hofhaltung gewährte der Residenz mehr Vortheile, als je zuvor, da der alte Herzog kaum den Boden seiner Hauptstadt zu längerem Aufenthalt betreten hatte, wogegen ihm das Hofballet nach Sibyllenort in Schlesien folgte. Bezeichnend ist die angebliche Aeußerung der herzoglichen Beschließerin in Blankenburg, als zum ersten Male die neue Landesfürstin das Jagdschloß betrat. Sie soll mit sichtlicher sittlicher Genugthuung erklärt haben, daß die Gemahlin des Prinzregenten wieder nach langen Jahren die erste anständige Frau sei, die das Schloß beträte. Indessen war die Erfüllung der Repräsentationspflichten des neuen Hofes doch nur zu äußerlich. Man merkte, daß der hohe Herr sich nur als Platzhalter für seinen Nachfolger fühlte. Er griff auch kaum in die Verwaltung des Landes ein. Die Welfen witterten mit richtigem Instinct Morgenluft, als der mächtige Kanzler zum Unheil des Reiches den Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit verlassen mußte. Sie ahnten im Prinzregenten einen schwachen Widersacher, der nur ungern sich auf diesen Posten durch den Willen des alten Kaisers gestellt sah. Die traurige Welfenpolitik des neuen Curses veränderte die durchaus reichstreue und fast preußische Gesinnung der Braunschweiger in erheblichem Maaße.

Jedermann war froh gewesen, das alte Welfenhaus erloschen zu sehen, da das letzte herzogliche Brüderpaar wohl alle Sympathien der loyalen Bevölkerung verscherzt hatte. Man wollte bloß nicht gleich preußisch werden und die alte Staatsform erhalten sehen. Das Vorbild Elsaß-Lothringens mußte die künftige Gestaltung der Dinge bestimmen. Alles war auf dem besten Wege, wenn auch der Landesverweser an seinem Theile vielleicht zu sehr der ungeleiteten Entwickelung der politischen Verhältnisse die Zügel schießen ließ. Das alte braunschweigische Ministerium saß dafür um so fester im Sattel und die Zeit einer kaiserlichen Statthalterschaft konnte nicht fern sein. Das englische Ränkespiel verdarb auch diese verheißungsvollen Anfänge. Der Sohn des Herzogs von Cumberland wurde preußischerseits beinahe offen als künftiger Thronfolger bezeichnet. Der Prinzregent fühlte sich immer unbehaglicher im Lande und ließ das tüchtige Ministerium frei schalten und walten. Nunmehr verlegten die Welfen ihre Kampfstätte in das bisher neutrale Braunschweig. Es wurde eine künstliche welfische Bewegung in's Leben gerufen, die sich auf die veränderte preußische Haltung und die absichtliche Unthätigkeit des Prinzregenten stützte. Die Nahrung von dieser Seite, die sicherlich ebenso unerwartet, wie wirksam war, mußte das in Hannover glimmende Feuer zu neuen Flammen emporlodern lassen. Braunschweig wurde mit einem Netze unermüdlicher welfischer Sendlinge überzogen, denen reichliche Geldmittel zur Verfügung standen, da ja jetzt der Welfenfonds den Gegnern des preußischen Staates ausgeliefert war. Nun ereignete sich das wundersame Schauspiel, daß die altbraunschweigische Staatsregierung mit kräftigen Abwehrmitteln für die preußische Regentschaft eintreten und ihren Beamten die Theilnahme an diesen landesverrätherischen Machenschaften verbieten mußte. Der Erfolg war nicht sehr groß, aber immerhin die Staatsautorität doch gewahrt. Die Person des Prinzregenten, in dessen Namen die Maßregelungen unbotmäßiger Elemente geschahen, trat immer mehr zurück. Noch schärfer schritten die preußischen Militärbehörden des Herzogthums ein, während doch die preußische Regierung selbst sich fortdauernd schwächlich benahm. Die Seele des preußischen Staatsministerums, der obwohl schon greise, aber

Digitized by Google

thatkräftige und geniale Finanzminister hielt sich aus begreiflichen Gründen ebenfalls zurück, da er als Hannoveraner nicht in den Kampf eingreifen wollte. Den anderen Gliedern des preußischen Staatsministeriums scheinen aber die Hände durch einen höheren Willen gebunden zu sein.

Hierzu kommt nun noch die Personenfrage. Die Familie des Prinzregenten spricht es offen aus, daß der Braunschweiger Aufenthalt nur ein vorübergehender sei. Im Garten des Berliner Palais ist bereits ein großen Marstall für 50 Pferde aufgeführt, so daß die dauernde Uebersiedelung wohl bald bevorsteht. Aber da die Nachfolgerschaft des Herzogs von Cumberland ausgeschlossen und sein Sohn noch nicht erwachsen ist, so scheint es sich nur um eine neue Zwischenherrschaft zu handeln, die sicherlich nicht zur Befestigung der an sich schon schwankenden Verhältnisse beiträgt. Sollte die Wahl auf den verunglückten lippeschen Prinzregenten fallen, dessen kurze Regierung kaum sehr rühmlich war, so würde die Annahme sich leider immer mehr verbreiten, daß, wie in Detmold, nicht sachliche Gründe, sondern persönliche Beziehungen seine Wahl bestimmen. Mit Recht würden die Welfen diese kaum bestrittene Thatsache gegen die preußische Regierung ausnützen und die Thronfolge des erbberechtigten Fürstenhauses als die einzige Lösung dieser fortgesetzten Verwickelung darstellen. Bismarck's Absicht ist auf diese Weise gründlich zum Schaden des Reiches und Preußens aus unverständiger Gefühlsschwärmerei und ungerechtfertigter dynastischer Rücksichtnahme vereitelt worden. Die braunschweigische Thronfrage ist kein Gegenstand zum Zweck der Versorgung unbeschäftigter Prinzen, noch darf sie nach dem privaten Erbrecht entschieden werden. Die Neigung zur Erhaltung der Kleinstaaterei, auch wenn sie auf dem Wege des Aussterbens der Herrschergeschlechter zum Vortheil der Einheit des deutschen Staates ihre natürliche Erledigung fände, ist bei diesen Zeitstimmungen entschieden stärker geworden. Das ruhmreiche Haus Schwarzburg ist dem Untergang geweiht. Da wird plötzlich wider das Fürstenrecht der morganatische Sprößling eines schwarzburgischen Prinzen von den beiden Landtagen für erbberechtigt erklärt. Die Fürsten v. Stolberg-Stolberg werden im Rechtswege sicherlich die Nachfolge in den Privatbesitz der Schwarzburger Fürsten erstreiten; aber eine neue Dynastie wird höchst unnöthiger Weise erstehen, die keinerlei Anspruch auf die sonst so verehrte Legitimität hat, sondern mit den Bonepartes und Bernadottes auf einer Stufe steht. Ohne diesen unerwarteten Zwischenfall würden die beiden kleinen herrlich gelegenen Ländchen schließlich muthmaßlich an die preußische Krone fallen, die nächst den Stolbergs durch Hausvertrag erbberechtigt ist. Ueberall schießt also der bedauerliche Particularismus üppig in vollste Blüthe und zwar schon im ersten Vierteljahrhundert der Reichsgründung, nachdem wir mühsam die äußere Einheit erstritten haben und auch die Anbahnung der inneren Einheit verlangen müssen.

Die neue Welfenpolitik hat bereits die zu erwartenden Früchte getragen. In Hessen hat sich eine sog. Rechtspartei gebildet, die womöglich die Sünden des glücklich ausgestorbenen Kurfürstenhauses als Wohlthaten gegenüber dem von ihren eigenen Landesherrn zum Vortheil von Maitressen ausgesogenen Lande darstellen und zur Vergeltung den jüngeren Landgrafenzweig mit dem seligen Kurfürstenthum belohnen will. Sollte man hier auch auf die preußische Verwandtschaft rechnen? Dabei sind die Träger der gegenwärtigen Bewegung zur kurfürstlichen Zeit die schlimmsten Gegner der fürstlichen Mißwirthschaft oder — noch Kinder gewesen. In Hannover selbst haben die Welfen dem Könige von Preußen ihren Dank für das Entgegenkommen nach dem jüngsten Kaisermanöver in der Provinz schnell und deutlich abgestattet. Ihr Hauptorgan brachte dem Herzog von Cumberland zum Geburtstag den üblichen Huldigungsgruß und verglich ihre wahre Anhänglichkeit mit dem vermeintlich künstlichen Jubel der Kaisertage. Die Schonung der Gefühle einer solchen Partei bedeutet einfach politischen Selbstmord. Schlimm genug, daß politisch ungeschulte Conservative sich von den hohlen Betheuerungen zu Ehren des angestammten Fürstenhauses haben bethören lassen, conservative Elemente der Welfen in eine neuniedersächsische conservative Partei aufzunehmen. Die Welfen machen also sogar schon unter den preußisch Gesinnten erfolgreiche Propaganda. Aber ehe nicht von Berlin aus dem Mummenschanz durch eine unzweideutige Absage und zielbewußte Abwehr ein Ende gemacht wird, wird die preußische Regierung dem Vorwurf halber Maßnahmen und schwächlicher Vorsätze nicht entgehen.

Von moderner Stenographie.

Von Emil Richter (Leipzig).

Unbekümmert um die nach gleichmäßigen Zeitabschnitten gesteckten Grenzpfähle der Historie geht die Culturentwickelung ihren eigenen, an keine geschichtlichen Fristen gebundenen Lauf. Der Uebergang aus der märchenhaften Vorzeit, in der — wie ein geistvoller Schriftgelehrter sagt — die Geister mit den Menschen collegialisch verkehrten, in die reale, allem Scheinwesen verhaßte Gegenwart ist auch auf die Entwickelung der Stenographie nicht ohne Einfluß und Bedeutendheit geblieben. Ich sage auf die Entwickelung oder Wiederbelebung der Stenographie, um damit gleichzeitig anzudeuten, daß sie schon ehedem vorhanden gewesen ist und, mit den wechselvollen Zeitverhältnissen gleichen Schritt haltend, zu gewissen Zeiten schon in hoher, ja vielleicht in höchster Blüthe gestanden hat. Immer und auch in allen Verhältnissen aber tritt uns die sprechende Thatsache mit untrüglicher Klarheit entgegen, daß alles Werden und Wachsen der Schrift einen Schritt nach vorwärts auf dem Wege einer den jeweiligen Zeitverhältnissen entsprechenden Vereinfachung bedeutet. Und in der That, noch ehe irgend ein glücklicher Kurzschriftgedanke Wurzel zu schlagen vermochte, ging man der Alltagsschrift, die in phantastischen Spielereien schwelgte, energisch zu Leibe. Die in bombastischen Kunstformen gewundenen Initialen, die mit künstlerischem Schmuck ausgestatteten englischen Zierschriften verschwanden von dem Forum der Oeffentlichkeit, um einer in einfachstem und natürlichstem Gewande einhergehenden Schreibart Platz zu machen; die behäbigen, an dem jener Zeit eigenthümlichen Formalismus krankenden Kanzleischriften, deren trostlose Langsamkeit man mehr und mehr erkannte, warf man mit so manch' Anderem in die historische Rumpelkammer, um sie mit einer von allen überflüssigen und hemmenden Schnörkeleien befreiten kaufmännischen Schrift zu vertauschen, deren Gepräge noch heute den praktischen Sinn der Modernen, aber auch die Nothwendigkeit einer Vereinfachung und Erleichterung des Schreibens verräth.

Allein das war nur ein kümmerlicher Anfang, ein winziges Fortschreiten auf den ziellosen Pfaden einer rationellen Schriftreform. Damit konnte man sich auf die Dauer ganz unmöglich begnügen. Der Geist der Freiheit, welcher auf dem fruchtbaren Boden europäischer Cultur sehr bald die schönsten Blüthen zeitigte, weckte das Bestreben, die Schrift so einfach zu gestalten, daß sie mit dem geflügelten Worte gleichen Schritt zu halten vermöchte. So finden wir, daß die Stenographie die Frucht höherer Culturbestrebungen, wie überhaupt höheren geistigen Schaffens ist. Die Bedeutung, welche sie beispielsweise zur Zeit der römischen Machtherrschaft erlangt hatte, wo sich in Folge des regen politischen Lebens das Bedürfniß geltend machte, die geistigen Erzeugnisse der damaligen Staatsmänner und Diplomaten, namentlich die des berühmten Redners Cicero, aufzuzeichnen und in ihrem vollen Umfange und ungeschmälerter Bedeutendheit

Digitized by Google

der Nachwelt zu erhalten — diese Bedeutung, sage ich, ist die beste Quittung für die Werthschätzung der Stenographie zu jener Zeit. Von dem Zeitpunkte an, wo das römische Reich der Zerstörung anheim fiel, hat man lange nichts wieder vom Erscheinen einer brauchbaren Kurzschrift gehört. Die Herrlichkeit des Culturlebens war zu Ende; man tappte eben im Dunkel des Märchenhaften herum und da bedurfte es nicht der Nachfrage nach einer stenographischen Schrift, die nur im vollen Lichte des wirklichen Lebens bestehen und im Glanze geistiger Machtherrschaft Triumphe feiern kann. Nur in England, wo zur elisabethanischen Zeit der befreiende Geist eines herrschenwollenden Liberalismus athmete, versuchte man zuerst mit der historischen Schrift zu brechen, man erkannte die Wichtigkeit, politische Ereignisse, wie überhaupt alle wichtigen Begebenheiten durch die Stenographie festzuhalten, und so dauerte es nicht lange, da förderte der geschäftigte und findige Engländer ein System nach dem andern an das Tageslicht. Man ersieht also hieraus zur Genüge, daß das Erscheinen einer Kurzschrift nicht durch die Neigung zu erfinden, verursacht worden oder aus der bloßen Neuerungssucht einzelner Personen oder Völker hervorgegangen ist, sondern wie überall, so ist auch hier immer das Bedürfniß die Mutter der Erfindung gewesen. Stand ein Volk auf einer höheren Bildungsstufe, so herrschte auch damit gleichzeitig ein reges geistiges Leben, Gedankenaustausch und Gedankenvermittelung stellten höhere Anforderungen an die Schrift als Trägerin desselben und weckten so das Bestreben, diese zu vereinfachen, zu verkürzen und zu erleichtern, um schnell und geschwind schreiben zu können.

Die Engländer schlugen einen vollständig neuen, eigenartigen Weg in der Auffindung stenographischer Systeme ein. Sie wollten den höchsten Grad tachygraphischer Kürze dadurch erreichen, daß sie auf die Verwendung des scheinbar einfachsten Zeichenmaterials bedacht waren: sie gaben das historische Erbe des Cursivschriftlichen auf und nahmen nun ihre Zuflucht zu der geraden Linie, dem Kreise und Bogen, indem sie einzelne Theile dieser geometrischen Figuren in verschiedenen Längen und Stellungen benutzten, um so die nöthige Auswahl in der Verschiedenheit der Zeichen zu gewinnen. Selbst des Punktes in mannigfacher Verwendung vermochten sie nicht zu entrathen, da der ohnehin mangelhafte Zeichenvorrath nicht hinreichte, eine charakteristische Unterscheidung der Buchstaben zu sichern. Daraus, daß die Verbindungsfähigkeit derartiger Zeichen von Haus aus eine äußerst dürftige war, erkennen wir die Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit dieser Schriften. Wir sehen, wie die Bildung solcher Schriftformen zum Theil handwidrige Bewegungen voraussetzen, wie sie die Hand des Schreibenden nöthigen, sich bald in gerader, bald in rückwärtslaufender Richtung zu bewegen, daß sie bald Verbindungen und Schriftzüge einzugehen, bald Ecken und Winkel zu bilden hat, die ihr fremd, schwerfällig und zuwider sind, die ihren gewohnten Lauf hemmen und daher die Flüchtigkeit der Bewegungen beeinträchtigen. Die Figuren sehen steif und ungefällig aus und es heißt in eine neue Gewohnheit sich hineinleben, um in diesen Schriftbildungen einheimisch zu werden. Verschiedenheiten in der Vocalbezeichnung: theils vollständige Unterdrückung der Selbstlauter, theils intermittirende, buchstäbliche und interpunktirende Bezeichnung, sowie die Verbildlichung der Consonanten durch geometrische Formen charakterisiren die Wesensbesonderheiten der englischen Kurzschriftsysteme. Merkwürdig, daß sie trotzdem eine Verbreitung und Verwendung gefunden haben, woran wir uns ein Beispiel nehmen könnten. Den vielgepriesenen praktischen Sinn des Engländers finden wir auch auf stenographischem Gebiete bestätigt und seine Empfänglichkeit für Alles, was dem Geiste der modernen Zeit entspricht, hat in der Kurzschrift einen unwiderlegbaren Beweis gefunden. Wir haben zwar nicht nöthig, uns in der systematischen Ausgestaltung der Stenographie von unsern überseeischen Nachbarn beschämen zu lassen, denn in dieser Beziehung sind wir ihnen ein bedeutendes Stück voraus, aber in unsern stenographischen Tendenzen und Bestrebungen, da könnten wir uns ihre Wirksamkeit sicherlich zum Vorbilde dienen lassen. Ruhig fließen dort die Ströme stenographischer Bestrebungen dahin und weder ein Uebergreifen, noch ein Heraustreten aus ihren natürlichen Ufern macht sich bemerkbar. Wenn man Gelegenheit nimmt, die Stimmung und Neigung unserer Kunstgenossen jenseits des Wassers unbefangen zu beobachten, so entwickelt sich vor den Augen des Betrachters ein recht erfreuliches, in seinen verschiedenen Farben harmonirendes Bild. Freilich hat auch die Stenographie in England, wenn wir den systematischen Ausbau in's Auge fassen, ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Sie ist nur von vornherein in ein falsches Fahrwasser geleitet worden und bewegt sich auch heute noch in derselben bereits bezeichneten Richtung. Ob indeß die englischen Stenographen einmal umsatteln und den Weg des Cursivschriftlichen betreten werden, das ist ein Gedanke, der sobald fruchtbaren Boden nicht gewinnen dürfte. Denn der unaufhaltsame Fortschritt der englischen Stenographie hat auch die praktische Leistungsfähigkeit auf eine rühmenswerthe Höhe gebracht. Was dem Vater der geometrischen Kurzschrift, John Willis, zu erreichen nicht beschieden war, das haben die mannigfachen, wenngleich von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehenden Versuche und Arbeiten der Meister Rich, Mason, Byrom, Mavor, Taylor und Lewis um ein bedeutendes Stück dem Ziele der Vollkommenheit näher gebracht, bis der kluge Isaak Pitman vollendete, was befriedigende Anerkennung noch nicht gefunden hatte. Mit ihm erst kam ein populärer Zug in die englische Kurzschrift und so trug er den Sieg davon.

Wir in unserem conservativen Deutschland mußten allerdings länger warten. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe man sich aus dem gefälligen Cultus der Romantik zu befreien vermochte. Dann aber erkannte und fühlte man alsbald in den weitesten Kreisen, daß in die Zeit der Eisenbahnen, des Dampfes und der Elektricität, in die Zeit der Erfindungen und Entdeckungen auch eine neue Schrift gehörte, eine Schrift gehörte, vermöge deren Fähigkeit Jeder in den Stand gesetzt werden soll, sich den Kampf um's Dasein zu erleichtern und die ihm obliegenden Schreibgeschäfte abzukürzen, zu vereinfachen. Das Bedürfniß nach einer solchen Schrift trat denn auch mit immer größerer Klarheit und Bestimmtheit vor Aller Augen und immer mehr fühlte man den Hemmschuh unserer Alltagsschrift. Zwar hatte man versucht, fremden Eindringlingen auf deutschem Boden eine Heimath zu verschaffen. Allein ihr Verweilen war nur von kurzer Dauer, sie fanden bei uns hier zu Lande so geringen Anklang, daß von einem Bekanntwerden in größeren Kreisen eigentlich gar keine Rede sein kann. Nur die Versuche eines Mosengeil, Buschendorf und Horstig, eine dem deutschen Sprachgewand angepaßte Kurzschrift nach fremdem Vorbilde zu schaffen, haben eine historische Bedeutung bis auf den heutigen Tag erhalten und ihre Werke sichern ihnen die Ahnenschaft der deutschen Kurzschrifterfinder. Aber damit ist auch ihre ganze Bedeutsamkeit erschöpft, sie sind gegangen wie sie gekommen waren. Aus seiner schöpferischen Kraft hat aber Gabelsberger ein Original-Werk deutscher Kurzschrift geschaffen, das uns, je weiter wir in seine Tiefen eindringen, je mehr Bewunderung abnöthigt. Sein Ruhm wird und soll deßhalb fortleben mit der Entwickelung der Kurzschrift, so lange diese die erhabene Dienerin der gesammten Menschheit sein wird. Er ist der Bahnbrecher gewesen auf dem damals noch öden Gebiete deutscher Kurzschrift und seine Nachkommen haben die Verpflichtung, seinem Werke nicht bloß die gebührende und immer größere Anerkennung zu verschaffen, sondern auch die unabweisbare Aufgabe dafür zu sorgen, daß es auf der Höhe der Zeit erhalten wird, damit es in dem Wandel der Verhältnisse nicht zurückgedrängt und in dem überall sich entwickelnden und neugestaltenden Leben nicht zu veralten ver-

Digitized by Google

mag. Alles hat seine Zeit und Alles — sagt man — überlebt sich. Und dieses Streben nach einer nothwendigen Weiterentwickelung, das Erreichenwollen des Vollkommenen und Zeitgemäßen hat kaum irgendwo beredteren Ausdruck gefunden als auf stenographischem Gebiete. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß — wie bekanntlich viele Wege nach Rom führen — man auch in der Erreichung des stenographischen Zieles verschiedene Wege einzuschlagen versuchte. Die Hauptströmungen richten sich gegen die historische Schrift des Altmeisters Gabelsberger, indem ihr der Vorwurf gemacht wird, sie sei zu künstlich aufgebaut, zu complicirt gestaltet, und unterbinde sich dadurch ihrer eigenen Entwickelung, den Bestrebungen nach Verallgemeinerung in den Schichten des gesammten schreibthätigen Publicums die Adern. Die Phonographie grollt ihr darüber, daß sie noch immer auf den hochliegenden Pfaden einherginge und sich aus den beengenden Fesseln des Besitzes eines historisch ererbten Privateigenthums nicht loszureißen vermöchte. Anderen Systemen mißgönnt man das Vorrecht, auf den geraden Weg des sicher zu erreichenden Zieles gelangt zu sein, während sich wieder Andere darüber grämen, daß sie zu stiefmütterlich behandelt und zu hart von ihren mächtigeren Rivalen bekämpft würden. Diese Kurzschriftmethoden kümmern sich nicht um Gesetz und Rechte, um Consequenz und wissenschaftliche Grundsätze, sie wollen unter Wahrung eines möglichst hohen Grades stenographischer Kürze gleichsam auf Adlersflügeln hinüber an's Ziel der idealen Vorstellung gelangen, Jene wieder gehen in schlichtem Gewande einher, sie haben allen systematischen Schmuck: die sinnbildliche Bezeichnungsart, alles Regelwerk, jedwedes Kürzungsmittel, auch die sonst so verdienstvollen Sigel abgestreift. Hier ist man bis an die Grenze des Menschenmöglichen gegangen, man hat Alles ausgerottet, was zur wissenschaftlichen Ausgestaltung beitragen konnte, Orthographie und Sprachgesetze hat man über Bord geworfen und der Schriftwissenschaft den Krieg erklärt, dort wieder hat man das Gefällige, das Schöne, Charakteristische, Geläufige der stenographischen Schrift in den Staub getreten und bemüht sich nun mit allerhand unbeholfenen und minderwerthigen Ersatzmitteln, mit kärglichem Beiwerk aufzuwarten. Das Symbolische der schriftlichen Darstellung, mit dem man bisher vorzüglich hauszuhalten pflegte, hat man in die historische Rumpelkammer geworfen, um wieder zu dem Realen, dem Faßbaren des Kurrentschriftlichen zurückzukehren; nicht durch unsichere systematische Vorschriften will man das Gedachte oder Gesprochene in bleibendes Eigenthum verwandeln, sondern durch die Zuverlässigkeit des Buchstäblichen wünscht man es jetzt dargestellt zu sehen. Größere Consequenz der Regeln und vor allen Dingen größere Einfachheit in dem Aufbaue des stenographischen Werkes behaupten in jüngster Zeit mehr als je ihr Recht. Man bemüht sich, die Stenographie von den beengenden Fesseln individueller Anpassungsfähigkeit Einzelner loszureißen und sie dem Privateigenthum Bevorrechtigter zu entziehen. Zum Gemeingut Aller, zum Gemeingut des schreibenden Publicums, zum Gemeingut der Gebildeten will man sie erheben: so schallt es in dreifachem Echo durch die stenographische Welt, das sind die drei Hauptrichtungen, die verfolgt, die drei Hauptziele, die erstrebt werden. Es ist ein heftiger, ein erbitterter, ein wüthender Kampf, ein Kampf um die Alleinherrschaft auf stenographischem Gebiete, ein Ringen und Jagen nach der Siegespalme. Im Norden haben zwei große Rivalen, die Stolze'sche und Schrey'sche Systemgemeinschaft, einen dauernden Friedensbund geschlossen, ihre Heere sind zusammengetreten, haben sich ausgesöhnt, um nun mit vereinten Kräften und unter einer Fahne für eine gemeinsame Kurzschriftmethode, das von diesen Schulen officiell angenommene „Einigungssystem Stolze-Schrey", weiter zu kämpfen. Und es ist bis auf Weiteres nur eine Zeitfrage, auf welcher Seite der Ansturm mächtiger sein, welche Schule schließlich doch zurückgedrängt und aus dem Felde geschlagen werden wird.

Uebereifrige, heftige Polemik ist seit langer Zeit auf stenographischem Gebiete getrieben worden und gerade jetzt, wo die Wogen der Bestrebungen höher schlagen als je, wo von allen Seiten versucht wird, dem zuschauenden Laien Sand in die Augen zu streuen, — da sollte man bestrebt sein, alle Engherzigkeiten von sich abzuschütteln und sich aus den beengenden Fesseln fanatischer Vorurtheile zu befreien und bemüht sein, der Wahrheit die Ehre zu geben. Durch keine Parteigehässigkeiten und Personenverehrungen soll man sich blenden lassen. Die Stenographie kann in den Augen des unbefangenen und unbeeinflußten, des nüchtern und objectiv denkenden Betrachters, vor allen Dingen aber auch in den Augen des besonnenen Gelehrten durch nichts mehr gefördert werden, als durch die unbedingte Hochhaltung der gemeinsamen stenographischen Bestrebungen und Ziele, als durch die Wahrheit und Sachlichkeit im Thun und Handeln.

Literatur und Kunst.

Theodor Fontane über sich selbst.

Nach ungedruckten Briefen.

Nun haben sich die blauen Strahlenaugen des märkischen Sängers, Erzählers und Wanderers geschlossen, und seinen Freunden und Verehrern bleibt das dunkle Gefühl, daß die Welt ärmer und kälter geworden ist. Wer je an seiner Seite durch die Straßen von Berlin gegangen ist, neben sich die hohe schlanke Gestalt mit den großen schwebenden Schritten, um Hals und Schultern vorsorglich die „Bajadere" gelegt, den gestrickten bunten Shawl, wie er in seiner Jugend getragen wurde; oder wer einmal hoch oben in der Potsdamerstraße in seinem altväterisch beschränkten und eingerichteten Heim, wo sein Blücher-Kopf gegen die Decke zu stoßen schien, den Abendthee mit den belegten Stullen à la 1830 einnahm, der empfand die Wärme seines Gemüthes und den ritterlichen Schwung seines Geistes in seiner schlichten, jeder Feierlichkeit abholden Art, seiner gemüthlichen Plauderei, seiner Kunst des Erzählens und — Zuhörens. Mögen nun seine Leichenredner und Nekrologisten den originellen Schriftsteller, den welt- und seelenkundigen Novellisten, den markigen Balladendichter, den Schilderer seiner im Grunde doch ziemlich reizentblößten Heimath preisen und in gut gemeinten Hyperbeln erheben, — wir, die wir ihn Freund nennen durften und ihn herzlich geliebt haben, wir wissen doch, daß der Mensch in Fontane noch größer war, als der Dichter. Obwohl der französischen Kolonie entstammend, war er durch und durch eine norddeutsche Kernnatur, im Besonderen ein Altpreuße, ein Märker. Das Französische an ihm selbst war nur seine Ironie und Courtoisie; die Sprache selbst sprach er ganz mit norddeutschem Accent („Batalch", „Momang"); sonst wäre es ihm 1870 als gefangener Kriegscorrespondent wohl auch besser gegangen, wenn er sich leichter verständlich zu machen gewußt hätte. Das nüchterne „brave" Preußische, von dem in der „Minna von Barnhelm" die Rede ist, eignete ihm im höchsten Maße, wie es denn auch bezeichnend ist, daß für das Heroische der alte Fritz mit dem Krückstock und Zieten aus dem Busch, im Königlichen aber der patriarchalische, sparsame, ordnungsliebende, aber doch sehr lederne Friedrich Wilhelm III. seine Ideale waren. Vor Bismarck stand er mit Zweifel bewundernd; man braucht bloß an sein Gutachten in der Bismarck-Enquête der „Gegenwart" zu erinnern, wo er dem schroff absprechenden Votum des Polen Sienkiewicz mit überschwänglichen Worten den Preis gab. Denn er war im Grunde ein Enthusiast, ein jugendlicher

Digitized by Google

Feuergeist und Draufgänger bis zuletzt. Darum ist es bezeichnend, daß seine letzte Aeußerung — eine Randbemerkung zu einer ziemlich selbstverständlichen und blöden Notiz der „Vossischen Zeitung“ über eine Dreyfus-feindliche Kundgebung des Herzogs von Orléans — der bewundernde Ausruf „Ausgezeichnet!“ war. Er war ein acurater, ordnungsliebender, gewissenhafter, höflicher Mann auch in seiner Correspondenz, und darum pflegte er auf die gleichgiltigsten Briefe ganz unbekannter Personen immer wenigstens mit einigen freundlichen Zeilen zu antworten. Wir haben es erlebt, daß er, wenn er z. B. in der Theaterkritik eines Bekannten ein glückliches Wort oder eine feine Bemerkung las, sofort dem Verfasser dazu gratulirte: „Ich beneide Sie darum.“ Deßwegen findet man den eigentlichen originellen, prächtigen Fontane nicht in seinen Dichterwerken, den ganzen Duft seiner idealen Persönlichkeit nicht in seinen kernigen Balladen, nicht in seinen manchmal entzückend hingeplauderten Novellen oder in seinen Menschen-, Sitten- und Naturschilderungen — nicht einmal in seinen biographischen Werken aus den großen Kriegen, von England oder seiner Jugendgeschichte bis zum dreißigsten Jahr, sondern am schönsten in seinen Briefen an näher oder auch ferner Stehende. So zurückhaltend und vorsichtig er im Verkehr war, so offen und männlich-furchtlos äußerte er sich in seinen vertraulichen Briefen. Er nahm hier nie ein Blatt vor den Mund. Als er uns damals seine Meinung über Bismarck oder besser über die Bismarck-Enquête schrieb, da hüteten wir uns wohl, seine zum Theil recht drastischen Bemerkungen über einzelne „Gutachter“ mit abzudrucken. Denn er tadelte auch die mit jenem feinen, oft aber auch schonungslosen Humor, der für sein Wesen charakteristisch ist. Er ging hier sogar so weit, sich über einen der Herren zu wundern, „daß man den noch frei herum laufen läßt“! Und in all' seinen Bosheiten war er doch von einer so gewinnenden Anmuth und bezaubernden Frische, die keinen Stachel zurückließ. Aber auch ein trefflicher Schütze war er in seinem Urtheil. Wenn z. B. ein berüchtigter Literaturspeculant sich als Entdecker von Gerhart Hauptmann aufspielte, dann schmunzelte Fontane mit seiner milden Ironie, denn er wußte es doch besser, daß er die Matadoren der Freien Bühne auf das ihm eingesandte Stück eines Unbekannten „Vor Sonnenaufgang“ bewundernd aufmerksam gemacht hatte. Ja, diese schlichte und nüchterne und doch so schwungvolle und chevalereske Art seines Wesens lernt man ganz aus seinen Briefen kennen, seine Geistesrichtung, seine Schaffensweise, sein Fühlen und Denken, und darum ist es besser als die scharfsinnigste ästhetische Würdigung, wenn wir Fontane als Briefschreiber über sich selbst das Wort ertheilen. Ein gemeinsamer italienischer Freund hat uns einige Dutzend Briefe Fontane's an ihn aus den letzten zehn Jahren zur Verfügung gestellt, woraus sich ein Mosaikbild des Dichters und Menschen in sprechender Treue zusammensetzen läßt.

Eine Merkwürdigkeit war schon seine Schrift. „Er ist der größte Kalligraph unter den deutschen Schriftstellern,“ schreibt Heine boshaft von Varnhagen, aber Fontane's Schrift hatte mit der wie gestochen zierlichen Handschrift des „Herrn van Ense“ oder Richard Wagner's nichts gemein. Sie war monumental, großzügig, etwa wie die Emanuel Geibel's, aber doch weniger schulmeisterlich, freier, fließender, fast kaufmännisch. Besonders seine Adressen waren voller Schwung und Charakter. Und mit welcher Liebe schrieb er Briefe, und sein ganzes Herz legte er oft in ein kleines Billet. Briefeschreiben war für ihn eine Kunst, Briefelesen ein Genuß. Als ihm der Freund den Briefwechsel Victor Hehn's sandte, war der alte Fontane gleich ganz Feuer und Flamme, wobei er freilich mit einem französischen Schnitzer anfing: „Ich bin jetzt bis Seite 133 „la plus belle fille ne peut pas plus donner, qu'elle n'a,“ — beiläufig eine reizende Schlußwendung für einen Brief, die ich nun wohl nächstens auch anwenden werde. Ich habe reichere, amüsantere, lehrreichere Briefe gelesen, z. B. die Pückler-Muskau'schen, die Heine'schen, auch die Mendelssohn'schen, aber keine feineren, keine, was Briefstil angeht, stilistisch vollendeteren. Man kann daran geradezu demonstriren, wie Briefe sein müssen, Alles nur angedeutet und doch immer genug, um ein klares Bild oder Urtheil zu geben. Feinste, freilich gelegentlich auch spöttische Behandlung des Persönlichen, was Alles den Reiz sehr steigert. Literarische Leute werden das Buch mit Vergnügen lesen und nach uns Kommende werden es als eine Quelle für Schilderung des Berliner Lebens in den 70er und 80er Jahren benutzen können“. Und später kommt er nochmals darauf zurück: „Das wird wohl zutreffen, daß die gestrichenen Stellen von Cotta gerade die interessantesten gewesen sind und da man in der Zeit falscher Rücksichtsnahme und gesellschaftlicher Heuchelei immer erquickt wird, wenn man mal ein freies ungenirtes Wort hört, so kann ich nicht leugnen, ich würde froh sein, wenn die „schlimmen Stellen“ stehen geblieben wären. Und mehr noch, man amüsirt sich nicht bloß darüber, man lernt auch daraus. Aus den öden Redensarten und den Patentheiten lernt man nie etwas. Dennoch glaube ich, ist es gut, nicht bloß für die Betroffenen, sondern auch für Hehn, daß diese Stellen gefallen sind; der Erfolg wäre größer gewesen, aber Hehn's Andenken hätte nicht dadurch gewonnen, um so weniger als der strenge und unerbittliche Antisemitismus doch nur sehr wenig Anhänger hat“. Und später äußert er sich nochmals über den Briefstil: „Solche Briefe schreiben sich die Leute heute nicht mehr, alles wird im Telegrammstil besorgt. Und dabei bildet man sich noch ein, das sei ein Fortschritt. Dies ist nun aber ganz und gar verkehrt. Daß die sentimentalen Seichbeuteleien, die zu Anfang des Jahrhunderts beliebt waren, jetzt außer Mode gekommen sind, ist ein Glück; jene Briefe enthielten nur Redensarten, die noch dazu Lüge waren; daß man aber auf jeden Austausch von Mittheilungen, wenn diese nicht praktisch-geschäftlich sind, verzichten soll, erscheint mir als ein Unsinn. Natürlich müssen Schreiber und Leser einander entsprechen; wenn ich Ihren Brief nehme, ja, für jeden Reetzengassenbewohner ist er nicht geschrieben, wer aber ein Bischen Bescheid weiß, wer mit Piazza d'Espagne (!) und Piazza Navona eine Vorstellung verknüpft, wer Italiener und italienisches Leben, wenn auch nur ganz oberflächlich, kennen lernte, für den ist ein Brief wie der Ihre der reine Zucker, weil er aus ihm mehr Licht und Wissen empfängt, als aus 6 Reisebüchern oder wohl gar aus 12. Denn je mehr man liest, je dümmer wird man. Es mag das nach den Naturen verschieden sein, aber ich für meinen Theil habe von sogenannten „gründlicheren Studien“ gar nichts gehabt und schiebe mein leidliches Zuhausesein in Welt, Leben und Geschichte darauf, daß ich mich immer nur vom unterhaltlichen Stoff, Anecdoten, Memoiren und Briefen genährt habe. Der alte Witz: „totale Unkenntniß von der Sache sicherte ihm ein unbefangenes Urtheil“, umschließt ein gut Stück Wahrheit. Natürlich werden auf diese Weise keine Gelehrten geboren; aber offener Sinn und Phantasie, wenn sie sich bewußt bleiben, daß sie's über Fühlen und Ahnen hinaus nicht bringen können, treffen es meist besser, als die mit Scheuklappen vorgehenden Bücherfresser“. Zeichnen uns solche Bekenntnisse den Menschen und Schriftsteller Fontane nicht besser, als zehn Leichenreden, Essays und Biographien?

Eine Eigenthümlichkeit sind für seine Briefe die fast stereotypen Nachschriften, worin er oft nach Frauenart das Wichtigste sagte oder etwa ein im Briefe selbst abgegebenes Urtheil ergänzte oder zurücknahm. Da urtheilt er einmal mit dem für den Menschen und Briefschreiber so bezeichnenden Geradezu über seinen Freund, den alten Hofhistoriographen Ranke: „Ranke, so höre ich eben, will trotz seiner 3 oder 84 nach England gehen, um daselbst einen großen Contract mit einem englischen Verleger abzuschließen. Ob Letzterer auf

Digitized by Google

seine Rechnung kommt? Ich glaube, Ranke's Tage sind auch literarisch gezählt. Mein Urtheil über ihn ist zwar ausschließlich frauenhaftes Urtheil, d. h. sentimental, da ich unendlich wenig von ihm gelesen habe, — Alles aber, was ich von seiner Schule und Richtung weiß, ist mir durchaus contre cœur." Aber er beeilt sich doch, in einer Nachschrift sein Urtheil zu mildern: „Im letzten Rütli vorgestern kam zufällig das Gespräch auf X. und ich hörte erst nun, daß sein neuestes Werk allgemein bewundert würde. Lazarus hat z. B. erklärt, so was Glänzendes noch gar nicht gelesen zu haben. Ist dies auch übertrieben, so giebt es mir doch zu denken. Ich glaube nicht an diese Formen des Liberalismus und ihre besondere und vorzugsweise Berechtigung und ich glaube fast noch weniger daran, daß man aus Archiven das Material zur Geschichtsschreibung holen muß. Dies vornehme Herunterblicken auf Alles, was nicht in Akten und Staatspapieren steht, ist in meinen Augen lächerlich — die wahre Kenntniß einer Epoche und ihrer Menschen, worauf es doch schließlich ankommt, entnimmt man aus ganz anderen Dingen. In 6 altenfritzischen Anekdoten steckt mehr vom alten Fritz als in den Staatspapieren seiner Zeit."

Fontane war glücklich im Leben wie im Tode. Ein Herzschlag ohne voraufgegangene Beschwerden brachte plötzlich schmerzlos und leicht das Ende, das er sich stets so gewünscht hatte. (Charakteristisch für ihn war wieder, daß seine Angehörigen ihm die Pulsadern bei der Einsargung öffnen mußten, denn der Gedanke an den Scheintod war ihm stets peinigend). Und glücklich war sein Leben, das Mühe und Arbeit und doch köstlich war. Wie Ibsen kam er als Apotheker, als „Pillendreher", wie er spottete, in die Literatur. Als Zeitungscorrespondent fing er an, Theaterkritik trieb er bis vor zehn Jahren noch mit großer Gewissenhaftigkeit und Milde, aber auch hier mehr als ein jeder Theorie und Aesthetik abholder Stimmungsmensch und Plauderer, denn als eigentlicher Kritiker. Fast als Sechzigjähriger begann er Novellen und Romane zu schreiben. Und erst im Alter kam er auch zu voller literarischer Bedeutung und Anerkennung. Die Briefe an den römischen Freund sind nun um so interessanter, als sie uns den Märker aus Neu-Ruppin von einer neuen Seite zeigen. Man sollte meinen, daß er sich nur in seiner Heimath wohl befunden hätte, höchstens etwa noch bei den stammverwandten Engländern, in der Heimath seiner Balladendichtung. Aber er kannte auch Italien, das er in den Siebzigerjahren zwei Mal bereiste und innig liebte. Der römische Freund wurde auch nicht müde, ihn immer wieder über die Alpen zu locken und ihm seine Gastfreundschaft und Begleitung anzutragen, aber Fontane wurde ebensowenig müde im Ueberlegen und — Rechnen. Endlos wird 1890 der Reiseplan in seinem Briefwechsel von allen Seiten, der materiellen wie der literarischen, betrachtet: „Einen Augenblick war eine Lust und ein Plan da, — wir wollten nach Rom und zwei Monate lang das Berliner Leben vergessen. Aber es zerschlug sich rasch wieder, weil es doch zu unsicher ist, wie man's trifft und dann Geld und Zeit nutzlos geopfert sind. Dazu die schwierige Verpflegungsfrage: ich bedarf durchaus der häuslichen Linsensuppe oder Rindfleisch mit Gurkensauce, — der ewige Parmesankäse ist nicht meine Sache. Aber immer wieder kommt er darauf zurück: „Dennoch, und wenn ich sechs ideale Wochen in Rom zubringen könnte (was in dieser Welt voll Kopfweh, Zahnschmerzen und Magenkolik, anderer Unberechenbarkeiten zu geschweigen, doch immer fraglich bleibt), dennoch, sag' ich, würde sich kein ganz richtiges Verhältniß von Einsatz und Gewinn herausstellen, weil der denkbar höchste Gewinn aufgehört hat, ein so recht eigentlicher Gewinn für mich zu sein. Angenommen, ich schriebe jetzt an einer historischen oder novellistischen Arbeit, zu deren Abschluß es nöthig wäre, daß ich täglich erst den Palatin und dann drüben das Trümmerfeld des Esquilin durchwanderte, so stünde mir durch eine Romreise ein bestimmter, großer, mich beglückender „Gewinn" in Aussicht, der um so größer wäre, je mehr ich mich, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, von der Wichtigkeit meiner Arbeit durchdrungen hielte. Denn „nur der Irrthum ist das Leben, und die Wahrheit ist der Tod". Aber so liegt es nicht, ich habe in Rom nichts Derartiges zu holen und würde im Wesentlichen über die Erneuerung gehabter Eindrücke nicht hinaus kommen. Ich war in den Katakomben und bewunderte das Profil von Rocca di Papa, ich bin die spanische Treppe hinauf- und in San Clemente die Stufen in die Cryptkirche hinabgestiegen, ich war im Café Cavour und habe Acqua fresca (der Name war noch anders, es war Gebirgswasser, so ähnlich wie Marcia; man trank es in Buden für eine Kupfermünze*) und aus der Fontana Trevi getrunken. Von Allem habe ich so zu sagen die Sahne abgeschöpft und das davon gehabt, was der Laie überhaupt davon haben kann. Wenn ich mir den „Moses" auch noch zehnmal und das „jüngste Gericht" auch noch zwanzigmal ansehe, so komme ich doch in Genuß und Verständniß um kein Haar breit weiter. Nun bleibt ja natürlich immer noch was übrig und wenn das auch nicht wäre, so hat das bloße mal wieder in Rom gewesen sein doch einen bestimmten Werth, aber dreimal unterstrichen: einen bestimmten Werth. Als Bankier fände ich diesen „bestimmten Werth" mit 1000 Thaler (für drei Personen) nicht zu hoch bezahlt, als kleiner Schriftsteller ist es zu hoch, weil es sich um nichts Neues, sondern lediglich um eine Recapitulation, eine Wiederauffrischung handelt. Dazu würde man mir in Freundeskreisen eine solche Ausgabe doch als Anmaaßung oder mindestens als schlechte Wirthschaft auslegen. Und nicht ganz mit Unrecht. Ich kann acht Tage nach meiner Reise einen Schlaganfall kriegen und erwerbsunfähig werden, da würde ich dann schlimme Dinge zu hören kriegen. Alles spitzt sich im Letzten zu einer Geldfrage zu und so liegt es denn einfach so, besäße ich so viel Guineen wie ich Markstücke besitze, so wäre ich schon in 14 Tagen an der Riviera und in sechs Wochen in Rom. Da's aber liegt, wie's liegt, so war der ganze Plan nur Idee und Traum und ich muß hier stille sitzen, bis ich zur Sommerzeit in ein schlesisches Gebirgsdorf kann." Und zum dritten Mal: „Die Sache liegt schließlich so: werde ich morgen von dem Gefühl ergriffen, Du mußt Rom noch einmal sehen, so werde ich 8 oder 14 Tage später wahrscheinlich aufbrechen, denn das Geld dazu habe ich oder kann es jedenfalls mühelos aufbringen und was die Rücksicht auf den Rest der Menschheit und das Urtheil der Freunde angeht, so würde ich der Gefahr, die von dieser Seite allerdings droht, doch schließlich aus dem Wege zu gehen wissen. Im Allerletzten würde ich mich über etwas „Rederei" auch weiter nicht allzu sehr grämen, denn beredet wird man doch. Die Hauptschwierigkeiten liegen also schließlich doch wo anders, liegen darin, daß es an der rechten Begeisterung zu der Reise gebricht, liegen in einem beständigen Abwägen zwischen Einsatz und Gewinn. Der beträchtliche Einsatz — wohin ich auch Kraft, Nerven, Zeit rechne — ist sicher, der beträchtliche Gewinn ist zweifelhaft. Das Rom von 1890 ist ein anderes und vielfach interessanteres als das von 1874; aber ich kann in meinem abgebrauchten innern Menschen die rechte Freudigkeit dafür nicht mehr aufbringen. Ich lasse die Schönheit und Bedeutung gelten, aber der Sinn dafür ist nicht mehr so mächtig, daß die Gegenkräfte siegreich balancirt würden. Da haben Sie die Situation, den Seelenzustand eines alten Herrn, dem doch au fond nur noch an Ruhe liegt. Und solche Reise und dann sechs Wochen Rom sind Alles, nur nicht Ruhe. Natürlich ist Alles, was ich hier geschrieben, der Ausdruck einer bestimmten Stimmung. Es wäre schließlich immer noch möglich, daß ich mich in ein paar Wochen so frisch und springrig fühlte, wie ein Gummi-

*) Fontane meint wahrscheinlich „acqua acetosa", den bekannten Säuerling vor porta del popolo, den Goethe in seiner „Italienischen Reise" rühmt, und der in Rom für ein Geringes feil geboten wird.

Digitized by Google

ball, und ist dann auch eine völlige Romsehnsucht wieder in mir erwacht, der ich dann wohl auch Folge geben würde. Aber die Möglichkeit ist nicht sehr wahrscheinlich." So muß denn der römische Freund auf das Wiedersehen endgiltig verzichten, aber er revanchirt sich in sinniger Weise, indem er des Dichters Stube mit italienischen Rosen und römischem Lorbeer schmückt. Er bedankt sich dafür: „Hier ist kaum der Crokus heraus, Sie haben schon Rosen; ich bin aber doch froh, in dem prosaischen alten Berlin zu sitzen, links neben mir einen alten Kachelofen und rechts neben mir ein altes Conversationslexikon." Und dann der gespendete Lorbeer. „Auffallend ist mir aber doch, daß das Alterthum dem Lorbeer eine so hohe Stellung angewiesen hat, er hat schönheitlich nichts Hervorragendes, die Blüthe nun schon gewiß nicht. Wie erklärt sich diese Hochstellung? Oder ist an Ort und Stelle doch ein Maaß von Schönheit da, das uns hier nicht zu Gesicht kommt? Oder ist die große Schlichtheit gerade die Schönheit?" Der Freund bejahte dies, auf den Ausspruch Goethe's weisend „Wo still die Myrthe, hoch der Lorbeer steht". Dann gab er eine kleine Beschreibung von bei Rom an gewissen Plätzen stehenden Citronen- und Orangenbäumen, Lorbeer und Myrthe, wie auch von den an Häusern sich aufwärts schlängelnden Weinreben, und constatirte daß die immergrünen Agrumi ein Alter bis zu 600 Jahren erreichen könnten, die Weinrebe aber als eine der ältesten Pflanzen oft über 1000 Jahre lebe. Und Fontane antwortet: „Ja, tausend Jahre, das ist schon was. Außerdem „willst den Dichter Du versteh'n, mußt in Dichters Lande geh'n." Dieser Satz paßt auch auf Bäume; was wir hier in Lorbeer und Myrthe leisten, ist schwach." Als ihm aber der Freund über die Crispi'sche Mißwirthschaft, das panamino, die Camorra und Maffia klagt, da tröstet ihn Fontane mit dem bitteren Wort: „Haben Sie Recht, so ist das schlimm und man kann dann bloß sagen: Italien ist moderner geworden, aber nicht besser. Vielleicht ist das Jobber-, Betrugs- und Ausbeutesystem, aber nicht specifisch modern-italienisch, sondern überhaupt modern und findet sich überall. Selbst hier, wo man auf Ehrlichkeit so stolz ist, liegen die Dinge im Argen."

Ueberhaupt eignete diesem Erzpreußen und Stockmärker ein freier weltbürgerlicher Sinn. Vielleicht trug der welsche Bluteinschlag die Schuld, daß er dem neupreußischen Schneidigkeitsideal durchaus ablehnend gegenüberstand, auf keine Partei eingeschworen war, wie er denn auch Jahrzehnte lang Redacteur der hochconservativen Kreuzzeitung und der deutschfreisinnigen Vossischen war. Sein Kosmopolitismus, sein Antichauvinismus kommt einmal in unseren Briefen sehr schön zum Ausdruck: „Daß Ihre Söhne nicht rechte Lust haben, einen Germanisirungsversuch mit sich vorzunehmen, kann ich ihnen so sehr nicht verdenken. Jede Nation hat ihre Aufgaben und ihre Vorzüge und das Beste ist, daß man da bleibt, wo man durch Gott hingestellt wurde, und das ist für Ihre Söhne Italien. Eine Ausnahme von dieser Regel kann ich nur da gestatten, wo Eltern und Kinder fühlen: nein, die Stelle, worauf ich stehe, ist nicht die Stelle, wo ich hingehöre, mein Vaterland, der Punkt, wo mein innerster Mensch hingehört, liegt wo anders. Ich hatte mal England gegenüber solche Gefühle, aber sie waren doch falsch und ganz wenige Fälle abgerechnet, wo politischer oder religiöser Fanatismus ganz und gar Besitz von einem Menschenherzen genommen hat, werden sie immer falsch sein. Was finden Ihre Söhne in Deutschland, woran sie sich aufrichten könnten, welchen Punkt haben wir, wo sich ausrufen ließe: ja hier leben und sterben. Ich finde eigentlich nur eine Kategorie von Menschen, die nur in Deutschland leben und ein Genüge finden kann. Das sind die „Wagnerianer", worunter man sowohl die Anhänger Richard Wagner's, wie die des „schweren Wagner" (des Bierhauses) verstehen kann. Außerdem vielleicht noch Freimaurer. Aber was haben wir sonst, das einen Tausch rechtfertigen könnte! Kunst? lächerlich. Wissenschaft (die der Deutsche gepachtet zu haben glaubt) auch lächerlich. Biedermannschaft? dito. In Liebenswürdigkeit und der ganzen Welt der Formen stehen wir jammervoll zurück. Man kann doch nicht nach Deutschland kommen, bloß um im Lande Luther's oder Goethe's oder Friedrich's des Großen oder Bismarck's zu leben. Wer sich an diesen Gestalten aufrichten will, wie's Lewis oder Carlyle that, kann es auch in jedem anderen Erdenwinkel; Kroll oder die Hasenhaide sind dazu nicht nöthig."

Das altpreußische Gefühl der Pflicht durchdrang auch diesen aufrechten Mann. „Das Gefühl: ‚ich war zu was da', umschließt einen Schatz und doppelt für Frauen," schreibt er einmal in diesen Briefen und fügt hinzu: „das ist der Punkt, in dem sie uns sicher überlegen sind, nicht für sich da sein, sondern für einen Anderen oder für Andere überhaupt." Wir haben schon oben gesehen, wie ihn dieses Gefühl der Pflicht vor einer bloßen Vergnügungsreise nach Italien zurückschreckte. „Der Ernst, der Muth, die Ueberzeugungstreue haben doch einen ganz kolossalen Eindruck auf mich gemacht, mich mit erneutem Respect vor einem richtigen alten preußischen Beamten erfüllt, und mir bestätigt, was ich freilich schon lange weiß, daß alle die wegen ihrer „Richtung" scharf angefochtenen Menschen die besten, vielleicht die einzig anständigen sind. Freilich war Fontane, obwohl er sich gern als ein „Mann und Kind" bezeichnete, doch zu weltklug, um nicht zuweilen auch der Convention zu opfern. In einem für ihn sehr wichtigen Falle war der römische Freund einmal im Zwiespalt mit sich selber. Es handelte sich darum, ob er im Bewußtsein eines nach seiner Ueberzeugung unbedingt moralischen Rechtes, im Pflichtgefühl gegen seine Familie formelles Recht verletzen sollte. Zwei Freunde, jeder in seiner Art gleich vortrefflich, der Berliner Professor Karl Werder und Fontane hatten ihm auf verschiedene Weise in dieser Angelegenheit gerathen. Der besondere Zug Werder's bestand darin, das abstract von ihm als richtig Erkannte ohne Rücksicht auf die Individualitäten und unter Ausschließung jeder Modification durchzuführen, mochten dann die Folgen sein, wie sie wollten. Fontane seinerseits, in gewohnter Liebenswürdigkeit, wollte, daß den Umständen Rechnung getragen würde. „Lieber Freund, es giebt in der Welt sogenannte flotte Kerls, die haben eben auch ein Recht so zu handeln, wie es unser Werder in seiner Energie verlangt. Solche Leute machen sich dann keine Skrupel über etwaige mißliche Folgen; ihnen genügt das Gefühl, für das praktische Leben das Correcte gethan zu haben. Wir nervösen Menschen müssen dagegen oft hin und her laviren, die Constellationen in Betracht ziehen ꝛc. und eingedenk bleiben, daß wir mehr zum Grübeln geneigt sind als die flotten Kerls, daher auch später vielleicht in unmotivirte Gewissensbisse verfallen."

Bescheiden dachte er von sich und kannte und bekannte die Grenzen seiner Begabung. Und mit welcher so gar nicht fachschriftstellermäßigen Anerkennung beurtheilte er die ihm von Unzünftigen und Dilettanten zugesandten Verse! Auch dem trefflichen italienischen Freunde schrieb er einmal: „Ihr Vers ist ganz reizend, und für einen Mann von Fach beschämend, weil er sich — für 99 Fälle unter 100 möchte ich mich verbürgen — sagen muß: ja so gut hättest Du's nicht machen können, oder doch nur in Deiner besten Stunde. Ueberhaupt ist es was Fatales in gewissem Sinne Vernichtendes für Schriftsteller und Dichter, daß beständig Nicht-Fachleute Dinge schreiben, die viel viel besser sind als das, was von Fachleuten geleistet wird. Das ist in keiner anderen Kunst so, weil jede andere mehr schwer zu erlernende Technik fordert; schreiben kann Jeder und ist der Betreffende klug und hat seine glückliche Stunde, so schießt er den Vogel ab. — Was Sie freundlicherweise von meiner Fruchtbarkeit sagen, — ja das ist ein weites Thema. Soll das in Betracht kommen, was als Samenkorn fruchtbringend in die Seele

Digitized by Google

fällt, ja dann ist die Zahl der „Fruchtbringer“ unberechenbar. Jeder Schuster kann solch' Wort mal aussprechen, es braucht nicht mal sein eigenes zu sein. Man hat literarisch nur eine Bedeutung, wenn man mal ein Fanal war, das alle Leute leuchten sahen und ihren Cours danach nahmen.“ Ueber seine eigenen Arbeiten sprach er sich nicht gern aus, denn jede Fachsimpelei war ihm ein Gräuel. Nur selten einmal findet sich hier eine Ausnahme. Der Freund machte die Ausstellung, daß es unnatürlich sei, wie Effi Briest Briefe, welche sie als Verrätherin gegen ihren Mann kennzeichnen und daher bei ihrer Entdeckung von seiner Seite das ganze zukünftige Leben verderben würden, von ihr auf so leichtsinnige Weise in einem Nähtisch aufbewahrt wurden, und zwar viele Jahre lang. Und der Dichter entgegnet: „Ja, die nicht-verbrannten Briefe in Effi! Unwahrscheinlich ist es gar nicht, dergleichen kommt immerzu vor, die Menschen können sich nicht trennen von dem, woran ihre Schuld haftet. Unwahrscheinlich ist es nicht, aber es ist leider trivial. Das habe ich von allem Anfang an sehr stark empfunden und ich hatte eine Menge anderer Entdeckungen in Vorrath. Aber ich habe nichts davon benutzt, weil Alles wenig natürlich war, und das gesucht Wirkende ist noch schlimmer, als das Triviale. So wählte ich von zwei Uebeln das kleinere.“ Und dann das prächtige Selbstbekenntniß: „Es geht einem ganz eigen mit den zurückliegenden Arbeiten; ich weiß noch ganz deutlich, daß ich, vor 20 und 30 Jahren, meine ganze Seele daran hing, daß ich glücklich war, mal wieder einen alten Dorfkirchhof abgeklappert und neuen Stoff für die Beschreibung zu haben, daß ich über den Kriegskarten saß und mitten in der Nacht aufsprang, um einen Schlachtplan in wo möglich drei Linien aufzuzeichnen (je weniger Linien desto besser; ja dies „wenige“ — weil erst die rechte Klarheit gebend — war die eigentliche Schwierigkeit), oder sonst einen leidlich guten Einfall zu Papier zu bringen. Und mit den Romanen und Novellen habe ich mich erst recht abgemüht. Und was ist jetzt am Ende meiner Tage das Resultat davon? Ich warte die Gleichgiltigkeit der Menschen nicht mal ab, sondern komme ihnen fast zuvor und bin tief durchdrungen, ein paar Gedichte abgerechnet, von der Indifferenz des Geleisteten. Freilich ist dies das Loos alles Modernen; das Classische, der feste Bestand, das was den Schatz der Nationen bildet, wird von Jahrhundert zu Jahrhundert nur durch wenig Sachen vermehrt und Alles, was selbst die Guten und Besten jetzt schaffen, hat bloß einen Tageswerth — eine ganz kurze Zeit und es ist von der Tafel heruntergewischt. Heute waren in der „Vossin“ sechs oder sieben Romane hintereinanderfort besprochen, Alles Arbeiten von namhaften Leuten, Alle gut aber auf jeden kamen drei Zeilen und schon jetzt, wo die Buchstaben noch kaum trocken sind, sind alle sechs oder sieben Bücher schon so gut wie vergessen. Mich erfüllt dies Alles durchaus nicht mit Trauer, nur zur Bescheidenheit wird man immer dringlicher verpflichtet und lernt einsehen: „es ist Alles nichts“. Freilich kann man diesen Satz unter Alles schreiben; Salomo war auch schon so weit.“ Ja, auch Fontane litt heimlich am Schmerz fast aller Literaturmenschen. „Nous nous vendrons jamais!“ wie lächelte er verständnißinnig zu Flaubert's traurigem Seufzer! Und mochten ihn die Verehrer auch feiern, er wußte es doch, daß er nicht populär war, daß seine Gedichte viele Jahre warten mußten, ehe sie die zweite und dritte Auflage erreichten, daß seine Novellen und Romane nicht „gingen“, daß sogar seine herrlichen „Wanderungen in der Mark Brandenburg“ langsam, langsam nur die Gunst des norddeutschen Publicums gewannen. Für die Menge war er als Erzähler zu fein, als Dichter zu preußisch. In Süddeutschland war er wenig, in Oesterreich gar nicht bekannt. Und wenn er dem Versuch der Jungen, ihn zu ihrem Führer und „Meister“ zu machen, mit höflicher Ironie begegnete, so war ihm die Beckenschlägerei der Wolzogen, Brahm und Genossen im Grunde nur unwillkommen. Vielleicht dachte er an Goethe's Wort: „wen ich lobe, dem stell' ich mich gleich“, — jedenfalls wußte er, daß die Jungen, die ihn nur für ihren Klüngel in Anspruch nahmen, um selbst von seinem Ruhme zu profitiren, ihm mit dem unerbetenen Lärm beim großen Publicum bloß schadeten. So war denn auch der Erfolg der Gesammtausgabe seiner Erzählungen leider nur gering, und wir haben Beweise für seine Klagen darüber. Er hatte sich niemals um eine Anerkennung, einen Rang oder Titel bemüht, denn alle äußerlichen Ehrungen verachtete er. Aber es wurmte ihn schließlich doch, und mit Recht, daß der märkische Adel, den er so herrlich im Guten und Bösen geschildert, ihn vollständig ignorierte, gerade wie der Hof auch. Während die gleichgiltigsten Porträtmaler, Bibliothekare und Kunstschreiber den Professor- und andere Titel erhielten und mit Orden belohnt wurden, brachte er es nicht einmal zum bescheidensten Hofrath. Indeß das patriotische Bumbum seines Antipoden Wildenbruch, das diesem schlichten Wahrheitsfreund immer zuwider war, officielle Anerkennung fand, stand der neben Kleist bedeutendste Verherrlicher Preußens und Hohenzollerns fast unbeachtet bei Seite. Sogar die Universität hatte ihn erst auf fremde Anregung hin geehrt. Als ihm zum 70. Geburtstage die Berliner Universität den Ehrendoctor verlieh, schrieb er mit seinem unnachahmlich feinen Humor nach Rom: „Ja, nun ist man also Doctor. Es ist, wie man mir sagt, und wie mir auch einleuchtet, eine große Ehre und ich bin aufrichtig froh darüber, weil es doch viele Menschen giebt (beinah alle), die einen Unbetitelten nicht für voll ansehen. Wer 50 Jahre gefochten, ohne einen Tapferkeitsorden zu kriegen, der kann kein Held sein, der ist bloß ein ‚Fechtbruder‘. Und das ist bekanntlich nicht viel.“ Und frisch und fast jugendlich blieb er bis zuletzt. Von den alten Freunden, die zusammen die Rütli-Gesellschaft bildeten, blieb er der Frischeste. „Maerckel, Eggers, Blomberg, Lübke, Storm sind todt; Zöllner, Menzel, A. v. Heyden, Roquette, der junge Eggers, Lazarus und ich freuen sich noch des himmlischen Lichts. Menzel, die große Berühmtheit unseres Kreises, ist trotz seiner 78 Jahre noch gut im Stande, auch noch schaffenskräftig und schaffensfroh. Trotzdem sieht man auch an ihm, daß Alles seine Zeit hat und die Jungen, die ihm selbstverständlich nicht bis an die Knie reichen, behandeln ihn wie eine berühmte Mumie oder Reliquie, vor der man den Hut abnimmt, ohne sich mit wahrer Verehrung lange aufzuhalten.“ Und er schließt: „Alles wächst heran, und wir dem Grabe zu. Der Tod schreckt, aber es ist doch gut, daß er einem sicher ist; ewig ging es doch nicht hienieden. Nun, so lange es noch dauert, die Ohren steif!“

Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh.

Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs.

Von Theophil Zolling.

(Fortsetzung.)

Der zweite Act unserer Tragikomödie vom König und Sänger spielt in Ostpreußen, dem damaligen Centrum der Opposition, das Herwegh schon in Zürich als eigentliches Ziel seiner Reise in's Auge gefaßt hatte.

Von Berlin war Herwegh nach Danzig und von da nach Königsberg gereist, wo sich natürlich die ganze Opposition, Jacoby und sein Kreis, die Jachmann, Walesrode und besonders die Studenten um ihn schaarten. Bei dem Festmahle spielte man, wie gewohnt, die Marseillaise, und Wilhelm Jordan, der damals an der Albertina studirte und Sprecher der Studenten war, feierte die Felsennacken der Männer Ostpreußens und sprach verächtlich von dem weichlichen Berlin,

Digitized by Google

wo Alles in tollem Veitstanz rase, wenn Fanny Elßler ihre Sylphenbeine schwinge:

Der Eitelkeit und der Genußsucht Dämon
Besessen hält dies üppige Korinth.
Hier aber, Herwegh, ist dein Lacedämon,
Wir rasen nicht, weil wir Spartaner sind.

Gottschall, der dem Festmahl im Junkerhof beiwohnte, hat unlängst an dieser Stelle von diesem Bankett unter dem Präsidium des Justizrathes Crelinger erzählt und den Dichter geschildert: „Er war kein Redner und kein Sprecher; er schien immer über seinen Versen und Reimen zu brüten. Er hatte etwas träumerisch Versunkenes in seinem Wesen, nichts geistig Bewegliches in seinen Zügen, trotz der feurigen Augen im stark brünetten Gesicht. Wir trauten ihm nicht zu, daß er dem König als ein beredter Marquis Posa gegenüber gestanden habe, sondern er mußte seine Lection schweigend und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung empfangen haben.

Ueberhaupt ging es damals in der Stadt Kant's sehr aufgeregt zu. Die Bürger beschlossen, ihrem wegen Majestätsbeleidigung verfolgten Jacoby eine silberne Bürgerkrone zu stiften und wollten zu Beiträgen dafür in der Hartung'schen Zeitung aufrufen, aber der Censor ließ es nicht zu, worauf die Unterzeichner dieses Verbot in einem Inserat an die große Glocke hingen. Auch der entlassene Staatsminister Theodor v. Schön, der gewesene Oberpräsident der vereinigten Provinz Preußen, der damalige Abgott der liberalen Zeitungen, dem der König noch immer freundschaftlich gesinnt war, obwohl er „sich zuweilen durch seinen jüdischen Freundespöbel zu liberalen Aeußerungen verleiten" lasse, empfing Herwegh sehr freundlich und wollte ihm zu Ehren in seinem Hause ein Fest geben, natürlich nur um die Regierung und zunächst seinen Nachfolger, den Oberpräsidenten Bötticher, zu ärgern. Ja den Königsberger „Freien" war sogar der Sänger, der sich von dem Monarchen in Audienz hatte empfangen und „bethören" lassen, schon ein halber Renegat, und die Hartung'sche Zeitung stellte ihn darob in einem Gedichte spottend zur Rede. Auch Laube bestätigt, daß die Audienz Herwegh vielfach in's Schuldbuch geschrieben wurde. „Er hätte gar nicht hingehen sollen, oder wenn er's that, nur geharnischt antworten müssen! riefen die Ultras. In wie schwieriger Lage ist aber solch' ein heutiger Marquis Posa im Frack, der unter dem Schimmer eines mächtigen Königthums, von den Hofleuten lächelnd betrachtet, vor einem Monarchen steht, vor einem beredtsamen Monarchen, welcher die Zusammenkunft nur für seinen Zweck veranstaltet hat, für den Zweck der Zurechtweisung, in wie nachtheiliger Lage! Was für Anlagen müßten sich da glücklich in ihm vereinigen, wenn er eine siegreiche Figur spielen sollte! Zunächst doch Muth, Rednergabe und gesellige Gewandtheit! Letzteres konnte man am wenigsten vom jungen schwäbischen Dichter erwarten. Nun er fand immerhin just dem Schlosse gegenüber in einem reichen Kaufhause eine junge, liebenswürdige und tüchtige Frau. Ich kannte sie und freute mich ihrer Entschlossenheit, schlankweg den jungen Poeten zu heirathen, welcher, röth vor Erregung, drüben aus dem Schloßportal trat und auf das gegenüberliegende Haus ihres Vaters zuschritt. Sie war als ganz junges Mädchen schon begeistert für alles Höhere und ist ihm eine treue Gefährtin geworden."

Der König war über alle die Königsberger Vorkommnisse, deren Gerücht ihm zu Ohren kam, nicht wenig aufgeregt und wandte sich dieserhalb an seinen vortragenden Rath mit folgendem eigenhändigen Schreiben:

Charlottenburg, 8. Dec. 1842.

Bester Thile.

In der Königsberger Zeitung vom 5. d. zeigen eine Menge Menschen an, ihre Erklärung über das Inserat, Jacoby betreffend, sey von der Censur gestrichen.

Was ist das? Es mag eine saubere Geschichte seyn, denn die Namen sind sehr verdächtig. Schaffen Sie mir doch Licht darüber. Ich finde, daß Böttticher uns zu wenig au courant der dortigen Vorfallenheiten hält. Ein Gedicht in dems. Blatt scheint mir Herwegh zu verspotten wegen seines Nackenbeugens bey mir. Grand bien lui fasse. Ueber seinen Empfang möcht' ich auch etwas Officielles dort wissen. Nach Carthaus sind 100 Mann zu Fuß und zu Roß zum Schutz des evangel. Gottesdienstes gesendet.

Gott besser's. Valo. FW.

Selbstverständlich kam der Oberpräsident Bötticher dem Befehle sofort nach, und die Acten enthalten noch zwei seiner Berichte. Da heißt es einmal:

Herwegh ist am 7. d. M. von hier nach Elbing abgereist, nachdem er die letzten Tage im Samlande zugebracht hatte. Die Gesellschaft bei Exc. v. Schön, zu welcher er geladen war, ist abgesagt worden wegen Unwohlseyns der Frau v. Schön. Den befohlenen näheren Bericht über Herwegh's hiesigen Aufenthalt werde ich in den nächsten Tagen erstatten, ich konnte die Nachrichten dazu nur auf dem gewöhnlichen Wege erhalten. Die Angelegenheit wegen der Jacobischen Bürgerkrone lasse ich weiter verfolgen, die Unterzeichner des Aufrufes halten sich nicht verpflichtet über eine Zeitungsnachricht Rede zu stehen. Sub rubro Censurcontravention habe ich nur andere Leute, bei denen eine Bekanntschaft mit der Sache zu vermuthen, vernehmen lassen, bis jetzt aber ohne Erfolg.

War der König schon über den Zeitungsklatsch von der Audienz entrüstet, so versetzten ihn die amtlichen Berichte aus Königsberg in den höchsten Zorn. Die Jacoby'sche Bürgerkrone, die Verspottung des „Nackenbeugers" Herwegh, die „Blutlieder", die bei dem Bankett gesungen wurden, das Alles verletzte ihn tief. In einem Brief an den General Dohna, nach den als Manuscript gedruckten Aufzeichnungen der Familie Dohna, beschwerte er sich bitter über Herwegh und seine Freunde. Acht Tage habe er sich besonnen, ob er dem Dichter die gewünschte Audienz bewilligen solle: „ich that es, weil ich ihn für einen wahren begeisterten Republikaner hielt", — allerdings eine wunderliche Motivirung. Logischer ist der Nachsatz: „Hätte ich gewußt, daß er Deserteur von einem württembergischen Infanterie-Regimente ist, so hätte ich ihn natürlich nie gesehen." Die Angelegenheit war ihm um so unangenehmer, als er die Schuld an der bewilligten Audienz ganz allein tragen mußte. „Der Monarch," schreibt Treitschke, „regierte nicht nur selbst; er verstand auch die Dinge also einzufädeln, daß seine Rathgeber zumeist vor halbvollendeten Thatsachen standen". Ohne Zweifel hatte er auch die Audienz bewilligt, ohne seine Minister oder seine Freunde Radowitz und die Gerlachs zu befragen. Und nun' hörte Herwegh in Königsberg von dem kleinlichen Verbot eines Blattes, dessen Leitung er noch gar nicht übernommen hatte. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen der „Sänger des Hasses" dies aufnahm, der ohnehin unter den Vorwürfen der Ultras, daß er einem König die Aufwartung gemacht, viel zu leiden hatte. Die radicalen Freunde brauchten nicht erst Oel in's Feuer zu gießen, um seinen wildesten Zorn zu entfesseln und seinen förmlichen Absagebrief zu veranlassen. Da, wie Laube hübsch sagt, der König sich geistreich genug gefühlt hatte, dem modernen Posa gegenüber nicht die Rolle eines Philipp zu spielen, so leitete nun Herwegh daraus die Berechtigung ab, an den König ein Wort unter vier Augen zu richten. Sein Brief lautete:

Königsberg im December 1842.

Majestät!

Wir wollen ehrliche Feinde sein, lauteten die Worte, die Preußens König jüngst an mich gerichtet; und diese Worte geben mir ein Recht, ja legen mir die Verpflichtung auf, offen und unumwunden, wie ich einst mein Vertrauen auf Ew. Maj. ausgesprochen, nun auch meine Klage, meine bittere Klage vor Ihren Thron zu bringen, ohne eine Devotion zu heucheln, die ich nicht kenne, oder Gefühle, die ich nicht empfinde und nie empfinden werde. Wir wollen ehrliche Feinde sein — und an demselben Tage, da Ew. Majestät diese Worte auszusprechen geruhten*), gefällt es einem hohen Ministerium, den Buchhändlern den

*) Ein Irrthum. Das von uns mitgetheilte Verbot ist eine Woche nach der Audienz, vom 28. November datirt, und eine Folge des an diesem Tage dem Könige vorgelegten Berichtes der Leipziger Allgemeinen Zeitung über die Audienz. Daß das Verbot aber seit Wochen bereit lag, beweist darin die Bezugnahme auf die Bekanntmachung des Deutschen Boten „vom 1. d. M." d. h. vom 1. October.

Digitized by Google

Debit eines von mir erst zu redigirenden Journals, von dem unter meiner Redaction noch keine Sylbe erschienen ist, und dessen Debit vor zwei Monaten, ehe diese Uebernahme der Redaction durch mich bekannt gewesen, erlaubt worden war, lediglich meines Namens wegen zu verbieten. Daß dieser, mein Name, auch bei Ew. Maj. einen so schlimmen Klang habe, kann und darf ich nicht glauben nach Dem, was Sie vor wenigen Tagen an mich geäußert. Ohne Zweifel haben Ew. Maj. von diesem Verfahren gar keine Kunde, und der Zweck dieses Briefes ist auch nur, diese einfache Thatsache zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Ew. Maj. weiter beschließen mögen, was Rechtens ist.

Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich weiß, daß mein beschränkter Unterthanenverstand*), mein Bewußtsein einer neuen Zeit, auf ewig widersprechen muß dem alternden Bewußtsein und dem Regiment der meisten deutschen Minister, denen ich das Recht der Opposition gern einräumen möchte, wenn sie überhaupt Notiz nehmen möchten von Dem, was um sie her vorgeht, aber vorgeht in den Tiefen der Menschheit, statt sich mit ein bißchen Schaum und Wind zu zanken, die auf der Oberfläche spielen. Wenn diese Minister in dem Widerspruche gegen sie auch zuweilen die Elemente einer neuen Religion zu entdecken, nicht bloß Polissonnerie und Frivolität zu wittern im Stande wären, kurz, wenn diese Minister außer dem Zufall ihrer Geburt und ihrer oft schätzenswerthen administrativen und polizeilichen Talente auch das Talent und den guten Willen besäßen, sich auf einen ehrlichen Kampf mit ihren Feinden einzulassen, statt dieselben erst vornehm zu ignoriren, dann, ohne sie zu kennen, brutal zu behandeln und so Fürst und Volk zu täuschen, wenn sie von einer Beruhigung der Gemüther reden, die in der That und Wahrheit nicht vorhanden ist und durch äußere Maßregeln nun und nimmer erzwungen werden kann.

Noch giebt es Menschen, die durch nichts zu schrecken sind (und ich rechne mich zu ihnen), Menschen, die sich die Seele ausschreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt; um so getroster, da selber die Feinde des Fortschrittes nicht mehr den Muth besitzen, Gewalt zu gebrauchen, weil sie wohl einsehen, wie gefährlich das Märtyrerthum ist, und wie für Einen Mann, den zu unterdrücken Ihnen gelingt, zwanzig Geharnischte auf einmal aus dem Boden springen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, so schmerzlich es auch ist, das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehen, und als Individuum mit einem ganzen Staatsprincip in ewiger Collision zu leben; ich bitte nicht um Zurücknahme dieses Verbots, denn ich bin kein Schriftsteller von Profession, suche keinerlei materielle Vortheile durch Das zu erreichen, was ich sage, weil ich es sagen muß**). Aber auch für die materiellen Vortheile und die Verbreitung des Journals ist durch ein Verbot nicht hinlänglich gesorgt. Verbotene Bücher fliegen recht eigentlich durch die Luft, und was das Volk lesen will, liest es allen Verboten zum Trotz. Ew. Maj. Minister haben vor fünf Vierteljahren meine Gedichte verboten, und ich bin so glücklich, im Augenblicke die fünfte Auflage derselben veranstalten zu können. Ew. Maj. Minister haben die Beschlagnahme als gefährlich erschienener Bücher verordnet, und ich habe mich auf meiner ganzen Reise davon überzeugt: diese Bücher sind in Jedermanns Händen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich darf um nichts bitten, in einem Lande, das ich verlassen will. Ich bin nach der Nothwendigkeit meiner Natur Republikaner und vielleicht schon in diesem Augenblick Bürger einer Republik. Ich kann, ohne mich selbst muthwillig zu immerwährender Heuchelei zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, wo selbst die Censur aufgehört hat, eine Wahrheit zu sein; was ja die täglich stattfindenden Confiscationen bereits censirter Bücher beweisen. Aber es hat mein Herz gedrängt, an Ew. Maj. noch ein letztes Wort zu richten, ein Wort, was nur die Diener des Fürsten, nicht die Fürsten selbst anklagen soll, ein Wort unter vier Augen, das aber doch nicht bloß mein Wort, sondern das vieler Tausende, ein Wort, das ich mit dem ganzen heiligen Eifer und Vertrauen meiner Seele vor Ew. Maj. gesprochen, und das Ew. Maj. danach würdigen und schätzen werden. In tiefster Ehrfurcht

Ew. Maj.

ergebenster

Georg Herwegh.

Es ist nicht genau bekannt, wie der König diesen Absagebrief aufnahm, vielleicht war er der Meinung Treitschke's, daß diese „kindischen Großsprechereien" keine Beachtung verdienten. Ein sonst gut unterrichteter radicaler Schriftsteller jener Tage, der Rheinländer Ernst Dronke, erzählt in seinem Herwegh gewidmeten Buche „Berlin" (2 Bde., 1846), daß der König im Zweifel war, wie er des Dichters Brief aufzunehmen habe, weßhalb er ihn zur Begutachtung an den Staatsrath übergab. Bevor aber noch hier eine Entscheidung erfolgte, zeigte es sich, daß das „Wort unter vier Augen" ebensowenig wie die Audienz nur eine private Aussprache zwischen König und Sänger blieb. Herwegh hatte von einem Freunde, wie Dronke erzählt, die Nachricht erhalten, daß auf seinen Brief hin seine Verhaftung beschlossen sei, und deponirte für diesen Fall die Abschrift des Schreibens bei einem Bekannten, damit das Publicum alsdann die Sache richtig beurtheilen könne. Leider scheint es ein sehr indiscreter Freund gewesen zu sein, denn der Brief wurde in Abschriften verbreitet und ging in Königsberg von Hand zu Hand. Der wachsame Böttticher erwischte gleichfalls eine solche Abschrift und sandte sie an Thile mit folgendem Stimmungsbericht:

Dem König ist der Zusammenhang jenes angeblichen Verbotes angezeigt. Daher ad acta habe ich die Ehre mit Beziehung auf meinen gehorsamsten Bericht v. 10. d. M. den hiesigen Aufenthalt des Dichters Herwegh betreffend, eine Abschrift des hier circulirenden Briefes des Herwegh an Se. Majestät den König über das Verbot des Journals „Der deutsche Bote" gehorsamst zu überreichen. — Der Dr. Jordan, einer der hiesigen jungen Exaltirten, hatte in einem Kaffeehause zur Zeit von Herwegh's Anwesenheit seinen Freunden unziemliche Lieder über das Militär vorgelesen und war deßhalb von einem anwesenden Officier (Lieutenant v. Götzen) gefordert worden; die Sache ist indessen durch deprecative Erklärungen des p. Jordan beigelegt, als eben die Polizei einschreiten wollte, um das Duell zu verhindern.*)

Inzwischen war Herwegh von dem gährenden Königsberg abgereist und „auf mancherlei Umwegen" nach Stettin gekommen, wo auch seine Braut in Begleitung ihrer Schwester Frau Fanny Piaget eingetroffen war. Im Hause von Prutzens Schwager wurde gemeinsam das Weihnachtsfest verlebt. Unmittelbar darauf schlug die Bombe ein. Herwegh's Absagebrief an den König wurde in der Beilage der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 24. December veröffentlicht. Einer von Jacoby's Intimen, der theologische Privatdocent K. R. Jachmann hatte, ohne um Discretion zu bitten, eine Abschrift an einen Leipziger Parteigenossen aus Robert Blum's Umgebung gesandt, der durch die Veröffentlichung der liberalen Sache und dem ob der Audienz vielfach angefeindeten Dichter einen Dienst zu erweisen meinte. „Durch eine unglaubliche Unvorsichtigkeit Jachmann's," schreibt der Humorist Ludwig Walesrode, der damals in Leipzig weilte, an Herwegh, „ist Dein an den König gerichtetes Schreiben in die Oeffentlichkeit gedrungen. Wir haben Alles aufgeboten, die Weiterverbreitung desselben durch Aufkaufen der noch zu habenden Nummern zu hindern, ehe die gesammte Presse sich der Sache bemächtigte. Aber umsonst". Herwegh, der sogleich in der Leipziger Allgemeinen eine Erklärung erließ, daß der Druck gegen seine Absicht erfolgt sei, war außer sich über den dummen Streich. Nur seine tapfere Braut freute sich seines Briefes von Herzen, und obwohl auch sie die Indiscretion beklagte, so äußerte sie doch, daß diese Veröffentlichung ohne sein Wissen und Zuthun dem Publicum zeige, „daß Naturen wie er gegen den Pesthauch der höfischen Sphäre unempfänglich sind". Dem König aber erschien der Absagebrief in der Oeffentlichkeit wie eine freche Verhöhnung. Auch die Minister meinten, der Monarch dürfe sich vielleicht von dem sonderbaren Schwärmer im Zwiegespräch oder in einem vertraulichen Briefe belehren, aber nicht vor allem Volk unpassende Briefe schreiben lassen. Bei den Acten befindet sich eine anonyme Denkschrift, wahrscheinlich das vom König befohlene Gutachten des Staatsrathes. Eine Randbemerkung Treitschke's nennt

*) Anspielung auf den ein paar Jahre zuvor bekannt gewordenen Erlaß des Polizeiministers v. Rochow, es zieme „dem Unterthanen nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maaßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen", woraus das geflügelte Wort entstand.

**) Hier steckt der ganze Herwegh, bemerkt dazu seine Gattin.

*) Wilhelm Jordan theilt uns mit, daß sein Vortrag „unziemlicher Lieder" sich auf die Vorlesung seines in der Sammlung „Schaum" (Leipzig, Ernst Keil 1846) abgedruckten Gedichtes „Die Schildwacht" beschränkte, das 1. schildert, wie ein junger Idealist, Wache stehend, einen Monolog hält über die kleinen Plackereien im Friedensdienst, während 2. unterdeß ein General, im Bette schlaflos, eine Uniformänderung erfindet, die ihm einen Orden einträgt. Und der greise Dichter bemerkt dazu: „Das trug ich in gleichgesinnten Poeten- und Schriftstellerkreisen vor, ohne zu ahnen, daß im Nebenzimmer, dessen Thür ein Kellner halb offen gelassen haben mochte, Officiere saßen. Unter diesen Umständen und da der mich fordernde v. Götzen mir gänzlich unbekannt, ward es einem anderen mir befreundeten Officier nicht schwer, die Sache zwischen uns beizulegen."

Digitized by Google

als vermuthlichen Verfasser den Gerichtspräsidenten Ludwig v. Gerlach, den Freund des Königs und gefürchteten Schriftsteller der Hochconservativen, jenen „geistreichen" Mann, der nach des jungen Otto von Bismarck Entdeckung nur schulmeistern konnte und eigentlich an Allem zu tadeln fand. Diese Denkschrift lautet:

Wenn man in der Leipziger Allgemeinen Zeitung Nr. 358 den Brief Georg Herwegh's an den König von Preußen liest, so kann man sich nicht enthalten über die Sicherheit, ja wir möchten sagen Schamlosigkeit zu erstaunen, womit dieser unreife Literat dem Könige unter die Augen tritt und sich mit hochtönenden übermüthigen Redensarten über das Verbot seines Journals beklagt, während er wie ein eigensinniges Kind in einem Athem seinen Aerger über dieses Verbot und seinen Trotz, daß er keine Zurücknahme desselben verlange, ausspricht.

Der Brief beginnt mit einer Berufung auf die angeblichen Worte des Königs „Wir wollen ehrliche Feinde sein", und geht dann wahrhaft komisch zu der bitteren Klage über, daß diese Feindschaft durch das Verbot eine Wahrheit geworden sei. Fast scheint es, als hätte Georg Herwegh in dem Schmerz „das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehn" Feindschaft mit Freundschaft verwechselt. Denn ist es nicht eine ehrliche Feindschaft, die dem Feinde die Thüre verschließt, bevor er in das Haus eingedrungen ist? Oder ist Georg Herwegh in demselben Irrthum befangen, wie jener Recrut, der in seinem ersten Gefecht den schießenden Feinden zurief „Schießt doch nicht hieher, hier stehen ja Leute". Oder hat er geglaubt, jene Feinde besäßen nicht den Muth, ihm entgegen zu treten, was er in seinem Briefe mit, wie wir glauben, unehrlicher Keckheit ausspricht. Es scheint, daß seine Gegner von ihm anders denken. Sie sind darauf gefaßt, daß er und sein Anhang sich bemühen werden, sein verbotenes Journal, ebenso wie die fünf Auflagen seiner Gedichte einzuschmuggeln, und daß ihm dies theilweise gelingen wird; sie halten sich aber dennoch zu dem ergangenen Verbote verpflichtet, weil sie „ehrlich" durch die That erklären wollen, daß sie diese Art Schriften für schädlich und verderblich halten. Weniger „ehrlich" aber erscheint es uns, wenn Georg Herwegh zum Schluß seinen Brief „ein ehrliches Wort", „ein Wort unter vier Augen" nennt und doch wohl nicht leugnen wird, das Seinige dazu gethan zu haben, daß dieses „Wort unter vier Augen" durch die Leipziger Zeitung unter 100 Augen gekommen ist.

Eine nähere Betrachtung dieses „ehrlichen Wortes unter vier Augen" zeigt zwar, daß nicht viel daran liegt, daß es zu einem Zeitungsartikel geworden ist. Georg Herwegh wirft den Ministern vor, sie zankten sich mit Schaum und Wind statt das, was in den Tiefen der Menschheit vorgeht und darin die Elemente einer neuen Religion zu erkennen. Der Vorwurf ist aber in Wahrheit ungerecht, denn eben weil die Obrigkeit unter dem Schaum und Wind die Elemente einer Schauder erregenden Irrlehre, die alles Heilige mit Füßen tritt und mit Koth besudelt, erkannt hat und weil sie diese Irrlehre nicht aus den Tiefen des verdorbenen und hochmüthigen menschlichen Herzens will auftauchen lassen, hält sie die Schriften Georg Herwegh's und Consorten vom Volk nach besten Kräften entfernt. Gott sei Dank, hier steht noch die öffentliche Meinung auf ihrer Seite! Jährlich füllen sich die Kirchen mehr, in denen das Wort Gottes verkündigt wird und der Versuch einer in ihrem Hochmuthsdünkel irregeführten republikanischen nicht monarchischen Obrigkeit, die von Georg Herwegh verkündete neue Religion in einem christlichen Lande einzuführen, würde noch kürzlich von der Masse des Volkes, deren Bündniß für alles Verkehrte stets willkürlicher Weise vorausgesetzt wird, viel brutaler als Georg Herwegh von den preußischen Behörden zurückgewiesen.

Wir sind aber fest überzeugt, daß diese Behörden sich eben so wenig als Georg Herwegh erschrecken lassen, denn noch können sie in ihm keinen gefährlichen Feind erblicken. Selbst dem falschen Prophetenthume z. B. in der Rolle eines Mohamet, gehören Eigenschaften, die bei ihm, was uns auch seinetwegen freut, noch nicht sich gezeigt haben. Außerdem streitet für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren, und dieser ist schon mit Größeren fertig geworden, denen Georg Herwegh nicht gleich kommt.

Wir wünschen ihm, daß er als Bürger der Republik, die er sich zum Vaterlande erwählt hat, begreifen möge, daß in den Republiken ebenso wie in den Monarchien die Obrigkeit von dem lebendigen Gott und nicht von der Willkür der Menschen ihr Recht herleitet, daß dieses Recht der Bedingung nicht nur der Ordnung, sondern auch der Freiheit und des Rechtes und der Gerechtigkeit ist, für welche unschätzbare Güter er sich die Seele ausschreien will.

Bis zur Erfüllung dieses Wunsches ehrliche Feindschaft.

Bei Hofe war also nur eine Stimme der Entrüstung. Die Berather des Königs befürworteten die sofortige Ausweisung Herwegh's aus Preußen, die denn auch ungesäumt in die Wege geleitet wurde. In Stettin wurde ihm am 28. December seine Ausweisung bekannt gegeben. Sogleich reiste er mit seiner Braut und deren Schwester nach Berlin, wo er auf dem Stettiner Bahnhofe von einem Polizeicommissar aufgefordert wurde, ihm zum Polizeipräsidenten zu folgen. Dort erhielt er den Befehl, binnen 24 Stunden Berlin und die preußischen Staaten zu verlassen. Als er aus dem Polizeipräsidium trat, um sich in das Haus seiner Braut zu begeben, folgten ihm zwei Schutzleute und nahmen vor dem Hause Aufstellung. Thile selbst erstattete dem König hierüber den Bericht:

An des Königs Majestät.

Nachdem Ew. Majestät Allerhöchstdero Genehmigung zur Ausweisung des Dichters Georg Herwegh aus dem Pr. Staate zu erkennen zu geben geruht, wurde demselben durch Vermittlung des Oberpräsidenten von Bonin zu Stettin, wohin er sich von hier zum Besuche fortbegeben hatte, von dem bezüglichen Beschlusse Kenntniß gegeben. Derselbe hat mittelst Protocoll vom 28. d. M. der ihm ertheilten Forderung sofortige Folge zu leisten versprochen und erklärt, sich über Berlin, wo er seine Braut, die ihn nach Stettin begleitet hatte, zurückzulassen beabsichtigt, nach Zürich begeben zu wollen. Er ist auch alsbald von Stettin hierher und von hier aus gestern Vormittag 11 Uhr mit der Eisenbahn nach Cöthen abgereist, von wo er sich über Leipzig nach Zürich zurück begeben wollte.

In der Verhandlung vom 28. d. M. hat er übrigens erklärt, daß die Veröffentlichung seines Schreibens an Eure Königliche Majestät ganz gegen seine Absicht und ohne sein Wissen erfolgt sei, eine Erklärung, die er auch in der Beilage zu Nr. 362 der Leipziger Allgemeinen Zeitung zu öffentlicher Kenntniß gebracht hat.

Berlin, 30. Dec. 1842. v. Thile.

Der ausgewiesene Dichter reiste in Begleitung seiner Braut und seines künftigen Schwagers Dr. Gustav Siegmund (Verfassers der Schrift „Preußen, seine Revolution und die Demokratie" 1849, heute Geh. Sanitätsrath in Berlin) nach Leipzig, wo er einige Tage im Verkehr mit Ruge, Blum und anderen Radicalen verlebte, und fuhr dann mit Michael Bakunin über Straßburg nach Zürich heim. Als demokratischer Triumphator war er ausgezogen, in der Begleitung eines russischen Communisten — heute würden wir Nihilist oder Anarchist sagen — kehrte er, von Spitzeln verfolgt, wieder. Der einzige und allerdings große Gewinn war: am 8. März 1843 fand seine Trauung mit Emma Siegmund in Baden bei Zürich statt. Seine Trauzeugen waren der berühmte Züricher (dann Heidelberger) Anatom Henle, Ad. Follen, Prof. Pfeufer, der nachmalige Leibarzt des Königs Maximilian von Bayern, und Bakunin. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Prämien-Vertheilung.

Ein landwirthschaftliches Vereinsbild.

Der Domainenrath besucht seinen Sohn, den Inspector, Morgens zehn Uhr auf der Domaine. „Guten Morgen, lieber Sohn."

Der Angeredete, eine gedrungene Figur in prall anliegenden Sachen, rückt einen Augenblick mit den auf den Schreibtisch gestützten Ellbogen. „N' Morgen!"

„Lieber Sohn, ich wollte Dir nur mittheilen, daß Sonntag im Landwirthschaftlichen Verein Prämienvertheilung ist . . ."

„Weiß ich."

„Und da habe ich mir gedacht, wir könnten doch auch 'mal Jemand vorschlagen . . ."

„Wir haben unter der ganzen Bande Niemand . . ."

„Nun, das wüßte ich doch nicht! Ich sehe gar nicht ein, warum immer andere Leute den Vortheil schlucken sollen! Wir beschäftigen mehr Arbeiter, als die Anderen alle zusammen, da muß es doch einen schlechten Eindruck machen, wenn gerade wir niemals einen Arbeiter zur Prämiirung vorschlagen."

Der Inspector zuckt die Achseln: „Du kannst Dir ja 'mal unsere Blüthenlese ansehen!"

Digitized by Google

Der Domainenrath wiegt sich leise hin und her und überlegt. „Nun, wie ist's denn zum Beispiel mit dem Meier?"

„Der sitzt gerade!" antwortete der Inspector trocken.

„So, so." — Kleine Pause. „Und der Dietrich?"

„Der hat uns ja erst vorige Woche den Weizen gestohlen."

„Vorige Woche — hm!" sagte der Domainenrath zögernd. „Da kann man allerdings noch nicht . . ."

Der Inspector lacht kurz auf. „Nein, eine Prämie hat er sich nicht gerade an uns verdient."

„Aber der Schafhirt! Gegen den liegt wohl nichts Besonderes vor?" —

„Besonderes nicht! Nur, daß er keine Hosen hat."

Der Domainenrath ist verblüfft. „Keine Hosen?"

„Nein", sagte der Inspector trocken, „er trägt schon Reformkleidung! Oben eine alte Jacke — unten einen alten Futtersack. Soll sehr bequem und praktisch sein."

Der Domainenrath scheint unangenehm berührt und räuspert sich. „Wenn die Leute das Geld ein bißchen zusammenhielten . . ." Er räuspert sich wieder, da er des Inspectors spöttischen Blick bemerkt. „Gieb mir doch einmal das Lohnbuch her, lieber Sohn, es müßte doch sonderbar zugehen, wenn wir unter all' den Leuten nicht einen Ordentlichen finden sollten."

Der Inspector schiebt ihm das Buch hin und beugt sich wieder über seine Arbeit. Plötzlich ruft der Domainenrath triumphirend: „Sieh' mal, da haben wir ja gleich den Bollmann. Ueber den habe ich noch nichts Nachtheiliges gehört."

„Der ist jeden Tag nur ein Mal besoffen", wendet der Inspector ein.

„Aber seine Arbeit thut er doch?"

„Ja, wenn Einer immer mit der Peitsche dahinter steht, dann geht's!"

Der Domainenrath zieht sein Notizbuch und schreibt Bollmann ein. „Also Einen hätten wir! Und dann ist noch der Michel, der kann auch eine Prämie bekommen."

„Seine Frau hat er neulich wieder halbtodt geprügelt!" wirft der Inspector ein.

„Lieber Sohn", bemerkt sein Vater lehrhaft, „die Familienverhältnisse gehen uns hier nichts an! Laß Dir nachher die Leute heraufkommen und mache ihnen klar, daß sie am Sonntag nüchtern und in reinen Sachen zu erscheinen haben." Im Abgehen wendet er sich einmal um. „Und was das Zeugniß anbetrifft, das Du ihnen ausstellen mußt, so kannst Du ja eine kleine Andeutung machen, daß eine leise Neigung zum Alkohol bei Bollmann nicht zu verkennen ist. Guten Morgen, lieber Sohn."

„N' Morgen."

Als er gegangen ist, reißt der Inspector das Fenster auf und ruft in den Hof hinunter: „Michel und Bollman sollen zu mir kommen in die Inspectorstube."

Michel ist auf dem Felde, aber Bollmann stolpert über den Hof und kommt mit schweren Schritten die Stiege herauf. Er riecht auf ein paar Schritte Entfernung nach Fusel und lehnt sich an den Thürpfosten, um nicht zu fallen.

„Bollmann, Sie sollen am Sonntag prämiirt werden."

Bollmann wird ganz blaß vor Schreck: „Lieber Gott, Herr Inspector, wegen dem Bißchen! Nich für'n Fünfer hab' ich heut getrunken! Wenn ich Ihnen sage — nich für'n Fünfer."

„Kerl, verstehen Sie mich denn nicht? Sie sollen eine Prämie bekommen!"

Bollmann fängt an zu zittern: „Thun Se's nich, Herr Lieutenant. Und wenn's wegen mir nich is — denken Se an minge Frau und an de Kinger." Seine Stimme schnappt über, er schluchzt laut und zerrt die Mütze hülflos hin und her.

Der Inspector lacht, daß ihm die Thränen kommen: „Zehn Mark sollen Sie kriegen, Sie Rindvieh, für Ihre vorzüglichen Leistungen."

Augenblicklich verklärt sich Bollmann's Gesicht und nimmt eine selbstbewußte Miene an: „Na ja, ich ha's ja immer gesagt. Wenn mer nur immer seine Arbeit thut, Herr Lieutenant. Ich hab' mir ja auch nie Nichts zu Schulden kommen lassen."

„Halten Sie's Maul endlich!" ruft der Inspector wüthend. „Und das sage ich Ihnen, wenn Sie am Sonntag so besoffen sind wie heute, haue ich Ihnen alle Knochen im Leibe entzwei."

Bollmann drückt seine große Hand betheuernd auf die Brustseite, wo er das Herz vermuthet, doch ist es zufällig die rechte, und ruft mit Ueberzeugung: „Ihre helle Freude, sollen Sie an mir haben! Na, da bedank' ich mich auch recht schön."

Damit stolpert er die Treppe hinunter.

— — — Am Sonntag wird Bollmann vom frühen Morgen an derart beschäftigt, daß er fortwährend von einer Ecke des großen Hofs in die andere eilen muß und absolut keine Zeit findet, die gewohnten Schnäpse zu sich zu nehmen. Er ist in Folge dessen am Nachmittag auch leidlich nüchtern und nimmt mit seinem Collegen Michel aus der Hand des Domainenraths die verheißene Prämie entgegen.

Abends findet man ihn, sinnlos betrunken, quer vor der Stallthür liegen. Die Freude war ihm, wie er später erzählte, „durch und durch" gegangen, und so mußte er eine kleine Stärkung zu sich nehmen. R.

Aus der Hauptstadt.

Bismarck's Memoiren.

Das Entsetzliche steht jeden Tag zu erwarten. Die Pressen der Union, deren literarische Abtheilung sich schamhaft J. G. Cotta'sche Buchhandlung nennt, arbeiten krampfhaft, und Herr Moritz Busch wird sich beeilen müssen, wenn er an dem todten Bismarck noch rasch ein paar Groschen profitiren will. Denn so scharfblickend seine Augen auch in die diskretesten Ecken des Kanzlerhauses spähten, und so fest in seinem für die Vergrößerung angelegten Gedächtniß auch die pikanten Randglossen des Alten hafteten — man wird doch lieber den Herrn über sich plaudern hören, als einen Lakaien, dem er Brodgeber bis über's Grab hinaus gewesen ist. Doch nicht nur Herr Moritz Busch hat Ursache, die heranrückenden Memoiren zu fürchten. Aus der Gruft heraus, aus dem freien Walde, darin er ruhen wollte und ruht, hallt durch die Welten das Wort des Unermeßlichen, und die Wahrheit wird uns werden, nach der wir lechzen acht Jahre lang. Wir sehen bleiche, verängstigte Gesichter um uns, Schlotterknie und ingrimmig in der Tasche geballte Fäuste. Da ist er wieder, den sie begraben wähnten, der Riese, der Deutschland regiert hat und regieren wird, bis Odoaker an die Pforten des Reiches pocht; der Unsterbliche ist da und hält Gericht. „Verfluchter Greis, willst Du denn ewig leben?"

Den Schlag abzuwehren, der niedersausen wird, mühen sich krabbelnd Hunderte. Zuerst hat sich die Meute auf das Büschchen gestürzt, den unheilige Einfalt für den Testamentsvollstrecker hielt, und sie biß ihn mit scharfen Zähnen wund, weil sie den Todten zu beißen hoffte. An und für sich mußte Herr Busch eigentlich den über seine Indiskretionen Entrüsteten herzlich gefallen, denn er war Blut von ihrem Blut, ein voller, ein ganzer Journalist. In tiefster Seele hat es die geschmerzt, die Ordre bekamen, ihn zu zerreißen, daß sie just diesen anfallen mußten, der ein Geschäfts-Kluger ist unter den Schriftgelehrten. Weil aber jedes Schimpfwort gegen Busch dem dahingegangenen Fürsten galt, so bezwang man sich und schmälte fischweiblich. Als dann der geeignete Moment gekommen zu sein schien, ließ man den Esel in Frieden und schlug direct auf den Sack los. Herr Mosse befahl, das große Wort vom Giftmichel und vom Loyalitätsheuchler zu münzen, und Herr Geheimrath Lessing, der tactvolle Grabredner, Dichterurenkel und Beschützer Stephany's ließ vor allen Bismarckhermen gerüttelt volle Kübel aufstellen. Die Kunde von den Anfang November herauskommenden Memoiren jedoch machte die kecken und nie Loyalität heuchelnden Schreier mit eins verstummen. Fast hatte der Klüngel diese Memoiren vergessen, sie für Märchen erklärt, womit man allenfalls politische Kinder, nicht aber reife Männer ängstigen könne, die nur an das glauben, was sie sehen: an ihre heimlichen Bankdepots und ihre bei 200 Mark Monatsgehalt erstaunlich üppig ausgestattete Villen. Und nun geschieht das Unerhörte doch. Nun kommt das schreckliche Buch, vor dem man sich noch auf Jahre hinaus sicher glaubte, sich und die gestrengen Herren, deren Vorzimmer man aus stundenlangem Aufenthalte darin so genau kennt und die man zum Dank für ihre Güte so zärtlich liebt, als seien sie aus den Reihen derer um Rickert

Digitized by Google

hervorgegangen. Was ist zu thun? Die Werke mißliebiger Leute werden sonst durch lebenslängliches Todtschweigen unschädlich gemacht, aber diese bewährte Methode kann man einem Bismarck gegenüber doch nicht mit Aussicht auf Erfolg anwenden. Dieser Mensch ist eben immer früher aufgestanden und der Einzige, der sich rühmen darf, die trefflich organisirte freisinnige Presse gezwungen zu haben, ohne Entgelt, ja sogar wider Willen Reclame für ihn zu machen, für ihn, ihren mitleidlosesten und gefährlichsten Feind.

Das Buch, das wir erwarten, steht ohne Gleichen da in Literatur und Geschichte. Noch nie hat ein Staatsmann von solcher Gewalt und solchem Ruhmesglanz, noch nie ein so freier und klarer, auf allen Gipfeln des politischen Lebens heimischer Geist einen Memoirenband geformt und drucken lassen. Aber wenn auch unsäglicher Reiz über der Arbeit liegt, wenn wir auch mit fieberischer Spannung einem Werk entgegensehen, dessen Autor es wie Niemand sonst in der Hand hatte, Stoff und Form zu höchster Bedeutung und Kunstvollendung zu erheben — tausend Mal wichtiger ist doch die Wirkung, die Bismarck's Memoiren auf den Gang deutscher Geschichte haben werden. Täuschen wir uns darüber nicht: in der Darstellung der Ereignisse von 1888 bis 1890 wird die zermalmende Wucht und die unheimliche Größe des Buches liegen. Allen, die Klarheit begehren, weil ohne Klarheit über diesen Punkt keine Versöhnung und keine segensreiche deutsche Politik mehr möglich ist; und ebenso allen bösen Gewissen gilt die ungeschminkte Darstellung von Bismarck's Sturz als der Angelpunkt seines literarischen Erbes. Ein Buch ist der Richter geworden zwischen ihnen und uns, ein Buch spricht ihr Urtheil für alle Ewigkeit, ein Buch wird, wenn es sie schuldig findet, den Stab über sie brechen und ihre Namen zu einem Fluche machen.

Bismarck's Leben ist reich gewesen und begnadet wie keines. Von seiner Höhe aus sah er in alle Gründe und Schluchten des Daseins hinein, und eine rauschende, fast sinnverwirrende Fülle von Ereignissen bescheerte ihm so viel Erfahrungen, daß Jahrhunderte von seiner politischen Weisheit zehren können. Zweifellos wird das kommende Buch solcher Weisheit voll sein, ein köstlicher Schatz und Lehrmeister für jeden Staatsmann der Zukunft. Aber uns, die wir mit wundem Herzen und brennendem Leid diese acht Jahre lang auf den Mann geblickt haben, der sich nicht verliegen konnte wie ein Hund, uns steht jetzt nicht der Sinn nach staatsmännischen, großen Gedanken. Uns gelüstet es auch nicht danach, von den tausend Kränkungen und Nadelstichen zu hören, die sie dem Einzigen angethan haben, als er einsam und verrathen im Sachsenwalde stand, Kränkungen, davon das Buch mit leiser und doch wild gellender Stimme sprechen wird. Wir sind noch nicht stark genug, auch diesen Schmerz auf uns zu nehmen. Wir wollen nur eins wissen und müssen es wissen: Welches sind die Gründe gewesen, die zu der Entzweiung zwischen Bismarck und dem Kaiser führten; wie kam es, daß aus dem glühenden Verehrer des alten Kanzlers, als der Prinz Wilhelm allgemein bekannt war, der Fürst wurde, der mit dem Schöpfer des Reiches nicht länger Hand in Hand arbeiten zu können glaubte? Welcher unwiderstehliche Zwang lag vor, daß Deutschland sich von seinem Erbauer trennen mußte, verzichten mußte auf seine unersetzliche, unschätzbare, unentbehrliche Kraft, daß jener Axthieb gegen die Monarchie fiel, als der Bismarck's Entlassung gelten wird, so lange es eine Geschichtsschreibung giebt?

Es ist unmöglich, daß die umlaufenden Histörchen wahr sind, die das Zerwürfniß zwischen den beiden, für Deutschlands Geschicke entscheidenden Männern erklären wollen. Wilhelm II. war sich unzweifelhaft klar darüber, was Bismarck dem Reiche, dem Königthum und ihm selbst bedeutete. Als Hohenzoller und Fürst von Gottes Gnaden hat er auf den sonnigen Tag von Sedan gewiß weniger Gewicht gelegt als auf jenen grauen Tag im Parke von Babelsberg, da Otto Bismarck dem alten Kaiser die Abdankungsurkunde aus den Händen wand, da er menschlichem Ermessen nach das Königthum der Hohenzollern rettete. Und regierte dies Geschlecht durch die Jahrtausende, den Tag von Babelsberg und seinen Retter dürfte es nie vergessen, es verlöre denn sich selbst. Otto Bismarck allein hat die preußische Krone bewahrt und behütet fünf Jahre lang, in der Vorstellung des Volkes war er damals verschmolzen mit ihr; fiel er, so wäre auch sie gefallen. Doch nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit fesselte den Monarchen untrennbar fest an Bismarck. Des Kanzlers titanische Kraft war dem Staat und Reich nie nöthiger gewesen als in den neunziger Jahren, wo junge Ideen auftauchten und nach Gestaltung rangen, ein Neues werden wollte und nach dem Meister, dem Geburtshelfer schrie. Was ohne Bismarck aus diesen Ideen, aus Deutschland geworden ist, das bedarf nicht erst melancholischer Darlegung, das sehen wir und fühlen wir zähneknirschend Tag für Tag. Es war ein rustikales und grausames Wort, das von der Schweinerei, in die der Alte gern mit eisernem Besen hineinfahren wollte, aber es zeichnet erschöpfend die Situation. Und so ist der sachlichen Beweggründe, die gegen Bismarck's Abgang im März 1890 sprachen, Legion. Der Kanzler selbst hat sie voll vornehmer Bescheidenheit, knapp und doch gewaltig, daß jedes Wort ein Hammerschlag scheint, in seinem classischen Demissionsgesuche niedergelegt, diesem Kleinod unsres politischen Schrifttums. Zwingender jedoch als alle aus der Seele der Dinge hergeleiteten Motive mußten den Kaiser gerade bei seiner ausgeprägten Individualität und seinem Naturell rein persönliche Gründe zu Bismarck führen und an Bismarck ketten. Er war noch jung, und nothwendig fehlten ihm das Ansehen in der politischen und diplomatischen Welt, das geläuterte Wissen, die Urtheilskraft, die Bismarck besaß und die er, sammt Bismarck's Erfahrungen, so gut es ging, von ihm übernehmen sollte. Allein das Wort des Kanzlers: „Man muß einer natürlichen, organischen Entwicklung Zeit lassen, sich auszubilden, und nicht ungeduldig werden, wenn sie Stockungen, ja rückläufige Bewegung hat" — schon allein die Beherzigung und Durchdringung dieser weißköpfigen Wahrheit hätte dem Monarchen eine Reihe bitterer Enttäuschungen erspart. Und Machiavelli's Lehre von der ruhigen Stetigkeit, die jeder Politik inne wohnen muß und die besser und wichtiger ist als Genie, des Florentiners von Bismark so fein ausgebaute und bethätigte Lehre — welchen Niederlagen wäre der neue Cours entgangen, wenn er ihr gefolgt wäre! Die Delagoaschande, die wir nun hinunterschlucken müssen, wird nicht das letzte Brandmal auf der niedern Stirn der von Caprivi inaugurirten kurzsichtigen und sprunghaften Zickzackpolitik sein. Wahrlich, wenn man des unendlichen Reichthums gedenkt, den der Kaiser verlor, dann glaubt man eine Erklärung für den trotzdem eingetretenen Bruch nur in unerhörten Geschehnissen, unüberbrückbaren, höllentiefen Gegensätzen finden zu können. Und man erwartet die erschütternde Wahrheit, die doch alle Märzvorgänge wenigstens in gewissem Sinne, sagen wir, menschlich erklärlich macht, von dem Memoirenwerke. Freilich meinte Bismarck einst im vertrauten Kreise, er sei dem Kaiser nicht im Wege, und Wilhelm II. habe seines Wissens keine Ursache, ihm gram zu sein, so wenig wie er ihm. Aber sprach aus dieser Milde, die das gespenstische Märzräthsel noch verworrener macht, nicht vielleicht der Vasall statt des Wahrheitkündigers?

Tolle Mären erzählt sich die Straße. Die erste Ursache des Bruches soll die physische Schwäche des körperlich alternden Kanzlers gewesen sein, die es ihm unmöglich machte, *stehend* längere Vorträge zu halten oder gar vollständige Acten vorzulesen. Kaiserin Friedrich, die wohl keinen Anlaß hatte, dem Fürsten sonderlich hold zu sein, pflegte ihm doch bei seinen Besuchen in Charlottenburg freundlich rücksichtsvoll, einen Sessel hinzuschieben, und die Behauptung, Wilhelm II. habe Anstoß an der doch im Dienst des Hohenzollernhauses erworbenen Schwäche Bismarck's genommen und seine königliche Würde dadurch verletzt gefühlt, diese allen Ernstes aufgetischte Behauptung ist zu kindisch, um discutirt werden zu können. Gewiß war der alte Recke nie ein Freund höfischen Formelkrames, ceremonieller Verschnörkelung, und wer Sinn für Stil hat, würde dem greisen Wikinger das Gegentheil sehr verübelt haben. Bismarck in seidenen Kniehöschen, Bismarck beim Fackeltanz der Minister! Welch' absurde Vorstellung! Er hatte für Feierlichkeiten so wenig Sinn wie der andere Märker, Fontane, für Feierlichkeit überhaupt, und in dieser Hinsicht paßte er allerdings nicht in die neue Zeit des Prunkes und der glänzenden, rauschenden Feste hinein. Aber es widerstrebt unserm Empfinden, anzunehmen, daß Aeußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten solcher Art die beklagenswerthe und verhängnißvolle Entfremdung eingeleitet haben. Gerade Bismarck's Einfachheit und Abneigung vor strotzendem Pomp und officiellem Theaterspiel mußten ihn Wilhelm II. lieb machen. Theilte er doch diese strengen altpreußischen Eigenschaften mit dem ersten Kaiser, in dem sein Enkel das Vorbild aller Herrschertugenden erblickt, den er zärtlich liebt und wiederholt begeisterten Mundes allem Volke gepriesen hat.

Tastend forschen wir nach andern Gründen für die sachlich unbegreifliche und nicht zu begründende Trennung. Verworrene Gerüchte schlagen an unser Ohr, wir hören von dunklen Machenschaften flüstern, von gewissenlosen Zettelungen, Schmeichlern und Sykophanten, die sich einzunisten verstanden; daneben will man uns aus der Psychologie des Kaisers heraus die Nothwendigkeit des verderblichen Schrittes beweisen. Doch all' die Versuche muthen wie Majestätsbeleidigungen an, und die Nationalgesinnten vermögen es nicht über sich zu bringen, den schwankenden und Mißtrauen säenden Hypothesen Glauben zu schenken. Sie bescheiden sich und warten ab, was Bismarck selbst sagt — in memoriam, zur Erinnerung und zur Warnung.

Geheimrath Kröner ist, wie das Modewort jetzt heißt, ein erstclassiger Geschäftsmann. Er hat die Memoiren in zwei Hälften getheilt, um zweimal Weihnachtssensation machen zu können; er giebt das kostbare Heilmittel nur tropfenweis. Die beiden ersten Bände, die der Oeffentlichkeit zunächst vorgelegt werden sollen, reichen bloß bis zum Tode Kaiser Friedrichs. Herr Kröner calculirt mit Recht, daß es Hunderttausende giebt, die die zweibändige Weltgeschichte der neuen Zeit, geschrieben von Bismarck, gierig verschlingen werden, und er spart sich den höheren Trumpf, die Bismarck-Tragödie, einstweilen auf. Wenn unsre Regierung jedoch weise wäre, dann übte sie einen gelinden Druck auf den Stuttgarter Actiencoloß und seine Leiter aus, so daß der Schlußband ohne Verzug das Werk krönt. Denn abgesehen davon, daß auch ihr Bismarck manches in memoriam zu sagen hat, muß sie selbst wünschen, das gespenstisch trübe, gefährliche Dunkel erhellt zu sehen, das höchstens einen tappern Landsoldaten wie den Grafen Caprivi nicht anficht. Und außerdem sind Gründe der Humanität da. Man sollte einige Leute nicht länger unnöthig zappeln und sich bei jedem leisen Geräusch ängstlich vor dem scharf geschliffenen Schwerte an der Decke bücken lassen. Einmal sauft es doch hernieder — so mache man denn ein Ende. Der Tod kann nicht ärger sein als die erbarmungslose Folter des bösen Gewissens. Mancher Oberpräsident wird, wenn bisher nie in seinem Leben, so doch diesmal und in diesem Wunsche einverstanden mit mir sein.

Caliban.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

„Seine alte Freundin." Lustspiel in drei Akten von Maxei Sontoneff. — „Zaza". Schauspiel in fünf Akten von Pierre Berton und Charles Simon. (Berliner Theater.)

Die schönen Tage, wo Barnay mit Allerhöchster Protection und unter dem Jubel der Reichshauptstädter aus einem Tingeltangel und Operettenhaus einen Kunsttempel schuf und im Zeichen „Kean's" und des „Hüttenbesitzers" einen solchen Zulauf hatte, daß er es kühnlich wagen zu dürfen glaubte, im Processe Klausner der gesammten Freibillette schindenden Kritik den Handschuh hinzuwerfen, jene schönen Tage scheinen endgiltig vorüber. Der immer nur seine eigenen Stücke poussirende Blumenthal sorgte während seines kurzen Interregnums in der Charlottenstraße dafür, daß die blühende Bühne alle Abonnenten und Besucher verlor, vielleicht auch in der Absicht, einen Concurrenten seines Lessingtheaters unschädlich zu machen. Das gelang ihm nun freilich nicht, denn sein Nachfolger, der von Mannheim kommende Intendant Aloys Prasch, entwickelte bald eine durch Glück unterstützte Rührigkeit, so daß es eine Zeit lang schien, als sollte wieder eine Barnay'sche Nachblüthe beginnen. Er war schlau genug, die Hüttenbesitzer-Tradition und auch höfische Beziehungen weiter zu pflegen, indem er dem Borussendrama mit Hohenzollern-Apotheose schon in der Eröffnungsvorstellung eine Heimstätte bot. Aber ihm fehlte doch der große Darsteller wie Barnay, denn weder die Krausnick und Pohl, noch die Sommerstorff und Bassermann waren zugkräftige stars, und schließlich versagten auch die Borussendichter, denn die Wichert, Meßner, Engel, Verdy du Vernois sind nun einmal keine Wildenbruchs. Dagegen hatte er das Glück, diesen selbst mit seinem Zweiabendstück „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" zu gewinnen, das die Hofbühne der papstfeindlichen Tendenz wegen abgelehnt hatte. So bezeichnet denn Wildenbruch's Doppeltragödie den Höhepunkt von Prasch's Regiment, ein Gipfel, dem sich leider kein anderer beigesellte. Dazu hatte Prasch den thörichten Einfall, noch eine zweite Bühne zu pachten, das unselige Krach-Theater des Westens, und bei dieser verunglückten Speculation, die das Repertoir des eigenen Hauses stört und seine Truppe verzettelte, scheint er sich so gewaltig verrechnet zu haben, daß das Berliner Theater unlängst in eine Actiengesellschaft verwandelt wurde, bei welcher Herr Prasch nicht viel mehr als Gerant oder Oberregisseur zu sein scheint.

Aber das Berliner Theater krankt noch an einem anderen Leiden, das schon manchen Bühnenleiter ruinirt hat: an der Frau Directorin, die selbst Schauspielerin ist. Wenn eine Sarah Bernhardt, Jeanne Hading, Réjane, Duse oder meinetwegen auch eine Nuscha Butze ihre eigenen Directorinnen sind, so ist das wohl mit Unzuträglichkeiten verbunden, aber das überragende Talent macht den Fehler nicht selten zum Vorzug. Frau Prasch-Grevenberg indessen ist nun einmal keine Bernhardt, keine Réjane, nicht einmal eine Nuscha. Sie spielt bloß immer eine Rolle, über die sie nicht hinaus kann: den lachenden, weinenden, tollenden und schmollenden Backfisch oder den Zwitter in Hosen mit all' seinen Chicanen: laut, vordringlich, nervös, setzt sich gern auf den Tisch, schlägt sich auf die Schenkel, fuchtelt mit den Armen in der Luft u. s. w. Daß sie, wie Hamlet, kurz von Athem ist und unangenehm quietscht, dafür kann sie freilich nicht. Dabei ist sie nicht etwa eine schlechte, sondern nur eine mit Maß zu verwendende Schauspielerin. Statt dessen spielt sie in allen Stücken fast immer die Hauptrollen, Abend für Abend. Sie macht uns nervös, klagen die Berliner und bleiben weg. Und diese Spielwuth der Directorin bringt es auch mit sich, daß sie nur solche Stücke annehmen läßt und protegirt, in denen sie ihren unausstehlichen jüdischen Backfisch oder ihre Hosenrolle „verzapfen" kann. Daher sieht man denn auch in ihrem Theater anderswo abgewiesene Werke, wenn sie nur der Directorin eine gute Rolle bieten.

Das war gleich mit der ersten Novität der Fall, der unverkennbaren Weiberarbeit: „Seine alte Freundin". Wer hinter dem russischen Verfassernamen steckt, ist nicht verrathen worden, aber wir wetten darauf: irgend eine beliebige Bertha Kohn, die mit der Direktorin sehr gut steht, oder irgend eine wirkliche Schubiaski, die sich unter ihrem eigenen Namen von wegen der vielen Durchfälle unmöglich gemacht hat und nun die Kritik hinter's Licht führen wollte. Unnöthige Vorsicht! auch Sontoneff rasselte durch, obwohl Frau Prasch höchstselbst die ältliche, aber noch „temperamentvolle", d. h. immer etwas verrückte Malerin spielte und wieder einmal lachte und weinte, tollte und schmollte, sich auf die Tische setzte und auf die Schenkel klopfte. Nur daß sie diesmal statt der Hosen den getheilten Radlerinnenrock trug. Diese berühmte, aber stark emancipirte Malerin hat ganz im Geist ihrer Rolle ihrem Jugendfreund einmal im kindischen Spiel das Nasenbein zerschlagen; sie passen also nach bewährtem Bühnenrecept famos zusammen. Nachdem sie den Liebesbetheuerungen ihres viel jüngeren Verlobten, den sie bezeichnend „Bubi" nennt, Glauben geschenkt und seine Leidenschaft als Blendwerk erkannt hat, tritt sie den Ungetreuen mit ungewöhnlicher Vernünftigkeit und rührendem Edelmuth entsagungsvoll ihrer kleinen Nichte ab, um sich wieder dem Jugendfreunde, dem nunmehrigen Professor zuzuwenden. Das zerschmetterte Nasenbein ist jedenfalls ein Bürge ihres ehelichen Glücks.

Unvergleichlich höher steht die zweite Novität „Zaza", ein gutes naturalistisches Melodrama, mit dem freilich Herr Prasch den Familientheater-Charakter seiner Bühne gründlich abstreift. Daß Frau Prasch die Hauptrolle spielt, ist ebenso selbstverständlich, wie daß es wieder eine arg emancipirte Dame ist. Sogar eine Tingeltangeldiva. Die Volkssängerin Zaza hat sich auf ihrem Provinzbrettl über Kopf und Hals in Bernard Dufresne verliebt und vergißt ob dieser Leidenschaft sechs Monate lang ihres „Künstlerinnenberufs". Das ist ihrem Collegen und Partner Cascart begreiflicher Weise nicht angenehm, und er beschließt, die Liebenden zu trennen. Er hat erfahren, daß Dufresne in Paris Frau und Kind hat und führt nun die zweifelnde Zaza in das glückliche, ehrenhafte Heim des Ehrlosen. Vor der Unschuld seines Töchterchens fühlt sie aber eine bessere Regung. Sie will das Familienglück nicht zerstören und zieht sich zurück. Aber als Dufresne wieder zu ihr kommt, entschlüpft ihr das Geständniß, daß sie Alles weiß, und der Edle erinnert sich plötzlich, daß er ja nur eine unlogische Theaterfigur ist, und statt sie nach Männerart neu zu belügen, ihre Eifersucht einzuschläfern oder mit ihr und ihrer Liebe „bis ans Ende der Welt" zu fliehen, wird er plötzlich so brutal, wie es sich für einen wirksamen Actschluß schickt. Er überhäuft sie mit Schimpfreden, daß sie es gewagt hat, in sein reines Heim einzubrechen, sein Engelchen von Tochter zu sprechen und seiner höchst legitimen Frau gegenüber zu treten, nennt sie eine Dirne und sagt sich von ihr los. Der letzte Act ist nur noch wie ein lebendes Bild. Jahre sind vergangen, Zaza ist ein Stern des Variété geworden wie Yvette Guilbert oder die Thérésa, Dufresne aber in Vermögensverfall gerathen und mit seiner Familie nach Amerika übergesiedelt. Jetzt ist er, von der bekannten Theatersucht nach ihr ergriffen, auf Besuch in der alten Heimath und erwartet sie an der Sortie des Artistes. Aber sie bewahrt das Andenken an ihr kurzes Liebesglück und ihren größten Kummer wie ein Heiligthum und einen Talisman. Sie will keine Entweihung. „Nach Hause!" befiehlt sie dem Kutscher und steigt allein in den Wagen.

Daß Frau Prasch die gefühlvolle Tingeltangelöse nur äußerlich gab, nur das Koboldartige, Lärmende, Unfeine der Rolle, voll falscher Sentimentalität, mehr mit Nerven und Mund als mit der Seele, ist nach dem Gesagten begreiflich. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn der anscheinend große Erfolg schon nach einem Dutzend Vorstellungen nachließe. Die Rollensucht der Frau Directorin hat auch schon bessere Stücke umgebracht.

Notizen.

Die ganz neu bearbeitete 2. Auflage von „Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" (Dresden, L. Ehlermann) ist bis zum 18. Heft fortgeschritten, das ein Stück literarisches Altösterreich enthält. Es sind meist verschollene Namen und Werke, die der treffliche Fortsetzer Goedeke's Prof. Edmund Goetze als unermüdlicher Bibliograph hier verzeichnet und zum Theil wohl auch kurz charakterisirt. Hut ab vor diesem Bienenfleiße des Herausgebers und der Opferwilligkeit seines Verlegers! Aber es will uns doch scheinen, als ob hier — übrigens zum ersten Mal — Goetze dem Beschaffer seiner Materialien zu lange das Wort ertheilt habe. Allerdings hatte der alte Goedeke gerade Altösterreich stark vernachlässigt, indeß müssen wir doch fragen, was diese sorgfältig registrirten juristischen, theologischen, medicinischen, pädagogischen Sammlungen und Schulbücher, nicht selten lateinisch geschrieben, all' diese werthlosen „Lehrbücher der Industrie", eine „Aufmunterung zum Bergbau" oder ein Schmöker über den Safranbau in Niederösterreich mit der deutschen Dichtung zu thun haben? Zumal wenn man bedenkt, daß in den früheren Bänden manches Einschlägige sehr cursorisch behandelt ist, daß die Erzeugnisse einiger Vielschreiber wie Meißner, Julius v. Voß u. A. nur der Hauptsache nach verzeichnet sind, daß die ganze belletristische Uebersetzungsliteratur sehr mit Unrecht bloß gestreift ist, dann ist man doppelt zu der Frage berechtigt, wieso diese meist in barbarischem Deutsch geschriebenen Predigten, Erbauungslieder, Neujahrsgaben, Gelegenheitsschriftchen, Flugblätter in eine Geschichte der Literatur, ja sogar der Dichtung hineinkommen? Gegen solche Paralipomena, Regesten und Collectaneen heißt es also künftig auf der Hut sein. Vollständigkeit ist ja gewiß anzustreben, doch nur auf wirklich literarischem Gebiete. Uebrigens sind in diesem Bande die Romantiker durchgängig neu behandelt und ungemein bereichert, ein wahrer Schatz für Literaturforscher und Bibliophilen. Nur wenige Kleinigkeiten sind zu berichtigen, z. B. daß K. F. Huber, der Freund des jungen Schiller, nicht auf der Reise in Leipzig starb, wohl aber nach achttägigem Krankenlager zu Hause in Ulm, daß Ludwig Wieland Kleist nicht in Zürich, sondern in Bern kennen lernte ꝛc. Das läßt sich Alles noch berichtigen, ohne daß solche Nachträge die Brauchbarkeit des ausgezeichneten Quellenwerkes beeinträchtigen. Möge es rüstig weiter schreiten!

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Billige, dichte
Dächer
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A.W. Andernach in Beuel a. Rhein.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mony
Graf Vigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 15. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

18

Die Gegenwart.

I.U. Lib. Nov. 98

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Rußlands Rüstungen zur See. Auch ein Beitrag zur Abrüstungsfrage. Von Franz Eyssenhardt. — Versicherungszwang gegen Feuersgefahr. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Der junge Ibsen. Von Carl Busse. — Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs. Von Theophil Zolling. (Schluß.) — **Feuilleton.** Verbrüderung. Humoreske von K. S. Baranzewitsch. — **Aus der Hauptstadt.** Das dramatische R. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Rußlands Rüstungen zur See.

Auch ein Beitrag zur Abrüstungsfrage.

Von Franz Eyssenhardt.

Der Zar als Friedenserhalter, der Zar als Bahnbrecher in der Abrüstungsfrage! — Verblüffender ist wohl selten, selbst in unserer Zeit, ein Wort einer so hochstehenden Persönlichkeit entfallen. Ich sage ausdrücklich „entfallen", denn um das vorweg zu nehmen: Ich glaube an keine friedlichen Absichten Rußlands und auch nicht an seine Abrüstung, und in Folgendem will ich versuchen, kurz die Gründe anzuführen, durch die ich mich zu diesem Glauben berechtigt halte, so lange bis Thatsachen sprechen und mir die Falschheit meiner Auffassung beweisen. Rußland treibt Eroberungspolitik im größten Maaßstabe, seit Peter dem Großen bis heute. Die Rüstungen Rußlands sind nicht etwa dazu gemacht, um sich nöthigenfalls vertheidigen zu können, denn keine Nation denkt daran, Rußland anzugreifen oder gar einen Krieg vom Baume zu brechen, um sich selbst am russischen Gebiet zu bereichern. Es ist auch Berechtigung zu der Annahme vorhanden, daß Westeuropa von dem Zarenreich wenig zu fürchten hat, denn Rußland hat kein Interesse an Gebietserweiterungen nach dieser Richtung und müßte große Anstrengungen machen, um nicht tüchtig Prügel zu bekommen, ohne die Aussicht zu haben, daß der Lohn diesem Kraftaufwand auch nur annähernd entspricht. Aber es wird doch nicht wohl bestritten werden können, daß man einerseits von China mächtige Stücke unter seine Botmäßigkeit bringt, andererseits gegen Britisch-Indien immer mehr vordrängt und endlich nach Constantinopel sehr begehrlich und sehr unzweideutig die Hand ausstreckt. Und das Alles geschieht, während man unendliche Strecken cultivirbares Land, reiche ungehobene Natur- und Mineralschätze sein Eigen nennt. Die Zustände in China sind allerdings sehr verlockend zum Zugreifen, das würde an Rußlands Stelle wohl jede andere Nation ebenso machen, und es muß nur Wunder nehmen, daß Rußland noch so lange seine Gelüste gezähmt hat. Vor jetzt mehr als zwei Jahrzehnten hatte ich Gelegenheit, mehrfach mit dem als Zoologen bekannten Professor Brehm zusammen zu kommen, der kurz vorher von seiner Sibirienreise zurückgekehrt war und die Zustände in China an der russischen Grenze in seiner klaren Weise schilderte. Sie müssen entsetzlich gewesen sein, aber verführerisch zur Gebietserweiterung, denn die russische Expedition, mit der Brehm reiste, ritt mit ihrer Kosakenbedeckung tagelang über chinesisches Gebiet, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, sie daran zu hindern oder an der ganzen Grenzverletzung etwas Auffälliges zu finden. Brehm war damals der Ansicht: „Rußland muß immer weiter nach China hineingreifen, denn die dortige Wirthschaft zwingt es dazu." — Wie England sich durch Rußland in seinem indischen Besitz bedroht sieht, ist sattsam bekannt. Alle Eisenbahn-Anlagen, alle Truppenlager dort weisen darauf hin, daß man in England der Ansicht ist, Rußland werde sofort über Indien herfallen, sobald seine Grenzen an die Indiens stoßen. Alle Welt theilt von jeher diese Meinung, nur — der Zar nicht, der will Frieden und Abrüstung! Aber noch viel deutlicher zeigt sich diese eigenthümliche Abrüstungsangelegenheit in dem Bau der Schwarzen Meerflotte. Diese ganze Flotte wäre die Schöpfung von Tollhäuslern, wenn man sie nicht zum Angriff auf Constantinopel gebaut hätte. Wozu denn sonst etwa? Die türkische Flotte ist gefechtsunfähig seit Jahrzehnten und hat das wiederum im Kriege gegen Griechenland bewiesen. Wer also soll Rußland im Schwarzen Meer, welches die Flotte nicht verlassen darf, angreifen? Antwort: Niemand! Also ist die Flotte als eine Offensivflotte und zwar gegen Constantinopel gebaut, d. h. also zu Eroberungszwecken. Rußlands stehendes Heer ist rund eine Million stark, seine Flotte ist nächst denen von England und Frankreich die stärkste, und wie ein Hohn klingt die Mahnung zur Abrüstung im Anblick der Neubauten, die gerade jetzt eben begonnen sind und die besser als viele andere Sachen dazu dienen können, die russische Absicht der Abrüstungsfrage in helles Licht zu stellen. Jubelnd haben viele Parteien aller Länder den Zarenspruch begrüßt, und man hört nicht auf, ihn zu preisen als Wohlthäter der Menschheit, aber — es ist eigentlich unsäglich komisch, hat aber einen bitter ernsten Beigeschmack: Soldaten und — Socialdemokraten sind in diesem Falle einer Meinung; nur sie glauben nicht recht an die ganze Geschichte. Einige Länder haben sich auch bereits ablehnend geäußert, und nicht gerade reiche. So die Türkei. Es ist aber auch zu naiv, den Türken zumuthen zu wollen, sie sollen auf Rußlands Vorschlag abrüsten. Die Bosporusforts schleifen, die Befestigungen von Constantinopel auflassen, das wäre so das eigentliche Ideal von Rußlands Abrüstung. Dann noch von Rumänien die Schleifung von Bukarest erlangt, und Constantinopel ist russisch — der Friede ist gesichert und das Zarenthum ist der Friede.

Es giebt drei Hauptflotten Rußlands; die der Ostsee,

Digitized by Google

des Schwarzen Meeres mit der freiwilligen Flotte und die Sibiriens. Im Mittelmeer ist seit 1893 eine ständige Station eingerichtet, wie sich das damals voraussehen ließ, und wie ich es auch, trotz aller gegentheiligen Ansichten, mit Bestimmtheit voraussagte. Porus, im Golf von Aegina, ist Stationspunkt: günstig gelegen, mit 32 m tiefem Wasser, gutem Ankergrund war es früher für Salamis Station der griechischen Flotte. Die Wünsche Rußlands gehen aber im Mittelmeer nach Hagion Athos, dem alten Athosberg mit seinen herrlichen Häfen und seinen leicht zu befestigenden Höhen. Der Berg ist von griechisch-orthodoxen Mönchen, meist russischer Abkunft, bevölkert, die in festen Klöstern wohnen und eine eigenartige Republik bilden, über die ein türkischer Aga nur nominell die Aufsicht führt. Ihr Schiff, die Brigg „St. Petrus", ist mit Mönchen bemannt und führt die türkische Flagge, dazu auf beiden Masten das griechische Kreuz. Die russische Mittelmeerstation ist nichts Anderes als eine Reserve für Ostasien. Es hat nämlich Rußland in letzter Zeit dorthin seinen Schwerpunkt von der Ostsee verlegt, wenngleich natürlich die Ostsee-Etablissements den jungen Werken zu Wladywostock und den künftigen zu Port Arthur und Talienwan noch lange überlegen bleiben werden. Fast alle werthvollen Schiffe sind aus der Ostseeflotte heraus gezogen und jetzt in Ostasien, wo England zwar immer noch überlegen ist, aber diesen Zustand nur noch mühsam aufrecht erhält und gegen die Coalition Japan-Rußland gar nicht aufkommt. Wladywostock bietet schon jetzt alle Ressourcen eines Kriegshafens; so nahm das neue dortige Dock am 22. September den Deutschen Kreuzer „Deutschland", Flaggschiff des Prinzen Heinrich, von 7320 t und fast acht Meter Tiefgang, anstandslos auf. Die Besatzungstruppen von Wladywostock und Port Arthur, die durch Transporte der Freiwilligen Flotte fortwährend verstärkt werden, darf man, ohne Uebertreibung, auf 20 bis 25 000 Mann schätzen.

In der Ostsee ist Libau (Kaiser Alexander III. Hafen) Kriegshafen und zugleich Offensivhafen gegen Deutschland geworden, der größte Kunsthafen der Anlage nach. Man sagt, es werde daran gedacht, Danzig weiter auszubauen. Daran denkt man etwas spät, und ich wies bereits 1893 in der „Deutschen Heeres-Zeitung" auf die Nothwendigkeit des Ausbaues von Danzig hin, da Rußland nicht daran denke, sich in Libau nur einen Kreuzer- und Torpedofahrzeughafen zu bauen und sich an die ausgeworfenen 23 Millionen Rubel nicht zu kehren brauche. Ich erhielt damals einige sehr geharnischte Zuschriften ob meines „Köhlerglaubens", daß man sich in Rußland nicht an das Budget halte, aber die Ereignisse haben bewiesen, daß dieser „Köhlerglaube" der einzig richtige war, und der Ingenieur Scharintzaiw, der den Bau der Anlage in Libau leitet, berechnete die Ausgaben bis 1897 mit 76,6 Mill. Mk., und zwar ohne Befestigungen und ohne Casernen, die Totalausgaben auf 150 Mill. Mk.; aber ich glaube, damit wird man noch nicht ganz reichen.

Im Weißen Meer an der Murmanküste entsteht wie durch Zauberei der Katharinenhafen an eisfreier Bucht, und man hat die Absicht, die ganze Stadt Kola dorthin zu verlegen. Im Schwarzen Meer ist Sebastopol unbezwingbar gemacht, und Nikolajew wird ausgebaut. Man soll beabsichtigen, letzteren Ort zum Hauptpunkt zu erheben. Eine französisch-belgische Gesellschaft baut dort ein großes Trockendock, und eine amerikanische Gesellschaft vertieft das Flußbett des Bug, an dem vier Meilen stromauf Nikolajew liegt, auf 10,9 m. Das Obercommando des Schwarzen Meeres ist von Sebastopol dorthin verlegt worden, Handelshafen ist Sebastopol nicht mehr für ausländische Schiffe, die dafür nach Feodosia müssen. Nimmt man dazu die Verbindung Wladywostocks durch die sibirische Eisenbahn und denkt an den nächstens zu beginnenden Canal Riga-Cherzon, der es erlaubt, Ostsee- und Schwarzemeerflotte zu vereinigen, so wird man dieser regen Thätigkeit Anerkennung zollen müssen, aber sicher bezweifeln können, ob diese Maßnahmen nach Frieden oder nach Abrüstung aussehen.

Was nun die Schiffbauten anbelangt, so ist ganz kurz vor den Zarenworten ein neues Bauprogramm bis zum Jahre 1903 in Höhe von 320 000 Mk. aufgestellt, das acht Schlachtschiffe, sechs Kreuzer erster, zehn zweiter Classe, ein Torpedoschiff, zwanzig Torpedoboot-Zerstörer und 30 Torpedoboote umfassen soll. Gegenwärtig befinden sich in Bau oder Ausrüstung folgende Schiffe: Schlachtschiffe „Sebastopol", abgelaufen am 1. Juni 1895, „Poltawa", am 6. November 1894 und „Petropawlosk", abgelaufen am 28. October 1894. Die Schiffe sind 10 960 t groß, deplaciren also rund 900 t mehr als die deutschen vier der Classe „Kurfürst Friedrich Wilhelm". Die Maschinen sind aus England und zwar für zwei von Hawthorn Leslie & Co., für „Poltava" von Humphry Tennant & Co. Drei Panzer haben die Bethlehem Iron Works in Amerika geliefert, wie denn Rußland der erste europäische Staat ist, der von Amerika Marinematerial bezieht und dort — wie später gezeigt wird — auch Schiffe bauen läßt. Die genannten drei Schiffe sind modern bestückt, die Schnellfeuergeschütze zum Theil französisches Fabrikat der Werke Schneider-Canet, theils baut man sie bereits in Rußland selbst.

Die drei genannten Schlachtschiffe und ein viertes, der 8800 t große „Sisssoy Velicki", wurden nach unseren vier großen Panzern in Bau gelegt und als Gegenstück unserer acht Küstenvertheidiger Typ „Siegfried" und „Odin" von 3500 t baute man drei solche Typ „Admiral Uchakoff" von 4125 t und drei Panzer-Kanonenboote. Typ „Grosjaschi" von 1500 t, dazu den Panzer-Kreuzer „Kossia" von 12 200 t und bestellte in Havre den Kreuzer „Swietlana" von fast 4000 t. Alle diese modernen Schiffe, sowie eine Anzahl kleinerer sind fertig, und kommen, bis auf die drei zuerst genannten Schlachtschiffe, hier nicht eigentlich in Betracht. Sie sind nur deßhalb angeführt, um zu zeigen, daß Rußland auch vor dem neuen Programm nicht geschlafen, sondern tüchtig gearbeitet hat. Weiterhin aber werden für die Ostseeflotte gebaut: Die Schlachtschiffe „Peresviet", auf der baltischen Werft zu St. Petersburg 1898 abgelaufen, und „Oslabja", auf der Regierungswerft auf Stapel; soll noch 1898 zu Wasser kommen. Es sind das 12 700 t große Dreischraubenschiffe. Ein Küstenvertheidiger Typ „Admiral Uchakoff" von 4130 t auf der Admiralitätswerft zu Petersburg ist begonnen. — Auf der Izora-Werft zu Abo in Finnland nähern sich die Torpedoboot-Zerstörer „Nastreb" — „Nyrok" — „Berkute" und „Condor" der Fertigstellung. — Weitere 12 von 350 t des japanischen Yarron-Typ baut die Newski-Werft, dazu 10 Typ Sokol. Ein Torpedokreuzer, „Amur", liegt auf der baltischen Werft auf dem Stapel, der 17,5 Meilen laufen soll und bei 300 Fuß englischer Länge und 40 Fuß Breite Maschinen von 4500 Pferdekräften enthält. — Ferner liegt noch zu Petersburg der 12 360 t große Panzerkreuzer „Gromoboy" auf der Werft, ein 144,2 m langes, 20,97 m breites Dreischraubenschiff mit Maschinen von 14 500 Pferdekräften, der 19 Meilen laufen soll und vier Schornsteine, drei Masten erhält. Er läuft Frühjahr 1899 ab, und auf seinen Helling kommt sofort ein Schwesterschiff. Endlich liegen noch auf der Galeereninsel zu Petersburg die drei 6630 t großen geschützten Kreuzer „Aurora", „Diana" und „Pallade", die noch 1879 ablaufen werden. Soweit die Bauthätigkeit, ausschließlich der Torpedoboote, der russischen und finnischen Werft-Etablissements in der Ostsee.

Im Schwarzen Meer liegen die entsprechenden Verhältnisse folgendermaßen. Schlachtschiff „Rostilav" von 8800 t lief zu Nikolajew am 2. September 1896 vom Stapel und an seiner Stelle ist der 12 480 t deplacirende „Prinz Potemkin Tavritiesky" aufgelegt. Die belgische Schiffbau- und Maschinenfabrik zu Nikolajew, die für letztgenanntes Schlachtschiff die Maschinen liefert, hat den Bau von zwei gepanzerten Kreuzern

Digitized by Google

erster Classe und drei von 9000 t übernommen. — Vier Torpedoboot-Zerstörer sind dort gleichfalls bestellt. Hierher gehört auch die freiwillige Flotte, die sich in der Reconstruction befindet, ihre schnelllaufenden großen Dampfer von England bezieht, die Kriegsflagge führt und den Verkehr zwischen Odessa und Wladywostock vermittelt. Für sie lief im Juni 1898 bei der Clydebank Shipbuilding Comp. der Dampfer „Moskua" von 7400 t vom Stapel, der 20 Meilen laufen soll. Ein Schwesterschiff ist bei Denny Brothers & Comp. zu Dumbarton im Bau. Abgesehen von diesen beiden Schiffen der Freiwilligenflotte, die zur Aufnahme einer Armirung eingerichtet sind, befinden sich also gegenwärtig auf russischen Staats- und Privatwerften in Bau und Ausrüstung — ausschließlich Torpedoboote: Sieben Schlachtschiffe erster Classe von 8800 bis 12 500 t; ein gepanzerter Küstenvertheidiger, drei Panzerkreuzer erster Classe von 12 000 t; — drei geschützte Kreuzer von 6600 t, drei von 3000 t, ein Torpedokreuzer und 30 Torpedoboot-Zerstörer. Wenn man will, kann man die soeben ihre Probefahrten machende „Velicaja Kajaginja Olga", gebaut auf der Kreighton-Werft zu Abo und bestimmt für den Amur Darja (Oxus), hinzurechnen.

Nun kommen die bestellten Bauten auf ausländischen Werften, denn Rußland macht sich nichts daraus, wenn Geld, und zwar viel Geld, für Marinezwecke in das Ausland wandert. Es bestellt Schiffe und Fahrzeuge, Maschinen, Geschütze und Panzerplatten in Dänemark, Deutschland, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika und besteht keineswegs darauf, wie Deutschland, daß alles Material inländisches Fabrikat sein muß und nur deutsche Werften Aufträge erhalten. Uebrigens hat England für Deutschland soeben einen Torpedoboot-Zerstörer fertig; doch hat sich die Baufirma Yarrow in Chiswick ziemlich Zeit gelassen; bereits im Sommer sollte die Ablieferung erfolgen. In Kopenhagen, bei Burmeister u. Wein, ist der Eisbrecher „Nadeschny" im Bau, der 90,0000 M. kosten und bei 1500 t Deplacement Maschinen von 3600 Pferdestärken führen soll. Ein anderer Eisbrecher mit Maschinen von 10000 Pferdekräften liegt auf der Werft von Sir G. W. Armstrong in Newcastle. Diese Brecher sollen den Hafen von Kronstadt und den Finnlands, sowie den von Wladywostock den ganzen Winter offen halten, im Sommer theilweise im Karischen Meer Verwendung finden. Versuche zu Wladywostock mit dem als Eisbrecher verwandten Kanonenboot „Silatsch" im Winter 1893/94 ergaben, daß es möglich war, mit diesem primitiven Fahrzeug den Hafen bis auf fünfzig Tage offen zu halten. Der „Nadeschny" ist für Wladywostock bestimmt. Die Idee stammt vom Vice-Admiral Makaroff, der auch mit einem solchen Eisbrecher von 20000 Pferdekräften den Nordpol erreichen wollte, jetzt aber dasselbe Unternehmen mit zweien à 10000 Pferdestärken durchzuführen gedenkt. Deutschland hat verhältnißmäßig wenig vom neuen Programm zur Ausführung erhalten. Der Vulkan zu Bredow bei Stettin baut einen Kreuzer von 6000 t, die Krupp'sche Werft Germania zu Gaarden bei Kiel einen solchen von 5500 t, und Schichau zu Elbing und Danzig erhielt einen Kreuzer von 3000 t und vier Torpedoboot-Zerstörer von je 350 t Das ist Alles. Die Firma Cramp und Sons, Philadelphia, bekam folgende Aufträge: Ein Schlachtschiff von 12700 t, 18 Meilen Schnelligkeit, mit Niclauße Wasserrohr-Kesseln. Ein Panzerkreuzer von 6000 t (?) mit gleichen Kesseln. Drei geschützte Kreuzer von 6000—6500 t und 23 Meilen Fahrt. In Frankreich sind die Bestellungen auf die Werft La Sayne bei Toulon gefallen, die meines Wissens noch nie für Rußland geliefert hat, woselbst aber der Panzer „Sfissoy Velicki" seine neue Panzerkuppel — die alte sprang, weil bei einer Schießübung eins der Hauptgeschütze platzte — erhalten hat. Bei dieser Gelegenheit mag man sich befreundet haben. Englische Blätter haben sich das Vergnügen gemacht, nachzurechnen, was das Etablissement an diesem einen Auftrag, der 51 Millionen Frc. oder 2,04 Millionen Lstr. gleich 40,8 Millionen Mark umfaßt, verdient — ein lehrreiches Beispiel. Es ist bestellt: Ein Schlachtschiff von 13110 t, 16300 Pferdekräften starken Maschinen, armirt mit vier 12 Zöller Hinterladern, zwölf 6 Zöllern und 48 leichteren Schnellladern, 18 Meilen schnell. — Ein Panzerkreuzer von 7800 To. und Maschinen von 16500 Pferdekräften, von dem nicht weniger als 24 Meilen Fahrt in der Stunde verlangt werden. Die Armirung wird bestehen aus zwei 20,3 cm, acht 15,2 cm, zwanzig 7,5 cm und sieben 4,7 cm, durchweg Schnellladern, wahrscheinlich französischer Provenienz. — Drei Torpedoboot-Zerstörer von 27 Meilen Fahrt. Drei weitere Torpedoboot-Zerstörer endlich soll auch Normand le Havre erhalten haben. Endlich verlautet noch, man beabsichtige auch Dynamitkreuzer mit Dynamit-Geschützen wie der Amerikaner „Vesuvius" zu bauen, doch ist diese Meldung mit Vorsicht aufzunehmen, denn diese Geschütze sollen eingeführt werden — „weil sie sich im spanisch-amerikanischen Kriege so gut bewährt hätten." Ich bezweifle das und behaupte, daß auch nicht ein einziger Treffer mit ihnen erzielt ist und halte an dieser Meinung fest, bis man das Gegentheil bewiesen hat. Es ist aber sicher nicht Art der Amerikaner, von Erfolgen zu schweigen, und falls sie einen Treffer auf die Befestigungen von Santiago de Cuba thatsächlich gehabt hätten, würden sie das Werk zur Capitulation gezwungen haben. Die Meldung, „Vesuvius" habe „mit gutem Erfolg" geschossen, ist so viel wie gar nichts werth und besagt nichts weiter, als daß „Vesuvius" glücklich einige Geschosse aus seinen Luftgeschützen herausbekommen hat, ohne selbst Schaden zu leiden. Daß aber diese Geschosse auch das Ziel getroffen haben, davon ist nichts gemeldet; sie werden wahrscheinlich zu kurz gegangen sein und beim Auftreffen mächtige Wasser- oder Sandsäulen in die Luft geworfen haben; das ist der Erfolg.

Fassen wir nun alle diese angeführten Bauten zusammen, so ergiebt sich, daß gegenwärtig in der Herstellung für die russische Kriegsflotte begriffen sind: Neun Schlachtschiffe erster Klasse, von 3800 bis 13100 t (wenn man die drei Klasse „Sebastopol", als fertig rechnet, bleiben immer noch sechs), ein gepanzerter Küstenvertheidiger, vier Panzerkreuzer von 7800 t bis 12000 t; — vier Panzerkreuzer von 6000 t (?); — acht geschützte Kreuzer von 5500 bis 6500 t, vier von 3000 t; — ein Torpedo-Kreuzer; — zwei Hülfskreuzer für die Freiwillige Flotte, zwei große Eisbrecher und 41 Torpedoboot-Zerstörer, wobei ich zugeben will, daß sich unter letztere Zahl auch einige Torpedoboote verirrt haben mögen, doch stehen folgende Zahlen wohl fest: Schichau 4; — la Sayne 3; — Nikolajew 4; — Kreighton Werft Abo 4; — Normand 4 — Summa 19. Und als dieses Riesenprogramm aufgestellt war und man auf Befehl des Zaren mit größter Energie auf seine beschleunigte Durchführung nicht nur mit den Mitteln Rußlands, sondern unter Heranziehung einer großen Anzahl von Etablissements des Auslandes gegangen war, fest entschlossen, bis 1903 diese stattliche Macht fertig versammeln zu können, da — sagt derselbe Zar: „Wollen wir nicht abrüsten?!" —

Bisher haben Friedenscongresse zu nichts geführt, selbst wenn sie von mächtigen Monarchen angeregt wurden. Die Friedenscongresse, die alljährlich irgendwo bei Diners ꝛc. zusammenkommen, sind dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen. Sie haben weder den Japaner-, noch den Griechen-, noch den Amerikaner-Krieg verhindern können und haben auch kluger Weise keinen Versuch dazu gemacht, wenigstens hat man von keinem gehört. Möglicher Weise könnten die Papierkörbe zu Athen und Washington von einem solchen reden. Im Süden ist soeben der Kampf beendet; ob auf die Dauer, wird sich ja zeigen. In Cuba wie in Manila sieht es auch nicht gerade nach endgiltigem Frieden aus. In Ostasien, vorzüglich im Golf von Petschili, wo Admiral Sir Seymour

Digitized by Google

vor Taku seine Flotte zusammenzieht, riecht es stark nach Pulver und zwar ganz besonders auch nach russischem, und ob sich die Delagoafrage ganz friedlich, ohne die Sprache der Kanonen, lösen lassen wird, ist auch noch sehr zweifelhaft. Der Japaner baut sich die Flotte einer Weltmacht, der Amerikaner folgt, Argentinien und Chile kaufen und bauen Kriegsschiffe um die Wette, England, Frankreich geben Unsummen aus um nicht zurückzubleiben, und Deutschland hat in diesem Jahre sein Flottengesetz auf fünf Jahre mit großer Mühe im Reichstage durchgesetzt. Und nun sollen alle Staaten abrüsten?! — Rußland sagt es, aber — rüstet selbst am eifrigsten. Rußland rüstet nicht ab, aber falls es die andern Staaten dazu bringen kann — das wäre schon der Mühe werth. Der Ausgang dieses Friedens-Congresses scheint nicht zweifelhaft. Jeder denkt: „Bitte, erst Du, lieber Nachbar, dann ich, denn sieh 'mal, die Geschichte lehrt, daß wir uns gegenseitig schon oft in den Haaren gelegen haben, und daß der schwächer Gerüstete stets unterlegen ist und die Sache bezahlen mußte, und zwar tüchtig, mit Blut, Land, Geld und wirthschaftlichem Rückschritt. Ergo — bin ich berechtigt Dir nicht besonders zu trauen. So lange Du nicht abrüstest, halte ich mein Pulver trocken.“ So denkt der Eine, und handelt danach; und der Andere, der liebe Nachbar — denkt genau dasselbe!

Versicherungszwang gegen Feuersgefahr.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Als Berathungsgegenstand seiner diesjährigen Tagung hat der 24. Deutsche Juristentag auch die Frage aufgestellt: „Welche Stellung ist in dem zu erwartenden Versicherungsgesetze den Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit zu gewähren?“ und dieselbe durch ein ausführliches Gutachten des Professors Dr. Ehrenberg zu Göttingen vorbereitet. In Folge dessen sollte derselbe sich mit den Grundzügen eines Versicherungsgesetzes beschäftigen, welches im Reichsjustizamte so weit vorbereitet wurde, daß darüber bereits der neugeschaffene Versicherungsbeirath gutachtlich sich äußern konnte; allein es kam dazu nicht, weil dieser Berathungsgegenstand seitens der ersten Abtheilung am 13. September wegen mangelnder Zeit von der Tagesordnung abgesetzt werden mußte, während der Innungsverband Deutscher Baugewerksmeister am 4. September dazu Stellung nahm und Abänderungsvorschläge beschloß. Leider ist bei diesem Gesetzentwurfe dem in letzter Zeit üblichen Brauche nicht Rechnung getragen worden, durch Veröffentlichen der Grundzüge allen dabei interessirten Kreisen und der Wissenschaft Gelegenheit zu geben, sich mit denselben bekannt zu machen, etwaige Bedenken zu erheben bezw. geeignete Abänderungsvorschläge an zuständiger Stelle zum Ausdruck zu bringen. Deßhalb müssen dieselben sich darauf beschränken, was in die Oeffentlichkeit gelangte, davon ausgehend, daß diese Mittheilungen auch der Wirklichkeit entsprechen.

Der leitende Grundgedanke des zu erwartenden Versicherungsgesetzes soll darauf beruhen, an Stelle der seitherigen Versicherungsfreiheit einen Versicherungszwang einzuführen. In welchem Umfange, darüber gehen die Angaben auseinander. Nach den Einen soll der Versicherungszwang sich bloß auf Gebäude gegen Feuersgefahr beschränken, nach Anderen jedoch auch die Feuersgefahr für Mobilien, die Hagelgefahr der Feldfrüchte, die Seuchengefahr der Hausthiere umfassen. Wer von diesen Recht hat, muß abgewartet werden.

Seitdem man sich entschloß, in der Kranken-, Unfall-, Alters-, Invaliditäts-Versicherung einen Zwang zur Versicherungsnahme gegen die wirthschaftlichen Nachtheile einzuführen, welche ein erwerbsthätiger Staatsbürger durch eine vorübergehende Störung seiner körperlichen oder geistigen Unversehrtheit, durch eine dauernde oder vorübergehende, zu den eigenthümlichen Gefahren seines Berufes in ursachlichem Zusammenhange stehende Minderung der Erwerbsfähigkeit, durch eine auf natürlichem Verbrauche oder auf Berufskrankheit beruhende Abnahme seiner Körperkraft, erleiden kann, und mit dem Gedanken trägt, auch das Risiko aus einer unverschuldeten Arbeitslosigkeit, sowie die Wittwen- und Waisen-Fürsorge demselben zu unterwerfen, kann die Absicht nicht befremden, in den Kreis des Versicherungszwanges auch diejenigen Schädigungen hineinzuziehen zu wollen, welche Jemanden an seinem beweglichen oder unbeweglichen Vermögen durch die auf elementarer Kraft beruhenden schädigenden Ereignisse, wie Feuer, Blitzschlag, Viehseuchen bedrohen. Denn für sie Alle liegt der gleiche Erwägungsgrund vor, den Verlusten am Nationalvermögen vorzubeugen, welche durch die gerade in den unbemittelten Classen der Bevölkerung anzutreffende Abneigung gegen die Aufwendung der Kosten einer Uebertragung des Risiko auf einen Versicherer alljährlich entstehen. Den wirthschaftlich schwächeren Theil der Bevölkerung davor möglichst zu bewahren, in Folge eines eingetretenen unerwarteten schädigenden Ereignisses in seinen Einnahme-Verhältnissen zurückzukommen, ist die Aufgabe der Arbeiterversicherung. Und ihr entspricht es vollkommen, das Widerstreben des Einzelnen gegen die Versicherungsnahme durch einen auferlegten Zwang zu überwinden, um auf diese Weise zu verhüten, daß ihm die zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse unentbehrlichen Gegenstände entzogen, diejenigen Geräthe vernichtet werden, deren er zur Ausübung seiner Erwerbsthätigkeit bedarf, bezw. daß er verarmt, weil die Frucht seiner Arbeit ihm vernichtet wurde. Ein greifbarer Anlaß zur Einführung des Versicherungszwanges liegt also auch hinsichtlich derjenigen Gefahren vor, welche das erwartete Versicherungsgesetz umfassen soll.

Was nun die Versicherung gegen Feuersgefahr anlangt, so hat in überwiegender Mehrzahl die Bevölkerung sich bereits daran gewöhnt, das drohende Risiko durch Versicherungsnahme zu decken, insoweit unbewegliches Vermögen d. h. Gebäude in Frage kommen. Hier begegnet man auch schon vielfach dem Versicherungszwange. Corporative Verbände, in Sonderheit größere Stadtgemeinden, wie z. B. Berlin, haben einen solchen. Hier besteht die Verpflichtung, daß alle im Privatbesitze befindlichen Baulichkeiten von dem Zeitpunkte, wann der innere Ausbau beendet ist, seitens einer, von der Gemeindebehörde eingesetzten Sachverständigen-Commission einer Werthschätzung unterzogen und zu der auf diese Weise ermittelten Feuertaxe versichert werden müssen. Abgesehen von fiskalischen oder gemeindlichen muß jedes Bauwerk der Feuersocietät angeschlossen werden, welche den eingetretenen Brandschaden auf Gegenseitigkeit ihrer Mitglieder regulirt. Weil ebendieselbe Commission, welche die Feuertaxe aufnahm, auch die Brandtaxe aufstellt, ist eine Gewähr dafür geboten, daß nach gleichen einheitlichen Grundsätzen vorurtheilsfrei und unbefangen der Schaden ermittelt und regulirt wird. Erfahrungsgemäß sind auch die Fälle ganz vereinzelt, in welchen der Brandbeschädigte Anlaß zu haben glaubt, mit der Schadensfeststellung sich nicht einverstanden erklären zu können, während Klagen über Verzögerung der Schadloshaltung zu den Seltenheiten gehören, aber stets auch unberechtigt sind. Die Umlagebeiträge der im Laufe des Rechnungsjahres erforderlich gewordenen Aufwendungen für Entschädigungszwecke auf die Eigenthümer der angeschlossenen Grundstücke sind erheblich niedriger als bei denjenigen Erwerbsgesellschaften, welche die Feuerversicherung betreiben. Und dieses spricht zu Gunsten der Zwangsfeuerversicherung. In erhöhtem Grade lassen die Erfahrungen, welche in Bayern, wo dieselbe bereits gesetzlich eingeführt wurde, gemacht sind, den praktischen Werth dieser Einrichtung erkennen. Die vorzüglich organisirten bayrischen Brandversicherungskammern und die Beliebtheit, welche in den betheiligten Kreisen die Zwangsfeuerversicherung gewonnen hat, liefern einen schlagenden Belag für die Richtigkeit und Ersprießlichkeit dieses Grundprincipes.

Digitized by Google

Daß die Feuerversicherungs-Gesellschaften höhere Prämiensätze beanspruchen müssen und daß die ihrerseits bewirkte Schadensregulirung häufig zu Ausstellungen seitens der Brandbeschädigten Anlaß giebt, hat seinen natürlichen Grund. Einmal müssen deren Verwaltungen auch darauf bedacht sein, Denjenigen, welche das Capital für den Geschäftsbetrieb zusammenbrachten, gerecht zu werden, d. h. die Verzinsung des Actiencapitals in Aussicht zu nehmen. Andererseits pflegen die mehr gefährdeten Baulichkeiten, wie Mühlen, Fabriken, Theater ꝛc., von der Feuersocietät ausgeschlossen zur Uebertragung des Risiko auf die Feuerversicherungs-Erwerbsgesellschaften angewiesen zu sein. Das Gleiche gilt hinsichtlich der Rohbauten, d. h. aller entstehenden Bauwerke bis zu dem Zeitpunkte, wo sie für die Feuertaxe fertiggestellt sind. Endlich wird der Feuerversicherungs-Werth überwiegend der freien Bestimmung Seitens des Versicherungsnehmers überlassen. Alle diese drei Umstände geben in ihrer Wechselbeziehung zu den laut gewordenen Ausstellungen gegen den Geschäftsgebrauch der Versicherungs-Gesellschaften Anlaß, ohne daß jedoch die erhobenenen Vorwürfe Anspruch auf volle Berechtigung haben.

Wenn bei der Schadenfeststellung durch die bestellten Sachverständigen sich ergiebt, daß der wirkliche Werth hinter dem Versicherungswerthe zurückbleibt, so kann selbstredend nur dieser Letztere für die Bestimmung des durch den Brandschaden verursachten Minderwerthes zu Grunde gelegt werden. Und hierin liegt gerade der Schwerpunkt für die Auffassung der Versicherten, daß für die Bestimmung der Prämienhöhe und der Brandentschädigung zum Nachtheile der Versicherungsnehmer verschiedene Grundsätze zur Anwendung kommen. Dies könnte sich aber dann schon ändern, wenn gesetzlich angeordnet würde, daß auch die Privatversicherungs-Gesellschaften durch ein ihrerseits bestelltes Sachverständigen-Collegium eine Feuertaxe aufstellen lassen, nur gemäß dieser die Feuerversicherung übernehmen dürfen, auch dieselbe bei der Brandschadens-Regulirung als unstreitigen Werth der versicherten Baulichkeiten gelten lassen müssen.

Der Umstand, daß die Baulichkeiten, welche in erhöhtem Grade von dem Eintritte der Feuersgefahr und von dem Umfange der Verlaufsgefahr bedroht sind, auf die Privatversicherung angewiesen werden, bedingt, daß die Prämiensätze hier auch höhere sein müssen. Denn wenngleich die Prämiensätze für solche höhere zu sein pflegen, als für die minder bedrohten Baulichkeiten, so läßt einmal der aufgestellte Prämientarif nicht bedingungslos in allen Fällen den zutreffenden Prämiensatz finden. Andererseits wird die Feuersgefahr auch auf die in der Nähe solcher gefährlichen Anlagen befindlichen Gebäude in erhöhtem Grade mitübertragen. Für diese einen dementsprechenden Prämiensatz von vornherein zu fordern, ist jedenfalls dann nicht angänglich, wenn zur Zeit der Versicherungsnahme sich derartig gefährliche Anlage in einer gefahrdrohlichen Nähe noch gar nicht befanden. Um den Prämiensatz später entsprechend erhöhen zu können, wird in den Policebedingungen dem Versicherungsnehmer die Pflicht auferlegt, unverzüglich Anzeige zu erstatten, sobald eine das Risiko erhöhende gefahrvolle Anlage in gefahrdrohender Nähe errichtet wurde. Dieser policegemäßen Pflicht pflegt aber nur in vereinzelten Fällen der Versicherungsnehmer nachzukommen. Der auf diese Weise geschädigten Versicherungsgesellschaft ist es jedoch nicht zu verdenken, wenn sie von ihrem policegemäßen Rechte Gebrauch macht, die Schadensregulirung abzulehnen oder solche doch nur unter Berücksichtigung der veränderten, ihr auch erst neuerdings bekannt gewordenen Umstände zu bewirken. Beides veranlaßt eine Verzögerung der Brandschadens-Regulirung, an welcher der Versicherungsnehmer, aber nicht der Versicherer sonach das Uebergewicht der Schuld trägt, sowie die Festsetzung eines Entschädigungsbetrages, welche den Wünschen und wohl auch Bedürfnissen des Brandbeschädigten nicht entspricht.

Weil als Regel Jemand nur Selbstversicherung nehmen, aber nicht fremdes Eigenthum versichern kann, so wird bei der freiwilligen Versicherung erforderlich, daß bei einem Besitzwechsel in dem Versicherungsgegenstande die Uebertragung der Rechte und Pflichten aus der Police von dem Vorbesitzer auf den Besitznachfolger übertragen werden muß. Auch dies fordern die Policebedingungen, ohne daß jedoch Seitens der Betheiligten dem nachgekommen zu werden pflegt. Und deßhalb trifft die Schuld der daraus entspringenden Weitläufigkeiten und Nachtheile in der Brandschaden-Regulirung gleichfalls die Versicherungsnehmer mehr als die versichernde Gesellschaft.

Dasselbe gilt bei der Versicherung der beweglichen Gegenstände hinsichtlich der policegemäßen Verpflichtung, jede Wohnungsveränderung, sowie anzumelden, wenn gefahrvolle Betriebe in das Haus oder in die Nähe desselben gelegt werden, in welchem die Versicherungsgegenstände sich befinden. Gerechtfertigt wird dieses Verlangen aber dadurch, daß in Folge der Wohnungsveränderung oder der später eingetretenen vermehrten Feuersgefahr auch ein gesteigerter Prämiensatz als Vorleistung für das übernommene Risiko bedingt sein kann, so daß auch hier der Vorwurf einer ungebührlichen Belästigung und eines unnöthigen Schablonismus nicht am Platze ist.

Wenngleich nun den gegen die Versicherungsgesellschaften erhobenen Beanstandungen diesseits als zutreffend durchweg nicht zugestimmt werden kann, so muß doch in Anbetracht der Thatsache, daß die leistungsfähigen und besseren Erwerbsgesellschaften neuerdings sich zu einem Ringe vereinigt haben, also geschlossen ihre Policebedingungen aufstellen, während Niemanden zugemuthet werden kann, bei den minderleistungsfähigen Versicherung zu nehmen, eine gesetzliche Neuregelung des Versicherungswesens als unabweisbar erachtet werden. In Sonderheit wird hierfür zwingend der Umstand, daß die Ringgesellschaften die Uebernahme der kleineren Risiken ablehnen, weil hier die Prämie nicht im richtigen Verhältniß zu der erforderlichen Arbeitsleistung zu stehen pflegt, aber gerade den Minderbemittelten Gelegenheit geboten werden muß, Versicherung zu nehmen. Und deßhalb wird der Versicherungszwang den leitenden Grundgedanken des neuen Versicherungsgesetzes bilden müssen. Mit ihm wird die Versicherung auf Gegenseitigkeit der Mitglieder durch corporative Verbände durchzuführen sein, welche nach dem Gefahrengrade einen Prämientarif aufstellen und dementsprechend die Prämie erheben. Denn es ist dann unstatthaft, die gefahrvolleren Betriebe zurückzuweisen und nur die mindergefährlichen dem Versicherungszwange zu unterwerfen, soll nicht der bedenkliche Dualismus erhalten bleiben, neben Versicherungszwang Versicherungsfreiheit, neben corporativen Verbänden auf Gegenseitigkeit Versicherungs-Erwerbsgesellschaften zu brauchen. Dies bedingt aber weiter, daß auf Immobilien nicht erst mit ihrer Fertigstellung, vielmehr schon während ihres Entstehens Versicherung genommen werden darf, und daß der Versicherungswerth durch eingesetzte, behördlich bestätigte, Schätzungscollegien ermittelt werden muß; leitende Grundsätze, deren Durchführung Schwierigkeiten kaum begegnen kann.

Literatur und Kunst.

Der junge Ibsen.

Von Carl Busse.

Gewiß, der Alte ist größer. Der Alte ist ein europäischer Dichter und der junge nur ein Norwegischer. Der Alte hat seinen bestimmenden Einfluß ausgeübt auf die Jugend aller Culturländer, und der junge hat kaum die Studenten seiner Heimath begeistert. Und doch: wenn man das Experiment anstellen und einem guten typischen Vertreter unseres

Digitized by Google

Volkes die früheren und späteren Werke des Norwegers in die Hand geben könnte — einem Menschen, der die besten Eigenschaften der Germanen wie in einem Brennspiegel vereinigt, so zweifle ich nicht, daß er den jungen Ibsen wählen würde. Die Größe des Alten liegt im Zweifel; das Beste, was der junge besaß, im Glauben. Und deßhalb, meine ich, wird der gesunde Volksinstinct, wenn er schon wählen muß, sich nach der positiven Seite wenden. Er wird tangiren zu jenem Dichter, der gläubig und begeistert der Größe seines Volkes nachträumte, der die Nordlandsrecken ziehen sah, der mit Kränzen und Saitenspiel einherging, für den Glück noch Glück, Schmerz noch Schmerz, Autorität noch Autorität war. Ein Volk kann nicht die Reflexion aufbringen, die zu der Einsicht nöthig ist, daß der Alte uns mehr gab. Wird nie verstehen, daß die bitteren Tränke des großen Medicinmannes gerade unserer Zeit heilsamer waren, als die Blumen und süßen Kuchen des gläubigen Romantikers. Ein Volk will seinen Dichter tanzend und singend, begeistert und begeisternd; er soll seine Sprache sprechen, soll hingehen, wo es selbst hingeht, zu den Göttern beten, zu denen es selbst betet. Es will keinen Dichter, der die Tempel dieser Götter in's Wanken bringt und ihm auf die Tafel seiner Fröhlichkeit den Todtenkopf rollt. Vielleicht liegt in der kindlich-einfältigen Volksvorstellung vom „eigentlichen" Dichter auch die höchste Wahrheit, ist der „ideale" Dichter, der typische der, der die im öffentlichen und häuslichen Leben seines Volkes durch Jahrhunderte offenbar gewordenen, im Einzelnen zersplitterten, nur aus der Gesammtheit zu abstrahirenden großen Volkseigenschaften summirt und in sich gesammelt hat. Dieser Dichter ist dann mehr als ein Einzelner und er kann nicht sterben wie ein Einzelner. Er ist die Nation selbst. Wie jedes Ideal wird auch dies nur annähernd erreicht und diese Erreichung erst nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, wenn die Nation selbst fast schon verschwunden ist, erkannt. Wohl aber läßt sich die Straße erkennen, die zu dem Ziele führt. Diese Straße gehen Tausende. Auch Henrik Ibsen schien sie gehen zu wollen. Er schwenkte ab, weil sie ihn nicht zur Freiheit führte. Denn es war für ihn nicht die natürliche Straße. Aber das beweist nichts gegen sie, sondern nur gegen ihn. So gewiß der alte, also der moderne Ibsen an tiefgehender Bedeutung für uns den jungen und jüngeren Ibsen, den der ersten und zweiten Epoche, übertrifft, so gewiß wird naives, ich möchte sagen unlitterarisches Fühlen dem Letzteren heimlich den Vorzug geben. Scheidewasser ist oft heilsam und nützlich, aber zerfrißt schließlich Alles. Arzeneien, die den Kranken retten, stellt der Gesunde bei Seite. Und so werden wir mit allen Kräften darnach streben müssen, Ibsen zu überwinden. Den Höhepunkt seiner Wirksamkeit hat er erreicht. Spätere, glücklichere Zeiten werden seinen Einfluß kaum mehr verstehen. Denn in seinem Siege liegt schon sein Untergang. Das „dritte Reich" heraufzuführen, war ihm nicht gegeben. Er war der Zerstörer, wir warten des Baumeisters. Er war der Zweifel, wir warten des neuen Glaubens. Ich bin der festen Zuversicht, daß das heranwachsende Geschlecht nicht mehr zu ihm stehen wird. Ich preise es dafür. Wir selbst, die wir aus dumpfer Stickluft verhangener Stuben kamen, feierten die zugige Durchgangsstation; die nach uns Kommenden werden sich sonnige Heimstätten suchen, wie sie kein Henrik Ibsen bauen konnte. Aber ich will hier nicht von dem europäischen Dichter reden, sondern von dem norwegischen; nicht von dem berühmten alten, sondern von dem unbekannten jungen. Ich möchte sagen und weisen, wie sie Beide auseinander gehen und wie sie Beide sich finden. Erwünschten Anlaß dazu giebt die neue deutsche Gesammtausgabe von Ibsen's sämmtlichen Werken, deren in S. Fischer's Verlag in Berlin bisher erschienener zweiter Band mit Ausnahme des „Catilina" die Erstlingsdichtungen in guter Uebertragung bringt. Das größte Interesse concentrirt sich naturgemäß auf die beiden bisher ungedruckten und auch in Skandinavien unbekannten Jugendwerke, und sie zuerst mögen auch hier berücksichtigt werden.

„Das Hünengrab" heißt das erste. Es ist im Jahre 1850 während der Vorbereitung zum Examen in den Pfingstferien geschrieben, in demselben Jahre auf dem Christianiaer Theater drei Mal aufgeführt, 1854 in etwas veränderter Fassung im Feuilleton der „Bergener Blätter" gedruckt und später noch zwei Mal gegeben worden. Aber die Nummern der Zeitung, die es brachte, sind nicht mehr aufzufinden; die jetzige Veröffentlichung erfolgte nach dem erhaltenen Originalmanuscript, dem Soufflirbuch der Bergener Theaterbibliothek. Lyrisch setzt es ein. Der Schauplatz eine kleine Insel bei Sicilien (früher die Normandie); ein antiker Tempel, Hünengrab, Blumenkränze, das Meer. Davor Blanka, eine wunderschöne Jungfrau, die sich nach dem Norden sehnt und einem jungen herrlichen Helden. Blauäugig soll er sein, den Kupferhelm auf goldenen Locken tragen, das Schwert mit starker Rechte umklammern. Um sein stolzes Drachenschiff schwimmen ihre Träume, und droben in Lüften segelt ein Wildschwan. Ihr Stiefvater, mit dem sie einsam auf der Insel lebt, hat ihr so viel von den Thaten der blauäugigen Seekönige erzählt, ihr angedeutet, daß er selbst einst Vikingerfahrten mitgemacht, daß sie nun hingerissen an nichts Anderes denkt, als den ersehnten Helden. Sie, die Südländerin, wird die Verkünderin des Nordens. Und natürlich läßt der Held nicht auf sich warten. Gandalf erscheint mit seinen Mannen, um seinen vor zwölf Jahren auf dieser Insel erschlagenen Vater zu rächen und mit Feuer und Schwert Alles zu vernichten. Der Conflict ist klar: Gandalf hat bei den Göttern Walhalls Blutrache geschworen, verliebt sich aber in Blanka. Es giebt nur einen Ausweg für ihn: selbst zu fallen. Das beschließt er. Aber es kommt nicht dazu. Denn Blankas Pflegevater giebt sich als Gandalf's Vater zu erkennen, der hier heimlich gelebt hat, der Schwur ist hinfällig, Gandalf und Blanka werden ein Paar und ziehen nach dem Norden, wohin sie das Christenthum verpflanzen. Das ist in bald mehr, bald weniger schönen Versen gesagt — in Versen, die den Anfänger zeigen. Sie sind überladen mit Bildern. Gleich der lyrische Erguß Blankas, der die erste Scene einleitet, ist bezeichnend dafür. Jede zweite Zeile ein Bild. Die letzten Abendgluthen sind wie ein Meer in Brand, der Strand ist „tempelstill" und gleichzeitig noch einmal „still wie unter Laubenbogen", die Sommernacht senkt sich erst „taubensacht" nieder, und senkt sich eine Zeile darauf auf „Schwansgefieder" noch einmal nieder. Ein Bild mordet immer das andere. Ein ganzer Menagerieapparat wird dafür in Bewegung gesetzt, und neben Taube und Schwan kommen Möve, Bär, Aar, Falke, Delphin, Schwalbe und anderes Zoologisches zur Geltung. Märchenhaft verschwommen sind die Personen. Dieser alte Wikingerheld König Rörek, der auf der einsamen Insel vom Evangelium der Kraft zu dem der Güte kommt, läßt sich nicht fassen; Blanka und selbst Gandalf hinterlassen keinen Eindruck. Kurz, das Ganze ist, ästhetisch genommen, schwach und unreif. Interessant sind nur einige Gedanken, die auftauchen und in die Zukunft weisen. Da ist vor Allem der große Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, der später in „Kaiser und Galiläer" seine gewaltigste Ausprägung finden sollte. Wie dort in einer knappsten Scene die weltweite Kluft angedeutet ist, der Festzug des Kaisers den gefesselten Christen begegnet und jeder der Züge sich verkündet:

Der Apollo-Zug: „Herrlich der Rosen kühlender Kranz,
Herrlich zu schweben im sonnigen Glanz."

Der Zug der Gefangenen: „Selig den Märtyrertod zu erleiden;
Selig zu sterben zu himmlischen Freuden."

— so stehen sich hier Blanka und Gandalf gegenüber: Blanka, die für ihre Feinde betet; Gandalf, um Blutrache zu nehmen. Erstaunt, trotzig bäumt sich der Seekönig auf: Wie kannst Du beten, sag', für Deinen Feind? Feig ist dieser Glaube,

Digitized by Google

saugt des Helden Kraft auf! Aber innerlich fühlt er sich selbst bezwungen davon. Das Christenthum siegt auf der ganzen Linie. Wie Blanka den Wikinger Rörek vom Evangelium der Kraft zu dem der Güte bekehrte, so auch schließlich Gandalf, seinen Sohn, ihren späteren Gatten. Diese Parteinahme Ibsen's ist charakteristisch. Denn mir will scheinen, als bezeuge sie gerade, wie anerzogen, wie wenig natürlich die Begeisterung für nordisches Alterthum bei ihm war. Das Große und Größte der Seekönige: der trotzige Todesmuth, die Heldenkraft steht schon dem jungen Ibsen unter dem christlichen Ideal der Liebe und Milde. Bei dieser Anschauung mußte also bald der Umschwung kommen. Der Gegensatz zwischen Christenthum und Heidenthum entspricht dem Weiteren zwischen Süden und Norden. Blanka, die Südländerin und als Christin den nordischen Recken gegenüber die Culturträgerin, hat doch die instinctive Sehnsucht nach dem Norden. Der Süden ist erschlafft, ohne „Treue, Kühnheit, Streben", der Norden dagegen ungebrochen, kühn, stark, etwas barbarisch. Das Ideal wäre, wenn das Christenthum sich mit jener erdfrischen Stärke vermählen könnte. Symbolisch geschieht das in der Verbindung von Gandalf und Blanka. Thors Hammer sinkt in Staub, die Wikingerfahrten werden zur Sage, der Norden selbst zum großen Hünengrab, aber diesem Grabe entsteigt ein neues höheres Leben, entsteigt „Nordland hell und hehr zur Geistesthat auf des Gedankens Meer". Diese letzte Prophezeihung hat Ibsen, wie Georg Brandes erzählt, als die einzigen Zeilen eigenhändig dem Soufflirbuch angehängt. Bezeichnend genug für den jungen Dichter, den damals also schon die Reflexion beherrscht und dessen Nordlandsbegeisterung nichts Anderes war als Oehlenschläger'sche Nachempfindung.

Die zweite bisher unbekannte Dichtung „Olaf Liljekrans" ist ein dreiactiges Schauspiel, 1850 entworfen, 1856 beendet, 1857 zweimal auf dem Bergener Theater aufgeführt. Die alten Heldenlieder gaben den Anstoß dazu. Die von Herder und später von Wilhelm Grimm übersetzte Ballade von Herrn Olaf, der auf seiner Brautfahrt von den Elfen verlockt wird, in erster Linie. Mit der Hochzeitsfahrt beginnt auch Henrik Ibsen's Stück. Olaf Liljekrans soll sich vermählen, aber ihn hat eine „Elfin" bezaubert, die er im einsamen Thale gefunden. Natürlich ist diese Elfin ein Menschenkind von Fleisch und Blut, Tochter eines tollen Spielmanns, aber wunderhübsch behängt mit Märchenschleiern. Olaf hat ihr die Ehe versprochen, ist aber gleichzeitig auf mütterliches Geheiß verlobt mit Ingeborg von Guldvik. Er liebt sie nicht, sie nicht ihn, doch als Schwächling will er seiner Mutter Befehl folgen und sie heirathen. Alfhild, die Verlassene, wirft halb von Sinnen die Flammen in's Hochzeitshaus, wird jedoch eingefangen und soll getödtet werden; nur dann erginge nach alter Sitte Gnade für Recht, wenn die zum Tode verurtheilte irgend Jemand, und sei's auch der geringste Knecht, zur Ehe begehre. In der höchsten Noth springt da, von Reue und Liebe bezwungen, Olaf selbst vor: er verlangt sie zum Weibe und erhält sie schließlich, da Ingeborg sich inzwischen in der Heimlichkeit von einem Knecht ihres Vaters hat entführen lassen. Merkwürdig ist an diesem „Olaf Liljekrans" besonders die Ineinanderschiebung zweier verschiedener Schichten. Die frühere davon die ganz romantische. Sie wird den Entwurf von 1850 mehr oder minder vollständig ausgefüllt und bestimmt haben. Als sechs Jahre später die Ausführung begann, hatte sich Henrik Ibsen schon leise von der Romantik gelöst. Er glaubte nicht mehr so recht daran, er war skeptisch geworden. Das ließ sich nicht ganz verbergen. Und so ist dieser Olaf das romantische Werk eines schon unromantischen Dichters. Alfhild, die verkörperte Romantik, ist zwar gut und schön für Bergeinsamkeit, aber sowie sie unter Menschen kommt, wird sie verhöhnt und ausgelacht, muß Schmerzen leiden und soll sterben, gerichtet von der Vertreterin einer praktisch-nüchternen Lebensauffassung, von Frau Kirstin. Und im Grunde rettet sie nicht ihre Schönheit und Unschuld, sondern ihr Reichthum. Als Frau Kirstin davon hört, sagt sie Ja und Amen zur Vermählung der Liebenden. Ein seltsames Räthselwort hat Olaf empfangen: unter allen Blumen soll er die schönste finden, soll sie zerpflücken, dann erst wird sein Glück erblühen. Alfhild, diese schönste Blume, muß mit allen ihren romantischen Idealen erst an der Außenwelt scheitern, ehe sie glücklich wird und macht. Schön und rührend ist es, wie dieses Kind, das all' ihre Lebensweisheit aus den Spielmannsliedern ihres Vaters hat, von der rauhen Wirklichkeit gepackt wird. Wenn ein Mensch stirbt, singt sie, dann kommt ein Elf mit weißen Schwingen, webt ihm ein Bett von Lilien und rothen Rosen, spannt den goldnen Wolkenwagen an, und Engel streuen weiße und blaue Perlen über den Rosenpfühl und spielen mit ihm in der himmlischen Heimath. Nun sieht Alfhild einen Leichenzug. Olaf, fragt sie, wo ist der Pfühl von rothen Rosen und wo das Lilienlaken? Die Anwort: ich sah sie nicht, ich sah nur schwarze Bretter, und drinnen schläft der Todte auf Spähnen und Stroh. Olaf, fragt Alfhild wieder, wo ist der weiße Elf, wo sind die blauen und weißen Perlen, wo die himmlische Heimath? Und die Antwort: ich sah nur die gebrochene Mutter, ich sah viel Thränen, und der Schlummerort ist die kühle Erde. Ach, wohl leuchtet Bergkönigs Schatz wie rothes Gold durch die Nächte, aber wenn Du danach greifst, findest Du lauter Schutt und Staub. So mag das Leben auch sein, — hüte Deine zarten Finger, Alfhild! Was hier ernst gefaßt ist, wird an anderer Stelle mehr in's Scherzhafte gedreht. Hemming hat Ingeborg entführt; auf dem schönsten Apfelschimmel sind sie in die Bergeinsamkeit entflohen, wo sie nun selig wohnen wollen in der berühmten „kleinsten Hütte", die für ein liebend Paar bekanntlich Raum hat. Aber oben wird ihnen plötzlich klar, daß Wirklichkeit und Romantik sich schlecht vertragen, und der Schluß: Ingeborg will's doch vorziehen, zu ihrem Vater zurückzugehen, wo's Mägde, Tanz, Gesang, Bequemlichkeiten ꝛc. giebt. Olaf Liljekrans, das romantische Stück, ist also gleichzeitig eine Ueberwindung der Romantik. Der reifende Dichter kehrt ihr den Rücken und sucht sich den Weg in die Wirklichkeit. Daß er seit dem „Hünengrab" ein tüchtiges Ende auf diesem Wege vorwärts gekommen, beweist die ungleich größere Charakterisirungskunst im Olaf. Und Eins fällt da auf: Die Frauen sind nicht nur plastischer gefaßt, sie sind auch stärker, sichrer als die Männer. Sowohl Olaf wie Hemming, die beiden Liebhaber, sind Schwächlinge, langweilige, entschlußlose Gesellen, die immer erst einen Puff erwarten, ehe sie vorwärts gehen. Ingeborg's Vater ist ein Dummkopf. Und ihnen gegenüber steht die kluge Frau Kirstin, die energische Ingeborg, die liebliche Märchenprinzessin Alfhild. Im „Hünengrab" hatte Blanka ebenso durch geistige Ueberlegenheit die beiden Seekönige, Vater und Sohn, bezwungen. Und wenn man die übrigen Dramen des Weisen von Skien daraufhin ansieht, so wird man diesen merkwürdigen Zug in den meisten wiederfinden.

Zwischen diesen beiden, jetzt erst bekannt gewordenen Dichtungen liegen zwei andere: „Die Herrin von Oestrot", 1854 geschrieben, und „Das Fest auf Solhaug", das 1855 entstand. Den Inhalt Beider darf ich als bekannt voraussetzen. Die Herrin von Oestrot ist nach Anlage und Einzelheiten das Bedeutendste, was Ibsen vor seinem dreißigsten Jahr schrieb; „Das Fest auf Solhaug" das reinste. Dort große Vorzüge, aber auch Mängel, die im letzten Grunde die ganze Wirkung des Werkes vernichten, hier ein kleines reines, nicht ganz reell am Schlusse durchgeführtes Kunstwerk. Dort ein unheimliches Nachtstück, hier Sonnenschein und Helle. Die Herrin von Oestrot ist das bedeutendste und mißlungenste Werk des ganz jungen Ibsen zugleich. Die Idee tieftragisch; die Ausführung im Einzelnen groß, und der Gesammteindruck doch nur peinlich. Denn eine Eigenthümlichkeit der Ibsen'schen

Digitized by Google

Technik, ein Kniff, auf dem viel von der räthselhaften Wirkung des Dichters beruht, tritt hier bis in's Letzte durchgeführt hervor: die Eigenthümlichkeit, uns die Personen in ihrem innersten Wesen erst ganz spät zu enthüllen, uns Räthsel aufzugeben. In den neueren Dichtungen wendet Henrik Ibsen diesen Kniff wenigstens feiner an, sozusagen: er verinnerlicht ihn; hier jedoch ist Alles äußerlich, Mißverständnisse über Mißverständnisse, Räthsel über Räthsel, die Personen verkennen sich, halten sich gegenseitig für andere, als sie sind, Frau Inger läßt ihren eigenen Sohn tödten, ohne zu ahnen, daß er es ist; ihre Tochter giebt sich dem Verführer und Mörder der eigenen Schwester hin, natürlich auch ohne zu wissen, daß er ihren Liebling in's Grab getrieben, und nebenher entwickelt sich ein ganzer Rattenkönig von Verwechslungen. Nun mag eine Verwechslungskomödie angehen, eine Verwechslungstragödie ist ein Nonsens. Aber ein Detail ist hier schon Größe. Es ist unheimlich und wäre des alten Ibsen würdig, wenn Frau Inger sagt: „Björn, Du bist ein alter Mann, doch will ich Dir einen Rath ertheilen: Sei auf Deiner Hut vor allen Menschen, die schon todt sind, und vor allen Denen, die noch sterben sollen." Auch hier wachsen die Frauen über die Männer empor. Frau Inger ist ein mächtiges Weib, und ihre Tochter Eline — wieder ist der Falke mit ihr verknüpft — giebt ihr nichts nach. Und noch ein zweites, schon häufig beobachtetes Moment tritt hier hervor: Ibsen's unerschütterlicher Glaube, daß jeder außerordentliche Mensch einen „Beruf" habe, den er erfüllen müsse, eine Sendung, die ihm große Opfer auferlege. Er muß auf die kleinen menschlichen Freuden verzichten. Wie sich Schiller's Jungfrau von Orleans durch ihre Liebe an ihrem „Beruf" versündigt, so Frau Inger durch ihre Hingabe an Sten Sture. Das Kind, das diesem Bunde entsproß, hemmt sie. Daran geht sie zu Grunde. Georg Brandes hat darauf aufmerksam gemacht, wie dieser feste Glaube an den „Beruf" in den „Kronprätendenten" und in „Brand", in „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer", im „Volksfeind" und „Rosmersholm", im „Baumeister Solneß" u. a. m. wiederkehrt und daß Ibsen selbst 1866 in einer Eingabe an König Karl den Ausdruck gebraucht: „Das Lebenswerk, an das ich unerschütterlich glaube, und von dem ich weiß, daß Gott es mir auferlegt hat." Im „Fest auf Solhaug" ist es das Verhältniß der beiden Schwestern, was zunächst interessirt. Der Mann zwischen zwei Frauen — dies Thema hat Ibsen fast allzu oft variirt. Im „Catilina" muß Lucius der Furia Rache schwören an ihrem Todfeind, der ihre Schwester Silvia verführt und in den Tod getrieben hat, — und ihr Geliebter Lucius (Catilina) ist selber dieser Elende. In „Frau Inger auf Oestrot" gewinnt Nils Lykke, der Verderber Lucias, unerkannt die Liebe von Lucias Schwester Eline. In „Olaf Liljekrans" steht Olaf zwischen Ingeborg und Alfhild. Im Fest auf Solhaug Gudmund zwischen Margit und Signe. Diese Frauen sind meist grundverschiedene Repräsentantinnen ihres Geschlechts. Neben der Sonnigen, der ihre Liebe Alles ist, steht die Bedeutendere, Leidenschaftliche, Tragische. Und das Eheproblem, das in Frau Inger schon auftaucht, wird im Fest auf Solhaug bereits kräftig gepackt, um dann in der „Nordischen Heerfahrt" und der „Komödie der Liebe" immer mehr in den Vordergrund zu rücken. Wie ein Vorklang zur Nordischen Heerfahrt muthet uns das Fest auf Solhaug an. Margit eröffnet die Reihe jener Frauengestalten, die eine sogenannte „Vernunftheirath" eingingen und in der Ehe erst entsetzt einsehen, was sie gethan. Man denkt dabei an Hedda Gabler. Und auch Ellida in der Frau vom Meer, Frau Alving in den Gespenstern darf man heranziehen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auch im Fest auf Solhaug Margit, diese etwas verkleinerte Ausgabe der walkürenhaften Hjördis in der „Nordischen Heerfahrt", ihren Gatten thurmhoch überragt. Auf eine Lieblingsfigur des jungen Ibsen sei noch zuletzt die Aufmerksamkeit gelenkt. Das ist der Skalde, der Dichter, der Spielmann. Der Spielmann, der immer Ibsensche Züge trägt. Sein Beiwort ist fast stets „friedlos". Friedlos irrt er durch die Welt, ohne Haus und Heim. Und was der tolle Thorgjerd am Schluß von Olaf Liljekrans singt, das ist des jungen Ibsen Programm und durfte deßhalb vor all' den Jugenddramen stehen:

Ein Spielmann hat weder Heim noch Haus,
Sein Sinn geht rastlos in's Weite hinaus.
Wem da von Liedern die Brust geschwellt,
Des Heimath ist die weite Welt.
In Wald und Thal, am grünenden Hang
Muß er rühren die bebenden Saiten zum Sang;
Dem heimlichen Leben muß er lauschen:
Des Gießbachs Tosen, der Woge Rauschen,
Des pochenden Herzens seltsamen Mären;
Sein Lied muß es des Volkes Träume klären
Und all' die Gedanken, die gähren!

Das Hünengrab, das Fest auf Solhaug, Olaf Liljekrans, Nordische Heerfahrt — überall tritt der Spielmann auf. Und es ist charakteristisch, wie Ibsen die Handlung mit Vorliebe durch ein Lied, das gesungen wird und das eine Spannung zur Entladung bringt, vorwärts treibt. Auch Gerhart Hauptmann macht etwas Aehnliches und doch etwas ganz Anderes. Nämlich auch er streut fast in jedes seiner Dramen ein Lied ein. Aber während solch' Lied bei Ibsen die Handlung steigern muß, unterbricht es bei Hauptmann die Handlung lyrisch als bloß stimmungserregender Factor. Der große Unterschied ist klar. Ibsen hat selbst, wenn ich nicht irre, mehr als einmal behauptet, seine Entwickelung wäre in gerader Linie gegangen und seine Jugendwerke ebenso nothwendige Ausscheidungen seiner dichterischen Wesenheit wie die Werke seines Alters. Es führten tausend Fäden von diesen zu jenen. Das ist unzweifelhaft richtig. Was einer werden kann, sagt Hebbel, das ist er schon. Und so wird man in diesen Dichtungen der Frühzeit in den Ansätzen all' die Keime finden, die später so mächtig aufschossen. Frau Inger schon geht mit manchen anderen Gestalten dieser Erstlingsdramen an der Lüge zu Grunde. Und es war nur eine Frage der Zeit, wann der junge Dichter in seinem naiven Glauben schwankend werden und dann unerbittlich als ein Diogenes mit der Laterne jeder „Wahrheit" zweifelnd in's Gesicht leuchten würde. Die Inbrunst, mit der es geschah, zwang selbst den Gegner zur Bewunderung. Denn Henrik Ibsen hatte den Muth, grausam gegen sich selbst zu sein.

Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh.

Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs.

Von Theophil Zolling.

(Schluß.)

Der erste Act unserer Tragikomödie war die Triumphreise des Dichters, die Audienz und das Verbot seines Blattes. Der zweite brachte den Absagebrief an den König und die Ausweisung. Der Schlußact ist nur ein literarisches Satirspiel.

Der ganze Herwegh-Rummel fand damals, wie selbstverständlich, einen aufmerksamen Beobachter in dem zur Ruhe gesetzten, aber eben darum verbitterten „Patriarchen der Mauerstraße", in Varnhagen von Ense, wie aus dem noch heute in den öffentlichen Bibliotheken secretirten 2. Bande seiner „Tagebücher ersichtlich. Der Dichter hat ihn damals in Berlin nicht besucht; erst viele Jahre später befreundete sich der alte Geheimrath nebst seiner betriebsamen Nichte Ludmilla Assing mit dem Ehepaar Herwegh. Varnhagen weiß in seinen Denkwürdigkeiten zu erzählen, daß die Audienz das Tagesgespräch in Berlin war. „Alle Classen von Menschen sind in Bewegung; die Vornehmen, die Frommen, die Altgesinnten sind bestürzt, ja beleidigt, die Jüngeren voll Neid. Allgemein findet man die Hereinziehung (des Königs) von Thiers in diese ganz heterogene Scene sehr ungehörig".

Digitized by Google

Er erlauscht bei den Hohen und Hochgestellten die härtesten Dinge gegen den Monarchen. „Herwegh wird ihm nie verziehen, man ließe ihn gern, wenn es möglich wäre, Kirchenbuße thun wegen seines Unterfangens ‚solchen hergelaufenen Burschen' zu sich bringen zu lassen." Durch den Vorgang sei die ganze Jugend aufgeregt, Jeder denke nun, er müsse es nur recht arg machen, dann werde er zu Ehren kommen; nun schreie man erst recht. Und in den Behörden selber sei Parteisucht, Widerspruch, Auflösung. Den Absagebrief nennt Varnhagen „voll dreister Freimüthigkeit". Und nach der Ausweisung Herwegh's bemerkt er, unter den vorhandenen Umständen habe das freilich nur vom Könige ausgehen können. „Nun wird es Lärm geben! Und man ist nicht sehr darauf eingerichtet, ihn zu ertragen ... Aber bestraft ist der König doch; die Verweisung Herwegh's, die er hat befehlen müssen, ist einem Widerrufe gleich und giebt ihm vor aller Welt das Ansehen eines Bestraften". Zunächst befahl der König den drei Ministern, die beim Censurwesen betheiligt waren, ihre Ansichten und Vorschläge in Betreff einer neuen Censurinstruction jeder in einer eigenen Denkschrift zu entwickeln. „Große Noth, viel Berathen und Erwägen!" klatscht Varnhagen. „Endlich kommen die drei Denkschriften doch zu Stande, und siehe da! die drei Minister Bülow, Eichhorn, Arnim, stimmen in nichts überein, jeder will für sein Ministerium alles frei und sicher halten und alles den beiden andern aufladen. Nun ist ein Rath beauftragt, daraus ein Ganzes zu machen, und der sagt, wenn er die drei Denkschriften so nebeneinander liegen sehe, so werde ihm grün und gelb vor den Augen." Gleichzeitig wurde gegen die Leipziger Allgemeine Zeitung vorgegangen. Durch Königliche Cabinetsordre vom 28. December 1842 wurde sie in den preußischen Staaten verboten und ihr auch die Transitbeförderung durch Preußen mittelst der Post entzogen, um so dieser sächsischen „Niederlage von Lügen, Entstellungen und böswilligen Angriffen" das Lebenslicht auszublasen.*) Varnhagen bemerkt, die Begründung des Verbots in der Staatszeitung sei sehr schlecht gerathen, „unnöthig zart und dann doch ganz grob, das wird den üblen Eindruck nur vermehren". Ueberdies befürworteten die Berather des Königs, über die Presse einen „Belagerungszustand" mindestens auf einige Zeit zu verhängen. Zur Vorbereitung mußte die Duncker'sche Literarische Zeitung, das halbamtliche Ministerialblatt, eine laute Wehklage anstimmen, daß die Wortführer der Freiheit in einem Jahre die deutsche Presse um ihren guten Ruf gebracht hätten, und durch die Verkündigung der zugesagten vollen Preßfreiheit würde der Staat eine außer seinem Bereiche stehende Macht anerkennen. So sah sich also Graf Arnim-Boitzenburg, der in den Rath der Krone berufen worden war, um die von ihm dringend empfohlene freiere Bewegung der Presse durchzuführen, nun als Minister des Inneren genöthigt, mit Zwangsmaaßregeln vorzugehen, und der König verlangte immer weitere Verbote. Ruge's Deutsche Jahrbücher wurden in Sachsen und Preußen unterdrückt, dann auch noch durch den Bundestag, und gleich darauf die Rheinische Zeitung in Köln suspendirt, in deren Redaction der geniale Karl Marx saß, der dann in Folge der gänzlichen Unterdrückung des Blattes nach England zog und hier der Vater der Socialdemokratie wurde. Zuletzt wurde auch noch die den Bildern gewährte Censurfreiheit zurückgenommen. Als das Jahr der bedingten Preßfreiheit zu Ende ging, waren alle die einflußreichsten Organe des norddeutschen Liberalismus verstummt. „Dazu", schreibt Treischke, „der unausstehliche schulmeisternde Ton dieser Verbote, die den unterdrückten Zeitungen salbungsvoll ihr Sündenregister vorhielt. Und was am Schlimmsten wirkte, der König selbst konnte es nicht unterlassen, in jede Kleinigkeit des Zeitungstreibens belehrend einzugreifen ... Wie ein humoristischer Künstler verstand er, sobald sein Zorn verraucht war, jedes Aergerniß mit einem guten oder schlechten Witz von sich abzuschütteln; und wenn er sich zuweilen anklagte, so erhob er sich stets wieder an dem Glauben, daß er kraft der göttlichen Weihe seiner Krone den Lauf der Welt besser übersehe als alle anderen Sterblichen. So schritt er über den Wolken dahin, im Wahne seiner königlichen Unfehlbarkeit".

Es ist selbstverständlich, daß nun Herwegh den Sündenbock abgab. In den reactionären Blättern erschienen Spottgedichte, Flugschriften für und wider ihn tauchten auf, und überall erhob sich der Hohnruf: „Herr, weg mit dir!" Eine Caricatur die neuerdings Leixner's Deutsche Literaturgeschichte wiedergiebt, zeigte die Audienz, wobei zwischen dem König und dem Dichter ein liberaler Köter seine Nothdurft verrichtet. Der Vielschreiber E. M. Oettinger veröffentlichte einen Brief gegen den Ausgewiesenen, der ein mittelmäßiges Talent sei, und pries die Weisheit des Königs. Ein Friedrich Vogelleim genannt F. F. Franke verlegte bei Hayn in Berlin eine Brochure mit zwei Musikbeilagen, worin Herwegh ob seines Briefes verhöhnt wurde:

Du kannst von Glücke sagen
Daß Du noch vogelfrei
Darfst Deinen Fittig schlagen in diesen Christfesttagen
Mit Deiner vagen Freiheitlitanei.

Ein anderer Versifex, Victor Hermann, veröffentlichte in Schaffhausen eine Schrift „Herwegh und die preußischen Hofpoeten", worin es u. A. hieß:

Wie fröhnet Ihr dem jungen deutschen Dichter,
Da Euer König ihm Bewundrung zollt;
Und nun — o du entartetes Gelichter! —
Doch still mein Herz, du weißt: der König grollt.

Der Hamburger Commis und Communist Wilhelm Marr meinte in seinem Buch über das junge Deutschland in der Schweiz: „Herwegh hatte Unrecht, dem Könige zu schreiben, was er ihm geschrieben; mehr — es war eine Narrheit, daß er sich an den König wandte, aber der größte Theil seines Unrechts, ja die Narrheit selbst bestand darin, daß er das königliche Wort ‚Wir wollen ehrliche Feinde sein' — für Ernst nahm." Auch ein pseudonymer Nürnberger F. Publicola, sowie Johannes Scherr, der damals stark rothe junge Schwabe, nahmen den Dichter kräftigst in Schutz; er vertheidigte in seinen Literarischen und politischen Blättern (Winterthur, 1843) sogar den Absagebrief, den er im Stil und Ton sehr würdig fand.*) Auch der Hambacher Volksredner Wirth jubelte, daß der gepriesene Sänger des Volkes von einem Könige der besondersten Aufmerksamkeit, ja der Mühe eines Bekehrungsversuches würdig befunden worden war, und daß nur der Ingrimm über das Fehlschlagen dieses Versuches sich nun in ohnmächtigen Verfolgungsdekreten kundgebe. Noch beredter vertheidigte Prutz in der Rheinischen Zeitung den Dichter: „Der Absagebrief war eine Unvorsichtigkeit, sagen die Einen, eine Respectwidrigkeit, die Andern; genug es war ein Fehltritt, dem aber sicherlich dadurch, daß die Veröffentlichung wider Wissen und Willen des Verfassers geschah, jede Gehässigkeit genommen wird. Man konnte aber Herwegh's politische Gesinnung nicht theilen, man konnte seinen Brief

*) Das Verbot wurde, nachdem das Blatt am 1. April 1843 seinen Titel in Deutsche Allgemeine Zeitung geändert, wieder aufgehoben. Dronke behauptet, weil die preußische Regierung von dem neuen Redacteur Prof. Fr. Bülau mit Recht die gänzliche Impotenz erwarten konnte. „Da überdies der Buchhändler Brockhaus eine Liste früherer Mitarbeiter angelegt hatte, so wurden zwei Regierungsbeamte, deren Namen sich hierbei befanden, zur Strafe aus Berlin nach entfernten kleinen Orten versetzt." Man warf also Brockhaus, der seinen Schaden auf 20,000 Thaler rechnete, vor, daß er seine Mitarbeiter denuncirt hatte, um sein Blatt zu retten.

*) Diese 1848er Revolutionsliteratur ist in der Friedlaender'schen Sammlung, die jetzt einen Theil der Magistratsbibliothek zu Berlin ausmacht, ziemlich vollständig vertreten und durch die Liebenswürdigkeit des Stadtarchivars Dr. Paul Clauswitz leicht zugänglich. Katalog ist bei W. Baensch in Berlin erschienen.

Digitized by Google

auf's entschiedenste mißbilligen, man konnte mit der auf administrativen Wege über ihn verhängten Strafe völlig einverstanden sein — aber was Humanität, was Gerechtigkeit, was Edelmuth in diesem Falle heischten, das war wenigstens Stillschweigen. War aber Herwegh politischer Gegner — nun so dünkt es mich, war es unritterlich, ihn zu verhöhnen, wenn er durch euere Lanze, wenn er durch seinen Fehltritt zu Falle gebracht worden war. Was that also ein großer Theil der deutschen Zeitungen? Wunde auf Wunde versetzten sie dem Geschlagenen, Hohn auf Hohn, Schmähung auf Schmähung. O es ist ein schöner, ein nobler und ritterlicher Zug unserer ‚guten' Presse!"

Sogar der brave Freiligrath griff zornerfüllt nach der Leyer, aber nicht im Gefühle der Schadenfreude eines Nebenbuhlers, sondern aus dem schmerzlichen Empfinden dieser dem gesammten freisinnigen Streben muthwillig bereiteten Niederlage. „Dies Strohfeuer flackerte auf ein Mal zu heftig," schrieb er an Karl Buchner, „und die Reaction konnte nicht ausbleiben. Das ist eine saubere Geschichte! Si parva licet componere magnis, so hat die Geschichte seit dem Brande von Moskau keine schmachvollere Retraite aufzuweisen. Selbst die Verbannung kann hier nicht versöhnen, viel weniger restituiren! Wäre sie durch die Gedichte veranlaßt worden, hätte man Herwegh von vornherein den Zutritt in Preußen untersagt — eh bien, das wäre ein wirkliches Lob für ihn gewesen, das hätte seine Popularität nur erhöhen können! Aber nach diesem Briefe, nach diesem jämmerlichen Exerzig — es ist eine Schmach, eine kaum zu verwischende Schmach. Und nun die Folgen: es ist himmelschreiend! Lange ist die gute Sache wohl nicht so compromittirt worden, wie durch den Hochmuth und die Tappigkeit eines Einzelnen. Diese Buben geberden sich, als ob sie allein das Heil uns bringen könnten und tragen nur dazu bei, daß wir ein doppelt Schloß an's Maul kriegen. Dabei ihr cavalières Losdreschen auf's Christenthum, ihr frivoles Cokettiren mit Socialismus und Communismus, ihre Impietät gegen alles Aeltere. Wenn die echte, wahre Freiheit nicht noch mehr compromittirt werden soll, so muß man diesem egoistischen Unwesen, diesem Schindludertreiben mit der Freiheit energisch entgegenwirken, und dem hoffährtigen Trotz zeigen, daß man, trotz ihres Absprechens, auch eine politische Gesinnung hat, wenn man sie auch nicht bei jedem Athemholen im Maul führt." Gleichzeitig veröffentlichte er in der „Kölnischen Zeitung" sein übrigens formell stark herweghisirendes Gedicht „Ein Brief":

Das war ein lustiges Ziehen und Reisen durch die Welt!
Das war ein Fackelsprühen von Zürich bis zum Belt!
Aus Herzen und aus Küchen stieg Weihrauch Dir empor;
Pelotons von Tafelsprüchen schlugen knatternd an Dein Ohr!
Ein neuer Held Sankt Jürgen durch Deutschland zogst Du frei,
Im Fluge zu erwürgen den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der Grause noch züngelt ungescheut?
Verpaßtest Du beim Schmause vielleicht die rechte Zeit?
Du trotziger Dictator, wie bald zerbrach Dein Stab!
Dahin der Agitator und übrig nur der Schwab!
Verwelkt schon Deine Blume! Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schreibst dem eignen Ruhme, ach, den Uriasbrief!
Nun können sie Dich bänd'gen, Philister und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen, er schlug sich selber todt!"
Wen Ruhmeskleider zieren, der hüte sie wie Schnee!
Wahr ist es: Renommiren verdirbt das Renommee!
Wer sagt, er stände Wache für's Recht, der halte Stich
Und gebe statt der Sache nicht immer nur sein Ich!
Der schwinge, wo für's Ganze man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze, mit der die Hoffahrt ficht! — —
Zieh' hin, doch um zu kehren! Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring' ein die alten Ehren, mit Liedern bring' sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte, laß wehn sie, doppelt reich:
Poet, wetz' aus die Scharte, wetz' aus den Schwabenstreich!

Das Gedicht erregte das größte Aufsehen. Das ganze radicale Lager schäumte vor Wuth. Schon der folgende Tag brachte einen gereimten Absagebrief für den „Denuncianten" Freiligrath aus der Feder des abgesetzten rheinischen Beamten Karl Heinzen, „voll bierschenkenhafter Michelei", wie Freiligrath bemerkt. „Diese Leute können nicht begreifen, daß ein Mensch, wie Herwegh, die Sache der Freiheit compromittirt hat, und halten es für einen Verrath, wenn man ihm deßwegen im Interesse der Freiheit den Text liest. Lieber die Freiheit selbst geschmäht, als einem ihrer jungen wahnsinnigen Apostel auf die Finger geklopft. Das ist ein crimen laesae majestatis! Denn eine Majestät muß diese Trotzbubenwirthschaft nun doch einmal über sich haben; ist's nicht Friedrich Wilhelm IV., so ist's doch Georg I. — Du lieber Gott!" Besonders die Rheinische Zeitung schlug mit gelähmtem Flügel auf Freiligrath los. So klagt er denn dem Freunde: „Die vorherrschende Meinung ist gegen mich, das ist unbestreitbar, und das schreiben mir so gar vernünftige Leute mit bedenklichem Kopfschütteln. Von der Zukunft des Vaterlandes erwart' ich nicht viel. Stickluft oben und Stickluft unten — was soll aus dieser Misère Gutes kommen? Es ist jetzt übrigens vielleicht die rechte Zeit, daß das Korn und die Spreu, die Männer des gesetzmäßigen, vernünftigen Fortschrittes und die halbgahren Schreier des Radicalismus, sich sondern." Am Ende behielt allerdings Herwegh auch ihm gegenüber Recht, indem Freiligrath sich zur Revolution bekehrte, auf die königliche Pension verzichtete und mit seinen Ça ira-Liedern den Zeughausstürmern und Barrikadenmännern die Wege wies.

Auch Heine in Paris, der Herwegh bald darauf freundschaftlich empfing, pries die „eiserne Lerche", aber seine Spottsucht ließ sich den dankbaren Stoff nicht entgehen. So besang er denn höhnisch den Freund, wie er als Marquis Posa vor „König Philipp stand und seinen ukermärk'schen Granden", und zog in seinem bekannten Gedicht die Audienz in's Lächerliche.

„Ich lass' nicht die Kindlein wie Pharao ersaufen im Nilstrommasser,
Ich bin auch kein Herodestyrann, kein Kinderabschlachtenlasser.
Ich will, wie einst mein Heiland that, am Anblick der Kinder mich laben;
Lass' zu mir kommen die Kindlein, zumal das große Kind aus Schwaben."
So sprach der König; der Kämmerer lief und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind, das seinen Diener machte.
Der König sprach: „Du bist wohl ein Schwab'? Das ist just keine Schande."
„„Gerathen!"" erwidert der Schwab, „„ich bin geboren im Schwabenlande.""
„Stammst Du von den sieben Schwaben ab?" frug jener. „„Ich thu' abstammen
Nur von einem einz'gen,"" erwidert der Schwab', „„doch nicht von allen zusammen.""
Der König frug ferner: „Sind dieses Jahr die Knödel in Schwaben gerathen?"
„„Ich danke der Nachfrag',"" antwortet der Schwab', „„sie sind sehr gut gerathen."" — —
„Erbitte Dir eine Gnade," sprach der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: „„O geben Sie dem Volke die Freiheit wieder!
Der Mensch ist frei, es hat die Natur ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutschen Volk zurück seine Menschenrechte!""
Der König stand erschüttert tief — es war eine schöne Scene; —
Mit seinem Rockärmel wischte sich der Schwab' aus dem Auge die Thräne.
Der König sprach endlich: „Ein schöner Traum! Leb' wohl und werde gescheidter;
Und da Du ein Somnambule bist, so geb' ich Dir zwei Begleiter,
Zwei sichere Gensdarmen, die sollen Dich bis an die Grenze führen —
Leb' wohl! ich muß zur Parade geh'n, schon hör' ich die Trommel rühren."
So hat die rührende Audienz ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König seitdem nicht mehr die Kindlein zu sich kommen.

Es versteht sich von selbst, daß der streitbare Herwegh alle die Angriffe nicht ruhig hinnahm. Zwar lehnte die Augsburger Allgemeine Zeitung den Abdruck seiner Erklärung über die Audienz und Schönlein als „in dieser Form kaum zur Mittheilung passend" ab, doch eine anonym bei O. Wigand in Leipzig erschienene Brochure „Georg Herwegh und die Literarische Zeitung" hat keinen Anderen als ihn selbst zum Verfasser*); hier rechnet er in geistsprühender Prosa und in Spottversen ab mit der Regierung und ihren Reptilien, wie wir heute sagen würden. Wohl war es durch das Censurverbot

*) Gütige Mittheilung von Frau Emma Herwegh.

Digitized by Google

gelungen, den „Deutschen Boten aus der Schweiz“ unter seiner Leitung unmöglich zu machen, aber die für die ersten Monatshefte gesammelten Beiträge von Bruno Bauer, Nauwerck, Seeger, Gottschall, Strauß ꝛc. gab er nun als Buch unter dem Titel „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ mit sechs eigenen Gedichten heraus. Seine ganze Rache für alle erlittene Unbill legte er aber in den zweiten Band der „Gedichte eines Lebendigen“. Da finden wir das gegen Freiligrath und Geibel gerichtete „Duett der Pensionirten“, das Freiligrath jedoch „nicht der Rede werth“ hielt. „Dergleichen unschuldigen Spaß,“ schrieb er an Buchner, „gönne ich meinen Feinden von Herzen. Ich habe aus vollem Halse zu dem Dings gelacht, und es wenigstens 100 Leuten mit Ergötzen vorgelesen“. Dann finden sich gepfefferte Epigramme z. B. die Bezugnahme auf des Königs Wunsch, der Dichter möge seinen Tag von Damaskus finden.

Auf dem Wege von Damasko
Machte Saulus einst Fiasco,
Doch, das ihn bekehrt das Licht:
— Ein Berliner war es nicht.

Den sterbenden Seydelmann läßt er klagen:

Hätt' ich wie Cäsar gedacht, ich wär' in Schwaben der Mimen
Erster geblieben, anstatt Numero II in Berlin.

Hierzu erzählten die Berliner die hübsche Anekdote, daß ein Hofschauspieler, dessen stolzer Ehrgeiz schon viele Histörchen geliefert, damals triumphirend auf der Probe dies Epigramm gezeigt und ausgerufen habe: Da seht Ihr's, das ist endlich einmal der Mann, der mich erkennt und der es ausspricht, endlich wird mir diese Gerechtigkeit zu Theil! „Aber die Andern,“ schließt Varnhagen, „waren so grausam ihn zu warnen, er maße sich an, was dem Könige gemeint sei.“ — Ferner Herwegh's Antwort auf das Wort des Königs, daß er ihn nicht empfangen hätte, wenn er um seine Desertion gewußt hätte:

Deserteur? Mit Stolz! Ich habe des Königes Fahne,
Die mich gepreßt, mit des Volks soldlosem Banner vertauscht.

Treitschke meint dazu, er hätte dieser Entschuldigung nicht bedurft, denn in der liberalen Welt stand der Haß gegen die Söldlinge schon so fest, daß sie dem Poeten diese Verletzung der allgemeinen Bürgerpflicht gar nicht verargte. Indessen scheint auch der König Wilhelm von Württemberg, der auf sein berühmtes Landeskind, den „neuen Schiller“, stolz war, die Sache leicht genommen zu haben, denn auf die Fürbitte seines Leibarztes begnadigte er den Deserteur schon bald nach der Berliner Audienz und gestattete ihm die straffreie Rückkehr in die schwäbische Heimath. — Dann der Hieb auf den doppelzüngigen Leibarzt Schönlein, den Varnhagen freilich einen derben, genialen, scharfblickenden, ruhig entschlossenen, sichern und dabei heiter sich mittheilenden, sorglosen Mann nennt:

Als ihm der Schön zu groß geworden,
Schickt er ihn fort mit einem Orden;
Doch, um bei der Familie zu bleiben,
Ließ er ein Schön-lein sich verschreiben.

Und endlich die würde- und klangvollen Terzinen „Auch dies gehört dem König“, ein Gedicht, das Freiligrath „nicht nur $^2/_3$ superb, sondern leider auch $^2/_3$ wahr“ fand, und worüber Varnhagen schrieb: „Rathloser Fürst, redet Herwegh in seinen Terzinen den König an; ja wohl, rathlos ist er, denn in seiner Umgebung ist Niemand, der ihm wirklich rathen, ihm in seiner schwierigen Stellung helfen könnte, der den Stoff, welchen des Königs Inneres hegt und liefert, mit dem, den die Welt entgegenbringt, gehörig zu vermitteln und in ein tüchtiges Ganzes zu verschmelzen wüßte. Wilhelm v. Humboldt hätte das vermocht, der wäre der Mann gewesen, der den König als ersten Minister hätte brauchen können. Ein solcher wird ihm nie mehr geboten; seine Günstlinge bringen ihm keinen Ersatz, im Gegentheil, sie thun ihm unaufhörlich den ärgsten Schaden, den nichts wieder gut machen kann, sie entziehen ihm alles Vertrauen der Nation. Ich höre täglich in den verschiedensten Kreisen, die schlimmsten Sachen; mit dem Vertrauen weicht auch die Achtung, und allem Unheil stehen die Thore weit offen“. Herwegh singt:

... Du aber spielst den königlichen Saul;
(Nicht jenen Andern, den Du mich gescholten,
Wohl hoffend auf den Apostaten Paul —)
Du hast die freien Worte schlecht vergolten
Und warfst den Speer mit mörderischer Hand,
Wenn wir nicht jedem Knechte Beifall zollten.
... Was half Dir, ein paar Blätter abzustreifen?
Du wirst den Drang der Schöpfung nimmer stillen,
Und schneller werden nur die Früchte reifen.
Du armer Spielball armer Camarillen!
Du konntest Deiner Zeit die Fahne tragen
Und trägst nun ihre Schleppe wider Willen.
O lern' dem Traum des Heldenthums entsagen!
Vertrocknet ist für Dich der Born der That,
Aus Deinen Steinen wirst Du ihn nicht schlagen.
... Noch lebt die Sphinx der Revolution! —
Dein war das Amt, die Opferzeit zu kürzen
— O tausend Kränze harrten Deiner schon! —
Du konntest nur den Knoten fester schürzen,
Und in den Sternen — hatt' ich falsch gelesen.
Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen,
Und Du — Du bist kein Oedipus gewesen.

Es sind wahrhaft prophetische Worte, an die der unglückliche König, für den wirklich der Born der That vertrocknet blieb, später wohl noch gedacht haben wird. Um 1847 aber machten die Schriftgelehrten und Sänger den Kämpfern der Revolution, den handelnden Massen Platz, und als der Februarsturm von Paris hereinfegte, zeigte sich die Monarchie in ihrer tiefsten Erniedrigung. Doch noch einmal siegte die Reaction, und die Früchte der Revolution heimste ein kühner eiserner Junker ein, den Friedrich Wilhelm noch an's Licht gezogen, und ihm gelang es, einen preußischen König in Kriegswettern auf den Kaiserthron zu heben, der schon im friedlichen Völkerfrühling für seinen Bruder bereit stand.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Verbrüderung.

Humoreske von K. S. Baranzewitsch.

An jenem Abend, es war jour-fixe in der Familie Podopenkin, spielte Alexei Fedorowitsch seine Kartenpartie zerstreut und sichtlich mit Unlust. Das war beinahe ein Ereigniß und es mußte etwas ganz Besonderes vorliegen. Das kam aber so. Kaum hatte Alexei Fedorowitsch sich an den Kartentisch gesetzt, als er durch ein interessantes Gespräch, das im Salon geführt wurde, sich abgelenkt fühlte. Es war sogar eher eine Rede als ein Gespräch. Der Redner war ein unbekannter Herr, den er früher noch nie bei den Podopenkins gesehen hatte. Alexei Fedorowitsch warf einen flüchtigen Blick in den Salon und fragte den Hausherrn nach dem unbekannten Gaste.

„Ach der! Das ist Burawtschikoff!“ antwortete der Hausherr. „Der Landarzt. Er ist nach Petersburg gekommen, um irgend welche medicinische Instrumente einzukaufen. Wir sind Schulkameraden, vom Gymnasium her ... Nun, wer giebt?“

Es war Alexei Fedorowitsch, und das Spiel begann. Dessen ungeachtet hörte Alexei Fedorowitsch die ganze Zeit nicht auf zu lauschen, was im Salon geredet wurde. Dieser Landarzt sprach verdammt gut und überzeugend! Keiner versuchte es auch nur, ihn zu widerlegen: Alle hörten aufmerksam zu. Nur die Hausfrau unterbrach ihn zuweilen und entgegnete etwas, aber Alle fühlten, daß das nur der Form wegen geschah, um den Redner anzuregen. Sie sind doch manchmal sehr gewandt, diese Hausfrauen!

„Nun, und reist er bald fort, Dein Landarzt?“ fragte Alexei Fedorowitsch, indem er seinen Stich an sich nahm.

„Ich weiß nicht ... ich glaube, morgen!“ antwortete zerstreut und widerwillig der Hausherr, der ganz in sein Spiel vertieft war.

„Er wird Dich also nicht mehr besuchen?“

„Nein, nicht so bald ... Was, zum Teufel, thust Du? Das ist ja Trumpf!“ schreit der Hausherr, roth vor Wuth.

Digitized by Google

„Ja so ... hm ... verzeih'." Und Alexei Fedorowitsch wendet wieder dem Spiel seine ganze Aufmerksamkeit zu. Aber bald fängt es an, ihn zu langweilen. „Hol' der Teufel das Spiel!" denkt er. „Wir spielen fast jeden Tag. Ich will 'mal lieber ein wenig diesen Doctor anhören gehn." Im Salon, wohin er sich begab, hatte sich die ganze Gesellschaft, meistens Damen, um einen großen runden Tisch gruppirt. Die Herren standen abseits, in einzelnen Gruppen, und rauchten. Noch immer redete Burawtschikoff, ein großer, hagerer Herr mit struppigem Vollbart. Alexei Fedorowitsch setzte sich in eine Ecke des Salons, rauchte eine Cigarre an und begann zuzuhören.

„Sie bemerkten soeben, mein Herr," wandte Burawtschikoff sich an einen kleinen, kahlköpfigen alten Herrn, der ihm während seiner Rede immer giftige Blicke zugeworfen hatte. „Sie bemerkten eben: so machen es Alle. Ja, erlauben Sie, das ist ja eben das Schlimme, daß es ‚Alle so machen'. Sie sagen: wir sind Heerdenmenschen. Ich bitte Sie, das ist doch keine Entschuldigung! Wenn der Eine so spricht und so handelt, muß ich es denn durchaus ebenso machen wie er? Kann ich denn, wenn ich meinen eigenen Verstand, wenn ich selbst Herz habe, kann ich denn nicht auch nach eigenem Ermessen handeln und auf meine Weise für den Andern das thun, was ich für nöthig halte?"

„Erklären Sie sich deutlicher, bitte, Herr Burawtschikoff!" lispelte die Hausfrau sanft. „Wir verstehen nicht!" Der alte Herr wollte auch etwas sagen, konnte aber nicht, da er zu stottern anfing.

„Was verstehen Sie nicht?" eiferte Burawtschikoff. „Brauchen Sie Beweise, Beispiele? Tausend für eins könnte ich Ihnen anführen, aber wozu das? Wir fühlen es Alle, wir wissen es, daß wir nur nach der Routine leben, aber wir haben eben nicht den Muth mit ihr zu brechen! Sehen Sie doch, wie viel Intelligenz sich bei Ihnen, in Petersburg, angehäuft hat! Es wird ihr schon zu eng, zu dumpf hier. Die freien Stellen, die Gagen reichen nicht mehr aus! — Und im weiten Rußland ist es ganz leer! Nirgends ist ein ordentlicher Techniker aufzutreiben, der Landarzt muß sich in Stücke reißen — er ist nicht einmal im Stande alle seine Kranken zu besichtigen, vom Curiren schon keine Rede! Nein, zu uns müssen Sie kommen, auf's Land, in's Dorf, dort wird Jeder eine Thätigkeit finden!"

Alexei Fedorowitsch rauchte und sann nach. Es wehte ihm etwas Frisches, Muthiges aus der Rede des Arztes entgegen. Der Doctor hat Recht! dachte er. Unbedingt Recht! Was sind wir für Menschen, wie leben wir? Ich selbst, zum Beispiel, was thue ich? Des Morgens in den Dienst, und das auch nur per Droschke oder Pferdebahn; dort fertigt man Papiere, Documente aus, dann kommt man nach Hause, ißt zu Mittag. Nach dem Mittag: ein Schläfchen, dann die Kartenpartie, und so Tag aus Tag ein! Und womit ist der Kopf beschäftigt? Mit nichts! Man stumpft ab, wird zur Maschine ...

„Aber was für eine Thätigkeit, Doctor, meinen Sie?" fragt die Hausfrau, und faltet sogar flehend die Hände zusammen. „Was für eine Thätigkeit soll man denn dort, im Dorfe, ergreifen?"

„Ja, ja, was für eine Thätigkeit?" rufen die Damen der Gesellschaft durcheinander.

„Was für eine Thätigkeit?" Nach den Worten des Doctors fand sich ein weites Feld: die Dorfkinder unterrichten, die Bäuerinnen curiren, endlich Gemüsegärten anlegen, aussäen, ernten, sogar pflügen. Das findet Alles den Beifall der Damen: säen, ernten, aber — pflügen? Dagegen erhebt sich bei den Damen heftiger Widerspruch, und ein lebhafter Wortwechsel beginnt. Der Doctor muß endlich zugeben: das Pflügen sei allerdings mehr eine Thätigkeit für Männer. — Der Streit wird durch die Einladung der Hausfrau zum Imbiß unterbrochen. Bei dem Gedanken an das Abendessen hellen sich die Gesichter der Streitenden auf.

— — — Beim Abendessen macht Alexei Fedorowitsch, der neben dem Doctor zu sitzen kommt, dessen Bekanntschaft. Nach dem sechsten Schnaps sind Beide in lebhafter Unterhaltung begriffen und Burawtschikoff klärt ihn über die Thätigkeit eines intelligenten Menschen im Dorfe auf und rühmt „das ruhige, hygienische Leben im Schooße der Natur." Alexei Fedorowitsch stimmt ihm zu und wird ganz gerührt bei dem Gedanken an das Landleben ... Nach dem Abendessen erhebt sich Burawtschikoff, knöpft seinen Rock bis oben zu, und nähert sich der Hausfrau, um sich zu verabschieden.

„Wie, Sie wollen schon gehen? Bleiben Sie doch noch etwas!" sagt die Hausfrau, indem sie die Augen, welche ihr vor Müdigkeit zufallen, gewaltsam aufreißt. — „Und Sie auch?" wendet sie sich an mehrere andere Damen und Herren der Gesellschaft. „Aber so bleiben Sie doch noch, meine Damen, meine Herren, ich bitte Sie!"

Die Damen und Herren aus der Gesellschaft verabschieden sich und drängen in wirren Gruppen dem Vorzimmer zu, wo ein verschlafenes Stubenmädchen mit brennendem Licht sie erwartet. Der Hausherr und die Hausfrau überreden die Gäste, im üblichen Tone des Bedauerns, doch ja noch einige Minuten zu bleiben. Während dessen hat der Hausherr es schon bemerkt, daß irgend ein Gast mit seiner Cigarette ein Loch in die Tischdecke gebrannt hatte, und, da er den Thäter nicht kannte, so wünschte er im Stillen alle diese jour-fixe-Gäste zum Teufel ... Alles drängt nun in hellen Haufen die Treppe hinunter Alexei Fedorowitsch geht mit dem Doctor. An der Straßenecke müssen sie sich trennen. Der Doctor reicht ihm die Hand, Alexei Fedorowitsch will noch etwas sagen, aber Burawtschikoff zieht sich den Ueberzieher über die Ohren und entfernt sich mit großen Schritten. Seine hagere Figur taucht noch einmal im Lichte der Straßenlaterne auf und verschwindet dann im Dunkel.

Alexei Fedorowitsch seufzt tief auf, so daß sein feistes Bäuchlein wackelt, und schreitet weiter. Er überlegt bei sich eine sehr ernste, wichtige Lebensfrage. Was soll er thun? Soll er bei der früheren Lebensweise bleiben, mit all' der Oede und Abgeschmacktheit der dienstlichen Routine, oder sich mit einem Male entscheiden und ein neues Leben anfangen? Ist es aber nicht schon zu spät? Nein! Er ist ja noch nicht fünfzig Jahre alt und befindet sich, was man so nennt, „im besten Mannesalter". Soll er in's Dorf flüchten? Ja, ja: dorthin! Um sich endlich loszumachen von all' der tödtenden Langeweile dieser jour-fixes, dieser Klatschereien, dieses stumpfen Lebens, schon allein um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen. Zum Beispiel, habe ich jetzt viel getrunken? denkt bei sich Alexei Fedorowitsch, sechs Schnäpse und ein Gläschen Rothwein, und schon fällt mir das Gehen schwer: Kurzathmigkeit, Müdigkeit, die Füße wollen nicht vorwärts ... Nein, von morgen an will ich eine andere Lebensweise beginnen, aber heute ... „Droschke!"

„Wohin befehlen Sie?"

„Kasanskaja! — Dreißig Kopeken!"

„Jawohl!" Alexei Fedorowitsch setzte sich, noch immer in Nachdenken versunken, in den Schlitten und hüllte sich fester in seinen Pelz ein. Der Fuhrmann zerrte an der Leine und der Gaul trottete davon. Alexei Fedorowitsch konnte die Gesichtszüge des Fuhrmanns nicht unterscheiden, da dieser die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen hatte und seine untere Gesichtshälfte von einem dichten Barte überwachsen war. Aber Alexei Fedorowitsch sah den Rücken des Rosselenkers und dieser Rücken frappirte ihn durch seinen riesigen Umfang. Der echte Bauerngeruch entstieg ihm. „Dieser brave russische Rücken!" brummte gerührt Alexei Fedorowitsch. „Und welche Breite! Nein, man sage, was man will, es ist doch ein tüchtiges Volk, unser russisches!"

Ueber den Rand seines Pelzkragens begann er die Vorübergehenden zu mustern. „Alles Russen, und auch ich bin ein Russe!" dachte er in süßer Selbstgefälligkeit. „Da geht ein Lehrjunge, ein Krämer ... wie sorglos und heiter sie dreinschauen ... da ein Bauernweib ... Ein prächtiges Volk! Die Zukunft gehört ihm! Ja, so zusammen zu kommen mit einem echten russischen Bauern, ein oder zwei Gläschen mit ihm zu leeren, beim Thee mit ihm zusammen zu schwatzen über dies und jenes — lauter interessante Dinge ... er wird seine ganze Seele einem offenbaren ... ja ..."

Der Gaul trottet schläfrig weiter, die Schlittenreifen knarren im Schnee. Der Fuhrmann sitzt schweigend, wie eine Bildsäule auf dem Bock und scheint sogar von Zeit zu Zeit leicht einzunicken. Im dunstigen Nebel leuchten die Gasflämmchen wie rothe Punkte; die dunklen Gestalten der Polizisten stehen unbeweglich an den Kreuzungspunkten, an den Hausthoren sitzen in ihre Schafpelze gehüllt die Hausknechte. Einige Fußgänger hasten eilig über das Trottoir. Es ist kalt, düster und ungemüthlich ringsum, aber Alexei Fedorowitsch, der von seinem Biberpelz und seinen Träumereien erwärmt ist, fühlt sich sehr wohl und behaglich.

„Recht hat er, tausendmal Recht, dieser Doctor! Man muß sich einleben in das Volk, sich organisch mit ihm verbinden, mit ihm verbrüdern, ohne Spielereien, ohne Kunstgriffe, ganz einfach, ganz menschlich! Seltsam! Einen ganzen Abend hat der Doctor geredet, und keiner hat ihn verstanden. Ist denn wirklich eine Verbrüderung mit dem Volke unmöglich? Wenn auch vorläufig nur auf der Basis gegenseitiger Interessen?"

Alexei Fedorowitsch begann zu überlegen, was das für gemeinsame Interessen sein könnten, die ihn mit dem Volke verbinden würden, aber es kam Alles so verschwommen und unklar heraus. Vielleicht auf die Weise, dachte er. Also: der Bauer wird für mich etwas Holz fällen, es mir bringen, und ich ... nun, ich werde ihm, zum Beispiel, dafür eine Eingabe an's Gericht aufsetzen. Er wird doch, denke ich, irgend welche Processe bei Gericht haben? Nein, das ist doch nicht das Richtige! Vielleicht so: er wird mir im Frühjahr den Gemüsegarten umgraben, und ich werde ihm im Sommer dafür beim Heumähen ...

„Teufel! Wo kriechst Du hin! Halt' mehr rechts, Dummkopf!" Die Erwägungen Alexei Fedorowitsch's werden durch diese Ausrufe unterbrochen, der Schlitten hält plötzlich, und, durch den Ruck vorn übergestoßen, prallt er mit der Stirn gegen den breiten Rücken des Fuhrmanns. Er ist aus seinen Träumereien erwacht. Das Schimpfen dauert fort.

„Selbst Dummkopf! Was fährst Du hier hinein?"

„Satan!" Die Fuhrleute haben sich endlich ausgeschimpft und sind an einander vorbei gefahren. Alexei Fedorowitsch sieht sich um. Eine enge Gasse, Gaslaternen, Polizisten, Hausknechte.

„Kutscher!" wendet er sich an den Fuhrmann. „Aus welchem Kreise stammst Du?"

„Aus dem Jamburgschen!" ertönt es vom Bock.

„Ist Euer Dorf groß?"

„Ja."

„Und Du, wie heißt Du?" Der Fuhrmann schweigt. Ein echter russischer Bauer! denkt Alexei Fedorowitsch. Er liebt es nicht, unnützes Zeug zu schwatzen! Einfach, natürlich und schweigsam! Er betrachtet wieder den Rücken des Fuhrmanns und je mehr er ihn betrachtet, desto größere Achtung empfindet er vor ihm. Dieser colossale Rücken er-

Digitized by Google

scheint ihm wie die Personificirung alles Tüchtigen und Braven auf der Welt.

„Man nennt mich Gawrilo!" sagt plötzlich der Fuhrmann. „Aber wozu brauchen Sie das zu wissen?"

„So — ich wollte es wissen. Jeder Mensch hat doch einen Namen!" bemerkt tiefsinnig Alexei Fedorowitsch. „Bist Du verheirathet?" Der Fuhrmann antwortet nicht, und das gefällt gerade Alexei Fedorowitsch. Er will eben nicht reden, das ist Alles. Wer weiß, vielleicht hat er irgend ein Familiendrama zu verbergen? Es hat Keiner das Recht sich in die Seele des Andern zu stehlen. Ja, wir meinen immer: er ist ein Bauer, und er empfindet das nicht. Oh nein, er empfindet Alles sehr gut, vielleicht besser als wir! — „Womit beschäftigt man sich denn bei Euch? Wohl meist mit auswärtigem Dienst?" fragt Alexei Fedorowitsch, in Erinnerung an einen unlängst gelesenen Zeitungsartikel.

„Wie?"

„Ich meine, ob ihr Euch meist nach auswärts verdingt?"

„Wie es kommt. Die Einen verdingen sich nach auswärts, die Anderen bleiben im Dorfe arbeiten."

„Ihr betreibt wohl auswärts das Fuhrmannswesen?" Keine Antwort. „Nun und zu Hause? Säet ihr wohl aus?"

„Ja."

„Was denn?"

„Allerlei."

Alexei Fedorowitsch lächelt selbstzufrieden. Wir verstehen einander ausgezeichnet. Ich weiß doch mit dem Volk zu reden! „Nun, und wie ist Eure Wirthschaft? Dreifeldersystem, nicht wahr?"

„Wie unsere Wirthschaft ist? Na, wie alle!"

„Viehstand gut?" Keine Antwort. „Habt ihr einen Fluß?"

„Ja."

„Fische?"

„Ich weiß nicht."

Um die Verbrüderung vollständig zu machen, fand es Alexei Fedorowitsch für nöthig, dem Fuhrmann auch Einiges über sich mitzutheilen. „Weißt Du was, Gawrilo! Ich möchte furchtbar gern in's Dorf! Ja, vielleicht siedle ich nächstens über! Was ist hier Besonderes in der Stadt? Immer irgend wohin zu Gast laufen, sich in den Theatern, in den Clubs umhertreiben! Ein schönes Vergnügen! Die reine Langeweile, sage ich Dir! Nein, ich habe das Alles satt! Ich will mich 'mal im Dorfe ansiedeln!"

„Sie haben wohl ein Haus dort?"

„Nein, und ich brauche auch keins! Ich werde mich in einer Hütte einmiethen! Einen Gemüsegarten will ich anlegen, Fische fangen, Holz sägen, Pilze suchen! Eine Kuh kaufe ich mir . . . Ich will selbst pflügen, in der reinen, gesunden Luft, eigene, ungewässerte Milch trinken . . ." In seinen Träumereien hatte Alexei Fedorowitsch es gar nicht bemerkt, daß er an dem Hause vorbei gefahren war, in dem seine Wohnung sich befand. Man mußte umkehren. „Gawrilo, mein Freund, halte hier an der Laterne!" bat Alexei Fedorowitsch. Der Fuhrmann hielt. Alexei Fedorowitsch reichte ihm einen Rubelschein zum Wechseln. Der Fuhrmann langte, ohne sich zu beeilen, in die Brustfalte seines Caftans, holte den Geldbeutel heraus und begann das Kleingeld zu zählen. Nachdem er ausgerechnet, was er auf dem Rubelschein herauszugeben hatte, reichte er das Kleingeld dem Fahrgast.

„Was ist denn das?" fragt verwundert Alexei Fedorowitsch. „Das sind ja nur sechzig Kopeken!"

„Ja sechzig."

„Ich habe Dich doch für dreißig Kopeken angenommen!"

„Das ist mir zu wenig. Was sind wir die lange Zeit immer gefahren und gefahren!"

„Aber wir hatten doch dreißig Kopeken ausgemacht?" Gekränkt durch das Betragen seines lieben Gawrilo, schaut ihm Alexei Fedorowitsch gerade in das Gesicht, das von der Laterne beschienen ist. Unter der riesigen Fellmütze blickt ihm das freche, mit Bart verwachsene Gesicht des in Petersburg abgeschliffenen Bauern entgegen.

„Ich habe nicht mehr bei mir!" erklärt jetzt der Fuhrmann.

„Wie? Ich habe es in Deinem Geldbeutel gesehn."

„Lauter Kupferstücke! So viel bekomme ich nicht zusammen!"

Alexei Fedorowitsch ist empört. „Schäme Dich, mein Lieber! Du bist ein russischer Bauer und willst betrügen?"

„Ich betrüge nicht! Das ist kein Betrug! Sie haben Unrecht! Wir sind die ganze Zeit gefahren und gefahren und nur dreißig Kopeken! Unsereinen darf man auch nicht schinden!" schreit der Fuhrmann. Schon beginnt sich ringsum Publicum zu sammeln. Die vorüberfahrenden Fuhrleute nehmen die Partei Gawrilo's. Es werden Vorwürfe laut gegen „die Herrn, die sich, ohne zu zahlen, drücken wollen" . . . Alexei Fedorowitsch fühlt, daß ein peinlicher Scandal für ihn im Anzuge ist. Er tritt rasch in die Hausthür ein und stürzt die Treppe zu seiner Wohnung hinan. Auf seiner Seele liegt es schwer und bitter. Etwas schnürt ihm die Kehle zu und quillt in ihm auf, immer höher und höher, bis ihm die Thränen in die Augen treten . . .

Die Verbrüderung ist nicht zu Stande gekommen . . .

Aus der Hauptstadt.

Das dramatische R.

Während zur Kaiserfahrt nach dem Heiligen Grabe die Schiffe gerüstet wurden und das neue Kreuzheer seine letzten Siebensachen in die Kabinen der gecharterten Midnight-Sun verstaute, war im festlich geschmückten Saale in Stuttgart der socialdemokratische Thing zusammengetreten. Eigentlich hatten die Genossen die beste Absicht gehabt, sich wiederum einander die Wahrheit zu sagen, das heißt auf deutsch, sich mit unerhörten Grobheiten zu tractiren. Grund genug war dazu vorhanden, die Erregung und die Meinungsverschiedenheit groß. Wieder lagen sich alte und neue Schule, Veteranen und Gelbschnäbel in den Haaren; die Frage der Betheiligung an den Landtagswahlen hatte reichlich Confusion und Gehässigkeit erzeugt, und allerlei kleine Katzbalgereien, die ein Zufall zum Riesenzweikampf aufbauschen konnte, harrten des Austrages. Die niedlichen Pröbchen von Gehässigkeit und hochmüthigem Fanatismus, womit die Damen Luxemburg und Zetkin all' in der Zartheit ihres Geschlechtes den Parteitag regalirten, gaben einen Vorgeschmack von den Bitternissen, die hätten kommen sollen. Aber die Mehrzahl der Genossen war besser disciplinirt, als dies bei der schöneren Hälfte der Menschheit der Fall zu sein pflegt, und während das blutrothe Schwesternpaar die einmal memorirten Reden auch halten wollte, verharrten die Männer entweder in jenem tiefen Schweigen, das unsern Preßbetheiligten, wenn sie erwischt werden, immer so gut steht, oder sie begnügten sich damit, das unbedingt Nothwendige in versöhnlicher Form zu sagen. So geschah es, daß Gemäßigte und Radicale sich am Schlusse der Discussion über die Parteitactik brüderlich die schwieligen Fäuste schüttelten; daß der ganze Landtagswahlärger in fünfzehn Minuten aus der Welt geschafft war, ohne alle Apparate, vermöge einer schlichten Resolution mit doppeltem Boden. Immer noch hat, Herr Groeber ist völlig im Rechte, die Socialdemokratie ein Schweineglück gehabt. Gerade zur rechten Zeit kam ihnen die Oeynhäuser Rede, die Bedrohung des Coalitionsrechtes, das unglücklich gewählte Wort vom Zuchthause. Wenn die Begeisterung in allen Seelen erloschen gewesen wäre, dies eine Wort hätte sie wieder aufflammen gemacht. Es rechtfertigte die starr ablehnende Haltung der Socialdemokratie in den letzten acht Jahren, die allen kaiserlichen Reformbestrebungen mit ausgeprägtem Mißtrauen gegenüber getreten war, denn es zog einen dicken Strich durch diese Bestrebungen und tödtete für immer die schöne Legende vom socialen Königthum. Was die Oeynhäuser Rede vielleicht nicht völlig erreicht hatte, das vollbrachte Herr v. d. Recke, der eine unendlich gewandte Hand im Fehlermachen besitzt. Sein gediegener Erlaß über die schießende Flinte und den hauenden Säbel ward der Oeffentlichkeit pünktlich zu der Secunde vorgelegt, wo die socialdemokratischen Parteipäpste ihn brauchten. Die zwar miserabel stilisirte, sonst aber ganz zwecklose Bestimmung ist höchstens dazu geeignet, im Augenblick der Gefahr unserer Polizei die Kaltblütigkeit zu nehmen und Blutvergießen da herbeizuführen, wo bisher, wie bei den Berliner Februarkrawallen, die klatschende flache Klinge oder die Bronsart'sche Feuerspritze genügten. Gegen den Erlaß in seiner naiven, ungewollten Brutalität hat sich denn auch nicht allein die Socialdemokratie, sondern das gesammte, selbstbewußte Bürgerthum aufgelehnt, das ja nicht an Herrn v. d. Recke's Treuherzigkeit und Weltabgewandtheit denkt, in seiner Verfügung vielmehr bloß einen Ausfluß finsterer reactionärer Gelüste erblickt. Obgleich man doch billig erwägen sollte, daß gerade reactionäre Minister, die immer geriebene Erzschelmen zu sein pflegen, vier Wochen vor den Wahlen ihre Gelüste gewohnheitsmäßig hübsch für sich behalten und statt dessen lieber den aufgeklärten Volksfreund spielen. Jedenfalls hat der neue Kurs Sorge dafür getragen, daß alle Welt dem Stuttgarter Parteitage mit Spannung und beinah wohlwollendem Interesse entgegen sah. Was wie eine Farce anhub und leicht als Tragikomödie hätte enden können, das hat Dank seinen Bemühungen der rothen Sache zuletzt einen Triumph und sehr wichtige Förderung gebracht. Dieser Parteitag war ursprünglich der Phrase geweiht, die hier Orgien gefeiert hätte, und den zänkischen Schönen, die gekommen waren, um zu hetzen und über die zuckenden Leichen der Possibilisten zu rhetorischen Siegen zu stürmen. Unter'm Einfluß der Geschehnisse jedoch festete der Parteitag die Einigkeit der deutschen Socialdemokratie und emancipirte sie von der Phrase mehr als irgend einer seiner Vorgänger. Das Bühnen-R, wie man's humorvoll nannte, hat seinen Reiz für die neue Schule verloren, und von den Brettern, die die Theaterwelt bedeuten, steigt die deutsche Socialdemokratie in das Gewühl des Tages, des alltäglichen Lebens hinab. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo sie es wirklich verdient, gefährlich genannt zu werden.

Zwei Strömungen ringen in Deutschland um die Macht: die reformerische und die altfränkisch-capitalistische. Da auf der einen Seite Alle stehen, denen es wirthschaftlich schlecht geht, und da das allgemeine Reichstagswahlrecht ihnen die politische Gewalt in die Hände giebt, so ist an ihrem Siege kaum zu zweifeln — sobald sie geeint in die Schlacht ziehen. An dieser Einigkeit hat es bisher gemangelt. Der starre Doctrinarismus und die Marxerei um jeden Preis, darin die socialistischen Parteiführer bisher befangen waren, stieß die breiten Schichten derer ab, die nur das Mögliche erreichen wollten. Durch den ganz sinnlosen, unnöthig vom Ziel ablenkenden Haß, womit die officielle Socialdemokratie

Digitized by Google

Krone, Religion und Familie angriff, schuf sie sich einmal erbitterte, in ihren persönlichen Rechten bedrohte und dabei sehr mächtige Gegner, und stieß außerdem Tausende vor den Kopf, die sich in ihrer Armuth nicht auch noch das Letzte, ihr bischen Ideal, nehmen lassen wollten. Verzichtet die Socialdemokratie auf all' diese Narreteien und widmet sich ausschließlich der Aufgabe, die wirthschaftliche Lage der Massen zu verbessern, so werden ihr nach und nach nicht nur die Industriearbeiter in ihrer Gesammtheit, nicht nur die versprengten Häuflein der Naumannianer und anderer redlicher Schwärmer zufallen, sondern auch der Mittelstand wird sich zum Theil einer Bewegung beigesellen, die die Interessen ihrer Schutzbefohlenen mit Kraft und Unerschrockenheit, ohne Menschenfurcht, vertritt. Man mag diese Entwickelung bedauern — bei der Theilnahmlosigkeit und Trägheit unserer Regierenden ist sie schwer noch abzuwenden. Je ausschließlicher der gesunde Menschenverstand die Bewegung leitet, je weniger sie posirt und durch Theaterblendwerk zu wirken sucht, desto sicherer gewinnt sie die nüchternen und ernsten, die schwerfälligen Leute, die das einmal Erfaßte mit Zähigkeit festhalten und zu gutem Ende bringen. Es fragt sich, was die herrschende Partei, die capitalistische Wirthschaftsordnung diesem Ansturm entgegen zu stellen hat.

Wer den tausendfältigen Kampf der Elementargewalten gern auf eine Formel reducirt, und wer die unpersönliche, farblose Formel gern durch höchst persönliche Menschen verkörpert, der mag in dem bevorstehenden Ringen ein Duell des Kaisers mit den Führern der socialdemokratischen Reichstagsfraction erblicken. Zwei Weltanschauungen stellen sich in diesen Gegnern dar, und Beide scheinen sie mit gleich blanken Waffen bewehrt. Verfügen die Häupter der Fraction über die Volksmassen, leuchtet ihnen wie eine Feuersäule der bethörende Zauber der Befreiungsidee voran, so stehen dem Monarchen die unerschöpflichen Machtmittel des Staates zu Gebote, der große Regierungsapparat, die blinde Ergebenheit seiner Getreuen und die seit Jahrhunderten betriebene vaterländische Erziehung der Nation, deren Spuren nicht aus aller Herzen auszurotten sind. Ja, gelänge es, die Mittelstände bei der königlichen Linie zu erhalten und sie als geschlossene Phalanx wider das Proletariat in's Feld zu führen, so hätte die Monarchie noch alle Chancen für sich. Indessen steht eine Wirthschaftspolitik, die den Bauern auskömmliche und feste Getreidepreise gewährleistet, nicht zu erwarten, und ebenso wenig wird das ausgemergelte Handwerk vor der Wertheimitis gerettet werden. Der Kaiser, der sein eigner Reichskanzler und Ministerpräsident ist, hat keine Kenntniß von dem Elend gerade dieser besten, dieser kernfesten seiner Unterthanen, und so lange er keine gesetzgeberischen Schritte anregt, ruhen seine verantwortlichen Rathgeber und die Paragraphen dichtenden Geheimräthe in den Ministerien. Und die Ruhe thut ihnen noth. Sie werden ihrer weiblich pflegen in den nächsten vier Wochen, dieser nicht nur kaiser-, sondern auch regierungslosen, schrecklichen Zeit.

Bedenklich für die Krone sind die wirthschaftspolitischen Schlachten der Zukunft dadurch, daß sie so entschieden Stellung zu ihnen genommen hat, Stellung zu Gunsten der unpopulären Partei. In den vielgenannten Februarerlassen, von deren Druck sich die Socialdemokratie erst heute, nach Oeynhausen, gänzlich befreit fühlt, hatte Wilhelm II. selbst das reformerische Banner aufgehoben, und es gereicht den so völlig anders gearteten Ideen, die er heute vertritt, nicht zum Vortheil, daß seit jenen Erlassen erst acht Jahre verflossen sind. Wer bietet Gewißheit, daß des Kaisers Majestät weitere acht Jahre später nicht wieder zu der Erkenntniß von 1890 zurückgekehrt, wieder ein Geusenkönig geworden ist? Der neueste Kurs bleibt selten der letzte. Zur Zeit beherrscht allerdings Herr v. Stumm unbestritten das Terrain, und die Marschroute, die von Berlepsch über Posadowsky nach Oeynhausen geführt hat, entfernt den Kaiser anscheinend immer weiter von dem Idealen seiner Jugend. Sie wird die letzten Arbeiter dem socialmonarchischen Gedanken entfremden und den Einflüsterungen derer um Singer geneigt machen, wonach ihnen das Heil, die Erfüllung ihrer bescheidenen Forderungen nur von der republikanischen Umsturzpartei gebracht werden kann. Von einem irgendwie aussichtsvollen Staatssocialismus darf jetzt nicht mehr gesprochen werden; kaiserlich-socialistische Bestrebungen, die im Kaiser selbst einen erklärten Widersacher finden, sind Unsinn. Die Hoffnung, daß Wilhem II. dennoch am entscheidenden Tage nicht im Lager des Neunkirchener Hammerschmiedes weilen, sondern entweder abseits vom Getümmel stehen oder zu seinen premiers amours zurückgekehrt sein wird, diese Hoffnung gründet sich nicht auf die hinreißende Macht einer Parteiströmung und nicht auf die Werbekraft gesunder volkswirthschaftlicher Theorien. Sie beruht vielmehr einzig und allein auf den charakteristischen Eigenschaften des Fürsten.

Wilhelm II. hält niemals starr an einer vorgefaßten Meinung fest. Jede Vorstellung, die in ihm auftaucht oder klug angeregt wird, macht in seiner Seele einen Werdegang durch, kommt rasch zur Blüthe und versinkt rasch wieder, wenn sie dem inneren Wünschen und Denken, der eigentlichen Wesensart des Monarchen nicht völlig entspricht. Denn das ist's: sein lebhaftes, schaffensfreudiges Temperament befreundet sich leicht mit einer strahlenden, lockenden Idee, und sein kräftiges, keineswegs phantasiearmes Wollen baut sie schneller aus, als seine Kritik folgen kann. Aber der Tag kommt, wo die Kritik die Idee einholt, und ergiebt es sich dann, daß sie dem Monarchen im Grunde etwas Fremdes ist, dann wird sie sicher und geschwind ausgeschieden. Und zuweilen tritt danach just ihre ärgste Feindin an ihre Stelle. Die psychologische Erklärung dafür liegt nicht weitab. Das „unglückliche Telegramm" an Krüger war ein Ausbruch augenblicklicher Empörung des Herrschers über den niederträchtigen Rechtsbruch Jameson's. Nichts ehrt seine Empfindungen mehr als diese Depesche, nichts spricht lebendiger für die Vornehmheit seines Denkens. Nebenbei gesagt, war das Telegramm eine politische That ersten Ranges und hatte auch die durchschlagende Wirkung einer solchen. Nie wieder hat der neue Kurs gleich feste und glückliche Hand bewiesen, nie wieder so kraftvoll und zu so trefflich gewählter Stunde den Engländern die Tatze gezeigt. Ganz Europa stand damals zu uns und applaudirte. Heute, zwei Jahre später, bleibt die Nachricht unwidersprochen, daß unser Auswärtiges Amt entschlossen ist, die Delagoabai, Transvaal und damit Südafrika um Englands schöner Augen willen aufzugeben. Kitchener empfing zu seinem Siege bei Omdurman, der für uns vielleicht den Verlust Ostafrikas bedeutet, kaiserlichen Glückwunsch. Wem ist es gelungen, den Monarchen umzustimmen, oder richtiger, welche brittenfreundliche Andeutung war der Sauerteig, der allmälig die gründliche Umwandlung bewirkte? Wie in der Transvaalfrage, ist es in zehn anderen hergegangen. Der Kaiser erfaßt jedes Ding, das in seinen Gesichtskreis rückt, mit brennendem Eifer, nichts dünkt ihn zu schwer, und sein königliches Pflichtgefühl gebietet ihm, sofort alle Kraft an die Vollendung des Werkes zu setzen. Unterwegs erst lernt er die Minderwerthigkeit der aufgegriffenen Idee oder die unendlichen Schwierigkeiten kennen, die ihre Durchführung hindern. Und er sucht sich dann ein würdigeres, leichter erreichbares Ziel.

So wenig romantische Neigungen er hat, vor dem Alltäglichen schrickt er doch zurück, und es graut ihm vor der staubigen, langweiligen Einförmigkeit. Er vermag nicht im bureaukratischen Paßgange zu traben, zu großen und bedeutsamen Thaten fühlt er sich berufen, eine Heldenrolle auf der Weltbühne will er spielen. Friedrichs II. ragendes Vorbild, die imposante Gestalt des Siegers von Fehrbellin, die gewaltigen Erfolge des Weißbartes locken und spornen ihn. Doch noch niemals ist wahre Größe aus anderem Boden als aus dem unermüdlicher, ehern consequenter Arbeit entsprossen, und die Fackeln, die bei den Triumphzügen unserer Heroen leuchteten, sind die Lampen, die ihren Nachtwachen schienen. Mit kühnem Anlaufe allein, mit schönem, begeisterndem und tief empfundenem Wort kommt man nicht zum Siege; das Wort hat keine Tragkraft. Das Wort ist gewaltig nur auf den Brettern; nur im Theater sprießen Thaten aus ihm auf ...

Sollen wir es bedauern, daß in unseren Tagen dem prächtigen Klang so wenig Gewalt innewohnt, daß dies Jahrhundert uns alle, Kaiser und Handarbeiter, Herr und Diener, unter die Herrschaft seiner Gesetze zwingt? Es ist eisern und eilfertig dabei; das rollende dramatische R kostet größeren Stimmaufwand als das gutturale, und außerdem ein bischen mehr Zeit. Deßhalb ist es verworfen worden. Im Wettbewerbe siegt, wer hart scharwerkt, während Andere mit bezaubernder Rhetorik sich selbst bezaubern und den wuchtigen Hammer sinken lassen. Der wird der sociale Prinz-Befreier sein und den die Zukunft krönen, der die grauen Forderungen des Alltags zuerst begriffen, sich ihnen zuerst gefügt hat. Die Helden der romantischen Periode verschwinden im Hintergrunde, und das dramatische R des formschönen Wortes verweht ungehört. Man mag's banausisch nennen, und es mag banausisch sein — doch wer von uns hat die Macht, die Zeit aus den Fugen zu renken?

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Das Vermächtniß". Schauspiel in drei Aufzügen von Arthur Schnitzler. (Deutsches Theater.) — „Pamela." Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou. (Lessing-Theater). — „Auf der Sonnenseite." Lustspiel in drei Acten von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Kgl. Schauspielhaus).

Die Berliner Theaterkritik ist in großer Verlegenheit. Um sich dem Freibillete spendenden Excollegen und Director des Deutschen Theaters erkenntlich zu erweisen, hatte sie von einem Bombenerfolge des „Cyrano de Bergerac" geschwindelt. Die illustrirten Beilagen der Tagesblätter vervollständigten die Reclame, indem sie das Bild des humorlosen Herrn Kainz mit der falschen Nase und einige Fulda'sche Uebersetzungskostproben brachten, und sogar Herr Professor Erich Schmidt kam seinen Freunden Brahm und Schlenther zu Hülfe mit einem unerwartet gelehrten und langwierigen Essay über den historischen Bergerac, von dessen Existenz er gewiß vor ein paar Monaten noch keine Ahnung hatte. Und alle Liebesmüh' umsonst! Nicht einmal der alte Brahminenkniff verfing, der sich bei den „Webern" und bei „Johannes" bewährt hatte: der Zeitungslärm über angebliche Censurstriche und drohende Verbote des Stücks. Der einzig von der „Gegenwart" constatirte „matte" Erfolg ist also nicht mehr zu verschleiern. Dem trotz einer Meisterscene im ersten Akt und bei all' seiner blühenden Grazie im Grunde langweiligen und kindischen Haudegenstück ist bereits eine andere Novität gefolgt. Ebenfalls ein Mißerfolg.

Herr Schnitzler liebt sehr die gesellschaftrevolutionären Thesen. Seine scharfe Satire nagelt die moderne Salonlüge, die niederträchtige oder dumme Convention fest, wo sie sie findet, und malt uns dicht daneben die Schnitzler'schen Ideale von vernünftiger, freier Lebensführung.

Digitized by Google

Diese Ideale sind, wie Andere mehr, wunderbar schön zu schauen, und das Theater des Zukunftsstaates wird, falls Schnitzler unter die Classiker einrücken sollte, seine Stücke mit Begeisterung spielen, während das geehrte Publicum sprachlos den Kopf schütteln wird über die moralinsaure Verbohrtheit seiner Ahnen. Auf der Bühne von heute allerdings, die noch nicht reif ist für alle Offenbarungen des Realismus, wirkt die Satire des scharfen Kritikers Schnitzler zuweilen deplacirt und richtet sich gegen den eigenen Vater. Der junge Herr beispielsweise, der im ersten Act des „Vermächtnisses" langwierig an einer Gehirnerschütterung stirbt, den Eltern aber vorher an's Herz legt, das Mädel seiner Liebe und seinen vierjährigen Bubi in ihr sauberes Haus zu nehmen, dieser junge Herr hat es mit Herrn Schnitzler's Zustimmung für recht und billig erachtet, die arme Dirne ein halbes Jahrzehnt lang unehelich zu lieben. Er hätte sie recht wohl zu seinem Weibe machen können, aber er war zu feig dazu, zu tief in der conventionellen Lüge erstickt, zu abhängig vom Urtheil der Welt. In dieser Schändlichkeit jedoch findet Herr Schnitzler nichts. Dagegen leert er die Schale seines gerechten Zornes über die Eltern aus, die es am Ende des dritten Actes ablehnen, das drückende Vermächtniß ihres Sohnes weiter zu respectiren. Die guten Leute geben sich, jeder in seiner Art, anfänglich alle Mühe, die Geliebte ihres Sohnes und sein Kind als vollkommen zum Hause gehörig zu betrachten. Sie nehmen dabei so wenig wie der egoistische Erblasser, dessen ideales Fühlen auf dem Todtenbette ihn nichts mehr kostete, Rücksicht auf die einzige Tochter des Hauses, ein reines und braves Geschöpf. Man muß gestehen, für eine bessere Spießerfamilie ist solcher Hochflug der Gedanken, so muthiges Aufbegehren gegen die Convention schon aller Ehren werth. Daß ihnen die Hinterlassenschaft immer lästiger wird, daß der Verlust ihrer guten Freunde, die sich chockirt von ihnen zurückziehen, sie schmerzt und stutzig macht — wer dürfte deßhalb einen Stein auf sie werfen? Doch nur, wer nicht zu erkennen vermag, daß der Bestand jeder immer wie gearteten Gesellschaft unmöglich ist ohne die Regeln vom äußeren Anstande, daß sie zusammenbricht ohne das conventionelle Sittengesetz und daß sie deßhalb keinem ihrer Mitglieder erlauben darf, darüber hinweg zu voltigiren. Freie Geister, besonders der Galeriepöbel, der am vergangenen Sonnabend wieder so ekelhaft aufdringlich Beifall brüllte und grunzte, mögen diese Anschauungen immerhin für philiströs erklären. Aber als im zweiten Acte auch das Kind der jungen Dame sich hinlegte und starb, da drängte sich uns die Frage auf, ob das stramme Mädchen denn nun wirklich noch länger die Gastfreundschaft der geplagten Familie mißbrauchen würde. Herr Schnitzler hielt das für selbstverständlich; wir für unsern Theil hätten es einem so feinfühligen Geschöpf, wie die Toni Weber doch sein soll, nicht zugetraut. Daß sie sich die Aufkündigung von Kost und Logis gewaltig zu Herzen nimmt und in's Wasser geht, das macht vielleicht der dramatischen Begabung des Autors Ehre, denn er hat nun drei Todte, in jedem Act einen. Für das gesunde Empfinden jedoch liegt eine thränenselige, widerliche Sentimentalität darin, eine durch nichts gerechtfertigte Unwahrhaftigkeit. Toni stirbt nur der schiefen These ihres Dichters zu Liebe, dessen Socialkritik auf halbem Wege stehen bleibt oder das Messer überhaupt an falscher Stelle ansetzt. — Vom ersten Aufzuge abgesehen, der eine unerhört breite und schwerfällige Exposition bringt, ist das Stück sauber und im Ganzen recht geschickt gearbeitet. Freilich verhinderte der dürftige und unfruchtbare Stoff das Aufkeimen einer kraftvollen, durchgeistigten Handlung. Ohne den selbstsüchtigen Streber und Emporkömmling, der mephistophelisch Alles gegen die arme Toni aufhetzt und dafür am Schlusse gebührend abgestraft wird, bliebe der Karren überhaupt gleich von Beginn des zweiten Actes an im Sande stecken. Doch auch seine schändlichen, unermüdlichen Intriguen füllen nicht drei lange Aufzüge, und so muß denn tausenderlei Krimskrams, müssen von Außen herangetragene Motive und langweilige, nutzlose Retardirungen dabei mit helfen. Der lärmende, zeitweilig in wüsten Radau ausartende Beifall, den das Drama bei seiner Erstaufführung fand, wird aus all' diesen Gründen nicht lange vorhalten.

Director Neumann der Hofer scheint Dreyer's „Großmama" nicht nach deren Werth ausnützen zu können, denn auch er hat ein neues Stück bringen müssen, um sein Theater wieder zu füllen. Es ist ihm aber schlecht bekommen. Sardou's neue Réjaniade taugt nicht viel, wenigstens nicht halb so viel wie die immerhin unterhaltende „Madame Sans-Gêne," und die Inscenirung und Besetzung im Lessingtheater that nicht das Geringste für das Gelingen des Stückes. Wer eine der glanz- und geschmackvollen Aufführungen im Pariser Vaudeville mit der Réjane und dem geistreichen Huguenet als Barras oder auch nur deren hübsche Nachahmung im Wiener Deutschen Volkstheater mit Frln. Odilon als Pamela erlebt hat, empfand im Anblick der neuesten Neumann-Hoferei wieder einmal so recht die Wahrheit von Rahel's Klage, daß in Berlin sogar der Papst ruppig würde. Der Sonntag-Nachmittagsprediger Adolf Klein mit seinen bewährten Kunstpausen oder das fürchterliche Frl. Jenny Groß — „zu meiner Rolle gehört nichts als etwas Selbstbewußtsein und volle Schultern," sagt zwar Pamela, aber sie meint als selbstverständlich auch Talent, was eben Frl. Groß fehlt — oder die abgeschmackte und schäbige Nachäffung der Pariser Decorationen und Figurinen —

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer wird gar zu weh!"

Das Drama selbst mit seinen sieben Tableaux gehört in die Classe der historischen oder antiquarischen Stücke, wie Thermidor, Tosca, Theodora, Sans-Gêne ꝛc. Sardou ist nämlich nicht nur ein Mann von Talent, der mehr Geist hat als alle seine Nachfolger zusammen, und ein meisterlicher Regisseur, der das scenische Arrangement souverän beherrscht, sondern auch ein Historiker, der mehr weiß, als mancher zünftige Professor, und ein Sammler und Kunstfreund, der seine liebe Freude an historischen Costümen und Sittenbildern hat. Leider ist er aber auch ein dramatischer Handwerker, der über die Theatralik nie hinaus kommt, Alles dem augenblicklichen Beifall unterordnet und nur ganz auf die Dramaturgie des einstigen Bühnenbeherrschers Scribe schwört. Und der selige Scribe verdirbt ihm auch hier alle historische Wahrheit, alle innere und äußere „Richtigkeit". Das ungeheure Mitleid, das die Personen des Stücks wie die Zuschauer mit dem zu rettenden kleinen Prinzen-Märtyrer fühlen, verkehrt sich jeden Augenblick in das Gegentheil, wird zur Grimasse und zum frivolen Scherz. Ebenso werden seine historischen Menschen, die Sardou in ihren Eigenschaften und Sitten gewiß ebenso genau kennt, wie Taine oder die Goncourts, auf der Bühne zu physiognomielosen, kleinlichen, uninteressanten Puppen, deren Handeln und Reden uns immer gleichgiltiger wird und zuletzt auf die Nerven fällt. Schon der erste Act ist bezeichnend für Sardou's übergeschickte Theaterhandwerkerei, wie da nach einander ein Haarkräusler, ein Aufpasser, ein Spion, endlich die marchande de frivolités zu Barras kommen, um ihn, sich selbst, das Milieu und die Handlung zu exponiren. Und derselbe Barras, der Pamela noch nie zuvor gesehen hat, bezahlt ihr nicht nur ihre Rechnung für seine Maitresse Josephine de Beauharnais, sondern plaudert ihr alles Nöthige und Unnöthige über diese damalige Cocotte und spätere Kaiserin aus, ja giebt ihr sogar eine kleine Abhandlung zum Besten über die politische und sociale Lage Frankreichs, über die Parteien, die Verschwörungen, den Plan zur Entführung des gefangenen Ludwig's XVII. u. s. w. Nicht genug! Die bisher ganz unbekannte Modistin wird sogar von Barras und den hinzukommenden Damen Tallien und Beauharnais zum Frühstück eingeladen, wobei diese zwei Hetären den Wunsch äußern, den kleinen Dauphin zu sehen. Und Barras führt sie wirklich stehenden Fußes in den scharf bewachten Temple, „wie in den grünen Wald", ja die ihm, wie gesagt, ganz unbekannte Pamela ist auch von der Partie, noch mehr, sie bleibt eine volle Stunde allein mit dem Königskind!! Wenn uns eine naive Jugendschrift oder ein Weihnachtsroman derlei Unmöglichkeiten auftischen wollte, so würden wir lächeln, aber der „Historiker" Sardou — das ist doch verdrießlich. Wir haben mit heißem Bemühn die drei beleibten Bände von Barras' Memoiren durchstudirt und fanden da den intriganten Politiker, den Henker Robespierre's und Niederwerfer der Royalisten, den cynischen Wüstling, den bestechlichen Verräther, einen Verleumder, Lügner, Schuft und Lump, aber nirgends einen Dummkopf. Diese historische Entdeckung ist ausschließlich das Verdienst des Monsieur Sardou, der, ein überzeugter Imperialist, wie seine Collegen Augier, Dumas und Feuillet, vielleicht mit seinem Stücke zugleich wieder ein paar republikanische Legenden zerstören wollte.

Den Exdirector Blumenthal scheint die Nemesis sehr bald zu treffen. Es ist ihm zwar unbegreiflicher Weise gelungen, für sein neues Stück die Hofbühne offen zu finden, aber der laute Beifall war ohne Ueberzeugung, zuletzt behielten die Zischer die Oberhand, und man braucht kein Prophet zu sein, um dem unglaublichen Machwerk nur ein kurzes Scheinleben vorauszusagen. Sogar die Mitternachtkritik urtheilte sehr lau — natürlich: Oscar ist kein blutiger Recensent mehr und hat auch über keine Freibillets mehr zu verfügen, und so sieht man denn schon jetzt seinen Niedergang voraus, wie ihn die L'Arronge, Wilbrandt, Lindau erlebt haben, die doch sämmtlich viel talentvoller waren. Diesmal beginnt das Plagiat schon im Titel, denn „Auf der Sonnenseite" heißt ein sehr amüsantes Skizzenbuch des prächtigen Wiener Humoristen Ludwig Hevesi. Eine Erzählung der zusammengeborgten, breitgetretenen läppischen Handlung ist ebenso zweck- als reizlos. Es genüge zu bemerken, daß die Philistermoral des Stückes die profunde Weisheit predigt, daß die Sonne des Lebens nur da ihre wärmenden Strahlen spendet, wo wackere Arbeit gedeiht. Wenn wir hinzufügen, daß Blumenthal wieder einmal den Anspruch erhebt, literarisch, sozusagen als Dichter genommen zu werden, daß er in Folge dessen keinen simplen Schwank sondern mit Verlaub ein feines Lustspiel schreiben will, so weiß der gewitzigte Leser schon im Voraus, wieviel gespreizte Langeweile und verlogene Sentimentalität sich da breit macht. Auch die Provinztheater seien wohlmeinend gewarnt. Leid ist es einem nur um die Darsteller des Schauspielhauses, die ihre Kunst an einen solchen Schmarren vergeudeten, vor Allen um den trefflichen Herrn Vollmer, dem das Unmögliche gelang, aus dem Pechvogel halbwegs einen wirklichen Menschen zu machen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Völlig neuen Aufschluss über den **ANARCHISMUS** u. Socialismus giebt das soeben erschienene Werk **ARNOLD FISCHER's.** **DIE ENTSTEHUNG des SOCIALEN PROPLEMS.** M. 12,50; in Leinenbd. M. 14. Verlag v. C. J. E. Volckmann, ROSTOCK. Prospect gratis.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Billige, dichte
Dächer
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei zu Diensten
A.W. Andernach in Bonn a. Rhein.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
G. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mun
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Onken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Unaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

Hierzu eine Beilage von **F. Soennecken** in **Bonn.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

U. Lib.
9 Nov. 98

№ 42. Berlin, den 22. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Delagoabucht und das Auswärtige Amt. Von einem alten Diplomaten. — Zur Geheimgeschichte des Nationalliberalismus. Von R. von Elwert. — Deutsche Aussichten in Palästina. Von Lic. Theobald Keller. — **Literatur und Kunst.** Zur neueren russischen Literaturgeschichte. Von Albert Scholz. — Die Entstehung des Anarchismus. Von Arnold Fischer. — **Aus der Hauptstadt.** Kaisers Kreuzfahrt. Von Caliban. — Kunstausstellungen. Von S. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die welfischen Umtriebe. Von Germanicus. — Notizen. — Anzeigen.

Die Delagoabucht und das Auswärtige Amt.

Von einem alten Diplomaten.

Während von London bestimmte Andeutungen über ein deutsch-englisches Abkommen betreffs der Delagoabucht verlauten, denen deutscherseits nicht widersprochen ist, hat endlich das Auswärtige Amt in höchst unerfreulicher und ungeschickter Weise in der Münchener Allgemeinen Zeitung officiös das Wort ergriffen, das von dem gedachten Blatt mit durchaus treffenden Bemerkungen begleitet wird. Wir haben schon wiederholt unseren Warnruf gegenüber der so oft geschehenen englischen Uebervortheilung ertönen lassen und einen großen nationalen Zug in unserer auswärtigen Politik vermißt. Jetzt versucht die officiöse Abwehr im Bewußtsein ihrer Schwäche mit dem Namen „Bismarck" hausiren zu gehen, statt offen Farbe zu bekennen oder überhaupt zu schweigen. Man hat es dem rührigen Alldeutschen Verbande verdacht, daß er vor Kenntniß der Abmachung ein abfälliges Urtheil gefällt hat, obwohl die Thatsache der englischen Verpachtung nirgends geleugnet wird. Sämmtliche nationale Zeitungen haben ebenfalls die Befürchtungen ausgesprochen, denen der genannte Verein einen kräftigen Ausdruck mit Recht verliehen hat. Nunmehr wird das Bedenken aller wahren Vaterlandsfreunde nur allzu sehr bestätigt. Die officiöse Mittheilung führt den gegenwärtigen Fürsten Herbert Bismarck für die unrichtige Annahme, als handle es sich um die Fortsetzung der alten Bismarck'schen Colonialpolitik, in's Treffen. Es ist bekannt, daß der damalige Graf Herbert Bismarck den allseits verdammten Zanzibarvertrag vorbereitet hat, den auch sein Vater als eine englische Ueberlistung bezeichnet hat. Leider ist Graf Bismarck an der Niederlage der deutschen Diplomatie mitschuldig, da er das väterliche Genie nicht besaß und sich gleich anderen hohen Stellen von persönlich in England genossenen Liebenswürdigkeiten blenden ließ. Sein Mitarbeiter, der jetzige Gesandte Dr. Krauel, war im Auswärtigen Amt als der Mann mit dem leichten Herzen bekannt, der schon unsere Interessen in der Südsee auf den Fidschi- und Tongainseln ohne englische Gegenleistungen preisgegeben hatte. Bismarck's späteres Urtheil über den Zanzibarvertrag beweist, daß er die Thätigkeit seines Sohnes beim Vertragsabschluß nicht gebilligt haben würde. Auch war der Erwerb von Helgoland nicht das Werk des Grafen Bismarck, sondern ein späterer englischer Köder, der uns theuer genug zu stehen gekommen ist.

Deutschland ist bekanntlich nächst England Portugals größter Gläubiger. Während aber England mit Nachdruck die Forderungen seiner Staatsangehörigen verfocht und jetzt unter diesem Vorwande die Ueberlassung der Delagoabucht erreicht hat, bewegte sich die Thätigkeit des Gesandten von Derenthall in schwächlichen Protesten. Die allzu höfliche und formengewandte Persönlichkeit dieses Diplomaten, der in dem müßigen Leben von Weimar auch kaum zu thatkräftigem Handeln vorbereitet war, stand im Wettbewerb mit der rücksichtslosen englischen Diplomatie nicht an seinem Platze, und leider beweist das Ergebniß die Richtigkeit unserer Anschauung. Weder ist Portugal den Ansprüchen unserer zahlreichen kleinen Gläubiger bisher gerecht geworden, während sich England bevorrechtete Staatseinnahmen sicherte, noch haben wir die Verschuldung dieses erbärmlichen Staatswesens politisch ausgenutzt. Gerade in Portugal waren große deutsche Banken in erheblichem Maaße betheiligt, und sicherlich wäre besonders die Darmstädter Bank zu weiteren Opfern bei Gewährung entsprechender Vortheile bereit gewesen. Unsere großen Anstalten sind in colonialen Dingen allzu zurückhaltend. Hier wäre aber eine Gelegenheit gewesen, ihnen zu zeigen, wie nutzbringend eine coloniale Betheiligung sein kann. Englische Capitalisten erzwangen geradezu von Portugal unter dem Drucke ihrer Regierung die ausschließliche Erlaubniß zu finanziellen Unternehmungen aller Art in Mozambique, wodurch sie für ihre portugiesischen Verluste schadlos gehalten wurden. Die Reichsregierung hat Aehnliches nie verlangt, noch den deutschen Capitalisten nahe gelegt. England setzte sich daher wirthschaftlich in der Delagoabucht fest, während Deutschland leer ausging. In Deutschland herrscht Burenfreundlichkeit und man konnte nach dem Kaiserlichen Telegramm an den Präsidenten Krüger erwarten, daß sich auch amtlich diese Sympathie in Thaten umsetzte. Dafür hat man aber offenbar wieder die glücklich zerrissenen Beziehungen mit England angeknüpft, die dem Volksbewußtsein widersprechen. Die englischen Yachtinggäste in Kiel und die Preise von deutscher Hand mit englischer Aufschrift, darunter sogar die Kaisergabe, mißfallen dem deutschen Volke. Nach den englischen Beleidigungen des deutschen Kaisers durfte man eine andere Haltung der amtlichen Stellen in Deutschland erhoffen. Seit Bismarck's Rücktritt hat die deutsche Diplomatie erheblich an Prestige eingebüßt und sich, abgesehen von Kiaotschau, einer übrigens ziemlich bescheidenen Erwerbung, stets Schlappen geholt. Sie muß erst den Beweis liefern,

Digitized by Google

daß sie Vertrauen verdient, das sie bisher stets getäuscht hat. Auch ein Bismarck hatte schon in die Abtretung Luxemburgs an Frankreich eingewilligt, als wesentlich der deutsche Unwille darüber den franzosenfreundlichen König von Holland zum Rücktritt von dem Länderschacher veranlaßte. Die Aufgabe des Luxemburgischen Besetzungsrechtes war kein Verdienst unseres größten Staatsmannes und 1870 lag es beim Bruche der Neutralität seitens des Großherzogthums in unserer Hand, das alte deutsche Ländchen dem Reiche einzuverleiben. Bismarck ließ aus schließlich nicht gerechtfertigten Gründen der allgemeinen Politik damals auch unseren nationalen Anspruch auf den kerndeutschen elsässischen Sundgau mit Belfort und Mömpelgard fallen, obwohl Moltke diesen Landstrich aus militärischen Rücksichten forderte. Thatsächlich war Bismarck's Angst vor einer europäischen Einmischung unbegründet, und das französische Belfort kostet uns im künftigen Kriege ein starkes Beobachtungsheer. Belfort bildet eine stete Bedrohung Süddeutschlands und hebt den strategischen Werth Straßburgs auf. Auch ein großer Mann, wie der heimgegangene Recke des Sachsenwaldes, hat also in wesentlichen nationalen Fragen irren können. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß Bismarck bei gebotener Gelegenheit eines Bündnisses mit Portugal und den Burenstaaten gegen England seiner Zeit einer solchen Stellungnahme abhold war, aber stets burenfreundlich blieb.

Der Jameson'sche Freibeuterzug erneuerte die Möglichkeit eines Rechtsschutzes gegenüber der englischen Anmaßung und Ueberhebung. Natürlich versäumte unsere ängstliche Diplomatie unter Herrn v. Marschall diese Gunst des Augenblickes, und in Südwestafrika geberdeten wir uns sogar thörichter Weise aus kleinlicher polizeilicher Bureaukratie direct als burenfeindlich. Mit Recht verschrie man uns selbst in deutschen Kreisen als Feinde einer freiheitlichen Entwickelung und pries die englische Selbstverwaltung, während unsere Vielregiererei in den Schutzgebieten trotz redlichen Eifers der Beamten jede Initiative der übrigen Deutschen lähmt. Die Selbstgefälligkeit unserer doch wahrlich in ihren Erfolgen ziemlich unglücklichen Diplomatie ist bezeichnend für das Maaß der Bescheidenheit, mit der sie ihre eigenen Handlungen beurtheilt. Wie wir einerseits bei allen Vorgängen, die uns auch nichts angingen, haben „dabei sein" wollen, so danken wir dagegen nur dem Zufall zwei wirkliche Erfolge, von denen einer sogar negativer Natur ist. Unser Bündniß mit Frankreich und Rußland zu Gunsten Chinas hätte uns leer ausgehen lassen, während sich unsere Genossen Länderfetzen und Concessionen aller Art holten, wenn nicht der Mord der Missionare spät, aber noch nicht zu spät uns einen nachträglichen Lohn verschafft hätte. Unsere Initiative in Kreta endet nicht rühmlich, und nur Herrn v. Bülow's Geschick verdanken wir es, daß wir still die Flöte bei Seite legen und das europäische Concert verlassen konnten. Der greise Reichskanzler kann wohl Unvorsichtigkeiten verhindern, aber neue, weitausschauende Entschließungen sind ihm nicht mehr zuzumuthen. Auf dem Gebiete der inneren Politik schaltet daher Herr v. Miquel als unbeschränkter Gebieter mit großem Erfolge. Möge der Stellvertreter des Reichskanzlers in den auswärtigen Angelegenheiten endlich eine gleich glückliche Hand zeigen. Vielleicht ist das Delagoabuchtabkommen noch zu ändern, wie einst der Luxemburger Abtretungsvertrag.

Bei Beurtheilung der südafrikanischen Frage ist jedoch ein Umstand nicht außer Acht zu lassen, der das Auswärtige Amt und insbesondere dessen Colonialabtheilung sachlich nicht unerheblich entlastet. Bismarck ist bekanntlich erst durch die öffentliche Meinung zum Beginn einer Colonialpolitik bewogen worden, wie er selbst amtlich erklärt hat, da eine solche von der Mehrheit der urtheilsfähigen Bevölkerung getragen sein mußte. In den Anfängen der Colonialbewegung haben Hamburger Rheder eine große Rolle gespielt, und der damalige Preußische Gesandte von Kusserow war der Vermittler zwischen den afrikanischen Händlern in dem Elbhafen und Berlin. Damals waren bloß Handelsinteressen, und zwar in der ursprünglichen und groben Form des Tauschgeschäfts im Spiele. Erst nach der Besetzung von Angra Pequena trat auch die Burenfrage in den Vordergrund und wurde von Bismarck gewürdigt, aber bei der damaligen Zurückhaltung noch in hinhaltender Weise. Gerade in Südwestafrika sollte es sich leider indessen zeigen, daß die Hamburger Kaufleute zwar gern unter dem Schutze des Reichsadlers ihre Taschen füllen, jedoch zu auch nicht uneinträglichem Handeln für vaterländische Zwecke nicht zu haben sind, sondern lieber mit unserem größten Colonialgegner England gehen, als selbstständige Unternehmungen in's Leben rufen. Die Krämerseele des Hamburgers, der seit den stolzen Tagen der Hansa sich unter fremdem Schutz kümmerlich im Auslande durchgewunden und stets in der Fremde sein Deutschthum verleugnet hat, ist noch nicht vom nationalen Aufschwung ergriffen, obschon gerade der größte deutsche Hafen, der in Europa bloß noch von London überflügelt wird, dem neuerstandenen Reiche Alles dankt, hat ihm das Reich doch sogar einen beträchtlichen Theil des Aufwandes für den Freihafenbezirk ersetzt. Die Steigerung der hohen Gewinnste aus dem afrikanischen Außenhandel nahm Hamburg gern, aber seine Capitalmacht in den Dienst der Colonialentwickelung zu stellen, zögerte es in gleicher Weise, wie das Berliner Großbankenthum, das lieber dem dummen Publicum werthlose exotische Werte, wie Argentinier, Brasilianer, Griechen und Portugiesen nach Einheimsung des Agioverdienstes anhing, als productive Anlagen in den deutschen Schutzgebieten fördern wollte. Nur Herr v. Hansemann macht mit seiner Neuguinea-Gesellschaft eine rühmliche Ausnahme. In Hamburg war es bezeichnender Weise, wo der Director der größten deutschen Bank aus Anlaß der Absendung des kaiserlichen Glückwunsches an den Präsidenten Krüger sich nicht entblödete, seine Engländerfreundschaft aus ganz gewöhnlichen Geschäftsrücksichten öffentlich zu betheuern und dem deutschen Volksbewußtsein unter dem Beifall der Hamburger Börsenleute in's Gesicht zu schlagen. Die Berliner Börsenjobber stecken tief in gewinnreichen, aber auch zum Teil sehr schwindelhaften Goldbergwerksunternehmungen in Südafrika, woran das deutsche Publicum aber gar nicht betheiligt ist. Bekanntlich ist der Helfershelfer von Rhodes, der große Speculant Beit, ein Hamburger. Nationale Interessen sind daher dem „ehrbaren" Hamburger Kaufmann ziemlich gleichgiltig, obschon ihm das englische und französische Beispiel davon überzeugen müßte, daß gerade die Kaufleute dieser Länder ihr Volksthum mit Erfolg voranstellen und bisher trotz allen Jammers über den deutschen Wettbewerb bei großen Unternehmungen den deutschen Händler stets geschlagen haben. Der Vorwurf der ängstlichen Fremdenliebe trifft auch nicht das alte, leider sehr zusammengeschmolzene und finanziell zurückgegangene Hamburger Patriziat, sondern die tonangebenden Emporkömmlinge, auch wenn sie mit neuen Adelstiteln prunken. Im alten, vornehmen Hamburg hat man nie etwas von den Mutzenbacher's, Ohlendorff's, Schröder's, Donner's u. s. w. gehört. Das Mitglied des Colonialrathes, der Rechtsanwalt Scharlach, ist jüdischen Glaubens und kaum ein Vertreter des alten Hamburger Handels, wohl aber officieller Geschäftsführer der englischen Gesellschaften im südwestafrikanischen Schutzgebiet. Sein Amtsgenosse im Colonialrath, Herr Woermann, hat die theuersten Frachten und Passagierpreise auf seinen Dampfern, sodaß z. B. die deutsch-katholischen Missionen mit Recht fremde Dampfer vorziehen. Dabei hat er den Hauptvortheil von der Hissung der deutschen Flagge in Kamerun gehabt, da er fast eine Monopolherrschaft im dortigen Schutzgebiet ausübt. Zum Danke bekennt er jetzt öffentlich seine englische Neigung, denn sonst könnten die englischen Händler vielleicht seine Schiffe nicht mehr benutzen. Leider hat die Leitung unserer auswärtigen Politik diesen Stimmen über Gebühr Gehör ge-

Digitized by Google

schenkt. Es soll ihnen die Betonung ihres Sondervortheils, der ja durchaus berechtigt ist, keineswegs verdacht werden, aber solche Leute dürfen nicht als nationale Wortführer, sondern als interessirte Geschäftsmänner gelten, deren Urtheil in practischen Fragen sicherlich werthvoll, aber in politischen Angelegenheiten, weil geschäftlich betheiligt, durchaus nicht zu beachten ist.

Zur Geheimgeschichte des Nationalliberalismus.

Von R. von Elwert.

Bismarck's innere Politik ist weniger reich an glänzenden Erfolgen, als seine äußere Politik, und doch zeigt sich auch hier der große Staatsmann und Realpolitiker überall. Vielversprechend war schon sein Debut, wie er den Conflict zwischen Kaiser Wilhelm und der Volksvertretung, nachdem eine Verständigung mißglückt war, auf die Spitze trieb und sich dann von der inzwischen gebildeten nationalliberalen Partei — allerdings durch den glücklichen Verlauf des 66er Krieges begünstigt — Indemnität für das verfassungswidrige budgetlose Regiment ertheilen ließ. Alsdann kamen die Jubeljahre des regierungsfrommen liberalen Bürgerthums, Delbrück's freie Handels- und Zollpolitik des Culturkampfes. Das war der Höhepunkt, dem die baldige Umkehr und Abkehr folgte. Herr von Bennigsen weigerte sich das Portefeuille zu übernehmen, wenn nicht zugleich seine Freunde Stauffenberg und Forckenbeck in's Cabinet berufen würden, und der Reichstag, der sich dem Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokraten abgeneigt zeigte, wurde aufgelöst, womit die nationalliberale Vorherrschaft im Reichsparlament für immer gebrochen war. Manches in diesem Hin und Her der innerpolitischen Schachzüge ist in seinen Ursachen noch unaufgeklärt, aber Stück um Stück — zumal jetzt nach dem Tode des ersten Reichskanzlers — fällt der Schleier. Auch in der schönen Biographie, die der bekannte Historiker Martin Philippson dem Parlamentarier und Breslauer und Berliner Oberbürgermeister Max von Forckenbeck (Dresden, Carl Reißner) widmet, wird uns manches Dunkel aufgehellt und die Reichsgeschichte zumal der siebziger und achtziger Jahre vielfach von einer ganz neuen intimen Seite gezeigt, wozu den Verfasser bedeutsame schriftliche und mündliche Ueberlieferungen, besonders auch der vertrauliche Briefwechsel Forckenbeck's in den Stand setzten. Wir folgen seiner geist- und kenntnißreichen Darstellungen, indem wir einige von ihm neu beleuchtete Partien der nationalliberalen Fractionsgeschichte hier entwickeln.

Daß Bismarck sich schon mit allerlei finanzpolitischen und schutzzöllnerischen Plänen trug, welchen die Liberalen nicht zustimmen konnten, war seit Langem bekannt. Mit dem neuen Reichstag sollte die „Wirthschaftsreform" angebahnt werden. Ermuthigt von seinen Erfolgen im Zollkampfe, brachte der Reichskanzler im Anfang April 1879 den umfassenden Entwurf zur Umgestaltung des ganzen Zolltarifs in schutzzöllnerischem Sinne ein. Da die Parteien über die Behandlungsart dieser hochwichtigen Vorlage noch nicht einig waren, wollte ihnen Forckenbeck Zeit lassen, sich untereinander und mit ihren Wählern darüber zu berathen nnd setzte die Osterferien auf ungewöhnlich lange Zeit, vom 3. bis zum 28. April, an. Die Regierung aber beschuldigte Forckenbeck, diese Anordnung nur getroffen zu haben, damit die Opposition Zeit gewinne, überall im Lande die Agitation gegen die Lebensmittelzölle in's Werk zu setzen. Man wußte selbst den wohlmeinenden und bisher Forckenbeck so freundlichen Herrscher von dessen üblen und intriganten Absichten zu überzeugen. Wilhelm I. sprach sich dem frühern zweiten Vicepräsidenten Fürsten Hohenlohe-Langenburg gegenüber sehr ungehalten über das Verfahren Forckenbeck's aus. Dieser ließ sich indeß durch keine Ungunst von hoher und höchster Stelle abschrecken, für das, was er für richtig und heilsam hielt, mit voller Kraft einzutreten. Im Gegentheil übernahm er die Leitung des Widerstandes gegen die, seiner Ueberzeugung nach, volksverderbliche Vertheuerung aller Lebensmittel. Da er als Präsident des Reichstags eine solche Agitation nicht entfesseln konnte, machte er den Oberbürgermeister der Reichshauptstadt geltend.

Forckenbeck ist aber auch der Urheber des bekannten deutschen Städtetages, der gegen die Tarifvorlage protestirt hat. Officiell waren es die Magistrate von Königsberg, Danzig, Thorn, Stettin, Memel und Kiel, die Berlin zur Einberufung eines solchen Tages aufforderten. Thatsächlich aber hat Forckenbeck durch seine Freunde in den städtischen Verwaltungen jene Aufforderung an den Berliner Magistrat überhaupt erst veranlaßt. Ebenso erwirkte er von Lasker ein ausführliches Rechtsgutachten, das zu dem Schlusse kam, daß zwar nicht den Stadtverordnetencollegien, wohl aber den Magistraten die Betheiligung an öffentlichen, nichtstädtischen, Angelegenheiten innerhalb der allgemeinen Gesetze durchaus freistehe. Darauf berief der Berliner Magistrat thatsächlich auf den 17. Mai einen allgemeinen deutschen Städtetag zur Beeinflussung des Reichstages nach der Hauptstadt ein. Die Besorgniß vor allzu zahlreichen Absagen hatte die Einladung übermäßig verzögert. Das hat dann wieder dem Gelingen der Sache vielen Abbruch gethan, auch seine Wirksamkeit insofern verhindert, als bis zum 17. Mai die meisten Abgeordneten schon Partei genommen hatten.

Die Rechtsnationalliberalen brannten vor Ungeduld, an dem Siegeszuge mit betheiligt zu sein. Sie sprachen ganz unverhüllt von der Nothwendigkeit einer Trennung von den freihändlerischen Genossen. Bennigsen suchte den Eifer seiner allzu hitzigen Freunde zurückzuhalten. Er wäre gern als Führer der größten geschlossenen Partei vor Bismarck erschienen, wünschte auch nicht, daß man sich allzu billig weggebe. Aber jene stimmten ohne Rücksicht auf die Führer und gaben den Schutzzöllnern den Sieg. Von diesen saßen 18 in der Tarifcommission, von Freihändlern nur 6. Bei der zweiten Berathung, am 16. Mai wurde die gesammte Zolltarifvorlage mit 218 gegen 88 Stimmen angenommen. Nur die Hälfte der Nationalliberalen hatte mit der sehr schwachen Fortschrittspartei, den Socialdemokraten und einigen Polen gegen sie votirt. Erst am Tage nach diesem entscheidenden Ereignisse, also am 17. Mai, trat der Städtetag zusammen.

Die Freunde erwogen schriftlich mit Forckenbeck die Frage, ob die Trennung von den Rechtsnationalliberalen, die eigentlich die Lage schon damals erfordert hätte, wirklich zu vollziehen sei. Bennigsen schien einer solchen Lösung gleichfalls nicht abgeneigt, wie er es in einer zu Hannover gehaltenen Rede andeutete. Jedenfalls sollte die Scheidung einen durchaus freundschaftlichen Charakter tragen. Bennigsen unterhandelte schon mit Bismarck, um zu versuchen, ob die Nationalliberalen, nach Ausstoßung der entschiedenen Elemente, im Bunde mit den Freiconservativen wieder bestimmenden Einfluß gewinnen könnten. Er mußte sich bald davon überzeugen, daß der Kanzler seine Wahl nach einer andern Seite hin getroffen habe. Bismarck versprach dem Centrum Revision und allmälige Aufhebung der „Maigesetze", Aufhören des Culturkampfes. Die Klerikalen stellten ihm dafür ihre Unterstützung zur Durchführung der Tarifreform zur Verfügung. Die Conservativen waren die dritten im Bunde.

Bennigsen sah nach allen diesen Vorgängen ein, daß der Kanzler sich selbst zu dem gemäßigtesten Liberalismus in entschiedene Opposition stelle. Sagte doch Bismarck ganz offen, daß er den Nationalliberalen „kühl bis an's Herz hinan" gegenüberstehe. Bennigsen hatte es zuerst versucht, sich selbst mit der Franckenstein'schen Klausel abzufinden, und deßhalb scharfe Angriffe von Seiten Lasker's und Forckenbeck's erfahren. Forckenbeck zumal warf ihm geradezu vor: er suche abermals die Energie der Partei zu lähmen. Am 5. Juli hatte

Digitized by Google

Forckenbeck dann in der Fractionssitzung den ausdrücklichen Antrag gestellt: die Abstimmung gegen den Tarifentwurf mit der Franckenstein'schen Klausel zur Parteisache zu machen; gegen den Particularismus müsse wenigstens die Partei einig, geschlossen und thatkräftig dastehen. Rickert kündigte für den Fall der Ablehnung des Antrages den Austritt der Linken an. Trotz Bennigsen's Mahnungen zum Frieden erhoben sich jedoch die äußersten Rechtsliberalen in großem Grimme gegen die Linke. Völk, Bismarck's Liebling, sprach geradezu aus, er werde auf alle constitutionellen Garantien verzichten. Treitschke verließ bereits die Partei. Gegen die Franckenstein'sche Klausel stimmten freilich in der Reichstagssitzung vom 9. Juli alle Nationalliberalen, mit Fortschritt und Socialdemokratie. Trotzdem wurde sie mit 211 gegen 122 Stimmen angenommen. Soweit war die Partei auf dem von ihrer Linken angewiesenen Boden einig geblieben. Als aber am 12. Juli die endgiltige Abstimmung über den ganzen Schutzzolltarif, mit Inbegriff der Klausel, stattfand, erhoben sich dafür Völk, der sogar eine Rede zu Gunsten des Entwurfs hielt, und 14 süddeutsche Nationalliberale. So wurde das vielumstrittene Gesetz mit 217 gegen 117 Stimmen gebilligt!

Sofort trat die nationalliberale Fraction zusammen. Die Linke, die offenbar den Liberalismus und Unitarismus nicht aus Gefälligkeit gegen den Reichskanzler bis zum Schatten abblassen wollte, stellte den Antrag einer Mißbilligung Völk's und seiner Genossen. Es mußte der lange währende Zwist endlich zur Entscheidung kommen. Die Mehrheit der Partei war über die Vorgänge der letzten Wochen, zumal über Bismarck's Capitulation vor dem Ultramontanismus, so entrüstet, daß sie dieses Mal der Linken zufiel. Die Mißbilligung wurde, allerdings nur mit 45 gegen 35 Stimmen ausgesprochen, und nun schieden Völk, Hölder und die 13 andern Süddeutschen aus der Partei aus.

Es war ein entschiedener Sieg der Linken innerhalb des Nationalliberalismus. Bennigsen war entmuthigt. Mit der Mehrheit der eigenen Partei war er damals zerfallen, von Bismarck zurückgestoßen; die ausschlaggebende Fraction waren die bisher von ihm bitter bekämpften Ultramontanen geworden, die die Majorität im Reichstage entschieden und damit ihren Beistand dessen Parteien und der Regierung nach Belieben verkaufen konnten. Bennigsen drohte, kein Mandat für die bevorstehenden Abgeordnetenwahlen mehr annehmen, sich vom politischen Leben ganz zurückziehen zu wollen.

Ueberall erschien der linke Flügel als der eigentliche Repräsentant der nationalliberalen Partei. Der in einer Berliner Versammlung am 24. August festgestellte Wahlaufruf ließ, zur großen Befriedigung Forckenbeck's, „das Wort nationalliberal ganz unter den Tisch fallen und redete nur von „liberal" oder „liberaler Mittel-Partei". Die Idee einer großen liberalen Partei, mit Aufgabe aller kleinlichen Fractionsunterschiede, als einziges Mittel, Staat und Reich vor der Reaction zu retten, drängte sich Forckenbeck's politischem Scharfblick immer wieder auf. Eben deßhalb weigerten sich zahlreiche Rechtsnationalliberale, die das eventuelle Zusammengehen mit der Fortschrittspartei verabscheuten, den Aufruf mit zu unterschreiben. Auch Minister Delbrück hatte keine Lust, theilzunehmen. „Besser aber ein kleiner Kutter mit einem Steuermann, der weiß, wo er hinfährt, als ein großes Schiff, das sich vom Winde treiben läßt," schreibt an Forckenbeck sein Freund Lipke.

Anderweitigen Widerstand fand Forckenbeck bei seinen nächsten politischen Freunden. Sie zogen mit größerer Entschiedenheit, als er selber, die Folgerung aus seinem Verlangen nach Gründung einer umfassenden liberalen Partei. Stauffenberg, Lasker und Bamberger waren der Ansicht, daß solche nur zu schaffen sei, wenn man den Nationalliberalismus in aller Freundschaft einstweilen Bennigsen überlasse, der daraus eine homogenere Fraction bilden möge, und inzwischen an der Herstellung jener großen Partei für die Zukunft arbeite — kurz sie verlangten, trotz des schwer erkämpften und, wie sie meinten, nur vorübergehenden Sieges in der Fraction, die Secession. M. Philippson weist aus Privatbriefen nach, daß dies nicht Forckenbeck's Meinung war, der vielmehr die Anschauungen des kampfesfreudigen Rickert theilte, zunächst zu versuchen, ob man nicht die nationalliberale Partei mit fortreißen und in ihr den so gegebenen Kern für die große liberale Bewegung finden könne. „Freilich sahen Forckenbeck wie Rickert voraus, daß der Wahlkampf ungünstig ausfallen, die Nationalliberalen vierzig bis fünfzig Sitze verlieren würden. Allein das schien immer noch besser als sofortiges Verlassen der Partei. Wie konnte man die acht oder zehn Genossen, die Stauffenberg in Aussicht stellte, zur Begründung der „großen" liberalen Partei benutzen? Man hätte sich damit einfach lächerlich gemacht und zu guterletzt bedingungslos Eugen Richter's Fortschrittspartei unterwerfen müssen. Forckenbeck hielt also einstweilen bei den Nationalliberalen aus, und mit ihm seine Freunde."

Das Ergebniß der Abgeordnetenwahl vom 8. October 1879 übertraf die schlimmsten Erwartungen. Die Nationalliberalen verloren zwei Fünftel ihrer bisherigen Mitgliederzahl — sie waren nur noch 105 anstatt 168; und dabei fielen besonders altpreußische, also entschiedenere Mitglieder aus. Die Fortschrittspartei war anstatt 48, nur noch 34 Mitglieder stark. Dagegen hatte die Zahl der Conservativen sich beinahe verdreifacht (auf 115), hatten auch die Freiconservativen (50) und das Centrum (96) zugenommen. Selbstverständlich ward nun nicht mehr Bennigsen, sondern der Conservative von Köller zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt. Der Zug nach rechts im Volke war unverkennbar. Die Folgerung daraus zog die nationalliberale Fraction des Reichstags; sie ging ganz zu Bennigsen über, der sich immer unbedingter in den Dienst des Kanzlers stellte. Dem Fractionsdiner am 10. December 1879 wohnten weder Forckenbeck noch Lasker bei. Bennigsen sprach dort von der Unentbehrlichkeit der nationalliberalen Partei, die ruhig ihren Weg fortsetzen werde; die konservativ-ultramontane Mehrheit sei auf die Länge unfruchtbar. Das war ja eine captivirende Redeweise. Bennigsen vergaß nur, daß Bismarck gewillt und im Stande war, bald diese Mehrheit, bald eine nationalliberalconservative für sich fruchtbar zu machen, wie es ihm gerade gut dünkte. Der Unterschied war dann weiter, daß sowohl die Conservativen wie die Ultramontanen ihre Dienste nur gegen reellen Vortheil leisteten, während die Nationalliberalen Bennigsen'scher Richtung sie mit Freuden für nichts dem Kanzler zu Gebote stellten.

Forckenbeck nahm, schreibt Philippson, eine vermittelnde Stellung ein. Die Erhöhung der Belastung des Volkes durch die vergrößerte Friedensstärke des Heeres schien ihm so bedeutend, daß er dem nächstfolgenden Reichstage die Möglichkeit gewähren wollte, die Sache von Neuem zu prüfen, und deßhalb eine Bewilligung nur auf drei Jahre vorschlug. Ueber diese Frage kam es nun innerhalb der nationalliberalen Partei zu heftigen Debatten, bei denen die beiden Flügel sich schroff gegenüberstanden. „Die sachliche Differenz war im Grunde keine grundsätzliche und tiefgehende. Allein man war gegenseitig so erbittert, daß jede Meinungsverschiedenheit ein Grund zu scharfem Kampfe wurde. Lasker, aus eigentlich politischen, Bamberger aus wirthschaftlichen Gründen, drängten eifrig zum Bruche. Und Forckenbeck, von der Unhaltbarkeit der Zustände in der Partei überzeugt, schien nunmehr geneigt, ihn herbeizuführen. Er beantragte die umfassende Besprechung aller vorliegenden politischen Angelegenheiten, um zu sehen, ob die Partei wirklich noch die zu ihrem Fortbestande erforderliche Homogenität besitze. Indessen nun kamen zahlreiche Freunde, ihn abzumahnen. Kiefer, der Führer der badischen Nationalliberalen, warnte eifrig vor dem Austritte aus der Fraction wegen hauptsächlich wirthschaftlicher Fragen. Das würde nur auf den Liberalismus, zumal Süddeutschlands, verwirrend und

Digitized by Google

schwächend einwirken, und eine neue lebenskräftige Partei lasse sich auf den jetzt vorhandenen Streitpunkten nicht herstellen. Roepell in Breslau wies mit vollem Rechte darauf hin, daß die Frage, ob Triennat oder Septennat viel zu nebensächlich sei, um die Trennung von der Partei zu rechtfertigen. Aus solchem Grunde würde sie der öffentlichen Meinung unverständlich sein und nur zur Folge haben, daß die bisher noch stärkste liberale Fraction untergehe, deren meiste Wähler conservativ oder besten Falles indifferent würden, Forckenbeck selber mit seinen wenigen Genossen jeden Halt im Land- und jeden Einfluß auf den Reichstag verliere. Auch Rickert, der als Politiker, Arbeitsgenosse und Charakter in den letzten Jahren Forckenbeck sehr nahe getreten war, widersetzte sich aus Kräften der Secession. Er hoffte von dem im Herbste zu berufenden nationalliberalen Parteitage Klärung und Befestigung."

Das war klar geworden: die Regierung war entschlossen, durch schrittweise Preisgabe der kirchenpolitischen Gesetze den Beistand des Centrums gegen die Liberalen zu erkaufen; und Bennigsen war im Großen und Ganzen bereit, ihr auch auf diesem Wege zu folgen. Forckenbeck dagegen war nicht gewillt, ihn zu beschreiten. „Ein längeres Verbleiben in der Partei würde, so fürchtete er, wie halbe Billigung von Bennigsen's Vorgehen erscheinen und die Verwirrung der öffentlichen Meinung noch erhöht haben, die ohnehin in einer unerhörten Zersetzung begriffen war. In den egoistischen Bestrebungen, in dem Ueberwiegen des krassesten Nützlichkeitsprincipes, in dem Zurücktreten des Idealismus und der idealen Gedanken sah er — wie er das ein Jahr später seinen Wählern entwickelte — eine große Gefahr für die Zukunft Deutschlands, ja für dessen einheitlichen Bestand. Hiergegen zu wirken, die öffentliche Meinung zu klären, erschien ihm als die wichtigste Aufgabe, und diese glaubte er nur für sich durch das Ausscheiden aus der verfahrenen und uneinigen nationalliberalen Partei lösen zu können!"

Das Manifest der Secession war so wenig revolutionär oder antimonarchisch, daß es, wie wir aus Philippson's trefflicher Arbeit erfahren, die volle Zustimmung des zukünftigen Deutschen Kaisers und Königs von Preußen fand. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der damals in München weilte, bestellte sich bei seiner Abreise ganz officiell durch den preußischen Gesandten den Herrn von Stauffenberg auf den Centralbahnhof, nahm ihn dann mit sich in seinen Extrazug und unterhielt sich mit ihm allein $2^1/_2$ Stunden lang, um sich ausführlich über die Secession Bericht erstatten zu lassen. Der hohe Herr stimmte dem Vorgefallenen mit voller Ueberzeugung bei. Das Ganze trug fast den Charakter einer Demonstration des Thronfolgers zu Gunsten der neuen Partei.

Dem Fürsten Bismarck hatte Forckenbeck in den letztverflossenen Jahren bereits fremder gegenüber gestanden. Freilich äußerlich war ein freundliches Verhältniß aufrecht erhalten worden: der Reichtagspräsident wurde von dem Kanzler zu Diners geladen, hielt es auch für seine Pflicht, zu einer Zeit, wo selbst Bennigsen sich fern hielt, die parlamentarischen Soireen des Kanzlers regelmäßig zu besuchen und mit diesem in engerem Verkehr über die Angelegenheiten des Reichstages zu verhandeln. Allein Bismarck's lebhaftes und durch die wunderbaren Erfolge noch gesteigertes Selbstgefühl ließ ihn in jeder abweichenden Meinung ein Verbrechen sehen, dem er sich fügte, wenn er es nicht beseitigen konnte, das er aber mit aller Macht züchtigte, wenn er stark genug dazu war. Seit der Secession hat er nur ausnahmsweise einem der Betheiligten eine Einladung mehr zu Theil werden lassen — den Freisinnigen wohl, den beständigen Gegnern, aber fast keinem der Secessionisten, die er als abtrünnige Freunde betrachtete. Unter ihnen war Dr. Thilenius aus Soden, ein alter Vertrauter des Bismarck'schen Hauses; die Fürstin hatte sogar während ihrer Kur in Soden bei ihm gewohnt — aber nunmehr waren alle alten Bande und Verpflichtungen vergessen, Thilenius aus Bismarck's Kreis verbannt, wie Philippson versichert.

Dann kam die unselige Fusion mit der Fortschrittspartei. Keine der von Forckenbeck, Stauffenberg und Bamberger vorausgesehenen üblen Folgen der Fusion blieb aus. Die Nationalliberalen, die sich schon der Secession genähert hatten, schreckten vor einer Verbindung mit dem Fortschritt zurück und zogen sich auf die rechte Seite. Am 23. März 1885 versammelte sich ihr, hauptsächlich von Süddeutschen besuchter Parteitag zu Heidelberg, der sich gegen jede Fusion und, mit schwacher Betonung des Liberalismus, vor Allem für die Zugehörigkeit zur Partei Bismarck aussprach. Eine große nationalliberale Parteiversammlung trat zwei Monate später in Berlin zusammen. 550 Delegirte aus ganz Deutschland erklärten sich hier mit der Heidelberger Resolution einverstanden und forderten die Parteigenossen zur Unterstützung der Regierung in deren socialpolitischen Bestrebungen auf. Als der entschiedenst liberale unter den Genossen erschien jetzt Bennigsen! „Er selber erschrak über die fast völlige Verwischung jedes Unterschiedes zwischen den Nationalliberalen und den gemäßigten Conservativen und sprach auf der Landesversammlung der Nationalliberalen in Hannover sehr scharf gegen die in Preußen sich geltend machende Reaction." Es war vergebens: man hörte nicht mehr auf die Stimme des alten Führers, wie man früher die Lasker's und Forckenbeck's überhört hatte. Das waren also die Ergebnisse der Fusion: Zwiespalt im eigenen Innern der neuen Partei, Kriegserklärung Seitens der Nationalliberalen. Die Wähler aber hegten keinerlei Zutrauen zu dem unsicheren und zerrissenen Freisinn; sie fielen entweder nach rechts oder nach links ab. Bei den im Herbste stattfindenden Reichstagswahlen büßten die Fortschrittler-Secessionisten mehr als zwei Fünftel ihrer früheren Sitze ein. Forckenbeck hatte den persönlichen Schmerz, daß sein alter Wahlkreis Neuhaldensleben-Wolmirstedt ihn verließ, der ihm siebzehn Jahre lang treu geblieben und mit erdrückender Mehrheit noch in die Secession gefolgt war! Zwar vertraute ihm dafür in der dem Freisinn noch am meisten ergebenen Provinz Schlesien der Kreis Sagan-Sprottau ein Mandat an, und zwar ohne daß er sich dort nur gezeigt hätte; allein das konnte ihn über seine Trennung von den langjährigen Wählern nur unvollkommen trösten. Die conservativ-clericale Reaction triumphirte im Reiche wie in Preußen. Der Liberalismus lag hülflos zu Boden. „Forckenbeck," schreibt sein Biograph, „war von der Gestaltung der Dinge auf das Peinlichste berührt. Er sah, wie das deutsche Bürgerthum, für das er seit seinen Jünglingsjahren seine ganze Kraft eingesetzt, auf das er alle seine Hoffnungen für die Zukunft der Nation gestellt hatte, immer mehr in das conservative, ja reactionäre Lager überging, sich zu denjenigen Elementen gesellte, die es stets bekämpft, geschädigt, gedemüthigt hatten; während die breiten Volksmassen in den Städten nur noch in der Socialdemokratie ihr Heil suchten. Seine Zeit war vorüber, eine ersprießliche Wirksamkeit in der großen Politik unmöglich." Er zog sich immer mehr aus den politischen Kämpfen zurück und widmete den Rest seiner Kräfte überwiegend der Verwaltung der Reichshauptstadt. Hier hat er thatsächlich mit unermüdlicher Arbeit Großes und Bleibendes gewirkt, was ihm im Kampfe gegen den Uebergewaltigen versagt war. Daß aber die nicht ohne seine Mitschuld gefallene nationalliberale Partei trotz aller Fehler noch lange nicht todt ist, haben wieder die letzten Wahlen bewiesen. Als gemäßigt liberale Partei, die des gebildeten Bürgerthums, ist ihr sogar noch eine große Zukunft gewiß.

Digitized by Google

Deutsche Aussichten in Palästina.

Von Lic. Theobald Keller.

Die „Kreuzfahrt“ unseres Kaiserpaares hat durch den gleichzeitigen und kaum noch zu beschönigenden Abbruch der diplomatischen Beziehungen Preußens mit dem Vatican eine besondere Bedeutung erhalten. Man kennt den Zankapfel, nämlich die „traditionellen“ Rechte Frankreichs auf das Protectorat der katholischen Christen im Orient. Das deutsche Reich will dieses Protectorat über seine christlichen Angehörigen fortan selbst ausüben, und thut wohl daran. Der immer doppelzüngige Vatican schien auch anfänglich dieser der deutschen Würde entsprechenden Forderung wohlgeneigt, und der Heilige Vater hatte schon seine Zustimmung ertheilt, als die frankophile Strömung, deren Haupt der intrigante Cardinal-Staatssecretär Rampolla — „il nasone“ —, Oberwasser bekam und die traditionellen Rechte Frankreichs bestätigen ließ. Diese unfreundliche Haltung, die von unseren unsicheren ultramontanen Cantonisten, deren Herzen der italienische Papst ja allezeit näher steht als der deutsche Kaiser, verschämt gebilligt wird (Berliner „Germania“), scheint nun zwar inzwischen durch Rampolla's amende honorable gut gemacht, aber derlei Zugeständnisse pflegen erfahrungsgemäß in Rom immer mit der jesuitischen restrictio mentalis gegeben zu werden. Man kann also nicht viel darauf geben. Das Beste ist, wenn dieses deutsche Protectorat eben sofort de facto ausgeübt wird, ob dies nun der französischen Jesuiten- und Generalstabsfälscher-Republik und dem mit ihr verbundenen Vatican angenehm ist oder nicht. Wichtiger ist die Frage, wie die Dinge im Oriente selbst liegen.

Da kommt uns nun in der Person des bekannten Berliner Universitätsprofessors und Predigers D. H. von Soden ein vertrauenswürdiger Gewährsmann, der die einschlägigen Verhältnisse an Ort und Stelle studirte und seine Beobachtungen soeben in einem schmucken Buche: „Reisebriefe aus Palästina“ (Berlin, Julius Springer) niederlegt. Er ist unlängst ins gelobte Land gezogen, um die Stätten zu besuchen, die unserem Glauben theuer sind, in die Heimath unserer Religion, und in farbensatten Schilderungen bringt er reiche Ausbeute. Die in zwanglosen Briefen an die Seinigen zusammengefaßten Beobachtungen und Betrachtungen machen sein Buch zu einem wahren Schatz für jedes echt deutsche Haus, so daß es sich neben die beliebten Palästina-Schilderungen der Schweizer Theologen Furrer, Orelli und Gonzenbach, neben die des Hamburger Nindk und des Kölners Schneller, neben Dalton und Bernhard Rogge stellen darf. Auch ein echter Poet spricht manchmal aus den stimmungsvollen Pilgerschaftsbildern, der es sogar mit den Künstlern Pierre Loti und Ebers aufnehmen kann. So begleiten wir denn den Verfasser durch das Mittelmeer nach Kairo und zum Libanon, zur russischen Judencolonie Zammarin, nach Jafa und Jerusalem, Bethanien, Jericho, Galiläa und Nazareth, der Perle des heiligen Landes, und zurück über Damaskus, Baalbeck (Heliopolis), Smyrna und Constantinopel. Besonders interessiren uns natürlich die Stationen, zu denen dermals auch unser Kaiserpaar pilgert, sodann aber die den gegenwärtigen Streit um das Protectorat betreffenden Stellen. Auch H. v. Soden bestätigt es uns, daß das heutige Jerusalem selbst nur noch eine große Ruine ist, auf deren Trümmern die Legende wuchert. Das alte, unser Jerusalem existirt nicht mehr. Trotz dem „Davidsburg“ genannten Thurm ist keine Spur von Davids Feste, so wenig, daß noch immer der Streit nicht ruht, auf welchem Theil des Berges die alte, wenig umfangreiche Davidsstadt gestanden. Kein Säulenrest von Salomo's Palast und Tempelbau, aber auch von der an Prunkbauten reichen Stadt des Herodes, der Stadt Jesu, ist außer Theilen der Mauer und den Unterbauten des Tempelplatzes wohl nichts übrig. Die Kette der Ueberlieferung ist mehrmals völlig abgerissen. Wir wissen nicht sicher, um von den in Israels vorchristlicher Geschichte bedeutsamen Burgen Millo und Akra nicht zu reden, wo Pilatus, wo der Hohepriester residierte, wo die in der alten Geschichte vorkommenden Stadtthore zu suchen sind. Selbst der Lauf der Mauern der verschiedenen Bauzeiten ist noch keineswegs im ganzen Umfang festgestellt. Außer dem Teich Siloa können wir keinen der vielen Teiche mit Sicherheit mit einem der im Neuen Testament genannten identificiren. Aber die Legenden wuchern überall. „Besonders häufig zeigt man Steine mit Eindrücken der Hände, der Füße, des Kopfes von Christus, Muhammed, Gabriel oder anderen Engeln. Man zeigt den Baum, an dem Judas sich erhängt hat, aber auch den Baum, an den der Widder, der an Isaaks Stelle geopfert werden sollte, angebunden war. Auch die Figuren aus Gleichnissen, der reiche Mann und der arme Lazarus, haben ihre Häuser, so gut wie die heilige Veronika. Man zeigt in den sagenhaften Salomosställen die Wiege Christi und weiß, daß in der Marienquelle Maria die Windeln des Herrn gewaschen hat. Unbegreiflicher Weise lassen sich die meisten Fremden von findigen und erfinderischen Führern vor allem diesen Schwindel zeigen und ahnen darob nichts von dem gewaltig Großen, für das nicht ein einzelner Stein oder Winkel, aber diese ganze Stätte ein ergreifend Denkmal ist.“

Wie ein Alp lastet eben überall die türkische Mißwirthschaft auf dem Lande. Dem Autor wurde versichert, daß auch die arabischen Muhammedaner kein Herz für das Türkenregiment haben und gern mit jeder andern Regierung tauschen würden. Es wird ebenso sein, wie in Aegypten. Warum sollen sie auch das Land bebauen, da ihnen jeder Ertrag als Steuer abgenommen wird! Trotz strengsten Verbots hauen sie ihre Oelbäume um, weil sie für jeden mehr an Steuern zahlen müssen, als er ihnen einbringt. Ja, selbst für einen neu gepflanzten Oelbaum, der noch Jahre lang nur Pflege verlangt und nichts einbringt, erhebt diese Regierung Steuer. Kein Wunder, daß Niemand auch nur einen Baum pflanzt. Mit dem Fehlen aller Verkehrsmittel fehlen alle Absatzgebiete. Die Unzuverlässigkeit und Willkürlichkeit der Beamten raubt jede Sicherheit des Besitzes, des Erwerbs. So hat sich das Volk gewöhnt, nur von der Hand in den Mund zu leben. Hat doch auch das Geld keinen festen Werth. Jeder Entscheid der Regierung ist nur in langer Zeit und mit hohen Summen zu erringen. Das Volk ist nicht faul, vielleicht fleißiger als die Süd- und Mittelitaliener wenigstens in der Heimath sind, wenn es auch natürlich die Nachmittage und Abende nichtsthuend verbringt, wie alle südlichen Völker. Aber es liegt ein Fluch auf dem Lande, und dieser Fluch ist verkörpert in der Türkenwirthschaft. Der deutsche Leser bricht bei solchen Nachtbildern unwillkürlich in den Ruf aus: Wie schade, daß dieses gelobte Land nicht deutsch ist! Nächst den Arabern sind, wie v. Soden versichert, die Juden am zahlreichsten im Lande. Von den muthmaßlich 60000 Einwohnern Jerusalems bilden sie zwei Drittel. Dasselbe gilt von Tiberias mit seinen 5000 Seelen. In Safed in Galiläa wohnen vielleicht deren 14000. Dazu kommen die zerstreuten jüdischen Kolonien im Lande, die trotz aller türkischen Einfuhrverbote stetig wachsen. Dennoch sind die Juden in viel höherem Maaße als alle anderen Eingewanderten nur geduldet. „Und wenn auch viele unter ihnen fleißige und geschickte Handwerker sind — am Handel scheinen sie nur schwach betheiligt, die Meisten sollen von Unterstützungen aus dem Auslande leben —, Niemand wird diesen schwankenden, schleichenden Gestalten zutrauen, daß sie das Land verwalten und in Ordnung halten, geschweige es wieder unter Kultur setzen könnten.“ Urtheilsfähige Männer, die schon lange in Jerusalem wohnen, haben v. Soden bestätigt, daß ein solches Maaß von Fanatismus in ihnen schlummert, daß ihre Herrschaft für alle Andern und nicht zuletzt für die Christen, die doch auch ein Anrecht

Digitized by Google

an das Land Christi haben, derjenigen der Türken nicht vorzuziehen wäre.

Ueber die Zahl der orientalischen „orthodoxen" Christen in Palästina konnte v. Soden nichts Sicheres erfahren. In Jerusalem sind deren nur 6000. Dazu kommt Bethlehem, das fast rein christlich ist, Nazareth, vielleicht zur Hälfte christlich, und andere kleinere Plätze. Aber mindestens die ideelle Macht liegt zur Zeit bei der „griechischen Kirche". So nennt man sie, wohl weil die höheren Geistlichen fast ohne Ausnahme Griechen aus Kleinasien, den Inseln oder Griechenland sind und die Messe griechisch lesen. Diese griechische Kirche ist die Kirche des Landes, das Ergebniß seiner Geschichte, allein mit ihm verwachsen. Sie besitzt in den drei Kirchen Jerusalems, Bethlehems und Nazareths die höchsten Heiligthümer; die anderen Denominationen haben nur ein beschränktes, streng begrenztes Mitbenutzungsrecht. Sie verfügt über ansehnliche Mittel. Gewaltige Anstrengungen machen die Russen. Sie verfügen über großen Landbesitz mit einer kleinen Stadt von Gebäuden — der Hauptkomplex heißt überall „der Russenbau" —, darunter zwei große Kirchen, und über, wie es scheint, fast unbegrenzte Mittel. Doch spielen sie im Vergleich zu den Griechen die Rolle der Fremden, wie sie sich denn auch nicht dem griechischen Patriarchat unterstellen, sondern unter einem russischen Archimandriten vereinigt sind. Dennoch nehmen sie in der kirchlichen Diplomatie mit Erfolg das entscheidende Wort für sich in Anspruch, wovon verschiedene Vorgänge bei den griechischen Patriarchenwahlen Zeugniß ablegen. Die Griechen scheinen nicht ohne Beklommenheit und argwöhnische Spannung der russischen Schwesterkirche gegenüberzustehen. Ein ideelles Band zwischen der russischen Volksseele — hier kann man wirklich von einer solchen reden — und dem heiligen Land, wohl von der russischen Regierung, sicher von der russischen hohen Geistlichkeit systematisch gepflegt, wird von Jahr zu Jahr fester geknüpft durch die Pilgerreisen, die alljährlich mindestens 30000 russische Pilger aus allen Ständen und Schichten in's Land führen. Großartige Pilgerhäuser, fast Kasernen zu nennen, stehen zu deren Aufnahme und Pflege bereit. Doch bleibt von diesen frommen Besuchern der Anbetungsstätten Niemand im Lande. Andere orthodoxe Nationalkirchen sind nur schwach vertreten; doch fehlt keine ganz. Am meisten Bedeutung unter ihnen hat die armenische.

Als Konkurrenten, ja als Gegner fühlen sich gegenseitig die Griechen und „die Lateiner", wie man den abendländischen, römischen Katholicismus seit der Kreuzfahrerzeit nennt. Soden behauptet, daß die Griechen dem Protestantismus sympathisch gegenüberstehen, den Lateinern antipathisch. „Freilich sind auch die Gemeinschaftspunkte der Griechen mit uns Protestanten mindestens so zahlreich, als die mit dem römischen Katholicismus. Und da sie mehr im Gebiete der individuellen Frömmigkeit liegen, machen sie sich im Gefühle stärker geltend. Ueberdies lassen es die Lateiner auch den Griechen gegenüber nicht an der zu ihrem Wesen gehörenden Intoleranz und Anmaßung des Unfehlbaren und Alleinberechtigten fehlen. Auf der anderen Seite sind sie im heiligen Lande, abgesehen von den durchschnittlich, wenn auch mit hervorragenden Ausnahmen, ungebildeten Franciskanern, in sehr tüchtiger Weise vertreten und arbeiten mit ganz gewaltigen Mitteln in unerschrockener Propaganda. Endlich gehen ihre Anfänge doch immerhin bis auf die Kreuzzüge zurück, so daß sie, trotzdem sie nur als Missionskirche existiren, ein ob auch nicht angeborenes, so doch erworbenes Bürgerrecht beanspruchen. Ob ihrer unermüdlichen, überall begegnenden Arbeit ein dauernder Erfolg beschieden sei, wird von Unbetheiligten und wohl mit Recht bezweifelt. Mit wenigen Ausnahmen sind ihre Geistlichen und Brüder Romanen. Bei den Franciskanern scheint italienisch, bei den Dominikanern und Jesuiten französisch die Ordenssprache zu sein." Das ist nun freilich sehr cum grano salis zu verstehen, denn v. Soden übersieht hier wunderlicher Weise ein nicht unwichtiges Moment: die katholischen Deutschen und ihre Niederlassungen, die freilich nicht sehr bedeutend, aber doch sehr zukunftreich sind. Wir meinen damit die „Väter von Steyl", jene thatkräftigen Missionare, die von der Lazaristencongregation losgelöst, während des Culturkampfes in Holländisch-Steyl eine große Niederlassung gründeten. Monsignore Anzer, beim Papst wie bei unserem Kaiser gern gesehen, ist ihr Oberer, und die deutsch-katholischen Missionen in China, die sich bereits dem französischen Protectorat entzogen, sind ihr Werk. Wenn Kaiser Wilhelm II. sie nun auch in Palästina begünstigen wollte und ihnen auf seiner Reise etwa die katholisch-deutschen Häuser von Tiberias und Jerusalem anvertrauen würde, so hätte das Deutsche Reich an ihnen treue Diener und Frankreich im Orient einen gefährlichen Concurrenten mehr.

Während der englische Protestantismus es nicht über die Bedeutung einer Missionsstation mit Schulen hinausgebracht und sich in der Sackgasse der Judenmission festgefahren hat, ist der deutsche Protestantismus verhältnißmäßig stark vertreten. Zumal wenn man auch die protestantischen Eingeborenen-Gemeinden, die unter seinem Einfluß stehen, wie z. B. in Bethdschala bei Bethlehem, wo in arbischer Sprache evangelischer Gottesdienst gehalten wird, hinzurechnen darf und, worüber trotz ihrer sectirerischen Stellung gegenüber den deutschen Kirchen kein Zweifel sein kann, die blühenden Tempelgemeinden. Von großer ideeller Bedeutung sind das schöne, von den Kranken mit Vorliebe besuchte Deutsche Hospital der Kaiserswerther Diakonissen, das Kinderhospital Marienstift von Doktor Sandreczky und das Aussätzigenhaus der Brüdergemeinde. Von unmittelbarer praktischer Wirkung aber sind die beiden großartigen Erziehungshäuser, die bei der eingeborenen Bevölkerung volles Vertrauen genießen: Schneller's „syrisches Waisenhaus" für Knaben und das Kaiserswerther „Mädchen-Waisenhaus Talitha kumi", beide von zwischen 100 und 200 Kindern besetzt und ausgezeichnet geleitet. Aus den in diesen Anstalten erzogenen Waisenkindern wächst leise und unbemerkt eine protestantische Gemeinde von Eingeborenen heran. Die Templer, jene schwäbische Secte aus den sechziger Jahren, die im Lande der Verheißung die christliche Idealgemeinde nach ihrer Auffassung herstellen wollte, zählen in vier Kolonien, Jerusalem, Sarona, Jafa und Haifa, gegen 1200 Seelen. Fast alle wirkliche Kultur des Landes ist ihrer zähen Unermüdlichkeit zu verdanken. Deutsche, dem preußischen Evangelischen Oberkirchenrath unterstellte Kirchengemeinden finden sich in Jerusalem, Bethlehem, Jafa und Haifa. Die in diesen Tagen von unserem Kaiser einzuweihende Kirche wird nach Soden's Meinung einen neuen Festigungspunkt für den gesammten unter deutschem Einfluß stehenden Protestantismus Palästinas bilden.

An dem weltlichen Kulturbetrieb haben die Griechen keinen nennenswerthen Antheil. In diesen theilen sich, und zwar so, daß andere Nationen, auch England, daneben kaum in Betracht kommen, Frankreich und Deutschland. Das Verhältniß beider ist nach Soden in eine ganz einfache Formel zu fassen: der Katholicismus ist Frankreich. Man darf gespannt sein, ob sich an dieser Gleichung dadurch etwas ändert, daß das Deutsche Reich von jetzt ab die Interessen des „deutschen Katholicismus", einer echt protestantischen Begriffsbildung, selbst zu vertreten entschlossen ist. Das in der Sprache liegende Volksurtheil wird wohl Recht behalten, daß die Katholiken Lateiner sind. Aber abgesehen von dem religiösen Gebiet ist Frankreich, zur Zeit, noch auch in den weltlichen Dingen die vorherrschende Macht in Palästina, was natürlich dem Katholicismus zu Gute kommt. Seine Sprache ist die verbreitetste; sein Geld, nicht etwa alles Frankengeld, sondern nur das französische, bildet neben dem türkischen die allgemein anerkannte Verkehrsmünze. Nach „Francs" wird im Kaufgeschäft überall gerechnet. Die Bahn-

Digitized by Google

linien sind in französischen Händen. Der Crédit lyonnais ist das angesehenste Bankinstitut. Wie man sieht, urtheilt v. Soden also ziemlich skeptisch, aber doch nichts weniger als hoffnungslos. „Der Formel: der Katholicismus ist Frankreich, entspricht die andere: der Protestantismus ist Deutschland. Aber dieses Deutschthum, dessen Vertreter fast ausschließlich Schwaben sind, bedeutet noch mehr für das Land. Der Anbau des Landes ist zum größten Theil das Werk deutschen Fleißes. Ein großer Theil des Handels, insbesondere die blühendsten Geschäfte in Jerusalem, sind in deutschen Händen. Die Deutsche Bank gewinnt stetig an Umsatz und Vertrauen. Auch im Speditionsgeschäft und im Fremdendienst stehen Deutsche obenan. Die deutsche Schule wird gern besucht. Die besten Gasthäuser in Jafa, die einzigen in Haifa, Nazareth und auf dem Karmel, in Verbindung damit das ganze Fremden-Fuhrwesen in Galiläa sind deutsche Unternehmungen. In Tiberias ist, neben dem englischen, soeben ein sehr behagliches deutsches Gasthaus mit schönem Blick auf den See von Schwaben eröffnet. Von den fünf Gasthäusern Jerusalems sind vier im Besitz von Deutschen. Der beste Palästinawein, wohl auch der meiste, ist deutsches Gewächs."

Welche der beiden Nationalitäten das Uebergewicht hat, ist schwer zu entscheiden. Doch will es v. Soden scheinen, daß das Französische mehr Nachwirkung früherer Zeiten und nur noch façon de vivre, Einschlag sei, dagegen dem Deutschen für das Gedeihen des Landes tiefere Bedeutung zukomme und die Zukunft gehöre, zumal auf deutscher Seite reale Production und Arbeit geleistet werde, während das Französische nur die Formen des Verkehrs bestimme und als Wirklichkeit doch nur in Form von Kirchen und Ordensniederlassungen existire. Die länger im heiligen Lande wohnen, versicherten ihm, daß in den letzten zwei Jahrzehnten ein bedeutsamer Aufschwung auf allen Culturgebieten stattgefunden habe. Und zum Schlusse stellt er die Fragen: Sollte dem Lande der Vergangenheit noch einmal eine Zukunft blühen? Wer wird sie dann bestimmend beeinflussen? Mir wandelte sich das Vertrauen, mit dem man auf die Deutschen blickt, immer wieder in die Klänge des Sehnsuchtsliedes des schwäbischen Dichters:

Adler Friederichs des Großen,
Gleich der Sonne decke du
Die Verlassnen, Heimathlosen
Mit der goldnen Schwinge zu.

Literatur und Kunst.

Zur neueren russischen Literaturgeschichte.

Von Albert Scholz.

Der wunderbare Aufschwung, den nach so vielen Hemmungen die russische Literatur im Laufe dieses Jahrhunderts genommen hat, ist der raschen Entwicklung des deutschen Schriftthums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wesensverwandt. Wie wir uns unter dem Einfluß der Dichter Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Klopstock von dem übermächtigen französischen Einfluß emancipirten und eine deutsche Nationaldichtung begründeten, die wir ja schon einmal im Mittelalter besaßen, so mußte sich auch die russische Literatur ihre Selbstständigkeit erkämpfen, freilich viel langsamer und unter schwierigeren Verhältnissen und in heftigen Kämpfen, die bis in unsere Zeit hinein reichen. Peter der Große ist der große Zauberer, der ein russisches Schriftthum sozusagen erst hervorrief und mit des Medicäer's Güte zu pflegen suchte. Unter seinen Nachfolgern und der großen Katharina war der französische Geschmack noch ganz maßgebend, um dann dem englischen und deutschen etwas zu weichen, besonders in Folge der Napoleonischen Kriege. Was auch die russischen Literarhistoriker, z. B. der neuste unter ihnen, Fürst Sergei Wolkonskij, sagen mögen, so sind auch Puschkin und Lermontow durchaus von westeuropäischen Mustern, zumal von dem Romanticismus und Byron, abhängig; der russische Geist brach sieghaft durch erst in dem Realisten Gogol, und noch der prächtige Turgenjew ist im Leben, Dichten und Denken nur ein französirter Russe. Erst mit Dostojewskij und Tolstoi tritt das Russenthum in wirklichen Original-Genies in die Weltliteratur ein.

Von all diesem mühevollen und in seiner Art großartigen Werdegang wissen wir Deutsche im Allgemeinen wenig, obwohl uns seit Jahren die ausgezeichnete russische Literaturgeschichte des Balten A. v. Reinholdt vorliegt. Wir begrüßen daher den oben erwähnten jungen Fürsten Wolkonskij und seinen etwas weniger gelehrten, aber auch minder schwerfälligen Versuch einer neuen Literaturgeschichte, der aus acht in englischer Sprache in Boston gehaltenen Vorträgen besteht und in der eben erschienenen trefflichen Uebersetzung von A. Hippius den bescheidenen Titel führt: „Bilder aus der Geschichte und Literatur Rußlands" (Basel, Fr. Em. Perthes). Es ist eine warmherzige und geistvolle, lebendige und glänzende Darstellung, wobei die glühendste Vaterlandsliebe die Feder führt, in Folge dessen oft bis zum kritiklosen Panegyricus geht, Vieles überschätzt und beschönigt, aber es bleibt doch eine gefällige, scharfsinnige und verdienstvolle Arbeit, die sich vielfach ebenbürtig neben die Reinholdt'sche stellen darf.

Besonders interessirt uns natürlich Wolkonskij's Stellung zu den Dioskuren Turgenjew, Dostojewskij und Tolstoi, für welches Dreigestirn folgende Parallele charakteristisch ist. „Turgenjew, der verfeinerte Anhänger des Westens, ausgestattet mit allen Vorzügen einer aristokratischen Erziehung und europäischen Cultur, steigt in die unerforschten Tiefen des Volkslebens hinab. In den primitiven Lebensverhältnissen auch des Bauern entdeckt er die geistige Schönheit des Menschen und die Gleichartigkeit des Fühlens bei ihm, wie bei seinem Herrn; die gleiche Kraft der Reaction ihres Seelenlebens ist ihm Bürge für eine ferne, aber unvermeidliche Vereinigung aller Elemente des menschlichen Lebens, von den Errungenschaften der Civilisation an bis zu dem natürlichen Reichthum der Volksseele. Dostojewskij, der finstere Epileptiker, enttäuscht in Bezug auf die Civilisation, auf die höchsten Gesellschaftsclassen und Alles, was aus dem Westen kommt, predigt Selbstverleugnung; er wendet sich dem Auswurf der Gesellschaft zu: inmitten von Mördern, Sträflingen und gefallenen Frauen entdeckt er Schätze geistiger Schönheit, und in einem Ausbruch mystischer Begeisterung wendet er sich liebend den niedersten Volksschichten zu, als den einzigen Trägern der wahren christlichen Ergebung, welche allein die Welt umzugestalten vermag. Die entgegengesetzte Richtung schlägt Leo Tolstoi ein. Indem er jede Aufklärung verneint, jede Autorität untergräbt, schüttelt dieser Originalphilosoph jegliche historische Ueberlieferung und jegliches Princip menschlicher Gemeinschaft ab. Er zerstört die nationale, politische, gesellschaftliche Scheidewand und überläßt den Menschen seiner persönlichen Selbstvervollkommnung; in seinem unbegrenzten Freiheitsdrang sprengt er schließlich die Familienbande: der befreiten Menschheit bleibt es anheim gestellt, ob sie auf dem Wege auferlegter Enthaltsamkeit oder freiwilliger Unfruchtkeit versiechen will. Das sind die Endpunkte, auf welche der Ideengang dieser drei Romanschriftsteller in ihren Werken hinausläuft. Alle drei hatten einen Ausgangspunkt, — alle drei hatten es sich zum Ziel gesetzt, das Leben in seiner Realität darzustellen. Turgenjew und Dostojewskij konnten mit demselben Recht wie Tolstoi sagen: Der Held meiner Erzählung, den ich mich in aller seiner Schönheit darzustellen bestrebe, der immer schön war, ist und sein wird, dieser Held ist — die Wahrheit."

Digitized by Google

Einen Glanzpunkt dieser Vorträge bildet die Beurtheilung des ja auch bei uns populären Novellisten Turgenjew. Lehrreich ist zumal der Hinweis auf das erste Erscheinen des Nihilisten-Typus in der Literatur. Turgenjew gab ihm in seiner Novelle „Väter und Söhne" den Namen „Nihilismus".*) Der junge Basarow war der erste Repräsentant dieser Gattung; er fand bald Nachahmer; Gontscharow zeichnete in seinem Roman „Der Absturz" einen Nihilisten, Dostojewskij eine ganze Gesellschaft politischer Verbrecher in dem Roman „Böse Geister". Allein die letztgenannten Schriften entbehren nicht der Didaktik und der Tendenz, während Turgenjew mit einer so olympischen Objectivität seinen Helden schildert, daß die Kritiker bis auf den heutigen Tag nicht einig sind, ob er auf dessen Seite stehe, oder ihn verurtheile. Bei dem Erscheinen von „Väter und Söhne" erhob sich in Rußland ein Sturm; die Meinungen verwirrten sich; im liberalen Lager feierten die einen den Autor, weil er auf Seiten der „Söhne" sei, die Anderen schalten ihn, weil er zu den „Vätern" hinneige. Genau ebenso ging es im conservativen Lager zu; die Einen begrüßten in ihm den Richter der verirrten Jugend, die Anderen verurtheilten ihn, weil er die ältere Generation belächele. Wolkonskij muß gestehen, daß Turgenjew den von ihm geschilderten Typus in dem Augenblick erfaßte, als er eben erst Gestalt zu gewinnen, als er, voller Energie und von edlem Streben zu nutzbringender Thätigkeit erfüllt, sich von dem älteren Geschlecht loszulösen begann. Der Protest gegen das Althergebrachte erschien in jener Zeit so vielverheißend, daß er, trotz Cynismus und äußerer Roheit, nicht anders als freudig begrüßt werden konnte. Damals ahnte Niemand, bis zu welch' unnatürlichen Uebertreibungen dieser Typus im Laufe seiner weiteren Entwickelung sich steigern würde. Pissarew sagt in seiner Analyse der „Väter und Söhne": „Der leitende Gedanke des Romans ist folgender: Die jungen Leute von heute lassen sich hinreißen und verfallen in Extreme; doch aus eben dieser Begeisterung erwächst ihnen frische Kraft und ein unbestechlicher Sinn. Diese Kraft und dieser Sinn werden die jungen Leute ohne alle fremde Hülfe und fremden Einfluß auf den rechten Weg leiten und im Leben aufrecht erhalten." Leider haben diese Kraft und dieser Sinn sie nicht „aufrecht erhalten", wenigstens nicht alle unter ihnen: sie führten sie wohl auf einen Weg hinaus, doch wohin auch ihre Bestrebungen zielten, das konnte nicht „der rechte Weg" sein, welcher zur Zerstörung führte. Die frische Kraft und der unbestechliche Sinn werden sich einen anderen Weg suchen müssen, bemerkt Wolkonskij.

Noch erwähnt er eine literarische Eigenthümlichkeit, die, gleichfalls ein Symptom der Zeit und in Zusammenhang mit der Bewegung stehend, auch einen hohen Grad der Uebertreibung erreichte. Zum ersten Mal in der russischen Literatur macht uns Turgenjew in seiner Novelle „Helene" mit einer Frauengestalt bekannt, deren Interessen über die Grenzen des Familienlebens hinausreichen. Helene ist in der russischen Literatur das erste Weib, dessen Kraft der Liebe so groß ist, daß sie die geistige Gefährtin ihres Mannes wird, nicht nur im Familienleben, sondern auch in seiner Arbeit außerhalb. Sie ist die Vertreterin jener russischen Frau, die, ohne ihre häuslichen Pflichten aufzugeben, das ganze Leben ihres Mannes ausfüllt; sie folgt dem Auserwählten ihrer Seele ebenso muthig in die abstracten Gebiete der Wissenschaft, wie in den schweren Lebenskampf und in die Finsterniß der sibirischen Verbannung. „Später ward auch dieses übertrieben; wissenschaftliche Interessen wurden gewissermaßen zum Protest gegen die Familie und riefen vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren den Typus eines Mädchens in's Dasein, das Alles andere lieber sein möchte, als Gattin und Mutter. Vielleicht liegt es an der Kraft des jungfräulichen russischen Bodens, der durch Jahrhunderte geschlummert, daß jegliches darauffallende Samenkorn sich bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit auswächst."

Wer die „Memorien aus dem todten Hause" oder „Schuld und Sühne" gelesen hat, wird unter jenem schrecklichen Banne gelitten haben, der von der Schaar der Verbrecher, Irrsinnigen, Epileptiker, Selbstmörder und aller „Erniedrigten und Gekränkten", dem Auswurf des Menschengeschlechts, ausgeht, bei welchen in den grausamen Leiden ihres irdischen Hinsterbens sich die unsterbliche Schönheit der menschlichen Seele offenbart. „Trotz einiger Mängel im architektonischen Aufbau beinahe aller seiner Schöpfungen, trotz einer gewissen Ungeschicklichkeit seiner allzu überladenen Romane sind doch Kraft und Richtung dieses Talents derart, daß sie Dostojewskij zu einer vollkommen eigenartigen Erscheinung in der Weltliteratur machen. Seine ganze literarische Thätigkeit ist gleichsam ein gigantischer Versuch, die menschliche Seele aus einem Zustande der Vergessenheit zu befreien, in welchem der Druck menschlicher Vorurtheile und Gleichgiltigkeit sie gefangen halten. Sein ganzes Streben geht dahin, die ursprüngliche Reinheit der geistigen Natur des Menschen unter der moralischen und physischen Zersetzung aufzudecken. Nichts schreckt ihn zurück, er vergrößert selbst die Schwierigkeit seiner Aufgabe durch abstoßende Einzelheiten, und doch durchdringt ein Strom lebendigen Wassers einen ganzen Sumpf der Fäulniß, und das Licht siegt über die Finsterniß. Gleich Gogol steigt er in den Schlamm des Lebens hinab, doch verschieden von ihm, der den Schlamm zu einer „Perle poetischer Schöpfung" erhebt, zieht Dostojewskij aus demselben Perlen der Wirklichkeit hervor. Nichts fürchtet er bei seinen Forschungen; gleich jenen sich selbstverleugnenden Helden, die ihre Hülfe den Aussätzigen weihen, geht er zu den „erniedrigten und gekränkten" Brüdern und bringt ihnen den christlichen Trost, daß auch sie ein Recht an Menschenwürde haben. Armuth, Krankheit, Roheit, Grausamkeit, — an Alles tritt er gleich furchtlos heran; es giebt kein Hinderniß, das groß genug wäre, diesen geistigen Livingstone der Finsterniß und des Elends aufzuhalten." Das ist gewiß ein schöner und zutreffender Ausdruck. Auch für Tolstoi, trotz all seiner Wunderlichkeiten und — sagen wir es heraus — Lächerlichkeiten findet Fürst Wolkonskij manches vollgerüttelte Lobesmaaß.

Selten hat ja auch ein Schriftsteller solchen Beifall in der ganzen Welt errungen, wie der Verfasser von „Krieg und Frieden". Seine herrlichen Schilderungen des Lebens nennt Wolkonskij wie das Leben selbst: „großartig, reich und vielseitig — furchtbar, wie das Leben, und, wie das Leben, tief, das sich noch Keinem in solcher Weise offenbart hat, wie gerade ihm. Niemand ist, wie er, in die Mysterien der Menschenseele, Niemand so tief in ihr innerstes Wesen eingedrungen, wie er; Niemand hat mit gleich unermüdlicher Beharrlichkeit die Unaufrichtigkeit verfolgt, die das menschliche Gewissen belastet. Niemand hat, wie er, mit solcher Kaltblütigkeit seine Hand in klaffende Wunden gesenkt, die bei seiner psychologischen Vivisection zu Tage treten. Und Jeder, wer er auch sei, fühlt sich von der Kraft und der Allmacht dieses Genius besiegt, der in dem großen Rahmen seiner epischen Schöpfungen Völker, Heere, Reiche an uns vorüberziehen läßt und zugleich im kleinen Rahmen einer Erzählung, wie z. B. „Herr und Knecht", uns die großen Menschheitsfragen zum Bewußtsein bringt und uns einen Blick in die Ewigkeit thun läßt. Nur ein Genius konnte in dem reuigen Herrn, der in seinem vom Schneesturm verwehten und begrabenen Schlitten sein Leben dem erfrierenden Knechte opfert, das allgemein Menschliche in

*) Wie bemerkt werden muß, hatte in jenen Tagen dieses Wort noch nicht die terroristische Färbung, die man ihm später, besonders in Westeuropa, beilegte, wo es zu einem Synonym des Wortes „Anarchie" geworden ist. Wenn Wolkonskij nicht irrt, so ist es der heil. Augustin, („Civitas Dei"), der zum ersten Mal das Wort „Nihilist" gebrauchte, um Diejenigen zu bezeichnen, „welche an nichts glauben". Unser Büchmann führt dagegen Belegstellen aus Jean Paul, Jacobi ꝛc. an.

Digitized by Google

solcher Kraft und Größe wiedergeben." Nun aber erscheint der Denker und steckt sich gleichsam das Ziel, sich mit der Arbeit des Künstlers abzufinden. Eine der charakteristischsten Eigenheiten dieses Geistes besteht gerade in dem Gegensatz von der einigenden Kraft des Künstlers und der zersetzenden Kraft des Philosophen. Auch sein begeisterter Lobredner Wolkonskij findet hier manches Unzulängliche, besonders in Tolstoi's Lehre, die er mit wenigen Worten folgendermaßen zusammenfaßt: Ihre Grundlage ist, — dem Uebel nicht zu widerstreben, — ihr Dogma die Schädlichkeit der Civilisation als des Resultates der Gemeinschaft, — ihr Gebot die Auflösung der Gemeinschaft zu Gunsten des einzelnen. In einem ungedruckten Privatbrief formulirt Graf Tolstoi die praktische Anwendung dieser Theorie, wie folgt: „Ich glaube, daß es für mich keinen anderen Weg giebt, die Menschen zu erwärmen, als die größtmögliche Entwickelung von Wärme in mir selbst; jedes Streben meinerseits, das auf ein anderes Ziel gerichtet ist, betrachte ich als unfruchtbaren Kraftaufwand."

Tolstoi's wahre Anhänger, die echten „Tolstoisten", sind nicht zahlreich; nach Wolkonskijs Versicherung verdienen sie durchaus Achtung, weil sie das Gebot der Enthaltsamkeit, so weit es möglich ist, erfüllen, obgleich die Grenze zwischen dem thatsächlich Unentbehrlichen und dem, was uns als solches erscheint, sehr schwer zu ziehen ist. Der Graf selbst giebt uns auf seinem Landgute recht sonderbare Beispiele von der praktischen Anwendung seiner Principien. Der Verfasser von „Anna Karenina" taucht seine Hände in Lehm und baut Oefen, die später von einem zünftigen Ofensetzer verbessert werden müssen; er pflügt eine im Voraus bestimmte Anzahl Furchen und genießt dann den seltenen Vorzug, im Schweiße seines Angesichts sein Mittagsessen zu verzehren. Und Wolkonskij stellt die Frage: „was ist von all' diesem nothwendig und was überflüssig? Vielleicht ist Pflügen und Ofensetzen nothwendig, vielleicht aber könnte auch das Mittagsessen als etwas Ueberflüssiges angesehen werden. Und bei alledem ist, trotz der Naivetät dieser Lehre, ihre praktische Anwendung das einzig Positive. Alles Uebrige ist negativer Natur, und in diesem Negiren liegt die Schädlichkeit, aber auch zugleich der Reiz der Lehre, wenigstens für Denjenigen, der noch nie seine Kraft für eine Sache der Ueberzeugung eingesetzt hat und sich daher mit Freuden dem unterordnet, der ihn allen Strebens überhebt, indem er ein für alle Mal erklärt, unser Ideal liege in der Vergangenheit. Das zersetzende Element der Lehre liegt in der lähmenden Wirkung auf die Energie des Menschen. Die modernen Institutionen (Kirche, Staat, Stände) werden in ihrer gegenwärtigen Gestalt für unbrauchbar und sündhaft erklärt, und daher nimmt ein Jeder, den auch nur das leiseste Schwanken des Pflichtgefühls überkommt, seine Zuflucht zu der neuen Lehre, wie zu einer Befreiung: wozu sich mühen, wenn die Verwirklichung unsrer besten Bestrebungen von Verhältnissen abhängt, die an sich schon sündhaft sind? Jeder Act der Wohlthätigkeit, jegliche Begeisterung wird im Keim erstickt. Der Nihilismus zieht die besten Regungen der Menschen in's Lächerliche. Jemand gründet ein Hospital, — aber Hospitäler stehen unter der Aufsicht der Regierung, und jede Regierung an sich ist eine unsittliche Institution, — folglich hat der, der das Hospital gründet, die Hand bei einem unsittlichen Werke im Spiel. Ein andrer opfert den Armen einen Theil seines Vermögens; wäre er ein Christ, so heißt es dann, so gäbe er Alles hin, dieses aber zählt nicht. Ich wiederhole, wir wollen hier nicht über die Lehre richten, wir heben nur die Resultate ihrer Wirkung hervor. Die Menschen gehen davon aus, daß sie nach dem Evangelium einer des andern Schuldner sind, und es erweist sich, daß Derjenige, der auch nur einen Theil seiner Schuld abtragen will, Spott erntet und Mitleid erregt."

Graf Tolstoi wird die Entwickelung des Weltalls gewiß nicht aufhalten, wie groß auch der Denker sein mag, er wird niemals Jemand davon überzeugen, daß der Verfasser von „Krieg und Frieden" entbehrlich sei, weil unwissende Leute von ihm nichts gehört haben. Der Philosoph wird den Künstler nicht verdrängen und wird ihn nicht daran hindern können, selbst gegen seinen eigenen Willen einer der wichtigsten Erzieher der kommenden Geschlechter Rußlands zu werden. Dem Schriftsteller wird es nie gelingen, seinen Namen aus der Reihe der Wohlthäter der Menschheit zu streichen, da er bereits zu viel große Wahrheiten in schöner Form verkörpert hat, und die „Schönheit oder die verkörperte Idee", sagt unser Philosoph, „ist doch der beste Theil unserer realen Welt, das, was nicht nur wirklich existirt, sondern auch zu existiren verdient."

Die Entstehung des Anarchismus.

Von Arnold Fischer.*)

Proudhon tritt 1840 mit der Schrift „Qu'est-ce que la propriété? (Was ist das Eigenthum?) in den Entstehungsprozeß des Arbeiterthums ein. In dieser Schrift sucht er den Begriff und die Entstehung des Eigenthums festzustellen, wobei er zwischen Eigenthum und Besitz unterscheidet. Die Erklärung der Menschenrechte in der großen Revolution nahm, so führt Proudhon aus, das Eigenthum neben der Freiheit, Gleichheit und Sicherheit in diese auf, doch gleicht es diesen Menschenrechten nicht, da es für die Mehrheit der Menschen nur als Möglichkeit besteht. Er untersucht nun die Entstehung des Eigenthums und gelangt zu dem Ergebniß, daß dieses „unmöglich" ist. Die Occupation (des Bodens) begründet nur ein Recht auf Besitz und Nutzgenuß, nicht auf Eigenthum, letzteres ist nur ein Mißbrauch des Besitzrechts. Die Erde kann, da sie nicht von Menschenhänden geschaffen und die Natur sich dem Menschen als freiwilliges Geschenk darbietet, überhaupt nicht Eigenthum werden. Ebenso wenig kann aber das Eigenthum auf Arbeit begründet werden, denn Arbeit erwirbt nur ein Recht auf ihren Ertrag. Auf die allgemeine Einwilligung kann sich das Eigenthum auch nicht stützen, denn diese schließt einen Verzicht auf die Arbeit ein, auf welche der Mensch ebenso wenig verzichten kann, wie auf die Freiheit. Das Gesetz kann ebenfalls kein Eigenthum schaffen, denn die den Zustand der Verjährung schaffende Dauer des Besitzes, welchen das Gesetz bestätigt, vermag den Besitz nicht zum Eigenthum zu erheben. Die öffentliche Ordnung und Sicherheit der Staatsbürger verlangt nur Garantie des Besitzes, warum aber, fragt Proudhon, schuf das Gesetz das Eigenthum? „Die ökonomischen und socialen Wirkungen des Eigenthums stellen sich als Ausbeutung des Menschen durch den Menschen dar; nur ein Tausch, bei welchem gleiche Werthe ausgetauscht werden, kann als frei und gerecht bezeichnet werden. Soll das Tauschgeschäft zwischen dem die Arbeit kaufenden Capitalisten und dem dieselbe verkaufenden Arbeiter ein gleiches sein, so müßte der Lohn den gleichen Werth haben, wie die geleistete Arbeit. Dies ist aber thatsächlich nicht der Fall, da der Arbeiter mit seinem Lohn sein eigenes Product nicht zurückkaufen kann. Zu dem Lohn tritt vielmehr der Unternehmergewinn hinzu, an dem der Arbeiter keinen Theil hat und der das Product vertheuert. Der Capitalist empfängt daher vom Arbeiter mehr als er ihm im Lohn vergütet. Das Tauschgeschäft

*) Wir entnehmen diese historische Erörterung des actuellen Themas den letzten Bogen der eben vollständig werdenden Schrift: „Die Entstehung des socialen Problems" (Rostock i. M., C. J. E. Volckmann), einem sehr empfehlenswerthen Werke, das die sociale Frage und die Zeitfragen des menschlichen Gemeinlebens überhaupt auf die Entwicklungsgesetze der Civilisation zurückführt, — also ein sociologischer Versuch, nach Bacon's Recept „die Erfahrung der Thatsachen durch die Erfahrung der Ursachen zu ersetzen".

Digitized by Google

zwischen Capitalist und Arbeiter ist daher weder frei noch gerecht, das Product kostet in Folge dieses Tributs des Arbeiters an den Capitalisten mehr als es werth ist. Der Capitalist „erntet (indem er diesen Tribut einheimst), wiewohl er nicht gesäet, verzehrt, wiewohl er nicht producirt, genießt, wiewohl er nicht arbeitet." Indem sich der Eigenthümer Rechte anmaßt, auf die er keinen Anspruch hat, wird er zum Dieb, Eigenthum ist Diebstahl.

Auch die Gütergemeinschaft, der Communismus, führt, wie Proudhon nachzuweisen sucht, zu keinem gleichen und gerechten Tauschgeschäft, vielmehr ebenfalls zur Ungleichheit, wenngleich im entgegengesetzten Sinne, wie das Eigenthum. Dieses führt zur Benachtheiligung des Schwachen durch den Starken, die Gütergemeinschaft (in Folge des Arbeitszwangs, unter dessen Herrschaft der Starke mehr leistet als der Schwache, ohne mehr beanspruchen zu dürfen) zur Benachtheiligung des Starken durch den Schwachen. Der Communismus muß in Folge dessen Unterdrückung und Sklaverei zur Folge haben. Der Mensch will zwar arbeiten, meint Proudhon, aber was, wann und wieviel ihm beliebt. Die Gütergemeinschaft ist aber der freien Bethätigung unserer Fähigkeiten und Neigungen hinderlich. Proudhon gelangt damit zu einer anarchistischen Anschauung. Dieses Gemeinleben will er auf den persönlichen Besitz, auf ein für Jedermann gleiches Occupationsrecht und auf die freie Association, die einen gerechten Tausch, bei welchem nur in der gleichen Zeit und mit gleichem Aufwand erzeugte Producte ausgetauscht werden, begründen. Da jeder Mensch am liebsten auf dem Gebiete seiner besonderen Befähigung arbeitet, so wird durch die Verschiedenheit der Arbeit der einzelnen Berufszweige nicht auch eine Verschiedenheit des Werthes der Producte erzeugt. Die volle individuelle Freiheit führt in der anarchistischen Gesellschaftsordnung von selbst zu einer befriedigenden Regelung der Production und des Tausches. In seinem „Système des contradictions économique" erkennt Proudhon im Geiste seiner Zeit die Arbeit als jenen Factor, „der alle Elemente des Reichthums hervorbringt und sie bis in ihre letzten Theilchen hinein combinirt nach einem Gesetz veränderlicher, aber sicherer Verhältnißmäßigkeit". Die Arbeit ist es, die als Lebensprincip die Materie des Reichthums bewegt und sie gestaltet.

Proudhon verfällt in seiner Lehre in den Irrthum aller elementaren Personen des Entstehungsprocesses der Arbeiterclasse, die einzelnen Erscheinungen des Culturlebens nicht im Zusammenhang, sondern für sich selbst zu betrachten. Das Eigenthum ist eine nothwendige und naturgesetzliche Erscheinung bestimmter Entwickelungsstufen des Gemeinlebens, nicht ein vom Gesetz willkürlich geschaffenes Institut. Auf welche Weise es in den einzelnen Culturgebieten auch entstanden sein mag, stets bildete es einen wesentlichen Bestandtheil der Grundlage des Culturlebens der Zeit. Proudhon verkennt in seiner Auffassung des Eigenthums sowohl die naturgesetzliche Entwickelung der Grundlagen des Gemeinwesens, wie das Wesen des staatlichen Gesetzes, welches aus dem Gemeinleben nicht herauszutreten vermag. Er ist völlig von dem elementaren Drang nach absoluter individualer Freiheit erfüllt und sieht in ihr alles Glück des Menschen. Es bleibt ihm völlig unbewußt, daß hierbei die erste Voraussetzung menschlichen Wohlbefindens: die Festigkeit des Gemeinlebens, in die Brüche geht. Daß der Lohn allein auf der Wirthschaftsstufe des Unternehmens keine gerechte und volle Vergütung der geleisteten Arbeit ist, erkennen wir als richtig an und räumt auch, wie ausgeführt, die Socialreform indirekt ein, indem sie zu den Beiträgen des Arbeiters zu den Prämien seiner obligatorischen Versicherung (Arbeiterversicherung), jene des Arbeitgebers und des Staates hinzufügt und der Existenz des Arbeiters auf dem Wege der Gesetzgebung die fehlende Sicherheit zu geben bemüht ist.

In Proudhon war der Seelenzustand der reinen Vernunft mit seinem vollen Durchbruch im erlangten Selbstbewußtsein seines Trägers, der Arbeiterclasse, in seiner zweiten Entwickelungsstufe als Anarchismus aufgetreten. Als eine naturgesetzliche Erscheinung dieser Stufe muß er zu einer epochalen (durch Epochen hindurchgehenden) Bewegung werden. Der Umstand, daß Frankreich in dieser Zeit (1848—70) die Führung im Culturleben einbüßt, hat zur Folge, daß sich in der socialistischen wie auch in der anarchistischen Bewegung die nächste (aus jener der Krise von 1848 hervorgehende) Entwickelungsstufe dieser Bewegungen außerhalb Frankreichs ausprägt. Diese an Proudhon anknüpfende Entwickelungsstufe des Anarchismus gelangt durch Bakunin als elementarer Person zur Auslösung. In Bakunin erhebt sich der Anarchismus zu höherem Bewußtsein und erscheint, da Proudhon in seiner Lehre die Einheitlichkeit noch fehlt, zuerst in seiner Reinheit. In diesem engeren Sinne ist Bakunin die elementare Person der Auslösung des Anarchismus überhaupt. Ein Seelenzustand, welcher das erstrebte socialistische Gemeinleben nicht zu ertragen vermag, muß nothwendig das herrschende bürgerliche als einen noch weit schwereren Druck empfinden. Das bürgerliche Gemeinwesen der Krise und der ersten Epoche der reinen Vernunft wird in seinem Bestande äußerlich durch den Staat, als dem Träger der Macht dieses Gemeinwesens, erhalten. Diese Thatsache erscheint einem Erkenntnißvermögen, welchem die Gesetze des Gemeinlebens noch fremd sind und dem es sonach nicht bewußt ist, daß die Zerstörung einer Culturstufe, die sich nicht völlig ausgelebt hat und die Einsetzung einer neuen oder auch nur die Zerstörung einer der Arten der Gesellschaftskörper derselben außerhalb des menschlichen Vermögens liegt, unter der Vorstellung, daß der Staat nicht nur der Sitz seiner Macht, sondern der wirkliche und letzte Träger dieses Gemeinwesens ist, dem er allein die Kraft seines Bestehens giebt. Aus dieser Vorstellung ergiebt sich nothwendig der Schluß, daß eine äußere Zerstörung des Staates den Zusammenbruch des ganzen von ihm geführten Gemeinwesens und in weiterer Folge der ganzen auf ihm aufgebauten Culturstufe zur Folge haben muß. Dem voll ausgeprägten Individualismus der reinen Vernunft erscheint, da es ihm in Bakunin noch fremd bleibt, daß äußere Macht sich dauernd nur als äußere Ordnung einer herrschenden Entwickelungsstufe der Seelenkraft zu behaupten vermag, jede äußere Macht, jede Gewalt von Menschen über Menschen, jede Herrschaft, als ein nichtnatürlicher, künstlich geschaffener Zustand, dessen Beseitigung den (von Rousseau erstrebten) naturgesetzlichen Zustand des Menschen zum Durchbruch bringen werde. Die Herrschaft, die der Staat durch eine herrschende Classe ausübt, versetzt die Masse der Bevölkerung in den Zustand des Beherrschtseins, der vom Standpunkte des absoluten Individualismus als ein solcher der Unfreiheit erscheint. Das Dasein des Staates ist an sich schon Unfreiheit. Deßhalb kann „Freiheit" (ein Begriff, der, wie wir behaupten, in Hinsicht des Gemeinlebens nur aus der Empfindung des Druckes entsteht), d. h. die Freiheit des absoluten Individualismus der reinen Vernunft, nur durch die Abschaffung des Staates begründet werden, die Bakunin als Voraussetzung des von ihm erstrebten Gemeinwesens fordert. Mit der Zerstörung des Staates würde sich, meint Bakunin, die ganze von ihm gehaltene Ordnung auflösen und der Zustand des Beherrschtseins schwinden. Jenes Gemeinleben, das Bakunin an die Stelle des bürgerlichen zu erheben strebt, ist jenes, welches Proudhon in seiner Lehre darstellt. Es besteht aus losen, leicht lösbaren Vereinigungen mit dem primären Charakter von Arbeitergenossenschaften, in welchen dem Individuum der volle Ertrag seiner Arbeit gesichert ist. Dieses Gemeinleben dient, nur mehr der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse, steht demnach auf noch tieferer Stufe als das wirthschaftliche des Socialismus. Erhalten wird es durch eine Empfindung geringer Intensität, die in Bakunin's Lehre als „allgemein menschliches Solidaritätsgefühl" auftritt. Diese (als herr-

Digitized by Google

schende Seelenkraft der Zeit) bewirkt es, nach Bakunin's Vorstellung, daß ein Mensch sich nur frei fühlen kann, wenn auch alle anderen Menschen derselben Freiheit theilhaftig sind. Eine nähere Darlegung dieses Gemeinlebens hält Bakunin vom Standpunkt der gleichen Erkenntniß, die auch den Socialismus dieser Stufe erfüllt: daß es außerhalb des menschlichen Vermögens liegt, ein Gemeinleben der Zukunft zu construiren, und daß sich das „naturgesetzliche" Gemeinleben nach Zerstörung des herrschenden vermöge der dem Menschen innewohnenden natürlichen Triebe ohne äußerliches Zuthun bilden werde, nicht für erforderlich. Einzige Aufgabe ist nach seiner Vorstellung die Zertrümmerung der jetzigen Culturordnung, die Herstellung des Zustandes der Anarchie in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes. Nur müsse nach vollbrachter Zerstörung der herrschenden Ordnung verhindert werden, daß sich ein neuer Staat bilde.

Auch der Anarchismus als die Culturstufe des absoluten Individualismus entwickelt sich in der mit der Krise von 1870 beginnenden Zeit auf jener Stufe, die in dieser Krise zum Durchbruch gelangte. In dieser Zeit neu auftretende Lehren sind nur neue Ausprägungen jener Proudhon's, Bakunin's und Netschajeff's oder bleiben nichtelementar, d. h. sie vermögen es nicht, eine Bewegung hervorzurufen, welche diese Lehren durch eine neue eines höheren Bewußtseins ersetzt. Nur eine neue secundäre Krise vermag den Anarchismus, wie den Socialismus, zu einer neuen Entwickelungsstufe emporzuheben. Der Irrthum der Lehre Bakunin's bezw. der herrschenden Stufe des Anarchismus ist eine nothwendige Folge der Unkenntniß des Gesetzes des Gemeinlebens. Diese Lehre wird beherrscht von der Vorstellung eines naturgesetzlichen Zustandes des Gemeinlebens. Ist aber das Gemeinleben an sich eine naturgesetzliche Erscheinung, so ist es jede Entwickelungsstufe desselben, die gegenwärtige, welche vom Socialismus und vom Anarchismus bekämpft wird, ebenso wie jene, welche jede dieser Bewegungen erstrebt. Da es außerhalb des menschlichen Vermögens liegt, eine bestimmte Art des Gemeinlebens aus freiem Willen zu schaffen oder eine bestehende, deren Lebenskraft erloschen, am Dasein zu erhalten, so kann es überhaupt kein nichtnaturgesetzliches Gemeinleben geben. Der Zustand ist eine nothwendige Folge des Umstandes, daß das Erstere der Führung durch das Letztere bedarf. Diese Führung ermöglicht demnach auf dieser Stufe das Gemeinleben der betreffenden Culturrichtung überhaupt. Das Auftreten einer elementaren, d. h. der Stufe des Vollbringens zustrebenden Bewegung der Rückkehr zur Natur ist ein Anzeichen des Alterns der herrschenden Culturstufe und hat thatsächlich ausschließlich Bezug auf diese, nicht auf die Menschheit als solche, so lange diese in einer Vielheit von Culturrichtungen auftritt. Das Streben, eine eben erst entstandene, demnach noch nicht in ihr Greisenalter eingetretene Stufe des Gemeinlebens zu vernichten, um den natürlichen Trieben des Individuums zur Herstellung eines „naturgesetzlichen" Gemeinlebens freie Bahn zu schaffen, entstammt demnach einer völligen Unkenntniß der Gesetze des Gemeinlebens und muß bis zum Eintritt der neuen Epoche in ihr Greisenalter ein nichtelementares bleiben. Das Auftreten des Anarchismus an sich ist eine Erscheinung des beginnenden Durchbruchs des Seelenzustandes der reinen Vernunft, des reinen Individualismus. Da der Individualismus durch eine lange Reihe von Entwickelungsstufen hindurchgehen muß, ehe er jenen Grad erreicht, der nur ganz lose Vereinigungen schwächster Art erträgt, ist jeder Erfolg des Anarchismus in der neuen Epoche ausgeschlossen.

Aus der Hauptstadt.

Kaisers Kreuzfahrt.

Nicht in kriegerischem Glanze wie Friedrich Rotbart, und nicht im schmucklosen Pilgerkleid wie sein markgräflicher Ahn, zieht Wilhelm II. über's Meer zum Heiligen Grabe. Er hat das bessere Theil erwählt und folgt dem Beispiel des gewaltigen Hohenstaufers, der als Freund Saladin's in Jerusalem einzog und sich das heiß umstrittene Kleinod vom Sultan schenken ließ, statt abermals kostbares Blut nutzlos dafür hinzuopfern. Der höfische Prunk, der den prachtliebenden Staufer umleuchtete, schmückt auch den Kreuzzug Wilhelm's II., und die Argwöhnischen in Europa meinen, daß er seinem Vorbilde sogar in der Neigung zu friedlichen Erwerbungen ähnele. Ob Abdul Hamid sich so stark wie Saladin wähnt, der schenken durfte, ohne für schwach zu gelten, steht dahin. Er ist Politiker genug, um zu wissen, daß er sein Eigenthum allein deßhalb behält, weil er gutwillig Niemandem auch nur ein armes Fetzchen davon überläßt. Begänne er erst einmal Angebinde auszutheilen, dann wäre er mit seiner Habe bald zu Ende. Was er dem Freunde aus freien Stücken gäbe, würden die nicht befreundeten Herrschaften schlichtweg nehmen. An den süßen Wassern sitzen nicht minder gründlich gesiebte Diplomaten als im Vatican, und sie werden Sorge dafür getragen haben, daß man am Newsky-Prospect wie am Quai d'Orsay und in Downing-House keinerlei Befürchtungen oder auch Hoffnungen hegt.

Wilhelm's II. Orientzug ist als die Fahrt eines wohlhabenden Privatmannes gedacht, der im Palast-Stil reist und sich von dem Ausflug neben der Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses eine Fülle eigenartiger Eindrücke, ergreifender und entzückender Bilder verspricht. Welchen Christen bewegte nicht der Wunsch, die Stätten zu schauen, die des Heilandes Blick grüßte; wer könnte theilnahmslos vorübergehen an der berühmten Scenerie, die den Rahmen hergab für den ersten und schönsten Act neuzeitlicher Geschichte! Daß Hunderte empfinden wie der deutsche Kaiser, beweist die Unzahl der Kreuzfahrer, die sich ihm geladen und ungeladen anschließen. Herr Büxenstein, der stolz auf 60 000 Postkarten-Abonnenten blickt, ist neben Stangen am ehesten in der Lage, ein Urtheil über die begeisterte Theilnahme der bekannten weiten Volksschichten zu fällen. Billig sollte man also dem Kaiser ein Vergnügen und eine Anregung gönnen, nach der sich die große Mehrzahl seiner Unterthanen ebenfalls sehnt. Daß der gewissermaßen incognitoreisende Fürst die Gelegenheit benutzt und einen ihm sympathischen Potentaten in seiner Hauptstadt aufsucht, daß ihm dabei die üblichen Feste gegeben, hübsch neu costümirte Truppen im Paradedrill vorgeführt werden, versteht sich am Ende von selbst. Sprechen nicht wichtige staatliche Interessen, politische Bedenken gegen die Reise, so ist nicht abzusehen, weßhalb sich die Oeffentlichkeit besonders angelegentlich, vielleicht gar kopfschüttelnd und nörgelnd mit ihr beschäftigen sollte. Bedeutsamen Stoff bietet sie dann wohl bloß den Wenigen, die sich mit der Psychologie Wilhelm's II. befassen und die dies Studium für wichtiger als alle andere Kunst politischer Analyse halten.

Der Abstecher nach Egypten, der vielleicht den Glanzpunkt des Unternehmens gebildet hätte, ist in letzter Stunde aufgegeben worden. Damit entfiel ein Anlaß zu phantastischen Quertreibereien, der nachgerade Besorgniß erregen mußte. Durch die ostentative Bevorzugung Englands in allerletzter Zeit, die mehr als anglophile Haltung unseres Auswärtigen Amtes in der Delagoafrage, die Beglückwünschung Kitchener's und das allerdings apokryphe Schreiben an Großmama hatte man die Vertragsmächte Rußland und Frankreich bedeutet, daß eine neue Machtgruppirung im Anzuge war. Den Zaren hatte zudem die bündige Antwort verdrossen, die der westliche Nachbar ihm auf seine um mehrere Octaven zu hoch gestimmte Schalmeicomposition gegeben hatte: die Bemerkung, daß ein starkes Heer die beste Friedensbürgschaft sei. So war denn der Plan, Egypten zu besuchen, nicht unbedenklich, da er leicht als Provocation aufgefaßt werden konnte. Das Nilland ist thatsächlich eine englische Colonie geworden, aber sie ist's gegen den Willen Europas, vor Allem zu Frankreichs bitterem Leid, geworden. Wenn auch Fürstenbesuche in der Hauptsache nur decorative Zwecke verfolgen und auf die politischen Verhältnisse ohne Einfluß bleiben, — Wilhelm's II. Reisen nach Petersburg haben das allzu deutlich erhärtet — so liegt es für Böswillige doch nahe, ihnen vorübergehend symptomatische Bedeutung zuzuschreiben, kecke Schlüsse aus ihnen zu ziehen. Chediw Abbas ist der Vasall des Lord Salisbury und fühlt sich vollkommen als solcher. Das Erscheinen unseres Kaisers an seinem Hofe hätte nothwendig das Mißverständniß hervorgerufen, Deutschland erkenne die Rechtmäßigkeit der gegenwärtig in Egypten herrschenden Ordnung, die englische Oberhoheit mit all' ihren Folgen an. Das heißt, wir hätten den Londonern vor der europäischen Oeffentlichkeit außer Südafrika auch gleich noch Egypten endgiltig zugesprochen. Es hätte sich allenfalls ertragen lassen, daß der Ruf unserer Diplomatie dadurch wenn möglich noch mehr herabgesetzt worden wäre. Aber wir hätten außerdem Frankreich ohne Noth in's Gesicht geschlagen und uns weiterhin eines ungemein vortheilhaften Tauschobjectes begeben, das wir in nicht zu ferner Zeit trefflich werden verwenden können. Wobei stillschweigend vorausgesetzt wird, daß dann die Männer nicht fehlen, die sich auf solch' nützliche Verwendung einigermaßen verstehen. Der Kronrath, der dem Kaiser aus diesen und ähn-

Digitized by Google

lichen Erwägungen heraus den Abstecher nach Egypten widerrieth und der so glücklich war, ihn zu überzeugen, hat damit einer ganzen Drachenbrut gefährlicher Verdächtigungen den Garaus gemacht.

Weniger ernst zu nehmen ist dies Mal das bedrohliche Gesicht des Cardinals Rampolla, dem es gegen den Strich geht, am Grabe des Erlösers den protestantischen Fürsten just des protestantischen Landes zu sehen, auf dessen sandigem Boden der Entscheidungskampf zwischen den beiden Confessionen der abendländischen Kirche ausgefochten werden soll. Der so unendlich kluge Staatssecretär Sr. Heiligkeit wäre dies Mal bei minder großer Klugheit klüger gewesen. Daß auch am Ende des Jahrtausends ein deutscher Kaiser in Jerusalem einzieht, vermag er nicht zu hindern. Aber den guten Witz der Weltgeschichte, daß dies ohne päpstlichen Segen und ohne päpstlichen Befehl geschieht, sogar gegen den Willen des Vaters in Rom — den Contrast zwischen 1190 und 1898 hätte jeder Andere eher als Rampolla ersinnen und herausarbeiten dürfen. Außerdem bringt seine Orientpolitik die deutschen Katholiken und ihre Führer im Reichstage, die seit einiger Zeit alle Welt an Gouvernementalität beschämen, nutzlos in Verlegenheit. Und das haben sie um ihn nicht verdient. Es war Herrn Lieber und den Seinen gelungen, um die evangelische Erlöserkirche herumzukommen, ohne sich an einem Steinchen zu stoßen; nur fern im Westen fand sich ein unhöflich freimüthiges Blatt, das klagend an das katholische, von der Jerusalemer Feier ausgeschlossene Drittheil unseres Volkes erinnerte. Rampolla hat den Eiertanz des würdevollen Mannes von Montabaur gestört. Ihm klangen die Glocken des neuen Gotteshauses zu grell, und er hat offenbar keine Ahnung von dem Nutzen, den die Baumwolle in ihrer Gestalt als Watte unsern loyalen Ohren und damit der inneren deutschen Politik bringt.

Während es der Lieber'schen Regierungspartei, die sich durch ihre Anspruchslosigkeit vortheilhaft von den wahlverwandten Dipaulileuten in Oesterreich unterscheidet, glücklich gelungen ist, eine neutrale Stellung zur Palästinaexcursion einzunehmen, holt Herr Eugen Richter zu schwerem Schlage dagegen aus. Er beginnt sich wieder als Herr der Situation zu fühlen, obgleich die Wahlen ihm nur einen Mann Verstärkung gebracht und seinen Todfreund Rickert nur um ein Mandat geschwächt haben. So groß ist in unserem politischen Leben der Mangel an Männern, daß diese Versteinerung aus der Bismarckzeit noch immer einen völlig unangemessenen Einfluß ausübt und an der Spitze seines arg zu sammengeschmolzenen Fähnleins noch immer die Gewaltigen in Schrecken setzt. Herrn Richter, dessen Husarenrede den von einer blindergebenen Mehrheit getragenen Bismarckzerschmetterer Boetticher glatt in den Sand schleuderte und dem damals keiner von den entsetzensbleichen Ministern auch nur ein armes Wörtlein zu erwidern wagte, Herrn Richter gelüstet es nach einer zweiten Auflage jener Lorbeeren. Er präparirt einen Antrag auf Aenderung der Verfassung und verlangt die Einsetzung einer Regentschaft für den Fall längerer Abwesenheit des Kaisers von Deutschland. Daß der Linkenführer kühnlich an der heiligen Verfassung rüttelt, darf man ihm nicht verübeln, da andere Kreise durch ihre unausgesetzten thörichten Angriffe auf das allgemeine Wahlrecht mit schlechtem Beispiel vorangegangen sind. Allerdings kommt Herr Richter etwas spät mit seinem Vorschlage, sechs oder sieben Jahre zu spät. Als in den Flitterwochen des neuen Courses das Gerücht auftauchte, der Kaiser beabsichtige, unsere ostafrikanischen Besitzungen zu besuchen, meinte Bismarck, daß dagegen consequenterweise nichts einzuwenden sei; Deutschland lasse sich von Dar-es-Salaam aus genau so gut wie von den Lofoten regieren. Wenn der scharfsichtige Begründer der Freisinnigen Zeitung daher seine Bedenken gegen die kaiserlichen Reisen und seine Gewissensbisse erst heute der Oeffentlichkeit verlautbart, so wird man zu der Annahme geneigt sein, daß irgend eine fröhliche, Jahre lang genährte und nun doch vergebene Hoffnung ihn während der Blüthe und der Nachblüthe des Caprivismus so verschwiegen gemacht hat. Es liegt etwas wie unfeine und außerdem allzu sehr post festum kommende Rachsucht in dem Regentschafts-Antrage. Uebermäßig kalt genossene Rache aber ruft Verdauungsbeschwerden bei Denen hervor, die der Mahlzeit zusehen sollen. So ist es augenscheinlich, daß Richter mit seiner neuen Husarenattacke beträchtlich weniger Glück haben wird als mit der Stäupung des arglosen Podbielski. Und um sein Malheur voll zu machen, hat der Kronrath der an Eugen's Busen gewärmten und aufgepäppelten Schlange von vornherein die scharfen Giftzähne ausgezogen, indem er den Abstecher nach Egypten vom Programm streichen und damit die auf acht Wochen veranschlagte Reise um fünfzig Procent ermäßigen ließ. Weshalb die Officiösen sich erdenkliche Mühe geben, diese kluge That der Minister abzuleugnen, und sie vollkommen unbetheiligt daran zu nennen, ist dem beschränkten Staatsbürgerverstande Derer nicht erfindlich, die von einem preußischen Ministerium auch mal einen weisen Entschluß erwarten. Weder die Autorität der Regierung noch das Selbstbewußtsein der verantwortlichen Rathgeber kann gestärkt werden, wenn ihre eigenen Schreibediener sie immer wieder als willen- und bedeutungslose Eunuchen hinstellen.

Trotz der ihm anhaftenden taktischen und sachlichen Schwächen hat der Richter'sche Vorstoß aber in den Kreisen, die es angeht, doch Sensation und Wirkung genug gemacht. Er berührt unsanft eine sehr wunde Stelle im Geschäftsgang der Regierung. Bisher hat man sich vorsichtig daran vorbeigetastet, um keinen Schmerz zu verursachen. Jetzt, wo der langgefürchtete, plumpe Griff erfolgt ist, wird die Frage in Fluß kommen. Die häufige Abwesenheit des Kaisers von der Hauptstadt hat zweifellos ihre großen Bedenken und Nachtheile. Einmal ruft sie schlimme Stockungen in der Maschine hervor, hemmt den bureaukratischen Apparat und verlangsamt fühlbar seine Arbeit, gerade die Arbeit, die das Publicum messen und controlliren kann. Es ist behauptet worden, daß selbst Todesurtheile Monate lang auf die Unterschrift des Kaisers warten mußten, und die Unzufriedenen wollen als Grund dafür nicht den naheliegenden gelten lassen, daß Wilhelm II. naturgemäß zögerte, sich in so wichtigen Fragen zu entscheiden. Sie glauben vielmehr, daß es dem Monarchen nur an Zeit zur Vollziehung der Unterschrift gebrach. Neuerdings hat das übermäßig lange Ausbleiben der Bestätigung Kirschner's und Kauffmann's, zweier von der Berliner Selbstverwaltung Erkorenen, böses Blut in den Reihen des Residenzfreisinns gemacht. Das wäre nun weiter kein Schade. Die Thiergartenpolitiker fühlen sich ohnehin zu sicher im Besitze, und wer es gut mit ihnen meint, wird ihnen gelegentliche unangenehme Gemüthserregungen von Herzen gönnen. Sie werden dann nicht allzu fett und unfruchtbar — ein tragisches Schicksal, dem sie andernfalls unrettbar anheimfallen bei der raffinirten Selbstmast, die sie betreiben. Man war eine Weile lang versucht, die überfälligen Bestätigungsschreiben mit politischen Beweggründen in Zusammenhang zu bringen, und etwas wie fehlerhafte Gährung trat im anerkannt loyalen Lager des Wadenstrumpf-Freisinns ein. Inzwischen hat allgemeine Beruhigung Platz gegriffen, und die Rickert'schen stecken bei Kempinski nicht mehr tuschelnd die Köpfe zusammen. Verlautet doch aus bester Quelle, daß die Bestätigungen von Anfang an beschlossene Sache waren und daß nur eine jener Verzögerungen, die sich in letzter Zeit hin und wieder bemerkbar machten, auch dies Mal die Schuld an so vielen peinvollen und erschütternden Mißverständnissen trug.

Immerhin bedeuten diese Verzögerungen, so verdrießlich sie auch werden können, keine directe Gefahr für den Staat. Die Mühle dreht sich zu guter Stunde etwas behender, und dann ist Manches einzuholen. Weit bedenklicher sieht es um die Leitung unserer Politik, aus, wenn der Kaiser außer Landes weilt. Wilhelm II. hält darauf, sein eigener Reichskanzler zu sein, und die Minister sind daran gewöhnt, nie ohne seine Weisung zu handeln. Der politische Horizont ist augenblicklich, darin stimmen alle besser bezahlten Leitartikler überein, keineswegs wolkenfrei. Die Meteorologen im Lederfessel weissagen sogar theilweise Sturm und Gewitter, und wenn auch die Optimisten unter ihnen kritische Tage erster Ordnnng nicht erwarten, so verkündet doch Jeder besorgten Blickes heranziehende Depressionen. Die europäische Lage scheint verwickelter als je, und alle Entschlüsse bedürfen eingehender Erwägung und Prüfung des intimen Materials up to date. Das ist natürlich unterwegs, fernab von Europa, in einem Lande, dahin Post- und Courierverbindungen ihre große Schwierigkeiten haben, nahezu unmöglich. Und doch kann jeden Tag der Zwang, sofort entscheidende Weisungen zu geben, an den Kaiser herantreten. Die Gefahr, die da emporsteigt, darf nicht unterschätzt werden; stehen die Sterne ungünstig, so führt sie vielleicht zu verhängnißvollen Katastrophen. Gewiß sind die verantwortlichen Rathgeber der Krone bereits daran gewöhnt, Regierungsangelegenheiten nur noch in seltenen Fällen persönlich mit dem Monarchen zu erörtern. Die schriftlichen Berichte haben ihre Stelle eingenommen. Man mag diese Wandlung billigen oder beklagen, diesen Ersatz des mündlichen Vortrags für ausreichend oder ungenügend halten, jedenfalls muß man Werth darauf legen, daß nicht auch die schriftlichen Berichte zeitweilig in den Hintergrund rücken und der Telegraph für sie eintritt. Dies Surrogat des Surrogates ist unbedingt verwerflich und unzulässig.

Je mehr sich die Nation, weite Kreise der Bevölkerung, ihnen allen voran die Regierung in Wilhelm's II. impulsive und selbstherrliche Art eingelebt haben, je fügsamer die Verwaltung seinem Willen, seinen Anregungen folgt, desto hilfloser sind sie ohne den Kaiser. Sie werden versagen, wie Bonaparte's Generäle ohne ihn versagten. Nur unter seinen Augen waren sie Genies; sobald er den Rücken wandte, zeigten sie sich meist als klägliche Dutzendtalente. Wie Napoleon die Lehren daraus zog, so wird auch Wilhelm II. darnach seine Maßnahmen treffen müssen. Und daß er ohne Weiteres dem Vorschlage beipflichtete, auf die Durchstreifung Egyptens zu verzichten und statt zweier Monate nur vier Wochen sehr weit von Deutschland entfernt zu sein, das deutet mit just genügender Klarheit auf seine Ansichten hin. Er selbst befürchtet Verwirrung und Unsicherheit in der Regierung, sobald er sie vorübergehend aus seiner Controlle entläßt, und er versagt es sich, ein gefährliches Experiment am lebenden Körper der Nation zu machen. Fragt sich nur, ob wir auf die Dauer um das Experiment herumkommen werden. Der Drang des Kaisers in die Ferne, seine unwiderstehliche Neigung, fremde Völker und Sitten kennen zu lernen, verträgt sich schlecht mit dem in seinem Charakter wurzelnden Wunsche, selbst die Zügel der Regierung zu führen und sie nie aus den Händen zu lassen. Ein Zwiespalt, der noch der Lösung harrt, der aber gelöst werden muß, wenn das Reich nicht zu Schaden kommen soll. Daß der Ausflug nach Jerusalem Wilhelm II. und uns aus dem Dilemma befreit, glauben wir nicht, so wenig wir daran glauben, daß er auch nur so viel politische Wirkung ausüben wird, wie die doch völlig ergebnißlosen Kaiserzüge nach Rom und Budapest. Die Gegner des Reiches mögen sich also beruhigen: irgendwelchen Vortheil darf sich Deutschland von der Orientreise seines Kaisers nicht versprechen. Nutzen von der neuen Kreuzfahrt können höchstens die Theilnehmer haben, denen der Sinn offen

Digitized by Google

ist für das zauberschöne, geheimnißreiche Märchen des Jordanthales. Wo sie allerdings die feierlich weihevolle Stimmung hernehmen sollen in dem krabbelnden, tobenden Gedränge der Allerweltstouristen . . . Drücken wir uns deßhalb ganz deutlich aus: den Nutzen des letzten Kreuzzuges, den dies Jahrtausend sieht, tragen ausschließlich die Firma Stangen und die Internationale Ansichtspostkarten-Gesellschaft davon.

Caliban.

Kunstausstellungen.

Ueber den reichshauptstädtischen „Kunstsalons" schwebt ein eigener Unstern. Unter der geschäftlichen Direction von mehr oder minder rührigen und kunstverständigen Händlern stehend, haben sie im Laufe bald dreier Jahrzehnte doch nicht vermocht, im Kunstleben unserer Weltstadt jene wichtige Stelle einzunehmen, wie ihre Collegenschaft in London und Paris. Lepke endete mit Selbstmord, Honrat & Baerle, die in den Achtzigerjahren namentlich den damals beliebten Schweden Knut Ekwal poussirten, gaben das Geschäft auf, als die Mode wechselte, die Gebrüder Meyer, die sich mit Gabriel Max wegen der Aufstellung und Beleuchtung seines „Ecce Homo" öffentlich zankten, gingen nach Amerika, der rührige und sympathische Fritz Gurlitt endete im Irrenhaus u. s. w. Fragt man einen Kunsthändler, woran diese Mißerfolge liegen, so schiebt er die Schuld auf die kleine Zahl kunstsinniger Crösusse und auf die sogenannten Kunstauctionen, die das Publicum daran gewöhnen, ihren Gemäldebedarf weder vom Künstler noch von seinem Agenten, sondern lieber im Wettbewerbe mit Trödlern zu kaufen. Wir halten beide Argumente für unrichtig. Das Hôtel de Vente in der Rue Drouot hat mit seinem colossalen Umsatz den Pariser Kunstmarkt gewaltig gefördert, und eine ähnliche Institution unter staatlichem oder städtischem Vorsitz wäre auch für Berlin wünschenswerth und jedenfalls besser, als die bestehenden Kunstauctionshäuser, wo der Hammerschwinger nicht selten mit dem Ringe der Mischpoke unter einer Decke steckt. Und wenn es auch unbestreitbar richtig ist, daß die bildenden Künste in Berlin viel weniger populär sind, als z. B. in Paris, so fehlt es doch auch bei uns nicht an geldbegabten Mäcenen und Sammlern, die Berlin schon heute zum größten deutschen Kunstmarkt machen, der mit der Zeit gewiß auch die ausländischen Käufer von der Kunststadt München ablenken und anziehen wird, obwohl dort das Ausstellungswesen viel besser geleitet und entwickelt ist. Man sollte also meinen, daß auch die Kunstsalons sich einleben und zur Blüthe gelangen müßten. Vielleicht trugen an dem Mißerfolg die zum Theil wenig capitalkräftigen oder unternehmenden Kunsthändler selbst die Schuld. Neuerdings scheint aber auch hier ein frischerer Zug zu wehen.

Da ist vor Allem die Firma Keller & Reiner, die ihr Heim einem völligen Umbau unterworfen hat. Ihr Kunstsalon will eine Sammelstelle der modernen decorativen Bewegung sein, die die Werke der hohen und angewandten Kunst harmonisch vereinigen soll. Heute geht ja unstreitig durch das gesammte Kunstleben ein großer decorativer Zug. Künstler von Ruf, Geist und Talent, die es früher unter ihrer Würde hielten, sich mit dem Kunstgewerbe zu beschäftigen, verschmähen es nicht mehr übervornehm, selbst thätig einzugreifen, wenn es etwa die Veredelung von Gebrauchsgegenständen aller Art, seien es Möbel oder Beleuchtungskörper, gilt; sogar bis auf anscheinend nebensächliche Dinge wie Tintenfässer, Kleiderhaken ꝛc. erstreckt sich die Vorliebe des modernen Künstlers für decoratives Schaffen. Es war deßhalb das Bestreben der jungen Firma, in Räumen, die als ein geschlossenes Ganzes wirken sollen, jedes einzelne Kunstwerk doch zu einer individuellen Wirkung zu bringen und zu zeigen, wie in einem geschmackvoll eingerichteten Heim ein Gemälde, eine Sculptur oder ein kunstgewerblicher Gegenstand wirken muß. Und man kann sagen, daß dieses Ziel erreicht ist. Durch inneren Umbau und Erbauung zweier Oberlichtsäle und geschmackvolle Einrichtung und Aufstellung scheint der Kunstsalon in der Potsdamerstraße wirklich zu einem Wahrzeichen der Kunstweltstadt zu werden. Zuerst eine große Ausstellungshalle für Kunstgewerbe, deren Innenarchitektur und Decorirung von dem Brüsseler Meister H. van de Velde entworfen und ausgeführt ist, sodann drei Ausstellungszimmer von den Berlinern W. O. Dreßler und F. Hanel, von den vereinigten Münchener Werkstätten „Kunst im Handwerk" und nach den Entwürfen von Schultze-Naumburg und Riemerschmid-München, die offenbar de Velde's Anregungen folgen. Endlich zwei einfache, aber behaglich möblirte Oberlichtsäle des Berliner Regierungsbaumeisters Prof. A. Messel. Schon wie van de Velde die odiöse „Berliner Stube", diese einsenstrige, dunkle Verirrung der Berliner Nützlichkeitsbaukunst künstlerisch gebändigt und zu einem allerliebst stimmungsvollen Lesezimmer eingerichtet hat, ist eine Sehenswürdigkeit. Dann die reizvolle Salle de repos von Fräulein M. Kirschner mit den getäfelten Wänden, von goldigem Moiré überspannt, dem stilisirten Lilienfries, dem prächtigen Thürrahmen, aber doch Alles in seiner Originalität absichtslos und praktisch. In diesem schönen Kunstheim bewegte sich nun bei der Vorbesichtigung ein großes und ausgewähltes Publicum, berühmte Leute und schöne Frauen, Millionäre und Künstler, eine wahrhaft weltstädtische Gesellschaft der Kunstfreunde Berlins. Man wollte sehen, aber auch gesehen werden: was Wunder, wenn in dem glänzenden Rahmen und Ensemble das einzelne Kunstwerk verschwand. Doch machte man wenigstens einer prächtigen Sammlung von 20 Menzel'schen Handzeichnungen seine Reverenz, grüßte ein paar in dieser Umgebung doppelt stimmungsvolle Bilder von Skarbina, Leistikow (Herbstabend), Dora Hitz (Kinderporträt), Dettmann (Dorf an der Riviera), Ury (Abendlandschaft), Mackensen und Trübner und — ärgerte sich ein wenig über Habermann's häßliches Damenporträt und eine gewaltsam vertrackte, getönte Marmor-Nymphe, der ersten ganzen Figur des Bildhauers Max Klinger. Das schadet aber nichts. Die Discussion brachte erst die rechte Kunststimmung hinein. Endlich sei auf zwei Werke Curt Stöving's hingewiesen: ein Relief mit dem Kopfe des Dichterphilosophen Friedrich Nietzsche, das sich den früheren Nietzscheporträts von Stöving's Hand würdig anreiht, und ein Bildniß des ungenießbaren Symbolisten Stefan George. In beiden Werken zeigt sich das reife Können wie der Ernst des Künstlers. Kurz, der neue Kunstsalon hat sich vielversprechend eingeführt, und nun der Rahmen bekannt ist und man sich an ihn gewöhnt hat, werden auch die Künstler künftig mehr zu ihrem Rechte kommen. Schon sind uns für die Wintermonate Ausstellungen belgischer und holländischer Meister, französischer Neo-Impressionisten, der Ankäufe des deutschen Kunstvereins, der Dachauer, der XI, des „Münchener Rings", dann Collectivausstellungen von Gotthard Kuehl, Ludwig v. Hofmann und Max Klinger (Malerei, Plastik, Radirung und der vielbesprochene „Christus im Olymp") in Aussicht gestellt. Nur zu!

Aber auch die anderen Kunstsalons sind nicht müßig, obwohl nach einer großen Ausstellung die Nachlese immer schwierig und undankbar ist. Die besseren Künstler haben ihre größeren Sachen eben weggegeben und verfügen über keine Schlager mehr. Interessant ist aber bei Gurlitt Thoma's glückliches Debut als Radirer, Klinger als Maler in seinem sonnigen „Sommerglück", einer originellen Schöpfung im Geiste Böcklin's, und dann Ludwig v. Hofmann's herrlicher „Frühlingssturm": ein abendlicher Meeresstrand mit einem nackten Jüngling und zwei Mädchen in flatternden hellen Gewändern, Phantasiegeschöpfen wie aus einem Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer, seelig, verklärt, ohne Erdenschwere, und das Ganze frisch, frei und unvergeßlich.

Der Salon Schulte hat uns mit seinen beiden letzten Ausstellungen enttäuscht. Zuerst mit einer Sammlung russischer Bilder, die schon in der Münchener Secession zu sehen war. Doch finden sich unter diesen internationalen Imitatoren doch der treffliche Porträtmaler Valentin Seroff, die geschickten Steppenmaler Lewitan und Peretpletschikoff und die schlichten aber so gefühlsinnigen Aquarellisten Järnefeldt und Gallén aus Finnland. Dann die zweite Enttäuschung mit den angekündigten achtzig Landschaften, Genrebildern und Stillleben französischer Künstler: trotz der großen Namen Besnard, Cottet und Billotte ganz minderwerthigen Schleuderarbeiten für den Export. Zum Glück retteten die Ehre Max Klinger's decorative Panneaux mit leicht und licht hingeworfenen Göttergestalten, Putten, Centauren und Nymphen — liebenswürdigste Werke einer unerschöpflichen Phantasie, heitere Schwelgereien in Farben und Linien, diesmal ohne philosophische Grübeleien und speculative Absichten. Möchte sich bald der deutsche Mäcen finden, der seinen Salon mit diesen lieblichen Gebilden eines Farbendichters schmückt, sich selbst und dem Meister zu Ehren! Endlich neben älteren Bildern von Knaus und Alma Tadema ein höchst bedeutendes neues Werk des großen Düsseldorfers Eduard von Gebhardt. Wie da im vollmondhellen Zimmer der sinnende Christus der Rede des behäbigsatten Nikodemus lauscht — man mag sagen was man will, aber solche Bilder können nur wir Deutsche malen.

Endlich ist eine Plakat-Ausstellung in der Leipziger Straße eröffnet worden. Wir lieben diese moderne Augenblickskunst, die mit ihren grellen Farben und großen Linien die Straßen belebt und eine Stadt bunter, fröhlicher macht, aber sie gehört all' in ihrem Geist und Raffinement an die öffentlichen Mauern, nicht in geschlossene Ausstellungsräume, ebenso wenig wie in Zeitschriften und auf Buchdeckel. Auch diese farbentolle Ausstellung lehrt uns, daß die Amerikaner, Engländer und besonders die Pariser uns weit voran sind. Ihre Plakate sind intim mit dem Gegenstand verknüpft, voll guter Einfälle und Kenntniß der lithographischen Technik, — die unsrigen nicht viel mehr als colorirte Zeichnungen — ohne Schwung und Charakter. Werden uns wirklich die Chéret, Steinlen, Lantrec, Mucha unerreichbar bleiben? Nur sehr wenige Blätter von Winkel, Knabs, Halke und Rehm versprechen uns Besseres.

S.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die welfischen Umtriebe.

Geehrter Herr!

In Nr. 40 der „Gegenwart" trägt ein Aufsatz „Welfische Umtriebe" bezüglich Braunschweigs eine Anzahl Thatsachen vor, die mit dem, was man weiß und selbst erlebt hat, gar nicht übereinstimmen. So war Herzog Wilhelm bei seinem Tode tief betrauert, und erst als später bekannt wurde, daß er in seinem Testamente Niemanden im Lande bedacht hatte, änderte sich dies. Daß die Ueberführung der Leiche Nachts geschah, um häßliche Volksscenen zu vermeiden, ist so unwahr wie möglich. Das Testament war noch nicht eröffnet, und die allgemeine

Digitized by Google

Trauer sehr groß. Ganz Braunschweig war in dieser Nacht auf den Beinen, und die Einholung war so ergreifend, daß sie wohl Jedem wie auch mir lebenslang im Gedächtniß bleiben wird. — Was den Lebenswandel des letzten Welfen betrifft, so hatte er allerdings zahlreiche Liebschaften. So schlimm, daß er Anstoß erregt hätte, war es aber nicht. Als Milderungsgrund kann da gelten, daß er unverheirathet war. Von preußischer Seite brauchen sich in dieser Beziehung die Welfen keine Vorwürfe machen zu lassen. Nebenbei sei bemerkt, daß Kaiser Wilhelm I. häufig Gast des Herzogs in Blankenburg war und mit ihm mancher andere deutsche Fürst. — Wenn der Verfasser meint, man hätte in Braunschweig nach dem Tode des Herzogs preußisch werden wollen und hätte nur nach einem passenden Uebergange gesucht, so zeigt er damit eine weitere gründliche Unkenntniß. Die Stimmung war damals so preußenfeindlich wie möglich, so wurden z. B. die Plakate des General-Majors Hilgers meistens sehr bald abgerissen und mit Bemerkungen versehen, die alles Andere als Preußenfreundlichkeit bekundeten. Der Prinzregent hat auch nicht vermocht, die Braunschweiger für die Annection durch Preußen in irgend einer Form zu begeistern. Die Apanage des Regenten ist circa eine halbe Million höher als die des Herzogs, doch würde man sich darein gefunden haben, wenn nur die fortwährenden Plackereien aufgehört hätten, mit denen der preußische Fiscus das Land, besonders die Stadt, quält. Zumal in Eisenbahnsachen herrschen hier scandalöse Zustände, gegen die absolut nichts zu machen ist. Vom Regenten wurde das Heil erwartet Jahre lang, als es aber immer und immer wieder ausblieb und sogar eher noch eine Verschlimmerung eintrat, da wurde die Verstimmung, oder besser gesagt, der Groll gegen den unfreundlichen mächtigen Nachbar immer tiefer. Was Wunder, wenn die Welfen nun gute Geschäfte machten!

Hochachtungsvoll

Braunschweig. Germanicus.

Auch von einem lieben alten Mitarbeiter, der den Braunschweiger Dingen seit Jahrzehnten nahesteht, erhalten wir folgende Berichtigung:

1) Unbetrauert von seinem Lande ist Herzog Wilhelm nicht gestorben, denn er war der beste Regent, den sich ein Land nur wünschen konnte, da er nirgend mit einem Machtspruch eingriff und das Land sich selbst, total parlamentarisch verwalten ließ, so daß es zu höchster Blüthe gelangte.

2) Er war Junggeselle und liebte Wein, Weib und Spiel, und wer ihm daraus einen Vorwurf macht, ist entweder ein Philister oder ein Heuchler.

3) Von Schulden des Herzogs weiß ich nichts. Dazu war er zu reich, und daß er vom Lande nichts nahm, beweist am besten die Geschichte von der Erhöhung seiner Civilliste um 60 oder 80 000 Thaler. Als ihm das von dem Präsidenten des Landtags vorgetragen wurde, gab er zur Antwort: „Was soll ich mit dem Bettel? Wenn Sie aber Geld übrig haben, dann besolden Sie doch die armen Landschullehrer besser, namentlich die im Harze.“ Man schließe daraus auf seinen ganzen Charakter. Mir hat er keine Wohlthaten erwiesen und keinen Orden verliehen. „Ich denke, Sie sind ein gescheidter Mensch und machen sich nichts daraus,“ sagte er zu mir und fügte lächelnd bei: „Haben Sie schon an mir einen Orden gesehen?!“ Er war ein ehrlicher Mann, der aus seinem Lieben und Hassen kein Hehl machte.

4) Was die Kastellanin von Blankenburg gesagt haben soll, ist Liebedienerei. Es haben auf dem dortigen kleinen Schloßtheater sehr anständige Damen gesungen und gespielt, die nach jeder Vorstellung sofort ehrbarlichst in ihr Gasthaus zurückkehrten, während allerdings das Ballet oben auf dem Schlosse blieb.

5) Wissen Sie, was die Welferei auf's Neue hervorrief? Nicht die Gründe, die Herr v. Strantz anführt, sondern das unleidliche Muckerregiment, das sich unter dem Prinzen Albrecht in Braunschweig breit macht. Nun die Frau Prinzessin so plötzlich gestorben, wird der Regent schwerlich länger in dem ihm unsympathischen Braunschweig bleiben wollen. Wird aber der Schwager unseres Kaisers sein Nachfolger, dann giebt es hier eine Explosion. Im Uebrigen bin ich der Meinung: Braunschweig muß im Interesse des Reichs und trotz allem Zetern der Welfen in Preußen einverleibt werden, schon damit die großmächtigen Kleinstaatler einen heilsamen Schrecken bekommen. Auch der Cumberländer ist nicht unser Mann. Wir haben schon übergenug englische Hände in der deutschen Politik.

Notizen.

„Bismarck in der französischen Caricatur. Von K. Walther (Stuttgart, Franckh). Ueber die annähernde Zahl der Bildnisse Bismarck's wurde mitgetheilt, daß bis zum Jahre 1866 etwa 26 Einzelporträts erschienen sind, ferner 91 Gruppenbilder, die ihn in irgend einer bedeutsamen oder charakteristischen Action des politischen oder privaten Lebens darstellten; nach jenem Jahre aber 274 Einzelporträts und 376 Gruppenbilder — zusammen also annähernd 700 bildliche Darstellungen. Nicht berücksichtigt sind natürlich in dieser hinter der Wirklichkeit jedenfalls zurückbleibenden Zahl alle Bismarck-Caricaturen, die humoristisch-satirischen Darstellungen des großen Staatsmannes in den in- und ausländischen politischen Witzblättern. Ihre Zahl ist Legion. Napoleon III. und Bismarck, „Louis“ und „Er“, dürften wohl die am meisten von den Caricaturisten abconterfeiten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts gewesen sein, allein auch in diesem Punkte war der „treue, deutsche Diener Kaiser Wilhelm's I.“ dem bei Sedan besiegten Gegner noch „über“. Seinen Handlungen und Bewegungen sind die Zeichner der Witzblätter fast Tag für Tag gefolgt, und der mächtige kahle Schädel mit den berühmten drei Haaren kehrte Jahrzehnte lang beinahe in jeder Nummer des „Kladderadatsch“ des „Ulk“, des „Charivari“ u. s. w. wieder. Die Bismarck-Caricaturen reichen von seinen staatsmännischen Anfängen bis zu den stillen Tagen des „Einsiedlers im Sachsenwald“. Für uns Deutsche ist es nun besonders interessant zu sehen, wie die französischen Caricaturisten den deutschen Realpolitiker aufgefaßt und wiedergegeben haben. Die Verlagshandlung bietet in diesem Heft eine kleine Auswahl besonders charakteristischer Darstellungen in trefflicher Wiedergabe, die insbesondere allen Liebhabern von Caricaturenzeichnungen willkommen sein wird. Prachtvoll ist der Bismarck in Eisenrüstung von A. Willette, der die Lanze in der starken Rechten, den „Reichshund“ neben sich, nächtliche Wache vor schneebedeckten Geschützen hält und den Knochenmann mit den Worten fortweist: „Trotz der Kälte bleibe ich wie immer der Hirte dieser Heerde ... Tod, geh' Deines Weges!“ Der düstere Ernst dieses Bildes wirkt gegenwärtig um so mehr, nachdem der allgebietende Sensenmann den Gewaltigen hinweggenommen hat. Man liest aber auch oft genug das Bedauern heraus: „Weßhalb hat nicht uns das Schicksal einen solchen „eisernen Kanzler“ beschceert!“ Das zeigt sich auch deutlich, wenn man die französischen Spottbilder nach dem Sturze Napoleon's III. mit den nach der Entlassung Bismarck's erschienenen vergleicht: dort giftiger Hohn, grausamer Spott, während sich hier die begreifliche Befriedigung darüber, einen so gefährlichen Gegner los geworden zu sein, im Allgemeinen doch in würdiger Weise äußert. Die erste Darstellung Bismarck's in französischen Witzblättern, die Carteret-Carteret, der emsige Sammler von Caricaturen aller Länder, aufzufinden vermocht hat, ist jenes Porträt von André Gill, das 1867 in „La Lanterne“ erschien und den Kanzler des Norddeutschen Bundes mit dem Körper einer Bulldogge darstellt, wie er seine Mausefalle aufgestellt hat. Der Zeichner konnte damals noch nicht ahnen, welche verhängnißvolle Bedeutung diese Falle, die sich bei Sedan schloß, für sein Land und dessen Herrscher noch bekommen sollte. Von 1862 bis 1870 erschien der Staatsmann in den Witzblättern fast immer bloß als gelehriger Schüler des Decembermannes, mit Staatsstreichanwandlungen und beseelt von ingrimmigem Zorn gegen den Liberalismus. Seit den ersten Niederlagen concentirt sich der ganze Haß der Franzosen auf den Erzfeind Bismarck, dessen Figur unter dem Stift ihrer Zeichner nun etwas Dämonisches annimmt. Voll Ingrimm zeigt uns Pilotell den „Gott der Armeen“ in einem Hinterlader verkörpert. Bellouet bringt auf einer als „Schandpfahlphrenologie“ bezeichneten Darstellung den Kopf Bismarkoff's I. — Letztere Bezeichnung, die sich auf die ebensowohl durch des Kanzlers Staatskunst wie durch die persönlichen Beziehungen seines Königs zum Zaren herbeigeführte wohlwollende Neutralität Rußlands bezieht, sollte dazumal natürlich eine Schmähung bedeuten, während sie ein französischer Staatsmann von heute als höchstes Lob entgegennehmen würde. Auf dem Blatte von Faustin: „Der Schlüssel der Lage“ tobt der grimmige Bismarck als „Wilder an den Mauern“ der belagerten Ville-Lumière. „Wie die Preußen Paris im Januar 1871 nahmen“ steht darunter. Nach dem Friedensschluß beschäftigten sich die französischen Witzblätter nur dann noch mit ihm, wenn ihnen ein besonderer Anlaß dazu gegeben schien, wie z. B. der Fall Schnäbele, die Reisen des Königs Alfons XII. und des Königs Humbert nach Berlin u. s. w. Besonders in den Vordergrund tritt die imponirende Gestalt des Reichskanzlers erst wieder in dem verhängnißvollen Jahr 1888. Ein besonderer Dorn im Auge war den Franzosen das Dreikaiserbündniß, dann als neues Friedensbollwerk der Dreibund. Berlureau stellt den Reichskanzler dar, wie seinen Fingern der Ballon mit der Aufschrift „Triple Alliance“ entschlüpft. In allen Formen und Gestalten kehrt Bismarck in den Witzblättern wieder, so auf einer Caricatur von K. Spolski, die sich an Zola's „Assommoir“ anlehnt, sehen wir Bismarck, der sich im Reichstag so häufig mit dem „Feuerwasser“ zu beschäftigen hatte, Danziger Goldwasser einschenken. Aber auch die geschäftige Industrie bemächtigte sich seiner und fertigte massenhaft Bismarck-Cigarrenspitzen, -Gläser, -Nußknacker u. s. w. Daran knüpft Uzès an, indem er im „Triboulet“ einen mit groteskem Humor erfundenen Bismarckleuchter vorführt. Eine hübsche Spielerei der Künstlerlaune ist der „Bismarck der Kinder“ von Felix Régamey, eine Nachahmung ähnlicher Phantasien unseres Wilhelm Busch über Friedrich den Großen und Napoleon I., endlich seine humoristische Silhouette von B. Moloch: Bismarck, wie er seine Memoiren schreibt. Bei einer zweiten Auflage des hübschen Heftchens würden wir eine neue Durchsicht der Uebersetzung der légendes empfehlen. J'aurais dû claquer il y a dix ans ist falsch übersetzt mit: „Ich hätte vor zehn Jahren zuschlagen sollen“, denn claquer heißt im Gegentheil „sterben“, — nur viel weniger höflich.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Gustav Fischer, Verlag in **Jena.**

Soeben erschien:

Die Epochen

der deutschen

Agrargeschichte und Agrarpolitik.

Akademische Antrittsvorlesung

von

Dr. Carl Johannes Fuchs,

Professor der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg i/Br.

Preis: 1 Mark.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Völlig neuen Aufschluss über den **ANARCHISMUS** u. Socialismus giebt das soeben erschienene Werk **ARNOLD FISCHER's.** **DIE ENTSTEHUNG des SOCIALEN** M. 12,50; in Leinenbd. M. 14. **PROPLEMS.** Verlag v. C. J. E. Volckmann, **ROSTOCK.** Prospect gratis.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

General du Barail · Barth. St.-Hilaire · Björnson · G. Brandes · L. Büchner · Crispi · F. Dahn · A. Daudet · Dernburg · M. v. Egidy · Fogazzaro · Fontane · Carl Goldmark · von Gerlach · Klaus Groth · E. Haeckel · G. v. Hartmann · Heyse · des Houx · Wilh. Jordan · Rudyard Kipling · Leoncavallo · Leroy-Beaulieu · Lindau · Lombroso · u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart

in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtschersky · Graf de Mouy · Graf Nigra · Nordau · Emile Ollivier · W. Onken · Pettenkofer · Lord Salisbury · Sanders · Joh. Schilling · Schmoller · Sienkiewicz · Jules Simon · Herbert Spencer · Spielhagen · Stanley · Stoecker · Strindberg · F. v. Suttner · Ad. Wagner · Wilbrandt · Wildenbruch · A. v. Werner · Lord Wolseley · Zola · u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Zeitschrift für ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

Abonnementspreis: **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen großen Industriecentren Deutschlands und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,

sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 29. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Politische Ausblicke. Von Contre-Admiral Réveillière (Brest). Uebersetzt und mitgetheilt von Bertha v. Suttner. — Ultramontaner Bruderzwist im Reichsland. Von Verax. — **Literatur und Kunst.** Ein berühmter Pechvogel. (Johann Gottfried Seume.) Von Emil Moldenhauer. — Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses. Von Heinrich Melzer. — **Feuilleton.** Die weiße Jungfrau. Von Jean Aicard. — **Aus der Hauptstadt.** Doctor Dementi. — Die Eröffnungsausstellung im neuen Künstlerhause. Von Johannes Gaulke. — Anzeigen.

Politische Ausblicke.

Von Contre-Admiral Réveillière (Brest).

Uebersetzt und mitgetheilt von Bertha v. Suttner.*)

Es steht uns kein Recht zu, die Absichten oder den guten Glauben unseres Nächsten zu verdächtigen. Unter dieser Reserve und mit der gleichen Anforderung beanspruchen wir aber das Recht, unserem Nächsten zu sagen, daß er sich irrt. Dies vorausgeschickt, ist es uns wohl erlaubt, zu sagen, daß unter den lärmenden Schlagworten, die die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, es kaum ein Gefährlicheres giebt, als das „Frankreich den Franzosen", weil alle Begierden es zu ihrem Profit auslegen. Schlecht gedeutet — und das ist's fast immer — wird das Schlagwort zu einem inhumanen.

*

Die Dampfkraft hat Alles verändert auf dieser Welt — bis auf die Routine der Staatsmänner.

*

Der Aufstieg der Menschheit vollzieht sich parallel in der physischen und moralischen Welt; jeder Fortschritt der einen bethätigt sich in der anderen. An dem Tage, da die Menschheitsreligion alle Menschen in eine große Familie vereinen wird, durch Zeit und Raum die Solidarität der Lebenden, der Gestorbenen und der noch Ungeborenen begründend, an diesem Tage werden die Mittel des Güterverkehrs und des Gedankensaustausches die Nationen in dem „ökonomischen Reich" vereinen, welches alle Staaten der Erde umfassen wird.

*

Der Gedanke hat kein Vaterland mehr, sowie die Märkte kein Klima mehr haben, und die Menschheit schreitet vor — der Dummheit der Regierenden zum Trotz — unter dem unausweichlichen Gesetz des „Ueberlebens des Tüchtigeren"; sie schreitet vor, jenem „ökonomischen Reich" entgegen, welches die unendliche Verschiedenheit in der Einheit darstellt, — und schreitet der Einheit des Gedankens entgegen, die das fernste, unserer Auffassung erreichbare Ziel ist.

*

Nicht Ländergebiete gilt es zu annectiren — die wahren Eroberungen werden nunmehr mittels der Banken und der Schulen gemacht.

*

Folgende zwei Grundwahrheiten müssen zur Geltung gelangen: die durch Vernunftschlüsse erlangte Ueberzeugung, daß die Wohlfahrt einer Nation ein Element der Wohlfahrt für andere Nationen, besonders die benachbarten, abgiebt; die Ueberzeugung, daß die kriegerische Herrschaft der Herrschaft des moralischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Einflusses Platz zu machen hat.

*

Unter Individuen ist der Neid ein niedriges Gefühl; unter Nationen — ein dummes.

*

Die Doctrin der Souveränität muß sich entwickeln wie alle Doctrin. Der Begriff der Souveränität der Völker muß sich nach auswärts mit dem überwiegenden Begriff ihrer Solidarität vereinen.

Die Autonomie in der Föderation: Das ist die Formel der internationalen Autarchie.

*

Wirklich Souveränes giebt es nur das eine: die Naturgesetze. Diesen müssen wir, ob wir wollen oder nicht, alle gehorchen. Die Völker können wohl, wie die Individuen, diese Gesetze übertreten, aber dabei verfallen sie anderen hartstrafenden Gesetzen. Wie die Personen, können die Völker thun, was sie wollen — aber auf ihre Verantwortung und zu ihrem Schaden. Gerade so wie Personen, begehen Völker Dummheiten, Irrthümer und Verbrechen, — wie die Personen müssen sie dafür büßen.

*

Die verbrecherischen Narrheiten der Staatsmänner verursachen vorübergehende Leiden — wenn eine Wahrheit entdeckt wird, so ist das für immer. Darum schreitet die Menschheit vorwärts — trotz der Politik.

*

Durch große Gedanken werden die Nationen groß — nicht durch Eroberungen. Was ist von den Eroberungen Dschingis-Khan's übrig? Und der Verlust Elsaß-Lothringens ist das Einzige, was uns von den Eroberungen des Königthums und ersten Kaiserreichs geblieben ist.

*

*) Angesichts der bevorstehenden, vom russischen Kaiser angeregten Friedfertigungs-Conferenz dürfte es von doppeltem Interesse sein, die Ansichten über Staat und Politik, über sociale und ökonomische Verhältnisse kennen zu lernen, die ein als Apostel des Friedens und des Fortschritts, sowie als hervorragender Schriftsteller bekannter ehemaliger Commandant der französischen Marine ausspricht. B. v. S.

Digitized by Google

Unter dem kriegerischen Regime konnte man sich nur durch den Schaden des Anderen bereichern (denn da war der Boden mit der daran haftenden menschlichen Heerde der einzige Reichthum) unter dem industriellen Regime jedoch kann man sich nur bereichern, indem man den Anderen nützt. Es ist die größte Wohlthat der politischen Oekonomie, daß sie diese Grundwahrheit für den Völkerfrieden verkündet hat.

*

Sowie ein Individuum — es sei denn im Stande purer Wildheit — nicht nur für sich selber arbeiten kann, so kann auch eine Nation nicht für sich allein arbeiten. Die Nation, wie das Individuum, wird vom persönlichen Interesse bewegt; aber der Eigennutz mag immerhin ihr einziger Beweggrund sein, ihre Thätigkeit wird dann nicht minder fruchtbar für Alle. Das große Gesetz der Solidarität, dieses erhabene menschliche Gesetz, versöhnt alle, nur scheinbar gegensätzlichen Interessen.

*

Diebstahl bei Seite — das Individuum bereichert sich nur, wenn es arbeitet, und seine Arbeit verschafft den Anderen mehr Befriedigung als ihm selber — die Gesellschaft beruht eben auf dem Austausch von Dienstleistungen, die von allgemeinem Nutzen sind. Dasselbe gilt für die Nationen.

*

Die Nationen haben Besseres auszutauschen, als Schläge; — nämlich die Gratisgaben der Natur. Denn auch das ist eines der tröstlichsten Gesetze der politischen Oekonomie: In ihren Austauschen tauschen die Völker nur die natürlichen Gratisgüter ein, und zahlen nur durch ihre Arbeit.

*

Wenn Menschen, im wilden Zustande, nur von der Jagd leben, hat jeder Stamm sein Jagdgebiet; dieses Territorium ist sein Reichthum, das er eifersüchtig bewacht. So kann ein Stamm nur auf Kosten des Anderen sich bereichern. Viele Politiker bilden sich ein, „Patrioten" zu sein, weil sie bei den Begriffen der Wilden stehen geblieben sind.

*

Wird nicht eines Tages ein Finanzminister auf die Tribüne steigen, um zu sagen: Mit jener Nation beträgt unser Handel so viel, mit jener so viel, mit unseren Colonien so viel; (Letzteres um Bedeutendes weniger) folglich ist es unser Interesse, mit dieser oder jener Nation freundschaftliche Beziehungen zu erhalten, nicht aber des Colonialbesitzes wegen solche Freundschaft abzubrechen . . .? Vieler Augen würden sich dann öffnen. Ich habe selbst einmal einem Deputirten mitgetheilt, daß unser Handel mit England zehn Mal so stark ist, als er vermuthet hatte. Freilich findet man das Alles in den Statistiken. Aber warum sollten Politiker sich damit plagen? Besteht ihre höchste Kunst nicht eben darin, von Allem reichlich zu reden und Nichts zu wissen?

*

Europa stirbt langsam, aber sicher am bewaffneten Frieden.

*

Wie kann der Krieg verschwinden? Allem Anschein nach, indem er seine zerstörende Action im Raume ausbreitet und in der Zeit einengt. Die kürzesten Kriege werden sich in riesenhaften Verhältnissen, auf unendlichem Theater nach immer längeren Zeiträumen abspielen. Das ist der gesetzmäßige Gang: nach dem Kriege von Stamm zu Stamm, von Provinz zu Provinz, von Nation zu Nation . . . bald wird es der Krieg von Föderation zu Föderation sein, und endlich bricht der Krieg unter seiner Ungeheuerlichkeit ganz zusammen. (Das wäre so der Gang der sich selbst überlassenen Natur. Doch läßt sich annehmen, daß menschliche Vernunft und Gesittung die Erreichung dieses Endziels beschleunigt, indem die Föderationen nicht mehr auf Basis der Gewalt, sondern des Rechtes geschlossen werden. Anmerk. d. Ueb.)

*

Die Ingenieure und Gelehrten arbeiten daran, den Graben auszufüllen, den die Professionisten der Staatskunst gegraben haben. Die Ingenieure und Gelehrten bemühen sich, die Productivität der Arbeit zu erhöhen, die Politiker plagen sich ab, die Arbeit zu sterilisiren. Zum Glück ist die Wissenschaft heute schon kräftig genug, um gegen menschliche Dummheit zu kämpfen. Darum schreitet die Menschheit vorwärts. Etwas hinkend — freilich.

*

Wer die Nationen überzeugen könnte, daß jede von ihnen eine Rolle auszufüllen hat, die bestimmt wird durch: 1. ihre geographische Lage, 2. ihr Klima, 3. ihre Bodenbeschaffenheit und ihre unterirdischen Reichthümer — der wäre der Wohlthäter der Menschheit. Die Massen würden, wenn nicht mehr durch die sogenannten Staatsmänner irregeführt, die ihre Dummheit und ihre Bosheit ausbeuten — sich mit Staunen fragen, warum es so vieler Anstrengungen bedurft hat, um eine so augenfällige Wahrheit an's Licht zu bringen.

*

Wenn mein Arzt eine Brustkrankheit zu behandeln hat, so ist seine erste Sorge, den Patienten am Einathmen vergifteter Luft zu hindern. Wenn er eine Operation vornehmen soll, so trachtet er den Raum, wo die Operation stattfinden wird, erst von jeglichem ansteckenden Keim zu reinigen. Ebenso verhält es sich mit den nationalen Krankheiten: keine Nation wird ihre inneren Krankheiten heilen können, ohne vorher den europäischen Raum desinficirt zu haben. Gewiß ist es die Pflicht jedes Staates, die Leiden seiner eigenen Angehörigen nach Möglichkeit zu lindern; aber der Glaube, daß man ersprießliche innere Reformen einführen kann, ehe man die europäische Föderation gesichert hat, das ist als wollte man Verwundete pflegen — in einem mit Microben verpesteten Saal.

*

Die ökonomische internationale Concurrenz ist die Quelle der größten menschlichen Fortschritte, während die politische internationale Concurrenz, welche keine Daseinsberechtigung mehr hat, zur Quelle eines großen Theiles der uns bedrückenden Uebel geworden ist. Wenn die Nationen des 19. Jahrhunderts den großen Staatsmännern Standbilder errichten, so zeigen sie sich den ihrem blutigen Vizlipuzli Menschenopfer darbringenden Azteken nicht sehr überlegen.

*

Heute besteht der wahre Patriotismus in dem glühenden Wunsche, daß das eigene Vaterland von allen Fortschritten der Menschheit profitire. Der vom modernen Patrioten geträumte Ruhm ist der, sein Vaterland an der Spitze des menschlichen Fortschritts zu sehen.

*

Man macht keinen Gefangenen durch Ueberredung — daher war der Krieg eine Nothwendigkeit unter der Herrschaft der Sclaverei. Der Sclave war die unentbehrliche Maschine zur Ausbeutung der Naturreichthümer. Die Alten, welche den Dampf nicht vorhersehen konnten, hatten Recht, die Sclaverei als eine fundamentale Einrichtung zu betrachten und die Nützlichkeit des Krieges zu verkünden, welcher ja dieser Einrichtung den nöthigen Stoff zuführte. Ohne Zweifel, die allmälige Befreiung des Sclaven und seines Surrogats — des Leibeigenen — unter dem doppelten Einflusse des materiellen und moralischen Fortschritts, hat der Nützlichkeit des Krieges ein Ende gemacht. Dennoch, bis zum Eintritt der großen Industrie und bis zur Umwandlung der localen Märkte in einen Weltmarkt, konnte man noch, als Schatten eines Grundes, die Nothwendigkeit der Eroberung auswärtiger Märkte angeben. Aber jetzt, da die Maschine den Menschen befreit hat, und wo die Aufhebung der Entfernungen aus der Erdkugel einen einzigen Markt gemacht hat, welchen Grund kann man noch zu Gunsten des Krieges vorschützen?

*

Digitized by Google

Es ist heute für eine entwickelte Intelligenz nicht mehr möglich, sein Vaterland zu lieben, ohne die Menschheit zu lieben, ebenso wenig als es einem Bretagner möglich ist, die Bretagne und nicht auch Frankreich zu lieben.

*

Wird Europa, das von Geisteskrankheit ergriffen ist, wieder zu geistiger Gesundheit gelangen? Man fragt sich mit Bangen, ob in seinem Staatenwahn (von dem der Protectionismus und die Ausbreitungswuth die gefährlichsten Formen sind) unser Erdtheil in auswärtigen Kriegen oder im Bürgerkrieg zu Grunde gehen wird. Denn der Bürgerkrieg lauert auf uns — in Folge des Elends, welches seinerseits eine Folge der unsinnigen Rüstungen ist? Werden wir sterben, ehe wir das Heilmittel angenommen? Nämlich das europäische Schiedsgericht.

*

Der Socialismus, indem er die socialen Fragen über die politischen erhebt, arbeitet mit Erfolg daran, die Völker von dem unheilvollen Blödsinn der „Extensiomanie" zu heilen. Damit leistet er einen großen Dienst, für welchen ihm die künftige Menschheit dankbar sein, und wegen dessen ihm viel verziehen werden wird.

*

Das geistige Capital — welches viel fruchtbarer ist, als das andere — ist zum Glück unberührbar. Glücklicherweise entzieht es sich, seiner Natur nach, der Einwirkung der Politik. Das geistige Capital — das Werk der Männer der Wissenschaft — ist es, welches gestattet, ziemlich rasch die fürchterlichen Zerstörungen materiellen Capitals wieder gut zu machen, deren Verantwortung auf die Barbarei der Staatsmänner fällt. Dieses geistige Capital ermöglicht den Völkern das Leben und sogar das Gedeihen, trotz der Verschwendungen und Plünderungen der Politiker.

*

Die Menschheit geht etapenweise vorwärts —; die Etape des 20. Jahrhunderts wird die Einsetzung eines ständigen europäischen Schiedsgerichtes, das in den Streitigkeiten der Nationen unseres Erdtheiles Urtheil sprechen wird.

*

Grenzen versetzen, fügt Vielen Leid zu, macht Niemandes Glück aus und vermehrt um nichts die Reichthümer, über welche die Welt verfügt.

*

Die Maschine und die Idee: das sind die beiden Vehikel des Fortschritts. Was war doch die Wirkung aller Kriegsthaten im Vergleiche mit dem Einfluß Watt's oder Jesu!

*

Vielleicht schon in nächster Zeit wird man es eben so einfach finden, die Menschen und die Menschengruppen ihre Nationalität frei wählen zu lassen, sowie man sie ihren Glauben wählen läßt.

*

Der Tag wird kommen, wo die Naturalisation von Provinzen sich ebenso leicht wird bewerkstelligen lassen, wie die Naturalisation von Personen in Amerika und Australien.

*

Wird der neue Messias nicht bald geboren werden, der freiheitbringende Ingenieur, der durch die Lösung des Flugproblems bewirken wird, daß die ganze altmodische Maschinerie unserer Staatsmänner zum alten Eisen geworfen werde? Die ökonomische Entwickelung unseres Jahrhundertendes würde einen Ueberfluß ergeben, wenn die Staatsmänner es sich nicht zur Aufgabe machten, ihre Landesangehörigen und ihre Nachbarn zu ruiniren.

*

Die zum Schutze der Bevölkerungen eingesetzten Regierungen verzehren heute deren Substanz.

*

Die Extensiomanie ist ein reiner Blödsinn geworden, seit der so außerordentlichen Entwickelung des beweglichen Vermögens. Man kann ein Land besser erobern, wenn man seine Eisenbahnen, als wenn man seine Festungen besitzt.

*

Die Völker werden von der Extensiomanie curirt werden, wenn sie erkennen lernen, wie unbedeutend die politischen neben den ökonomischen Thatsachen sind.

*

Der Geisteshorizont hat sich um so Vieles erweitert, als unser Planet durch die Dampfkraft verengert worden ist. Heute umfassen die Sorgen jedes civilisirten Menschen die ganze Welt.

Die Erfindung Aders, welche es ermöglicht, in der Minute 150 statt 95 Buchstaben durch den unterseeischen Telegraphen zu leiten, hat eine größere Bedeutung für die Erreichung des Endziels der Cultur — die geeinigte Menschheit — als all' die unheilvollen und blutigen Grenzverschiebungen. Die alljährlichen Friedenscongresse, die interparlamentarischen Conferenzen mit ihren Centralämtern in Paris, sind ein Vorzeichen von dem Erlöschen der Extensiomanie bei den vorgeschrittenen Völkern.

*

Die deutschen Socialisten haben ein sehr deutliches Programm formulirt, das Erfurter Programm. Sie befürworten die Aufhebung der Zölle und der Heere. Die Handelsbeziehungen der Staaten werden ebenso geregelt werden, wie es jetzt die Beziehungen der Provinzen im selben Staate sind, und Europa wird dann im Genusse einer föderativen Organisation sein. Trotz der gekrönten Häupter und trotz der Staatsmänner schreiten wir der Verwirklichung dieses Programms entgegen.

*

Heutzutage sind alle Fortschritte der Menschheit dem intellectuellen und ökonomischen Fortschritt zu danken — und alle seine Unglücksfälle dem politischen und kriegerischen Wettbewerb.

*

Europa ist — in ökonomischer Beziehung — zwischen den alten und den jungen Völkern eingezwängt. Bei den alten asiatischen Völkern ist der Preis der Tagelöhner lächerlich klein; die jungen Völker Amerikas und Australiens sind nicht mit unserem alten Werkzeug belastet, noch mit dem schweren Gepäck unserer verjährten Einrichtungen und Vorurtheile; sie profitiren von unseren Erfindungen und unseren Versuchen und haben keine unserer erdrückenden Abgaben zu entrichten. Augenblicklich haben wir über sie den Vortheil einer großen Aufhäufung von Capitalien. Unsere Lage ist aber darum nicht minder prekär, und der Ruin ist uns in kurzer Frist sicher, wenn wir nicht, durch die europäische Föderation, eine Erleichterung unserer Lasten zu erreichen trachten, indem wir unsere Rüstungskosten bedeutend einschränken.

*

Welcher Gegensatz! . . . Einerseits ist es den Gelehrten gelungen, den europäischen Nationen die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, sich zu verbünden, um gemeinschaftlich eine Menge gemeinschaftlicher Fragen zu lösen, denen gegenüber sie machtlos wären, wenn sie sich in ihrer Abgeschiedenheit verhielten; — andererseits ist es den Staatsmännern nicht minder gelungen, die Nationen heerdengleich innerhalb ihrer Grenzen zusammenzupferchen — um sie besser scheeren zu können. Aber man wird so lange gegen Pest und Cholera Bündnisse machen, indem man sie in Suez aufzuhalten versucht, oder gegen die Insecten zum Schutz der Zaunkönige und Meisen, bis man endlich auch beim politischen Bündniß anlangen wird, oder doch wenigstens beim Schiedsgericht zur Schlichtung der europäischen Streitfragen.

*

Digitized by Google

Wie sich das Individuum freut, jener Einheit anzugehören, die man Nation nennt, so wird sich die Nation glücklich fühlen, ein Glied des europäischen Bundes zu sein.

Ultramontaner Bruderzwist im Reichsland.

Bei den Reichstagswahlen dieses Sommers ist im Reichslande die deutsche Sache unterlegen, schlimmer als im Jahre 1893. Nach der Wahl hat sich die mitgeschlagene Regierung von der verbreitetsten unter den ultramontanen Tageszeitungen, von dem in Straßburg erscheinenden „Elsässer", in einer aller Autorität Hohn sprechenden Weise den Text lesen lassen, ohne dagegen einzuschreiten. Das hat Wochen lang gedauert, war doch die Hauptleistung eine Serie von dreizehn „Wahlbriefen" von ausgesuchter Bosheit und Hetzarbeit. Zu diesen Angriffen hat das „führende Blatt" des Centrums, die Kölnische Volkszeitung, geschwiegen, denn die Ultramontanen regen sich nicht auf, wenn die religiösen Vorschriften über die der Obrigkeit zu erweisende Ehrfurcht verletzt werden; der betreffende Theil des christlichen Religionsbestandes ist bei ihnen der „Taktik" und der „Freiheit" überlassen. Jetzt freilich ist die Kölnische Volkszeitung, den Spuren der Historisch-politischen Blätter folgend, in's Feld gerückt. Aber es handelt sich auch nicht darum, die Obrigkeit zu vertheidigen, sondern darum, daß die „einheimischen" Ultramontanen von einer Verschmelzung mit dem Centrum nichts wissen wollen. Für diese Parteifrage dürfen Papier und Druckerschwärze nicht gespart werden. Also, eine Parteifrage. Sie hat jedoch auch für Nichtultramontane Bedeutung, schon deßhalb, weil sie auf Strömungen der öffentlichen Meinung in Elsaß-Lothringen Licht wirft, die stark und wichtig genug, aber, wie alles Reichsländische, im übrigen Deutschland fast unbekannt sind. Es ist deßwegen eine ausführliche Besprechung gerechtfertigt.

Das Wort führt in der Kölnischen Volkszeitung ein altdeutscher Katholik, der im Lande wohnt und mit dem Lande genau bekannt ist. Es ist ihm mit seiner Sache durchaus Ernst, es fehlt ihm auch nicht an Gründen dafür, und er schreibt zugleich lebhaft und, im Ganzen, mit Haltung. Er bestreitet nicht, daß die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen auch für das Centrum und für die altdeutschen Ultramontanen — für die altdeutschen Katholiken, wie er sich stark annexionistisch ausdrückt — eine schwere Niederlage gewesen seien. Er bedauert das vom „katholischen" Standpunkt sehr lebhaft; der deutsche Standpunkt bleibt als nebensächlich oder wohl gar störend ganz unerwähnt. Die Sache ließe sich jedoch, meint er, wieder gut machen, nämlich dadurch, daß sich die Gewählten, ihrer katholischen Farbe entsprechend, dem Centrum anschlössen. Für sich selbst vermöchten sie ja doch nichts, sei es doch auch nur das Centrum, das sie bisher im Kampf gegen Diktatur und sonstige Ausnahmegesetze gefördert habe. Diese ausschlaggebende Unterstützung könne auch verwirkt werden. Namentlich dann, wenn die elsaß-lothringischen Katholiken das Schlagwort: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern, so aufzufassen fortführen, daß ihnen ein „Eingeborener" pur sang, der Protestant ist, lieber sei als ein noch so waschechter Katholik von „deutschem" Blut, als etwa der im Lande geborene echte Sohn von altdeutschen „Katholiken". Das Schlag- und Loosungswort selbst sei ja recht, bedürfe jedoch der Ergänzung im Sinne katholischer „Parität". In diesem Sinne angewendet und gemeinschaftlich verfochten, müsse es, mit Hülfe der Centrumsmacht, zur „katholischen" Eroberung des größtentheils katholischen Landes führen. Was sei, dagegen gehalten, das Hegen und Pflegen alter Erinnerungen? Wie viel politischer handelten doch die einheimischen Protestanten! „Sie sprechen in ihrem Hause und unter sich ungestört Französisch und pflegen nicht mehr und nicht weniger den deutschen Geist in ihren Familien als die Katholiken; aber in richtiger Witterung (ein edles Wort!) entziehen sie denjenigen ihrer Glaubensgenossen, welche sich mit dem neuen Regime ausgesöhnt haben und ihm zu Diensten stehen, keineswegs ihr Vertrauen. Mit einem Wort, sie stellen ihre Neigungen und Abneigungen nicht geräuschvoll zur Schau, markiren (wie hübsch ausgedrückt, aber wahr!) markiren den friedlichen Bürger und — nähren sich redlich."

Den Anlaß zu diesen Ausführungen hat dem Artikelschreiber der Kölnischen Volkszeitung die herausfordernde Haltung des in französischer Sprache erscheinenden Journal de Colmar gegeben. Dessen geistlicher Redakteur, der „Abbé" Wetterle, ist die Antwort nicht schuldig geblieben. Die Antwort ist sogar recht kräftig ausgefallen. So heißt es unter Anderm in dem „dernier mot" des Herrn Wetterle von seinem Gegner: Là dessus laissons le roquet aboyer à nos chausses. Wir fürchten, daß unsern Lesern dieser Vergleich nicht schmackhaft erscheinen wird, und enthalten uns deßhalb einer weiteren Blumenlese; reicht doch diese eine Stilblüthe zur Charakteristik aus, und auch dazu, zu illustriren, wie sehr es an der Zeit war, dem Reichsland größere Preßfreiheit zu gewähren. Viel lieber würden wir versuchen, dem Leser die betreffenden Artikel Herrn Wetterle's ihrem Inhalte nach zu skizziren. Aber das ist sehr schwer, ja unmöglich. Nicht daß Herr Wetterle über eine Fülle von Gedanken verfügte; im Gegentheil, er kommt für seine ganze schriftstellerische Thätigkeit mit drei oder vier aus, bestenfalls mit einem halben Dutzend. Aber diese Variirung im Ausdruck, diese Art, wie er die wenigen Gedanken ausspinnt, zusammen- und durcheinanderwirft, dieses „Selbstbewußtsein", das grobe Salz, das merkwürdig geläufige Französisch, ein kunterbuntes, fremdartiges Bastard-Französisch, das den élan durch Radau „markirt": das Alles ist durch keinen Auszug annähernd wiederzugeben, kann nur im Original gekostet werden. Gekostet, sagen wir, genossen und bewundert, sagen sehr viele Leute im Elsaß. Wir müssen uns begnügen, können uns aber auch nach dem Bemerkten damit begnügen, den kargen Gedankenvorrath, wie er immer wiederkehrt, möglichst getreu anzuführen. Er lautet so: Wir Elsaß-Lothringer sind nicht gefragt worden, als wir annektirt wurden, also — man achte auf die logische Kraft dieses Ergo — also hat Deutschland ein für alle Mal das Recht verwirkt, zu wissen, wie wir gesinnt sind. Das ist unser Geheimniß, das man achten muß. Wir brauchen nur Steuern zu bezahlen und den Militärdienst zu leisten. Das thun wir — daß sonst der Büttel käme, verschweigt Herr Wetterle. Das thun wir, erklärt er emphatisch, und darum müssen uns dieselben politischen Rechte eingeräumt werden wie Denen, die sich als Deutsche fühlen. Unsere Ausnahmestellung mit Diktaturparagraph und so weiter — die Specificirung des „und so weiter" wird durch Superlative ersetzt — unsere Ausnahmestellung ist nicht bloß ungerecht, sondern auch wegen unseres allbekannten „Gesetzessinns" überflüssig — wir schimpfen nur, ballen die Faust in der Tasche, hetzen und terrorisiren unter der Decke. So fügen wir als Kenner des Landes hinzu. Herr Wetterle fährt fort: Vor Allem widerspricht unsere Ausnahmestellung unserem ebenso allgemeinen wie lebhaften Gefühl für dignité. (Für die Art von dignité etwa, von der Herr Wetterle eine Probe giebt, indem er einen Andersdenkenden als Hund titulirt?) Bis unsere Ausnahmestellung beseitigt ist, müssen wir uns vermöge unserer dignité abseits halten, auch vom Centrum, als elsaß-lothringische Landespartei. Wird erst die Ausnahmestellung beseitigt, dann freilich. Ja! was dann? Das erfahren wir nicht, können es aber ergänzen: Dann wird sich ein anderer Vorwand dafür finden, an der französischen Insel im Deutschen Reiche festzuhalten, weiter zu schimpfen,

Digitized by Google

weiter zu hetzen, weiter zu terrorisiren. Jedenfalls, und damit schließt Herr Wetterle, gehört das Land uns, wir sind es ja, die die Steuern bezahlen. Darum: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern! Ein Tropfen deutschen Bluts in einem Beamten des deutschen Reichslands ist ein unerträgliches Stück der gehässigen Ausnahmestellung. Die „Reinheit" des Blutes, das ist die Hauptsache; die Confession kommt erst in zweiter Reihe. Wie sollte es übrigens möglich sein, daß ich, der katholische Geistliche, als Endzweck etwas Anderes als das Wohl der Kirche im Auge hätte? In den höchsten kirchlichen Kreisen weiß man das recht gut. Hat es doch nur von mir abgehangen, in violettnen Strümpfen auf dem Champ de Mars in Colmar spazieren zu gehen und den Monseigneurtitel zu führen. Ich habe nicht gewollt, denn mir genügt das Bewußtsein, als Colmarien de vieille souche von einer alten Wurzel abzustammen.

So lautet die Weise, die Herr Wetterle jahraus, jahrein zum Besten giebt, mit dem Nativismus als Schluß- und Kehrreim. Das Burleske an der Schilderung muß der Leser mit in Kauf nehmen; anders ist Herr Wetterle nicht getreu zu schildern. Aber, das ist ja Alles zum Lachen, werden unsere Leser denken. Als Schauspiel, gewiß! Und nicht weniger sicher ist es, daß sich von uns Altdeutschen recht viele an diesen Capriolen ergötzen, indem sie zugleich Herrn Wetterle wegen seines herrlichen Französisch bewundern und — beneiden. Allein das politische Leben ist kein Schauspiel, so sehr auch diese Meinung unter den „gebildeten" Deutschen der Gegenwart verbreitet ist, sondern eine sehr ernste Wirklichkeit, und wir nehmen alle an der Verantwortung dafür theil. Und als eine Wirklichkeit fassen auch die meisten Leser des Journal de Colmar, dessen „einheimische" Leser, die Oberelsässer namentlich, Katholiken und Protestanten, die wüthigen Tiraden des Herrn Wetterle auf. Ihnen spricht er aus dem Herzen. Er drückt nur aus, was ihnen, bei dem Einen klarer, bei dem Anderen halb unbewußt, in der Seele lebt. Daß er immer, um euphemistisch, ohne dignité zu reden, den stärksten Ausdruck verwendet, daß seine Beweisführung regelmäßig in Schimpfreden besteht oder in solche ausmündet, ist diesen Lesern nicht anstößig, denn der Elsässer, der Oberelsässer zumal, neigt zur Derbheit in Wort und That. Herr Wetterle beschäftigt und befriedigt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, Gemüth und Phantasie seiner „Kompatrioten", denn Volksgemüth und Volksphantasie wollen immer Nahrung haben, und sie nehmen, wenn es an der rechten Nahrung fehlt, mit Surrogaten vorlieb. Die deutsche Gegenwart hat es nicht verstanden, auf das Bedürfniß einzugehen, und nur dadurch, daß die Abneigung gegen diese Gegenwart genährt wird, läßt sich die Liebe zur französischen Vergangenheit aufrechterhalten; diese müßte sonst der Macht der Gewohnheit erliegen. Das weiß Herr Wetterle sehr wohl und verfährt darnach. Andere wissen und üben es auch, aber er versteht's am Besten. Seine logischen Kreuz- und Quersprünge dabei stören nicht, falls sie überhaupt bemerkt werden; auch sie entsprechen ja der Stimmung, und wann hätte je bei der Menge starke Empfindung nach Folgerichtigkeit gefragt? Die Leute sind auch geistig keineswegs verwöhnt, und so gilt ihnen der Bombast Herrn Wetterle's als erhabener Schwung, sein Renommiren als echter Mannesmuth. Genug, er wird gelesen und geschätzt, macht nicht nur in öffentlicher Meinung, sondern macht wirklich welche. Eine Hauptwaffe dafür ist, daß er französisch schreibt, denn der derbe Elsässer will zugleich ein feiner Franzose sein. Auch das gehört in's Gebiet der Volksphantasie. Die Pflege und Ueberschätzung alles Französischen, der Sprache insbesondere, durch uns Altdeutsche trägt dazu bei, dieses unnatürliche Streben lebendig zu erhalten. Es geht bis tief in das sogenannte gemeine Volk. Es erhält sich ja nur auf unsre Kosten, aber in den 27 oder 28 Jahren hat es eher zu- als abgenommen.

Durch alle diese Umstände und durch seine außerordentliche Rührigkeit ist Herr Wetterle in den Bezirkstag des Oberelsasses gekommen und dann, zwar nicht in den Landesausschuß, weil er für das Schema unsrer Notabeln zu unbändig ist, wohl aber bei den letzten Wahlen in den Reichstag. Er hat sogar den Herrn Preiß wieder in den Reichstag gebracht, trotz des Widerstandes in seiner Partei gegen diesen Candidaten, der Protestant ist und es richtig verstanden hatte, sich zwischen zwei Stühle zu setzen; der Einfluß und die Agitation Herrn Wetterle's haben sowohl Fehler wie Abneigungen wettgemacht. Diese ganze Laufbahn hat Herr Wetterle sehr schnell zurückgelegt: er ist noch jung, in den sechziger Jahren geboren, und hat sein Blatt erst 1894 gegründet.

Man sieht, die Ausführlichkeit der Betrachtung, die wir Herrn Wetterle gewidmet haben, ist wohl gerechtfertigt. Denn er ist, soweit self made man, keine ansprechende, aber interessante Persönlichkeit, und, soweit er von fremden Einflüssen getragen worden ist, gehören diese weniger der Vergangenheit, als der unmittelbaren Gegenwart an. Es handelt sich in ihm um eine durchaus actuelle Erscheinung, seine Wirksamkeit reicht tief und weit. Dieser wunderliche Führer hat nämlich Truppen, willig folgende Truppen, die er fortgesetzt schult und — sit venia verbo! — begeistert; mit den Gegnern im eigenen Lager wird er allem Anschein nach immer leichter fertig. Er ist der Führer der „Jungen" in diesem Lager, denn der heimlichen Protestler, und die „Jungen" gewinnen die Oberhand über die „Alten", je länger, desto mehr. Ertheilt doch sogar der Bischof von Straßburg, obgleich ein Altdeutscher, Volksversammlungen, die von den „Jungen" abgehalten werden, seinen oberhirtlichen Segen. Mit der Behandlung Herrn Wetterle's per Bischof ist es also nichts mehr, selbst wenn wir uns auf so etwas verständen. Nun gar die „Geisteswaffen" der „Zufriedenheitslegende" sind rostig geworden; die der Wahrheit, die allein echten, werden zurückgestoßen. Bleibt nur die Behandlung per Dictaturparagraph: ein ultimum refugium, der „Freiheit" verhaßt, und für Herrn Wetterle zu viel Ehre.

Wir halten Herrn Wetterle's Preßthätigkeit für recht gefährlich. Außer den schon erörterten Gründen möchten wir noch einen anführen. Seine wüthigen Tiraden — der Ausdruck muß wiederholt werden, weil er allein die Sache trifft — diese Tiraden halten ja nicht vor dem Urtheil Stich. Aber, wer wendet denn in Dingen, bei denen die Leidenschaft mitspricht, das Urtheil an? Die Jugend sicher nicht. Und unsre Jugend im Lande, die akademische z. B., ist es, die in erster Reihe das Journal de Colmar liest, man muß sagen, verschlingt. Die Jugend nimmt Alles, was ihr als Ernst geboten wird, auch als Ernst auf. Ihre Logik ist entsprechende That. Kann es nicht zur That kommen — und dazu wird es wohl bei uns nicht so leicht kommen, wenigstens nicht allgemein —, so verwandelt sich der Jugend solche Nahrung in Gift. Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern, so heißt es von allen Seiten. In einem gewissen Maaße ist das Schlagwort schon jetzt Wirklichkeit und muß es immer mehr werden. Ist es gut, wenn unsre Jugend mit Gift im Herzen dem Kaiser schwört? Als Soldaten, als Beamte?

Der Leser wolle selbst den angeschlagenen Gedanken ausdenken. Wir dürfen jedoch auf seine Zustimmung rechnen, wenn wir hinzufügen, daß die deutsche Auffassung von Obrigkeit kein Spielen mit dem Feuer zuläßt. Es ist die Pflicht der Obrigkeit, und auch ein Stück von ihrer Ehre, Unheil zu verhüten. Ist kein Unheil zu befürchten, wenn unausgesetzt Haß und Verachtung gegen die Wurzeln geordneten Staatslebens gepredigt werden? Ist dergleichen Ordnung, verträglich mit der Ordnung? Wir sagen nein, und der Leser mit uns. Und am Wenigsten kann dergleichen in unserem doch wahrlich noch nicht assimilirten Reichslande zulässig sein, wo sich die Predigt von Haß und Verachtung gegen Alles richtet, was deutsch ist. Ausnahmszustände verlangen Ausnahmsgesetze.

Digitized by Google

Ist das, was wir im Laufe dieser Erörterung an Herrn Wetterle, und indirekt an seinen zahlreichen Unterführern und Genossen verwerflich und gefährlich gefunden haben, dasselbe, was die Kölnische Volkszeitung oder ihr Gewährsmann an ihnen auszusetzen hat? Keineswegs. Ginge es nach der Meinung dieses Gewährsmannes, so könnte Herr Wetterle mit den Seinigen im Lande schalten und walten wie er nur wollte; das Wie haben wir ja gesehen. Nur müßten Herr Wetterle und die anderen Mitglieder der sogenannten Landespartei, Herrn Preiß vielleicht ausgenommen, dem Centrum beitreten, als Hospitanten etwa, und dann müßte noch Herr Wetterle seinen Nativismus zu Gunsten von „entschiedenen und charakterfesten Katholiken", von Centrumsmännern also, einschränken. Alle Gefahren, die der deutschen Sache aus den Folgen der „Freiheit" erwachsen würden, werden leichten Herzens in Kauf genommen, nicht einmal der Erwähnung und Abwägung werth erachtet. Das ist ein Beweis von Parteigeist, der nicht streng genug verurtheilt werden kann. Gott behüte uns vor unsren Freunden! Kann ein Vertreter der deutschen Sache etwas Andres dazu sagen? Und, wenn Herr Wetterle diesem Gegner, statt roher Beleidigung, vorgehalten hätte: Seht, so sind die Deutschen! Dieser Mann will einer sein, ist schon lange im Lande, kennt es genau, und sein ganzes Interesse an uns beschränkt sich darauf, daß er uns für seine Partei einheimsen will. Und da soll Liebe zum deutschen Wesen in unsre Herzen einziehen? — wenn der Wetterle'sche Gegenangriff so gelautet hätte, so hätte er ja nur als argumentum ad hominem Werth gehabt, für das Pro et contra in der deutschen Sache selbst gar keinen, aber der aufrichtige Anhänger dieser Sache hätte trauernd eingestehen müssen, daß unter ihren vorgeblichen Dienern nicht wenige einen ähnlichen Vorwurf, und fast alle den der nationalen Gleichgiltigkeit verdienen. Verax.

Literatur und Kunst.

Ein berühmter Pechvogel.

(Johann Gottfried Seume.)

Von Emil Moldenhauer.

Der einst glanzvolle Name des Spaziergängers nach Syrakus ist heute verblaßt. Seine moralisirenden Dichtungen mit ihrer nüchternen Redseligkeit, die sich selten unter einem Dutzend Verse begnügt, oft aber bis 30 und 50 Strophen für ein Gedicht braucht, sind heute kaum noch genießbar; nur der „Wilde" mit seinen noch immer lebendigen geflügelten Worten: „Europens übertünchte Höflichkeit" und „Wir Wilden sind doch bessere Menschen und er schlug sich seitwärts in die Büsche" ist uns noch aus dem Schullesebuch geläufig. Auch das andere geflügelte Wort:

„Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder;
Böse Menschen haben keine Lieder" —

hat der Volksmund aus einem wortreichen Vierzeiler Seume's für den täglichen Gebrauch condensirt. Höher stehen seine Prosaschriften; besonders der culturgeschichtlich merkwürdige und stilistisch gelungene „Spaziergang nach Syrakus" wird mit Recht noch heute gelesen. Das ist aber auch Alles. Wilhelm Scherer's Literaturgeschichte widmet Seume noch nicht einmal eine halbe Zeile! Und doch gehörte er um die letzte Jahrhundertwende zu unseren berühmtesten Schriftstellern und wurde in einem Athem mit Goethe und Schiller genannt. Es läßt sich das nur durch den Zauber nicht seiner Schriften, sondern seiner Persönlichkeit und ihrer rein menschlichen Schicksale erklären. Seume, der stahlharte, wackere, gutherzige, aber vielfach absonderliche Mann ist einer der größten Pechvögel unserer Literatur.*)

Schon in der Wahl seiner Eltern zeigte sich sein stereotyper Unstern. Es waren eng begrenzte, echt ländliche Verhältnisse, welche Seume in seiner ersten Jugend umgaben. Das Haus seines Vaters, sein Geburtshaus, war mit Stroh gedeckt und stand inmitten des Dorfes Poserna bei Weißenfels. Den geräumigen Hof neben dem Hause begrenzten die weiter zurücktretenden Wirthschaftsgebäude, hinter denen sich ein großer Obstgarten befand, der sich bis zum Uferrande des Dorfbaches, der Rippach, erstreckte. In diesem Garten, dem Tummelplatz des Knaben, streifte der Tod zum ersten Mal sein junges Haupt. Im Alter von etwa drei Jahren wurde er von dem Geäst eines fallenden Baumes, der im Garten ausgerodet werden sollte, getroffen, und seinen Eltern für todt in's Haus gebracht. Alle Bemühungen, das Kind in's Leben zurückzurufen, schienen erfolglos zu sein, und schon trafen die verzweifelnden Eltern Anstalten zur Beerdigung, als der Knabe nach mehr als zwölfstündiger Betäubung das sehr verletzte linke Auge aufschlug und wieder zum Leben erwachte. Von den damals erlittenen Quetschungen blieb außer einem Fleck im linken Auge, den man bei Seume noch in seinem zwanzigsten Lebensjahre wahrnehmen konnte, nur wenig zu sehen, doch der Pechvogel war nun einmal gezeichnet. Aber weiter! In Knautkleeberg hatte Seume's Vater zuletzt ein kleines Anwesen mit etwa sechzehn Ackern Feld besessen, das er nach Ablauf eines Pachtvertrages kurz vor seinem Tode gekauft hatte. Auf diesem Grundstücke lastete Frohne. Es gab aber für den stolzen Charakter des alten Hitzkopfes nichts Niederdrückenderes als diese Frohndienste, die er selbst verrichten mußte, wenn nicht sogleich Alles zu Grunde gehen sollte. Hieran knüpfte sich eine der schmerzlichsten Jugenderinnerungen Seume's. Als sein Vater immer kränker wurde und oftmals von der Frohnarbeit weg nach Hause gehen mußte, weil die Kräfte ihm zu versagen begannen, machten die anderen Arbeiter, wie auch der Vogt, bittergrobe Bemerkungen darüber, die den rechtschaffenen Mann in tiefster Seele schmerzten. Noch drei Tage vor seinem Tode wurde er in dieser Weise gekränkt, und der kleine Gottfried war Zeuge dieses häßlichen Vorfalles, den er sein Leben lang nicht wieder vergessen konnte, ja er bezeichnete ihn selbst als eine Mitursache seiner späteren concentrirten, nicht selten finster mürrischen Sinnesweise.

Als der Vater starb, blieb die Familie in sehr ärmlichen Verhältnissen zurück, doch hatte Seume wenigstens das Glück, in dem edlen Grafen Hohenthal einen Gönner zu finden. Mit seiner Unterstützung durfte er das Gymnasium besuchen, wo er sich auszeichnete, und sogar die Leipziger Hochschule beziehen, wo er Theologie studiren sollte. Als ihn aber der Graf als Freigeist aufgeben wollte, verschwand er eines Tages, um im kopflosen Eigensinn — „Narrheit" nannte er es später selbst — nach Frankreich auszuwandern, und fiel dabei hessischen Werbern in die Hände. Er schrieb später an einen Freund: „Gleich einige Tage nach meiner Ausflucht, da ich nach Frankreich wandern wollte, fanden es die Hessen, als ich ganz unschuldig einen Schwanz von ihrem Gebiete auf der Frankfurter Straße passirte, nach ihrer Gewohnheit für dienlich, mich als einen Fremden ad saccum zu nehmen. Da hier kein Protestiren etwas half, mußte ich mir den Arrest gefallen lassen, und mich bequemen, mit nach Ziegenhain zu schlendern. Du weißt, daß ich immer ein Kerl war, der mit über den Graben springen durfte, und der für seine Portion

*) Eine ganz vortreffliche neue Biographie von Gustav Planer und Camillo Reißmann ist in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig erschienen. Nicht nur daß sie eine Menge bisher ungedruckter Briefe und Gedichte Seume's veröffentlicht, auch die Darstellung seines Lebens und Dichtens zeichnet sich durch Schönheit des Stils, treffliche Composition und gewinnende Herzenswärme aus. Die Schrift verdient ein Volksbuch zu werden.

Digitized by Google

Leben eben nicht die zärtlichste Sorge trägt. Der Transport war ungefähr 1500 Mann stark, und unter diesen entspann sich ein kleines Complot von etwa 100 Mann, weil es Niemandem behagen wollte, sich so ohne sein gegebenes Gutachten mit den armen Teufeln von Amerikanern zu schlagen, denen wir Alle herzlich gut waren, und alles mögliche Glück wünschten. — Man hatte Lust, mich mit in eine Flucht-Entreprise zu flechten, und da mich meine Incarcerirung selbst auch ziemlich mürrisch machte, war ich nicht abgeneigt, eine der ersten Rollen am Ruder zu spielen, wenn mich nicht ein Fuchs von einem preußischen Deserteur von der Artillerie, mein Kamerad, und eine abgeschliffene Seele in dergleichen Fällen, gewarnt und zurückgezogen hätte. Ich entfernte mich also von den Sessionen, kam nicht in den Kriegsrath, und weigerte mich schlechterdings, eine Feder anzusetzen, und entging dadurch der Verdrießlichkeit, mich mit hängen zu lassen. Der Entwurf scheiterte; die Rädelsführer und Hauptpersonen, weil man unmöglich die ganze Menge setzen konnte, wurden ergriffen, und der Hof (des Kriegsgerichts) setzte mit exemplarischer Genauigkeit den abscheulichen Verbrechern ihre Strafen fest, vom Galgen an stufenweise herunter, bis zu der großen Gnade von zwei Tagen Gassenlaufen (Spießruthen), jeden Tag zwölf Mal, und nach Kassel in die Eisen. Wie froh war ich, daß mich der Cataracte nicht mit ergriff, obschon die armen Teufel so ehrlich in die Karre wandelten, als wir nach Amerika. Der Buchhalter Faucit (der englische Bevollmächtigte bei diesem Seelenverkauf, Oberst Sir William Faucitt,) empfing uns auf der grünen Wiese bei Bremerlee (Bremerhafen), besichtigte jede Rotte mit dem Falkenauge eines verständigen Kaufmanns, und ließ die Fracht einpacken." So kam also unser Pechvogel wider Willen auf das Schiff, das ihn und die Andern nach Amerika brachte. „Ein solches Gemisch von Bosheit und Elend habe ich nie angetroffen als hier; aber nicht durchgängig. Hier lagen in einer Bettstelle zusammen ein braunschweigischer Edelmann, ein gothaischer Postillon, ein hessischer Lieutenant und meiningischer Amtmann; dort ein Würzburger Mönch, ein französischer Adjutant, ein Jenaischer Student, ein Halberstädter Jäger und ein Wiener Kaufmann; versteht sich, Alles gewesen, und jetzt jedermänniglich Professores designati der hessischen Muskete. — Besonders war der Mein[illegible]r Amtmann, mein sehr guter Freund, ein eifriger Anhänger von Jacob Böhm, dessen Theosophie er mir brachte und gar höchlich empfahl, wenn ich Erleuchtung des Glaubens und geistiges Licht zu erlangen wünschte. Ich war aber so verblendet, daß ich lieber eine Elegie aus einer alten Schwarte von Ovid las, weswegen er mich nur sein Weltkind zu nennen pflegte, und doch immer mein beständiger, treuer und väterlicher Freund blieb." Das Elend dieses fluchwürdigen Menschenverkaufs ist niemals — auch nicht in „Kabale und Liebe" — ergreifender geschildert worden. Doch hatte Seume in all' seinem Unglück wenigstens noch das Glück, einen edlen und treuen Freund zu gewinnen. Der aus Abenteuerlust als hessischer Lieutenant herübergekommene Baron von Münchhausen hörte eines Tages die Unglücklichen ein deutsches Lied singen, das ihm gefiel, und dessen Verfasser der Recrut Seume sein sollte. Münchhausen wollte sich noch an demselben Abende Gewißheit darüber verschaffen, begab sich in's Lager und fragte nach Seume. Man führte ihn zu einem Zelte, aus dem auf seinen Ruf Seume hervorkam: ein kleiner Mensch in eine alte Schiffsdecke gehüllt, der etwas unwirsch über die Störung und voller Mißtrauen auf den Officier blickte. Von diesem mit „Sie" angeredet, bat er, doch seiner nicht zu spotten und sich des üblichen „Du" zu bedienen. Münchhausen befahl ihm, am nächsten Tage in sein Zelt zu kommen. Als Seume zur festgesetzten Zeit erschien, saß Münchhausen vor seinem Zelte beim Frühstück, wobei er zugleich vor seinen Augen eine furchtbare Prügelstrafe an einem Soldaten aus dem Lager, einem verkommenen französischen Marquis und Vicomte Namens Dechar vollstrecken ließ, der ihm als ein Erztaugenichts vom Oberst Hatzfeld zur Bestrafung auf Tod und Leben übergeben worden war. Diese Strafe bestand darin, daß man den entblößten Körper des Unglücklichen mit Seewasser übergoß und mit Tauenden so lange peitschte, bis der Gezüchtigte ohnmächtig oder todt zusammenbrach. „Man denke sich die Gegensätze", schreibt Münchhausen, „hier die frechste Schuld, da die purste Unschuld: Seume, der in diesem Augenblicke nicht anders glauben mochte, als daß es nachher ebenso über ihn hergehen sollte." Mit höchstem Mißtrauen in dem ohnehin schon finsteren Gesicht trat er langsam heran und fragte nach Münchhausen's Befehlen, die zunächst darin bestanden, Platz zu nehmen und von dem aufgetragenen Frühstück frisch zuzulangen, sich sonst aber an Nichts zu kehren. Ein scheuer Blick des Zweifels aus Seume's Augen richtete sich auf Münchhausen, glitt dann über den Delinquenten und zuletzt über seine eigene Montirung, die seit seiner Einstellung in Ziegenhain nicht wieder erneuert worden war, und dann erst ließ sich Seume am Tische nieder. Münchhausen's Frage, ob er der Dichter des „Trauerliedes von Ziegenhain" sei, bejahte Seume, fügte aber hinzu, daß man zwar etwas Trauer und Klage über die üble Lage, sonst aber wohl nichts Böses darin erblicken werde. Beide jungen Männer betrachteten sich aufmerksam; Einer suchte den Anderen zu erforschen. Seume wurde aber erst dann sichtlich freier, als er den jämmerlich um Gnade flehenden Franzosen auf sein ritterliches Ehrenwort, sich zu bessern, von Münchhausen nach kaum begonnener Züchtigung entlassen und so noch immerhin menschlich behandelt sah. Mit Genugthuung berichtet Münchhausen, daß der Franzose sein Wort auch gehalten und sich gebessert habe. Von nun an blieben Officier und Recrut Freunde. Sie gingen zusammen auf Jagd und Fischerei, und was sie erbeuteten, verzehrten sie gemeinschaftlich. So durchstreiften sie miteinander Küsten- und Binnenlandgegenden und fanden Manches, was sie interessirte. Eine ganz neue, fremdartige Welt lag vor ihnen, die sie gerne ganz durchwandert hätten. Gesund, muthig und rüstig, wie sie waren, schreckten sie vor Gefahren nicht zurück, und die abenteuerlichsten Pläne spukten in den Köpfen der jungen Männer. Durch den täglichen Umgang mit Seume wurde Münchhausen von dem Verkehr mit den übrigen Officieren mehr und mehr abgezogen, was ihm um so lieber war, als diese mit wenigen Ausnahmen Leute gewöhnlichen Schlages waren, die Trunk und Spiel liebten. Trotz ihres Spottes über Seume's zerlumpten Rekrutenrock stieß dieser ihn nicht so ab, wie die Rohheit seiner Kameraden; der Mann an sich, und nicht der Rock, interessirte ihn. Dennoch beobachtete Seume immer eine gewisse Zurückhaltung Münchhausen gegenüber, die ihren natürlichen Grund in seiner Verschlossenheit und seiner bedrängten Lage haben mochte, zum Theil aber auch in mancherlei Münchhausen anhaftenden Vorurtheilen, welche sein Adel und sein Stand mit sich brachten. Es fehlte demnach ihrem Freundschaftsverhältniß in manchen Punkten die völlige Uebereinstimmung.

Am Ende hatte Seume aber auch noch das Glück, daß seine Compagnie keinerlei kriegerische Lorbeeren im fremden Dienste zu erringen brauchte, denn der Friede wurde geschlossen und die Mannschaft wieder nach Europa eingeschifft. Aber auf deutschem Boden begann ein neues Martyrium, denn die hessischen Söldner sollten an Preußen verschachert werden. Das „Gespenst der Preußen" saß ihm fest im Gehirn, und so bewerkstelligte er denn seine Flucht bald darauf in Bremen allein und auf eigene Hand mit großer Verwegenheit am hellen, lichten Tage. Er hatte sich ganz gegen seine Gewohnheit und ohne alle Absicht in einigen Gläsern Wein etwas warm getrunken, war mit dem Feldwebel wegen Brodlieferung in Streit gerathen, und als der commandirende Officier sich in diesen handgreiflich hineinmischte, sprang er kurz und gut auf und davon. Er lief am Ufer hin, über

Digitized by Google

die Brücke weg, in die Altstadt hinein, und als er dort hörte, der Magistrat habe Kartell mit dem Landgrafen, zum nächsten Stadtthor hinaus. Hier drängte sich eine Anzahl gutmüthiger Bürger zwischen ihn und seine Verfolger, die hessischen Jäger, um so dem Flüchtling einen weiteren Vorsprung zu verschaffen. Seume war ein vortrefflicher Läufer, er flog wie ein Pfeil dahin; dessenungeachtet waren die Jäger bald hart hinter ihm und trieben ihn endlich nach wilder Hatz in den Sack zwischen den beiden Flüssen Hunte und Weser, wo er verloren schien. Denn der von dem rasenden Laufe durch und durch Erhitzte mußte seinen Tod finden, wenn er gewagt hätte, sich durch Schwimmen zu retten. In diesem verzweiflungsvollen Augenblicke sah er hinter einem Weidenbusche am Ufer der Hunte einen Fischerkahn, — ohne Besinnen sprang er hinein, und der mitleidige Fischer, der der Menschenjagd schon lange zugesehen hatte, stieß sogleich vom Ufer ab und brachte den Flüchtling, den er sich platt im Boote niederlegen hieß, trotz der nachgesandten Kugeln seiner Verfolger glücklich nach dem anderen Ufer, auf oldenburgisches Gebiet. Bewegt dankte Seume dem braven Manne, der ihm das höchste Gut seines Lebens, die Freiheit gerettet hatte.

Aber kaum hatte er die oldenburgische Grenze überschritten, als ihn seine Unvorsichtigkeit gerade in den Dienst bringen sollte, dem er durch seine Flucht in Bremen hatte entgehen wollen. Er hatte vergessen, die hessische Uniform mit einem Civilrock zu vertauschen. So griffen ihn preußische Werber auf und brachten ihn als hessischen Deserteur ohne weitere Umstände nach Emden in Ostfriesland in preußische Dienste. In Emden wurde er als gemeiner Soldat eingestellt und hatte dort als solcher die ganze Strenge und barbarische Behandlung des ehemaligen preußischen Militärdienstes durchzukosten. Darum beseelte ihn nur der eine Gedanke, den Käfig zu zerbrechen, in den man ihn eingesperrt hatte. In einer sternenhellen Nacht entfloh er. Etwa eine Stunde weit mochte er gelaufen sein, als die Lärmkanone seine Flucht verkündigte, und die ganze Gegend zum Verfolgen aufrief. Seume ließ sich dadurch nicht schrecken; bevor der Tag anbrach, konnte er oldenburgisches Gebiet erreicht haben. Aber ein dichter Nebel trat ein, verhüllte ihm den Weg und täuschte ihn in der Richtung. In der Nähe des Dorfes Simonswold, östlich von Emden, verirrte er sich in der von Sümpfen und bruchigem Moorland durchzogenen Gegend, und anstatt ostwärts weiter zu laufen, lief er zu seinem Unglück denselben Weg zurück, den er gekommen war. Mit Schrecken bemerkte er am andern Morgen, als sich der Nebel zu lichten begann, daß Emden, das er schon weit hinter sich wähnte, unmittelbar vor ihm lag. Da er die Uniform trug, war an ein Entrinnen nicht mehr zu denken; er wurde ergriffen und als Deserteur auf die Wache gebracht. Hier schrieb er mit Kreide an die Thür der Wachtstube jenen bekannten Spruch aus dem Virgil, den die Cumäische Sibylle an Aeneas richtet: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito“, gleichsam um seinen tief gebeugten Muth daran wieder aufzurichten. Der wachhabende Officier fragte, wer das Latein geschrieben habe, und die Sache von dem kleinen schwarzen Deserteur, der Latein verstehe, sprach sich unter den Officieren herum. Unter diesen hatte ein Capitän behauptet, daß der Vers kein formgerechter Hexameter sei, und es begann daher am andern Tage das kriegsgerichtliche Verhör, wie wohl keines je vorher oder nachher, sonderbar genug, mit einer Untersuchung über den Hexameter. Seume, dieserhalb befragt, bewies aus der Prosodie, daß der Vers vollkommen schön sei, und legte vor seinen militärischen Richtern dar, was zu einem guten Hexameter gehöre. Als der Capitän dennoch auf seiner Behauptung bestand, zog Seume seinen Virgil aus der Tasche und zeigte, daß jener Vers diesem berühmten römischen Dichter entnommen war. Dies führte schließlich zu der Frage, wie Seume in den Dienst gekommen sei; finster antwortete er: „Durch Gewalt von den Preußen wie von den Hessen“, und gab seine Lebensschicksale näher an. Seine Richter empfanden Mitleid mit dem gelehrten Soldaten, ließen Gnade für Recht ergehen und befreiten ihn aus dem Arrest, behielten ihn aber im Dienst. Und Seume entfloh abermals. In einer kalten Januarnacht 1787 verließ er seinen Wachtposten und entkam unbemerkt in's Freie. Ehe man seine Flucht bei der Ablösung bemerken und durch die Lärmkanone verkünden konnte, mußte er schon ein gutes Stück von der Stadt entfernt sein. Er nahm seinen Weg querfeldein, denn um nicht an die zu seiner Verfolgung ausgeschickten Streifpatrouillen verrathen zu werden, mußte er die Landstraße vermeiden und die Dörfer umgehen. Auf den hartgefrorenen Aeckern und Feldwegen hoffte er gut vorwärts zu kommen und bald oldenburgisches Gebiet zu erreichen. Aber noch in derselben Nacht trat Thauwetter ein; der Regen fiel in Strömen vom Himmel und machte alsbald den Pfad des unglücklichen Flüchtlings grundlos. Länger als vierundzwanzig Stunden war er durchnäßt und erhitzt fortgewatet, oft durch das morschwerdende Eis in tiefe Gräben einsinkend, und hatte mit fast übermenschlicher Anstrengung sich bis nahe an die Grenze gearbeitet, als er sich vollständig erschöpft fühlte und einer Ohnmacht nahe, in dem Dorfe Detern Hülfe suchte. Die Leute halfen ihm; aus seinen Stiefeln floß das Blut: man legte ihn in ein Bett. Der Amtmann des Dorfes besuchte ihn und gab ihm Erquickungen, sandte ihn aber am nächsten Tage auf einem Wagen sorgfältig in Stroh verpackt und unter einer handfesten Bedeckung nach Emden zurück in die Ketten. Wer sollte jetzt den Unglücklichen, den Jedermann schon froh in Sicherheit glaubte, den seine Officiere selbst mit Jammer wieder eingeliefert sahen, retten? Vor ein Kriegsgericht gestellt, sah er einer furchtbaren Strafe entgegen. Seine Vertheidigung — Seume verfügte über eine große Beredsamkeit — konnte seine Richter wohl rühren, aber ihr Urtheilsspruch und die Strafabmessung waren an die Strenge der geltenden Militärstrafgesetze gebunden. Man verurtheilte ihn wegen abermaliger Desertion zu zwölfmaligem Gassenlaufen, das heißt zu jener barbarischen körperlichen Züchtigung, die zur Zeit der Landsknechte aufkam und sich als Militärstrafe bis zu Anfang unseres Jahrhunderts erhalten hat. Bekanntlich mußte der zum Gassen- oder Spießruthenlaufen Verurtheilte mit nacktem Oberkörper durch zwei Reihen seiner Compagniekameraden (die Gasse) in einem langsamen, durch Trommelschlag angegebenen Tempo hin und her marschiren, wobei ihm jeder Soldat in der Reihe mit einer Ruthe einen Hieb auf den Rücken versetzte, so oft der Verurtheilte vorüber kam. Die zwölfmalige Vollstreckung dieser Strafe führte nicht selten zu lebenslänglichem Siechthum, wenn nicht zum Tode; deßhalb verwendeten sich für Seume nicht nur seine Officiere, sondern auch die angesehensten Bürger Emdens. Alle Schritte aber schienen vergeblich zu sein. Zum Unglück stand der General Courbière mit dem Oberst des Regiments auf gespanntem Fuße, weßhalb Keiner es vor dem Andern auf sich nehmen wollte, in diesem Falle abermaliger Desertion von der Strenge der bestehenden Vorschriften abzuweichen. Das Urtheil galt als unabänderlich und Seume's Schicksal für besiegelt. Finster und schweigend hatte er den Spruch des Kriegsgerichts hingenommen; er sah nur noch die grausame Gewißheit vor sich, daß es vergeblich sei gegen sein widriges Geschick anzukämpfen. Der Tag der Urtheilsvollstreckung war gekommen, das Officiercorps versammelt, die Mannschaft zur Gasse aufmarschirt und die halbe Stadt in Bewegung. Schon war Seume vorgeführt und die Procedur sollte beginnen, als eine Schaar von Kindern, Zöglinge Seume's, die er in seinen dienstfreien Stunden unterrichtet hatte, Knaben und Mädchen, voran die eigenen Kinder des Generals, in den Kasernenhof drang und mit Thränen und Händeringen für ihren geliebten Lehrer um Gnade flehte. Tief ergriffen standen die Zuschauer, und aller Blicke richteten sich auf den General. „Kinder,“ sagte dieser und konnte vor Rührung kaum sprechen, „Kinder, ich kann

Digitized by Google

nicht, so gern ich auch wollte." Da trat der Oberst vor und gebot Halt. Er rief Seume heran und eröffnete ihm, daß das Kriegsgericht in Rücksicht auf sein sonstiges gutes Betragen, seinen moralischen Lebenswandel und den guten Gebrauch, den er von seinen Talenten mache, auch wegen der Art und Weise, wie er in den Dienst gekommen sei, die verwirkte Strafe in sechswöchentlichen Arrest bei Wasser und Brod verwandelt habe, wobei der General halblaut hinzufügte, daß der Arrestant es wohl auch nicht übelnehmen werde, wenn ihm die Bürger zuweilen ein Stück Braten schicken würden. Dieser Wink wurde verstanden, und die Gutmüthigkeit der Bürger sorgte reichlich mit Speise und Trank für den Arrestanten.

Die geschilderte Episode, wohl die ergreifendste in Seume's Leben, hatte keine nachtheiligen Folgen für ihn. Nach Verbüßung seiner Strafe wurde ihm der Dienst nicht schwerer gemacht und seine Freiheit nicht beschränkter, als sie vor seiner Desertion gewesen war. Er nahm auch seine Lehrstunden wieder auf und ertheilte selbst einigen Officieren seines Bataillons Unterricht in der englischen Sprache. Im Uebrigen hatte ihn seine letzte Flucht, die ihm drohende blutige Strafe und die unerwartete glückliche Wendung nur noch bekannter gemacht, als er schon war, und ihm allgemeine Theilnahme erweckt. Endlich aber sollte die Stunde der Erlösung auch für den Vielgeprüften schlagen. Einer seiner bürgerlichen Gönner im Emden, vermuthlich einer der schon genannten Kaufherren, fragte ihn eines Tages, warum er denn nicht einmal Urlaub nach seiner Heimath nähme. Seume antwortete, daß er Urlaub nicht bekommen würde, wenigstens nicht ohne Caution, zu der er das Geld nicht habe. „Das Geld habe ich," sagte der Andere. „Ich komme nicht wieder," gab Seume zurück, worauf der edelmüthige Mann erwiderte, das sei ihm gleichgiltig und gehe ihn nichts an, die achtzig Thaler Caution stünden bereit. Dankbaren Herzens ergriff Seume das Anerbieten, welches ihm den Weg zur Freiheit öffnete; er bat um Urlaub, erhielt ihn und kam im Sommer 1787 wohlbehalten bei seiner Mutter in Knautkleeberg an.

Die folgenden Jahre verbrachte Seume in Leipzig, wo er seine akademischen Studien beendigte, abermals vom Grafen Hohenthal unterstützt. Dann reiste der Ruhelose als Secretär und Adjutant des russischen Generals v. Igelström nach Polen, wo er natürlich als echter Pechvogel mitten in die Kriegswirren des Aufstandes und in polnische Gefangenschaft gerieth. Man erzählte bald nach jenen Ereignissen eine Anekdote, die selbst in Petersburg die Runde machte. Seume habe in Warschau, so hieß es, während des Straßenkampfes im Feuer gesessen und den Homer gelesen. Seume protestirte freilich: „Das wäre unbedingt sehr albern und bloßer Firlefanz gewesen. Die Sache war, das Gefecht dauerte siebzehn Stunden, wir wurden vertrieben und vertrieben wieder. Es war abwechselnd ernsthaft und langweilig. Auf einem solchen Posten, wo wir in Ruhe ziemlich sicher standen, so viel die Umstände litten, saß ich in einer Mauernische, die Grenadiere standen neben mir unter dem Thorwege; nur Ricochetschüsse konnten uns treffen, die höchst unsicher sind; entfernen durfte ich mich nicht; da las ich denn vielleicht ein Viertelstündchen oder ein halbes Stündchen in einem Buche, das ich bei mir trug. Ein Grieche war es, ob es aber Homer war, weiß ich nicht gewiß. Einige Kameraden fanden mich so." Beim Abzuge der polnischen Truppen kam es dann noch einmal zu einer sehr bedenklichen Krisis. Aus Rache für die von den Russen in Praga verübten Greuel wollte man die russischen Gefangenen sämmtlich niedermachen, aber die Bürger nahmen sie energisch in ihren Schutz. Dann wollte die Armee mit Gewalt den König, den Staatsschatz und die Gefangenen mit sich hinwegführen, zumal der General Dombrowski den Plan gefaßt hatte, sich mit den noch vorhandenen Streitkräften bis nach Frankreich durchzuschlagen. Aber auch diesem Anschlage widersetzte sich die Bürgerschaft hartnäckig. Die Truppen standen daher von ihrem Vorhaben ab und verließen die Stadt. Bevor sie noch Warschau gänzlich geräumt hatten, rückten schon die Russen ein und besetzten ihre alten Posten wieder. Die russischen Gefangenen wurden am 7. November freigelassen, und somit erhielt an diesem Tage auch Seume seine Freiheit wieder.

Ohne Pension entlassen, kehrte er nach Leipzig zurück, verdiente als Corrector in Göschen's Druckerei, später als Privatlehrer sein kärgliches Brod, verliebte sich zweimal höchst unglücklich und machte endlich seinen berühmten Spaziergang nach Syrakus, allerdings nur bis in's Venetianische zu Fuß; später bediente er sich, wie er ja selbst erzählt, mitunter „fahrender Gelegenheiten". Es war ohne Zweifel die glücklichste Zeit seines stürmischen Lebens. Der prächtige alte Gleim hatte sie ihm durch ein hochherziges Geldgeschenk ermöglicht, wie denn überhaupt unser Pechvogel in der Freundschaft entschiedenes Glück hatte und auch mit Schiller, Wieland u. A. innige Freundschaftsbündnisse schloß. Aber gleich nach seiner nordischen Reise brach das Unglück des Vaterlandes herein und zerstörte seine Hoffnungen. All' seinen Schmerz und Zorn legte er in Flugschriften gegen Napoleon, aber er fand keinen Verleger. Als Grundton kann die bittere Klage über das ungleiche bürgerliche Rechtsverhältniß der Deutschen zu einander gelten, dem Seume die ganze Schuld an dem Unglücke des Vaterlands beimißt. Darum begegnen wir oft dem vielfach gewendeten und wiederholten Satze: „Meine Zeit fiel in die Schande meines Volkes. Alles, was ich Empörendes und Erniedrigendes sehe, halte ich für die Folge der Privilegien." Als Seume von den Veranstaltungen zu der sächsischen Napoleonsfeier am Neujahrstage 1807 hörte, wollte er fast verzweifeln. Er konnte nicht begreifen, wie man ein Freudenfest zu feiern vermochte, während im Osten des Vaterlandes ein deutscher Bruderstamm mit Aufbietung seiner letzten Kräfte gegen den fremden Eroberer kämpfte. Er sagte daher: „Wenn meine Mutter nicht wäre, lebte ich wahrscheinlich nicht mehr, denn es gehört eine große Pflicht dazu, um diese allgemeine Weggeworfenheit zu dulden." Den Tag der Befreiung sollte unsere Pechvogel auch nicht mehr erleben. Verdrossen und kümmerlich lebte er in Leipzig, als Sonderling verkannt und gemieden. „In die Amtsstube der Bibliothek," erzählt ein Biograph, „tritt ein Mann in einem blauen, ziemlich veralteten Oberrocke, die Stiefel bestaubt, das Haar ungepudert wirr um den Kopf hängend, der Bart kohlschwarz und überreif. Der Mann schaut in einem fort nach dem Fensterplatze des abwesenden Bibliothekars Daßdorf und lehnt sich an den Ofen, hinter dem zwei Aufwärter — echte animali parlanti — sitzen, von denen einer die Frage an den Fremden richtet: „Was will Er denn hier, lieber Mann?" „Nichts," lautete die Antwort. „Nun so vertret' Er den Leuten hier den Weg nicht." Keine Antwort. „Hört Er's?" „Ja." „Zu wem will er denn eigentlich?" „Zum Hofrath Daßdorf." „Wenn er beim Hofrath Daßdorf was zu suchen hat, muß Er zu ihm in's Haus gehen. Hier spricht er nur Gelehrte." „Nun so werd' ich ihn wohl auch sprechen können." — Indessen tritt der Bibliotheksecretär Koch herein, der den Unbekannten barsch anfährt: „Was wollen Sie?" „Mit dem Hofrath Daßdorf sprechen." „Das wird sobald nicht angehen, denn dieser unterhält sich eben mit dem französischen Gesandten Herrn von Bourgoing, und das dauert manchmal lange." — „Wenn Sie meinen, daß der Hofrath noch lange wegbleibt, so bitte ich indeß um eine gute Ausgabe von Aristophanes." Koch stutzt. „Haben Sie vielleicht die Ausgabe von Küster bei der Hand?" Koch wird freundlich und will das Buch holen. „Sollte die Küster'sche Ausgabe nicht da sein, so bitte ich um die von Bergler oder Brunck. Die Beckische ist leider noch nicht vollendet." Koch wird höflich und will den Fremden eben bitten, mitzugehen und sich selbst eine Ausgabe zu wählen, als Hofrath Daßdorf mit dem französischen Gesandten in's Zimmer tritt und —

Digitized by Google

den fremden Struppkopf mit den Worten umarmt: „Mein theurer Seume! Wie freue ich mich Sie zu sehen! Euer Excellenz erlauben, daß ich Ihnen einen unserer besten Dichter vorstelle.“ Damit führt er Seume dem Gesandten zu, der ihn freundlich bei der Hand nimmt. Koch staunt und die Aufwärter sind versteinert.“ Ist die dramatische Scene nicht prachtvoll? Die Bahn seines Lebens neigt sich aber von nun an rasch ihrem Ende zu. Wenn Seume noch vor kurzem im Gefühl seiner Kraft die Möglichkeit erwog, wieder Kriegsdienste zu nehmen, um vielleicht im Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes einen ruhmvollen Tod zu finden, so sollte er durch sein unerbittliches Schicksal auch dieses letzten Trostes beraubt werden: eine heimtückische Krankheit befiel ihn und quälte ihn langsam zu Tode. Es war das vom Vater ererbte Blasenleiden, vielleicht durch die Strapazen seiner Reisen in Amerika, Italien, Rußland, Schweden gefördert. Cotta, der sich den beliebten Schriftsteller verbinden wollte, drängte ihm ein Darlehen auf, und so konnte der arme Kranke zur Cur nach Teplitz. Es war zu spät. Neun Tage litt er unmenschlich und starb am 13. Juni 1810 Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr. Ein Umstand, der weniger den Sterbenden als dessen um ihn versammelte Freunde beunruhigte, trug dazu bei, dem romantischen Bilde seines Lebens die entsprechende Vollendung zu geben. Seume war in dem Augenblicke, wo er starb, eigentlich ohne Quartier. Er hatte in Folge seiner eigenen Vereinbarung mit der Wirthin das Zimmer im goldenen Schiff am Morgen des 13. Juni räumen und in eines der Nachbarhäuser hinüber ziehen wollen. Seine Habseligkeiten waren schon zusammengepackt, und die Sänftenträger kamen eben an, um Seume abzuholen, als man bemerkte, daß er schon im Sterben lag. Seume's Zimmer war weiter vermiethet, und die Wirthin, die eine unüberwindliche Scheu vor Todten hatte und wohl auch fürchten mochte, daß durch einen Todesfall in ihrem Hause andere Badegäste abgeschreckt würden, bei ihr zu wohnen, wollte den Sterbenden nicht behalten. Sein Freund Clodius aber widersetzte sich der Fortschaffung Seume's, zu der die Sänftenträger ebenso wenig Lust verspürten, als der neue Wirth geneigt war, ihn aufzunehmen. Schließlich gelang es noch, die Wirthin dahin zu bestimmen, daß Seume im goldenen Schiff bleiben, sein Zimmer aber mit dem vertauschen sollte, worin Clodius bisher gewohnt hatte. Während man noch über diesen Wohnungswechsel verhandelte, löste der Tod schon die Fesseln, die Seume mit seinem irdischen Dasein verknüpft hielten: sein Engel rief das längst ersehnte Erlöst! —

Und ein Pechvogel blieb er wie im Leben und Sterben, so auch über's Grab hinaus. Kaum hatte er sich zum Sterben hingelegt, so bewilligte die russische Regierung die Officierspension, um die er seit Jahren vergeblich petitionirt hatte. Der alte Wieland schreibt darüber in seiner preciösen Art an Göschen: „Wie große Ursache Seume hatte, sich über die Neckereien einer bösartigen Fortuna, die ihn durch sein ganzes Leben verfolgten, zu beschweren, davon ist wohl der stärkste Beweis, daß mir nur zwei Tage, nachdem ich die traurige Nachricht von seinem Tode von Ihnen erhielt, eine depêche mit einer sub sigillo volante an Seume zu bestellenden, äußerst gracieusen Antwort der Kaiserin Mutter auf einen in der That etwas sonderbar stilisirten Brief unseres seligen Freundes an sie, zugleich mit der positivsten und reellsten Versicherung eines Jahresgehaltes, der den guten Seume für den Rest seines Lebens à son aise gesetzt haben würde, von unserer Frau Großfürstin zugestellt wurde — eine depêche, die mir, wäre sie nur drei Tage früher angekommen, unaussprechliche Freude gemacht haben würde, nun aber, da ich wußte, daß sie auf immer zu spät kam, nur meinen Schmerz zu schärfen diente. Hätte unser unter der malignesten Constellation geborner Freund nur wenigstens diesen, dem Zartgefühl der Kaiserin unendliche Ehre machenden Brief vor seinem Ende noch lesen können! Aber auch diesen Trost, denn das wäre er ganz gewiß für ein Herz wie das seinige gewesen, gönnte ihm der fatale schwarze Genius nicht, der sich ihm zum Begleiter seines Lebens aufgedrungen hatte.“ Ein literarischer Nachlaß war nicht vorhanden, nichts als einige Autorenrechte. Auch der reiche Cotta forderte sein Guthaben ein und erhielt es nach — — 28 Jahren zurück. So lange dauerte nämlich das ganze Verfahren der Nachlaßtheilung des berühmten Pechvogels! . . .

Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses.

Von Heinrich Melzer.

Unser deutsches Vaterland hat manche von der Natur reich begnadete Punkte, unter denen wir nur den Rheingau, den Königssee, Partenkirchen, Triberg, Roßtrappe und Wartburg nennen wollen, aber eine der poesievollsten Stätten bleibt doch Heidelberg mit seiner riesigen, rosafarbigen Schloßruine, hoch über dem blauen Neckar und umrahmt von einem stimmungsvollen Waldpark, der an Schönheit seines Gleichen sucht. Die Geschichte des Heidelberger Schlosses zerfällt in zwei Hauptperioden: die der Erbauung und die der Zerstörung, — Jahrhunderte haben an ihm geschaffen, Jahrhunderte vollbrachten das Werk der Zerstörung. Nicht allein die Verheerungen des 30jährigen Krieges, das Zerstörungswerk der unter der Fahne des allerchristlichen Königs Ludwig XIV. kämpfenden Melac'schen Truppen, sowie der furchtbare Brand von 1764 haben den Verfall dieser großartigen Bauanlage verschuldet, — der Zahn der Zeit nagt fort und fort an den Mauern, Thürmen, Wällen, Façaden und Bildsäulen des ehrwürdigen Herrschersitzes von Curpfalz. Wie Alles im Laufe der Zeiten dem Vergehen anheimfällt, so würde auch dieses imposante Werk in absehbarer Zeit dahin sinken, wenn nicht das heutige Geschlecht in edler Begeisterung diese erhabene Schöpfung kunstsinniger Fürsten durch eine fortschreitende Restaurirung der Nachwelt erhielte. Eine unlängst bei Gustav Schmidt in Berlin erschienene Schrift der beiden rheinischen Gartendirectoren H. R. Jung und W. Schröder: „Das Heidelberger Schloß und seine Gärten“ weist auf Grund langjährig gesammelten Materials nach, daß nicht nur die Architektur, sondern auch die Gartenkunst am curpfälzischen Hof in hoher Blüthe stand. Der Hortus Palatinus ist die älteste Schöpfung deutscher Gartenkunst. Vom gärtnerischen Standpunkt aus erregt das Heidelberger Schloß unser Interesse vor Allem in jener Zeit, in welcher der kunstsinnige Friedrich V. das Scepter der Regierung führte. Unter diesem prachtliebenden Fürsten erhielt das Schloß zwischen 1614 bis 1619 seine größte Ausdehnung und erlebte zugleich seine höchste Blüthe. Seiner jugendlichen Gemahlin zu Ehren wurde auf dem Nordwall ein stolzer Palast errichtet, der sogenannte englische Bau, welcher die Entwickelung der Nordfront des Schlosses zum Abschluß brachte. Hand in Hand ging damit der Ausbau des obersten Stockwerkes des dicken Thurmes zu einem geräumigen Speisesaal, und die Verwandlung des anstoßenden Stückgartens (jener an der Westseite gelegene große Wall, der nach den Geschützen [Stücken], welche hier aufgestellt waren, seinen Namen führte) in einen, dem Geschmacke der damaligen Zeit angepaßten Garten mit stattlichem Portal (Elisabethpforte) und einem Vogelhaus daneben. Unter Leitung des französischen Ingenieurs und Physikers Salomon de Caus entstand an den südlichen und östlichen Abhängen des Friesenthals jener vielgenannte Hortus Palatinus, der Wundergarten des späteren „Winterkönigs“, der mit seinen Grotten, Weihern, Wasserkünsten, Statuen und kostbaren Bauwerken nur kurze Zeit bestand, heute aber noch durch die großartigen Terrassenanlagen und Subconstructionen Bewunderung und Staunen erregt.

Digitized by Google

Nebenbei verdient auch der wunderliche Erfinder, Ingenieur, Mechaniker und Gartenarchitekt Salomon de Caus unser lebhaftestes Interesse. Er war geboren 1576 bei Dieppe in der Normandie, studirte Mechanik und Architektur, und bereiste zu Studienzwecken mehrere Jahre Italien. Später begab er sich nach London, wo er in Verbindung mit dem Hofe des Königs Jacob I. kam. Er wurde Architekt und Ingenieur des damaligen Prinzen von Wales (Heinrich), für welchen er 1610—1613 den Garten von Richmond bei London umänderte, bis er 1614 der Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich V., nach Heidelberg folgte. Hier führte er den Titel eines Ingenieur de grottes et fontaines. Nach der Absetzung Friedrich V. verließ er Heidelberg und ging (1621) nach Paris, woselbst er am 27. Februar 1626 starb. Ueber S. de Caus' letzte Lebensjahre ist vollständiges Dunkel gebreitet; obwohl er sich in seinen Werken Architekt des Königs Ludwig XIII. nannte, so ist doch nirgends eine Spur seines Wirkens nachweisbar. Er hinterließ außer der Beschreibung des Hortus Palatinus (mit Kupferstichen Theodor de Bry) die Werke: „Ueber verschiedene Grotten und Fontainen zur Ausschmückung fürstlicher Lusthäuser und Gärten, — „Ueber die bewegenden Kräfte" — sowie 1624 seine letzte Schrift über die Sonnenuhren. De Caus' Name bleibt für die Wissenschaft unvergänglich, er war der Entdecker der Dampfkraft, die er in seinem Werk: „Les Raisons de forces mouvements" (1615) bereits nachgewiesen. Bedeutende Physiker, wie Denis Papin, Thomas Savery, James Watt u. A., haben später das von de Caus' bereits gelöste Problem sich für ihre Erfindungen zu Nutze gemacht. Jener angebliche Brief von Marion Delorme an Cinq-Mars, den Günstling Richelieu's, durch welchen Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts der Name de Caus vielfach genannt wurde (E. Brachvogel brachte ihn sogar in einem Trauerspiel als dramatischen Helden auf die Bühne), laut dessen de Caus auf Veranlassung Richelieu's als irrsinnig in Bicêtre eingesperrt gewesen sei, damit er als ein gefährlicher Mann nicht Richelieu's Feinden mit seiner Entdeckung von Nutzen sein konnte, ist längst als unwahr erwiesen und hat sich später als ein Märlein entpuppt, welches Henri Berthoud den Lesern seines Musée de familles aufgetischt.

J. v. Falke urtheilt (vergl.: „Der Garten, seine Kunst und Kunstgeschichte") über de Caus' Heidelberger Werk folgendermaßen: „Dieser Garten ist in kleinlichem, phantasielosem Geiste gehalten. Der geebnete Boden, der wenig Verhältniß für Benutzung und Wirkung der Terrassen und Stiegen zeigt, ist in quadratische oder oblonge Felder getheilt, die Felder mit geschnittenen Hecken umgeben, die Hecken in regelmäßigen Abständen mit Bäumchen besetzt, zu denen sich Orangen mit ihren runden Kronen gesellen. Hier und da Laubengänge, grüne Portale — Alles nach der Schablone. Dagegen zeigt die Anlage mehr Skulptur, als sie bis dahin in nordischen Gärten gewöhnlich war, und in reichlicher Verbindung mit Wasserstrahlen, aber ohne mit Beiden größere Wirkung zu erzielen. Der Stil ist barock, die Idee oft widersinnig, wie z. B. wenn ein Flußgott auf einem Lager rauher gespitzter Natursteine liegt und von Wasserstrahlen übergossen wird. Ueberhaupt herrscht völlige Unklarheit in der Verbindung von Kunstformen und Naturformen. Aus einem gemauerten Bassin z. B., dessen Rand mit Naturgestein belegt ist, erhebt sich ein quadratisches, geglättetes Postament, auf diesem Postamente wieder steigt ein Felsgebirge empor, das mit einzelnen Tannen bewachsen ist und zwischen den Klippen runde, wohlgearbeitete Schaalen trägt, aus deren Mitte je ein Wasserstrahl emporsteigt. Entweder das Eine oder das Andere, entweder Kunstform oder Naturform, oder diese Verbindung Beider ist eben barock, und leider barock ohne Wirkung." Die genannten zwei neuen Autoren, die in ihrer Schrift Mondecaus' Beschreibung des Schloßgartens in seinem Hortus Palatinus (1620) nach einem der wenigen und nur noch in Bruchstücken erhaltenen Exemplare sammt allen Stichen wiedergeben, nehmen seine Arbeit freilich gegen Falke in Schutz. Sie billigen zwar die kleinliche Ausartung, wie sie der Barockstil überall gezeitigt, durchaus nicht als Ideal des Schönen, aber betrachten die ganze Anlage als ein in ihrer Art großartiges Werk jenes Zeitalters. „Wir dürfen eben nicht vergessen, daß damals in Deutschland die Entwickelung der Gartenkunst in den Schuhen steckte; erst beinahe ein halbes Jahrhundert später vollzog sich die Umwandlung des Gartenstils aus dem Kleinen in's Große, aus dem Geometrischen in's Architektonische. Der bisher nur regelmäßige Stil wurde nun in Wirklichkeit ein architektonischer, indem er nicht nur in den Grundlinien, sondern auch in Aufbau und Gestaltung der Formen sich vollzog; es entstand in dieser neuen, veränderten Gestalt der französische Gartenstil, welcher seine Herrschaft über ein Jahrhundert lang behauptete. Bei der Anlage des Heidelberger Schloßgartens kam dessen Schöpfer eine fast unvergleichlich reizvolle Landschaft zu Hülfe, waldige, schön geformte Berge, ein liebliches Thal, die Aussicht über Schloß und Stadt in die Ferne über weite, gesegnete Landgefilde." Der ganze Streit, um Werth oder Unwerth von Mondecaus' Gartenschöpfung, die längst fast bis auf die letzte Spur verschwunden ist, hat freilich nur eine akademische Bedeutung.

Seine Gartenanlage war nämlich kaum theilweise der Vollendung nahe gerückt, als Friedrich V. zum König in Böhmen erwählt und 1619 in Prag gekrönt wurde. Dieses hatte zur Folge, daß, zumal gleichzeitig der dreißigjährige Krieg losbrach, sämmtliche Arbeiten beim Schloßbau und in den Gärten eingestellt wurden. Nun kamen für Schloß und Stadt Heidelberg jene schweren Zeiten herauf, welche beide abwechselnd im Besitz der Kaiserlichen und der Schweden sahen. Zum ersten Male pochte das Geschütz der Belagerer an die derben Mauern Ludwig's V., flogen feindliche Kugeln gegen die Prachtbauten Otto Heinrich's und Friedrich's IV., betrat der Fuß feindlicher Krieger das ehrwürdige Schloß der Herrscher der Curpfalz. Am 16. September 1622 nahmen die Tilly'schen Truppen nach langer Belagerung Stadt und Schloß in Besitz. Der Landesherr Friedrich V. war nach der Schlacht von Prag (8. November 1620) geflüchtet und seiner Curwürde entsetzt. Ueber neun Jahre lang hatte das unglückliche Land unter den Erpressungen und Bedrückungen eines fanatischen Siegers zu leiden; während dieser Zeit fand auch die Wegführung der Palatina, jener bedeutendsten Bibliothek des Reiches, in die Büchersäle des Vaticans statt. Am 3. Mai 1633 wurde die Stadt ohne Schwertstreich durch den schwedischen General Abel Moda den Kaiserlichen entrissen. Friedrich V., der unglückliche Herrscher, der als Heimathloser, stets von falschen Hoffnungen geblendet, umher geirrt war, erlebte diesen Tag nicht mehr. Bereits ein halbes Jahr vor diesem Ereigniß war er seinem Freunde, dem Schwedenkönige Gustav Adolf in's frühe Grab gefolgt. Aber nur kurze Zeit sollte sich Heidelberg der Ruhe erfreuen, schon im Juli 1635 fielen Schloß und Stadt wieder in die Hände der Kaiserlichen, in deren Gewalt es bis zum Friedensschlusse (1648) verblieb. Die Schloßbauten hatten durch die wiederholte Belagerung des dreißigjährigen Krieges stark gelitten, insbesondere der prächtige Friedrichsbau, an dessen Hoffaçade die schwedischen Kugeln vom Königsstuhl aus angeprallt waren und den Statuen argen Schaden zugefügt hatten. Allein dies Alles war nur ein kleines Vorspiel zu den Zerstörungen, welche der spätere Orleans'sche Krieg verursachte.

Friedrich's V. Nachfolger, Karl Ludwig (1632—1680) zog am 7. October 1649 in das verwaiste und zerstörte Schloß seiner Ahnen ein. Er war als fürsorglicher und weiser Regent eifrig bemüht, die Wunden, welche der verhängnißvolle Krieg dem Lande geschlagen, nach bestem Können zu heilen; es galt, verlassene Städte und Dörfer zu bevölkern, die verwüsteten, öden Felder wieder ertragsfähig zu machen, neue Lebenshoffnung und neues Vertrauen in der muthlosen

Digitized by Google

Bevölkerung zu erwecken und durch Unterstützungen mannigfaltiger Art dem verarmten Lande zu neuem Wohlstand zu verhelfen. Diese Neubelebung ist dem Landesfürsten nach einer segensreichen dreißigjährigen Regierung denn auch gelungen. Auch das Schloß ward wieder vollständig in Stand gesetzt und mit einer würdigen Ausschmückung im Sinne des 17. Jahrhunderts versehen; einheimische und auswärtige Kräfte wurden herangezogen, um den Herrschersitz in allen Theilen auszubessern und zu verschönern, auch der theilweise zerstörte Schloßgarten ward wieder in seinem früheren Zustand hergestellt. Karl Ludwig starb am 28. August 1680. Seine einzige Tochter Elisabeth Charlotte war verheirathet mit dem Herzog von Orleans (Bruder Ludwig's XIV.); hierdurch war der Grund gelegt zu dem Orleans'schen Kriege, durch welchen in der Folge Stadt und Schloß gänzlich ruinirt wurden und Alles, was Karl Ludwig mühsam und sorgsam für das Wohl seines Landes aufgebaut hatte, der Vernichtung anheim fiel. Karl Ludwig's einziger Sohn und Erbe starb schon 1685, und zwar ohne Nachkommen. Ludwig XIV., damals der mächtigste Regent Europas, hatte schon längst die curpfälzischen Lande als willkommene Beute ausersehen. Im Namen der Herzogin von Orleans, als der Erbin des verstorbenen Curfürsten Karl, beanspruchte er die Herausgabe des einen großen Theil der pfälzischen Lande betragenden Allodialgutes. Zur Bekräftigung dieser Ansprüche schickte er unter Melac sofort ein Heer in die Pfalz, welches am 24. October 1688 in das von dem neuen Curfürsten Philipp Wilhelm (1685—1690, aus der Neuburg'schen Linie) verlassene Heidelberg einrückte. Und nun begann jenes barbarische Zerstörungswerk einer zügellosen Soldateska, wie es in der Weltgeschichte kaum ein zweites Mal unter Culturvölkern nachweisbar ist. Als die französischen Truppen, vor dem Anrücken der vereinigten Gegner über den Rhein zurückweichend, die Stadt verließen, da waren unter den Händen der Mineurs die Granitmauern und Thürme des Schlosses geborsten, die Stadt selbst an allen vier Ecken angezündet und theilweise eingeäschert.

Bald darauf war Curfürst Johann Wilhelm (1690—1716) auf den Thron gelangt, und in Heidelberg eingezogen. Mit angestrengtem Eifer wurde sofort mit der Wiederherstellung der Befestigung von Stadt und Schloß begonnen, aber schon am 22. Mai 1693 war Heidelberg wieder in Feindeshand. Wenige Tage nach dem Einzug der Melac'schen Truppen war die Stadt eine einzige große Brandstätte. Am 23. Mai capitulirte das Schloß; jetzt wurde erbarmungslos Alles vernichtet, was in der Eile des Abzugs im Jahre 1689 erhalten geblieben war, in mühevoller Arbeit wurden Thürme und Mauern durch Minen in die Luft gesprengt, die Paläste geplündert, die Kunstschätze vernichtet und weggeschleppt. Was Menschenhand nicht zerstören konnte, das ward von den Flammen verschlungen, welche über den Dächern des brennenden Schlosses zusammenschlugen. Als Ludwig XIV. Nachricht von der Zerstörung Heidelbergs erhielt, ließ er zu Ehren dieser Heldenthat ein Te Deum singen und eine Medaille prägen mit der Aufschrift: Rex dixit et factum est. Aber der halb verrückte Mordbrenner Melac empfing doch nicht den erhofften königlichen Lohn für seine allzu wörtlich genommene barbarische Vollstreckung der von Versailles erhaltenen Ordres. Wie die neusten Forschungen ergeben, starb er in Ungnade, verbittert und verlassen in einem südfranzösischen Städtchen.

Erst der Ryswyker Friede brachte dem unglücklichen Lande die langersehnte Ruhe wieder; aber Jahre vergingen, ehe Heidelberg sich wieder aus dem Trümmerhaufen erhob und das gebrandschatzte Land zu neuem Leben erwachte. Allein confessionelle Streitigkeiten zwischen dem Curfürsten und der Bürgerschaft hatten plötzlich die Einstellung sämmtlicher Bauarbeiten zur Folge, schließlich verlegte der Regent seine Residenz nach Mannheim. Sein Nachfolger Karl Theodor, der letzte Curfürst (1742—1799), wollte indessen Heidelberg wieder zum Wohnsitz erwählen, allein diese Absicht ward vereitelt, als gelegentlich seiner Anwesenheit in der Nacht des 24. Juni 1764 der Blitz zwei Mal in den Saalbau schlug, wodurch das Schloß bis auf das Wirthschaftsgebäude abbrannte und mit Ausnahme des Landhauses und der Kirche, welche Karl Theodor wieder mit Dächern versehen ließ, in eine Ruine verwandelt wurde. Was noch an werthvollen Bildsäulen und Skulpturen vorhanden war, wurde nach Mannheim und Schwetzingen gebracht. Den Garten ließ der Oberstallmeister von Oberndorf umrotten und zu einem Obstgarten anlegen, allein kaum war er in gutem Zustande, so wurde er verpachtet und bis 1803 als Feld benutzt, wodurch endgiltig alle Spuren einstiger Pracht erloschen.

Im Jahre 1803 fielen die rechtsrheinischen curpfälzischen Lande mit der Stadt Heidelberg an das großherzoglich badische Regentenhaus; mit dessen Regierung beginnt das Wiederaufblühen der Universität und das wachsende lebhafte Interesse für die Erhaltung der selbst noch im Verfall unvergleichlich schönen Schloßanlage. Großherzog Karl Friedrich, der Reformator der alten alma mater, bestimmte die Umwandlung des verödeten Schloßgartens zu einem dem Universitätsunterricht dienenden botanischen Garten. Erhöhtes Interesse wendete sich auch der Schloßruine zu, zunächst verschwand durch die Anlage des Gartens jene Wildniß von Bäumen, Strauchwerk und üppigem Geranke, welches das zerborstene Mauerwerk und die verfallenenen Thürme vollständig überwuchert hatte. Es war dies für die Ruinen eine Befreiung aus erdrückender Umarmung der den Zerfall begünstigenden Vegetation, es war der erste Schritt zur Erhaltung des Ganzen. Ein Hauptverdienst um den Schutz und die Erhaltung der Ruinen in jener Zeit gebührt zwei Männern, deren Andenken von jedem Freunde des Schlosses hoch in Ehren zu halten ist, — dem französischen Edelmanne Charles de Graimberg und dem damaligen Universitäts-Gartendirector Johann Metzger. Seit 1810 bis zum Jahre 1822 hat Graimberg das Amt eines freiwilligen Schloßwächters versehen und sich als Schutzgeist in den Bauten eingenistet, deren Zerstörung hauptsächlich das Werk seiner eigenen Landsleute war. Er ist zugleich der Gründer jener in ihrer Art einzigen, 1879 in den Besitz der Stadt Heidelberg übergegangenen Schloßalterthümer-Sammlung. Sein und seiner Nachfolger Werk ist auch das reichhaltige Arboretum von in Deutschland seltenen Laub- und Nadelhölzern, daß heute den Schloßberg stimmungweckend umrauscht.

Eine neue Epoche für die Erhaltung des Schlosses begann im Jahre 1883 mit dem durch großherzogliche Fürsorge errichteten Schloßbau-Bureau, dessen Aufgabe es ist, dem vor Allem durch die Einflüsse der Witterung hervorgerufenen Fortschreiten der Zerstörung dieser interessanten Bauanlage, insbesondere in jenen Theilen, welche in Folge ihres hohen künstlerischen Werthes der Erhaltung besonders würdig sind, Einhalt zu gebieten und für die fortdauernde Erhaltung und Wiederinstandsetzung dieser Perle deutscher Baukunst Sorge zu tragen. Ob freilich früher oder später nicht ein Wiederaufbau und Ausbau der sonst wohl rettungslos dem schließlichen Verfall preisgegebenen Ruine erfolgen muß, ist eine andere Frage, die eine vielleicht nicht allzu ferne Zukunft in bejahendem Sinne lösen dürfte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die weiße Jungfrau.

Von Jean Aicard.

Yvonne's Häubchen hatte über ihrem Engelsköpfchen zwei kurze Flügelchen, leicht und weiß. Yvonne war blond, hatte sehr blaue Augen und ein blasses, weißes Gesicht, so weiß, wie die Madonnengesichter aus

Digitized by Google

Wachs, die man in den Dorfkirchen sieht, naive, kindliche Madonnenbilder unter Glasglocken. Ja, sie sah ganz wie eine mystische Heilige aus, die sanfte, weiße Yvonne, und darum hatte sich auch Pierre in sie verliebt. Pierre Kardec, Lieutenant zur See, war achtundzwanzig Jahre alt. Dazu kernig, fest, ein Prachtherz. Er hatte die Marineschule als Aspirant verlassen. Von mittlerer Größe, rühmte er sich seiner Körperkraft mit einem naiven jugendlichen Lächeln, voller Verachtung für die Schwachen, aber dieses Lächeln hatte nichts Beleidigendes für sie. Wenn die Unterhaltung sich um die Körperkraft drehte, pflegte Pierre schweigend eine Goldmünze von zehn Francs aus der Tasche zu ziehen, und langsam, ganz langsam bog er sie zusammen wie ein Stück Blei. Oder er ließ sich ein Kartenspiel geben, und alle zweiunddreißig Karten wurden von ihm auf einmal zerrissen. Dieses Bravourstückchen Pierre's war die gewohnte Zerstreuung im Officierscasino. Jedermann versuchte es nachzumachen, unter allgemeiner Heiterkeit. Der eine konnte nur zwölf Karten auf einmal zerreißen, ein Anderer zwanzig; Niemand konnte das Zehnfrankenstück zusammenbiegen. Aber er hatte auch einen Willen, der stahlhart war, wie seine Finger. Dazu einen Stiernacken, die Schultern eines Herkules. Er war nicht sehr groß, wie schon gesagt. Aber er besaß Alles für einen „tüchtigen Seemann" — das Gegenstück zu einem süßlichen Dichter. Und doch nahm der kleine Liebesgott sein Herz zwischen seine Fingerchen und bog es zusammen wie das Zehnfrankenstück und — zerriß es, ach wie das Spiel von zweiunddreißig Karten!

„Pierre, Herzensjunge, wohin wird Dich diese Liebe führen? Yvonne ist ja ganz und gar nicht, was Du brauchst. Eine halbe Kleinbürgerin mit halber Bildung. Daß sie kein Vermögen besitzt, ist nicht die Hauptsache, weil Du selbst Geld hast, aber der Sohn des Admiral Kardec kann doch nicht dieses Mädchen heirathen. Ich bitte Dich, Pierre, überlege es Dir. Wäre Dein Vater am Leben, würdest Du auf ihn hören. Er würde es Dir begreiflich machen."

Pierre aber schüttelte nur den Kopf, und auf jede Einrede antwortete er einfach und hartnäckig: „Ich liebe sie!"

Seine Mutter fühlte sich besiegt. Sie kannte ja den Eigensinn der Kardec. „Pierre ist nicht zu biegen," sagte sie, gerade wie dazumal als der Admiral ihrem Willen seinen unbeugsamen Willen entgegengesetzt hatte, welcher ihn zu einem Befehlshaber ersten Ranges gemacht hatte. Und zuletzt warf die arme Mutter schüchtern ein: „Du weißt doch, dieses Mädchen hat mit dem Matrosen Lepic von sich reden gemacht" ...

„Ich kenne die Geschichte," erwiderte Pierre, „aber sprich mir nie mehr davon, ich bitte Dich, Mutter. Es würde mir leid thun, wenn Jemand Anderes als Du es wagen würde, mir davon zu sprechen. Du wirst doch zugeben, Mutter, daß Yvonne, ehe sie mich kennen lernte, sehr wohl ihren kleinen Roman haben durfte, und wer hat das Recht, ihr daraus ein Verbrechen zu machen? Sie hat diesem Lepic zugelächelt. Wir haben Alle unsere kindliche Verliebtheit gehabt. Und was folgt denn daraus? Yvonne wird meine Frau, Mutter, denn Du wirst mich doch nicht in Verzweiflung bringen wollen.

Die Mutter gab sich aber noch nicht gefangen. „Du bist noch so jung. Du mußt noch Deine Weltreise machen. Bist Du verheirathet, wirst Du das Meer nicht mehr lieben und einen Posten auf dem Lande verlangen. Es ist noch zu früh, den großen, schönen Seefahrten zu entsagen. Benutze Deine Jugend, Deine Gesundheit, Deine Kraft."

Pierre mußte den Hafen von Brest verlassen, um nach Toulon zu gehen. Seine Mutter hatte heimlich diesen Platzwechsel durchgesetzt, denn sie hoffte immer, Pierre würde vergessen. Aber es hatte Pierre nun einmal gepackt. Ein heimliches Gift schlich durch seine Adern. Im Grunde gleicht keine Liebe der andern. Nicht ein Wesen liebt, wie das andere, ebenso wenig wie unter den Myriaden von Blättern eines Eichenwaldes nicht zwei Blätter, eines auf das andere gelegt, sich vollkommen decken. Der junge Seemann hatte die Welt umsegelt, war in Griechenland, sogar Tahiti gewesen, hatte, wie alle seine Kameraden, gelbe, grüne und blaue Frauen geliebt, hatte Maitressen gehabt und sich in sie verliebt, aber niemals hatte er etwas Aehnliches empfunden wie jetzt. Er war wie verzaubert. Yvonne's Antlitz, weiß und durchsichtig wie ein überirdisches Wesen, umschwebte ihn immer. Sie erschien ihm wie eines der Wesen, die aus feuriger Luft sind, von denen die Spiritisten sprechen. Sie ließ nicht von ihm und war wie das Medium eines Geistes. War es nicht in der That ein übersinnliches Phänomen, das ihm, ohne Yvonne's Dazuthun immer und immer wieder ihr lustiges Bild vorgaukelte? Wer weiß es? Thatsache war, daß dieser starke Junge wie ein Rasender ein Schattenwesen liebte, aus Licht gewebt, eine weiße mystische Braut, die ihm gleichwohl den materiellen Kuß nicht vorenthalten hatte. Er schrieb an sie:

„Ich bin jetzt in Toulon, an Bord der „Atlantis". Jeden zweiten Tag Nachtwache. Ich war schweigsam, jetzt bin ich ganz stumm. Gestern im Casino beim Frühstück gab es heitere Geschichten und Kraftproben. Man erwartete meine Production mit den zehn Franken, weißt Du, aber ich hatte keine Lust. Es schien mir, als könnte ich es nicht mehr machen, als verließe mich meine Kraft ... als hätte sie mich schon verlassen. Ich esse nicht, schlafe nicht, denke an Dich, sehe Dich um mich. Meine Mutter thut immer gestrenger. Aber ich fürchte nichts, meine süße Yvonne, denn es giebt eine Liebe, die Alles überwinden kann, Alles opfern, die nicht vergehen kann. Ich fühle es mit Schrecken, aber weßhalb soll ich es nicht sagen? Ich würde über Leichen meinen Weg bahnen, um Dich zu besitzen! Meine angebetete Heilige! Gieb mir nur Deine Liebe. Erinnerst Du Dich unseres ersten Zusammentreffens? In der Kirche? Du warst zuerst da. Ich erkannte Dich gleich. Dein Häubchen sprach zu mir; ich sah Dein Gesicht im Gebet, Deine gefalteten Hände. Mit Deinem dunklen Kleide, mit der großen Schürze und den weißen Flügeln Deines Häubchens hattest Du ganz das Aussehen einer Nonne — ja, Du sahst aus wie eine Heilige, wenn Deine Augen sich traurig senkten! Wie innig sie sich dann zu der Jungfrau mit ihrem blauen sternbesäeten Mantel erhoben! O Yvonne, die Liebe ist trotz alledem etwas Reines. Vor Gott ist sie heilig — und nichts wird mich hindern, Dich zu meiner Frau zu machen. Alles werde ich niederwerfen. Ich würde für Dich selbst das Herz meiner lieben Mutter brechen! Ich habe ja auch Pflichten gegen Dich Yvonne, und ich werde sie erfüllen. Sieh morgen um zehn Uhr auf den Abendstern. Ich habe um diese Zeit die Wache. Ich werde ihn auch anschauen. Unsere Blicke und unsere Seelen werden sich dann begegnen in dem unendlichen Weltraum."

Yvonne antwortete:

„Pierre, Pierre, warum hast Du mich verlassen?! Aber Du hast Recht gethan, Pierre, es mußte sein, Du mußtest ja Deiner Mutter gehorchen, mein Söhnchen! Gott, ich weiß nicht, was ich schreibe, komm zurück! Nimm Deinen Abschied ... Nein, höre mich nicht, aber lasse mich zu Ende sprechen! Es ist mir eine Erleichterung. Ich lebe und sterbe für Dich. Wenn Du weit fort gehst, werde ich sterben! Verlasse mich nicht, Pierre! Du siehst, ich denke auf einmal an die tollsten Dinge, aber glaube mir, ich kann auch vernünftig sein. Ich möchte nur Alles sagen, um mir Erleichterung zu schaffen. Wem schadet das? Die Hauptsache ist, daß Du frei wirst! Bist Du aber frei? O dieser Kuß, Dein Kuß, Pierre — er verbrennt mich — O Gott, denke ich daran, brennt mir die Schande auf den Wangen, und doch bleiben sie blaß, so wie Du sie liebst, Pierre ... Gestern ging ich an dem Ort vorbei, erinnerst Du Dich, bei der kleinen Fischerhütte, wo ich ... O mein Gott, mein Gott! Glaubst Du, daß Gott mir verzeihen wird? Aber was thut es, wenn Du mich nur lieb hast, Pierre, wenn Du mich nur nie vergißt! O Pierre, Pierre, wie ich Dein war, ganz Dein! O welches Geständniß, mein Schatz! Zerstreue Dich, vergiß mich, rede mit Deinen Kameraden, bleibe nicht so allein, Pierre! Wenn Du mich nur nicht hintergehst, sei lustig. Ich werde so glücklich sein, wenn ich nur weiß, daß Du fröhlich bist! Ich habe den Stern angeschaut. Ich werde zu ihm jeden Abend aufschauen. Ich glaubte, Deine Augen zu sehen. Wir waren Beide weit, sehr weit, da oben, ganz nah bei dem Stern und wir begegneten uns dort in einem Kusse. Deine Yvonne."

Diese Briefe legte Pierre an sein Herz und er fühlte sie wie eine brennende Wunde.

— — — Der Schiffslieutenant bewohnte in Toulon eine Miethstube. Eines Abends um Mitternacht, als er im Dunkel seine Hausthür suchte, fühlte er, als er seine Hand ausstreckte, daß sie Jemand berührte, der dabei sich weder bewegte, noch einen Laut von sich gab. Verwundert rief er in's Dunkle hinein: „Wer da!"

„Pierre!" Er schauderte, und fast wäre er gefallen. Es war Yvonne's Stimme, und sie sanken sich in der Dunkelheit in die Arme. O, sich so wieder zu finden, sich so nah zu fühlen, nach zwei Monaten, zwei langen Monaten! Sie fürchteten, einander wieder zu verlieren, und sie hielten sich fest, dann suchte er den Schlüssel, sein Kopf schwindelte.

„Du bist es! wie kommst Du hierher? Warum?"

„Pierre!" Er fluchte wild, suchte die Thür aufzustoßen und konnte sie nicht aufschließen. Und wieder umschlangen sie sich, Lippe an Lippe, sie athmeten einander ein und fanden ihn wieder, den Duft der Liebe, den ihre Wesen ausströmten, diesen Duft, der vielleicht die Liebe selbst ist, das Wesen der Liebe, der unnennbare Ausdruck der seelischen Anziehung, unfaßbar, einzig und entscheidend ... Und merkwürdig! Die Gestalt, die Pierre immer so deutlich um sich gesehen, er sah sie jetzt gar nicht mehr, wo Yvonne wirklich bei ihm war. Und er brannte vor Ungeduld, das angebetete Antlitz wiederzusehen. Endlich! Das Licht flammte auf. Mit zitternden Hand zündete er die Kerze an.

„Du bist es! Du bist es wirklich! Wie kommst Du hierher?"

Sie sprachen sich aus. Yvonne, mit gesenkten Augen, weiß, ganz weiß wie noch nie und unendlich traurig, sagte: „Du mußt mich retten, Pierre, ich kann nicht mehr bei uns bleiben; es ist nicht mehr möglich! Was wird aus mir in kurzer Zeit? Ich bin verloren ... Als ich das begriffen hatte, bin ich fortgelaufen. Ich habe meinem Vater einen Brief zurückgelassen ... Verstehst Du? — Du begreifst nicht? Du mußt es doch verstehen!" Sie schlug die blauen Augen zu ihm auf und richtete sie geradenwegs auf Pierre mit einem unbestimmten Ausdruck, und dieser schamhafte Blick, der das Geheimniß verschleierte, ließ ihn mit einem Schlage Alles verstehen ...

„Oh Yvonne!"

Yvonne fühlte sich Mutter — Pierre errieth es jetzt. Und sie verbarg ihren Kopf an seiner Brust und brach in Thränen aus. Er kniete vor ihr nieder, bat sie unter Schluchzen um Verzeihung und schwor ihr, sie würde noch im Laufe des Monats seine Frau sein. Er sagte das vor ihr auf den Knieen liegend wie im Gebet. Sie mit ihrem dunklen Kleide, mit der großen schwarzen Schürze hatte ganz das Aussehen einer barmherzigen Schwester. Und mit ihrer feinen, durchsichtigen Hand streichelte sie sein Haar, und er stürzte sich von Leidenschaft überwältigt auf ihre Füße, nahm sie in seine beiden Hände und küßte sie voll Inbrunst.

Digitized by Google

Yvonne war in Pierre's Abwesenheit angekommen. Der Wirthin hatte sie einfach gesagt, sie sei seine Schwester und brauche zwei Zimmer. „Ich habe gerade eine Miethering, die morgen auszieht, mein Fräulein. Das Zimmer des Herrn Lieutenant ist hier. Aber er hat den Schlüssel mitgenommen." Und ganz geduldig hatte sich die sanfte Yvonne auf ihr Köfferchen gesetzt, wie ein Dienstmädchen, vor die verschlossene Thür. Sie war geblieben, ganz ruhig, von vier Uhr an. Sie war Tag und Nacht gereist und so war sie vor Müdigkeit eingeschlummert. Die Leute sahen im Halbdunkel diese räthselhafte, bleiche Gestalt dasitzen, wie eine schlafende Sphinx. Das Reisegepäck zeichnete sich in verschwimmenden Umrissen ab, wie ein Sarg. Sie glich einer weißen Marmorstatue auf einem Grabe und über ihrem Haupte leuchtete ein viereckiges weißes Stück Papier — die Visitenkarte Kardec's an der Thür —, und sein Name schimmerte wie eine Grabinschrift.

Er kochte den Thee. Sie aber konnte nichts essen, denn die Freude raubte ihr den Appetit. „Ich sehe Dich, ich brauche nichts mehr, ich lebe!" An Alles dachte sie. Von Pierre's Bett nahm sie ein Kissen und breitete es auf dem Sopha aus mit den Laken. Er würde da schlafen, sie, von der Reise ermüdet, in seinem Bette. Das würde der Hauswirthin ganz natürlich vorkommen. Morgen würde sie das andere Zimmer haben. Wie glücklich sie sein werden! Und ganz dicht aneinander geschmiegt, umarmten sie sich wieder. Jetzt war sie sein Weib, wirklich sein Weib für ewig. Als der Tag graute, gegen sechs Uhr Morgens, und Yvonne noch halbtodt in ihrem Bette schlief, indeß ein Arm aus der Decke herabhing und ihr blasses Gesicht, noch weißer als gewöhnlich, im Schlafe Pierre zugekehrt war, schrieb er am Fenster einen Brief an seine Mutter:

„Verzeih mir Mutter, daß ich Dich betrübe. Aber lasse mich nicht länger verzweifeln. Yvonne ist mein Weib, und sie wird es sein. — Sie ist hier, dringe nicht weiter in mich und sei überzeugt, daß ich als Ehrenmann handle." Pierre war über den Kummer, den er seiner Mutter bereitete, in Verzweiflung, aber er war ein ehrlicher Bursche, und bald war Alles für die traurige Hochzeit bereit.

Der erste Januar nahte, man feierte Weihnachten zusammen. Yvonne hatte ihr Zimmer auf dem gleichen Treppenflur und beide Zimmer waren verbunden. Jeden Morgen besorgte Yvonne selbst die Wirthschaft. Die Hauswirthin war entzückt und rief ahnungslos: „Eine Perle, diese Schwester des Lieutenants Kardec, und glücklich der Mann, der sie heimführt!" In Toulon waren die Vorgesetzten Pierre's ordnungsgemäß verständigt. Die Anzeige im Standesamt war gemacht, aber noch wußten weder die Hauswirthin noch die Nachbarn etwas. Kardec wohnte am anderen Ende der Stadt auf der Place St. Roche. Sie verbargen sich vor der Welt. Das Glück muß sich verbergen, weil es das Unglück herbeizieht. Man muß vorsichtig sein! Noch trennten vier Tage die weiße Braut von ihrem Glück. Pierre war nicht mehr schweigsam; er scherzte wieder, und so oft man wollte, bog er das Goldstück zusammen und zerriß das Kartenspiel. Er wettete sogar, sechsunddreißig Karten zu zerreißen und zerriß nur vierunddreißig, aber dieser Mißerfolg war ihm sehr gleichgiltig . . . (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Doctor Dementi.

Kennen Sie ihn noch nicht? Dann will ich Ihnen den Herrn vorstellen. Man nennt ihn aus Höflichkeit „Doctor", aber er würde eigentlich „Legationsrath" oder auch nur das unbestimmte „Herr Rath" vorziehen.

*

Dort das kleine Alterchen mit dem weißen Backenbart, immer mit weißer Cravatte und feierlichen Glacés. Er hat was vom Diplomaten, nicht wahr? Sehen Sie seinen Gang — fast nur auf den Fußspitzen scheint er zu gehen, wie die Dell'Era beim Zehentanz. Natürlich weniger graziös, aber doch auch nicht steifleinen. Feierlich ist das rechte Wort. Wie feierlich er sich räuspert, seine Stimme und das Feuer seines Blickes dämpft! Am liebsten flüstert er den anwesenden Staatsmännern oder Solchen, die es sein möchten, irgend etwas in's Ohr, als wären es Regierungsgeheimnisse. Wenn er aber zu einem Gegenüber laut sprechen muß, dann hält er gerne die Hand vor den Mund. Als höfliche Sordine oder — bloße Vorsicht: einfach weil er ein Magenleiden oder faule Zähne hat? Silence et mystère, wie die Franzosen sagen.

*

Ob er Diplomat ist? Nein, aber er unterhält Beziehungen. Sein Freund war ein belgischer Diplomat. Baron Rothomb, glaube ich. Der spielte auch immer den Eingeweihten, obwohl er als Kleinstaatlicher bei Seite gelassen wurde, wenn die großen Diplomaten zusammenkamen. Er tröstete sich, indem er sich eng mit unserem Freunde liirte. O wie die Beiden dann in allen Fensternischen tuschelten, sich beriethen, combinirten, die Karte von Europa umgestalteten! In der Theorie, versteht sich.

*

Also nochmals: kein Diplomat von Fach, sondern nur Dilettant, so wie es leidenschaftliche Privat-Detectivs giebt, die auf eigene Faust der Polizei helfen und rein zum Vergnügen die Verbrecher ausspüren. Kein Diplomat also. Ganz im Gegentheil: Journalist. Aber auch das nur als Künstler, wenn man so sagen darf. Es ist ihm auch gelungen, durch Vorspiegelung diplomatischer Verbindungen bei einem großen Blatt seine Correspondenzen anzubringen. Wie sie geschrieben sind? Schlecht. Aber als Information? Noch schlechter. Nichtssagend, stumpfsinnig. Aus dem bedingten Stil des „dürfte", „könnte", „sollte" kommt er gar nicht heraus. Was er im Vordersatz halbwegs behauptet, nimmt er gewiß im Nachsatze wieder zurück. Dabei stellt er sich immer, als wüßte er etwas, doch aus lauter Vorsicht deutet er bloß an. Natürlich weiß er nicht das Geringste.

*

Er berichtigt. Das ist sein Sport. Ziemlich unschuldig, aber er hat es darin zu so großer Geschicklichkeit gebracht, daß sogar die Regierung seine Dienste mit freundlichem Auge betrachtet. Zumal seit wir einen thatkräftigen, beredten, selbstherrlichen Kaiser haben, hat er fortwährend zu berichtigen, zu beschwichtigen, abzuwiegeln. Keine Kaiserrede ohne seine Berichtigung. Als Wilhelm der Zweite sein stolzes Regis voluntas suprema lex in's Münchener Goldene Buch schrieb, dementirte unser Freund sofort in seinen Blättern, der Monarch habe das Wort „schwerlich" geschrieben. Als aber kein Leugnen mehr half, erfand er die schöne Geschichte, daß es nur ein Scherz gewesen sei, eine Artigkeit gegenüber dem Prinzregenten, dem der Kaiser als dem Landesherrn bei der Eintragung den Vortritt lassen wollte, was Prinz Luitpold seinem hohen Gaste jedoch abschlug, ganz wie sich zwei höfliche Leute an der Thüre complimentiren. Wilhelm II. habe also beim Einschreiben nur des Prinzregenten voluntas gemeint, der er sich füge. An dem Tage, wo diese Geschichte in allen Blättern stand und sogar geglaubt wurde, stand der Berichtigungsrath sehr groß da. Schade, daß Freund Rothomb schon todt war. Er hätte ihm gewiß zum Lohn ein wichtiges diplomatisches Geheimniß anvertraut.

*

Und der Doctor Dementi macht auch Geschichte, wenn es sein muß. Bekanntlich hatte der unvergeßliche Kaiser Friedrich die Absicht, sich nach den römischen Kaisern deutscher Nation zu nummeriren. Friedrich I. Barbarossa, Friedrich II. vom Kyffhäuser, der unfähige Friedrich III., der Letzte in Rom gekrönte König der Deutschen. Also wollte „unser Fritz" die Reihe fortsetzen und der Vierte heißen. Gescheidter hatte es ihm wohl eingeredet, aber nun war Bismarck dagegen. Er wollte das Deutsche Kaiserreich nicht an das römisch-deutsche anknüpfen, vielleicht um den apostolischen Kaiser in Wien nicht zu beleidigen. Er setzte es auch durch, aber schon hatte der Frühlingskaiser in der Proclamation seinem Namen eine IV angehängt. Wie konnte man das gutmachen, vertuschen, beschönigen? Flugs kam der Berichtigungsrath. Und in allen Blättern las man: IV ist nur falsch gelesen worden; es bedeutet: JR. Jawohl, Imperator Rex. Und so hat der Doctor Dementi auch einmal Weltgeschichte gemacht.

*

In der letzten Zeit drückt ihn aber ein geheimer Kummer. Der deutsch-englische Geheimvertrag ist leider auch ihm Geheimniß geblieben. Nicht das Geringste von einer Compensation für uns hat er davon in Erfahrung gebracht. Alle seine Combinationen schweben in der Luft. Dazu machen ihn die Colonialblätter nervös, die wieder von einem neuen Geniestreich à la Zanzibar fabeln. So ist er gänzlich steuerlos. Denn schließlich kann man doch nur Bekanntes, nur Thatsachen berichtigen, wo aber nichts ist . . . Er hält sich einigermaßen schadlos, indem er Büschlein's Indiscretionen berichtigt, die doch gar zu unvorsichtig und verletzend sind. Darum liest man jetzt in allen Blättern seine Berichtigungen: der schwerhörige Busch habe Bismarck falsch verstanden, er schiebe ihm Manches unter, Bismarck habe „zu wirklich vertrauten Freunden" das gerade Gegentheil gesagt, aus „bester Quelle" sei zu berichtigen u. s. w. Und er strahlt bei dem Gedanken, daß einige naive Seelen ihn selbst zu diesen vertrauten Freunden zählen könnten. Sein neuster Geniestreich ist aber seine Abwiegelung wegen der Abberufung des preußischen Gesandten beim Vatican. Er fand dafür die hübsche Formel: es soll keinen Abbruch der diplomatischen Beziehungen bedeuten und noch weniger einen kirchenpolitischen Charakter haben, sondern ist „lediglich eine diplomatische Action im internationalen Verkehr". Schmeckst du prächtig!

*

Zum Schluß eine wahre Geschichte. Der Mann der besten Informationen und Combinationen, der das diplomatische Gras wachsen hört und Alles berichtigen kann, vernahm eine weltgeschichtliche That unserer Zeit viel später als alle Welt. Und das kam so:

Es war im Sommer 1870. Er fühlte sich überarbeitet, abgespannt, nervös, wollte von Nichts mehr hören, vor Allem keine Zeitung lesen. Volle vier Monate lang. Er zog sich also in die Schweiz zurück, auf irgend eine weltvergessene Alp. In der gesunden Luft und Einsamkeit erstarkten seine Nerven langsam wieder. Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er mußte fort, unter Menschen, eine Zeitung lesen. Nach einem Marsche von einigen Stunden erreichte er eine Drahtseilbahn, die ihn nach dem

Digitized by Google

Städtchen bringen sollte. Er setzt sich also in den Wagen und rutscht bergab. Ein früherer Fahrgast hat seine Zeitung liegen lassen. Er greift mechanisch darnach und sieht nach dem Datum: 3. September. Dann liest er: Schlacht bei Sedan — Gefangennahme des Kaisers Napoleon III.... Er faßt sich an den Kopf. Bin ich verrückt?! Ihm flimmert vor den Augen. Ein Schrei! Er stürzt wie leblos hin.

*

Zum ersten Mal hatte Doctor Dementi die Zeitgeschichte versäumt und nichts mehr zu berichtigen.

Die Eröffnungsausstellung im neuen Künstlerhause.

Nicht nur die Menschen, sondern auch die Vereine haben ihr Schicksal. Der Eine taucht plötzlich als Stern erster Größe am Himmel des öffentlichen Lebens auf, um ebenso schnell wieder abzutreten, der Andere wandelt lange Zeit unbekannt und ungenannt in der Dunkelheit bis ihn gelegentlich einmal ein gütiges Geschick an einen besseren Platz setzt — mitunter auch nicht. Mir scheint es, als ob der Verein Berliner Künstler der zweiten Kategorie anzureihen wäre. Zwei Menschenalter hindurch hat er sich schlecht und recht durchschlagen müssen, von Ort zu Ort ist er im Großstadtgetriebe gedrängt worden, nirgend hat er eine rechte Heimstätte finden können. Dessen ungeachtet hat er aber wacker Ausstellungen arrangirt, und wenngleich sich auch Niemand so recht darum gekümmert hat, so ist er in dieser mehr oder weniger ersprießlichen Thätigkeit doch nie erschlafft. Das ist nun mit einem Schlage alles anders geworden. Endlich hat der Verein Berliner Künstler eine bleibende Stätte gefunden, etwas abseits von dem Weltstadtgetriebe, hart an der Grenze des fashionablen Berlin W. und der Berliner Handels- und Jobberwelt. Der Platz ist nicht übel gewählt, in unmittelbarer Nachbarschaft der Thiergartenbourgeoisie. Jedenfalls ist es dem kaufkräftigen Publicum recht bequem gemacht, seine künstlerischen Bedürfnisse zu decken. Ob es aber, wie's sich gebührt, seinen Obolus auf den Altar des neuen Kunsttempels niederlegen wird, bleibt abzuwarten. — Zwei Menschenalter hindurch hat der Verein Berliner Künstler alle Wandlungen der Kunstanschauung unberührt an sich vorüber ziehen lassen, ein Jahrzehnt oder darüber hinaus hat er dem in allen Kunstcentren entbrannten Kampf der Jungen gegen die Alten zugesehen, als ginge ihn das Alles nichts an — da endlich ist er aus seiner Reserve herausgetreten und hat wieder ein intensiveres Lebenszeichen von sich gegeben. Am 15. October ist der Welt kund gethan, daß der Berliner Künstlerverein mit seiner Vergangenheit gebrochen hat, aber nur so weit die Localität in Betracht kommt. Jedenfalls ist er nunmehr in eine sehr vornehme Sphäre gerathen. Ob er aber die günstige Conjunctur für sich ausnutzen wird, sei dahingestellt.

Wenn die Eröffnungsausstellung ein Programm sein soll, so dürfte man an die Wirksamkeit des Vereins im neuen Heim keine zu großen Hoffnungen knüpfen. Es ist eigentlich nur ein Bild von Ludwig von Hofmann, das über den echten Berliner Ausstellungsrahmen hinauswächst. Hofmann ist ein Talent, vielleicht sogar ein Genie, jene Menschenspecies, die immer seltener zu werden scheint. In seiner letzten Arbeit übertrifft er sich selbst, sein Colorit ist noch wärmer und leuchtender geworden, die Figuren noch inniger mit der Landschaft verwachsen als zuvor. Hier ist alles Stimmung, eine fein empfundene Dichtung, die nicht der Interpretation bedarf; die beiden sitzenden Mädchengestalten, von denen die eine eine Mohnblume bricht, träumerisch in sich versunken, wenden sich an das Gemüth des Beschauers, man darf sie nicht mit verstandesmäßigem kritischem Blick betrachten. Diese Methode ist bei Hendrick und Neuhaus besser am Platze. Herrmann Hendrich, der bereits seit Jahren eine gewisse Localberühmtheit ist — es soll sogar schon eine Hendrich-Gemeinde gegeben haben —, wird immer langweiliger. Seine Motive entbehren nunmehr des Reizes der Neuheit und der Inhalt seiner Bilder fällt immer dürftiger aus. Ist es schon eine gewagte Sache, in die Fußtapfen des großen Böcklin zu treten, so ist es ein noch gefährlicheres Beginnen, sich in das Gehege der Thoma und Stuck zu begeben. Neuhaus hat in seinem „Riesen und Tod" den Versuch kühn unternommen, ist aber kläglich dabei zu Falle gekommen. Die Berliner Landschaftsmalerei ist durch bekannte Meister vertreten, aber nicht immer durch große Meisterwerke. Eugen Bracht bringt eine Temperastudie aus dem Orient, eine Felspartie von monumentaler Wirkung, trotz des kleinen Rahmens, in dem sie gehalten ist. Willy Hamacher erfreut uns wieder durch sein sattes Colorit in dem Marinestück „Sommernacht in Neapel". Karl Ludwig ist mit einer liebevoll durchgeführten Thallandschaft vertreten; Leistikow, Liebermann, Herrmann und Andere haben es sich an einer guten Verkaufswaare genügen lassen.

Damit wäre über die Berliner Kunst eigentlich Alles gesagt; was sonst noch vorhanden ist, würde sich ebenfalls mit einem Platz in einem Berliner Salon bescheiden, höhere Ansprüche scheinen die Berliner Künstler selten an ihre Arbeiten zu stellen. Es ist bezeichnend für Berlin, daß die auswärtigen Künstler wenig Notiz von der Eröffnungsausstellung genommen haben. Der Hauptsaal birgt einen Lenbach, mit gewohnter Treffsicherheit hat der Altmeister der Porträtkunst das geistig Bedeutende an dem Bismarckkopf mit wenigen Strichen festgehalten. Dann fesselt uns ein italienisches felsiges Strandmotiv von Schönleber. Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in diesen tiefblauen Wasserpartien, auf denen sich die röthlichen Lichter der untergehenden Sonne reflectiren um sich dann wieder in die Luft auszustrahlen. In dem Herbstabend hat Bär in München eine echte Hochlandstimmung trefflich zum Ausdruck gebracht. Ueberhaupt haben auch die auswärtigen Künstler, wenn man von vereinzelten ultraimpressionistischen Farbenexperimenten absieht, in der Landschaftsmalerei das relativ Beste geleistet, nach gedanklich tiefen Schöpfungen werden wir aber auch hier vergeblich Umschau halten. Ferdinand Brütt hat das Erlösermotiv, das als Correlat des Uebermenschenthums in der neuesten Kunst und Dichtung sein Wesen treibt, auch zu seiner Sache gemacht. Wir hatten schon vor einigen Jahren Gelegenheit, ihn in seinem „Christus victor" von dieser Seite kennen zu lernen, jetzt schildert er die Geburt des Heilandes in einem wenig aufregenden novellistischen Vortrag. Es geht dort sehr friedlich und idyllisch zu, daher wird man nicht lange in Anspruch genommen. Brütt als Schilderer des wirklichen Lebens und seiner tragischen Momente hat ganz anders zu packen vermocht. Tiefer gedacht ist der Christus und Nicodemus von Wilhelm Steinhausen in Frankfurt a. Main. Diese durchgeistigten Köpfe überzeugen, auch findet die Stimmung, welche die beiden Gestalten beherrscht, in dem vornehm gedämpften Colorit einen eigenartigen Wiederhall. Ein Bildniß, das weit über die übliche Salonporträtkunst hinausragt, hat Schuster-Woldan in München, in der Dame mit dem Hunde geschaffen. Die Haltung ist allerdings etwas erklügelt, in der naiven Pose den alten Meistern nachempfunden, mag man aber die Absicht auch schnell errathen, so steht man doch unter dem Eindruck einer künstlerischen Leistung, in den Zügen spiegelt sich ein so reiches individuelles Leben, daß man jeden Charakterzug daraus zu lesen vermag.

Die Plastik spielt auf der Eröffnungsvorstellung eine noch weniger beneidenswerthe Rolle als die Malerei. Eine ältere Arbeit von Reinhold Begas, die im Mittelpunkt zur Ausstellung gelangt ist, die Fesselung des Prometheus, verdient beachtet zu werden. Obgleich als Skizze behandelt, ist die mächtige Bewegung der kraftstrotzenden Gestalten meisterhaft zur Wiedergabe gelangt. „Nachklänge", eine kleine Gruppencomposition von Müller-Braunschweig, ist eine poetisch empfundene und künstlerisch durchgebildete Arbeit. In der Schwertänzerin, einer Bronze von Adolf Brütt, ist der Charakter des Nackten mit einem virtuosen Raffinement herausgearbeitet.

Wenn Malerei und Plastik schon dürftig davon gekommen sind, so erhebt sich die graphische Kunst kaum über das Niveau einer beliebigen Kunsthandlung. An neuen Arbeiten mangelt es vollkommen, alles gute alte Bekannte. Für die angewandte Kunst, für die in allen Kreisen eine so eifrige Propaganda entfaltet wird, ist selbstverständlich in dem neuen Kunsttempel kein Raum vorhanden, wenngleich sich der Erbauer auch auf einige neustilistische Experimente in der Innendecoration eingelassen hat.

Unter diesen Auspicien dürften sich die Hoffnungen, die man an das neue prunkvolle Künstlerhaus knüpft, wohl als irrig erweisen. Den Berliner Künstlerverein scheint es nicht nach dem Ruhme zu dürsten, einen Factor im Kunstleben der Reichshauptstadt darzustellen und reformirend in die Kunstbewegung einzugreifen. Und sollte hierin wirklich einmal ein Wandel geschaffen werden, so wird es wohl trotz seiner geschehen. Augenblicklich erscheint es so, als sollten ihm irgend welche secessiouistischen Aergernisse auch fernerhin erspart bleiben. Diese Bewegung, die gelegentlich der Eröffnung der letzten Großen Berliner Kunstausstellung ein schwaches Lebenszeichen von sich gab, dürfte nunmehr wohl als erledigt betrachtet werden. Ein frischer Zug weht uns nirgends entgegen, nur Kellerluft und akademischer Actenstaub. Wer etwas zu sagen hat, wird sich wohl auch in Zukunft nach einem Privatsalon begeben. Wenn die Eröffnungsausstellung weitere Schlüsse auf die Prosperität in künstlerischer und finanzieller Hinsicht gestattet, dann fürchte ich, daß dem Kunsttempel in der Bellevuestraße ein ähnliches Schicksal beschieden sei wie dem Musentempel in der Kantstraße. Das ist keine „schöne Aussicht". Und daran trägt wieder das unverständige Berliner Publicum die Schuld.

Johannes Gaulke.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu!

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Völlig neuen Aufschluss über den **ANARCHISMUS** u. Socialismus giebt das soeben erschienene Werk **ARNOLD FISCHER's.** **DIE ENTSTEHUNG des SOCIALEN PROPLEMS.** M. 12,50; in Leinenbd. M. 14. Verlag v. C. J. E. Volckmann, ROSTOCK. Prospect gratis.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen SUR DEMANDE

ET

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

24 Numéros par an *Richement Illustrés*

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par lettre 20 mark) on a un abonnement d'*Un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTRÉE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes » (FRANCISQUE SARCEY); rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères » (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers,* les meilleurs articles des Revues du monde entier, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de **4** gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

Les nouveaux abonnés pour 1899 recevront **gratuitement** les Nos de Novembre et Decembre 1898.

La **Revue** offre de **NOMBREUSES PRIMES** à ses abonnés.

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez tous les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la Revue.

Rédaction et Administration : 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 12 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf

1 Gros Nr 106: M 3.—

Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt

Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie

Überall vorrätig

Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig

Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,

Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für **Metall- und Montanindustrie.**

Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften.

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein. Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen großen Industriecentren Deutschlands und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten. Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine **Unterhaltungsbeilage** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt.

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mauksteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 5. November 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

I. U. Lib. 21 Nov 98

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lehren des spanisch-amerikanischen Krieges. Von Miles. — Der Friedenszar. Von Professor Arthur Kleinschmidt (Heidelberg). — Der Kampf der Verkehrsanstalten. Von Director A. L. Müllner. — **Literatur und Kunst.** Goethe bei Napoleon. Nach neueren Untersuchungen. Von J. R. Metz. — Der älteste Volkswirth. Von O. F. Weigel. — **Feuilleton.** Die weiße Jungfrau. Von Jean Aicard. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Mönch von Lehnin. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Die Lehren des spanisch-amerikanischen Krieges.

Kein Krieg der Neuzeit, nur derjenige von 1870/71 ausgenommen, hatte Folgen von derartiger politischer Tragweite im Begleit, wie der jüngst beendete spanisch-amerikanische sie zeitigen dürfte. Während die Kriege des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich mehr oder minder bedeutende Machtverschiebungen in der alten Welt zur Folge hatten, unter denen in erster Linie diejenigen in Folge der napoleonischen Kriege, wie die des Krieges von 1870/71 und des japanischen Krieges zu nennen sind, scheint der amerikanisch-spanische Krieg bestimmt, die Vormacht der neuen Welt, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, sowohl mit einem Schlage in die Reihe der Colonialmächte, wie in diejenige der über eine beträchtliche Landarmee und eine Seemacht, mit der Zeit ersten Ranges, verfügenden Staaten eintreten, und sie auf dem Gebiete des internationalen Wettbewerbes im Weltverkehr und colonialer Expansion als einen ganz neuen, höchst gewichtigen Factor auftreten zu lassen. Die Besitznahme von Cuba und Portorico, sowie diejenige der Ladronen, Hawaïs und eines Theiles der Samoa-Inseln, und die bevorstehende der Philippinen, gewähren den Vereinigten Staaten nicht nur einen ganz präponderirenden Einfluß auf die Staaten Central- und Süd-Amerikas und die Beherrschung des künftigen Nicaragua-Canals, sondern auch sehr wichtige strategische Positionen und Stützpunkte im Stillen Ocean. Namentlich wird Hawaï, in ihren Händen, den Angriff jeder anderen Macht auf die pacifischen Küsten Nord-Amerikas in Ermangelung einer genügend nahe gelegenen Basis und Kohlenstation, künftig für immer ausschließen. Auch der Besitz der Philippinen wird den geplanten künftigen Wettbewerb der Union in der Erschließung Chinas ganz wesentlich zu unterstützen geeignet sein.

In den Händen des auf bedeutsamen Wettbewerb im Weltverkehr schon seit lange verzichtenden, keine nennenswerthe exportirende Industrie und Handel besitzenden Spaniens in den wesentlichsten Richtungen werthlos, vermag der ihm verloren gegangene Colonialbesitz eine ganz andere und gewaltige Bedeutung für die Union und die übrige Welt zu gewinnen. Die politische Mißwirthschaft Spaniens in dem letzten ihm bis dahin verbliebenen immer noch bedeutenden und werthvollen Rest seines ehemals unermeßlichen Colonialbesitzes ist es, welche die Aufstände auf Cuba und den Philippinen hervorrief, und den Amerikanern den höchst willkommenen Vorwand bot, in Cuba zu interveniren. Das rechtzeitige Nachgeben der Regierungen gegenüber berechtigten Forderungen der Völker, deren Aufsichtsrath dieselben de facto nur bilden sollten, tritt daher als eine der ersten politischen Lehren aus dem spanisch-amerikanischen Kriege hervor. Als zweite aber diejenige, daß, so lange noch nicht allerseits abgerüstet und der ewige Friede eingekehrt ist, entweder die Wehrmacht eines Landes rechtzeitig derart vorbereitet sein muß, daß sie voraussichtlichen Gegnern mit Erfolg gegenüber zu treten vermag, oder daß, wenn dies nicht der Fall oder möglich ist, der betreffende Staat sich bei Zeiten Allianzen sichern muß. Beides aber hatte Spanien, das höchstens mit Frankreich durch beiderseitige finanzielle und Handelsinteressen, z. B. den spanischen Weinexport von 120 Millionen Pesetas nach Frankreich, in näheren Beziehungen steht, versäumt und mußte daher, in die Nothlage versetzt, dem völlig unberechtigten Anspruch der Union, Cuba aufzugeben, mit Rücksicht auf die Nationalehre mit den Waffen entgegen zu treten, den weit überlegenen Machtmitteln der Union unterliegen.

Allerdings ist die Frage berechtigt, welche Wehrmacht beider Länder, mit Ausnahme des Factors der amerikanischen Flotte, für den Krieg weniger vorbereitet war. Auf der einen Seite sehen wir die Union mit einer zum Kriege gegen das auf die sehr starke Armee-Festung Havanna gestützte, über 120 000 Mann starke spanische Landheer, nicht im mindesten geeigneten Landmacht, auf der andern Seite Spanien mit einer an Material nur zum geringen Theil modernen, im übrigen völlig veralteten minderwerthigen Flotte, der es überdies an Uebungen in Geschwaderverbänden, im Schießen, im Torpedogebrauch, in der Aufklärung ꝛc. gänzlich gebrach, und die ferner bei Ausbruch des Krieges in beträchtlichem, jedoch nicht ausreichendem Maaße in den Colonien vertheilt, und mit dem besseren Rest nicht operationsbereit war. Ihr gegenüber aber die an Tonnengehalt und Armirung, namentlich an schweren Geschützen, sowie an Panzerschutz, artilleristischer Ausbildung und solcher in Geschwaderverbänden weit überlegene Flotte der Union, unter umsichtigen entschlossenen Führern und auf dem westlichen Kriegstheater über die nahe und rasche Unterstützung an Kohlen und sonstigem Kriegsmaterial verfügend. Spanien hatte, hypnotisirt durch den nur mit der Landarmee niederzuwerfenden Aufstand auf Cuba, in den letzten Jahren alle seine verfügbaren beschränkten Mittel auf dieses Landheer verwandt, und dagegen die Flotte, die allein seinen Colonialbesitz, einer Seemacht wie der Union

Digitized by Google

gegenüber, aufrecht zu erhalten vermochte, vernachlässigt, ohne zu bedenken, daß auf die Dauer ein erfolgreicher Widerstand seiner Landtruppen in den Colonien nur vermöge ungehinderter Nährung durch das Mutterland, welches denselben allein die Waffen, die Munition und fast sämmtliches sonstiges Kriegsmaterial und selbst einen Theil des für Europäer in subtropischen Ländern unerläßlichen Proviants zu liefern vermochte, geleistet werden konnte. Die Vernachlässigung der Flotte war eine so gewaltige, daß das beste Geschwader Spaniens, dasjenige des Admirals Cervera, in Folge des Kohlenmangels und seines langsamen veralteten Kohlenergänzungsverfahrens, Santiago nicht mehr rechtzeitig zu verlassen vermochte und der Katastrophe vom 2. Juli um so eher zum Opfer fiel, als völlig ungeübte Maschinisten die Maschinen hatten derart verkommen lassen, daß die Fahrgeschwindigkeit der neuen vier Panzerkreuzer von 20 Knoten auf 10—14 Knoten herabgesunken war. Bei Manila aber hatte man bekanntlich in jeder Hinsicht veraltete Holzschiffe dem völlig modernen amerikanischen Geschwader gegenüber gestellt.

Die aus dem Kampfe zur See resultirenden Lehren des Krieges lassen sich im Speciellen in Folgendem zusammenstellen. Nicht im Kreuzer- oder Kaperkriege, sondern in den Geschwaderkämpfen der Schlachtschiffe liegt die Entscheidung, und zwar bilden nicht Panzerkreuzer, sondern große moderne Schlachtschiffe mit starkem Panzerschutz und sehr starker Armirung, namentlich an Schnellfeuergeschützen, die wichtigsten tactischen Einheiten einer Schlachtflotte. Es kommt bei den Schlachtschiffen weniger auf außerordentliche Geschwindigkeit und Manövrirfähigkeit, als auf die erwähnten Eigenschaften an: Geschützbedienung und Maschinistenpersonal müssen gründlichst geschult sein, und durch die erforderlichen Schieß- und Fahrtübungen vorgebildet. Den Uebungen im Aufklärungsdienst der Kreuzer ꝛc., der bei den Amerikanern recht mangelhaft war, ist große Sorgfalt zuzuwenden. Beim Bau von Schlachtschiffen darf kein Holz verwandt werden. Der Werth der Schnellfeuergeschütze hat sich als ein ganz enormer herausgestellt; die entscheidendste Wirkung im Rumpf der feindlichen Schiffe hatten 10—15 cm Schnellade-Kanonen. Die Feuerschutzvorrichtungen, mit Ausnahme von Schläuchen und Mundstücken, müssen geschützt unterhalb des Panzerdecks liegen. Es scheint geboten, Torpedos aus Schlachtschiffen nur aus Unterwasserrohren zu verfeuern und unterhalb des Panzerdecks aufzubewahren, und es empfiehlt sich deßhalb vielleicht auch das Oberwasser-Heckausstoßrohr, welches unsere neuesten schweren Schiffe noch haben, wegfallen zu lassen. Bei allen Geschützen sind Panzerschutz oder mindestens gute Stahlschilde zur Deckung der Geschützbedienung unbedingt nöthig. Ferner genaue Distanzmesser und Feuer nur auf wirksame Entfernungen.

In der activen Verwendung der Torpedos sind, wenn man die nicht völlig feststehende Explosion der Maine als eine solche gelten lassen will, keine Erfahrungen im Cuba-Kriege oder bei Manila gemacht worden. Die Grundsätze, die sich im Laufe der Zeit dafür gebildet haben, bleiben daher auch ferner noch in Kraft. Allein es hat sich deutlich gezeigt, daß die Torpedoverwendung auf's Sorgfältigste geübt werden muß, um zu Leistungen zu befähigen. Denn die Spanier verstanden es in Ermangelung dieser Uebung nicht, von ihren Torpedos activen Gebrauch zu machen, und die gebotene häufige nächtliche Beunruhigung und Ermüdung der Amerikaner durch die spanischen Torpedojäger fand keineswegs statt. Dagegen hat sich die Wirksamkeit starker Torpedosperren, die vom Feuer des Vertheidigers beherrscht werden, bei Santiago glänzend bewährt. Die Wichtigkeit rechtzeitiger Ergänzung der Kohlenvorräthe und der Besitz von Kohlendepots und Kohlenstationen und Flottenstützpunkten wurde durch den spanisch-amerikanischen Krieg deutlich illustrirt, und die Besitzergreifung Portorico's durch die Union zielt in dieser Richtung ab.

Wenn somit, wie das bei dem ganz überwiegend zur See geführten Kriege nahe lag, der Hauptantheil seiner Lehren auf den Seekrieg entfällt, so blieb jedoch auch der Landkrieg auf Cuba und der kurze auf den Philippinen nicht ohne Fingerzeige. Der Werth improvisirter Befestigungen zeigte sich, wenn auch keineswegs mit dem Erfolge derjenigen von Plewna, auch bei Santiago; ebenso deutlich aber auch die Vorbedingung, daß sie gehörig besetzt, armirt und approvisionirt sein müssen, wenn ihre Vertheidigung Aussicht auf Erfolg bieten und nicht zu einer Katastrophe wie die bei Santiago führen soll. Der Bericht des General Linares an General Blanco zeigt, welch' schwere Unterlassungssünden die spanische Heeresleitung in dieser Hinsicht bei Santiago beging, und daß in Folge der spanischen Mißwirthschaft auf beiden Gebieten der Wehrmacht, sowohl das Geschwader Cervera's wie die Truppen des Generals Pando den Amerikanern unterlagen. Zersplitterung der spanischen Truppen in der Provinz Santiago de Cuba, in Folge dessen zu schwache Besetzung Santiagos, unbrauchbare Munition, nach wenigen Schüssen unbrauchbar werdende, zum Theil veraltete und überhaupt minderwerthige Geschütze, Mangel an Proviant sowie an Organisation des Lazareth- und sonstigen Sanitätswesens entzogen den Spaniern bei Santiago, ungeachtet ihrer besseren Infanterie-Bewaffnung jede Aussicht auf Erfolg, und die Niederlage der alten Militärmacht auch zu Lande war um so kläglicher, als sie einem für den Feldkrieg im größeren Stil völlig unorganisirten und ungeschulten Gegner gegenüber erfolgte, bei dem schon vor Santiago sich die schwersten Mängel der Organisation, der Ausrüstung, des Sanitätswesens, Trains, Unterkunftsmaterials und selbst der Verproviantirung fühlbar machten. Mangelnde Kriegsvorbereitung in fast jeder Hinsicht, Günstlingswirthschaft und Nepotismus in der Besetzung der Führer- und Beamtenstellen, Corruption der Militär-Verwaltung, hervortretend bei der Auswahl der Lagerplätze des Heeres im Interesse gewisser Eisenbahngesellschaften, Rivalität zwischen dem Kriegsminister und dem Armee-Obercommandanten, treten immer deutlicher als die tiefen Schäden der unorganisirten Feldarmee der Union hervor, die, in Folge der Mißwirthschaft, auf Cuba, physisch so herunter kam, daß sie thatsächlich nicht im Stande gewesen sein würde, dort den Feldzug weiter fortzuführen. Die Annahme erscheint gerechtfertigt, daß, wenn Spanien den Krieg mit seiner bei Havanna in verhältnißmäßig guter Verfassung befindlichen Landarmee fortgeführt hätte, die Amerikaner dort schweren Niederlagen entgegen gegangen wären.

Der Werth einer rechtzeitigen tüchtigen Kriegsvorbereitung ergiebt sich prägnant aus dem Feldzuge auf Cuba sowohl wie aus dem auf den Philippinen, wo die Spanier in Ermangelung einer solchen selbst vor den aufständischen Tagalen zurückweichen mußten. Allein noch werthvoller wäre es offenbar, wenn die Milliarden und die tausende von Menschenleben, die der Krieg durch Verwundung und Krankheit verschlang, nicht hätten geopfert zu werden brauchen, sondern der Conflict zwischen der Union und Spanien durch ein internationales Schiedsgericht, ohne diese enormen Opfer, hätte beigelegt werden können. Die Lehre aber von den verheerenden unmittelbaren Folgen für beide Gegner und der Verderblichkeit und den verhängnißvollen Consequenzen eines jeden Krieges für den Unterliegenden, scheint uns nicht die unwichtigste zu sein, die wir aus dem spanisch-amerikanischen Kriege ziehen müssen. Miles.

Digitized by Google

Der Friedenszar.

Von Professor Arthur Kleinschmidt (Heidelberg) *).

Dem finster dreinblickenden Vater, den seine Russen kannten, folgte der ihnen und Europa unbekannte jugendliche Sohn, eine bescheidene, schwächliche, einsilbige Persönlichkeit. Er hatte 1890/91 eine Weltreise mit seinem Freunde, dem Fürsten Jesper Uchtomski, gemacht, deren Erlebnisse Letzterer 1893 herausgab; in Japan hatte ihn ein Fanatiker überfallen, aber Prinz Georg von Griechenland, der die Reise mitmachte, hatte ihm das Leben gerettet. Jetzt wurde er Kaiser und heirathete inmitten der tiefsten Trauer am 26. November in St. Petersburg seine holdselige Braut. „Ich will nicht nur Nikolaus II., sondern auch ein zweiter Nikolaus sein", soll er gesagt haben und er hat dessen Muth geerbt, er fürchtet den Tod nicht, er ist Fatalist und weiß, das Schicksal ist unabwendbar. Darum beseitigte er sofort die ängstlichen Absperrungsmaßregeln des Vaters, ging unter sein Volk, wenn auch Verschwörer darunter waren, verbat sich die Bewachung auf Schritt und Tritt durch die Polizei, promenirte mit der Kaiserin in den Straßen oder fuhr im offenen Wagen; er richtete seinen Hofhalt möglichst einfach ein, was mit der üblichen zarischen Pracht im grellsten Widerspruche stand, er erleichterte den Zutritt zu ihm, er las alle Bittschriften selbst und arbeitete unermüdlich**). Bei der Krönung in Moskau, am 26. Mai 1896, ereignete sich das grauenhafte Unglück auf dem Chodinski-Felde, weil der Oberpolizeimeister und Andere ihre Schuldigkeit verabsäumten, als die üblichen Geschenke unter die nach Hunderttausenden zählende Menge vertheilt werden sollten: Nikolaus machte mit den Schuldigen kurzen Proceß und veröffentlichte unerhörter Weise seine Entschließung in einem Ukas; er erstrebte, was sein Vater vergebens wollte, die Befreiung der Geister in Rußland vom Schmutze der Corruption, offene Gerechtigkeit.

Kaum war Nikolaus II. Kaiser, so erlag Giers am 26. Januar 1895 schweren Leiden. Der Botschafter in Berlin, Graf Paul Andrejewitsch Schuwalow, war eben von Berlin abberufen worden, um Gurko als Generalgouverneur in Warschau zu ersetzen, wofür das jubelnde Warschau illuminirte, und Kaiser Wilhelm II., der mit Schuwalow enge befreundet war, hatte ihn bei dem Abschiede nicht genug feiern können; an seine Stelle sollte Fürst Alexei Borissowitsch Lobanow-Rostowski, seit Juni 1882 Botschafter in Wien, treten. Nach einem Besuche bei dem Papste, der ihm das Großkreuz des Christus-Ordens in Brillanten gab, war Fürst Lobanow-Rostowski im Januar 1895 für Berlin ernannt, als sich Nikolaus anders entschloß und ihm im Februar 1895 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten provisorisch, am 19. März definitiv übertrug, zum Botschafter in Berlin aber den langjährigen Gesandten in München, Grafen Nikolai von der Osten-Sacken, ernannte. Im October 1895 ging Durnowo als Minister des Inneren ab und wurde Präsident des Ministercomités, mit der Verwesung des Ministeriums wurde Iwan Longinowitsch Goremykin betraut, seit Januar 1896 definitiv Minister des Inneren, eine große Arbeitskraft. Durnowo's Vorgänger als Präsident des Ministercomités war Bunge gewesen, der zwischen den uneinigen Ministern stets vermittelte und unter Nikolaus II. erhöhten Einfluß gewann, doch war Bunge im Juni 1895 gestorben: Bunge's Nachfolger als Finanzminister war Iwan Alexejewitsch Wyschnegradski, den man für ein Finanzgenie hielt, während seine Leistungen Schaustücke ohne nachhaltige Wirkung waren; er rieb sich stets an Bunge, dieser aber rächte sich edelsinnig, indem er Wyschnegradski's viel angefochtene Budgets vertheidigte. Nach Wyschnegradski's Rücktritt im September 1892 wurde Ssergei Jurjewitsch Witte, den man „den Miquel Rußlands" genannt hat, ein Mann von seltenen Fähigkeiten, Finanzminister (definitiv Neujahr 1893); er schloß im Frühjahr 1894 noch unter Alexander III. den Handelsvertrag mit dem Deutschen Reiche. Pobedonoszew blieb Oberprocureur der Heiligen Synode und behielt großes Ansehen bei Nikolaus, der ihm bei der Enthüllung des Denkmals Alexander's II. in Moskau am 28. August 1898 in einem ungemein gnädigen Rescripte als dem Letzten noch im gleichen Amte befindlichen nächsten Mitarbeiter Alexander's II. für seine Leistungen dankte und den St. Andreas-Orden verlieh. Den weitest gehenden Einfluß aber auf den jungen Herrscher hat die Mutter, eine die Herrschaft liebende Frau, welche sich gern vor die regierende Schwiegertochter, eine sanfte, bescheidene Natur, stellt und der ihr Sohn mit liebevoller Pietät anhängt.

Im Jahre 1896 entschloß sich das junge Kaiserpaar nach langem Aufschub zur Antrittsreise an die großen Höfe. Ende August traf dasselbe in Wien ein, wo Nikolaus ausgezeichnet gefiel und wo wegen der Balkanhalbinsel zwischen den Staatsmännern beider Reiche wichtige Abmachungen eingeleitet wurden; in Wien traf Nikolaus die Nachricht von den Abschlachtungen armenischer Christen in Constantinopel — und der Zar gilt doch für den berufenen Schutzherrn der orientalischen Christenheit! Tiefbewegt fuhr das Kaiserpaar am 30. August nach Kiew, wo der Grundstein zu einer Kirche gelegt werden sollte, — da starb Fürst Lobanow-Rostowski am 31. August plötzlich im Coupee bei Schepetowka, vom Schlage getroffen. Wer sollte den bedeutenden Diplomaten ersetzen? Graf Paul Andrejewitsch Schuwalow, der Generalgouverneur in Warschau. Am 2. September aber lähmte die Gicht diesem die linke Seite und im December mußte er sein Amt niederlegen, in dem ihm Fürst Imeretinski folgte. Der frühere Adjunct von Giers, Geheimrath N. P. Schischkin, übernahm interimistisch das Ministerium des Aeußeren und begleitete das Zarenpaar fortan auf der Reise als erster Beirath. In Breslau fand im September die Begegnung mit Wilhelm II. statt, dem sein Großvater jüngst noch die Freundschaft mit Rußland auf die Seele gebunden hatte, wie einst Nikolaus I. seinem Sohne die Freundschaft mit Preußen. Der Draht zwischen Berlin und St. Petersburg schien aber zerrissen zu sein, Alexanders III. Freundschaft für Frankreich — er zuerst unter Rußlands Herrschern hörte die Marseillaise stehend und barhäuptig an — war auf Nikolaus II. übergegangen, und so konnte der Toast, in dem Wilhelm der auf schlesischer Erde eingeleiteten Waffenbrüderschaft der Preußen und Russen gegen Napoleon I. gedachte, bei Nikolaus keinen Widerhall finden; er verkündete vielmehr kühl, er wollte den Traditionen seines Vaters treu bleiben. Wie jubelten die Franzosen über diese Verheißung, über diese Betonung der guten Beziehungen der Autokratie zur Republik! Nikolaus und Alexandra kamen im October nach Paris, wo man sie natürlich glänzend feierte, Polen war vergessen, Rußland war die Sehnsucht aller Herzen, man erwartete dem Dreibunde gegenüber eine Allianz Rußlands mit Frankreich und die Rückerwerbung Elsaß-Lothringens. Gabriel Hanotaux, der hervorragende Minister des Aeußeren, Historiker und Biograph Richelieu's, hatte schon 1895 mit dem Fürsten Lobanow-Rostowski

*) Aus dem nächste Woche bei Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung) in Berlin erscheinenden Werke „Drei Jahrhunderte russischer Geschichte". Nachdem der Verfasser in seinen früheren Schriften einzelne Epochen der modernen russischen Geschichte seiner Beurtheilung unterzogen hat, behandelt er hier die neuere Gesammtentwickelung Rußlands seit Thronbesteigung der Romanows, und zwar nicht bloß die äußere, sondern auch die innere Geschichte, das Hof- und Privatleben der Zaren ꝛc., wobei er sich vorwiegend auf russische Quellen stützt und mit der officiösen russischen Geschichtsauffassung häufig in Widerspruch befindet. In seltener Vereinigung finden sich in dem Werke historische Treue und eine Darstellungsart, welche die Lectüre des Buches spannend und unterhaltend wie die eines Romanes erscheinen läßt.

**) In neuerer Zeit soll Nikolaus etwas ängstlicher im öffentlichen Erscheinen sein, zumal man davon munkelt, ein Dynamitattentat sei 1898 bei Einweihung einer Kirche in St. Petersburg gegen ihn und seine Familie geplant, aber zeitig entdeckt und vereitelt worden.

Digitized by Google

Freundschaft geschlossen, jetzt erhielt er das Großkreuz des St. Alexander Newski-Ordens und das Bild des Zaren, Schischkin erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. Der Präsident der Republik, Felix Faure, hatte zum Jubel der Chauvinisten gewissermaaßen als Ausgleich für die Kieler Feste im Juni 1895 den St. Andreas-Orden erhalten, jetzt durfte er als der erste Präsident der Republik den Besuch des Autokraten entgegen nehmen und war eins mit Frankreich im Bewußtsein, in Nikolaus einen Freund empfangen und entlassen zu können. Dem Worte Allianz aber, das Faure durchaus aus Nikolaus' Munde vor Europa laut verkündet wissen wollte, ging der verschlossene, wortkarge und nachdenkliche Freund beharrlich aus dem Wege; Nikolaus verließ Paris, ohne die Allianz geschlossen zu haben.

Alexander III. hatte von moderner Freiheit nichts wissen wollen, Nikolaus II. regiert noch viel zu kurz, um ein Urtheil über seine Stellung hierzu fällen zu können; von der Ausgestaltung der Selbstverwaltung scheint er nicht viel zu halten und konstitutionelle Velleitäten liegen ihm völlig fern*). Wie warm er aber für sein Volk empfindet, zeigte im August 1898 die Feier der Enthüllung von Alexanders II. Denkmal in Moskau, bei der er in allererster Linie immer wieder den reichen Segen der Bauernbefreiung hervorhob. Den Polen erwies sich Nikolaus von Anfang an gnädig, Fürst Imerentinski machte den Katholiken trotz der Einsprache Pobedonoszews eine Reihe Concessionen, die polnische Sprache wurde an den polnischen Gymnasien obligatorisch; als darum das Zarenpaar Warschau besuchte, wurde es mit großem Jubel empfangen, aber dem Jubel folgte rasch die Ernüchterung, Pobedonoszew gewann neue Macht, die Polen wurden wieder als Feinde der Orthodoxie angeschwärzt und die Politik der Aussöhnung, die Fürst J. Uchtomski beständig empfiehlt, scheint nicht zur Geltung kommen zu sollen, wenn auch die städtische Selbstverwaltung mit Neujahr 1899 in Polen eingeführt werden soll.

Pobedonoszew und seine Leute riefen, als die griechisch-kretische Frage auf's Tapet kam, nach einem Kreuzzuge gegen die Türken und nach Unterstützung der Hellenen; der dänische Hof, den Nikolaus im September 1896 besuchte, um „der Schwiegermutter Europas", der jüngst verstorbenen Königin Louise, zum Geburtstage zu gratuliren, wollte ihn veranlassen, seinem Lebensretter, dem Prinzen Georg von Griechenland zuliebe, Griechenland im Kampfe zu unterstützen, er aber entschied sich für volle Neutralität und begnügte sich mit dem Versprechen, in Georgs Einsetzung zum Generalgouverneur von Kreta einzuwilligen, wenn Kreta unter türkischer Oberhoheit bleibe und Europa die Candidatur Georgs aufstelle. Seit Neujahr 1897 leitete Graf Michail N. Murawjew das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, im April d. J. wurde er definitiv Minister; er ist der Enkel des einstigen gefürchteten Dictators in Wilna. Im Jahre 1897 erfolgten die Gegenbesuche für das vorige Jahr. Im April erschienen Franz Joseph, Erzherzog Otto und Graf Goluchowski, der Minister des Aeußeren, in St. Petersburg, und Franz Joseph wie Nikolaus verbürgten einander angesichts des türkisch-griechischen Kampfes das Festhalten am europäischen Frieden. Im August traf Wilhelm II. in St. Petersburg ein und die Politik des Friedens wurde bekräftigt, wohl auch die ostasiatische Frage berührt. Nikolaus lud Faure zu sich ein, ja er schrieb ihm: „Ganz Rußland erwartet Sie", beide Nationen fanden sich im Bruderkusse, den Nikolaus und Faure im August in Kronstadt austauschten, unter den Klängen der Marseillaise defilirten die russischen Truppen am Fracke des Präsidenten vorüber. Und diesmal rastete Faure, der mit seltener Auszeichnung behandelt wurde, nicht, bis er das Wort „alliirte und befreundete Nation" vom Zaren offen ausgesprochen hörte. So ist denn dem Dreibunde gegenüber ein Zweibund entstanden, aber das mag sich Frankreich sagen, daß Rußland unter keiner Bedingung zu Revanchepläne gegen Deutschland zu haben ist, es wird Nikolaus niemals einfallen, um der schönen Augen Frankreichs willen einen Krieg zu führen. Die plötzliche Abberufung Mohrenheim's, des in Frankreich vergötterten Mitvaters der Allianz, und seine Ersetzung durch den Fürsten Ljew Pawlowitsch Urussow war bereits ein Fingerzeig für Frankreich, an weiteren wird es gewiß nicht mangeln.

Die orientalische Frage hatte seit 1774 in erster Linie die russische Politik beschäftigt, erst unter Niklaus II. trat sie vor einer neueren zurück. Persiani wurde von Belgrad, Hitrowo von Bukarest abberufen, Ignatjews Schüler und Nachfolger, A. J. Nelidow, wurde im Juli 1897 von Konstantinopel nach dem Quirinal versetzt und sein Erbe am Bosporus wurde Sfinowjew. Rußland söhnte sich mit Bulgarien aus, Fürst Ferdinand erschien 1898 in St. Petersburg, nachdem er die Gunst der Orthodoxen durch die griechisch-katholische Taufe seines Kronprinzen Boris, bei dem der Zar Pathe stand, erlangt hatte. Wie dem Panslawismus nicht mehr die alte Geltung inne wohnt, zeigt das Sinken des Ansehens des Generals Komarow und anderer Schreier; vor Kurzem wurde Komarow, der in Böhmen in russischer Uniform Hetzreden hielt, von seiner Regierung jedes officielle Auftreten verboten; sein Organ „Licht" (Swjet) beherrscht nicht mehr die Presse. So findet denn auch die großserbische Idee keine Unterstützung mehr in St. Petersburg. Mit Oesterreich aber scheint ein Abkommen getroffen worden zu sein, welches die Interessensphäre auf der Balkanhalbinsel regelt und Rußland für den Fall einer einstigen Theilung Rumänien und Bulgarien zuweist, deren Herrscher im Zaren ihren Protector erblicken. Die andere Weltfrage, die sich heute aufrollt, ist die ostasiatische, der Krieg Japans mit China hat sie aufgeworfen und Rußland geht in ihr einen Weg mit Deutschland und mit Frankreich; China ist das moderne Polen, es ist schnittreif. Im Jahre 1896 sandte Nikolaus auf Bitte des Königs von Korea Instructoren und einen Finanzrath nach dessen Residenz Seul, und Korea wurde von Japan völlig unabhängig, Rußland lieh Korea kräftige Hilfe, der Gesandte in Tokio, Baron Rosen, schloß mit dem japanischen Minister des Aeußeren Baron Nissi ein Abkommen, wonach beide Kaiserreiche Korea gegenüber stets gemeinsam handeln wollen, am 9. Juni 1896 unterzeichneten es in Moskau Fürst Lobanow-Rostowski und der Marschall Marquis Jamagata. Durch den Vertrag von Peking vom 27. März 1898 trat China Port-Arthur und Talien Wan mit den dazu gehörigen Ländereien und territorialen Gewässern auf 15 Jahre zur Nutznießung an Rußland ab, dessen Truppen schon Tags darauf Besitz ergriffen; Rußland erhielt im Vertrage die hochwichtige Erlaubniß eines Eisenbahnbaues, so daß beide Häfen mit der großen transsibirischen Eisenbahnlinie verbunden werden können. Die Briten sind über dies Eintreten Rußlands in die chinesische Theilung ebenso ergrimmt wie über das Eintreten Deutschlands.

Das russische Verkehrswesen hat in den letzten Decennien ungeheure Fortschritte gemacht, die Eisenbahnen*) in Sibirien ziehen diese Riesenflächen in den Bereich des Culturlebens**) herein und erweitern die Bedeutung Rußlands als Militärmacht. Die Flotte wird immerzu verstärkt, neben Kronstadt wird Libau ein Kriegshafen ersten Ranges wie Sewastopol und Batum, das seit 1886 nicht mehr Freihafen ist; für Ostasien kommen als Kriegshäfen Wladiwostok und Nikolajewsk

*) Als die Semstwos ihm nach der Thronbesteigung durch eine Deputation Wünsche nach konstitutionellen Einrichtungen vortrugen, wies sie Nikolaus schroff zurück.

*) Nikolaus II. war als Thronfolger Präsident des sibirischen Eisenbahncomités.

**) Nikolaus thut viel zur Hebung des Volksunterrichts in Rußland; in Sibirien, dessen Justizordnung ganz veraltet war, führte er die Geschworenengerichte und eine Reihe moderner Einrichtungen auch auf kriminalrechtlichem Boden in's Leben.

Digitized by Google

besonders in Betracht. Das Landheer ist eines der gewaltigsten der Welt und wird beständig verbessert; Rußland darf wohl als Militärmacht ersten Ranges gelten.

Um so allgemeiner war darum das Erstaunen des Erdballs, als Nikolaus II. bei dem ersten Besuche, den er seit seiner Krönung mit der geliebten Kaiserin „dem Mütterchen Moskau" abstattete, die Feier der Enthüllung des vom russischen Volke errichteten und von Alexander III. begonnenen Denkmals des Zaren-Befreiers dazu wählte, um durch den Minister des Aeußeren, Grafen Murawjew, ein Manifest des ewigen Friedens verkünden zu lassen. Während die Feier einen sehr militärischen Charakter trug und Vertreter der fremden Regimenter, deren Chef Alexander II. gewesen, ihr anwohnten, verkündete das Manifest Murawjew's vom 28. August 1898 in meisterhafter Form und in unwiderleglicher Ausführung dem Kriege den Krieg und empfahl als gebieterische Nothwendigkeit, als einzige Rettung für die unter fortgesetzten Kriegsrüstungen verblutende und verhungernde Welt den Frieden. Das Manifest fand trotz seines humanitären, der russischen Tradition absolut widerstreitenden Charakters in Europa eine getheilte Aufnahme*), es eröffnete ja Großbritannien, das eben China mit Krieg bedrohte, die Aussicht auf völlige Isolirung und benahm Frankreich die letzte Hoffnung auf Mithülfe bei einem Revanchekriege gegen Deutschland. Und eben gerade hatte Faure in einem huldigenden Telegramme an den Jahrestag des Besuches der russischen Majestäten auf seinem Schiffe am 25. August 1897 erinnert; die sehr warme Antwort mußte ihn nun allein befriedigen. Wird auch das Manifest nicht ausgeführt, so ist es doch, als vom Zaren ausgehend, ein diplomatischer Zug von eminenter Wirkung und sichert Nikolaus, dessen Anfänge auf eine gesegnete Regierung hoffen lassen, einen Ehrenplatz in der Weltgeschichte. Daß gleichzeitig mit dem Manifeste und mit den Feierlichkeiten, in deren Mitte die Bauernbefreiung stand, die starre Orthodoxie in der Person Pobedonoszews verherrlicht wurde, beeinträchtigte die Wirkung auf das unbefangen denkende Europa.

Der Kampf der Verkehrsanstalten.

Von Director A. L. Müllner.

Der Kampf um's Dasein tobt nicht bloß unter den einzelnen Menschen, unter den Völkern und Staaten, sondern auch innerhalb eines Staates und sogar unter den Verkehrsanstalten eines und desselben Staates. Nun ist es aber Aufgabe des Menschen und insbesondere auch des Staates, in diesem Kampf ausgleichend und Richtung gebend einzugreifen und mit der uns verliehenen Vernunft nach Principien und Normen zu suchen, die zum Frieden und Fortschritt führen. Doch scheint diese Erkenntniß noch nicht überall bei unseren Verkehrsbehörden zum Durchbruch gekommen zu sein. Wie vielfach im Argen diese Verhältnisse bei uns liegen, hat namentlich der verdienstvolle und rührige Nürnberger Nationalökonom Dr. Gottfried Zoepfl in verschiedenen streitbaren Brochuren gezeigt.**) Als Secretär des Vereins für Hebung der Fluß- und Canalschifffahrt in Bayern und der Vereinigung der bayrischen Holzinteressenten hat er zwar zuvörderst süddeutsche Verhältnisse im Auge, aber die Mainlinie existirt im Verkehrswesen am allerwenigsten mehr und auch der preußische und überhaupt norddeutsche Verkehr findet in ihm einen ebenso guten Kenner, wie eifrigen Anwalt. Wenn er z. B. anerkennen muß, daß die preußische Eisenbahnverwaltung zwar im letzten Jahrzehnte eine ganze Reihe von speciellen Tarifermäßigungen hat eintreten lassen, so entgeht es diesem scharfsinnigen Beobachter doch nicht, daß sie sich dabei vom reinen Opportunitätsgesichtspunkte leiten ließ. „Wirthschaftspolitisch hat diese Tarifpolitik zum großen Theile auch viel Gutes bewirkt, allein als Begleiterscheinung hierzu trat ein zunehmender Mangel an Grundsätzen auf, so daß man jetzt nur noch von Tarifen, Erhöhungen und Ermäßigungen, aber nicht von einem Tarifsystem und einer Tarifreform reden kann. Statt der großen Reform des Eisenbahntarifwesens kam vielmehr die fiscalische Richtung — von Fall zu Fall gemildert durch die einschlägigen handels- und wirthschaftspolitischen Gesichtspunkte — zur Herrschaft, und die Erzielung von Ueberschüssen wurde ein Hauptziel der Eisenbahnverwaltung". Das trifft allerdings den Nagel auf den Kopf. Und da ihm schon ex officio die Zukunft der Wasserstraßen am Herzen liegt, so polemisirt er besonders schneidig gegen alle Fachleute, denen der Aufschwung der Wasserstraßen schon darum ein Aerger ist, weil sie vielfach eine Concurrenz der Eisenbahnen sind. Darum erscheint es nicht ganz unbegreiflich, daß einige ausgezeichnete Eisenbahnfachleute ihrem Aerger über diese Entwickelung, die sie nicht zu ändern vermochten, durch eine heftige Polemik gegen die besser gestellten Wasserstraßen Luft machten. Die Unrichtigkeit z. B. des Ulrich'schen Arguments, daß die Eisenbahnen jetzt schon auf den Concurrenzlinien mit den Wasserstraßen ebenso billig transportiren wie diese, obwohl sie außer den Selbstkosten noch die großen Ueberschüsse für den allgemeinen Etat aufbringen müßten, daß also die Eisenbahnen die Wasserstraßen an Billigkeit erheblich übertreffen und dadurch überflüssig machen würden, wenn die Wasserstraßen auf gleiche finanzpolitische Grundlage mit ihnen gestellt würden, liegt auf der Hand, denn das weiß doch ein Jeder, daß aus dem Verkehr, den die Eisenbahnen aus Concurrenzrücksichten durch Herabsetzung ihrer Tarife auf die Frachten der Schifffahrt an sich ziehen, die großen Ueberschüsse der Eisenbahnverwaltung nicht herzuleiten sind. „Es ist nichts Anderes als St. Florianspolitik, die Uebertragung des unheilvollen fiscalischen Princips von den Eisenbahnen auf die Wasserstraßen, und es ist Aufgabe, nicht nur der Interessenten, sondern der wissenschaftlichen Vertreter der Binnenschifffahrt, die Regierungen vor dieser falschen Politik zu warnen."

Beherzigenswerth sind besonders Zoepfl's Argumente gegen die Praxis, die sich bei uns in Deutschland in neuester Zeit immer mehr eingebürgert hat, nämlich die Eisenbahnen als den „reichen Onkel" zu betrachten, der die ganze Staatsfamilie ernähren muß. Dieser Ausdruck findet sich in einem Artikel des Chefredacteurs der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen über die Verwendung der Eisenbahnüberschüsse, in welchem weiterhin folgende beachtenswerthe Bemerkungen gemacht werden: „Man braucht die pessimistischen und oft recht übertriebenen Befürchtungen gewiß nicht zu theilen, welche gerade in der letzten Zeit anläßlich der Betriebsunfälle und des Wagenmangels über die Zukunft unseres Eisenbahnwesens in der Tagespresse laut geworden sind —, aber so viel scheint festzustehen, daß es Geld, sehr viel Geld kosten wird, wenn sich die deutschen Eisenbahnverwaltungen Angesichts der in den letzten Jahren eingetretenen, wahrhaft explosiven Verkehrssteigerung auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit halten wollen. Der „Hamburger Correspondent" führte vor einigen Tagen sehr mit Recht aus, daß das Wachsen des Verkehrs vom finanziellen Standpunkt aus nur im Anfang eine reine Freude sei, daß dann aber eine Zeit folge, in der die Vermehrung der Betriebseinnahmen in immer steigendem Maaße durch die Steigerung der Ausgaben ausgeglichen werde, weil die stehen-

*) Die Industrieactien stiegen sofort, die Papiere von Maschinenetablissements sanken. Merkwürdigerweise erschien gleichzeitig mit dem Manifeste die Verfügung, zwei neue Kadettenkorps in Warschau und Odessa zu errichten.

**) „Die Finanzpolitik der Verkehrsanstalten". — „Mittelländische Verkehrsprojecte." — „Die Eisenbahntariffrage unseres Holzverkehrs". — „Die weltwirthschaftliche Lage und die mitteleuropäischen Canalprojecte". Sämmtlich erschienen bei Siemenroth & Troschel in Berlin.

Digitized by Google

den Anlagen und die Betriebsmittel der Bahnen den wachsenden Bedürfnissen des steigenden Verkehrs nothwendiger Weise, und zwar so rasch wie möglich angepaßt werden müssen. „Die Millionen-Mehreinnahmen der letzten Jahre sind auch keine reine Freude — wenigstens nicht für die Eisenbahnverwaltungen —, das kann man wohl schon nach den bisherigen Erfahrungen mit Bestimmtheit sagen. Die Eisenbahn ist eben kein Apfelbaum, der heuer ein Scheffel und über's Jahr — unter sonst gleichen äußeren Verhältnissen — fünf Scheffel Früchte bringt. Je größer die Verkehrssteigerung ist, um so gerechtfertigter und um so dringender erscheint die Mahnung, auch dem Verkehr selbst sein Recht werden zu lassen, um so größer auch die Gefahr, daß die vorhandenen Anlagen dem Bedürfniß nicht mehr genügen. Die Entwickelung unserer wirthschaftlichen und Verkehrsverhältnisse hat in den letzten Jahren ein Tempo eingeschlagen, welches jede Berechnung nahezu illusorisch macht, und Niemand kann verbürgen, daß sich dieses Tempo in absehbarer Zeit wieder verlangsamt. Von der Eisenbahn verlangt man aber — und wohl nicht mit Unrecht —, daß sie allen Verhältnissen gewachsen sei, und zwar auch solchen, die nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge nicht vorausgesehen werden konnten. Die Einwendungen, welche in solchen Fällen der Privatmann gebrauchen kann, um sein Unvermögen zu motiviren, sind der Eisenbahn versagt. Um so weniger können aber die Eisenbahnverwaltungen in ihrem eigenen und im Interesse des Verkehrs auf eine gewisse finanzielle Beweglichkeit verzichten, um so mehr haben sie Anspruch darauf, daß ihnen Dasjenige, was sie zur Befriedigung der jeweilig hervortretenden, oft im Voraus gar nicht zu übersehenden Verkehrsansprüche brauchen, vor allem Anderen und ohne Rücksicht auf sonstige Staatsbedürfnisse zugeschieden wird."

Die Folge der Verwendung der Eisenbahnüberschüsse für andere Staatsbedürfnisse ist, daß der Staatshaushalt sich immer mehr auf diese Finanzquelle einrichtet, daß er sie nicht mehr entbehren kann, und wenn großer Bedarf ist, eben mehr aus den Eisenbahnen herausgepreßt werden muß. Die Eisenbahnverwaltung dagegen muß für sich auf das Aeußerste sparen bei allgemeinen Tarifermäßigungen, Gehaltsbemessungen, muß zurückhaltend sein gegen Neuerungen und Ergänzungen, muß zusehen, wie Betriebsunfälle sich häufen, wie der Wagenmangel sich steigert und wie an den Pfingstfeiertagen das Publicum in Viehwagen transportirt wird; denn sie hat ja in erster Linie nicht für sich zu sorgen, sondern für Justizbeamte, Schulbauten, Militärausgaben u. dgl. Dahin kommt man, wenn man bei der durch keine private Concurrenz in Schach gehaltenen monopolitischen Verwaltung der staatlichen Verkehrsanstalten das Princip der Finanzquelle zuläßt. Am ärgsten ist dies in Preußen der Fall, wo die Eisenbahnüberschüsse im Etat nachgerade die ausschlaggebende Rolle spielen. Sie decken nicht nur die Zinsen der gesammten Staatsschuld, sondern werfen überdies noch an die 50—100 Millionen jährlich ab für andere Zwecke. Ulrich giebt uns nähere Aufschlüsse und legt dar, daß die preußischen Staatseisenbahnen durch Reinerträge nicht nur ihr gewaltiges Anlagecapital verzinst haben, sondern es sind noch nahezu 846 Millionen Mark in den 10 Jahren von 1882—1892, also jährlich durchschnittlich 84½ Millionen Mark, aus den Reinerträgen übrig geblieben, von welchen etwas über 40 Millionen Mark zur wirklichen Tilgung der Eisenbahnschuld, 395½ Millionen Mark zur Deckung anderweitiger etatsmäßiger Staatsausgaben, 403½ Millionen Mark zur außerordentlichen Tilgung von Staatsschulden und zur Verrechnung auf bewilligte Anleihen, endlich 6,6 Millionen Mark zur Ausgleichung eines Deficits im Staatshaushalte, welches anderenfalls durch Anleihen hätte gedeckt werden müssen, Verwendung gefunden haben.

In anderen Staaten liegen die Verhältnisse anders als in Preußen; von den 3393 Millionen Gulden, welche die österreichisch-ungarischen Eisenbahnen bis 1878 gekostet haben, warfen 665 Millionen Gulden bis 2, 1499 bis 4, 653 bis 5 und nur 357 über 5% an Verzinsung ab. Der Rest ergab gar keinen Ertrag; eine dem landesüblichen Zinsfuß halb entsprechende Rente gab also vom investirten Capitale nicht einmal 30%. Für das Gesammtcapital der nordamerikanischen Eisenbahnen ist für 1877 eine Verzinsung von nur 3,7% berechnet worden. In Süddeutschland will Dr. Zoepfl nicht von Eisenbahnüberschüssen reden; „wenn man aus den Jahrgängen der finanziellen Ergebnisse der Eisenbahnen den Durchschnitt zieht, kommt bei uns in Bayern gerade noch eine landesübliche Verzinsung der Eisenbahnschulden heraus, bei anderen süddeutschen Staaten wird auch diese nicht erreicht. Es fehlt ihnen in Folge der Concurrenz der norddeutschen und österreichischen Bahnen vielfach am großen Verkehr, auch fehlen leistungsfähige Wasserstraßen, welche diesen großen Verkehr, wie in Norddeutschland, lösen, heranziehen und den Eisenbahnen zuführen. Wenn man also diesen Ausgleich der Jahrgänge zuläßt, so kommen wir in Süddeutschland bei den Eisenbahnen auf das Princip der Kostendeckung, müssen uns aber, in Bayern wenigstens, davor hüten, daß wir in Folge des Ueberschußsegens der neuesten Zeit nicht auch in das preußische Fahrwasser gerathen; wir sind dazu auf dem besten Wege, denn eine Verwendung der Ueberschüsse findet auch bei uns bereits zu anderen als Verkehrszwecken statt. Die Beseitigung der Ueberschüsse und Zurückführung der Eisenbahnfinanzpolitik auf das Princip des Entgeltes wird in Bayern voraussichtlich der Localbahnbau allein besorgen, in welchem ja Bayern allen anderen deutschen Staaten vorangeht, und welcher in diesem Lande so populär ist und in so hohem Maaße gefördert wird, daß man auf die größte Betriebsamkeit des platten Landes in Bayern einen Rückschluß machen möchte. Leider mit Unrecht! Sehr viele dieser Localbahnen sind weder aus Bedürfnissen der Betriebsamkeit entstanden, noch werden sie jemals eine solche erwecken, da hierzu auch noch andere Bedingungen gehören; sie verdanken ihren Ursprung lediglich der Tüchtigkeit des die Gegend vertretenden Abgeordneten im Landtage, für den es nachgerade obligatorisch geworden ist, ein Bähnchen nach Schluß der Session mit nach Hause zu bringen. Man theilt deßhalb die bayerischen Localbahnen am richtigsten in liberale und ultramontane, auch katholische und protestantische ein, der Verkehrspolitiker wird aber die Eintheilung in berechtigte und unberechtigte vorziehen und davor warnen müssen, daß das übergroße Interesse für die Localbahnen jede Initiative für andere nothwendige Reformen und Ausgestaltungen im gesammten Verkehrswesen lahmlegt. Im rechtsrheinischen Bayern wurden von 1872—1879 15 Vicinalbahnen gebaut von insgesammt 167,3 km Länge mit einem Gesammtaufwand von 15457574 Mk. (13885096 Mk. = 89,9% Staatsaufwand und 1572478 Mk. = 10,1% Antheil der Interessenten), per km 92399 Mk. Das Gesammtcapital verzinste sich in den Jahren 1886 bis 1890 mit 1,69 bis 2,99%, der Staatsaufwand allein mit 1,89 bis 3,33%. Dazu kamen vom Jahre 1884—1890 (Gesetz vom 21./4. 1884, vom 13./1. und 29./5. 1886 und 30./4. 1888) 19 Localbahnen von insgesammt 377,82 km Länge und einem Gesammtaufwand von 22754865 Mk. (21140657 Mk. vom Staate und 1614208 Mk. von den Interessenten), per km 52284 Mk. Das Gesammtcapital verzinste sich in den Jahren 1887—1890 zwischen 4,29% (1887) bis 2,54% (1889), bei entsprechender Rücklage für Erneuerungen des Oberbaues und Betriebsmaterials mit 2,94% bis 2,83%, der Staatsaufwand allein zwischen 5,1 bis 2,75% bezw. 3,20 bis 3,10%. Soweit wäre die finanzpolitische Grundlage des bayerischen Localbahnbaues eine ganz gute. Seit dem Jahre 1890 wird aber das Bild durch den mächtigen Ansturm der extrem agrarischen Bewegung auf den Staatssäckel mehr und mehr ein anderes. Es kommen jetzt zahlreiche Localbahnen, für welche ein unbefangener Kenner des

Digitized by Google

Landes, wie Dr. Zoepfl nur ein Kopfschütteln hat. Zunächst wurden in den Jahren 1890—92 (Gesetz vom 30./4. 1888) abermals 10 Linien eröffnet bezw. gebaut mit einer Gesammtlänge von 214 km. Dann wurden durch Gesetz vom 26. Mai 1892 weitere 18 Lokalbahnen von 306 km genehmigt mit einem Aufwande von rund 19 Mill. Mk., wovon ca. 17 Mill. Mk. auf den Staat kommen. Die muthmaaßliche Verzinsung des Staatsaufwandes schwankte bei den einzelnen Linien mit Ausnahme einiger weniger zwischen 1 bis 2%. In der nächsten Session des bayerischen Landtages werden aber vermuthlich noch ganz andere Ansprüche gestellt werden. „Daß man bei solchem Localbahnaufwand keine 100 000 Mk. für die Projectirungskosten des für Bayern hochwichtigen Donau-Maincanalprojectes übrig hatte und diese Forderung schon zweimal abwies, illustrirt am besten den einseitigen rein agrarischen Charakter der neuesten bayerischen Verkehrspolitik!" bemerkt Dr. Zoepfl sehr richtig. Und die gleiche agrarische Gegnerschaft finden die Canalprojecte auch in Norddeuschland, obwohl das neueste Kaiserwort „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" gewiß auch für die Binnenschifffahrt gemünzt ist.

Als das für die nächste Zukunft Richtige stellt Zoepfl zusammenfassend auf:

> Ersatz für die Selbstkosten oder Princip der Rentabilität bei Eisenbahnen, Posten und Telegraphen, dasselbe, wenn nicht sonstige besondere Vortheile in Betracht kommen und dann etwa in der Form der Kostendeckung für Unterhaltungs- und Betriebskosten bei den Canälen, ferner Gebührenfreiheit für die im Hinblick auf die allgemeine Benützung und die von Natur bereits gegebenen Vorzüge im Laufe der historischen Entwickelung bereits unentgeltlich gewordenen Landstraßen und natürlichen, sei es regulirten oder canalisirten, Wasserstraßen.

Unter der Herrschaft dieser Grundsätze würde das System der staatlichen Verkehrsanstalten wesentlich besser als jetzt diejenigen Zwecke erfüllen, welche das Volk im Auge hatte, als es die Verwaltung derselben fast ganz monopolitisch dem Staate einräumte; jedenfalls hatte das Volk, als es dieses Monopol zuließ, nicht die Absicht, eine der wichtigsten Grundlagen seiner Volkswirthschaft auf Gnade oder Ungnade dem Ressort der Finanzen auszuliefern. Unter der Herrschaft der von Zoepfl entwickelten Grundsätze würde vor Allem Gerechtigkeit und Friede walten, wo heute Ungerechtigkeit und Kampf das Herrschende ist. „Das staatliche Verkehrsnetz würde als ein einheitliches Ganzes in allen seinen Zweigen aufgefaßt werden; nicht mehr würde ein Zweig gegen den anderen ausgespielt werden, der Staat würde den Verkehr jeweils dem billigsten Wege zuweisen und z. B., wo eine leistungsfähige Wasserstraße vorhanden ist, dieser den Verkehr zuführen und ihre Leistungsfähigkeit möglichst erhöhen. Es würde jeder Verkehrsanstalt derjenige Verkehr zugeführt werden, den sie vermöge ihrer Eigenart mit den verhältnißmäßig geringsten Betriebsausgaben und der verhältnißmäßig kleinsten Abnützung ihres Betriebsmaterials, also mit der besten Nettoeinnahme oder ökonomisch am vortheilhaftesten bewältigen kann. Für ein besonderes finanzielles Opfer würde stets der besondere Nutzen für das Gemeinwohl ausschlaggebend sein, sowie der Umstand, daß sich derselbe Nutzen durch andere Mittel in demselben Maaße nicht erreichen läßt. Namentlich in dem Verhältniß von Eisenbahnen und Wasserstraßen würde die Geltung der oben aufgestellten Grundsätze einen ganz andern Zustand als den unter der Geltung des falschen fiscalischen Princips zur Zeit herrschenden herbeizuführen. Eisenbahn und Wasserstraßen würden Hand in Hand arbeiten. Die Eisenbahnverwaltung würde nicht mehr der glücklicher beanlagten Wasserstraße wegen der Gebührenfreiheit neidisch sein, während sie selbst noch die Eigenkosten aufbringen muß, da Letzteres Jedermann wegen des Frachtbetriebes des Staates auf den Eisenbahnen und wegen der zu großen Belastung als z. Zt. richtig und gerecht erscheinen würde. Wohl aber könnte die Eisenbahn unter der Herrschaft des Gebührenprincips gleichmäßig und gerecht im ganzen Lande ihre Tarife, namentlich auch im Personenverkehr, ermäßigen, und sie würde es nicht mehr nöthig haben, auf einzelnen Strecken und bei einzelnen Waarengattungen, wo die Concurrenz von Wasserstraßen besteht, die Tarife äußerst niedrig und in andern Gegenden, sowie bei andern Waaren dafür äußerst hoch zu halten. Einer besonderen Berücksichtigung der verschiedenen wirthschaftspolitischen Bedürfnisse des Staates, insbesondere auch handelspolitischer Natur in Concurrenz mit der Volkswirthschaft des Auslandes, steht dagegen gar nichts im Wege bei der Feststellung der Gebühren, wo solche überhaupt zulässig sind."

Literatur und Kunst.

Goethe bei Napoleon.

Nach neueren Untersuchungen.

Von J. R. Metz.

Bei Gelegenheit des Congresses zu Erfurt 1808 wurde von Napoleon auch Goethe zur Audienz befohlen, der sich in der damals französischen Stadt aufhielt. Bei der Erfurter Zusammenkunft mochte nämlich Carl August, wenn er auch noch nicht Besitzer Erfurts war, als der Fürst, dessen Besitzungen in unmittelbarer Nähe des Monarchen-Vereinigungspunktes lagen, das Bedürfniß fühlen, die geistigen Größen seines Landes um sich zu sammeln. Daher berief er am 29. September Goethe nach Erfurt. Napoleon, der im Rapport des 30. Goethe's Namen in der Liste der Neuangekommenen las, berief ihn nun für den folgenden Tag zu sich. Was ging bei diesem denkwürdigen Zusammentreffen zweier Weltmächte vor? Eine neue Beantwortung dieser oft erörterten Frage ist theils deßhalb angebracht, weil einzelnes, freilich ziemlich geringes unbekanntes handschriftliches Material geboten werden kann, theils weil jetzt zum ersten Male Goethe's Briefe in ausgiebiger Weise benutzt werden können — denn der Band, der die Briefe von 1808 enthält, ist erst 1896 erschienen und brachte gerade für unseren Zweck mancherlei Ungedrucktes. Die Hauptquelle bildet freilich nach wie vor die „Skizze", die Goethe nach sechzehnjährigem Schweigen auf eine Anregung des Kanzlers v. Müller 1824 niederschrieb, aber mit der von ihm gern geübten Geheimnißkrämerei zeitlebens secret hielt. Es war ein bloßes Schema zu weiterer Ausführung, weder vollständig noch ganz verläßlich, aber im Wesentlichen gewiß mehr Wahrheit als Dichtung. Die zweite Hauptquelle, deren Veröffentlichung in unsere Tage fällt, sind Talleyrand's Memoiren, besonders dessen im Januar 1892 vom Herzog de Broglie in der französischen Akademie vorgelesener Bericht, von dem der „Fürst der Lüge" behauptete, er habe ihn gleich nach der Audienz niedergeschrieben und von Goethe auf dessen Richtigkeit prüfen lassen. Goethe's und Talleyrand's Bericht wurde neuerdings mehrfach verglichen, je nach dem Standpunkt der Untersuchenden: Düntzer hält natürlich nur Goethe's Skizze für authentisch, Freiherr v. Biedermann nimmt Talleyrand in Schutz, Ludwig Geiger*) nimmt eine vermittelnde Stellung ein und dürfte der Wahrheit wohl am Nächsten kommen.

Ohne alle Widersprüche dieser zwei Berichte hervor-

*) In seinem schönen Buche „Aus Alt-Weimar, Mittheilungen von Zeitgenossen" (Berlin, Gebr. Paetel), das interessante Aufsätze über die großen Weimaraner Wieland, Herder, Schiller, Goethe und seine Freunde Voigt, Böttticher, Bertuch, Eckermann, Fr. v. Müller ꝛc. mit vielen ungedruckten Briefen enthält, sowie ein Stück Weimarer Zeit- und Culturgeschichte der Napoleonischen Kriegswirren, der Wartburgfesttage bis nach Goethe's Tode.

Digitized by Google

zuheben, soll von vornherein auf drei Punkte aufmerksam gemacht werden. Der erste ist die Art und Weise der Verabschiedung Goethe's von Napoleon. Sie kann in der von Talleyrand erzählten Weise nicht vor sich gegangen sein. In den bewegten Erfurter Tagen, in denen sich so unendlich viel zusammendrängte, war von einer regelmäßigen Audienz mit Begrüßung und Entlassung nicht die Rede; einzig wahrscheinlich ist Goethe's Bericht, er habe bei dem Kammerherrn durch eine Geberde angefragt, ob er sich beurlauben könne und, nachdem dies bejaht worden, seinen Abschied genommen. Der zweite Widerspruch ist, daß bei Erwähnung von Voltaire's Mahomet, welche beiden Berichten gemeinsam ist, der Talleyrand'sche kein Urtheil der Anführung hinzufügt; während in dem Goethischen ein heftiger Tadel Seitens des Kaisers der Nennung folgt. Der dritte sehr merkwürdige Punkt ist der, daß die Auseinandersetzung über „Werther's Leiden" bei Talleyrand übergangen wird. Diese Auslassung steht nicht bloß in Widerspruch mit Goethe's Bericht, sondern mit einer anderweitig beglaubigten Erzählung Talleyrand's selbst. Es giebt nämlich einen Bericht C. v. Bonstetten's, der es aus Talleyrand's eigenem Munde zu haben behauptet, daß ein Theil des Gesprächs der zwei Heroen sich auf Werther bezog, daß Napoleon äußerte: „Ich liebe das Ende Ihres Romanes nicht" und Goethe antwortete: „Ich glaubte nicht, daß Ew. Majestät die Romane mit einem bestimmten Ende gern hätte." Bei derartigen Widersprüchen zweier Berichterstatter handelt es sich, wie Geiger ganz richtig bemerkt, zunächst um die allgemeine Glaubwürdigkeit Beider. Hier steht nun die Goethe's unbedingt voran. Sein Charakter ist wahrhafter als der des Franzosen. Seine Berichte beginnen fast unmittelbar mit dem Ereigniß, von dem sie melden. Seine definitive, freilich auch skizzenhafte Darstellung ist spätestens 16 Jahre nach dem Ereigniß geschrieben, liegt in einer durchaus authentischen Handschrift vor und empfängt durch den Umstand, daß sie gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, noch größere Glaubwürdigkeit. Dagegen ist Talleyrand's Anwesenheit bestritten, seine Darstellung, wahrscheinlich erst 25 Jahre nach dem Ereigniß niedergeschrieben, von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt, also nicht frei von Tendenz, die Provenienz der Handschrift, die erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Autors zum Druck befördert wurde, mindestens zweifelhaft. Alle diese Umstände nehmen gegen Talleyrand's Bericht ein. Doch würden sie nicht genügen, ihn als vollkommen unglaubwürdig zu verwerfen. Zu diesen allgemeinen Verdachtmomenten kommen nun aber besondere. Aeußere und innere Beweise können für die Unechtheit von Talleyrand's Bericht angeführt werden. Unechtheit sei hier als ein allgemeines Wort gebraucht, das entweder absichtliche Unwahrheit oder unabsichtliche Unzuverlässigkeit Talleyrand's oder bewußte Fälschung irgend eines Dritten bedeutet, der sich in der Zeit zwischen dem Niederschreiben und der Veröffentlichung der Unterredung mit der Handschrift zu thun machte.

Die äußeren Beweise sind zahlreich und werden von Geiger in scharfe kritische Beleuchtung gerückt. Es sind falsche Angaben Napoleon's und Goethe's, die man unmöglich annehmen kann. Napoleon soll am 1. October gesagt haben, Goethe solle im französischen Theater sich Racine's Iphigénie ansehen; er mußte aber wohl wissen, daß an dem Abend Racine's Mithridate aufgeführt wurde; er soll gemeint haben (am 2.), Goethe werde den König von Württemberg sehen, — der König kam erst am 3. in Erfurt an. Weit bedeutsamer sind die falschen Angaben, die Talleyrand Goethe machen läßt. Auf die Frage Napoleons, ob Goethe den Kaiser Alexander gesehen, soll Goethe geantwortet haben: „Nein, Sire, noch niemals. Ich hoffe aber, ihm vorgestellt zu werden." Eine solche Gedächtnißschwäche darf man Goethe nicht zutrauen. Denn am 26. September, also sechs Tage vor jener Unterredung, notirt Goethe in seinem Tagebuch: „Nachher durch den Erbprinzen dem Kaiser Alexander vorgestellt, der sich auf eine sehr freundliche Weise nach Wielanden erkundigte." Napoleon soll nach Kotzebue gefragt haben. Die Frage an und für sich ist ja wohl möglich und die Bezeichnungen des Kaisers „schlechter Kerl", „er ist nicht mein Mann" sind wohl erklärlich, wenn man bedenkt, daß Kotzebue zu den kühnsten literarischen Gegnern des Kaisers gehörte. Auch würde Goethe's Antwort, daß der Dichter unglücklich sei und viel Talent habe, seinem Herzen Ehre machen. Aber daß Goethe wirklich damals gesagt haben soll: „Sire, man sagt, er ist in Sibirien und Ew. Majestät werden vom Kaiser seine Begnadigung verlangen", davon wird uns Niemand überzeugen. Denn Goethe, der mit den in Weimar lebenden Verwandten Kotzebue's gut bekannt war, mußte wissen, daß Kotzebue, der 1801/2 aus bisher noch unaufgeklärten Gründen in Sibirien gewesen war, damals (1808) in Rußland lebte, in großen Gnaden beim Kaiser. Dürfen wir einen solchen Gedächtnißfehler in Bezug auf die Schicksale Anderer nicht zumuthen, so noch viel weniger einen mit Bezug auf sich selbst. Talleyrand läßt im Verfolg von Napoleon's Hinweis auf Kaiser Alexander den Kaiser zu Goethe sagen: „Wenn Sie etwas über die Begegnung von Erfurt schreiben, so müssen Sie es ihm widmen", und Goethe antworten: „Sire, das ist nicht meine Gewohnheit. Als ich anfing zu schreiben, machte ich es mir zum Grundsatze, niemals eine Widmung zu machen, damit ich es nicht später zu bereuen habe." Sollte Goethe wirklich sich nicht erinnert haben, daß er von diesem Grundsatze abgewichen war und die „Metamorphose der Pflanzen" ebensowohl wie das Büchlein der „Venetianischen Epigramme" und das Buch über Winckelmann (1790, 91, 1805) der Herzogin-Mutter Anna Amalia gewidmet hatte? Oder sollte er die erst am 30. Januar 1808 erfolgte Widmung des Werkes „Zur Farbenlehre" an die Herzogin Luise vergessen haben? Wie wenig dies aber überhaupt Goethe's Ansicht gewesen sein kann, geht daraus hervor, daß er wenig später (16. Februar 1811) „Philipp Hackert" der Maria Paulowna zueignete.

Aber auch innere Verdachtmomente lassen sich aufführen, bei Stellen, die zwar nicht bestimmte einzeln falsche Angaben enthalten, aber durch ihren Ton und durch die ganze Art ihrer Darstellung die Unwahrscheinlichkeit an sich tragen. Ein geflügeltes Wort z. B., das Napoleon dem Schauspieler Talma zur Ermunterung und Belohnung zurief, daß er vor einem Parterre von Königen spielen werde, kann er schwerlich in abgeschwächter Art („Sie werden in meinem Parterre eine schöne Anzahl Souveräne sehen") nochmals gebraucht haben. Ferner: Napoleon konnte hochmüthig, roh, sarkastisch zu Denen reden, welchen er übel wollte; Sarkasmen über Abwesende ohne Grund anwenden, war selten seine Art, und es lag gewiß kein Grund vor, auf ein begeistertes Wort Goethe's über Dahlberg die ironische Bemerkung folgen zu lassen: „Nun gut, Sie werden ihn heute Abend an der Schulter des Königs von Württemberg schlafen sehen." Sodann ist die Art, wie Napoleon und Goethe über Wieland reden, so unglaubwürdig wie möglich. Talleyrand stellt es so dar, daß Napoleon mit leiser Ironie auf Weimar als Versammlungsort großer Männer hingewiesen und daß Goethe, diese Bezeichnung abwehrend, Wieland als den einzigen noch lebenden in ganz Europa bekannten Mann bezeichnet habe. Darauf habe Napoleon den Wunsch ausgesprochen, Wieland zu sehen und Goethe sich erboten, ihn rufen zu lassen. „Hält man eine derartige Gesprächsweise für möglich? Napoleon sollte, um einen der berühmtesten deutschen Schriftsteller zu sprechen, sich eines Collegen als Mittelsmannes bedient und nicht direct den Betreffenden berufen haben?" fragt Geiger mit gerechtem Zweifel. Widerspricht diese Mittheilung der ganzen Art des Auftretens Napoleon's, so widersprechen andere Aeußerungen der Art, wie Goethe Großen gegenüber sich zu geben liebte. Zum Verständniß des Folgenden giebt Geiger zwei Umstände

Digitized by Google

zu bedenken. „Der Eine ist, daß Goethe Hofmann war und sich damals in einem mehr als dreißigjährigen Hofleben gewöhnt hatte, selbst seinen Nächsten, der herzoglichen Familie in Weimar gegenüber jenen gefälligen, Unterordnung, fast Unterwürfigkeit verrathenden Ton anzunehmen, der ihm von unabhängigeren Naturen so sehr verübelt wurde. Der Andere ist, daß Goethe zu den eifrigsten Bewunderern Napoleon's gehörte, daß er daher dem Urtheile des Kaisers, wenn er ihm auch nicht immer bedingungslos zustimmte, gewiß sehr bescheiden, vielleicht geradezu demüthig widersprach. Es wäre gewiß sehr erfreulich, sich das Gegenübertreten dieser beiden Männer als den Zusammenstoß zweier gleichberechtigter, sich gleichfühlender Gewalten zu denken; aber es würde Allem widersprechen, was uns von Goethe's Art, den Hohen dieser Erde gegenüberzutreten, bekannt ist. Gewiß verleugnete er seine Freunde nicht und gab seinen Herrn nicht preis; daß er aber vor Napoleon, wie Talleyrand will, eine Verherrlichung Schiller's und eine Vertheidigung des Herzogs von Weimar versucht habe, ist mir im höchsten Grade unwahrscheinlich." Aus diesem Grunde scheinen zumal zwei Theile des Gesprächs stark verdächtig. In dem ersten sprach sich Napoleon in einer sehr bornirten Weise über Schiller aus. Er verurtheilte ihn als Dichter, ohne seine Dichtwerke zu beurtheilen, mit der Bemerkung, Schiller's „dreißigjähriger Krieg" könnte höchstens für die Pariser Boulevards Tragödien liefern. Goethe's Antwort darauf soll dahin gegangen sein, es thue ihm leid, den Kaiser über eins der schönsten Genies der neueren Zeit so streng urtheilen zu hören. In dem zweiten redete Napoleon von den Weimarer Herrschaften und meinte, nachdem er die Herzogin eine „hochbegabte Frau" genannt — ein Wort, das vielleicht am allerwenigsten das Wesen dieser ausgezeichneten Fürstin bezeichnet —, „der Herzog war während einiger Zeit recht schlimm, aber er ist zurechtgewiesen". Worauf Goethe geantwortet haben soll: „Sire, wenn er schlimm gewesen ist, so war doch die Zurechtweisung etwas stark. Doch ich bin nicht Richter über diese Dinge. Er beschützt die Dichtung, die Wissenschaften, und wir können Alle mit ihm sehr zufrieden sein". Daß Goethe so gesprochen hat, hält Geiger geradezu für undenkbar. Er möchte meinen, daß Goethe auf derartige höhnische Reden, deren Napoleon in diesem Falle vielleicht fähig war, stumm nickte, den Ingrimm im Herzen verbergend, oder, wenn er Lust und Muth besaß, in einem solchen Augenblicke dem Weltherrscher entgegenzutreten, hoheitsvollere Worte fand. Für die eben ausgesprochene Ansicht findet sich in dem oft angeführten Bericht Goethe's ein directes Zeugniß. Goethe erzählt nämlich: „Napoleon fragte mich über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin, und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können". Diese Darlegung beweist doch wohl zur Genüge, daß Goethe in seinen Antworten über den Herzog und sein Haus durchaus zurückhaltend und unentschieden gewesen war. Alle diese Momente genügen, wie Geiger mit Recht hervorhebt, um das Unzutreffende, d. h. die Unechtheit der Talleyrand'schen Erzählung zu erweisen. Von wem hatte nun Talleyrand seinen Bericht? Das soll nach einer Vorfrage über die Dauer der Unterredung beantwortet werden.

Wie lange die Unterredung gedauert habe, wird nirgends ausdrücklich gesagt. Denn aus der Mittheilung Goethe's (1815, 8. Aug. an Boisserée), daß die Audienz eine Stunde oder zwei gedauert habe, darf kein bestimmter Schluß gezogen werden: zunächst weil die Zeitbestimmung gar zu allgemein ist, sodann, weil Goethe ausdrücklich betont, daß der Kaiser die Unterredung häufig unterbrochen, dann wieder aufgenommen habe, nachdem die dienstlichen Gespräche und die Abwickelung der dazwischen liegenden Geschäfte ihr Ende erreicht hätten. Daher liegt nicht der geringste Grund vor, aus der Kürze der Goethischen Mittheilungen auf ihre Unvollständigkeit und auf die Nothwendigkeit einer Ergänzung zu schließen. Wer war nun außer den beiden Unterrednern bei der Zusammenkunft zugegen? In dem schon angeführten Gespräch mit Boisserée (8. Aug. 1815) nannte Goethe als Anwesende: Daru, Berthier, Soult. Wenn er hinzufügt „und Andere", so kann er darunter nur Unbedeutende, keinesfalls Talleyrand verstanden haben. Dagegen nannte er 16 Jahre später diesen unter den Anwesenden, freilich auf eine directe Frage Eckermann's (17. März 1830), mit dem überaus seltsamen Zusatz: „Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen." Schon dieser Zusatz macht die Stelle verdächtig und vermehrt die Bedenken, die man bei so manchen Mittheilungen Eckermann's nicht los werden kann. Denn Talleyrand war nur bei einem Theil des Gesprächs zugegen, trotz seiner eigenen Versicherung und Goethe's gelegentlichem Zugeständniß. Goethe sagt dies in seiner Skizze zu bestimmt. Als er hereintrat, habe, so erzählt er, Talleyrand zur Rechten „etwas entfernt vom Tische" gestanden, so daß er, wie man vermuthen kann, schon deßwegen dem mit dem links vom Tische in „schicklicher Entfernung" stehenden Goethe geführten Gespräche nicht recht folgen konnte; nach dem Bericht über die erste Hälfte des Gesprächs heißt es ausdrücklich: „Talleyrand hatte sich entfernt".

Von wem also hatte Talleyrand seine Nachrichten? Er behauptet: von Goethe selbst. Denn er berichtet, er sei mit Goethe aus dem Audienzzimmer gegangen, habe ihn zu Tisch eingeladen und habe während des Essens durch Fragen die Bestätigung der Wahrheit des von ihm niedergeschriebenen Berichts erlangt. Alle drei Angaben hält Geiger für falsch. Denn Talleyrand hatte sich vor Ablauf des Gesprächs entfernt, und man wird nicht annehmen dürfen, daß er vor der Thür auf Goethe wartete. Am 2. October aß Goethe beim Herzog (vgl. Goethe's Tagebuch) und fand auch dort Talleyrand nicht unter den Tischgästen; eine Revision seiner Aufzeichnungen erhielt Talleyrand nicht von Goethe, sondern, wie Ludwig Geiger sehr scharfsinnig schließt, von dem Kanzler Fr. v. Müller. Von diesem ließ sich Talleyrand ein Memoire geben und aus diesem benutzte er wörtlich oder inhaltsgetreu Bemerkungen des Kaisers über Tacitus, Christenthum. Diese Mittheilungen Müller's beziehen sich jedoch auf Napoleon's Gespräch vom 6. October auf einem Ball und sind — wie Suphan gezeigt hat — von Talleyrand in seltsamer Weise benutzt. Das Einzige, was Müller von der berühmteren Unterredung des 1. October zu sagen weiß, das Urtheil über Werther, hat Talleyrand nicht benutzt. Dieser zweiten Unterredung — bei einem großen Ball im Schlosse zu Weimar — legte Goethe offenbar keine Bedeutung bei. Sie wird weder im Tagebuch noch in der Skizze überhaupt erwähnt. Daraus darf gewiß nicht der Schluß gezogen werden, daß die Unterhaltung nicht stattfand, wohl aber der, daß sie von dem Angeredeten nur als ein abgeschwächtes Nachspiel der ersten betrachtet wurde. In Erfurt in des Kaisers Cabinet war Goethe der Einzige, mit dem ein Gespräch geführt wurde — den Anderen wurden nur Aufträge zu Theil —; in Weimar, im Ballsaal war er Einer neben Vielen.

Faßt man alles über Talleyrand's Mittheilungen Gesagte zusammen, so dürfte das Endurtheil so lauten: Alle seine Seltsamkeiten und groben Verstöße beweisen, daß der Berichterstatter die Wahrheit nicht kannte oder nicht sagen wollte. Rührt der Bericht von Talleyrand selbst her — was bei dem Mangel an Ueberlieferung nicht zu beweisen ist —, so zeigt er eine bei ihm oft bemerkte Flunkerei, vielleicht auch die Absicht, mit Wissen zu prunken. Das Schweigen über den „Werther" könnte man auch als bestimmte Tendenz auffassen, der deutschen Literatur die ihr von dem Kaiser erwiesene Ehre nicht zu gönnen. Dies ist Geiger's Ansicht, der auch Düntzer beipflichtet, indem er „zu Goethe's und Napoleon's Ehre Biedermann's seltsame Inschutznahme Talley-

Digitized by Google

rand's gebührend ablehnt." Freilich muß man auch mit Goethe's ganz unnöthiger Geheimnißkrämerei mehr rechnen, als es die bisherigen Beurtheiler thun. Die Unterredung fand sowohl in der Erfurter Statthalterei wie später auf dem Ball stets vor Zeugen statt und hat ganz gewiß keine Staats- oder Weltgeheimnisse behandelt. Trotzdem hielt Goethe mit näherer Mittheilung immer zurück; auch nach der Entthronung des Kaisers. Als man am 9. Juni 1814 in seiner Gegenwart der Gerüchte über Napoleon's Krankheit und seiner Aeußerungen bei der Ueberführung nach Elba gedachte, ergrimmte Goethe über solch' leeres Gerede und meinte, Napoleon's Begleiter würde dies ebenso wenig Anderen erzählt haben, als er selbst seine Unterredung mit Napoleon aufrichtig erzähle, aus Furcht vor zahlreichen Klatschereien. Aber auch nach Napoleon's Tode brach Goethe sein wunderliches Schweigen nicht. Und als ihm Freund Müller „einen Floh hinter's Ohr" setzte und ihn so zur Niederschrift der Skizze anregte, „secretirte" er ängstlich sein „Product". Immerhin ist trotz aller Zurückhaltung sein Schema ganz vortrefflich componirt und, obwohl erst 16 Jahre nach der Audienz geschrieben, gewiß in der Hauptsache wahrheitsgemäß und sogar vollständiger, als Goethe Wort haben mochte. Napoleon's großes Wort über ihn bei der Anrede: Vous êtes (oder wahrscheinlich Voilà) un homme! war schon früher bekannt, ebenso das Urtheil über „Werther" und „Mahomet". Endlich muß man sich die denkwürdige Unterhaltung nicht gar so feierlich vorstellen, wie etwa Düntzer. Es war keine Haupt- und Staatsaction. Der Gewaltherrscher, der doch vor Allem sich als die Hauptperson ansah, empfing zwar den großen Dichter artig genug, aber blieb doch ruhig essend an seinem Frühstückstische sitzen, ungenirt und selbstbewußt; auch wurde die Plauderei, die nach Talleyrand bloß fünf Minuten gedauert haben soll, durch Daru, Soult und allerlei Contributionsangelegenheiten unterbrochen; erst später erinnerte sich der Kaiser des Dichters, der sich bescheiden in den Erker zurückgezogen hatte, ging auf ihn los und erkundigte sich mit gemäßigter Stimmung freundlich nach seiner Familie, dem Weimarer Hof „und sonst". Eine Verabschiedung fand, wie erwähnt, nicht statt. Goethe fragte durch eine Geberde bei dem Kammerherrn an, ob er sich beurlauben könne, und nahm auf dessen Bejahung ohne Weiteres seinen Abschied. Man kann sich nichts weniger Feierliches denken, als das Ende dieser Unterredung der beiden Jahrhundertmenschen.

Der älteste Volkswirth.

Von O. F. Weigel.

Bis vor Kurzem galt der Engländer Adam Smith, dessen „Wealth of nations" 1776 erschien, als der zeitlich erste wissenschaftliche Nationalökonom. Das ist nun anders geworden. Der italienische Volkswirth Luigi Cossa entdeckte ein um fünfzig Jahre früheres Lehrbuch der politischen Oekonomie, freilich nur in einem Catalog und bloß den Titel: „Traité de la richesse des prince et de leurs états et des moyens simples et naturels pour y parvenir. Par M. C. C. d. P. de B., allemand. Paris 1723 chez Théodore Legras." Erst dem verdienstvollen Dresdner Nationalökonomen und Statistiker Prof. Victor Böhmert gelang nach langem Suchen die Beschaffung des Buches selbst, worüber er in einer Flugschrift: „Ein Lehrbuch der politischen Oekonomie aus dem Jahre 1723 von einem ungenannten Deutschen" berichtet. Indem wir die Frage, ob wir wirklich einen deutschen Verfasser vor uns haben, erst am Schlusse dieser Ausführungen streifen und Böhmert's Bejahung bekämpfen, wollen wir unseren Lesern Einiges aus dem Inhalt des volle 1500 Seiten zählenden und sehr merkwürdigen Buches mittheilen.

Nachdem der angebliche Deutsche den Begriff des Reichthums philosophisch untersucht, kommt er zu dem Ergebniß, daß die Güter an sich nicht werthvoll sind, sondern nur nach Maßgabe des Willens, der Zahl und Macht unserer Nebenmenschen, denn schon ein einzelner Mitbewerber kann uns den Gütergenuß erschweren oder unmöglich machen. Er theilt die Gegenstände des menschlichen Verbrauchs in nothwendige, angenehme, überflüssige. Wir dürfen nur genießen, indem wir für Andere mitsorgen, was freilich leider selten geschehe. Um diesen allgemein verbreiteten Fehler einigermaßen wettzumachen, müssen sich die Menschen durch Zusammenschluß gegenseitig schützen. Die Zusammenschlüsse, ursprünglich Familien und dann Geschlechter, Provinzen ꝛc. haben sich allmälig zu Staaten und großen Reichen ausgebildet. Es sei die Aufgabe der Fürsten und Regierungen, die vernünftigen Grundsätze und Schranken, die der Einzelne in seinem natürlichen Streben nach Reichthum beachten muß, zu fördern, damit das allgemeine Verlangen nach Reichthum und Glück befriedigt werde. Die Interessen von Volk und Fürst sind demnach identisch. Vor Allem also müßten alle Bürger gezwungen werden, bei dem Erwerb von Reichthümern immer das richtige Verhältniß zu ihren Mitbewerbern zu beobachten und solche Arten der Bereicherung, welche direct zum Ruin Anderer führen, zu vermeiden... Es widerspricht der zweiten Stufe des Reichthums eines Staates — der Beschaffung der Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens — wenn der Eine sich überanstrengen müsse und der Andere sich aus Trägheit zu Tode langweile. In allen Staaten giebt man den Ueberfluß an Nahrungsmitteln nach außen für Gold und Silber und andere Waaren oder ernährt davon Hunde und andere Thiere, während eine große Zahl von eigenen Staatsangehörigen Mangel leidet oder nicht genügende Nahrung erhält. In gleicher Zugänglichkeit wie für die leibliche Ernährung aller Bürger müsse der Fürst auch für die geistige sorgen — eins der besten Mittel zur Bereicherung des Staates. Jedermann sollte in der Kunst, richtig zu denken, unterwiesen werden, namentlich sofern das öffentliche Wohl einerseits und das Wohl „jedes Einzelnen nach seinem Beruf" andererseits in Betracht komme. Man solle darauf bedacht sein, die Menschen von Kindheit an die Wahrheit lieben und die Lüge verachten zu lehren Darum sei es empfehlungswerth, den Unterricht unentgeltlich, d. h. auf Staatskosten, ertheilen zu lassen — auch schon deßhalb, weil er zum Nothwendigsten gehöre. Was das Bequeme oder Angenehme betrifft, das allen Bürgern gemeinsam sein sollte, so bestehe es nicht darin, arbeitslos üppig zu leben und müßig zu gehen; vielmehr wären die mit der Erwerbung des Lebensunterhalts verbundenen Mühen und Unbequemlichkeiten dergestalt unter Alle zu vertheilen, „daß die einen nicht unter der Last erliegen und die Anderen sich nicht der Weichlichkeit hingeben". Der Verfasser fordert, daß die Arbeits-, Erholungs- und Ruhezeiten amtlich festgesetzt werden; daß man — da kein Mensch dem andern gleiche — die Leute an der Wahl von für sie ungeeigneten Berufen hindere; daß der Staat die Erfinder arbeiterleichternder Vorrichtungen oder Befehle begünstige und belohne; endlich daß solche Erfindungen sofort zur Veröffentlichung gelangen.

Ueberflüssige Güter der Einzelnen müßten nützliche Verwendung finden. Es sollte entschieden verhindert werden, daß überflüssiges Geld unbenutzt bleibe oder überflüssiges Getreide, statt gegen Hunger zu schützen, verderbe. Eine übergroße Gütermenge dürfe nicht in den Besitz einer kleinen Bürgeranzahl kommen. Vor Allem habe der Fürst dafür Sorge zu tragen, daß es seinem Volk nicht an den nöthigsten Lebensbedürfnissen fehle und daß namentlich das Getreide nicht zu theuer werde. Die Mittel gegen Theuerung und Hungersnoth seien: staatliche und städtische Getreidespeicher,

Digitized by Google

amtliche Preisregelung, Erleichterung des Handels mit „überflüssigen" Gütern, Verwendung der „überflüssigen" Güter des Staates zu gemeinnützigen Zwecken. Als allgemeines Grundprincip habe sich jede Regierung, die als eine gute gelten wolle, vor Augen zu halten, daß „alle Privatinteressen, die so oft einander entgegengesetzt sind, in eine Art von Gleichgewicht und Einklang gebracht werden.

Speciell auf die Landwirthschaft übergehend, nennt unser Anonymus sie die „Nährmutter aller übrigen Berufe". Es sei durchaus falsch, den Fürsten zu rathen, die Bauern in Armuth und Dürftigkeit zu erhalten; die öffentlichen Lasten sollten in richtigem Verhältniß zum Ertrag des Bodens stehen. Jeder Boden sei so gut zu benutzen, wie es für ihn paßt. Kein Feld dürfte brach liegen. Leib und Geist der Landleute müßten besser gepflegt und entwickelt werden. Es liege im Interesse des Staates, daß jeder Bauer seine Muttersprache vollkommen kenne und in der Kunst des Denkens geübt werde. Die geschicktesten Landwirthe jeder Gegend wären durch Prämien und andere Auszeichnungen zur Hebung der Bodencultur anzuspornen. Ueberall sollten öffentliche Pflanzenschulen für Alles, was sich für die betreffende Gegend am besten eignet, angelegt werden. Besonders tüchtige Wirthinnen muß man belohnen und zur Unterweisung der Mädchen in der Hauswirthschaft heranziehen. Die Dorfgeistlichkeit sollte veranlaßt werden, die Landwirthe mit den sie betreffenden Gesetzen bekannt zu machen.

Landwirthschaft, Gewerbe und Handel sind die drei Producenten des Reichthums. Auch den Kaufleuten gegen über hat der Staat die Pflicht der Beaufsichtigung, damit der Umsatz größer, aber der Gewinn an sich klein sei. Interessant und gut sind die Ausführungen über das Creditwesen. Der öffentliche und private Credit seien „die kostbarsten Edelsteine in der Krone eines Fürsten" und „unerschöpfliche Reichthumsquellen". Der allgemeine Begriff des Credits bestehe in dem „Vertrauen zum einfachen Wort oder Versprechen eines Andern, den Werth einer ihm überlassenen Sache zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Orte zurückzuerstatten". Meinung, Wahrscheinlichkeit und Glaube seien, genau genommen, mit „Credit" gleichbedeutend. Damit der Credit „vollständig und vollkommen" werde, müsse die Meinung, die Wahrscheinlichkeit, der Glaube thunlichst zur Gewißheit werden. Ehe jemand einem Andern etwas anvertraue, prüfe er dessen Zahlungswillen und Zahlungsfähigkeit; finde er den Willen gut und die Fähigkeit ausreichend, so werde er erforschen, ob es für den Nothfall Zwangsmittel zur Erfüllung des Zahlungsversprechens giebt. Demgemäß sollte ein die Hebung des Credits erstrebender Fürst dreierlei thun: 1. im Volk Treu und Glauben verbreiten, 2. die übermäßige, unbedeckte Inanspruchnahme von Credit verhüten, 3. den schlechten Schuldnern gegenüber für rasche und strenge Justiz sorgen. Unser angeblicher Deutsche meint mit vollem Recht, daß der Credit eines Volkes namentlich dann leide, wenn in dem betreffenden Lande unsichere Zustände herrschen und der Werth der Güter zu schwankend sei. Er verlangt folglich einschlägige Maaßregeln, insbesondere die Bestimmung „der Preise des Getreides und des Geldes durch Magazine und öffentliche Cassen".

Nach einer ausführlichen Belehrung über das Geld als Werthmesser und Tauschmittel, dessen rascher Umlauf empfohlen wird, gelangen wir zur Behandlung des Consums, die Böhmert als einen der „interessantesten und lehrreichsten Abschnitte" des merkwürdigen Buches bezeichnet. Dieses Capitel bildet den logischen Ausgangspunkt der Sätze des Verfassers über den Begriff und Zweck des Reichthums. Der Verbrauch bilde den Kern des ganzen menschlichen Verkehrs; auf ihm beruhe der Werth oder die Bedeutung der Güter. Je größer der Consum, einen desto größeren Reichthum stellen die Güter vor. Erst durch den Consum des Ueberflusses seiner Güter könne der Gewerbetreibende, der Händler, der Landwirth Reichthum erlangen. Die Verbesserung und Erhöhung seiner Production sei werthlos, wenn es nicht genug Menschen gebe, die die erforderliche Kauflust und Kaufkraft haben. „Sobald die allgemeine Mäßigkeit und Fürsorge für die Gesundheit zunimmt, wird sich auch die Bevölkerung vermehren und mit ihr der Consum wachsen; auch die Heranziehung von Fremden wird zur Vermehrung des Verbrauchs und Reichthums eines Volkes beitragen." Der Fürst möge dazu sehen, daß ein etwaiger Güterüberfluß in's Ausland gelange, damit die inländische Produktion einen Ansporn erhalte. Den Consum ausländischer Erzeugnisse könne er dadurch einschränken, daß er und sein Hof mit gutem Beispiel vorangehen und ausschließlich einheimische benutzen. Wolle man das Wohlbefinden in einem Staat allgemein verbreiten, so müsse Alles, was einen Theil des Wohlbefindens ausmacht, Jedermann zugänglich gemacht werden. So auch die Kleidung; wer an dieser Mangel hat, dem müßten die Anderen „einen Theil ihres unnützen und lächerlichen Putzes und Ueberflusses zukommen lassen." Es sei schmählich für die ganze Nation, wenn der Eine „ganz beladen mit Gold und Silber ist, während der Andere kaum hat, womit seine Blöße decken." Es wäre gewiß allen Bürgern sehr angenehm, „in einer Umgebung zu leben, deren Anblick erfreut". Dies sei nur möglich „durch eine verhältnißmäßige Vertheilung der nützlichen und nothwendigen Dinge, indem man verhütet, daß die Einen an Ueberfüllung, die Anderen an Mangel untergehen". Die Reichen mögen sich einigermaaßen einschränken und ihren Ueberfluß nützlich verwenden, in erster Reihe für öffentliche Bauten und für „Werke, die dem Wohl der ganzen Welt dienen". Wollte der Staat Diejenigen, welche die Kosten eines öffentlichen Werkes bestreiten, irgendwelche Ehrenbezeigungen oder Begünstigungen zuwenden, so könne er aus den Gütern der Reichen größeren Nutzen ziehen als aus ihrer Prunkliebe und Verschwendung. „Ihre Reichthümer würden sich dann auch leicht über die Armen verbreiten". Bezüglich der Armenpflege sei die folgende Stelle angeführt: „Die Geistlichkeit pflegt den Reichen zu rathen, Almosen zu geben, statt im Glanz zu leben. Allein das Almosengeben schädigt oft das Gemeinwohl, indem es den Müßiggang und die Trägheit fördert und die Leute unmerklich an's Betteln gewöhnt. Das beste Almosen ist, armen Kindern zur Erlernung eines ehrlichen Berufes zu verhelfen und armen Arbeitslustigen Beschäftigung zu verschaffen. Kein Privatmann sollte Almosen geben; das sollte eine öffentliche Angelegenheit der ganzen Gesellschaft sein." Hierzu bemerkt Böhmert: „Man ersieht, daß Forderungen, die man gewöhnlich für sehr modern hält — wie Arbeit statt Almosen, Einschränkung der Privatwohlthätigkeit, enge Verbindung der amtlichen und der nichtamtlichen Wohlthätigkeit — schon vor mehr als 170 Jahren erhoben worden sind."

Von den Steuern sprechend, erklärt unser Anonymus daß sich die Bevölkerung und der Fürst über die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Gerechtigkeit derselben zutreffende Meinungen bilden sollten. Bei ihrer Vertheilung sei das Hauptgewicht auf die Leistungsfähigkeit der einzelnen Bürger zu legen; demgemäß müsse ermittelt werden, welchen Beruf, welches Vermögen, welches Einkommen ꝛc. jeder Einzelne hat, und kein Land dürfe in seinem Steuerwesen „blind das Beispiel anderer Staaten nachahmen", vielmehr seien die eigenen Verhältnisse zu beachten. „Die Steuern dürfen den Armen nicht das Nothwendige entziehen". Wer zum Beispiel von zehntausend Franken tausend zahle, fühle das nicht so sehr wie ein Armer, der den gleichen Procentsatz (10 Procent) von fünfhundert Franken Einkommen entrichte. Der Verfasser schlägt vor, drei Hauptsteuerclassen zu schaffen — Adel und Geistlichkeit, Bürger, Bauern — und für jede derselben „besondere Steuerrollen im Verhältniß zur Leistungskraft auf-

Digitized by Google

zustellen". Jetzt — das heißt 1723 — seien zwar in mehreren Ländern der Adel und die Geistlichkeit steuerfrei und bevorrechtet, aber hieraus erwachse ihnen mehr Nachtheil als Vortheil. „Verstünden die Privilegirten ihre wahren Interessen, so würden sie die Fürsten ersuchen, ihnen bestimmte Steuern vorzuschreiben und dafür lieber außerordentliche Besteuerungen zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse zu unterlassen", zum Beispiel Waarenzölle, die den Handel belästigen und den Verbrauch vertheuern und verringern. Auch gegen eine Vielheit von Abgaben erklärt sich der Nationalökonom; er tritt lebhaft für möglichste Einfachheit des Steuerwesens ein.

Wichtig sind seine Anschauungen über das Zollwesen und den Außenhandel; sie zeigen ihn, wie so vieles Andere in seinem merkwürdigen Buch, als einen unbefangenen, humanen, vernünftigen und kosmopolitischen Geist, der seiner Zeit in gar manchen Dingen weit vorauseilt. Jeder Staat habe nach Klima oder Lage besondere Gaben empfangen, welche bewirken, daß er „immer irgend etwas an seine Nachbarn abgeben könne" und müsse. Wolle man nun die Ausfuhr durch hohe Zölle erschweren, so würde man einerseits dem Ausland die betreffenden Naturgaben entziehen, andererseits sich selber vieler nothwendigen und nützlichen Güter berauben. Verliert dann der Ueberfluß seinen Werth oder verdirbt er oder wird unnütz verzehrt, so sei der Schaden noch viel größer. „Waare, die an einem Orte überflüssig und an einem anderen Orte gesucht ist, bewirkt den Gewinn des Kaufmanns. Giebt es aber für gewisse Waaren stets Schranken, die den Absatz des Ueberflusses an's Ausland verhindern, ... so nöthigt man den Nachbar, mit anderen Ländern Handel zu treiben". Wolle ein Staat einen Anderen, wenn dieser seiner bedarf, übervortheilen, so gleiche er dem Privatmann, der aus der mißlichen Lage seines Schuldners Vortheil ziehen möchte und ihm daher übermäßige Zinsen anrechnet, die ihn bankerott machen, so daß der Gläubiger Capital und Zinsen verliert. Man schädige die öffentliche Wohlfahrt, wenn man seinen Nachbar zu Grunde richte; lasse man ihn dagegen reich werden, so könne man mit ihm um so bessere Geschäfte machen. Schon um Repressalien zu vermeiden, sollte ein Staat Alles unterlassen, was den Außenhandel erschwert. Insbesondere hinsichtlich der Mißernten müssen „die Völker einander beistehen, um einen für das Gesammtwohl so gefährlichen Feind wie der Hunger zu bekämpfen; was kann es nützen, unsere Nachbarn vor Hunger umkommen zu sehen, während wir Ueberfluß an Getreide haben? Wenn wir ihnen im Unglück nicht helfen, werden sie uns, wenn wir ihrer bedürfen sollten, ebenfalls im Stiche lassen".

Besonders darin erweist sich der Anonymus als ein Kind seiner Zeit, daß er die Allmacht der Fürsten überschätzt. Er ist der Ueberzeugung, daß ein Monarch die Preise beeinflussen und z. B. durch Errichtung von Speichern ein Gleichgewicht des Getreidewerthes schaffen kann. „In dieser Hinsicht" sagt Böhmert, „ist der Verfasser ganz befangen in merkantilistischen Auffassungen der Macht des Staates und er ignorirt den Einfluß der Weltwirthschaft auf die Preise der Waaren und der Edelmetalle, so gesunde Ideen er sonst über die Freiheit des Handels entwickelt". Nach unserem Anonymus darf das Geld als das gemeinsame Werkzeug des Welthandels „im Interesse des Gesammtwohls der Gesellschaft zwar weder verschlechtert, noch in seinen Functionen unterbrochen werden"; aber unter gewissen Vorsichtsmaßregeln will er dem Fürsten die beliebige Veränderung des Werthes der Münzen erlauben. Er befürchtet hiervon nicht nur keine Störung, sondern verspricht sich sogar Vortheil davon, „aus zwei Gulden drei zu machen." Aber wenn der Anonymus auch in den Vorurtheilen seiner Zeit vielfach befangen war: ein kluger, feiner, weitausschauender Geist bleibt er doch. Manches in seinen Anschauungen ist veraltet, aber Vieles hat noch heute und auf lange hinaus seine Giltigkeit. Er faßt den Begriff des Reichthums tiefer als Smith, der ihn freilich in den Fragen über Löhne, Preise, Zins ꝛc. weit überflügelt. Ob der Engländer wohl das Werk seines Vorgängers kannte? ... Und war der Verfasser wirklich ein Deutscher, wie er vorgab? Wir glauben nicht. Sein Stil ist der eines gebildeten Kernfranzosen. Provinzialismen, besonders südfranzösische, provençalische, finden sich reichlich; Germanismen keine. Es ist auch überall fast ausschließlich auf die damaligen französischen Verhältnisse Bezug genommen. Der Autor ist nach Sprache, Bildung, Weltanschauung, Fühlen und Denken ein Franzose, ein echter Vorläufer der Aufklärer, Humanisten, Encyclopädisten, besonders Rousseau's. Auch die gewählten Chiffern M(onsieur?) C(omte?) C. de P. de B. klingen nicht sehr deutsch und lassen eher auf einen französischen Adeligen mit oft weitläufigem Namen schließen. Das „allemand" dahinter soll wohl nur der besseren Anonymität dienen, wie solche Mystificationen unter Ludwig XV., wie unter seinem Nachfolger beliebt und viel geübt waren. Man denke nur an die irreführenden Benamsungen von Verfassern, Verlegern und Druckorten bei Mirabeau, Diderot und Voltaire.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die weiße Jungfrau.

Von Jean Aicard.

(Schluß.)

Gelegentlich der Weihnachtsfeiertage und des Jahreswechsels revanchirten sich die Officiere der „Atlantis", die kürzlich auf einem spanischen Schiffe gefeiert worden waren, durch eine Soiree an Bord. Es war gerade der Vorabend von Pierre's Hochzeit. Als Pierre von seinem Dienste nach Hause kam (er hatte an Bord gespeist, Yvonne allein gegessen wie gewöhnlich), fand er auf seinem Bette seine Paradeuniform für den Abend bereit gelegt: die goldgestickte Uniform, den Dreimaster, die weißen Handschuhe. Pierre war seit vierzehn Tagen nicht mehr im Dienst der „Atlantis", sondern jetzt Ordonnanzofficier des Admirals und Hafencommandanten. Als er gegen zehn Uhr in vollem Wichs dastand, wollte sie, das große Kind, daß er seinen Dreimaster aufsetze und vor ihr im Zimmer vorbeidefilire. Sie klatschte in die Hände: „Wie schön Du bist!" Dann warf sie sich an seine Brust und umhalste ihn Er umarmte sie, aber der Dreimaster und die Handschuhe fielen zu Boden. Er wollte sich rasch bücken, aber „nein laß!" rief sie und tauchte ihre Augen in seine.

„Was ist Dir?"

„Nichts, — Alles — Du weißt doch morgen? Welches Neujahr!" Sie spielte mit seinen Achselschnüren, wie mit einem Kinderspielzeug. „Wie ich Dich liebe!" Er zog sie an sich und preßte sie an seine Brust und — da er noch vor der Ankunft seines Chefs an Bord sein mußte, bückte er sich rasch, hob seine Handschuhe und seinen Dreimaster auf und zugleich ein sorgfältig zusammengefaltetes Papierchen, das offenbar aus ihrer Tasche gefallen war. Und freudigen Schrittes ging er aus der Thür und rief auf dem Flur noch mit einem Handkuß zurück: „Gute Nacht, mein Liebchen!"

Yvonne legte sich schlafen. Der Kutter, schlank und schnell wie ein Aal, glitt über den Wasserspiegel. An der Seite des Admirals, einer hohen militärischen Figur, war der junge Adjutant mit seiner schlanken, geschmeidigen Gestalt ein Bild der jungen Zukunft. Man fühlte, daß er reich an Hoffnungen war, die sein Vorgesetzter, dessen Name berühmt war, erfüllt hatte. Man näherte sich dem Schiffe. Das Deck der „Atlantis", mit Segeltuch überspannt, worunter man Zelte gebildet hatte, war in einen Ballsaal verwandelt. In der Takelage, überall wehten französische und spanische Flaggen. Der blutige Balken zwischen zwei Goldstreifen (die spanischen Farben) leuchtete überall hervor im Licht unzähliger Fackeln. Hier und dort hatten die Matrosen aus Flinten, Säbeln und Pistolen Anker und Ornamente gebildet. Lorbeer und Camelien wölbten sich zu Lauben an den Ecken des Ballsaales. Auf dem spiegelblanken Deck, über welches so oft die Wellen der hohen See hingefegt, wogte jetzt eine glänzende Menge eleganter Frauen, die Seide knisterte, die Schleppen rauschten, Grüße flogen hin und her. Unter dem Diamantenfeuer zeichneten sich die Haare und die Schultern ab. Wenig Civil. Alles Paradeuniformen, fast nur Seeleute, fast keine Landofficiere. Draußen glitten wie Tausendfüßler die langen Kutter mit 24 Ruderern dahin, die Riemen senkten sich, furchten das Wasser und erhoben sich wieder mit glitzernden Tropfen besäet, und tauchten wieder unter. „Wer da?" — „Officiere an Bord!" — Der

Digitized by Google

Kutter landete an der Schiffstreppe. Als der Admiral oben erschien, ertönte die Musik, und da der spanische Admiral dem französischen folgte, unterbrach die Musik mit einem Schlage die Marseillaise, um die spanische Nationalhymne anzustimmen. Pierre Kardec war dem Admiral behilflich, die Honneurs des Abends zu machen.

„Dieser Kardec hat Glück! — Er hat das Zeug zu einem Admiral! — Es ist kein Streber! — Nein, aber er hat Glück! — Ein tüchtiger Kerl!" Man tanzte. Kardec war einen Augenblick in's Zwischendeck hinunter gestiegen. Er wollte ganz allein sein, um das Papierchen durchzulesen, von dem er sich gar nicht erinnerte, es in der Tasche gehabt zu haben. Er las es beim Scheine einer Laterne, die ihm ein Matrose hinhielt. Als er es gelesen, faltete er es langsam, steckte es wieder in die Brusttasche zurück und knöpfte seine Uniform reglementsmäßig zu. Dann erbleichte er plötzlich, breitete die Arme aus und klammerte sich an die Schultern des Mannes, der die Laterne hielt. Ihm schien, als sänke das Schiff plötzlich unter ihm in's offene Meer, hinab in die Unendlichkeit.

„Kapitän!" schrie der Matrose, „Kapitän!"

„Nun, was denn?" antwortete Kardec mit furchtbar ruhiger Stimme, fragte den Mann, ob alles an seiner Uniform in Ordnung sei, und stieg dann wieder hinauf.

Der Admiral bat ihn, einer Officiersfrau Gesellschaft zu leisten. Kardec tanzte mit ihr. Als der Tanz zu Ende war, erfaßte ihn ein seltsames Gefühl. Man hatte den Matrosen an Bord erlaubt, auf dem Vorderdeck zu bleiben, um dem Feste unter einem Zelt im Dunklen zuzusehen, doch unter der Bedingung, sich schweigend und unbeweglich zu verhalten. Hinter einem Gewirr von Tauen waren sie dort versammelt, wie eine Wand aus Menschen. Sie sahen dem Balle zu. Sie standen im Schatten und dennoch, wenn man näher kam, unterschied man deutlich die Gesichter, Bärte, die weißen Zähne und Augen. Sie schauten mit einem stumpfen Ausdruck Denen zu, die sich dort belustigten, auf den Ball, die Blumen, die Frauen, ohne Neid, aber freudlos aus der Tiefe ihres armen Daseins, wo die Hoffnung einen unbestimmten und stummen Ausdruck hat. Kardec war an die Seite dieser braven Leute getreten und wurde von einem sonderbaren Gefühl erfaßt. Es war ein plötzliches Gelüst, mit einem einzigen wahnsinnigen Faustschlage die Maschen der Takelage zu brechen, diese Thiere, die Menschen waren, loszulassen und ihnen zuzuschreien: „Tanzt, stürmt, heult! Tödtet die Männer! Stürzt euch auf die Frauen! Werdet die Herren! Ihr seid verrückt, diesen Freuden zuzusehen, ohne sie für euch zu nehmen!" Er strich sich mit der Hand über die Stirn und kehrte auf den Ball zurück.

„Was ist Ihnen, Kardec?"

„Etwas Kopfschmerzen, Herr Admiral!"

„Trinken Sie doch ein Glas Champagner."

Als er zum Buffet hinabstieg, traf er einen Kameraden. „Komm hinunter!"

Sie gingen. Der Freund verließ ihn bald. Kardec goß ein Glas Cognac hinunter und schaute auf das Meer, das hier anfing zu seinen Füßen und irgendwo fernab endete, er wußte nicht wo, nirgends. Er betrachtete die Hügel der Halbinsel Saint-Mandrier, wo sich das Marinehospital befand, — dann erblickte er Toulon, dessen röthliches Ufer im schwarzen Wasser die Lichter der Kaufläden und Schenken wiederspiegelte. Das war der gewohnte Schauplatz seines Seemannslebens. Er schaute auf die Rhede, die mit den Lichtern der Schiffsdivision besternt war. Und wieder sah er unter sich die See, in ruhigem Blau, sehr ruhig, diese bittere Fluth mit ihren sanften Bewegungen, welches die Zornesausbrüche und tödtliche Wuth eines Weibes hat . . .

Wie schön und rein sie war! So voll von Sternen, welche sie anzuschauen schienen! Und ganz in der Tiefe dieser Rhede war der Abgrund, wo die Abfälle der Stadt hineingeworfen wurden, die Höhle, die den Skorpionen theuer . . . Und mit einem Schlage, da unter dem blinkenden Wasser, tief, sehr tief, zeichnete sich eine unbestimmte leuchtende Gestalt ab, ein weißes Gesicht, so bleich, so weiß, weiß wie der Tod . . . Sie schwamm auf dem Wasser, von den Wellen gewiegt, diese räthselhafte Gestalt, sie folgte den langsamen Bewegungen der Wellen, die katzenartig die „Atalantis" umschmeichelten. Es war wie ein Phosphoresciren, wie eine mystische Erscheinung, wie eine untergegangene Seele . . . „Yvonne — Heilige Yvonne! — Yvonne!"

Die Bewegungen des Tanzes erschütterten das Schiff wie convulsivisch. Man war sehr lustig dort oben unter den Augen der Matrosen, die traurig zuschauten, ohne einen Wunsch, ohne eine Bewegung, mit der tiefen Entsagung von Enterbten.

„Wo ist Kardec?"

„Ich weiß es nicht, Herr Admiral."

„Ich suche ihn schon seit zwei Stunden. Bitte, suchen Sie ihn doch auf, ich bedarf seiner."

„Zu Befehl!"

— — — Um acht Uhr Morgens landeten zwölf Ruderer in einem großen Kutter am Ufer von Toulon. Drei Officiere sprangen auf den Quai und entblößten ihre Häupter, um dem Todten die Ehre zu erweisen, der auf dem Grunde des Fahrzeugs unter einem Tuche schlief. Sechs Matrosen luden ihn auf die Schultern, und in militärischem Schritt trugen sie ihn in das Marinehospital, dreihundert Schritt von Yvonne's Wohnung.

„Wer ist es? — Der arme Kardec. — Wie ist es geschehen? — Man weiß nichts: ertrunken. — Merkwürdig." Das Gerücht verbreitete sich in der Stadt. Von Haus zu Haus hatte es auch die Straße St. Roche erreicht, ehe noch die Leiche im Hospital angelangt war.

„Ach, mein armes Fräulein!" rief händeringend die Wirthin Kardec's

„Was giebt es denn?" fragte Yvonne, die ihr die Thür öffnete.

„Ihr Bruder, Fräulein — man hat ihn weggetragen — in's Hospital!"

Yvonne lief dorthin. Auf der Straße erfuhr sie, daß Kardec todt war. An der Schwelle des Hospitals stand der Oberarzt in großer Gala (er kam vom Balle), seine goldgestickte Mütze in der Hand. „Herr Doctor, ich bin seine Schwester, die Schwester Kardec's — ich wünsche — ihn zu sehen."

Der Arzt verbeugte sich tief. Er kannte Kardec, er hatte ihn gern gehabt. Er machte ein Zeichen. Zwei Lazarethgehülfen begleiteten Yvonne. „Ich wußte nicht, daß er eine Schwester hatte", sagte der Arzt. „Der arme Kardec. Es ist schade um ihn!"

Yvonne trat in das Zimmerchen ein, wo man Kardec auf ein Hospitalbett gelegt hatte. Die sechs Matrosen, die Lazarethgehülfen, zwei barmherzige Schwestern waren da. Yvonne, sehr correct, sehr bestimmt, fragte: „Würden sie mich nicht einen Augenblick mit ihm allein lassen?"

Die barmherzigen Schwestern sahen sie an und glaubten wirklich in Yvonne eine der ihren zu erkennen. Mit ihrem dunklen Kleide, der breiten Schürze, dem kleinen weißen Flügelhäubchen, ihrem schlicht getheilten Haar und ihrem bleichen Antlitz, wie es die Madonnen aus Wachs haben, die man in den Dorfkirchen sieht, kindliche Madonnen unter Glasglocken, hatte sie in der That das Aussehen einer mystischen Heiligen, die süße und weiße Yvonne, und darum hatte Pierre sie geliebt. Voll Ehrfurcht zogen sich also die Schwestern zurück, gefolgt von den Anderen, die im Zimmer waren.

Yvonne ging zur Thür, um sie zu schließen und ganz allein mit ihrem Todten zu bleiben. Aber es fehlten Schlüssel und Riegel — und Yvonne setzte sich am Bette nieder und knöpfte langsam seine Uniform auf. Dann suchte sie in seiner Seitentasche. Sie athmete tief auf, denn sie fühlte zwischen ihren Fingern das Papierchen, das sorgfältig zusammengefaltet war. Sie knöpfte regelrecht die Uniform wieder, entfaltete das Billet, um sich zu überzeugen, daß es in der That dasselbe sei. Sie las es neben ihrem Todten, dieses feuchte Blättchen, dessen Buchstaben vom Seewasser etwas verwischt waren. Der Todte, steif in seiner Galauniform, den Degen an der Seite, die Hände über der Brust gefaltet, sah finster aus. Er strömte Seegeruch aus, dieser ertrunkene Seemann. Ach, diese feinen und doch so kraftvollen Hände werden nicht mehr die kleinste Goldmünze zusammenbiegen, nicht mehr die zweiunddreißig Spielkarten zerreißen. Er wird nicht mehr lachen mit seinem jugendlichen Munde, der stolze Jüngling, der den Kameraden zu sagen schien: „Ich bin stark, weißt Du, ich trage das Leben in mir, die Jugend und die Zukunft!" Nein, er wird nicht mehr lachen, dieser Mund, wo man ein wenig die Zähne hindurchschimmern sah, glänzend vom Salzwasser. Kardec als Todter war furchtbar. Er mußte noch sterbend an seine Mutter gedacht haben.

Yvonne, sehr correct, sehr bestimmt, verließ das Zimmer sicheren Schrittes. Sie hatte es gelesen, das kleine Billet. Das war die Schuld gewesen. Es stand darauf:

„Frau Yvonne Kardec, postlagernd, Toulon. Ich freue mich über die gute Partie, die Du machst, kleine Yvonne, und daß Du diesem Esel von Kardec das Kind von Jean Lepic anhängst. Dein für immer.

J. Lepic.

Als man Kardec's Schwester den Tag der Beerdigung anzeigen wollte, fand man sie nicht mehr in Toulon. Sie war schon seit fünf Tagen in Brest, als Frau Kardec mit der Leiche ihres Sohnes dort ankam. Kardec ist auf dem kleinen Kirchhof des Dorfes nahe bei dem Schlosse der Kardec begraben. Yvonne geht oft an der Kirchhofspforte vorüber, und dann macht sie stets fromm das Zeichen des Kreuzes.

Und Yvonne ist sehr weiß geblieben . . .

Aus der Hauptstadt.

Der Mönch von Lehnin.

Theodor Fontane ist ein Muster von Integrität gewesen. Herr Geheimrath Lessing hat ihm das an seinem Grabe feierlich bestätigt, und Geheimrath Lessing ist ein ehrenwerther Mann. Er weiß es zu würdigen, wie schwer Einem die Integrität fallen kann bei dem von ihm gezahlten Monatsgehalten, und wem er, der mit seinen Annoncenbeilagen so viel Glück, mit seinen Handelsredacteuren so viel Pech hat, für sittliches Betragen die Censur Ia giebt, der darf stolz lächelnd in die Grube fahren. Dennoch besorge ich, der erlauchte Menschen- und Doublettenkenner aus der Breiten Straße hat den Schöpfer Jenny Treibel's nicht ganz durchschaut. Ich halte es für sehr gut möglich, daß Theodor Fontane in seiner angeborenen hugenottischen Schalkhaftigkeit nur deßhalb der Vossin so lange für 200 Mark monatlich gedient hat, weil er

Digitized by Google

recht gut wußte, daß dies eines schönen Tages an den Tag kommen und dann nicht ihn, den mißhandelten Poeten, sondern Herrn Geheimrath Lessing unsterblich blamiren würde. Man ist eben aus Fontane zeitlebens nie recht klug geworden, und die Herrschaften, die sich jetzt nekrologisirend um ihn bemühen, thäten vielleicht besser, abzuwarten, ob der Schelm ihnen nicht noch nach seinem Tode mit irgend einem ironischen Schabernack das Concept verderben wird.

In den Wanderungen durch die Mark Brandenburg, die übrigens eine ganze Reihe von Anspielungen auf den Geheimrath Lessing enthalten — wenigstens wird an verschiedenen Stellen jene übertriebene Sparsamkeit der Märker, die man mit einem nationalökonomischen Ausdruck Schmutzerei nennt, freundlich verspottet — in den Wanderungen also kommt Theodor Fontane auch auf die berühmten Weissagungen des Mönches von Lehnin zu sprechen. Er commentirt sie mit liebevollem Fleiße, forscht eingehend nach dem Ursprungsjahr der unheimlichen Verse und erklärt zuletzt achselzuckend, es möchte wohl Alles Schwindel sein. Der Rationalist, der Protestant und in der Wolle gefärbte Altpreuße muß natürlich so sprechen. Aber man merkt es doch, ganz überzeugt will der Textkritiker doch nicht scheinen, und eine Möglichkeit, daß kein Hochstapler, sondern ein gespenstischer Prophet das furchtbare Orakel verkündet hat, läßt er immerhin offen. Herr Geheimrath Lessing wird sich eines ähnlichen Falles aus seiner Familie erinnern. Der Hamburgische Dramaturg, der mit Stolz den Namen des Besitzers der Vossischen Zeitung getragen hat und in Berlin fast verhungert ist, wie er selbst bezeugt, Lessing erwähnt in seiner Polemik gegen Voltaire den Gespensteraberglauben und meint, daß neunundneunzig von Denen, die auf offenem Markte alle Spukgeschichten verlachen, daheim in finsterer Mitternacht unsägliches Grauen vor den verehrlichen Revenants empfinden. G. E. Lessing war ebenso ehrlich wie der märkische Wanderer und setzte, wenn ihn das Gewissen drängte, selbst da ein Fragezeichen, wo die Mode der Zeit und das eigene Glaubensbekenntniß weder Skrupel noch Zweifel kannte. Leute, die der Zukunft auch noch ein Wörtlein sagen möchten, pflegen immer so zu handeln.

Ob der Mönch von Lehnin als rückwärtsschauender Prophet seine Orakelsätze ganz gemüthlich in einem Jahrhundert schrieb, wo sie schon in die Schulfibeln übergeleitete Vergangenheit waren, oder ob er verzückten Geistes in die Röthe des zwanzigsten Jahrhunderts hineinblickte, das ist eine Preisfrage, die die Petersburger Friedensconferenz gleich mit beantworten könnte. Man geht in Preußen an so seltsamen Dingen zumeist scheuen Schrittes vorbei, und gleichwie der alte Kaiser Wilhelm streng verboten hatte, einen Blick in das Gewölbe des Jagdschlosses Grunewald zu thun, wo unverständiger Sage nach die Gebeine der armen Anna Sydow modern sollten, just so beschäftigte man sich bisher ungern mit dem finsteren Lehniner. Es war, als ahnte man, daß seine Zeit vielleicht kommen würde. Vor etlichen Tagen haben geschichtskundige Leute die 250jährige Jubelfeier des Westfälischen Friedens in festlichen Artikeln begangen. Viel Schönes ist bei der schönen Gelegenheit über Religionsfreiheit und den Sieg der Aufklärung gesagt worden. Und doch — betrachtet man's recht, so ergiebt sich aus der Blut- und Brandgeschichte des dreißigjährigen Krieges trotz Schiller, Schlosser und Weber nur eine ewige Lehre: im Getümmel des Kampfes entstand den Deutschen ein gewaltiger, klarer und großzügiger Staatsmann, der Friedländer, und diesen Staatsmann, der die Einheit herbeiführen, die fürstliche Raffsucht und Beschränktheit vernichten wollte, richtete man nach allen Regeln der Kunst zu Grunde. Im Uebrigen hat der dreißigjährige Krieg nichts genützt. Daß die katholische Kirche 250 Jahre nach Osnabrück wieder auf der ganzen Linie vorrückt, daß sie allmälig beginnt, den in sich selbst zusammenbrechenden Protestantismus aufzusaugen, das ist eine Beobachtung, die man schon vor Paul de Lagarde gemacht hat und heute mit unbewaffnetem Auge machen kann. Daß es Roms höchster Ehrgeiz ist, auch die Lande wiederzugewinnen, die einst die Hochburgen des Lutherthums waren, und daß es seinen modernen Schlüsselsoldaten als letztes Ziel die Eroberung des Brandenburger Landes weist — das sind Thatsachen, die jeder halbwegs aufmerksame Zeitungsleser aus den Politischen Uebersichten seiner Bildungsquelle kennt. Bis tief nach Rußland hinein reichen die vaticanischen Fäden. Der mystisch gestimmte Zar hegt vor dem Vater in Rom größere Ehrfurcht als vor seinem Heiligen Synod und den schmutzigen Archimandriten, die sich ihm beugen. Neue Reiche dem katholischen Gedanken zu erschließen, die beherrschten Provinzen in Ruhe und bei guter Laune zu erhalten, die Abtrünnigen wieder heranzuziehen — welch' eine imposante Politik ist das! Doppelt imposant, weil ihr keine realen Machtmittel zur Seite stehen, weil sie allein mit den Waffen des Geistes, freilich Geist nach ihrer Art, kämpft und weil sie dabei Erfolge errungen hat, vor denen man, wenn nicht Hochachtung, so doch Staunen empfinden muß. Das Gefühl ihrer Kraft kitzelt die beiden Männer, die Hand in Hand, treue Zeltgenossen, von Sieg zu Sieg gezogen sind, und den Cardinal Rampolla mag der Gedanke wohl berauschen, Bresche zu legen in die Vormacht des Protestantismus, das königliche Preußen. Noch spielt er nur mit dieser Vorstellung, noch steht er nicht ernsthaft im Kampfe, und seine Angriffe sind Tändeleien. Sie können gelegentlich in neckische Thorheiten ausarten, wie die päpstliche Ansprache an die französischen Pilger eine war, die dem starken deutschen Centrum, dieser ergebenen und getreuen Sturmcolonne des Vaticans, nur unnütze Schwierigkeiten bereitet und den Vormarsch erschwert. Rampolla weiß, daß er selbst nicht mehr dem Erzbischof von Berlin die Weihe ertheilen wird, und gleich anderen gewiegten Diplomaten, die ebenfalls den persönlichen Ehrgeiz nicht immer über den sachlichen stellen, will auch er seinem Nachfolger die Schachpartie nicht allzu sehr erleichtern.

Rampolla ist ein feierlicher, humorloser Herr, und weil ihm die Fontane'sche Schalkenlaune fehlt und er keinen historischen Spaß versteht, darum glaubte er nach Art der dummen kleinen Wiener Hofburgklerikalen, die Fahrt unseres Kaisers zum Heiligen Grabe mit etlichen unnöthigen Bemerkungen stören zu sollen. Wäre der Kluge auch weise, dann hätte er statt dessen bei einer Flasche Mouton — seit Schloezer's Abgang trinkt er sie wohl allein — vor sich hingelächelt und diesen Kreuzzug als eine à conto Zahlung betrachtet. Denn den Ruhm des Zuges nach Jerusalem erntet schwerlich der Protestantismus, dessen weckende Kraft draußen so wenig wie drinnen in die Erscheinung tritt, sondern die christliche Kirche in ihrer Gesammtheit. Und deren weithin leuchtendes Haupt ist den Heiden und Ungläubigen der Papst in Rom. Sein Secretär, der viel gelernt hat, wird eins noch hinzulernen müssen: die überlegene Ruhe des Siegenden, der keine kindliche Gereiztheit kennt und nicht mit Nadelstichen schlummernden Zorn weckt.

„Der Protestantismus hat mit seiner 1648 durch den Westfälischen Frieden erfolgten endgiltigen Anerkennung als berechtigte Religionsform die letztere Spur innerer Kraft, welche nur durch den Gegensatz zur herrschenden Kirche erhalten worden war, verloren; dadurch, daß ihm die feierliche Erlaubniß zu leben gegeben wurde, ward ihm der letzte Vorwand zu leben genommen." Der Mann, der die Deutschen Schriften in die Welt warf, erklärte freilich auch den Katholicismus für todt oder doch seit vier Jahrhunderten im Sterben liegend. Seine Festigkeit geriethe vielleicht in's Wanken, wenn er die Entwickelung von heute in's Auge fassen könnte; zum Mindesten würde er zugeben, daß der langlebige Todtkranke über unerhört geschickte Aerzte verfügt, die seine ausdauernde Agonie unter Umständen um ein rundes Jahrtausend verlängern werden. Die katholische Kirche läßt nichts unversucht, in die Massen zu dringen. Ihre Priester nehmen die politischen und wirthschaftlichen Ideale der Bedrängten auf, der Papst giebt der Demokratie seinen väterlichen Segen, und die Kleriker in Oesterreich wie in Belgien stampfen einflußreiche katholische Volksparteien aus dem Boden, denen es bitterer Ernst scheint um grundlegende Reformen. Diese begeisterten Kuttenträger, die mit Feuerzungen reden, wie's nur immer ein Lutherpfaff von 1525 vermochte, scheuen den Zorn der Mächtigen nicht — denn ihnen ihr Amt zu nehmen, dazu sind die Mächtigen außer Stande. So kommt es, daß die Socialdemokratie still stehen bleibt, wo sie auf die christlich-socialen Heerhaufen stößt, die der Katholicismus in's Feld sendet. Auch in der protestanischen Kirche erweckte der Geist sich Männer, die das Mitleid hinaus trieb aus dem behaglich durchwärmten Pfarrhause und die den Kampf aufnahmen mit den officiell so schauerlich gebrandmarkten Umstürzlern. Sie mühten sich redlich, wagten sich in die Höhlen der Phrasenlöwen, vor denen das gebildete Bürgerthum in ewiger Angst zitterte ... wo sind sie hin? Einige ließen sich, weil sie zu eng verwachsen waren mit der Idee, um Amt und Brod bringen; Andere unterwarfen sich löblich, als das Wort erklang, daß die Politik die Geistlichen nichts angehe. Und der Protestantismus gleitet weiter auf der abschüssigen Bahn, entartet immer mehr zu hohlem Theologengezänk, wird ein Spott den höheren, der Kirche völlig entfremdeten Schichten, während die Niederen längst mit Haß und Wuth auf ihn blicken. Die letzte Generalversammlung des Evangelischen Bundes hörte aus dem Munde eines Predigers in der Wüste die Mahnung, daß man hingehen und lernen möge von der katholischen Kirche, Keime auszusäen, die zwar nicht heut und morgen, aber zu guter Zeit gute Ernte versprechen; daß man auf Strom und Wind wohl Acht geben und dem brennenden Verlangen der Kleinen Gewährung bringen möge. Es war der Fluch des protestantischen Bekenntnisses, daß er von Anbeginn allzu nahe den Gekrönten geblieben, allzu vertraut mit ihnen und ihren Lastern, und allzu abhängig davon. Seine Diener, auch die streitbaren und kühnen, dürfen nicht wider den Stachel löken, denn der Staat hat Macht über sie und zerschmettert den, der sich ihm entgegenstellt. Der protestantische Geistliche besitzt nicht entfernt die Gewalt über alle Glieder seiner Gemeinde, die dem katholischen Pfarrer eignet. Nur die Geringen, die misera plebs darf er schelten und vermahnen, wenn sie fehlen, über die niedlichen Schwächen der Großen muß er diplomatisch hinweggleiten. So scheint der Protestantismus, der bezeichnend genug gleich in seinen ersten Lebensjahren einem Fürsten das Verbrechen der Bigamie gestattete, liebedienerisch nach oben und hart nach unten. Es liegt das in seiner Constitution, und man darf ihm keinen Vorwurf daraus machen. Aber es raubt ihm auch die Lebenskraft, raubt ihm Sympathien und Respect. Nur vor dem, der frisch auf die großen Hansen losgeht, zieht das Volk den Hut, nur von dem läßt es sich geduldig abkanzeln, nur der hat sein Herz.

Gewiß war der Mönch von Lehnin ein Gauner. Theodor Fontane hat das gewußt und ihm trotzdem eine liebevoll breite Abhandlung gewidmet. Das macht, er merkte heraus, daß ein tüchtiger Kerl in dem verwegenen Schwindler steckte. Kein gesichtebegabter Prophet, aber etwas, was unter allen Umständen mehr werth ist: ein politischer Kopf, vor dem sich die Schleier der Zukunft lüfteten, weil ihm die Zukunft kein Geheimniß, sondern das simple Resultat eines Rechenexempels war.

Caliban.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

„Herostrat." Tragödie in fünf Aufzügen von Ludwig Fulda. (Kgl. Schauspielhaus). — „Das Erbe." Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi. (Berliner Theater.) — „Der Herr Secretär." Schwank in 3 Acten von Maurice Hennequin. (Residenztheater.)

Und wieder hat die Berliner Presse fast einmüthig einen großen Erfolg konstatiert, der „durch keinen Mißton getrübt worden ist". Wie die Pest im Wiener Hospital, so scheint in unsern Theatern ein seuchenartiges Gehörleiden höchst bedenklicher Natur zu grassiren. Die davon betroffenen Unglücklichen vernehmen zwar jedes Beifallsgeräusch, auch wenn es nur leis angedeutet ist; für Zischen und Hohnlachen aber macht die eigenthümliche Krankheit ihre Horchwerkzeuge total unempfindlich. Wodurch diese Epidemie entsteht, wie sie verläuft und was sie einbringt, ist bis heute nicht genau erforscht worden, weil die davon Befallenen nach dem Beispiel anderer Tintenfische um sich und ihre Krankheit geheimnisvolle Nebel zu breiten lieben. Bloß so viel sei bemerkt, daß die Seuche nur unter Kameraden ausbricht und auf alle Mitglieder des Klüngels ansteckend wirkt. Indeß, leidenden Personen soll man mit höflicher Vorsicht begegnen. Wir lassen uns deßhalb nicht weiter in Untersuchungen ein, die die Patienten verletzen oder beunruhigen könnten, und begnügen uns damit, festzustellen, daß am Premièren-Abend während des vierten und fünften Aktes der Tragödie „Herostrat" im urtheilsfähigen Theile des Publicums eine wohlthuende Heiterkeit herrschte, um deren Erweckung Blumenthal seine Mitstrebenden beneiden könnte.

Herr Fulda hat diesmal ein griechisch Trauerspiel destillirt. Er hält nichts mehr vom Naturalismus, wie er durch den Berliner Local-Anzeiger den 220,000 darauf abonnirten Herrschaften verkünden ließ, die überhaupt jedem Ismus grundsätzlich mit ungeheurer Wurstigkeit gegenüberstehen. Herr Fulda zieht triumphierend zu den Höhen der classischen Dichtung empor; Hebbelstoffe reizen ihn, und Goethe'sche Sprachschönheit will er erneuen. Da war ihm der Herostrat so ein gefundenes Futter. Der Kerl bot einen famosen Aktschluß: Brand des Artemisions; nebenbei war er in seiner Anarchisterei durchaus aktuell, und drittens zog unsern Poeten das Gefühl der Wahlverwandtschaft zu seinem Helden hin. Herostrat verkörpert nämlich in der Tragödie die absolute Impotenz. Nun wirkt allerdings das krampfhafte Unvermögen, das gern etwas bedeuten will und, sich überschreiend, völlig die Stimme verliert, immer nur komisch, und das hätte auch Herr Fulda bedenken sollen, ehe er sich und seinem Herostrat die tragische Maske aufsetzte. Indessen kam es ihm auf eine Stillosigkeit mehr oder weniger nicht an. Wir lernen den Herostrat Fulda'scher Prägung als einen profunden Denker kennen, einen gescheiten Kopf, der sich über die Kunst allerhand Skrupel und Zweifel macht und nur den einen Fehler hat, daß er ewig unfruchtbar bleibt. Der gute Bursch ist recht schwerblütig dabei, eine vergrübelte Hamletnatur, zögernd, langsam, stets unzufrieden mit sich und von vernichtender Selbstkritik, wie man sie sonst bei Dilettanten nicht findet. Alles in Allem also ein ganz sympathischer Gesell. Daß er die schöne Klytia, die sich ihm anbietet, barsch zurückstößt, trotzdem er sie verzehrend liebt, ist zwar psychologischer Unsinn, aber für Herrn Fulda unentbehrlich, da diese Dame dem Götterliebling Praxiteles aufgespart bleiben muß. Praxiteles kommt, sieht und siegt. Woran Herostrat merkwürdiger Weise nie gedacht hat: die süße Klytia zu modelliren, darauf verfällt der helle und schönheitfreudige Athener in der ersten Secunde. Und die reine Jungfrau Klytia, eine demi-vierge recht nach der Kunst, läßt sich im Handumdrehen beschwatzen. So raubt Praxiteles dem armen Wichte nicht allein den Siegespreis im bildhauerischen Wettkampfe, sondern auch die Braut. Das ist des Bösen zu viel. Herostrat greift wuthschäumend zum gerade parat liegenden Hammer des Praxiteles, um die Artemis des Griechen in kleine Stücke zu schlagen. Doch man weiß, wie echte Kunst nun einmal sogar auf blutige Dilettanten wirkt: gebannt bleibt er vor der herrlichen Statue stehen, macht dann rechts um kehrt und zertrümmert seine eigene Schöpfung, die schmerzenvolle Frucht vieler Monate. Derselbe Mann aber, der vor der marmornen Niedlichkeit des Atheners überwältigt in die Knie sank, beschließt eine halbe Stunde später aus heiler Haut, den Dianatempel abzubrennen, das Wunderwerk, das er von zarter Kindheit an brünstig vergöttert hat. Und kaum ist der Gedanke in einem schauervoll schönen Monologe entwickelt, wobei Herostrat sich wüthend am Boden wälzt und wie ein wildes Thier schreit, pfaucht und tobt, so packt der Zornige auch schon die parat stehende Fackel, und im Nu geht der leider nicht versicherte Tempel in Flammen auf. Der fünfte Akt zeigt dann noch sehr anschaulich, wie Klytia ihrem ungetreuen Praxiteles zu Liebe in das eigens zu diesem Zweck unten vorbeifließende Wasser springt, während Herostrat den Stadtverordneten von Ephesus in längerer Rede vorschwindelt, er habe den Tempel aus Ruhmsucht angezündet. Ein Mitglied der Versammlung geht ihm auf den Leim und erklärt, daß der Verbrecher sich verrechnet habe; es werde ein Gesetz erlassen werden, wonach Jeder, der den Namen des Missethäters erwähnt, unweigerlich in die Grube fahren müsse. Da die Sitzung jedoch — und Niemand bedauert das mehr als die Zuschauer — nicht unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfindet, durchkreuzen einige Zeitungsreporter die weisen Pläne der Stadtväter, und Herostrat kann ruhig sterben gehen. Er hat sich unsterblich gebrannt.

Hinter mir hat ein wohlmeinender Herr seinen Nachbar, über solchen Blödsinn doch nicht zu zischen; es wäre in diesem Falle wirklich schade um die schönen Zähne. Und nicht minder schade wäre es um eine ernsthafte Kritik. In der fünfaktigen Künstelei klingt auch nicht ein Wort auf, das etwas wie wahre Empfindung, dichterisches Vermögen zeigte. Alles ist gemacht, mühsam ausgetüftelt und doch auf den ersten Blick in seiner Verlogenheit zu erkennen. Wirr laufen die Fäden durcheinander, allerlei kunterbunte Motive und Nebenhandlungen drängen sich in den Vordergrund, und immer wieder entgleiten dem Verfasser die Zügel. Er möchte so viel sagen, hundert Gegensätze zum Ausdruck bringen, Charaktere, Kunst- und Lebensanschauungen wirkungsvoll contrastiren, und ist nicht im Stande, auch nur einen einzigen Vorwurf logisch durchzuführen und zu gipfeln, oder ein Bild eindrucksvoll zu gestalten. Und all' diese Hudelei, dies jämmerlich dilettantische Schaffensunvermögen ist eingehüllt in eine unerträglich schleimige Sprache, einen Klingklang von Versen, darin immer und immer wieder, den ganzen Abend hindurch, nur poetische und gedankliche Gemeinplätze, Armseligkeiten aus dritter Hand, sich finden. Man lechzt förmlich nach einem Worte, das noch nicht völlig abgegriffen ist, nach einer Bemerkung, die, wenn nicht den Dichter, so doch den selbstständigen Kopf verräth. Umsonst. Die ganze Tragödie ein Syruptopf . . .

Herr Felix Philippi, dessen „sensationelles Drama aus der Zeit, das Erbe," Herr Intendant Prasch brachte, trotzdem Madame Prasch darin wirklich nicht die Helden- und Hosenrolle spielen konnte, hat den einen Vorzug, daß er keine Dichtereigenschaften vorschützt. Wie in sämmtlichen Machwerken, die der ehemalige Makler bedeutend unterm Parikurse auf den dramatischen Markt wirft, handelt's sich auch im „Erbe" um ein Ereignis, das die gesammte moderne Welt erschütterte. Bismarck's Sturz hat diesem Kleinen Anlaß und Stoff zu einer Colportagekomödie gegeben. Bismarck ist der Generaldirector Sartorius der Larun'schen Gewehrfabriken, Wilhelm II. der junge Erbe der Firma; der alte Herr, unter dessen Augen Sartorius die riesigen Werke aus dem Nichts schuf, Wilhelm I. gleitet schattenhaft durch den Hintergrund. Das Herz that Einem weh, als man die ruchlos rohe Faust Dinge aufgreifen und „gestalten" sah, deren zermalmende Wucht der Makler Philippi nie begriffen hat und begreifen kann; als man den neugierigen Pöbel um sich her skandalgierig auf die Entwicklung des „Conflikte" lauschen und jede grobe Anspielung, jede alberne „Pointe" mit lautem Beifall belohnen sah. Grade wie der Tragödie Fulda's, sagt die günstige Kritik auch der ausschließlich mit dem Zeigefinger zusammengeschmierten Sudelarbeit des Herrn Philippi Theaterwirksamkeit nach, und beide Poeten sollen über „glänzende Bühnenroutine" verfügen. Philippi's Schauspiel langweilt indeß, wo es nicht den Aerger wachruft, und ist mit erstaunlichem Mangel an Verständniß für die Forderungen der Coulissen geschrieben. Zwei blitzdumme Liebesgeschichten, die den Abend füllen sollen, sind eingesprengt in eine Tragödie, der jeder einigermaßen geschickte Macher athemraubende Effekte ohne Ende entlockt hätte; daneben wimmelt's von plumpen Hinweisen auf den Dreyfusrummel und überdies vernimmt man die Criminalgeschichte vom gestohlenen Gewehr — alles Mögliche, ein ganzer Tageblatt-Jahrgang muß herhalten, damit Herrn Philippi's Agenten-Phantasie nicht an Nahrungsmangel eingeht! Es liegt immerhin ein Trost darin, daß nur ganz kümmerliche, verkrüppelte Geisterchen sich an die Ausschlachtung des geliebten Todten zu Tantièmezwecken machen. Man wäre sonst versucht, gegen die Hyänen den Schutz der Gesetzgeber anzurufen, die ja im Begriff sind, durch die lex Heintze der unsittlichen und schändlichen Bühnendichterei ein Ende zu machen.

Hennequin's „Invioable" ist für das Residenztheater zu anständig zum Schlager und zu wenig toll zum Zugstück. Die Habitués der Blumenstraße sind doch an ganz anderen Paprika gewöhnt; und ihr Beifall klang diesmal ohne Ueberzeugung, so daß eine baldige Ablösung im Repertoire folgen dürfte. Leider wird die Erfindung der Pariser Schwankdichter matter und matter, und Herr Brandt, der die Direction der immer schwieriger zu leitenden Pariser Novitätenfiliale schnell wieder an Herrn Lautenburg zurückgab, um nur noch Schauspieler zu sein, hat jedenfalls das bessere Theil erwählt. Auch Hennequin ist wenig Gutes mehr eingefallen. Der ewig Schädel messende Professor macht nur bei seiner ersten Messung Vergnügen, bei späteren Wiederholungen ärgert er uns. Ingleichen die übrigen altbekannten Figuren: die Cocotte, eine verliebte alte Schachtel, leichtsinnige Ehekrüppel und Junggesellen, sowie die unmöglichen Mißverständnisse und schlauen Nothlügen mit ihrem Rattenschwanz von thörichten Verwickelungen und verrückten Kladderadatschen. Diesmal giebt sich der Secretär eines Abgeordneten für den de jure unverletzlichen Deputirten aus, während folglich der Volksvertreter als sein Onkel, dessen Frau als seine Geliebte und seine eigene Geliebte als Madame la députée erscheinen. Der ausgelassene zweite Act ist der beste, das Ganze aber „klatrig," um einen Ausdruck Goethe's zu gebrauchen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu!

Bismarck i. Urteil f. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

-- Verlag von --
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Weihnachts-Neuigkeit

.. von **FELIX DAHN** ..

Sigwalt und Sigridh

Eine nordische Erzählung.

104 Seiten. 8°. ff. gebunden **Mk. 3.—.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Soeben erschien:

Bülow, Hans von, Briefe.

III. Band.

1855—1864. Etwa 44 Bogen. Mit zwei Bildnissen.

geh. Mk. 7.—, in Ganzleinenband gebd. Mk. 8.—.
In Halbfranz gebd. Mk. 9.—.

Wie Band I und II der Briefe Hans von Bülows seine Jugendzeit darstellen, so gibt der jetzt veröffentliche dritte Band der Correspondenz ein anschauliches Bild der kampfreichen Jahre seines Aufenthaltes in Berlin, einer Zeit, die er später selbst als „Jahre der Knechtschaft" bezeichnet hat.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Ist **stets** von **gleicher bester** Qualität.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Zeitschrift für ***Elektrotechnik und Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall- und Montanindustrie.***

Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

Hierzu zwei Beilagen von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart und Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin SW 12.

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

I. U. Lib.
28 Nov. '98

№ 45. Berlin, den 12. November 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Anfänge einer Reichs-Versicherungsanstalt. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Das „stärkere" Geschlecht in der Natur. Von F. G. Fritzsche. — **Literatur und Kunst.** Die weibliche Schönheit in der Kunst. Von Professor Alfred Holtzmann. — Der Streit um die Marseillaise. Von Josef Kircher. — **Feuilleton.** Erblich belastet. Humoreske von Rudolf Huch. — **Aus der Hauptstadt.** Classenwahlen. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Zu „Goethe bei Napoleon". Von Professor Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Anzeigen.

Anfänge einer Reichs-Versicherungsanstalt.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Der dem Bundesrathe vorliegende Entwurf zur Abänderung des Invaliditäts- und Alters-Versicherungsgesetzes enthält die ersten Ansätze zum Errichten einer Reichs-Versicherungsstalt für die öffentlich-rechtliche Arbeiterversicherung, welche bekanntlich in dem ersten dem Reichstage vorgelegenen Entwurfe in Aussicht genommen war. Denn in erster Linie wird ein finanzieller Ausgleich der verschiedenartigen Belastung der einzelnen Versicherungsanstalten in der Weise angestrebt, daß jede derselben als Träger der Versicherung drei Fünftel ihres Vermögens und der ihr künftig zufließenden Beiträge buchmäßig als Gemeinvermögen aussondert, das zur Deckung der aus den Grundbeträgen der Invalidenrenten und den Altersrenten bestehenden Gemeinlast bestimmt wird, während die übrigen zwei Fünftel des Vermögens und der Beiträge als Sondervermögen ihr verbleiben, aus dem die Steigerungssätze der Invaliditätsrenten, die Beitragserstattungen, die Kosten der vorbeugenden Krankenpflege und sonstige Verwaltungskosten zu bestreiten sind. In zweiter Stelle ist das Errichten von örtkichen Rentenstellen geplant, die einer decentralisirten Verwaltung der einzelnen Anstalten dienen und als Beschlußbehörden unter Zuziehung von Beisitzern aus dem Stande der Arbeitgeber und der Versicherten über die Rentenansprüche entscheiden. Beide in ihrem Zusammenhange bilden die Brücke, über welche man zwar langsam und allmälig, aber sicher zu dem Ziele gelangt, die gesammte Arbeiterversicherung zu concentriren und an Stelle der bisherigen verschiedenen Organisationen als Träger derselben die Reichs-Versicherungsanstalt herzustellen.

Nach dem heutgeltenden Rechte erfolgt die Invaliditäts- und Altersversicherung durch Versicherungsanstalten, welche überwiegend für weitere Communalverbände desselben Bundesstaats aber auch durch Verschmelzen der Gebiete kleinerer Bundesstaaten errichtet, mit der Befugniß ausgestattet sind, Beitragsmarken auszugeben, in welchen für ihren Bezirk durch Einkleben in die Quittungskarte des Versicherten die Beitragspflicht erfüllt werden muß, während sie andererseits als Träger der Versicherung die an sie herantretenden Rentenansprüche voll zu befriedigen haben. Die Festsetzung der Beiträge erfolgt für die einzelnen Versicherungsanstalten im Voraus für bestimmte Zeiträume; und zwar war erstmalig ein zehnjähriger Zeitraum gewählt, während zukünftig fünfjährige Zeitabschnitte vorgesehen sind. Die Höhe der Beiträge ist (G. § 20) unter Berücksichtigung der in Folge von Krankheiten entstehenden Ausfälle so zu bemessen, daß durch dieselben die Verwaltungskosten, die Rücklagen zur Bildung eines Reservefonds, die durch Erstattung von Beiträgen voraussichtlich entstehenden Aufwendungen, sowie der Capitalwerth der von der Versicherungsanstalt aufzubringenden Antheile an denjenigen Renten, welche in dem betreffenden Zeitraume voraussichtlich zu bewilligen sind, gedeckt werden. Sie war (G. § 96) für die erste Periode in den vier Lohnclassen auf 14, 20, 24, 30 Pfennige festgesetzt, jedoch (§ 98) der Versicherungsanstalt das Recht zugestanden, schon innerhalb dieser an deren Stelle für ihren Bezirk andere Beitragssätze zu beschließen. Von dieser Befugniß ist bisher nirgends Gebrauch gemacht, obschon sich bei der praktischen Handhabung des Gesetzes herausstellte, daß innerhalb der Bezirke der östlichen Versicherungsanstalten diese Beiträge gegenüber den an die Versicherungsanstalt herantretenden Zahlungsverbindlichkeiten unzureichend, in den westlichen dagegen zu hoch bemessen sind. Solches findet seine Aufklärung darin, daß in jenen Gebietstheilen der Ackerbau vorherrschend ist, die Löhne niedriger, als in den der Industrie gewidmeten westlichen sind, aber auch das Lebensalter der ländlichen Arbeiter länger als dieses der industriellen zu sein pflegt, deßhalb der kräftigere Theil der Bevölkerung in die besser gelohnten Gegenden auswandert, der schwächere, also der Invalidität rascher verfallende, aber einheimisch bleibt. Als Wirkung dessen mußte sich folgeweise herausstellen, daß die östlichen Versicherungsanstalten sich in einer sehr ungünstigen, die westlichen jedoch in einer übergünstigen Vermögenslage befinden, was dahin führen muß, daß von der Befugniß aus § 98 Gebrauch machend, die Beitragssätze gerade in den schlechtergelohnten und ärmeren Gebietstheilen einer Erhöhung benöthigt sind, um eine Uebereinstimmung zwischen den Einnahmen und Belastungen der Versicherungsanstalt zu erreichen. Eine derartige Ungleichheit würde umsomehr Anlaß zur Unzufriedenheit bieten, als gerade der bedürftigere Theil der Bevölkerung davon betroffen wäre und darunter zu leiden hätte. Um dem vorzubeugen, wird die Lösung dieser kritischen Lage durch einen Ausgleich in der vorgeschlagenen Weise versucht.

Erreichbar erscheint dies aber nur bei einer gleichzeitigen Aenderung der Grundsätze über Berechnen der Alters- und Invalidenrenten. Die Altersrente setzte sich (§ 26) bisher zusammen aus dem Zuschusse des Reiches für jede Rente mit

Digitized by Google

60 Mk. als Grundstock, welchem für 1410 Beitragswochen nach den vier Lohnclassen je 4, 6, 8, 10 Pfennige hinzugerechnet wurden. Zukünftig soll sie in diesen 110, 140, 170, 200 Mk., sowie in einer hinzugefügten fünften Lohnclasse 230 Mk. betragen. Diese Beträge dienen zukünftig als Grundstock für die Invalidenrente, welchem für jede Beitragswoche, d. h. jede eingeklebte Beitragsmarke der bezüglichen Lohnclassen 2, 3, 4, 5, 6 Pfennige hinzuzurechnen sind, während bisher dem Reichszuschusse mit 60 Mk. und dem Grundstocke von 50 Mk. für jede Beitragsmarke 2, 6, 9, 13 Pfennige hinzuzurechnen waren. Dies führte zu zwei Unzuträglichkeiten, nämlich, daß während der Uebergangszeit die Invalidenrente niedriger als die Altersrente war, sowie daß die Versicherungsanstalten, welche die niedrigeren Beiträge der unteren Lohnclasse vereinnahmten, deßhalb höher belastet wurden, weil sie daraus den gleichen Grundstock aufzubringen hatten, wie diese, in welchen die hohen Beiträge die Regel bilden. Beiden Ungleichheiten hilft die neuvorgeschlagene Vertheilungsweise zweifellos ab, weil die Altersrente und der Grundstock der Invalidenrente zukünftig von der Gesammtheit der Versicherungsanstalten getragen werden und nur die Steigerungssätze der Invalidenrente jeder einzelnen derselben zufallen, sowie die Erstattungsansprüche der sich verheirathenden weiblichen (G. § 30) bezw. der Wittwen und Waisen verstorbener (G. § 31) Versicherter und die Aufwendungen in Krankheitsfällen und für die Verwaltung. Der Ausgleichungszweck erscheint auf diesem Wege allerdings erreichbar, aber gleichzeitig das Princip durchbrochen, welches bisher die einzelnen Versicherungsanstalten als Träger der in ihnen eintretenden Versicherungsfälle anerkannte. Mit ihm ist der erste Schritt gethan, von den bisher befolgten Grundsätzen abzuweichen und zu neuen überzugehen.

So unschuldig auf den ersten Blick auch der zweite Vorschlag erscheint, die bisher den Organen der Versicherungsanstalten anvertraut gewesene Rentenfestsetzung auf örtliche Rentenstellen zu übertragen, so wird er doch seine Wirkung nicht verfehlen, als zweiter Schritt zum Ziele der Reichs-Versicherungsanstalt zu dienen. Daß die vorgeschlagene Neuerung zweckmäßig sei, wird Niemand in Abrede stellen können, welcher eingehend sich mit der Arbeiterversicherung beschäftigte. Denn die örtlichen Stellen dienen nicht allein zur Decentralisation der Verwaltung, vielmehr verfolgen sie den weit bedeutungsvolleren Zweck, durch Zuziehung von Beisitzern aus dem Stande der Arbeitgeber und der Versicherten auf eine um so zuverlässigere Entscheidung über erhobene Rentenansprüche hinzuwirken, als dieselben mit den örtlichen Verhältnissen genauer vertraut und leichter den Rentenbewerbern persönlich jederzeit zugänglich sind, weßhalb sie auch den Letzteren in Angelegenheiten der Invaliditäts-Versicherung Auskunft ertheilen können. Daß hierdurch es ermöglicht wird, manchen Streitigkeiten vorzubeugen und damit die Zahl der Berufungen zu vermindern, unterliegt keinem Zweifel. Dieser Erfolg wird jedoch seinen Einfluß nicht verfehlen, auch auf die sonstigen Versicherungsarten das gleiche Verfahren zu übertragen; denn sehr bald werden aus den Kreisen der Versicherten diesbezügliche Anträge an die gesetzgebenden Körperschaften gestellt werden, womit ein Leck in die seitherige Organisation derselben gemacht wird.

Gelegentlich der in den Tagen vom 4.—9. November 1895 im Reichsamte des Innern stattgefundenen Conferenz trat man bereits dem Gedanken einer Verschmelzung der Arbeiterversicherung näher, indem man mit zwei diesbezüglichen Vorschlägen des ehemaligen Präsidenten des Reichs-Versicherungsamtes Dr. Bödiker und des Vorsitzenden der Versicherungsanstalt Berlin Dr. Freund sich beschäftigte. Beide hatten miteinander gemeinsam, daß die Invaliditäts- und Altersversicherung mit einer der zwei anderen Versicherungsarten zu verbinden sei, gingen aber darin auseinander, daß Dr. Bödiker die Unfallversicherung, Dr. Freund die Krankenversicherung hierfür ausersah. Mit dem Verschwinden des ersteren, d. h. dessen Uebertritt aus dem Reichs-Versicherungsamte in die besser gelohnte Stellung als Leiter eines industriellen Unternehmens, scheint auch die weitere Durchführung seines Planes einstweilig in's Stocken gerathen zu sein, während der Freund'sche Gedanke weiter ausgesponnen wird. Darauf deutet hin, daß man bereits, allerdings vorläufig erfolglos, versuchte, die verschiedenen Krankencassen in Berlin miteinander zu verschmelzen. Ferner steuert diesem Ziele zu ein Vorschlag auf Erlaß von Krankheitsverhütungs-Vorschriften, welcher in der Invaliditäts- und Altersversicherung im deutschen Reiche Nr. 19 und in der Selbstverwaltung Nr. 40 gemacht wird. Der Vater dieses Gedankens fordert für die Vorstände der Versicherungsanstalten eine gleiche Befugniß, wie solche den Vorständen der Unfall-Berufsgenossenschaften nach dem gewerblichen Unfall-Versicherungsgesetz § 78 zusteht. Wie letztere Unfall-Verhütungsvorschriften, sollen erstere Krankheits-Verhütungsvorschriften erlassen dürfen, und zwar wird für sie die Wirkung beansprucht, daß deren Nichtbeachtung den gänzlichen oder theilweisen Anspruch auf Invalidenrente verwirken soll, während jene doch bloß eine Heranziehung der Betriebsunternehmer zu höheren Beiträgen bezw. für die Arbeitnehmer niedrige Geldstrafen nach sich zieht. Darf gleich als sicher angenommen werden, daß dieser Vorschlag bei den gesetzgebenden Körperschaften Gehör nicht findet, weil er sich nicht als wohlthätig, vielmehr als unheilvoll für die versicherten Arbeiter herausstellt, so darf ihm doch die Bedeutung nicht versagt werden, als weiterer Schritt zur Verwirklichung des Einigungsgedankens zu dienen. Denn die Krankheits-Verhütungsvorschriften können doch nur gleichzeitig für die Invaliditäts- und für die Kranken-Versicherung erlassen werden, weil es völlig widersinnig wäre, ihnen eine Wirkung auf das Bezugsrecht der Invalidenrente zuzugestehen, jedoch auf den Eintritt der Krankenfürsorge zu versagen.

Sind erst zwei Versicherungsarten miteinander verschmolzen, dann wird es gar nicht mehr lange dauern, auch die dritte ihnen anzuschließen. Denn der erste Eingriff in die seitherige verschiedenartige Organisation der Träger der Versicherung muß folgeweise seine Ringe weiter ziehen und Andere in diese hineinziehen. So lange Dr. Bödiker, dem Schöpfer der Berufsgenossenschaften, anvertraut war, Hüter des Rechtes für die Unfalls- und Invaliditäts-Versicherung zu sein, wachte er sorgsam und liebevoll für seine Schöpfung und parirte jeden Angriff gegen die Unberührtheit der berufsgenossenschaftlichen Organisation machtvoll ab. Dieses mächtigen Schutzes entbehrt Letztere neuerdings und damit ist für sie die Gefahr entstanden, daß auch hier das Gute dem Besseren geopfert, d. h. die Berufsgenossenschaften aufgegeben werden, um einer Reichs-Versicherungsanstalt das Feld zu räumen, welche Trägerin aller bereits bestehenden und der neu zu schaffenden Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit, sowie der Wittwen- und Waisenfürsorge wird. Denn Letztere sind auf anderem Wege völlig undurchführbar, wenn auch für sie Versicherungszwang geschaffen, aber nicht, wie Dr. Max Hirsch und Prof. Dr. Brentano vorschlagen, die Versicherungsnahme hiergegen eine freiwillige sein soll, welche den Gewerkvereinen anzuschließen wäre.

Das „stärkere" Geschlecht in der Natur.

Von F. G. Fritzsche.

Wir pflegen gewöhnlich das männliche Geschlecht als das stärkere zu bezeichnen und betrachten es somit als selbstverständlich, daß die Männer größer und stärker als die Frauen seien. Diese Annahme ist auch durchaus richtig. Sehr zahlreiche Messungen der verschiedenartigsten Völker

Digitized by Google

haben ergeben, daß allerdings die Männer einen größeren Wuchs als die Frauen zeigen. Auch bei den wilden Völkern sind heutzutage noch die Männer, wohl in Folge ihrer Waffenübungen, größer und stärker als die Frauen, obgleich die Frauen ja häufig viel härtere Arbeiten verrichten als die Männer. Nicht nur bei den Kosacken, auch in Tyrol ꝛc. werden die Feldarbeiten zum großen Theil von den Frauen geleistet. Bei den Thieren jedoch darf man nicht das männliche Geschlecht als das stärkere bezeichnen; denn bei einer sehr großen Anzahl von Thierarten sind die Weibchen bedeutend stärker und größer als die Männchen. Die Weibchen sind meist größer als die Männchen 1. bei den Spinnen, 2. Insekten, 3. Fischen. Wechselnde Größenverhältnisse zeigen Amphibien, Reptilien, Vögel. Gleiche Größe der Männchen und Weibchen die Säugethiere. Einige Ursachen der Größenunterschiede sind: 1. Der Kampf der Männchen gegen einander macht sie häufig größer als die Weibchen. 2. Die Weibchen vieler niederer Thierarten sind größer als die Männchen, weil sie ungeheure Mengen Eier hervorbringen.

Ein Rigaer Arzt, Dr. Otto Thilo, hat in einem Vortrag über die Körperformen der Fische (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) eine sehr übersichtliche Zusammenstellung der Beobachtungen zahlreicher Forscher gegeben, der wir folgende Thatsachen entnehmen. Bei den Spinnen sind die Weibchen meistens größer als die Männchen und benutzen bisweilen ihre Stärke dazu, die Männchen, nachdem sie dieselben rings mit ihren Gespinsten umstrickt haben, zu verspeisen (Angabe von de Geer). Meist wagen sich daher die Männchen nur dann in die Nähe der Weibchen, wenn letztere eben gespeist haben. Bei den Insecten aller Art sind für gewöhnlich die Weibchen größer als die Männchen, häufig schon im Larvenzustande. In Frankreich werden die Larven der Seidenspinner durch eine besondere Wägemethode in Weibchen und Männchen geschieden. Die Weibchen sind wohl größer wegen der ungeheuren Menge von Eiern, welche die Fortpflanzung der Insecten erfordert. Es gehen ja sehr bedeutende Mengen von Eiern der Insecten durch Hitze, Kälte und Raub zu Grunde. Eine Ausnahme von der obigen Regel bilden die Hirschkäfer; von diesen sind die Männchen größer als die Weibchen. Die Männchen kämpfen heftig miteinander wegen der Weibchen und erlangten hierdurch im Laufe von Jahrtausenden eine ganz außerordentliche Kraft und Größe. Eine andere Ausnahme sind einige männliche Bienen. Dieselben tragen häufig die Weibchen im Fluge und haben so im Laufe der Zeit eine bedeutendere Kraft und Größe als die Weibchen erworben. Unter den Fischen ist fast immer das Weibchen größer als das Männchen, nach Angabe des bedeutendsten Ichthyologen der Jetztzeit, Günther. Jedoch giebt es auch hier Ausnahmen. Nach Angabe des Fischereidirektor A. Kirsch in Alt-Salis (Livland) ist der männliche Lachs stets größer als der weibliche: „Es ist dieses nicht nur bei dem Dünalachs der Fall, sondern auch bei den Lachsen anderer Flüsse. In meiner langjährigen Praxis der Fischerei habe ich Lachsweibchen, deren Gewicht mehr als 30 Pfund betrug, selten gefangen, wogegen männliche Lachse im Gewichte von 40—56 Pfund gar nicht selten sind. Im Uebrigen sind wohl sonst die Fischweibchen größer als die Männchen. Weibliche Aale z. B. von 75—90 cm kommen häufiger vor, während die Männchen selten eine Länge von 53 cm erreichen. Auch bei den Karpfenarten sind die Weibchen meist größer als die Männchen." Angaben über die Größe der Geschlechter bei den Fischen sind übrigens spärlich in der Literatur vorhanden. Die bedeutendere Größe der männlichen Lachse erklärt Thilo mit den erbitterten Kämpfen, welche diese während der Laichzeit wegen der Weibchen miteinander führen. Shaw sah einen heftigen Streit zwischen zwei männlichen Lachsen, welcher einen ganzen Tag dauerte. Buist giebt an, daß im Juni 1868 in dem nördlichen Tynefluß Schottlands gegen dreihundert todte männliche Lachse gefunden wurden. Bei den Karpfen und Aalen sollen keine Kämpfe wegen der Weibchen stattfinden. Die Weibchen sind daher größer als die Männchen. Bei einigen Fischen des Titicacasees ist das Weibchen oft sogar doppelt so groß als das Männchen. Carbonier giebt an, daß die Weibchen bisweilen diese Größe in der Weise mißbrauchen, daß sie die Männchen auffressen. Auch die Weibchen unserer Stichlinge stürzen sich unaufhörlich auf das Männchen, welches die Brut im Neste bewacht, tödten oft das Männchen und verzehren ihre eigene Brut. Stichlingweibchen sind oft größer als Männchen.

Von den Amphibien geben einige Forscher an, daß die Weibchen größer seien als die Männchen, andere behaupten das Gegenteil, so daß hier wohl wechselnde Verhältnisse vorkommen. Es scheint Thilo, daß diese wechselnden Verhältnisse sich folgendermaßen erklären lassen: 1. Die Froschweibchen z. B. legen eine ungeheure Menge von Laich; daher sind sie sehr groß. 2. Die Männchen kämpfen heftig wegen der Weibchen miteinander. Professor Hoffmann in Gießen sah zwei Männchen einen ganzen Tag miteinander kämpfen. Diese Kämpfe verleihen den Männchen eine bedeutendere Größe, so daß sie oft die Größe der Weibchen erreichen und so den Größenunterschied zwischen Männchen und Weibchen ausgleichen. Unter den Reptilien sind bei den Schlangen die Weibchen meist größer als die Männchen; bei den übrigen Ordnungen treten die Unterschiede nicht besonders hervor.

Bei den Vögeln sind die Männchen besonders auffallend von den Weibchen unterschieden. Die verschiedenartigsten Kämme, Bärte, Auswüchse, Hörner, mit Luft gefüllte Hautsäcke, Federschöpfe, nackte Federkiele, Federbüschel und einzelne verlängerte Federn, welche aus allen Körpertheilen graziös hervorragen, vor Allem sehr prächtige Färbungen kennzeichnen sehr deutlich die Männchen. Sie machen den Weibchen den Hof, indem sie ihnen vortanzen oder phantastische Sprünge auf der Erde oder auch in der Luft ausführen. Ja, ein Enterich versteht es sogar, sich zu parfümiren. Er verbreitet einen lieblichen Moschusgeruch, mit dem er das Weibchen anlockt. Romsay sagt von der australischen Moschusente, daß der Geruch, welchen das Männchen während der Sommermonate verbreitet, auf das männliche Geschlecht beschränkt ist; er habe nie — selbst nicht während der Paarungszeit — ein Weibchen geschossen, das eine Spur von Moschusgeruch gezeigt hätte. Man sieht also, daß bei den Enten die Verhältnisse ganz anders als bei den Menschen liegen. Nach den Angaben der Parfümeriehändler sollen Männer sich sehr selten mit Moschus parfümieren, häufiger dagegen die Weiber. — Die Männchen vieler Vogelarten sind größer als die Weibchen. Dieses rührt nach Thilo von den Siegen her, welche die größeren und stärkeren Männchen viele Generationen hindurch über ihre Rivalen erfochten haben. Nach Messungen ist das Männchen einer australischen Moschusente und einer australischen Lerchenart doppelt so groß wie das Weibchen. Es giebt aber auch Vogelarten, bei denen das Weibchen größer ist als das Männchen, z. B. bei den Raubvögeln ist dieses der Fall. Die Gründe hierfür sind unbekannt. Bisweilen scheinen die Weibchen dadurch größer zu werden, daß sie mit einander wegen der Männchen kämpfen. Jenner Weir hat solch' einen Kampf bei Gimpeln beobachtet. Auch an einigen hühnerartigen Vögeln wurde dieser Kampf der Weibchen beobachtet.

Bei den Säugethieren finden sich häufig keine Größenunterschiede zwischen Männchen und Weibchen. Wo man jedoch Unterschiede wahrnimmt, sind stets die Männchen größer als die Weibchen. Das ist z. B. der Fall bei einigen australischen Beutelthieren. Bei einer Robbenart beträgt das Gewicht des Weibchens um ein Sechstel weniger als das des Männchens. Die Männchen der Robbenarten, welche wegen der Weibchen mit einander kämpfen, sind stets größer als die Weibchen. Dasselbe gilt von den Walfischen. Wir

Digitized by Google

sehen also, daß der Kampf bei vielen Thieren die Männchen größer als die Weibchen macht. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat der Engländer Hunter darauf aufmerksam gemacht, daß diejenigen Körpertheile, welche zum Kampfe benutzt werden, größer und stärker entwickelt sind als die übrigen Körpertheile; so ist z. B. der Nacken des Stieres ganz besonders kräftig. Auch an der unteren Kinnlade des männlichen Lachses bildet sich während der Laichzeit ein hakenförmiger Fortsatz, nach welchem dieser Lachs den Namen „Hakenlachs" führt. Dieser Haken findet seine Verwendung während der Laichzeit beim Kampfe der Männchen gegen einander. Nach der Laichzeit schwindet der Haken. Auf dem Fischmarkte in Riga findet man, wie Dr. Thilo versichert, „Hakenlachse" nur im Herbst, im Frühjahr fehlen sie vollständig. Einige Thiere besiegen ihre Feinde dadurch, daß sie dieselben anspucken. Bei diesen sind die Speiorgane ganz besonders stark entwickelt. Hierher gehört der sogenannte Schützenfisch (Toxotes jaculator). Wenn dieser ein Insect auf einem überhängenden Baumzweige sitzen sieht, so spritzt er einige Tropfen Wassers mit großer Treffsicherheit in einer Entfernung von fünf Fuß auf dasselbe. Das Insect fällt herab und der Schützenfisch verzehrt seine Beute. Auch der Elephant hat bekanntlich seinen Rüssel zu einer vortrefflichen Spritze ausgebildet, mit der er täglich viele Mücken und anderes Ungeziefer erlegt. Wir sehen also, wie sehr der Kampf gegen die verschiedenartigsten Feinde sowohl den ganzen Körper, als einzelne Theile kräftigt und vergrößert. Jedenfalls ist es im Allgemeinen ganz unstatthaft, das männliche Geschlecht als das stärkere zu bezeichnen. Wenigstens trifft es für die Thierwelt nicht zu.

Literatur und Kunst.

Die weibliche Schönheit in der Kunst.

Von Professor Alfred Holtzmann.

Die Verbesserung in der Technik der vervielfältigenden Künste, besonders der Photographie hat bewirkt, daß wir heute die äußeren Formen lebender Schönheit mit wissenschaftlicher Genauigkeit festhalten können. Brücke war der erste, der 1890 in seinem Buch über Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt sich dieser Mittel bediente, ihm folgte 1896 der Engländer Thomson mit seiner Kunstanatomie, dann der Pariser Richer, der in seiner Anatomie artistique Zeichnungen und Photographien nach dem lebenden Modell bot. Nun kommt auch ein Deutscher, der Frauenarzt Dr. C. H. Stratz und widmet sein bei Ferd. Enke in Stuttgart erscheinendes Prachtwerk „Die Schönheit des weiblichen Körpers" den Müttern, Aerzten und Künstlern. Während also seine Vorgänger sich in mehr wissenschaftlicher Weise mit der weiblichen Schönheit in Beziehung zur Kunst auseinandersetzten, betrachtet Stratz das weibliche Schönheitsideal an und für sich und die durch Krankheiten und unrichtige Lebensweise bedingten Körperveränderungen. Es ist der Standpunkt des Künstlers, des Anatomen und des Pathologen. Da untersucht er denn zuvörderst die verschiedenen Wege, worauf man bisher das Schönheitsideal zu erreichen gesucht hat, besonders die altclassische Blüthe desselben und das moderne Schönheitsideal, das fast noch ganz unter dem Einfluß der griechischen Bildhauerkunst steht. Die altgriechische Kunst schöpfte ihre Motive unmittelbar aus dem Leben selbst, denn damals verhüllten die Menschen ihre Gestalten noch nicht. Den Künstlern bot sich also die Gelegenheit zum täglichem Studium des nackten Körpers in seiner vollkommensten Gestaltung dar. Besonders Richer hat scharfsinnig nachgewiesen, wie sehr der künstlerische Blick der hellenischen Künstler allen Epigonen in Folge dieser täglichen Uebung überlegen war. Er hebt hervor, daß alle griechischen Figuren sich als richtige Abbilder völlig naturwahrer Stellungen erweisen. Auf den Trümmern der classischen Kunst erhob sich das Gebäude der Renaissance; die Ueberreste früherer Größe wurden zur Offenbarung für eine neue Blüthezeit der Kunst, deren Werke wir in Malerei und Bildhauerwerken studiren und bewundern können. Die classische Schönheit aber hat nicht ein einziges dieser Werke erreicht, geschweige denn übertroffen, weil den Epigonen die reichste Quelle, aus der die Alten schöpften, versiegt war: der tägliche Anblick des nackten Körpers in tausenderlei Gestaltung und der dadurch geschärfte künstlerische Blick. Gerade die besten der späteren Meister sahen dies am besten ein und suchten diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß sie die intuitive Nachahmung schöner Formen durch wissenschaftliche Ergründung derselben, durch anatomische Studien zu ersetzen suchten. Duval und Bical haben mit kritischer Sorgfalt die anatomischen Studien, welche die meisten Künstler gemeinschaftlich mit Aerzten betrieben, zusammengestellt und durch vorzügliche Nachbildungen einiger derselben illustrirt. Unter den Künstlern finden sich Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael, Bandinelli, Cellini, Tizian, Carracci, Rubens, Rembrandt, Dürer und zahlreiche Andere. Wenn einerseits auch diese Erweiterung ihrer Kenntnisse den großen Künstler ermöglichte, fehlerhafte Modelle in ihren Werken zu verbessern, so lag andererseits die Gefahr nahe, daß manche, gerade durch diese Kenntnisse verleitet, mehr in ihre Gestalten hineinlegten, als wirklich zu sehen war, gewissermaßen die Natur überboten, ohne dieselbe schöner zu machen. Dieser Gefahr sind auch große Meister nicht entgangen. Suchten sie sich andererseits durch treue Nachahmung des Modells vor dieser Gefahr zu schützen, so drohte wieder die Möglichkeit, daß sie unbewußt Fehler derselben in ihre Werke übertrugen, und zwar um so mehr, als es nicht Jedem glückte, vollendet schöne Modelle zu finden. Aber nicht nur der Künstler, sondern auch das Publicum war den täglichen Anblick des Nackten entwöhnt, und so ist es zu erklären, daß beide, Künstler sowohl als Publicum, minder wählerisch wurden und auch mit minder Schönem vorlieb nahmen, wo es sich bot. Mehr und mehr tritt die Individualität des Künstlers in den Vordergrund, und große Vorzüge in der Technik oder in der Auffassung sind im Stande, ganze Generationen für absichtliche und unabsichtliche Fehler anderer Art blind zu machen.

Es ist nicht die Absicht von Stratz, eine ausführliche Kritik der Kunst und der Kunstgeschichte der Renaissance zu schreiben; für seinen Zweck genügt es, an einem beliebigen Beispiel nachzuweisen, wie selbst Kenner sich durch die herrschende Strömung zu irrigen Auffassungen hinreißen lassen können. Er wählt dafür die florentinische Venus von Sandro Boticelli, der gerade in letzter Zeit von den Präraphaeliten mit ungetheilter Bewunderung auf den Thron erhoben wurde. Prof. Brücke hat bereits auf einige anatomische Fehler derselben aufmerksam gemacht. Ullman, einer der besten unter den Biographen Boticelli's, erkennt dieselben auch als solche an. Er führt die Verse Poliziano's an, die wahrscheinlich der Darstellung zu Grunde lagen, er bespricht ausführlich und sachlich die Möglichkeit, ob Simonetta Catanea, die Geliebte des Giuliano di Medici, als Modell zur Venus gedient habe, und entscheidet sich im verneinenden Sinne, da das einzige authentische Bildniß der Simonetta nicht mit dem Gesichte der Venus völlig übereinstimmt. Die Figur der Venus von Sandro Boticelli ist erfüllt von einem zarten, wehmüthigen Liebreiz, der einen tiefen Eindruck macht. Dr. Stratz betrachtet aber die Figur näher und findet in dem langen, schmalen Halse, den stark abfallenden Schultern, dem schmalen, eingesunkenen Brustkasten, dem dadurch bedingten Tiefstand und der geringeren Divergenz der Brüste den ausgeprägten Typus

Digitized by Google

der Schwindsüchtigen wieder, der, wie im Leben, so auch in der bildlichen Darstellung durch seine tieftraurige Schönheit das innige Mitgefühl des Beschauers erregt. Wenn wir bedenken, daß Simonetta Catanea im Jahre 1453 geboren ist, und, nachdem sie sich 1468 mit Marco Vespucci verheirathet hatte, bereits im Jahre 1476, noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, an Schwindsucht starb, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie, wie einige Autoren annehmen, wirklich als Modell zu Boticelli's Venus gestanden hat, und daß der Künstler aus leicht begreiflichen Gründen nur das Gesicht etwas verändert hat. Boticelli hat also, ohne es zu wissen, den Typus einer schönen Schwindsüchtigen zu seinem Ideal gemacht. Seine Bewunderer und Nachfolger aber wußten dies auch nicht und haben, seinen Idealen nachstrebend, ihren gesunden Modellen das Gepräge der Schwindsucht aufgedrückt und so unwahre Mischgestalten geschaffen.

Dies eine Beispiel möge genügen, um darzuthun, wie sich in den späteren Werken Natur und Kunst in den verwickelsten Verhältnissen verschlingen. „Um einen Künstler voll und ganz gerecht zu werden, muß man nicht nur seine Werke, sondern auch sein Leben und die Zeit, in der er lebte, äußerst sorgfältig analysiren, und nur selten wird es gelingen, daraus ein gültiges Schönheitsideal zu destilliren. Je eher wir im Stande sind, den Kunstwerken analoge Gestalten im Leben zurückzufinden, desto wahrscheinlicher wird es, daß der Künstler sich ganz an das schöne Leben gehalten hat, und in dieser Beziehung stehen die nackten weiblichen Gestalten von Tizian, Giorgione, Palma Vecchio und van Dyck oben an. Rembrandt und Rubens sind ihnen ebenbürtig in der Naturwahrheit, jedoch haben beide keine so schönen Modelle gehabt," schreibt Stratz.

Wenn wir den Werth aller von Tausenden von Meistern geschaffenen Kunstwerke in Beziehung auf das moderne Schönheitsideal nach dem Einfluß bemessen, den sie auf die große Masse gehabt haben, so müssen wir uns fragen, welche weiblichen Gebilde in den weitesten Kreisen bekannt, welche am meisten reproducirt worden sind. Es sind dies unstreitig die Venus von Milo, die Venus von Medici, die sixtinische Madonna und die Madonna della sedia. Daraus schließt Stratz, daß in Bezug auf den weiblichen Körper die classische Kunst auch heute noch den Sieg davongetragen hat, und daß von allen späteren Künstlern Raphael der einzige war, der das liebreizende Gesicht seiner Madonnen zum allgemein anerkannten Ideal zu erheben wußte. Andererseits aber ersehen wir daraus auch, daß „die große Masse" ein strenger und gerechter Richter ist und sehr wohl das wahrhaft Schöne aus der Unzahl des Geringeren und Mittelmäßigen herauszufinden weiß. Auch hier in der Kunst, wie in der Geschichte, ist der beste unbeeinflußte Kenner die Nachwelt.

Wir werden niemals ein Mädchen mit einem wirklichen Schwanenhals und einer wirklichen Wespentaille schön finden; der Gebrauch dieser Bilder lehrt uns indeß, daß ein langer Hals und eine schmale Mitte als Attribute des Schönheitsideals aufgefaßt wurden und in gewissem Sinne noch werden. Ein Blick auf Familienbilder aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts oder auf die schönen Zeichnungen Gavarni's lehrt uns ferner, daß die bildende Kunst derselben Auffassung huldigt. Lehrreich ist auch bei Stratz die hübsche Gegenüberstellung der hochclassischen vaticanischen Venus und der pikanten Tänzerin von Falguière (nicht Falgnière, wie er zweimal schreibt), zu der die bekannte Berufsschönheit, Balletöse und Freundin des belgischen Königs Cleo de Mérode Modell stand, die gerade jetzt im Berliner Centralgarten auftritt und — allgemein enttäuscht. Dort der freie Edelwuchs der Natur, hier die Wespentaille und andere Verkünstelungen der Mode. Daß aber auch literarische Werke Einfluß auf die herrschende Auffassung weiblicher Schönheit ausüben können, beweist unter Anderem das Beispiel von Rousseau, der durch seinen Emile zahlreiche seiner weiblichen Zeitgenossen zum Selbststillen ihrer Kinder veranlaßte und dadurch das Schönfinden gefüllter Busen in die Mode brachte. Auch Goethe's Werther hat wenigstens auf die Kleidertracht seiner Zeit einen entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Ziemlich unglücklich ist aber die Polemik von Dr. Stratz gegen die theoretischen Betrachtungen, die „Literaturmenschen ohne Kenntniß des Lebens" in ihren Studirstuben anstellten. „Wenn Schopenhauer von dem niedrig gewachsenen, schmalschultrigen, breithüftigen und kurzbeinigen Geschlecht spricht, das man das schöne nennt, so beweist dies nur, daß er wenige und traurige Erfahrungen und keine vorurtheilsfreien Studien gemacht hat." Damit ist nun freilich der Frankfurter Weltweise nicht widerlegt. Auch Gottfried Schadow in seinem bekannten Werke von den menschlichen Proportionen findet die Körpermitte bei beiden Geschlechtern im Perinäum, folglich etwas tiefer als Stratz; ebenso bestätigen die zahllosen Messungen des Anatomen Hyrtl u. A. die Regel von der kürzeren unteren Hälfte der normalen Frau. Erst neulich hat wieder Rudolf Larisch in einer anthropometrisch-ästhetischen Studie*) diesen Schönheitsfehler des Weibes nachgewiesen und geistreich das Bestreben der Frauentracht aufgezeigt, diese untere Verkürzung durch die „Taille" des Mieders, lange Gewänder, Schleppe, Reifrock, Stöckel- und Stelzschuhe zu verbergen. Im Gegensatze zu Stratz betont er sogar, daß die Körpermitte meist noch tiefer liegt und die untere Hälfte, wenn man sie auf die obere lothet, oft nur bis zur Nase, zum Mund oder gar zu den Schultern reicht. Er giebt also Schopenhauer, den Stratz kurz abfertigt, durchaus Recht und stellt ebenfalls die Schönheit des Mannes höher als die des Weibes. An Versuchen, die verschiedenen Formen weiblicher Schönheit systematisch einzutheilen, fehlt es überhaupt nicht, Künstler, Philosophen und Aesthetiker haben darin gewetteifert. A. Walker unterscheidet drei Formen: locomotive, nutritive, mental beauty, und stellt als Typen für die erste Diana, für die zweite Venus, für die dritte Minerva auf. Lairesse schreibt: Die Schönheit eines nackten Frauenbildes besteht hierin, daß erstlich die Gliedmaßen gut geformt sind, zum zweiten, daß sie eine schöne, freie und gemächliche Bewegung haben, und endlich eine gesunde und frische Couleur. Andere wieder unterscheiden zwischen erhabener und lieblicher, zwischen sittlicher und sinnlicher, zwischen blonder und brünetter Schönheit. Bei allen diesen Eintheilungen ist es beim Versuche geblieben und keine hat sich allgemeine Geltung verschafft. Das einzige Positive, was sich aus allen diesen Versuchen heraus entwickelt hat, ist das Bestreben, eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Form, in den Größenverhältnissen der einzelnen Theile zu einander zu entdecken, die Lehre von den Proportionen.

Gerne folgen wir Stratz, wo er die pathologischen Veränderungen der weiblichen Schönheit untersucht. Besonders die Rhachitis, die sogenannte englische Krankheit verändert und verkrümmt die unteren Extremitäten. Am häufigsten findet sich die Krankheit in der arbeitenden Classe größerer Städte, also gerade in derjenigen Bevölkerungsschicht, die den Künstlern die meisten Modelle liefert. Wir können annehmen, daß unter hundert Mädchen aus dem Volke mindestens dreißig sind, die sicher Rhachitis gehabt haben. Welcher Gefahr ein Künstler sich aussetzt, der diesen Umstand nicht beachtet, erhellt aus dem Beispiel von Klein. Dieser Maler hat ein Urtheil des Paris**) gemalt, in dem man an den dicken Hand- und Fußgelenken, aus der Verkrümmung der unteren Extremitäten mit Sicherheit nachweisen kann, daß alle drei Göttinnen die englische Krankheit gehabt haben. Aphrodite erhält offenbar den Preis, weil sie diese Symptome am deutlichsten aufweist. Auch die bekannte Eva von Stuck hat, nach Dr. Stratz, in ihrer Jugend eine nicht unbedeutende Rhachitis durchgemacht.

*) München, Jos. Albert.

**) Publicirt durch die Berliner photographische Gesellschaft.

Digitized by Google

Am Schluß seiner Untersuchung giebt er sehr probate Vorschriften zur Erhaltung und Förderung weiblicher Schönheit. Allen Müttern zu empfehlen! Dabei ist Dr. Stratz durchaus kein Feind des Mieders, er verdammt nur dessen Mißbrauch. Vor der höchsten Blüthe ist es schädlich, während und nachher empfehlenswerth. Außerdem empfiehlt er den Müttern weite Kleider vor und enge Kleider nach der Geburt. Der heranwachsenden weiblichen Schönheit aber weite Kleider und freie Bewegung. Und als letzte goldene Regel: kräftige Nahrung, frische Luft und reichlichen Schlaf.

Der Streit um die Marseillaise.

Von Josef Kircher.

Theodor Fontane's hübsche Bemerkung, daß in der Literatur Dilettanten in einer glücklichen Stunde Dinge schreiben, die viel besser sind als das, was von Fachleuten geleistet wird, bewahrheitet sich zumal in der Lyrik. „Jede andere Kunst fordert mehr schwer zu erlernende Technik; schreiben kann Jeder, und ist der Betreffende klug und hat seine glückliche Stunde, so schießt er den Vogel ab." Dies gilt nun ganz besonders für die Verfasser patriotischer Gelegenheitsgedichte und der sogenannten Nationalgesänge. Was für blutige Dilettanten waren nicht die Schneckenburger, Niklas Becker, J. B. Thiersch, und doch gelang ihnen in einer glücklichen Stunde ein weltberühmter Wurf, allerdings von einer glücklichen Melodie unterstützt: eine Wacht am Rhein, „Sie sollen ihn nicht haben", „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben", vom Kutschkelied oder „König Wilhelm saß ganz heiter" zu schweigen. Auch die Marseillaise ist das Werk eines solchen blutigen Dichterlings, der trotz seiner royalistischen Gesinnung in den Straßburger revolutionären Clubs seine Begeisterung schöpfte und dann mit Benutzung von fremden Motiven und Racine'schen Reminiscenzen, aber in glücklicher Stimmung für die Rheinarmee jenen Freiheitsgesang producirte, von dem Carnot, der „Organisator des Sieges", zu Rouget de Lisle sagen konnte: „Bürger, Deine Marseillaise hat der Republik 100 000 Vertheidiger geschenkt", und Klopstock behauptete, das blutrünstige Lied habe 50 000 Deutschen das Leben gekostet. Aber der Straßburger Genieofficier und Redacteur ist nicht allein der Dichter, sondern auch der Componist des Liedes. Letzteres allerdings nicht unbestritten. Schon als er seinen gerade verfaßten Gesang 1792 im Salon des Bürgermeisters Dietrich vorsang, mußte er die Bemerkung hören und zugeben, die Melodie zeige Aehnlichkeit mit einer vorhandenen Pièce. Er war eben als Componist noch viel mehr bloßer Dilettant, wie als Dichter, um eine solche Melodie improvisiren zu können. Kann ihm nun also auch die Verfasserschaft des Textes ernsthaft nicht bestritten werden, so hat sich doch über den Urheber der Composition ein langer Streit entsponnen, dessen Peripetien wir zum Theil nach Eduard von Bamberg's*) neuesten Forschungen hier darstellen wollen.

Da bei der ersten Ausgabe des Kriegsliedes der Componist nicht genannt war, rieth man zunächst auf beliebige Größen. In Marseille (Juni 1792) nahm man die Melodie für eine Entlehnung aus Sargines von d'Alayrac, verführt durch die ähnlichen Worte „Aux ennemis de la patrie allons présenter l'étendard"; Spätere hielten sich dann lediglich an das Wort „Sargines" und schrieben Paer die Composition zu, da derselbe auch eine Oper unter diesem Titel gefertigt hat. Die Chronique de Paris nannte dagegen (August 1792) einen gewissen Allemand als Componisten und behauptete, derselbe habe die Melodie für die Armee des Herzoges von Biron gesetzt — mythisches Dunkel bedeckt diese Geschichte. Unterdessen hatte Rouget sein Werk an bekannte Musiker wie Grétry, Gossec, Méhul gesandt, und allen diesen, welche in der Folge Bearbeitungen der Melodie gemacht oder Accompagnements dazu geschrieben haben, ist, wie aus demselben Grunde Pleyel, die Ehre widerfahren, für den Originalcomponisten gehalten zu werden. Eine ungreifbare Person ist aber wieder der Chevalier d'Huna, von dem ein Lied bei einem Concert in Lausanne 1778 gesungen wurde, das die Urmelodie der Marseillaise enthalten haben soll; so erzählte eine alte Dame von 51 Jahren später an de Frarières, der das Geheimniß nach wieder 50 Jahren preis gab. Ungleich wichtiger ist es, daß eine Ausgabe der Marseillaise vom Jahre 1793 den Titel trägt: „Marche des Marseillois, musique du citoyen Navogille — à Paris chez Goujon, magasin de musique et de cartes géographiques, grande cour du Palais de l'Egalité". Navogille wurde aber G. Julien genannt, ehemals Violoncelliſt der Comédie Italienne und der Capelle des (älteren) Herzogs von Orleans, und dieser war es gewesen, der 1785 in einem Concert bei der Madame de Montesson „un petit air allemand avec refrain en choeur" vorführte, das wiederum die Urmelodie der Marseillaise gewesen sein soll. Die Gewährsmänner dieser Version sind indeß von Bedeutung, denn Castil-Blaze erfuhr sie von Imbault, der damals das Orchester leitete, und Déslauriers, dem Herausgeber der Werke Glucks, von denen der Eine wie der Andere wohl im Stande war, eine so charakteristische wie durch den Refrain leicht kenntliche Melodie zu merken. Imbault hat als späterer Verleger der Marseillaise wohlweislich geschwiegen, und Castil-Blaze ist erst nach dem Tode von Rouget de Lisle mit seiner Entdeckung hervorgetreten, die allerdings auch des urkundlichen Beweises entbehrt, mindestens aber eine sehr gut gestützte Conjectur darstellt. Bamberg weiß sehr wohl, daß man Castil-Blaze in Frankreich als einen bizarren und capriciösen Forscher betrachtet und daß neben seinen Ansichten über den Devin du village namentlich die über die Marseillaise dieses Urtheil verschuldet haben. „Indessen hat er eine Fülle von neuen Aufschlüssen gegeben, welche Stich halten, und viel Merkwürdiges treu im Gedächtniß bewahrt; wo er aber wie hier als Ohrenzeuge berichtet, ist er geradezu unanfechtbar. Bizarr ist dabei lediglich die Behauptung, daß man Julien deßhalb als Componisten der Marseillaise bezeichnet habe, weil er dereinst die Melodie bei Madame de Montesson vorgeführt hätte. In der That, der Verleger müßte einmal ein Gelehrter wie Castil-Blaze gewesen sein und dann wieder Componist mit ausübendem Musiker verwechselt haben!" Es existirt aber noch eine zweite Ausgabe — die, welche Fétis benutzte — mit der ausführlicheren Notiz: „paroles du citoyen Rouget de l'Isle, musique du citoyen Navoigille, à Paris chez Frère, passage du Saumon, où l'on trouve tous les airs patriotiques des vrais sans-culottes". Bamberg vermuthet stark, daß hier ein Nachdruck vorliegt, indessen zeigt gerade die Gegenüberstellung von Rouget als Textdichter und Julien als Componist, daß Letzterer sich als solchen gerirte. Dazu weicht seine Melodie von der bei Daunbach publicirten in bedeutsamer Weise ab: wenn man Castil-Blaze's obige Darstellung acceptirt, müßte man also sagen, daß Julien im Gegensatz zu der ungenügenden Fassung Rougets eine geschmackvollere und correctere Bearbeitung der

*) Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" durch seine theatergeschichtlichen Beiträge bekannt. In seinem neuen Werk: „Auf den Spuren des französischen Volksliedes" (Frankfurt, Literarische Anstalt Rütten & Loening) giebt er eine Bearbeitung zerstreuter Aufsätze des verstorbenen Ernst Pasqué über französische Chansons, sogenannter musikalischer Märchen etwa im Geschmacke der Elise Polko, aber weniger süßlich und sentimental. Jedenfalls verdient E. v. Bamberg den Dank aller Musikfreunde, daß er diese halb geschichtlichen Plaudereien und Erzählungen neu bearbeitet hat, indem er den Phantasien etwas die Flügel stutzte, das Historische berichtigte und erweiterte und seine und Pasqué's Forschungen wissenschaftlich fruchtbar machte.

Digitized by Google

deutschen Melodie geliefert hat. Man beachte hier, daß also schon damals die Behauptung immer wiederkehrte, daß der Composition eine deutsche Melodie zu Grunde liege. Wo Rauch ist, ist Feuer. Etwas Wahres liegt dem Gerücht also jedenfalls zu Grunde.

Eduard v. Bamberg versucht nun, die Version, daß Alexandre Boucher der Componist der Marseillaise sei, auf folgende Weise zu erklären. Dieser berühmte Violinist, Alexandre des violons oder Alexander der Große genannt und ein Doppelgänger Napoleon's I., war Julien's Schüler. Von diesem hörte er — vor dem Jahre 1792 — die deutsche Melodie und fertigte darauf einen Marsch, ohne daß er später dadurch veranlaßt worden wäre, sich ein Anrecht auf die Marseillaise zuzuschreiben, wie dies sein Lehrer that. Erst nach langen Jahren kam er einmal mit Rouget in Paris auf einem Diner zusammen, und nun erklärte dieser, daß er seine Melodie nach einem Marsch geformt habe, dessen Provenienz ihm unbekannt sei. Diese an und für sich sehr wichtige Mittheilung führte dazu, daß sich Boucher in seinen alten Tagen für den wahren Componisten der Marseillaise hielt; in begreiflicher Eitelkeit meinte er, daß seine Gestaltung das Wesentliche an der Sache gewesen sei, während ihm, selbst wenn der Regimentsmarsch direkt der seinige und nicht eine andere Bearbeitung derselben Urmelodie gewesen wäre, keinerlei Autorenrecht zustand.

So hätten wir schon außer Rouget zehn Namen, denen man die Composition zugeschrieben hat; der namenlose Deutsche erhielt aber in der Folge noch drei Landsleute zu Collegen. Zunächst theilt Karl Gaillard, der Herausgeber der Berliner musikalischen Zeitung, in seinem Blatt 1844 und sodann in der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung 1848 mit, daß nach dem Bericht alter Berliner das Original der Marseillaise von dem großen Mainzer Clubisten J. G. Forster gedichtet und von Joh. Friedr. Reichardt gesetzt worden sei. Beide Männer waren allerdings begeisterte Bewunderer der französischen Revolution, doch könnte es sich bei ihnen selbstverständlich nur um Uebersetzung und Harmonisirung des Werkes von Rouget gehandelt haben. Weiter hat man den Theoretiker und Componisten J. H. Knecht mit demselben in Verbindung gebracht; er ist auch Nichtmusikern dadurch bekannt, daß er 1801 ein Tedeum Franz II. und gleichzeitig dem Consul Bonaparte widmete, möglicherweise hat ihn diese eigenthümliche politische Anschauung bewogen, die Marseillaise irgendwie zu bearbeiten.

Es folgt nun die Entdeckung F. B. Hamma's, der in der Gartenlaube 1861 ausführte, daß die Melodie der Marseillaise fast Note für Note im Credo der von 1776 datirten Messe No. 4 (ex G) des kurpfälzischen Hofcapellmeisters Holtzmann enthalten sei, desselben Holtzmann, von dem Mozart in Briefen aus Mannheim an seinen Vater Rühmliches melde. Die Kirchenmusik habe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in katholischen Landen ungefähr die Stelle unserer Gesangvereine vertreten, und dabei ein so ungezwungener Ton geherrscht, daß sich Jeder gern betheiligt, die Componisten aber ad modernum genium gern etwas „Lustiges" gebracht hätten; so werde Rouget seinen musikalischen Edelstein in der Kirche gefunden und auf sein begeistertes Gedicht übertragen haben. Diese Entdeckung hatte Hamma in der Musikbibliothek der Stadtkirche zu Meersburg gemacht und verkündete nun urbi et orbi, daß sich daselbst Jedermann von der Richtigkeit überzeugen könne. Fünfundzwanzig Jahre lang ging seine Notiz von Tageszeitung zu Tageszeitung und fand in musikalische und allgemeine Lexica bereitwillig Eingang, obgleich die Sache auf den ersten Blick sehr zweifelhaft hätte erscheinen müssen, denn der kurpfälzische Hofcapellmeister in Mannheim, von dem Mozart berichtet, hieß Holzbauer, während ein Holtzmann niemals in Mannheim, aber auch nicht in Meersburg existirt hat, wo es übrigens doch nur Capellmeister des Bischofs von Constanz hätte geben können. Also wiederum eine mystische Persönlichkeit, dieser Hofcapellmeister Holtzmann! Nun wandte man sich von Paris, Brüssel und Wien aus zwar sehr oft nach Meersburg, um Näheres zu erfahren, das Ergebniß war aber stets ein „non possumus", die Messe mit dem Marseillaise-Credo war nicht aufzufinden. Nur eine Messe des vorigen Jahrhunderts war in Stimmen vorhanden, die auf dem Umschlag und einer Stimme von neuerer Hand den Namen Holzmann zeigte, aber weder im Credo noch Gloria noch einer anderen Stelle einen Anklang aufwies, übrigens auch wohl von Holzbauer sein dürfte. Auch Fridolin Hamma wurde ohne Resultat interviewt, 1861 besuchte ihn der badische Hofgerichtsdirector Christ mit seinem Sohne in Neustadt a. d. Haardt, konnte aber nichts weiter herausbringen, als daß sich das Manuscript in Meersburg „verschoben" haben müsse; später (1882) schrieb er an Tappert, daß der Bürgermeister loci die Messe, die er übrigens aufgeführt hatte, an sich genommen, dieselbe sich aber nach dessen Tode nicht mehr habe auffinden lassen. Nun hagelte es Schläge auf ihn, namentlich seit es sich herausstellte, daß die Missa No. 4 ex G von Ignaz Holzbauer in der Musikbibliothek der Mannheimer Jesuiten- (früheren Hof-) Kirche vorhanden ist, aber nicht eine Notenfolge, und im Credo erst recht nicht, eine Aehnlichkeit mit der Marseillaise aufweist. Später hat Hamma auf den Vorwurf, in seiner Missa III ein Plagiat an Casciolini begangen zu haben, erwidert, daß sich die fremde Musik durch „unfreiwillige Verwechslung" in seine Entwürfe eingeschlichen haben müsse; von dieser selben Lüderlichkeit war auch seine Entdeckung beeinflußt, doch ist es gar nicht ausgeschlossen, daß er wirklich die Melodie der Marseillaise in einem Credo gefunden hat, welches nur nicht die Vorlage, sondern eine Nachahmung derselben gewesen ist. Auch Castil-Blaze nennt einen Kirchengesang, der sich nur durch Tempo und Ausdruck unterschied, und Johannes Scherr hat als Junge in einer schwäbischen Dorfkirche eine Weihnachtscantate mit der Melodie des französischen Revolutionsliedes mitgesungen. Dasselbe hat sich jenseits wie diesseits des Rheines mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet, und nicht zum Letzten durch die Organisten; ist doch in St. Martin zu Tours sogar das Ça ira als Präludium zum Gloria in excelsis erklungen!

Inzwischen war aber auch in Frankreich wieder die Frage nach dem Componisten der Melodie behandelt worden und sogar ein Proceß um dieselbe in Fluß gekommen. Fétis hatte in einem Artikel der Gazette Musicale (1863) und dann im siebenten Bande seiner Biographie universelle (1864) auf Grund der Ausgabe von 1793 Navoigille für den wirklichen Componisten bezeichnet; die republikanischen Journale opponirten, vor Allem fühlte sich aber der Neffe von Rouget in seiner Familienehre gekränkt und strengte einen Proceß an, trotzdem Fétis „berichtigte", daß die Straßburger Ausgabe des Chant de guerre älter sei als die Pariser mit Navoigille's Namen. Moritz Hartmann nannte dieses Vorgehen des Neffen einen edlen Zug und rührend dazu, weil die Marseillaise für die ganze Familie ein wahres Nibelungengold geworden sei. Rouget war, abwechselnd verfolgt und gerühmt, zeitlebens in mißlichen Verhältnissen gewesen, seinen Bruder hatten die Feinde der Hymne soweit gebracht, daß er ein Landgut, das einzige Besitzthum der Familie, verschleuderte und sich in einer fernen Gegend verbarg; der Neffe, der sich jetzt ingénieur civil et l'un des rédacteurs de l'Orphéon illustré nannte, hatte noch vor Kurzem in der Boutique einer Seitenstraße des Faubourg St. Denis als Verkäufer von Stickmustern sein Leben gefristet, und seine Tochter mußte als Musiklehrerin à 40 sous le cachet dem Wind, dem Regen, dem Sturm entgegen, von Haus zu Haus laufen.

Ganz unerwartet erhielt Fétis aber in dem Organisten

Digitized by Google

der Kirche St. Roch zu Paris, Charles Vervoitte, einen Verbündeten, indem derselbe ihm das Manuscript eines Oratoriums übergab, das die vollständige Melodie der Marseillaise enthielt und von ihm für älter als dieselbe ausgegeben wurde. Nach einer langen Correspondenz sah der Neffe wohl ein, daß er seinen Proceß möglicherweise verlieren könne, und begnügte sich damit, in einem Buche seine Beweismittel für die Autorschaft seines Verwandten zusammengestellt zu haben. Fétis aber hat von jenem Manuscript keinen Gebrauch gemacht, was Loth damit erklären will, daß er ein abgesagter Feind öffentlicher Polemik war, aber auch so gedeutet werden könnte, daß ihm, obwohl er Rouget nicht für den Originalcomponisten hielt, am Ende auch der neue Prätendent nicht als solcher erschien. Er starb (1871), Vervoitte, zu einem literarischen Streite weder geneigt, noch gewappnet, starb auch, und nun erst verwerthete Arthur Loth in seinem „Le chant de la Marseillaise et son véritable auteur“ (1886) das gedachte Oratorium, indem er zugleich ein Facsimile der bedeutsamen Stelle beifügte.

Der Text dieses Oratoriums, „Esther“ genannt, folgt Racine's gleichnamiger Tragödie; die Introduction, welche hier allein in Frage kommt, trägt den Titel „die Verleumdung“, ist der dritten Scene des dritten Aktes entnommen und zeigt mit einigen Varianten die Melodie der Marseillaise. Dieselbe ist wie die erste Ausgabe Rouget's in C-dur und Zweizweiteltact alla breve geschrieben und mit der Vorschrift Allegro versehen; ein Solosopran singt die durchcomponirten Strophen, deren letzte vom Chor wiederholt wird. Der Componist ist Jean-Baptiste-Lucien Grisons, welcher urkundlich 1775 bis 1787 als chef de maîtrise (Capellmeister) an der Kirche in St. Omer (Département Pas de Calais) vorkommt und in diesem Zeitraum das, übrigens ganz von seiner Hand geschriebene, Oratorium geschaffen haben muß. Beweis dessen ist nicht bloß die Aufschrift, welche ihm den später verlorenen Titel giebt, sondern die reine Unmöglichkeit, daß ein solch' royalistischer und kirchlicher Text in der Revolutionszeit zu einer öffentlichen Aufführung verwandt wurde. Daß die Marseillaise bei diesem Kirchenstück benutzt sein könnte, wäre nach unseren früheren Erfahrungen an sich gar nicht unmöglich; aber Esther mit der Offrande à la liberté von Gossec in Parallele zu setzen, geht, wie Bamberg meint, nicht an, weil hier das Thema revolutionsgemäß, dort geradezu revolutionswidrig ist und später, wo die Marseillaise verpönt war, dieselbe zu benutzen, hätte keinen Sinn gehabt. Die Behauptung Vervoitte's, daß Grisons' Melodie älter ist als die Marseillaise, muß also als durchaus zutreffend anerkannt werden.

Warum protestirte Grisons aber nicht, als Rouget öffentlich als Componist der Marseillaise gefeiert wurde, oder als man später Anderen diese Ehre zuwies? Und wie waren Rouget und die Straßburger (Mühl) zur Kenntniß einer Manuscript gebliebenen Composition eines nur am Orte bekannten Organisten gekommen? Liegt da die Annahme nicht viel näher, daß Grisons das nachgewiesenermaßen sehr bekannt gewordene deutsche Lied, welches Julien bei Mad. de Montesson vorführte, — und es war auch durchcomponirt und mit einem Chorrefrain! — seinerseits verwandt hat? Ja, diese Conjectur erklärt die Verschiedenheiten in seiner Fassung und der Rouget's überraschend gut, indem hier der Dilettant unsicher und, wie Grétry sagt, unwissend vorging — es ist die Rede von der ersten Ausgabe — dort aber der Fachmusiker hübsch nach der Regel wiedergab. Der Triumph Gluck's hatte damals der deutschen Musik Eingang und Beliebtheit verschafft, und wenn noch gar die Melodie von den deutschen Regimentern aufgenommen worden sein sollte, so wäre nicht nur die allgemeine Verbreitung bestens erklärt, sondern speciell auch Rouget's eigene Behauptung, daß er einen Marsch benützt habe, der herrenloses Gut war.

Im Einzelnen hat Tappert die Phrase auf „contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé, l'étendard sanglant est levé“ als herrenloses deutsches Gut nachgewiesen. So sehr aber der ganze erste Theil dem gemüthlichen Charakter des deutschen Liedes entspricht, so wenig kann der zweite etwas Theatralisches verleugnen, und doch widerstrebt er gerade, wie Bamberg beweist, dem französischen Volksgesange. Dafür kommt der Refrain wieder kräftig und klar zu Gehör, und hier muß Bamberg bemerken, daß Rouget's Worte diesen Vorzug besonders herausheben und verstärken. Abschließend glaubt er also, daß Rouget bei Composition seines Kriegsliedes die ihm in Marschform bekannte (und auch so wiedergegebene) deutsche Melodie zu Grunde gelegt hat; diese war es, die ihm, als er auf seiner Violine verschiedene Weisen versuchte, entgegenklang. Zwar findet diese ganze Gedankenreihe in den bisherigen Untersuchungen keine Bestätigung, doch stützt sich das Hauptargument auf die gewichtige Stimme Castil-Blaze's, und der jüngere Fétis hat wenigstens die Möglichkeit betont, daß Grisons die deutsche Melodie verwandt haben könnte. Er hat damit offenbar die Ansicht seines Vaters ausgesprochen, während dieser selbst, nach seinen früheren Zugeständnissen an Rouget's Neffen und seinen späteren Auslassungen an Vervoitte, Anstand nahm, sich zu corrigiren.

Inzwischen wollen wir Deutsche nicht Veranlassung geben, Loth's gegen Hamma erhobenen Vorwurf zu widerholen, daß wir hergebrachtermaßen annexionsgierig wären. Wir halten die Uebernahme deutscher Melodien in französischen Besitz für ebenso berechtigt wie den umgekehrten Fall, falls dies in selbstständiger Weise geschieht; Rouget aber hat sich durch Verwendung des deutschen Marsches ein derartiges Verdienst erworben und zwar vor Grisons mit seiner correcteren Wiedergabe. Zuletzt muß nämlich das oben Angedeutete verallgemeinert und gesagt werden, daß seine Wahl außerordentlich glücklich ausfiel und der Text die Melodie zu etwas ganz Anderem gemacht hat, als sie ursprünglich war. Hier kommt uns Castil-Blaze von Neuem zu Hülfe, indem er ausführt, daß „la romance la plus timide et la plus suave“ durch Rouget zu „le cri de guerre ou de vengeance le plus énergique“ wurde, daß „le parolier fit tonner les notes que le compositeur allemand caressait avec une onction toute réligieuse“. Die bei Mad. de Montesson vorgetragene Melodie dürfte allerdings schon durch den Marsch kräftiger gestaltet worden sein, aber die scharfe Rhythmik, welche uns heute entgegentritt, hat schlechterdings der Text Rouget's verschuldet und Shakespeare oder Goethe würden denselben nicht bloß belobt haben, daß er das Brauchbare nahm, wo er es fand, sondern auch weil er das Fremde sich anzueignen und zu beleben verstand. In diesem Sinne bleibt Rouget de Lisle wie der Dichter auch der Componist der Marseillaise, zugleich ein weithin sichtbares Beispiel dafür, daß ein Künstler niederer Observanz, der sich an fremdem Feuer wärmt, unter glücklichen Umständen einen Griff zu thun vermag, der dem Genius Ehre machen würde. Wir schließen uns Bamberg durchaus an.

Interessant wie die Entstehung der Marseillaise ist aber auch ihre Geschichte. Das Revolutionslied wurde unter Napoleon und dem ihm folgenden drei französischen Königen verboten und verfolgt. Napoleon III. machte es wie sein Vorgänger auf dem französischen Throne; die Marseillaise war eine der Früchte, nach denen die Anhänger der Liberté nicht langen durften. Dafür wurde gelegentlich der Weltausstellung von 1867 ein Preis für ein Nationallied ausgeschrieben, allein ein chant patriotique kam nicht zu Tage. Dadurch mochte Napoleon einsehen, daß sich so Etwas auf Commando nicht fertigen läßt, und so gab er die Marseillaise frei, als er den Krieg mit Deutschland begann; er liebte sie nicht, aber für den momentanen Zweck konnte sie am Ende helfen. Nun raste das Lied wieder wie eine Furie durch die Gassen von Paris und die Reihen der französischen Armee; sogar die starke

Digitized by Google

Mademoiselle Saß mußte in der Equipage auf dem Boulevard mit ihrem noch stärkeren Organ die Hymne anstimmen, kannte aber leider nicht alle Strophen auswendig, und das Volk vermochte ihr nicht zu souffliren. In den Theatern ging es besser, da wurde der Gesang einstudirt und mit Nachhülfe des Orchester gesungen nach Herzenslust; auch während der Belagerung von Paris rief man das alte Siegeslied zu Hülfe, es blieb aber nur bei unschuldigen Versuchen, und allmälig wurde es ganz still davon. Die Zeit der Wunder schien vorbei; als man aber das Lied in den Tagen der Commune sang, da verhüllte sein Genius das Antlitz, denn Greuel waren es, die es begleitete — Franzosen begingen sie gegen Franzosen und gegen die Monumente ihrer Hauptstadt und ihrer Geschichte. Nicht besser ging es dem blutrünstigen Lied anfänglich unter der Republik. Sowohl unter Thiers wie unter Mac Mahon war die Marseillaise geradezu verpönt; man erinnerte sich lediglich an die von ihr patronisirten Unthaten und suchte alles Nachtheilige hervor, nannte sie „l'hymne de l'émeute", fand den Text stupid und übertrieben, die Musik mittelmäßig. Charles Gounod mußte sich in Gemeinschaft mit Paul Déroulède an die Arbeit machen, allein das Volkslied blieb wieder aus, während sich der Gassenhauer „En rev'nant de la revue" großes Terrain eroberte. Endlich ließ Boulanger von den Militärcapellen eine durch das Comité des Pariser Musikconservatoire verbesserte Marseillaise spielen, welche die Pariser indeß so lange als „Boulangère" verspotteten, bis die alte Fassung wieder durchdrang. Obwohl der Text nur noch vom historischen Standpunkt zu verstehen ist und recht brutal von dem sang impur spricht, welcher die französischen Aecker tränken soll, erklang er nun auch bei friedlichen Anlässen; indessen sind ja die Texte anderer Nationallieder auch kriegerisch angehaucht und werden beibehalten, obwohl sie nicht mehr actuell sind. Die Clericalen und die Bonapartisten murrten, aber die „République française" trat wirksam für das alte Symbol ein. Vorübergehend machte sich allerdings ein Zweifel geltend, als man sich Rußland zu nähern suchte (1891), und der Marquis de Castellane schlug aus Schonung für das Ausland den Faustmarsch, die Triumphode von Fr. Holmes oder Massenet's Bundesfang als Nationallied vor. Aber merkwürdig, der Schlachtgesang der französischen Revolutionskriege fand bei den Russen begeisterte Aufnahme, und damit war jeder Einwand vernichtet; er förderte Carnot's, er förderte Faure's Missionen im Ausland und erfreut sich seitdem in der dritten Republik allgemeiner Anerkennung. „Es ist mit den historischen Nationalliedern eben ein eigen Ding," bemerkt Bamberg, „oft sind die Worte gleichgiltig, und es ist nur das Nationale und Alterthümliche, welches anzieht, noch öfter scheint aber die durch die Melodie erregte allgemein erhobene Stimmung das allein Wirksame." Hübsch ist auch eine Schilderung Pasqué's von seinen Besuchen in Paris, wobei er bemerkt, daß das Lied von dem souveränen Volke stets wenig respectvoll behandelt und arg verballhornt wurde: „Auch 1870 hatten sich die Pariser noch nicht alle sechs Strophen angeeignet, und als ich am 14. Juli 1880 der ersten Feier des Republikfestes beiwohnte, fand ich meine alte Bemerkung bezüglich des Gesanges bestätigt. Die Banden, welche über die Boulevards zogen und ohne Instrumentalbegleitung die Hymne brüllten, geriethen bei dem gefährlichen Mittelsatz noch schlimmer aus den Fugen als ihre Vorgänger von 1839; aber beim Refrain ging es wieder los, und diesmal war es nicht mehr schön — im Gegentheil. Ich will nicht leugnen, daß die Hauptwirkung des politischen Gesanges in dem Zusammenwirken und der mächtigen Kraftentwickeliegt, aber, um die früheren Wunder zu erklären, möchte ich doch beinahe glauben, daß die alten Franzosen, die auch unzweifelhaft jeder Strophe ihr Recht gaben, etwas musikalischer gewesen sind."

Der Streit um die Marseillaise tobt also nicht nur in Frankreich, sondern ist auch eine musikalische Ursprungscontroverse zwischen Deutschen und Franzosen, und heute noch unentschieden. Leider haben Pasqué wie Ed. v. Bamberg die Frage nach dem Schicksal des Liedes in Deutschland gar nicht berührt, und doch ist sie ebenso interessant. Uebersetzt wurde Rouget's Blutlied unzählige Male; zuerst bald nach der Entstehung durch Eulogius Schneider, den elsäßischen Jacobiner, am Besten von Johannes Scherr, aber volksthümlich ist es bei uns nicht geworden. Erst als die Socialdemokraten das Bedürfniß nach einem Arbeiterbundeslied empfanden, aber aus eigenen Mitteln nicht bestreiten konnten, griffen sie auf das deutschenmörderische Hohelied der französischen Bourgeoisrevolution zurück. Ihr Tyrtäus Jacob Audorf, ein Dichterling wie Rouget, stellte den Text aus socialistischen Schlagwörtern und liberalen Phrasen zusammen. Der lederne Refrain „Nicht zählen wir den Feind, nicht die Gefahren all', Der kühnen Bahn nur folgen wir, die uns geführt Lassall'" — klingt allein schon wie eine Parodie. Es ist die Marseillaise in ihrer Entartung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Erblich belastet.

Humoreske von Rudolf Huch.*)

Der Majoratsherr Fritz von Kortewitz auf Bornhagen saß mit den Seinen beim Morgenkaffee. Allzu früh war sein Schädel von den treulosen Haarlocken verlassen. Auch der rothseidene Fez mit der prachtvollen Troddel konnte über diese ernste Wahrheit nicht hinwegtäuschen. Aber das Landleben hatte seine Wangen gerundet und den Händen einen röthlichen Fleischton gegeben. Als er noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt war, hatte der Familienrath der Kortewitze ihm die Wahl gelassen, ob er in sich gehen und sich verheirathen, oder des Majorates als unwürdig wegen Lüderlichkeit verlustig gehen wollte. Um ihm jede Ausflucht abzuschneiden, wurde ihm in dem Freifräulein Ursula von Krafft eine tadellose und so wohl vorbereitete Partie angewiesen, daß er nur „Ja" zu sagen brauchte, was er denn auch mit der Fassung eines Weltweisen that. Es wurde eine recht behagliche Ehe, wie gewöhnlich in solchem Falle. Beide Theile kommen ohne große Erwartungen und sind also den herben Enttäuschungen nicht ausgesetzt, die den Liebenden, alle Himmel offen Sehenden unausbleiblich sind. Zwar ließ sich nicht verkennen, daß Frau Ursula mehr im Hause zu sagen hatte, als es nach den althergebrachten Anschauungen der Frau zukommt. Aber Kortewitz war zu sehr Weltmann, um darin etwas Ungehöriges zu finden. Durchdrungen von der großen Bedeutung der Frauenerhebung, erkannte er den Herrscherberuf des Weibes willig an und bedang sich nur seinerseits stillschweigend ein größeres Maaß von Freiheit aus, als es nach den althergebrachten Anschauungen dem Ehemanne zukommt. Es kam wohl vor, daß sich in ihm, gleichsam atavistisch, der Herr des Hauses regte. Aber das ging schnell vorüber, und Frau Ursula pflegte solche Anfälle klug zur Befestigung ihrer Herrschaft auszunutzen. —

Das älteste Kind, das sechsjährige Fritzchen, saß mit den Eltern am Frühstückstische, und neben ihm saß der wohlgescheitelte Candidat Berthold Sebaldus, der den Stammhalter Derer von Kortewitz in die Anfänge der Weisheit einzuführen hatte. Endlich zierte den Tisch noch Adalbert Lange, ein harmloser Jüngling, der sich unter Kortewitz' bewährter Leitung mit der höheren Landwirthschaft hinlänglich vertraut machte, um

*) Vor bald zwei Jahren erschien bei H. Haessel in Leipzig das „Tagebuch eines Höhlenmolchs von A. Schuster", und die „Gegenwart" begrüßte in dem Verfasser ein neues Talent, einen Humoristen ersten Ranges. Nun sendet uns Freund Haessel ein neues Buch: „Was liegt denn dran?" aus der Feder des nämlichen Verfassers, der aber diesmal sein Pseudonym abgelegt hat und sich als Rudolf Huch und — wenn wir nicht irren — ein Bruder der hochbegabten Ricarda Huch vorstellt. Wir haben auch dieses zweite Werk mit urkräftigem Behagen gelesen und uns der heiteren Weltanschauung, der feinen Ironie, der geistreichen Satire auf heutige Narreteien wie Moderne, Nietzscheanismus, Kneippcur, Wagnerschwärmerei und Schneidigkeit wieder und wieder gefreut. Statt des gewünschten Geleitwortes wollen wir daher das Werk, das sich selbst am besten empfiehlt, lieber für sich sprechen lassen. Unsere Leser werden diese Satire auf Lombroso und seine kriminal-anthropologische Schule mit demselben Genusse lesen, wie die anderen Lebensbilder dieses echten Humoristen.

Digitized by Google

dereinst sein väterliches Gut, das in der Nachbarschaft lag, zu bewirthschaften. In einer Ecke stand sein photographischer Apparat, der ihm so heilig war, wie dem gottbegnadeten Sänger die Leier. Es war ein heißer Sommermorgen, und es frühstückte sich gut im großen Glassaale des Herrenhauses, dessen Kühle die brütende Hitze da draußen so angenehm empfinden ließ. Der Kaffee war von der besten Sorte, Brod, Milch, Butter und Eier sahen so frisch und lockend aus, wie man es einzig auf einem großen Gute findet. Durch Geldsorgen brauchte sich der Majoratsherr von Bornhagen den Appetit nicht zu verderben. Die Kinder waren gesund. Alles in Allem giebt es wenige Menschen in der Welt, die in der Lage sind, so angenehm zu frühstücken, wie Fritz von Kortewitz. Und doch zog der Edle die Stirn in enge Falten und brummte sorgenvoll, wenn er mechanisch sein Gläschen Cognac füllte und leerte, oder an seiner türkischen Pfeife sog. Er litt unter seiner allzu wissenschaftlichen Denkart. Jetzt klappte er ein dickes Buch, in dem er gelesen hatte, mit einiger Feierlichkeit zusammen und sagte: „Es ist richtig. Gegen diese Gründe kann sich kein wissenschaftlich gebildeter Mensch wehren. Am Körper erkennt man die Seele. Die Untersuchung von vielen hundert Verbrechern hat unwiderleglich dargethan, daß einer verderbten Seele immer eine Abnormität des Körpers entspricht. Degenerative Phänomene nennt man's. Das Schlimmste von Allen sind Henkelohren. Das muß man sich merken. Kurzum: die Theorie des Professors Lombroso über das Verbrechen als Resultat erblicher Belastung hat einen neuen Anhänger, dessen Name sich, denke ich, nicht ohne werbende Kraft im Lande zeigen wird. Er heißt Fritz von Kortewitz." Er stand auf und rauchte gewaltig aus seinem Tschibuk, so daß er wie ein Pascha aus dem Wolken hervorsah.

Frau Ursula zog die starken Augenbrauen zusammen und sah ihren Mann von unten herauf an; dieser Pascha schien wenig Eindruck auf sie zu machen. „Eine neue Theorie?" sagte sie, „ich denke, wir haben an der alten genug, Fritz. Weißt Du, damals, an der von Darwin."

Der Candidat Sebaldus fuhr erschreckt zusammen. „Von Darwin?" fragte er unwillkürlich.

„Von Darwin!" erklärte der Baron mit Würde. „Kennen Sie Darwin, Candidat?"

„Gott soll mich bewahren," rief Herr Sebaldus aufgeregt, „keine Silbe kenne ich von dem gottlosen Menschen."

Herr Lange, der erst vor drei Monaten das Abiturientenexamen bestanden hatte, legte Zeugniß ab für die Universalität unserer höheren Schulbildung, indem er fragte: „Darwin? Ist das nicht der Kerl, der behauptet, unsere Vorfahren wären als Affen in den Bäumen herumgeklettert?"

„Haben die Glocken läuten hören, Lange," sagte Kortewitz gönnerhaft. „Zuchtwahl, Zuchtwahl! Die Affen kommen ganz von selber, wenn man erst die Zuchtwahl richtig erfaßt hat."

Der Candidat Sebaldus erhob sich und bat mit wehmüthiger Stimme um die Erlaubniß, Fritzchen ein wenig im Parke spazieren zu führen. Die Frau Baronin nickte ihm zu und sagte herzlich: „Wir verstehen uns, Herr Sebaldus."

Kortewitz sah seinem Sprößling nach und rauchte. Endlich murmelte er in tiefem Sinnen vor sich hin: „Es war doch eine fidele Zeit."

„Ich danke bestens," meinte Frau Ursula. „Es fährt mir seit der Zeit förmlich in die Glieder, wenn Du von einer Theorie sprichst."

Der Baron sprach mit Nachdruck: „Der Fehler liegt an der modernen Gesetzgebung. Wenn man die Leibeigenschaft nicht aufgehoben hätte —"

„Ja, das sag' ich auch immer!" rief Lange mit Ueberzeugung.

„So gehörten Sie und Ihr Herr Vater heute noch zu meinen Leibeigenen, Herr Adalbert Lange!" schloß der Majoratsherr von Bornhagen, der seine Ansichten nicht mit Krethi und Plethi theilen wollte, stieg mit Würde die Freitreppe hinab und verschwand hinter dem Hause, wo er den Bericht seines Inspectors entgegenzunehmen pflegte. Das Buch, in dem er gelesen hatte, trug er unter dem Arme, den Tschibuk in der Faust.

„Was meinten gnädige Frau mit der alten Theorie?" fragte Lange, dessen Neugier erregt war.

„Was es eigentlich war, weiß ich auch nicht so recht," erwiderte die Baronin. „Mein Mann sprach damals von nichts Anderem, als von dieser unseligen Zuchtwahl. Eines Tages mußten alle Tagelöhner und Knechte und Mägde einzeln auf sein Zimmer kommen, und da hat er Untersuchungen mit ihnen angestellt, Gott weiß, was für welche. Dann wurde etwa die Hälfte ohne Kündigung entlassen. Das nannte er das Ueberleben der Tüchtigeren. Aber damit war's noch nicht genug. Von Denen, die er behielt, verlangte er, daß immer zwei, die er aussuchte, sich heirathen sollten. „Der Zuchtwahl wegen," sagte er. Die Meisten haben das auch gethan, sie haben's eben zu gut hier. Aber Einige wollten nicht, und die wurden ohne Gnade entlassen."

„Ließen sie sich denn das gefallen?" fragte Lange als praktischer Landwirth.

„Gott bewahre," erwiderte Frau Ursula, „alle Entlassenen liefen zum Amtsgericht und klagten auf Lohn und Kostgeld. Ein halbes Jahr lang mußte mein Mann alle acht Tage in die Stadt fahren der Processe wegen. Wenn er dann Nachts zurückkam, hatte er jedes Mal ein paar mit allen Kosten verloren."

„Deßhalb nannte er es eine fidele Zeit," sagte Lange nachdenklich.

„Ja," nickte die Baronin, mit einem verstohlenen Seufzer, „deßhalb. Aber was ist denn das? Hören Sie nichts?" Hinter dem Hause schien ein Zank zu sein. Der kräftige Baß des Barons beherrschte das Schlachtfeld, von Einwendungen der Gegner, über die er zu wettern schien, war nur wenig zu hören. Unruhig horchte die Baronin. Nach einer Weile schien sich doch eine Rivalin der gewaltigen Stimme des Majoratsherrn zu erheben. Es war die des Inspectors. Bald schwoll sie dem Donner gleich an, und es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß er in voller Opposition gegen seinen Brodherrn war. Die Baronin stand hastig auf und eilte dem Kampfplatze zu. Herr Adalbert Lange schlich behutsam hinter ihr her, seinen Apparat unter dem Arme. — —

Der Baron war mit einem militärisch klingenden „Guten Morgen, Leute!" auf dem Felde seiner höheren Verwaltungsthätigkeit erschienen. Er hielt jeden Morgen eine Art Gerichtstag ab, ließ sich vom Inspector Oelmann Rapport erstatten, ertheilte mit Maaß und Gerechtigkeit Lob oder Tadel und hielt sein Ohr etwaigen Beschwerden offen. Auch die Genehmigung zu Eheschließungen mußte hier nachgesucht werden, wie es zur Zeit der alten Gutsherrlichkeit Rechtens gewesen war. Gerade die erste Meldung des Inspectors betraf ein Paar, den Schweinemeister Ossenkop und die Stallmagd Karoline Dickhut, die in den Stand der heiligen Ehe zu treten beabsichtigten. Oelmann, der die Rolle des Choretiden spielte, schien der Verbindung nicht geneigt. „Nun nehmen Sie 'mal an, Herr Baron, heirathen! So'n altes Knochengerüst. Und wen? Die Dickhuten! Nun nehmen Sie 'mal an, Herr Baron, der alte Ossenkop und die Dickhuten!"

Der Baron, der sich vor einen gar gewichtig mit Tinte, Feder und den Aktenstücken seiner verlorenen Processe decorirten Tisch gesetzt hatte, schien Oelmann's Worte nicht zu hören. Er bewies damit, daß ihm Gerechtigkeit noch über Regentenweisheit ging, denn er wußte, daß seinem Inspector, der viel schwerer zu ersetzen war, als der Schweinemeister, die Heirath aus gewissen selbstsüchtigen Gründen nicht paßte. Er winkte das Paar heran. Langsam, Schritt für Schritt, wandelte der alte Schweinemeister mit seiner Erkorenen, der er fortwährend ermuthigend zuredete, vor den gestrengen Gebieter.

„Gu'n Dag!" sagte er schwerfällig.

„Gu'n Dag!" wiederholte nach einer längeren Pause seine Braut. Nach dieser geschickten Einleitung durften sie die Fortführung des Gespräches getrost dem Herrn Baron überlassen. Kortewitz, der seine Leute kannte, sprach wohlwollend mit dem liebenden Paar, erkannte die loyalen Gesinnungen seines langjährigen Schweinemeisters an und erklärte, daß er die Heirath genehmigen wolle. Er stand auf und reichte den Beglückten seine Herrenhand. Aber gleich darauf zog er die Hand zurück, faßte seinen Schweinemeister starr in's Auge und brach endlich los: „Was ist denn das, Schweinemeister? Ihr habt ja Henkelohren!"

Der gute alte Ossenkop wußte auf diese Anrede nichts Passenderes zu erwidern, als: „Ja, dat segg ik ok, Herr Baron."

Karoline lächelte verschämt und sagte: „Der Herr Baron sind heute so liebreich."

Kortewitz wandte sich an seinen Inspector. „Hab' ich Recht, Oelmann, oder hab' ich Unrecht? Hat er Henkelohren oder hat er keine?"

„Hm, hm", meinte der Inspector behutsam, „angemerkt hab' ich ihm ja wohl noch nichts. Aber er ist ja, so zu sagen, geständig."

„Da haben Sie Recht, Oelmann," sagte der Baron erregt, „er leugnet es nicht einmal ab. Der Mensch scheint ja gar kein Schamgefühl zu kennen!"

„Könn wi nu gahn, Herr Baron?" fragte der Alte, dem die Sache unheimlich wurde.

„Gehen, gehen, gehen!" rief Kortewitz zornig, „allerdings könnt Ihr gehen, Ossenkop! Ihr seid entlassen!"

Karoline kreischte auf, und Ossenkop erklärte: „Herr Baron, dit nehm ik nich an. Ik gah nah en Avkaten."

„Meinetwegen zum Teufel!" schnaubte Kortewitz. „Soll ich belastete Elemente unter meinen Leuten dulden? Verbrecher von Geburt?"

Der alte Schweinemeister sah das zornergöthete Gesicht seines Herrn kopfschüttelnd an und sagte zu seiner Braut: „Na denn kumm, Karline. Dat wart sik nahsten woll betern mit em."

Aber die Ratten verlassen das sinkende Schiff. „Ne", sprach die Maid, „wenn Du so'n slichten Minsch bist, dat Di der Herr Baron wegjagt, denn will ik Di ok nich."

Auch die Geduld eines Mannes, der an den Umgang mit Schweinen gewöhnt ist, hat eine Grenze. „Dat Di dat Dunnerwetter, nu ward mit dat denn doch to striepig!" brüllte Ossenkop und packte heftig den bloßen Arm seiner Braut, um sie fortzuziehen. Aber die Holde riß sich ohne viele Mühe los und rief verächtlich: „So'n oller Jammerlappen!"

Jeder Liebende wird den schmerzlichen Ingrimm nachfühlen, der bei dieser Kränkung die Brust des Schweinemeisters durchglühte. Fester als zuvor krallte er seine Finger um ihren Arm, und wieder riß die streitbare Jungfrau sich los. Kortewitz hatte aufmerksam zugesehen und fragte nun stutzig: „Sagen Sie 'mal, Dickhuten, thut denn der Arm nicht weh?"

Die wackere Stallmagd lachte der Frage. „Na, Herr Baron, ick bin doch kein Fräulein! So was fühl' ick noch gar nich."

„Da haben wir's!" rief der Baron aufgeregt, „was sagen Sie nun, Oelmann?"

„Ja, was soll man sagen, Herr Baron?" erwiderte der diplomatische Inspector. „Das ist so ein Volk. Die hat gar kein menschliches Gefühl, die Karline Dickhut."

Digitized by Google

Karoline wehrte sich mit scharfen Worten: „Was Sie für menschliches Gefühl von mich haben möchten, das kennt man schon, Mosje Oelmann!"

Der Inspector fuhr auf wegen der despectirlichen Anrede, aber Kortewitz winkte ihn zur Ruhe. „Es geht in Eines hin", sagte er mit Ansehen, „Sie hat sich verrathen. Unempfindlichkeit der Haut gegen Druck ist eines der gravirendsten degenerativen Phänomene. Sie sind entlassen, Karoline Dickhut."

„Na nu!" platzte die Magd heraus. „Der Herr Baron makt woll Spaß?"

„Entlassen!" wiederholte Kortewitz schneidig.

Hier machte der Schweinemeister die etwas orakelhafte Bemerkung: „Ja, dat is denn so. 't is warm hüte. Na denn kumm, Karline." Karoline folgte ihm jetzt schweigend ohne Widerstand.

Kortewitz lief auf und ab, dem knorrigen Bergstier vergleichbar, den ein Nichts in Menschen verderbende Wuth bringen kann. Oelmann erkannte, daß die Lage bedrohlich war. Da setzte er Alles auf eine Nummer.

„Nun ist noch der Kuhknecht Johann Hopert da, Herr Baron!" sagte er bescheiden.

„Was will er?"

„Hm, Herr Baron, das ist ein schlechter Mensch. Er will sich ja wohl über mich beschweren. Er sagt ja wohl, ich hätte ihn mit der Faust in's Gesicht geschlagen. So ein schlechter Kerl!"

Kortewitz blieb stehen und sah seinen Inspector stirnrunzelnd an. „Ich will nicht hoffen, Oelmann! Prügel sind eine gut conservative Institution. Aber wo sie hingehören. Nicht in's Gesicht, sondern — na, lassen Sie ihn kommen."

Hopert trat langsam heran, wie es Ossenkop gethan hatte; und wie dieser, leitete er die Unterhaltung ein: „Gu'n Dag." Ein unbefangenes Auge konnte unschwer erkennen, daß die Anschuldigung, die der Kuhknecht vortragen wollte, kaum ganz unbegründet war, denn sein Antlitz wies so auffällige Unebenheiten und so gesättigte und mannigfaltige Farbentöne auf, daß man sogleich an die gewaltsame Einwirkung eines ziemlich harten und sehr schweren Gegenstandes, wie es eine Inspectorfaust ist, denken mußte. Aber der Professor Lombroso zu Turin hatte mit seiner Theorie von der erblichen Belastung den scharfen Blick des Majoratsherrn von Bornhagen monoideïsirt. Kaum hatte er den Beschwerdeführer in's Auge gefaßt, als er zurückprallte und ausrief: „Da schlag' doch ein Donnerwetter hinein! Sind denn meine Leute sämmtlich belastet? Inspector, der Kerl hat ja ein ganz asymmetrisches Gesicht!"

„Ja", sagte Oelmann sehr verlegen, „so'n bischen schief sieht es wohl aus."

„Dat sall dat ok woll", meinte Hopert. „Herr Baron, ick wollte man —"

„Hier ist gar nichts mehr zu wollen, Ihr seid entlassen, Hopert!"

Der Kuhknecht brauchte einige Zeit, bis er diesen überraschenden Bescheid auf seine so wohl begründete Beschwerde in sich aufgenommen hatte. Dann sagte er, immer noch ein Bild des grenzenlosen Erstaunens: „Na, dit geit ja gut hier. De Inspector haut mick in't Gesichte un dafor wer' ik rutsmeten?"

Der Baron, der wieder mit sich selbst redend auf und ab gelaufen war, blieben stehen und sagte zum Inspector: „Der Kerl muß gleich 'runter vom Hofe. Diese belasteten Elemente stecken uns das Haus über dem Kopfe an."

„Ganz recht, Herr Baron, sie stecken uns das Haus über dem Kopfe an", sagte der Inspector wohlgefällig. „Na, Hopert, hast Du nicht verstanden? Du sollst gleich vom Hofe herunter!" Er trat auf das unglückliche Opfer der Belastungstheorie zu und schien geneigt, dem gestürzten Gegner zum Beschlusse nochmals Gewalt anzuthun.

Aber Hopert ging von selbst und sprach dieselbigen Worte, welche Ossenkop geäußert hatte: „Ick gah na en Avkaten."

Bis dahin hatte sich Oelmann als wahrhaft genialen Diplomaten erwiesen: er hatte die fixe Idee seines Herrn gründlich für seine eigenen Interessen ausgenutzt, ohne auch nur das Mindeste von ihr zu verstehen. Nun wollte er das Eisen schmieden und sagte zutraulich: „Da thun der Herr Baron ein gottgefälliges Werk, wenn Sie alle Elemente ohne Gnade fortjagen. Haben der Herr Baron gehört, was der schlechte Mensch, der Hopert noch sagte, wie er da um die Ecke ging?"

Der Baron stutzte und sah seinen Inspector an. „Nein", antwortete er kurz.

„Aber ich!" fuhr Oelmann triumphirend fort.

Da ergriff Kortewitz seinen Rockknopf und schüttelte ihn. „Mensch, unseliger!" rief er laut, „das haben Sie doch nicht von hier aus verstehen können? Besinnen Sie sich, Mann! Sie reden sich um den Kopf!"

Der Inspector ließ sich schütteln, hob die rechte Faust in die Höhe und schwor bei der Seligkeit seiner Seele, daß er jedes Wort verstanden hätte, er hätte ein ganz apartes Gehör.

„So?" rief der Baron zornig, „Gehörshyperästhesie? Haben wir Dich, alter Junge? Welcher Teufel hat mich denn geritten, daß ich einen belasteten Inspector angestellt habe? Da sollte man ja den Verstand verlieren!"

„Ich will nicht hoffen —" schob der Inspector ein.

„Hoffen, hoffen, hoffen!" schnob ihn der Baron an. „Was ist da noch zu hoffen, wenn man Phänomene constatirt hat? Gehörshyperästhesie ist ein Phänomen! Verstanden, Herr? Sie sind entlassen!"

In der Wuth, daß er von seiner glänzenden Position schneller, als er sie gewonnen hatte, wieder herabgeworfen war, verlor Oelmann die Besonnenheit, wie es auch besseren Diplomaten geht. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte laut: „Nein! ich bin nicht entlassen! Ich verlange mein Recht!"

„Herr, machen Sie, daß Sie vom Hofe wegkommen!"

„Nein!" tobte der Inspector, „ich gehe nicht vom Hofe! Ich bin in meinem Recht! Sie dürfen mich nicht entlassen!"

„Anton!" brüllte der Baron, „wo steckt denn der faule Schlingel! Er soll den Inspector vom Hofe 'runter bringen!

„Daß mich hier Keiner anfaßt!" schrie der Inspector und zog seine Aermel in die Höhe.

In diesem kritischen Augenblicke erschien die Baronin auf dem Schlachtfelde. Sie wurde beinahe von ihrem Gatten über den Haufen gerannt, da er in's Haus stürzen wollte, um den Kutscher Anton herbeizurufen. „Fritz", sagte sie leise und eindringlich, „ich habe Dich immer vor dem Cognak am frühen Morgen gewarnt."

Er blieb stehen und fiel in ein gewaltiges Pathos: „Weib, willst Du mich verhöhnen? Was? Diebe, Brandstifter und Raubmörder schleichen um uns herum, und Du sprichst von einem elenden Tropfen Cognak?"

Er wollte an ihr vorbei, aber sie hielt ihn am Aermel fest und rief in der Aufregung laut: „Aber Fritz, so nimm doch Vernunft an!"

Da erwachte sein atavistisches Herrschergelüst. „Nein!" schrie er trotzig, „ich nehme keine Vernunft an! Will doch sehen, wer Fritz von Kortewitz zwingt, Vernunft anzunehmen!"

Die Baronin sah, daß dieser Augenblick ein großes Loos entscheiden konnte, und sagte mit Nachdruck: „Fritz, ich bin dem Familienrathe der Kortewitz für Dich verantwortlich. Ich bestehe darauf, daß Du in Dein Zimmer gehst und Dich eine Stunde auf's Sopha legst."

Zur Abwechselung begegnete Kortewitz diesem Ansinnen mit edler Gelassenheit. „Meine Theure, die Aufregung scheint Deine Gedanken ein wenig zu verwirren. Es könnte zu nichts helfen, wenn ich mich auf's Sopha legte. So stehen die Sachen: der Schweinemeister hat Henkelohren. Die Stallmagd Karline leidet an Stumpfheit des Gefühls. Der Kuhknecht Hopert hat ein asymmetrisches Gesicht. Der Inspector Oelmann zeigt die Symptome der Gehörshyperästhesie. Was sagst Du nun? He? Nun schweigst Du natürlich stille."

„Was soll man denn nun auch zu solchem Unsinn sagen?" erwiderte Frau Ursula böse.

Da brach sein Zorn wieder durch. „Schlag' doch ein Donnerwetter hinein!" rief er und schlug aller Cavaliersitte zum Trotz mit der Faust auf seinen Gerichtstisch. „Ich constatire ein Phänomen nach dem anderen, und meine eigene Frau nennt das Unsinn! Wie oft soll ich's Dir denn vorpredigen: Henkelohren, asymmetrische Gesichter —"

„Ach mit Deinen Phänomenen", unterbrach ihn seine Frau. „Das artet noch zu einer fixen Idee aus. So etwas kannst Du bei jedem Menschen finden. Ein symmetrisches Gesicht hab' ich auch nicht."

„Was, asymmetrisches Gesicht?" schrie Kortewitz. „Entlassen! Du bist entlassen! Sind das Zustände! Alles belastet." Er zog sein Taschentuch und wischte die Stirn. Die Sonne brannte glühend vom Himmel herunter.

Die Baronin war eine kluge Frau. Sie sah ein, daß es hohe Zeit war, der Scene ein Ende zu machen. Der Inspector, der ehrerbietig, aber langsam in der Ferne stand, mußte die letzten Worte ihres Mannes gehört haben. Sie ging zu ihm hin und sagte lächelnd: „Na, Inspector, nun bin ich auch entlassen. Mein Mann will nun mal mit uns Allen seinen Spaß treiben. Gehen Sie nur an die Geschäfte wie sonst. Sie sind ja wohl beim Rübenroden?"

Der Inspector, der seine schöne Stelle gern behalten wollte, sagte ernsthaft: „Ganz recht, Frau Baronin, beim Rübenroden. Das ist denn auch wohl das Beste." Damit ging er kopfschüttelnd an seine Arbeit.

Die Baronin ging schweigend in den Park. Kortewitz blieb allein als Sieger auf dem Schlachtfelde. Es giebt im Menschenleben Augenblicke, in denen alles Denken und Empfinden sich in dem Worte zusammenfassen läßt: „I, so hol mich der Teufel!" Dem Baron war es nicht im Mindesten zweifelhaft, daß es bei dem augenblicklichen Stande der Dinge nicht lange bleiben konnte. Aber wie sich der Knoten lösen sollte, war ihm vollkommen unklar. In solcher Lage hat der Mensch nur ein Streben: die Stunden bis zur Wende in einem einzigen Siegestaumel hinzubringen. „Emil!" rief der Baron, „Flasche Heidsiek! Emil! Wo steckt denn der Lümmel!" Da Emil nicht hörte, ging der Baron in's Haus. An der Ecke des Hofes klappte Lange seinen Apparat mit dem Ausdruck der Befriedigung zusammen. Er trug drei dramatisch bewegte Gruppenbilder und ein imposantes Einzelbild als Ausbeute von dannen.

Die Baronin suchte so lange, bis sie in einer kühlen Laube den Candidaten Sebaldus fand, der seinem Zögling Fritzchen eben auseinandersetzte, wie weise es der liebe Gott eingerichtet hätte, daß die Bäume Schatten werfen. Fritzchen wurde angewiesen, sich sein Frühstück zu holen, und die Baronin hatte mit Sebaldus eine Unterredung. „So recht hab' ich die Geschichte auch nicht verstanden", äußerte sie im Laufe dieses Zwiegesprächs. „Das weiß ich, daß er Jeden, der Henkel-

Digitized by Google

ohren und solches Zeug hat, für einen gebornen Verbrecher hält. Aber ich habe keine Ahnung, was Henkelohren sind."

„Thut nichts, thut nichts, gnädige Frau Baronin", beruhigte die tiefe Stimme des Herrn Candidaten, „ich möchte vermuthen, daß auch Ihr verehrter Herr Gemahl keine Vorstellung davon hat. Mit Gottes Hülfe gedenke ich den Herrn Baron von dieser Irrlehre zu bekehren." Sie gingen in's Haus. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Classenwahlen.

Die letzte preußische Landtagswahl hat unter regerer Betheiligung stattgefunden, als man vermuthen durfte; im Kreise Wetzlar sind sogar $1^4/_5\,^0/_0$ der Urwähler an den Wahltisch getreten. Das will schon etwas bedeuten in einem Staate, wo Jeder als menschenfeindlicher Sonderling gilt, der, groß in Einsamkeit, sein Landtagswahlrecht ausüben geht. Dies Wahlrecht besteht bekanntlich aus zwei Hälften, und es ist nicht mehr als billig, daß sie sich gegenseitig ergänzen. Während also der Urwähler, der seine Stimme abgiebt, nie Seinesgleichen zu sehen bekommt, weil kein Mitmensch so dumm ist, sich wie er zum Gelächter kommender Generationen zu machen, haben die Wahlmänner das Vergnügen, in der drangvoll fürchterlichen Enge irgend eines Bierdorf-Locales von elf Uhr Morgens bis neun oder zehn Uhr Abends, manchmal auch Morgens, unaufhörlich abzustimmen. Das Stumpfsinnlied darf bei dieser Action nicht gesungen werden; man begnügt sich mit der Albernheit, die in der Wahlhandlung selbst liegt. Interessant an dieser Schmach des Jahrhunderts sind nur drei Momente: einmal, daß in unserer aufgeklärten Zeit ein gesund und grad gewachsenes Volk sich ein Wahlverekelungssystem gefallen läßt, wie es außer auf Borneo in keiner sublunaren Irrenanstalt geduldet würde. Dann, daß die Regierung dieser Kammer nicht in's Gesicht lacht, sondern sich, und nicht bloß aus Höflichkeit, Mühe giebt, sie ernst zu nehmen. Und drittens, daß die kindischen Parteispielereien selbst solchem Wahlmonstrum gegenüber nicht versagen.

Gewiß ist der Freisinn dem Dreiclassen-Wahlsystem durchaus abgeneigt. Aber sein Haß datirt erst aus jener Zeit, da das System keine liberale Majorität mehr ergeben wollte. Der Freisinn findet im Grunde an der Einrichtung auch nur zu tadeln, daß in etlichen Wahlbezirken ein Steuerbetrag von 220 000 Mark nothwendig ist, um den glücklichen Zahler dieser Summe zum Wähler erster Abtheilung zu machen, während man dicht nebenan schon mit 36 Mark jährlichem Steuerbetrage in diese begnadete erste Abtheilung aufrücken kann. Gegen die geistvolle und würdige Drittelung der Bürger nach ihrem Baareinkommen hat der Liberalismus von heute wenig einzuwenden. Daß ein Getreidespeculant oder ein Bordellinhaber mit 500 000 Mark Jahresverdienst hundert Mal so viele bürgerliche Ehrenrechte hat wie etwa hundert gut bezahlte Professoren, damit sind die Parteien der Bildung einverstanden. In ihnen sträubt sich der Mannesstolz nur gegen die Zumuthung, daß das preußische Landtagswahlrecht unter Umständen dem Bankbaron und seinem Stiefelputzer gleiche Rechte verleiht, ja daß der Stiefelputzer, wenn gewisse Voraussetzungen eintreffen, in der ersten Abtheilung und der Bankbaron in der zweiten oder dritten zu wählen hat.

Verständigen Leuten scheint dieser liebenswürdige Unfug, dieser Humor staatsrechtlichen Wahnsinns, vielleicht noch die angenehmste Erscheinung des Dreiclassen-Wahlrechtes zu sein. Den entschieden freisinnigen Männern jedoch vergällt er die Freude an einer sonst durchaus discutabeln Einrichtung. Es besteht neben dem landtäglichen Wahlsystem noch das communale. Hier wird ebenfalls in drei Classen nach Maaßgabe der Steuersumme gewählt. Da aber jede Classe ihre eigenen Vertreter kürt, so hat der städtische Freisinn die beiden oberen Abtheilungen in Erbpacht nehmen können. Sie sichern ihm die Mehrheit, die Herrschaft, und deßhalb ist es ihm noch nie eingefallen, die durch keinen freundlichen Spaß gemilderte, nackte Brutalität dieses Protzensystems anzugreifen. Das Communalwahlrecht bedeutet für die Gesammtheit eine noch größere Gefahr als sein verwachsener Vetter. Denn dem blickt schlimmsten Falles das Herrenhaus auf die Finger, und die Regierung steht immer bereit, zu bremsen und zu reguliren. Ueber den Stadtvätern aber ist kein Gott außer dem Herrn Oberpräsidenten, und da man das Selbstverwaltungsrecht in Preußen ängstlich schont, um nur ja kein Reactionsgeschrei aufkommen zu lassen, so greift er so selten wie möglich ein. Wohin eine Commune unter dem bestehenden städtischen Dreiclassen-Wahlrechte gelangt, zeigt mit grauenvoller Klarheit Berlin. Eben ist hier der Klüngel dabei, dem sich bildenden elektrischen Riesentrust ein Monopol von ungeheurer Ausdehnung in die Hand zu spielen, ein Monopol, daß die deutsche Hauptstadt mit Vampyrrüsseln aussaugen und mit Vampyrkrallen erwürgen wird. Heiliger Entrüstung voll hat der Freisinn gegen all und jedes Monopol Front gemacht, das der Staat, die Gesammtheit für sich verlangte. Unter seinem blutigen Hohne sank das Tabaks-Monopol, die Idee eines Branntwein-Monopoles, obgleich in beiden Fällen die Reichsregie Unsummen für dringende Culturaufgaben hätte herauswirthschaften können. Die Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen, die jetzt einen solchen Ueberschuß abwerfen, daß sie nicht nur den dafür aufgewandten Betrag, sondern auch alle anderen Staatsschulden verzinsen und daneben noch auf den Kopf der Bevölkerung mehrere Mark Reingewinn ergeben, die Verstaatlichung der Bahnen ist vom Freisinn mit einem noch nie dagewesenen Aufwand von Geist und Begeisterung bekämpft worden. Und dieselben Männer liefern jetzt für ein Butterbrod oder für ein Trinkgeld das ungleich wichtigere Elektricitäts-Monopol einer Hand voll Actienmillionäre aus. Dieselben Männer scheuen sich nicht, zur Begründung ihres unbegreiflichen Schrittes den Bankrott der Selbstverwaltung anzumelden, Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung von Berlin für unfähig zur Leitung elektrischer Gesellschaften zu erklären. Dieselben Männer wälzen auf die Commune alle unlohnenden Geschäfte und Gründungen, den Bau von Markthallen, Schlachthäusern ꝛc. ab; die ertragreichen Unternehmungen aber überantworten sie dem Privatcapital.

Viel böses Blut machte in der anständigen Bevölkerung vor einigen Jahren die gegen den Stadtverordneten Meyer geschleuderte Anklage, daß er im Aufsichtsrathe einer mit der Stadt Geschäfte abschließenden Aktiengesellschaft sitze. Die Anklage hat Herrn Meyer seinen Platz im Reichstage gekostet. Jetzt werden gegen eine große Reihe von Männern, die Ehrenämter in der Berliner Stadtverwaltung bekleiden, ähnliche Anschuldigungen laut, ohne daß aus dem Rothen Hause ein Wort der Abwehr erschallt. Man hält es anscheinend für unnöthig, sich zu vertheidigen, man baut darauf, daß die Potsdamer Regierung auch diesmal keinen Einspruch wagen und die altväterliche Bestimmung des § 43 der Städteordnung den großen Hansen in's Gedächtniß rufen wird. So gewiß ist man des Erfolges, daß sogar die üblichen verschämten Rücksichten nicht mehr genommen und der Stadt scandalöse Verträge zu derselben Zeit aufgezwungen werden, wo die Börse von gar nichts Anderem mehr zu sprechen weiß, als von der Bildung des großen, sehr bald vielleicht milliardenstarken Elektricitätsringes. Banken und Straßenbahnen, elektrische Werke und Baugesellschaften — sie Alle sind eng mit einander verbunden oder werden es in kurzer Zeit sein. Der wüthende Wettbewerb zwischen ihnen erlischt, der Trust dictirt die Preise, und den Abnehmern bleibt nur übrig, sie zu bezahlen. Bei der Gemeinde, die als bedeutendste Verbraucherin elektrischen Stromes auf ihrer Seiten stehen müßte, finden sie keine Hülfe, denn die maaßgebenden Männer der Commune, von der sie nicht bezahlt werden, sind zugleich die Männer, die Directoren des Ringes, der sie bezahlt.

Von kahler Interessenvertretung, die die Wurzel alles Uebels ist, stehen grausliche Geschichten und Aventiuren in der freisinnigen Weltstadtpresse zu lesen. Mit Schande und Schmach überhäuft sie die deutschen Landwirthe, die nicht lammsgeduldig zusehen wollen, wie man sie in fremdem Getreide erstickt, und dem Bauer, der sein Schwein vor der russisch-galizischen Rothlaufseuche geschützt wissen will, sinnt sie Morgens und Abends neue Injurien aus. Aber gesetzt den Fall, die Junker wären wirklich die Beutepolitiker, wofür sie in den Privatcomptoiren unserer Banquier's und an den Stammtischen der Berliner Handelsredacteure gelten; gesetzt den Fall, daß die selbstständigen kleinen Existenzen in Stadt und Land, der Kern des Staates und Heeres, zu Unrecht verzweifelt um ihr Dasein kämpften und dafür den schimpflichen Vorwurf scrupelloser Selbstsucht verdienten — welcher Scheltname wäre dann wuchtig und grob genug für die communalen Helden des deutschen Freisinns, die nichts auf der Welt fürchten als den Verlust ihrer gut honorirten Aufsichtsrathsposten bei Straßen-Elektricitäts-Gesellschaften und Actienbanken?

Jedes Classenwahlrecht korrumpirt, weil es nothwendig zum Mißbrauch der Classenmacht führt, die das bestehende plutokratische System immer zur Classenübermacht umgestaltet. Daß ein constitutionell organisirtes und zu verfassungsmäßigem Denken erzogenes Volk sich schweigend die Schande der preußischen Wahlfopperei gefallen läßt, mag betrübend sein, und daß aus den Schichten der Gebildeten überhaupt noch Jemand an einer Wahl Theil nimmt, die ihn amtlich als Staatsbürger höchst untergeordneten Ranges abstempelt, das zeigt, wie wenig selbstsicheren Stolz wir besitzen. Wenn aber eine Reform in's Werk gesetzt werden soll, dann darf man nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Dann muß all' der verrottete Plunder in's Feuer, das ganze Arsenal von Maulkörben, Daumschrauben, Fallen und Hemmschuhen, als welches sich das jetzige Classenwahlrecht darstellt. Doch statt der heiligen Entrüstung, die durch's Land fegen und jedem Abgeordneten ohne Ausnahme die Schamröte in's Gesicht treiben sollte, so daß er sein Mandat nicht auszuüben wagte, statt dessen sind alle betheiligten Parteien wieder recht zufrieden mit den Ergebnissen der Wahl. Die Freisinnigen haben durch allerhand liebe Zufälle, Erkrankung oder Trägheit gegnerischer Wahlmänner, Mißverständnisse bei der Abstimmung, Verblüffungskunststücke im letzten Augenblicke, dann mit Hülfe der Polen und Socialdemokraten elf oder zwölf Sitze gewonnen. Und dieser ganz wirkungslose Erfolg reißt sie zu endlosen Siegeshymnen hin, macht sie die Erbärmlichkeit des Systems für's Erste wieder vergessen. Die Conservativen sind mit größerem Rechte zufrieden. Die Mehrheit haben sie nicht erlangt und sie danken insgeheim Gott dafür. Allzu leicht wären sie sonst in ein trübseliges Dilemma gerathen, hätten sich zwischen kaiserlicher Gunst und Principientreue entscheiden müssen. Gewiß, die Principientreue wäre bei solchem Zusammenstoß in Trümmer gegangen, wie jeder irdene Topf, der auf einen eisernen prallt. Aber die Blamage in diesem Falle! Viele Blamagen verträgt die conservative Partei nicht

Digitized by Google

mehr. Ueberdies hätte eine runde und nette Mehrheit noch das Bedenken für die Fraction gehabt, daß sämmtliche mißliebigen Gesetzesvorschläge der Regierung auf ihr Conto gekommen wären. Und eine allzu große Vermehrung des auf ihr lastenden Hasses verträgt die conservative Partei nicht mehr. Jetzt darf sie getrost für neue Vereinsgesetze eintreten, sie macht sich an geeigneter Stelle lieb Kind damit, und schaden kann der Scherz nicht — die Anderen lehnen ihn doch ab. Ueber Jahr und Tag ist dann Alles vergessen.

So stehen wir denn vor einer hübschen Zwickmühle, einer fest geschlossenen Kette. Die Freisinnigen und der seelenverwandte Troß des Talmiliberalismus wünschen keine ehrliche Reform des Dreiclassen-Wahlunrechtes, weil sie für ihre Herrschaft in den Communen zittern. Die Conservativen lehnen ein Einschreiten ab, weil sie den Landtag weiter meistern wollen. So sehr sich die Beiden gegenseitig verabscheuen, sie greifen doch nicht zur hanfenen Schnur, die mit dem Feinde zugleich sie selbst erwürgt.

Sie kennen ihre Schwächen auf diesem Gebiet, und darum spielen sie hier ihre Stärke nicht aus. Die Preßmacht des Freisinns könnte den Classenwahl-Unfug so gut vernichten, wie die fractionelle Macht der Conservativen es könnte. Aber die Auguren beschränken sich auf etliche heftige Worte und lächeln. Preußen wird, erhebt sich nicht ein Wettersturm aus der Mitte seiner unabhängigen, am Ende des 19. Jahrhunderts politisch rechtlosen Bevölkerung, noch Menschenalter hindurch seine Landtagsabgeordneten und seine Stadtväter in drei Abtheilungen in öffentlicher Stimmabgabe wählen. Vorausgesetzt, daß man eine Wahlbetheiligung von $1\,^1/_5\,\%$ als öffentliche Stimmabgabe gelten lassen will.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Fuhrmann Henschel." Schauspiel in fünf Acten von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater). — „Der Eroberer." Tragödie in fünf Aufzügen von Max Halbe. (Lessing-Theater).

Anfangs versteht man die Geschichte nicht recht. Die Leute sprechen einen merkwürdigen Dialekt, den sie offenbar für schlesisch halten, und der ruhige Zuschauer, der nicht mit der Verpflichtung in's Theater gekommen ist, von Anfang an begeistert zu sein, stellt sich mühsam aus den Hantirungen der Schauspieler den wahrscheinlichen Inhalt ihrer Reden zusammen. Er leidet eben an jener Verständnißlosigkeit, die selbst Fußgetrampel und athemversetzendes Gebrüll nicht beseitigen kann. Nach einer Weile merkt er dann aber doch, um was es sich handelt; die geehrten Mimen sind nämlich zu dem lobenswerthen Entschlusse gekommen, deutlich zu sprechen. Dort oben geht die Frau des Fuhrmanns Henschel sterben, und sterbend noch muß sie es erleben, daß ihr Ehegemahl der Dienstmagd Hanne eine neue Schürze mitbringt, derselben Hanne, die kurz vorher beinahe den Sauerkohl hätte anbrennen lassen. Die Sache macht ihr Beschwerden, und sie redet dem geliebten Fuhrmann scharf in's Gewissen. Henschel ist ein goldiger Kerl, butterweich und herzensgut. Er gelobt also seiner Frau Alles, was sie wünscht, unter Anderem auch, daß er die Hanne nie heirathen werde.

Wie das aber so des Landes der Brauch ist, achtet Henschel in seiner Verliebtheit das feierliche Gelübde am Sterbebette wenig. Hanne weiß ihn zu nehmen, und am Waschtroge hält er um ihre Hand an, nachdem sie ihn mit der Drohung, fortziehen zu wollen, kirre gemacht hat. Aber die Strafe folgt dem Verrathe auf dem Fuße. Es stellt sich heraus, daß Hanne ein ganz unbändig schlechtes Geschöpf ist. Mit allen Männern hat sie scharmuzirt, und Henschel genoß die Seligkeit ihrer Liebe vor der Verehelichung nur deßhalb nicht, weil sie just diesen täppischen Bären zum Gatten begehrte. Jetzt, wo sie ihn eingefangen hat, bandelt sie mit dem Kellner George an. Und Henschel ist doch wirklich ein so goldiger Kerl, butterweich und herzensgut! Er bringt der Dame ein Kindlein aus ihrer Mädchenzeit, das sie dem Kutscher verdankt, in's Haus; eine unvergleichlich große Freude hofft er ihr damit machen zu können! Leider versteht Hanne diesen Liebesdienst echter Selbstverleugnung schlecht. Sie ärgert sich darüber, vor den Leuten blamirt worden zu sein, und benimmt sich ungemein stiefmütterlich gegen ihr Illegitimes. Jetzt geht dem Fuhrmann Henschel, um in Hauptmann's Sprache zu reden, allmälig doch ein Seifensieder auf.

Im vierten Acte kommt's zum Klappen. Was die ganze Ortschaft weiß, hat Henschel bisher noch nicht gewußt. Und er muß es ertragen, daß man ihm in der Kneipe seine Schande in's Gesicht sagt, die Mär vom schönen Kellner George und der Fuhrmannsfrau. Hanne wird herbeigerufen, dem Ankläger gegenübergestellt, bebend wiederholt ihr Henschel das Urtheil der Welt. Nun ist es ihm klar, daß sein Wortbruch furchtbar an ihm gerochen wird. Die Geister seiner Frau und seines todten Kindes sind beständig um ihn her und zwiebeln ihn schauerlich, wie Herr Hauptmann volksthümlich sagen würde. Daneben ist ihm Hanne's Megärenhaftigkeit voll und ganz zum Bewußtsein gekommen. Deßhalb nimmt er einen Strick, geht hin und erhängt sich selbst. Hanne kramt im Nebenzimmer genau so lange herum, bis realistischerweise Henschel's Tod eingetreten sein kann. Dann stürzt sie ab und schreit laut auf — sie hat ihn baumeln sehen.

Es ist, wie man sieht, ein schönes und ergreifendes Stück. Auch technisch kann es sich sehen lassen. Der Wirklichkeitsschilderer Hauptmann hat sich seit seinem „Vor Sonnenaufgang" erfreulich entwickelt, und der Theatraliker hat nicht minder brav zugelernt. Da sieht man wieder, daß die alte Schule doch nicht so ganz ohne ist — selbst der Meister Hauptmann ist jetzt in diese Schule gegangen. Einzelne Scenen, wie der Auftritt im Wirthshause, sind prachtvoll herausgearbeitet, und die Knappheit des Dialogs an entscheidenden Stellen zeugt von fleißiger, gewissenhafter Durchfeilung des Ganzen. Allerdings finden sich daneben lange, lange Auseinandersetzungen und Schwätzereien, denen man es anmerkt, daß sie entweder den Akt füllen sollen oder daß sie einen Rückfall in die novellistische Art des Verfassers sind, die nun einmal für die Bühne nicht taugt. Der alte Wermelskirch z. B. und seine manntolle Tochter haben mit der Handlung wenig oder nichts zu thun und nehmen mit ihrem umständlichen Gerede doch einen übermäßig breiten Raum ein. Gleichzeitig zeigen sie wieder, daß Hauptmann in seelische Tiefen immer nur bei seinen Hauptpersonen schürft. Die Nebenfiguren sieht er stets äußerlich, mit dem Auge des Malers, nicht des Dichters, und da diese Nebenfiguren stark hervortreten, so bleibt als Gesammteindruck übrig, daß man wieder einmal ein peinlich genaues und echtes Bild wirklichen Lebens gesehen, aber keine freie, dichterische Schöpfung in sich aufgenommen habe. Der letzte Akt mit seinen Unsicherheiten und Schwankungen und der Kraßheit der selbstmörderischen That Henschel's hätte dem Drama unter anderen Umständen sogar leicht gefährlich werden können. Die vollendet gute Darstellung indeß ließ eine solche Möglichkeit so wenig aufkommen, wie die Hauptmanngarde im Saale, die Gallerie und Parkett überschwemmt hatte. Sie entfesselte selbstverständlich auch diesmal den berühmten gellenden Jubellärm, der in diesem Theater jedes Meisterwerk und jede Schmarre gleichmäßig freundlich grüßt. Von den unbetheiligten Zuschauern hat z. B. sicher Niemand zu sagen gewußt, weßhalb bereits nach dem ersten Akte ein Gedröhne mit Erdbebengewalt losging. Das Stück an sich verdiente bis hierher höchstens achtungsvolles Schweigen.

Acht Tage früher hatte dasselbe Publicum es für gut befunden, der Abwechslung wegen ein Stück nicht unter Geheul zu krönen, sondern zu erdrosseln. Aber ohne Geheul geht es bei unsern vornehmen Premièrenpöbel anscheinend überhaupt nicht mehr ab.

Max Halbe hat bei seinem „Amerikafahrer" schon einmal den wüsten Tumult gehört, unter dem nun auch „der Eroberer" zu Ende gespielt worden ist. Es wird sich allmälig daran gewöhnen und dann auch keine offenen Briefe mehr schreiben. Helfen thun sie dem Hülflosen doch nicht. Im Parkett saßen wieder Kopf an Kopf gedrängt die Leute, denen eben erst der urkomische Tempelbrand im „Herostrat" Schreie des Entzückens erpreßt und die den Fulda'schen Gerstenschleim für Ragout aus Poesie-Perlen genommen hatten. Sie schrieen jetzt, johlten und ulkten, daß die Wände dröhnten; jedes Wort, das die Schauspieler sagten, wurde verhöhnt, auch wenn man es in dem Radau gar nicht verstehen konnte. Trotzdem ist Halbe's neues Werk nicht gut. Es steht vielmehr auf der Höhe etwa des „Herostrat"; was es mehr an dichterischen Gedanken und Wendungen hat, das fehlt ihm an geschmeidiger Glätte und Theater-Routine. Im Uebrigen haben Fulda so wenig wie Halbe die Zeit begriffen, die sie zu schildern versuchten, und den Helden, den sie sich erkoren haben. Lorenzo der Eroberer will ein Reich der Kunst und der Schönheit schaffen auf den Trümmern der vermorschten Protzenrepublik, gegen die er rüstet. Sein Sittengesetz trägt er in sich selbst, und wenig macht es ihm aus, einen verhaßten Feind drei Tage lang im Käfig dem Hohn der Menge zu überantworten und ihn dann in's Meer stürzen zu lassen. Der erste Akt setzt, so ungeschickt und halbisch naiv er in technischer Hinsicht auch gearbeitet ist, stimmungsvoll ein. Aber schon in den ersten Scenen klafft der Zwiespalt, an dem das Stück nothwendig zu Grunde gehen muß. Der Dichter will das prangende Gemälde einer großen Zeit in kühnen Zügen, brennenden Farben auf die Kalkwand werfen, und gleichzeitig will er neue Winkelkunst treiben, niedliche Kleinmalerei. Wozu ist man denn beim Neuberliner Natural- und Realismus Jahre lang in die Lehre gegangen? So versäumt Halbe über dem Allerkleinsten das Große. Statt seinen Renaissancehelden Renaissanceschicksale erleben, zu Grunde gehen zu lassen an der Unmöglichkeit, bourgeoise Geldsäcke zu Kerntruppen oder Trägern eines Weltreiches des Genies zu machen, statt dessen schickt er dem Lorenzo ein sinnenfreudiges Dirnlein auf den Hals. Lorenzo nimmt die Kleine hin, wie ein junges Herrchen von heute sie auch hingenommen hätte — zu solcher Schlechtigkeit bedarf es also nicht einmal der Renaissance-Uebermenschlichkeit. Leider vermerkt Madame Lorenzo ihrem Eheliebsten den unbedeutenden Seitensprung sehr übel. Sie läßt der armen Ninon in Form eines Liebestrankes Gift beibringen, und Lorenzo selbst erliegt dem Dolch des betrogenen Bräutigams. Man sieht, der Verfasser scheut allerlei Borgiaschändlichkeit nicht, und doch nimmt sich das Ganze in seiner Beleuchtung wie ein armseliger Polizeibericht aus, wie ein Kriminalabenteuer, das in der Frührenaissance eben so gut wie in Ephesos oder Berlin O passiert sein kann. Die Puppenhaftigkeit des Spiels erreicht ihren Höhepunkt im vorletzten Akte, wo auch Halbe's an und für sich geringe Bühnenkunst völlig versagt. Ninon's jungfräuliches Gemach, das außerdem zur Nachtzeit der Condottiere, Ninon's Bruder, Lorenzo's Frau, Ninon's Großvater und ihr Bräutigam besuchen, einer hinter dem andern, steht in der Theatergeschichte einzig da; hier wird die technische Ungeschicklichkeit des Dichters rührend. Gingen ihm die pomphaften Worte besser vom

Digitized by Google

Munde, verstünde er das Blech theatralischer Sturmleidenschaften derber zu schütteln und schleppte das Drama sich nicht gar so schwerfällig fort — dann hätte er die Ulkbrüder im Parkett am Ende ergriffen und zu jauchzendem Beifall hingerissen. Vorausgesetzt, daß ihm Neumann, der Director aus Osten, einigermaßen verständige Schauspieler zur Seite gegeben hätte. Aber Frl. Groß war nicht fähig, die Rößlwirthin mit Brillantohrringen zu verleugnen, und ihr Renaissancemädchen war von jener überwältigenden Komik, die ihr in Blumenthal's Schwänken so vollkommen mangelt. Herr Wiecke versagte in dem Orkan, der aus den Reihen des Weißen Rößl-Publicums aufstieg: sein kraftloser, trockner Lorenzo verlor alle Geistesgegenwart und unterstrich noch, mit beständigem sehnsüchtigem Blick nach den schützenden Coulissen, jeden Fehler in der Anlage des Charakters, der Ausführung des Stückes. Daß Herr Jarno an dem Parkettskandal theilgenommen und auf der Bühne denselben Halbe ausgelacht haben soll, der ihm die prächtige Kaplanrolle in der „Jugend" bescheerte, das will der Schauspieler zu seiner Ehre nicht wahr haben. Uns freut das allerdings etwas lahme Dementi seinetwegen. Man müßte ihm andernfalls ja eines Treubruches beschuldigen, für den kein Ausdruck der Entrüstung zu stark wäre.

Offene Briefe und Antworten.

Zu „Goethe bei Napoleon".

Geehrter Herr!

Als Nachtrag zu dem Artikel „Goethe bei Napoleon" in Nr. 44 sende ich Ihnen einige Data aus jener Zeit, die als historische Thatsachen interessiren dürften. Ich besitze ein Büchlein: „Erfurt in seinem höchsten Glanze während der Monate September und October 1808", Erfurt, bei Friedrich August Knick 1808. Es sollte eigentlich wie die Schrift des von Napoleon erschossenen Buchhändlers Palm heißen: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, denn die elende staubleckende Kriecherei in allen Kreisen zeigt, daß der stärkste Despotismus noch übertroffen wird vom Knechtsinn der Menschen. Da bringen „die Einwohner von Erfurt und Blankenhain" am Tage, „den die Zeitbücher der Welt ewig feiern werden", eine lateinische Adresse: „Dem Heiligen (!) Manne, der Alles in sich faßt, was das Menschengeschlecht erhält, schützt und ihm hilft, Napoleon, dem kein Lebensmoment entgeht, der die Quelle und Ursache alles Großen und Vortrefflichen, der über das Größte und Höchste erhaben(!) ist" u. s. w. Dann meldet sich die Universität und bringt eine „auf Atlas gedruckte, im lateinischen Lapidarstile von dem hochverdienten Professor Christian Lossius" verfaßte Adresse. Ein Satz wird genügen, um den Geist erkennen zu lassen, von dem die gelehrte Körperschaft erfüllt war: „Staunst Du Deutschland an, das einen Karl den Großen gebar, Jetzt staune über Korsica, das Napoleon, den Größten, den je die Welt gesehen, erzeugte". Hier noch ein letztes, die Gesinnung jener Zeit bezeichnendes Pröbchen: „Auf derselben Stelle, wo vor zwei Jahren der große Kaiser Napoleon in der Nacht vom 13. zum 14. October (also nach der Schlacht bei Jena) in höchst eigener Person bivouakirte, war mit größter Eile von zahllosen Arbeitern mit größter Anstrengung Tag und Nacht ein Prachtgebäude mit einem Preisgedichte aufgeführt worden." Von „Geheimrath Goethe" berichtet das Büchlein nur, er habe mit „Geheimrath" Wieland im selben Hause Nr. 1839 im Geleite von Sanct Viti gewohnt. Auch enthält es das bekannte Verzeichniß der vom 28. September bis 13. October während des Fürsten-Congresses in Erfurt und Weimar aufgeführten 16 französischen Stücke. So geschehen in den Tagen von „Erfurt's höchstem Glanze" und Deutschland's tiefster Erniedrigung.

Berlin. Professor Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Von Karl Werckmeister's „Neunzehntem Jahrhundert in Bildnissen" liegt jetzt der erste Band vollständig vor, und da muß man wirklich erstaunen über die Fülle von authentischem Material, welches jetzt gesammelt vorliegt. Aus der Idee dieses Werkes spricht die Geschichtsauffassung, daß in aller Zeit die Förderung der Menschheit nicht von der Masse, sondern von dem Einzelnen ausgegangen ist. Er spricht ihre Gedanken und Empfindungen aus, er begeistert und erfreut seine Mitmenschen und reißt sie mit sich fort. Diese Auffassung haben auch die bedeutenden Mitarbeiter des Werkes, welche den nicht zu unterschätzenden biographischen Theil besorgen. Männer, wie Bailleu, Herman Grimm, Grisebach, Max Lehmann, Erich Marcks, Otto Pfleiderer, um nur einige zu nennen, sind werthvolle Bürgen für seine Bedeutung. Eine im wahrhaften Sinne nationale Galerie aber bieten die Bildnisse; denn so sehr auch die nationale Beschränkung aus dem Plane des Werkes verbannt sein mag, immer zeigt sich unwiderleglich, wie in allen Gebieten Deutschland an der Spitze dieser geistigen Heerschau steht. Hundertundzwanzig große Bildnisse bilden den ersten Band, ungerechnet zahlreiche Textillustrationen und den stattlichen biographischen Theil. Die Vervielfältigung ist musterhaft. In den beiden letzten Lieferungen des ersten Bandes seien besonders erwähnt die Bildnisse von Görres, Brentano, (Münchener Bildnisse, zum ersten Male veröffentlicht) Döllinger, von Lenbach, Chateaubriand, Victor Hugo und die deutschen Dioskuren Gauß und Weber. Es ist ein Quellenwerk ersten Ranges für Porträtsammler; möge es Viele zu dieser schönen Beschäftigung, die so unendlich geistvoller ist, als andere Sammelsports, anregen. Die einzelnen Blätter eignen sich auch als künstlerische Beilagen für handschriftliche Schätze; einer der größten Berliner Autographensammler bedient sich bereits dieser prächtigen Tafeln zum Schmucke seiner Albums und Mappen und wird gewiß viele Nachahmer finden. Für die größere Verbreitung wäre es wünschenswerth, daß die Blätter etwas mehr Rücksicht nähmen auf das actuelle Interesse. Zwar erhält das letzte Heft durch das schöne Bild des seither verstorbenen Fontane (nach Fechner's Oelgemälde) einen solchen Zeitgeschmack, aber das ist bloßer Zufall. Ebers sollte bald auch in effigie zu haben sein, vor Allem aber ein eigenes Heft oder zwei für die Ikonographie Bismarck's.

„Junge Mädchen bei Spiel und Sport". Mit besonderer Berücksichtigung des Radfahrsports von Amalie Baisch. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Bei der großen Bewegung in der Frauenfrage und dem hochgespannten Wettbewerb, den die jungen Mädchen nahezu auf allen geistigen Gebieten mit dem Manne eingehen genöthigt sind, hat man erkannt, daß gegenüber den großen Anforderungen, die an das Nervencapital unserer Mädchen gestellt werden, ein Gegengewicht in zweckmäßiger körperlicher Kräftigung und freudiger Erholung unerläßlich ist. Als eine Errungenschaft ist es daher zu betrachten, daß man die alten, beengenden Vorurtheile unserer früheren Mädchenerziehung abgestreift hat und auch ihnen nun gestattet, in jugendlicher Harmlosigkeit an all' den Freuden und Wohlthaten des Spieles und des Sportes theilzunehmen. Hier werden nun alle Arten des Sportes behandelt und eine Fülle von Anleitungen und werthvollen Rathschlägen gegeben. Die Verfasserin will zeigen, daß alle die beschriebenen Spiele und Sports, wie Turnen, Schwimmen, Rudern, Reiten, Radfahren und andere Bewegungsspiele, nicht bloß dazu beitragen, den jugendlichen Körper kräftig zu entwickeln und gesund zu erhalten, sondern daß dadurch auch die moralische Kraft und Widerstandsfähigkeit gegen die Kämpfe des Lebens, die gewinnende Anmuth und Grazie des Wesens, namentlich aber auch die Frische der Seele gehoben und gefördert werden.

„Stimmen und Bilder". Neue Gedichte von Ferdinand Avenarius. Buchschmuck von J. V. Cissarz. (Florenz und Leipzig, Eugen Diederich.) Von diesen ca. hundert Gedichten sind etwa zehn wirklich poetisch, zwanzig halbwegs erträglich, der Rest absolut talentlos und nichtsnutzig. Aber der strebsame deutsche Dichter und grimmige Kunstwart dichtet trotzdem unentwegt weiter und bildet sich sogar ein, bedeutend und berühmt zu sein. Wenigstens behauptet dies sein Florentiner (!) Verleger, sogar „weltberühmt". Auf den Auslageschleifen macht sich nämlich mit fragwürdigem Geschmack die fettgedruckte Versicherung breit: „Das Lebenswerk des Dichters, ein Stück Weltliteratur." Wir halten aber nicht einmal die paar Abonnenten des „Kunstwarts" für so naiv, daß sie dieser plumpen Buchhändlerreclame Glauben schenken.

„Das Kleine Buch von der Marine". Ein Handbuch alles Wissenswerthen über die deutsche Flotte von Georg Neudeck und Heinrich Schröder. (Kiel, Lipsius & Tischer.) Von den vielen Büchern, die seit dem vorigen Jahre über die Marine erschienen sind, dürfte wohl keines eine größere Verbreitung verdienen. Denn wer über irgend eine die Marine betreffende Frage Auskunft zu erhalten wünscht, in diesem Buche wird er sie sicher nicht vergeblich suchen. Wir finden da einen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Marine von der ältesten Zeit bis zum Flottengesetz und Kiautschau, dann die Organisation und das Personal: Marinetheile, Chargen, Uniformen, militärische und Beamtenlaufbahnen, Löhnung, Gehalt, Zulagen, Dienst und Verpflegung an Bord, Rechtspflege, internationales Seekriegsrecht u. s. w. Allen Denen, welche die Absicht haben, dem Vaterlande in der Marine ihre Dienste zu weihen, giebt dieser Theil alle nur irgend wünschenswerthen Aufschlüsse über das, was vor und bei ihrem Eintritt von ihnen verlangt verlangt wird und wozu sie es bei treuer Pflichterfüllung bringen können. Hierauf folgt eine Beschreibung aller deutschen und der wichtigsten fremden Kriegsschiffe, erläutert durch ausgezeichnete Ansichten, Längs- und Querschnitte und Deckspläne. Bau, Ausrüstung und Bewaffnung der Schiffe, sowie auch die Bereitung des Baumaterials werden geschildert und auch die Verhältnisse bei der Handelsmarine zum Vergleich herangezogen. Auch über die Kosten der Schiffe und über die Marinebudgets Deutschlands und anderer Staaten giebt dieser Theil Auskunft. Den Schluß bilden Tabellen über die Abmessungen, Besatzung, Panzerung, Armirung u. s. w. der deutschen Kriegsschiffe, wie sie in dieser Vollständigkeit noch nirgends veröffentlicht sind, und eine vergleichende Uebersicht über die Seestreitkräfte aller Nationen. Der letzte Theil behandelt die Marinestädte und den Kaiser Wilhelm-Canal;

Digitized by Google

die in diesem Theile enthaltenen Abbildungen von Casernen, Lazaretten und Marinegebäuden aller Art machen das Buch zu einem werthvollen Andenken für Alle, die der Marine einmal angehört oder in einer der Marinestädte gewohnt oder vorübergehend sich aufgehalten haben. Das reich illustrirte Werkchen dürfte sich als ein wahres Volksbuch in den weitesten Kreisen einbürgern.

Aus den neuen Serien der ganz vortrefflich redigirten Bibliothek der Gesammtliteratur (Halle, Hendel) erwähnen wir Heinrich Jantsch's Bühnenbearbeitung von Schiller's „Tell" und Shakespeare's „Caesar" mit vollständigem Scenarium unter Zugrundelegung des neuen Systems einer Regiepartitur, dann einen „Katechismus für Liebhaberbühnen und Anfänger in der Darstellungskunst", den der Theaterdirector Demetrius Schrutz verfaßt hat. Das hübsche Büchlein giebt erprobte Rathschläge zu erfolgreicher Aufführung eines Stückes, Einstudiren, Schminken, Costümiren, Aufbau der Bühne u. s. w. Sehr werthvoll sind die dem Werke beigegebenen preisgekrönten Decorationsentwürfe von Professor C. Schleising und drei Bühnenpläne. Ferner Franz Kottenkamp's neubearbeitete Uebersetzung von Victor Hugo's Meisterroman „Notre Dame von Paris", der auf den Leser heute noch ebenso fesselnd wie bei seinem Erscheinen wirkt, Thackeray's berühmtes Werk „Der Jahrmarkt des Lebens", welcher classische „Roman ohne Helden" eine besonders dankenswerthe Bereicherung der Bibliothek bildet, Gotthelf's „Uli der Knecht" (bearbeitet) und Daudet's „Roumestan". Endlich erwähnen wir noch die zehn Bändchen „Das Theater im Salon", eine überaus reiche Sammlung leichter Stücke zur Aufführung in Gesellschaftskreisen, sowie auf öffentlichen Bühnen. Etwa ein halbes Hundert Einacter, Soloscherze, Monologe, meist aus dem Französischen. Zu tadeln haben wir dabei, daß nur der Bearbeiter Schrutz genannt ist, nirgend aber die Verfasser. Das verstößt gegen den literarischen Anstand und kann obendrein Bearbeiter und Verleger einer berechtigten Klage der Société des Auteurs dramatiques aussetzen. Wir rathen, die Unterlassungssünde nicht erst bei einer neuen Auflage gutzumachen, sondern schon vorher etwa in einem Register über die Stücke beider Serien und im Verzeichniß der ganzen Bibliothek.

Das Ewig-Weibliche in der Welt-Cultur- und Literaturgeschichte von Adolf Kohut. (Leipzig, F. E. Neuperts Nf.). Der unermüdliche Verfasser giebt hier eine Sammlung hübsch gezeichneter Frauenbildnisse, die manchen neuen Zug, manche feine Bemerkung enthalten. Mit Antheil wird der Leser die Porträts von Henriette Herz, Charlotte Corday, Kossuth's Frau, der Wiener Weltreisenden Ida Pfeiffer, von Elise v. Ahlefeldt, Hölderlin's Diotima und Bürger's Molly lesen. Daß Körner's letzte Liebe nach dem nun einmal nicht aus der Welt zu schaffenden schriftlichen Zeugniß seiner Mutter nicht Toni Adamberger, sondern der schönen Berliner Jüdin Marianne Saaling galt, scheint Kohut nicht zu wissen. Die noch immer nicht ganz veröffentlichten Briefe Theodors an Frau Pereira-Arnstein werden es bestätigen. Ungedruckte Briefe enthält der Artikel über Lassalle's Freundin Sophie von Hatzfeld. Interessant sind auch die Interviews bei der allerdings überschätzten Vilma Parlaghy und einer ungenannten Dresdner Baronin, die noch vor der Baronesse v. Zedlitz das hypnotische Opfer des polnischen Abenteurers Czynski war.

In der musikalischen Abtheilung des Verlages von Max Hesse in Leipzig ist neuerdings eine Taschenbibliothek erschienen, in der die ersten drei Bändchen eine Auswahl „Volks- und Studentenlieder", sowie „Hundert Tiroler und Alpenlieder" enthalten. Von anderen ähnlichen Liedersammlungen zeichnet sich die vorliegende, von der ungewöhnlichen Billigkeit abgesehen, durch die Pianofortebegleitung in leichtem Arrangement aus, sowie durch die vollständige Textbeigabe, die überall auf die Quellen zurückgeht und sich von den traditionell üblichen Verballhornungen frei hält. Zudem hat Robert Wohlfahrt, der Herausgeber, dort, wo verschiedene Compositionen vorlagen, stets mit sicherem Geschmack die volksthümlichsten ausgewählt. Der Notendruck zeichnet sich durch Schönheit und Correctheit aus. Hoffentlich wird die hübsche Sammlung fortgesetzt. Auch Franz Dorn's „Kleines Musikalisches Fremdwörterbuch" kann bestens empfohlen werden. Bei aller Gedrängtheit und Handlichkeit ist die größte Vollständigkeit erreicht. Man wird bei den zumeist dem Italienischen entnommenen Ausdrücken kaum einen der üblichen termini technici vermissen.

Die zuletzt erschienenen Lieferungen von „Kuno Fischer's Geschichte der Philosophie" (Heidelberg, Carl Winter) setzen die Darstellung der Kantischen und Schelling'schen Philosophiesysteme in der bekannten geistreich klaren Art fort, die man nicht mehr zu charakterisiren oder zu loben braucht. Ganz besonders fesselnd ist der Anfang des Hegel enthaltenden 8. Bandes, der an der Hand des Briefwechsels — in Ermangelung autobiographischer Quellen — das Leben des Philosophen erzählt. Man kennt Fischer's biographische Kunst, in leicht übersichtlichen kurzen Capiteln Zug um Zug zu zeichnen, zur psychologischen Darstellung mitunter auch anekdotisches Material nicht zu verschmähen, und Licht und Schatten klug und künstlerisch zu vertheilen. Auch sein zum Theil neu bearbeitetes Porträt Hegel's verspricht nicht nur ein geistreiches, sondern auch ein ähnliches und abgerundetes Bild zu werden. Mit besonderer Liebe erzählt sind Hegel's Schweizer Lehrjahre als Hauslehrer bei den „gnädigen Herrn von Bern" und seine Beziehungen zum Jugendfreund und Landsmann Hölderlin, wie auch die zeitgeschichtlichen Beziehungen (Voltaire, Bonaparte) sinnvoll herangezogen werden. Sogar der geschäftige Recensent, der sich vornimmt, einen Band von Fischer anzublättern, um bloß alte Eindrücke aufzufrischen, bleibt regelmäßig „hängen" und vermag das Buch erst dann aus der Hand zu legen, wenn es ausgelesen ist. Und wie viel anregende Gedanken und fruchtbare Erinnerungen hinterläßt eine solche Lectüre!

„Die beliebtesten Symphonien und symphonischen Dichtungen". Von A. Pochhammer. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) Anerkannte Musikkenner wie Engelbert Humperdinck, Gustav Erlanger, A. Glück, Arthur Hahn, Iwan Knorr, Wilh. Mauke, Müller-Reuter, A. Niggli, Hugo Riemann, B. Widmann und Musikdirector Witting haben hier zusammengewirkt zu einem Werke, dessen Erscheinen von dem concertbesuchenden Publicum freudig begrüßt werden dürfte. Es ist ein Cicerone durch die wichtigsten Werke, welche ständig auf dem Concertprogram zu finden sind. Nach einer Einleitung über die Entwickelung und Bedeutung der Symphonie ꝛc. erfährt jedes einzelne Werk eingehende Würdigung. Von Haydn bis Richard Strauß fehlt keiner der großen Symphoniker: Mozart, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Tschaikowsky, Berlioz, Liszt, Raff, Strauß sind mit fein durchgeistigten Analysen vertreten, die tief durchdacht und anregend geschrieben sind.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart giebt als Seitenstück zu ihrem Oechelhäuser'schen Shakespeare nun auch Schiller's Werke in einem Bande mit einer kurzen biographischen Einleitung des verstorbenen schwäbischen Lyrikers J. G. Fischer heraus. Wie in der bekannten Cotta'schen Ausgabe in einem Bande v. J. 1869 findet man auch hier alle dichterischen Werke und von den prosaischen Schriften die Hauptsachen: Geisterseher, Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges mit Alba's Frühstück zu Rudolstadt. Es ist aber sehr zu bedauern, daß die kritischen und ästhetischen Schriften z. B. die Philosophischen Briefe, die Schaubühne als moralische Anstalt, die Aesthetische Erziehung, die Naive und sentimentalische Dichtung, über Bürger und Matthisson keine Aufnahme fanden, weßhalb wir, trotz der schöneren Ausstattung, der Cotta'schen Ausgabe den Vorzug geben. Hoffentlich folgt nun auch bald ein Goethe, Kleist, Heine ꝛc. in einem Bande. Solche handliche Ausgaben sind zum bequemen Nachschlagen doch unentbehrlich und ein wahrer Schatz für jede Handbibliothek.

Fischer & Francke, Berlin, nehmen unter den jüngeren Verlegern, die die Kunst im deutschen Buchdruck mit Ernst pflegen und sich redlich mühen, sie auf die Höhe der französischen und englischen zu bringen, längst einen hervorragenden Platz ein. Allmälig erwacht, wie die dankenswerthe Ausstellung im Berliner Kunstgewerbe-Museum neuerdings gezeigt hat, auch bei uns der Sinn für vornehmen und harmonischen Buchschmuck; tüchtige Kräfte haben sich in seinen Dienst gestellt, und es ist nur zu wünschen, daß das Geschlecht der kunstverständigen Bücherfreunde sich mehre und die Anstrengungen lohne. Heute seien die paar Bibliophilen, die Deutschland zur Zeit besitzt, auf zwei Erscheinungen des rührigen Verlages von Fischer & Francke aufmerksam gemacht — oder da sie die Ausgaben wahrscheinlich bereits kennen, sei es ihnen an's Herz gelegt, ihnen die gebührende weite Verbreitung zu schaffen. Des Gespensterhoffmann's Doge und Dogaresse und sein Signor Formica sind in dem einen Buche vereinigt, das im Stile der venezianischen Renaissance ausgestattet ist und dessen Einband sich als Nachbildung eines prächtigen Grolier-Bandes darstellt. Die italienischen Novellen des großen Erzählers haben hier endlich das stattlich-anmuthige Gewand erhalten, das ihnen geziemt, und man sagt dem reizenden Werke nicht zu viel des Guten nach, wenn man es ein Cabinetstück des deutschen Buchgewerbes nennt. Wir meinen, daß die Zahl der von dieser Ausgabe verkauften Exemplare ein Gradmesser für den Geschmack und den Kunstsinn des deutschen Publicums sein wird! — Sehr modernen Ansprüchen will Richard Schaukal's Breviarium „Heinrich Heine, Sein Leben in seinen Liedern" genügen. Und abgesehen von der allzu flachen und süßlichen Vorrede des Herausgebers, der sich eitel selbst in ihr bespiegelt, über Heine aber nur die alltäglichen Gemeinplätze zu sagen weiß, ist auch dies Buch innen und außen ein echtes Kunstwerk. Eigenartig und doch anziehend giebt sich Eckmann's unaufdringlicher Zierrath, der die Gedichte mit leiser Linienmelodie begleitet, und der Einband selbst wirkt wie eine wahrhaft künstlerische Eingebung, feierlich und froh zugleich, genau auf Inhalt und Idee der Sammlung abgestimmt. Wir wünschen dem Fischer & Franke'schen Unternehmen nochmals besten Erfolg und Fortgang.

Berichtigung. In dem Aufsatze „Die Entstehung des Anarchismus" von Arnold Fischer in Nr. 42 muß es S. 252, Z. 24 v. u. heißen: „Der Zustand des Bewußtseins eines Volkselements durch ein anderes ist" u. s. w.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu!

Bismarck i. Urteil f. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

-- Verlag von --
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Weihnachts-Neuigkeit

.. von **FELIX DAHN**. ..

Sigwalt und Sigridh

Eine nordische Erzählung.

104 Seiten. 8°. ff. gebunden **Mk. 3.—.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Soeben erschien:

Bülow, Hans von, Briefe.

III. Band.

1855—1864. Etwa 44 Bogen. Mit zwei Bildnissen.

geh. Mk. 7.—, in Ganzleinenband gebd. Mk. 8.—.
in Halbfranz gebd. Mk. 9.—.

Wie Band I und II der Briefe Hans von Bülows seine Jugendzeit darstellen, so gibt der jetzt veröffentliche dritte Band der Correspondenz ein anschauliches Bild der kampfreichen Jahre seines Aufenthaltes in Berlin, einer Zeit, die er später selbst als „Jahre der Knechtschaft" bezeichnet hat.

Verlag von Albert Langen in München 34.

Soeben erschien: Georg Brandes

William Shakespeare

Zweite verbesserte Auflage. Großoktav, 1006 Seiten.

Preis brosch. M. 21.—, in Lwd. geb. M. 22.50, in Halbfrz. geb. M. 24.—.

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ging ein Ruf des Entzückens durch die ganze gebildete Welt. Man vernahm die klare und ruhige Stimme des durch tiefe wissenschaftliche Durchbildung wohl befugten Autors. Ein Forscher wie Georg Brandes läßt es nun aber nicht für immer bei der ersten Fassung seiner Werke bewenden und so hat er in der vorliegenden zweiten Auflage die Resultate der fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt und hinzugefügt was ihm geeignet erschien, das Problem „Shakespeare" in das schärfere Licht der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

Alles, was Georg Brandes schreibt, ist unabhängig erworben, ist durchdacht, inhaltlich, wie formell sein durch Prägnanz und Pointe gekennzeichneter Besitz, und so ist auch dem „William Shakespeare" sein Charakter aufgeprägt, damit wird auch für den, der ganz irrig wähnt, hier nichts mehr und nichts Neues lernen zu können, das Lesen dieser 1000 Seiten ein hoher Genuß .... Abgesehen von allem andern, erhalten wir in dieser vornehmen Erscheinung ein Bildungsgemälde oberster Gattung — ein großartiges Buch!
(Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges.)

Unter den Tausenden von Schriften über Shakespeare nimmt die vorliegende vielleicht den höchsten Rang ein. **(Hamburger Fremdenblatt.)**

. . . Brandes hat die geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben.
(Neues Wiener Tageblatt.)

. . . Alles gewinnt bei Brandes den Schein des Lebens und der wirklichen Bewegung, als ob das Stück sich vor uns abspielte, als ob wir den Dichter bei seiner Arbeit belauschten. **(National-Ztg.)**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,

Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen großen Industriecentren Deutschlands und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute als Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten. Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, *Leipzig.*

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 19. November 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Unser Handel in französischer Beleuchtung. Von Professor A. F. Ehrenberg. — Cultur-Aussichten. Von Karl Groterjan. — **Literatur und Kunst.** Die Idee des Friedens und das Recht. Von Moritz Lazarus. — Der Untergang der plattdeutschen Komödie. Von Arthur Obst (Hamburg). — **Feuilleton.** Erblich belastet. Humoreske von Rudolf Huch. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Eine Dreiclassenwahl. Von Spectator. — Prell's Cyklus für die Römische Botschaft. Von Gustav Schalk. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Unser Handel in französischer Beleuchtung.

Von Professor A. F. Ehrenberg.

Die Fortschritte unseres Handels lassen unsere lieben Nachbarn nicht mehr ruhig schlafen. Der Engländer Edwin Williams klagt, daß die industrielle Ueberlegenheit Großbritanniens, welche bisher unbestritten war, bald nichts weiter als eine Mythe sein würde. Die „Saturday Review" erklärte unlängst, daß zwischen England und Deutschland sich ein Zweikampf vorbereite, der mit der Zerstörung Deutschlands enden müsse. Germaniam esse delendam. Ein Russe schrieb: „Die deutsche Fluth überschwemmt nicht nur unseren Boden, sondern richtet auch unseren Handel und unsere Industrie zu Grunde." André Lebon sagte, daß der deutsche Handel einen Umfang angenommen habe, der Schrecken einflöße. Und Blondel hat in Paris bei Larose ein Buch erscheinen lassen, das gewiß ebenso großes Aufsehen erregen wird, wie seine Studien über die landwirthschaftliche Krisis in Deutschland, und worin er den außergewöhnlichen wirthschaftlichen Aufschwung des deutschen Volkes in den letzten 25 Jahren darstellt, welches sich nach und nach auf allen großen Märkten der Welt einen besseren, wenn nicht den ersten Platz zu erobern verstanden habe. Lassen wir ihn selbst reden:

„Wir haben mit den Waffen in der Hand Siege erfochten, es handelt sich jetzt darum, zu siegen auf industriellem Gebiet! sagte Prinz Friedrich Karl am Abend der Uebergabe von Metz. Dieses Programm ist erfüllt, und die Folgen der friedlichen Siege erschrecken heute das alte Europa. Während der gesammte Welthandel seit dem Jahre 1873 um 24 % gewachsen ist, ist der Handel des Deutschen Reiches um 60 % gestiegen. Noch im Jahre 1872 war unsere Lage Deutschland gegenüber eine günstigere, denn damals rangirte es noch an vierter Stelle. Freilich ist auch die Einwohnerzahl Deutschlands gestiegen; hatte Frankreich noch im Jahre 1840 mehr Einwohner als das gegenwärtige Gebiet des Deutschen Reiches, so übersteigt jetzt Deutschland Frankreich um 16 Millionen. Und einen solchen überraschenden, bewundernswerthen wirthschaftlichen Fortschritt hat es zum Theil auf unsere Kosten gemacht!"

Auf Grund von Consulatsberichten und officiellen Statistiken hat nun Blondel diesen industriellen Fortschritt mit Ziffern belegt. Seit 1875 ist die Zahl der Fabrikarbeiter in Deutschland um 61,66 % gestiegen, Beweis genug, wie die Industrie gedeiht. Der Außenhandel ist in der nämlichen Zeit um 60 %, der Tonnengehalt der Schiffe in den deutschen Häfen um 128 % gewachsen. An Kohle gewinnt man seit dieser Zeit mehr als das Fünffache. Die Gewinnung des Eisens hat sich verdoppelt und beträgt heute 12½ Millionen Tonnen. Die Schmelzereien und Gießereien beschäftigen 250000 Arbeiter, und Deutschland fabricirt vier Mal mehr Stahl als Frankreich. Wenn die Textilindustrie auch eine Zeit des Stillstandes durchmachen muß, die Confectionsbranche gedeiht um so besser. Berlin und Breslau rivalisiren mit Paris in Kleidern, Blumen und Federn, senden in die ganze Welt die Copien der in den besten Pariser Häusern gekauften Muster. In Chemikalien behauptet Deutschland den ersten Platz, und in Porzellan, Glaswaaren, Musikinstrumenten ist Deutschland selbst auf unseren Märkten eine gefürchtete Concurrentin. Das Schienennetz ist enger als das französische. Auf ihm werden jährlich 244 Mill. Tonnen, in Frankreich 99 Mill. Tonnen Waaren befördert. Auch ein Netz von Wasserstraßen in der Länge von 28000 Kilometern, welches immer noch mehr ausgebaut wird, besitzt Deutschland. Besonders die Deutschen Häfen haben einen wunderbaren Aufschwung genommen. Noch im Jahre 1850 kamen in Hamburg 3 bis 4000 Schiffe mit weniger als ½ Mill. Tonnen Ladung an, jetzt zählt man 11000 Schiffe mit 7 Mill. Tonnen Ladung. 106 Seelinien gehen von hier aus, und so ist dieser Hafen der dritte der Welt und der erste des Continents geworden, während die französischen Handelshäfen sämmtlich zurückgegangen sind. Marseille z. B. ist von Genua überflügelt worden, weil der ganze westdeutsche Handel die Gotthardlinie bevorzugt.

Dieser Erfolg hat nach Blondel vornehmlich drei Ursachen:

1) Die Repräsentanten des deutschen Handels haben ihre Geschäfte auf den fremden Märkten, die sie erobern wollten, selbst abgewickelt.

2) Der deutsche Handel befleißigt sich herzustellen, was der Kunde wünscht, statt ihm seine Muster aufzudrängen.

3) Die herrschenden Classen und Behörden haben dem Handel und Gewerbefleiß nicht nur ihre Aufmerksamkeit und Ermuthigungen zugewendet, sondern auch noch ihre tägliche Arbeit.

Um dem Handel und der Industrie tüchtige Kräfte zu liefern, hat man Handels- und Gewerbeschulen geschaffen, die bei praktischer Einrichtung gut besucht werden. Während Frankreich nur 11 höhere Handelsschulen mit 635 Schülern

Digitized by Google

besitzt, hat Hannover allein eine solche mit über 1000 Schülern und mehr als 80 Lehrern, die in Berlin sogar 2500 Schüler. Aber nicht nur die Zahl und die musterhafte Einrichtung solcher Unterrichtsanstalten hat dahin geführt, daß Deutschlands Kundschaft in der ganzen Welt zu finden ist, sondern der günstige, praktische Impuls, der von der Leitung den Schülern zu Theil wird. „Haben sie die Schule mit Erfolg besucht, dann gehen sie in alle Welt, oft von der Regierung unterstützt, besuchen die großen Niederlassungen, verheimlichen ihre Nationalität (?), etabliren sich und lassen sich naturalisiren. Jedes Handwerk hat heute in Deutschland seine technischen Schulen, wo die Soldaten als Handwerker zu friedlichen Siegen heran gebildet werden. Ehe sie sich niederlassen, machen die jungen Leute erst Reisen, um den Geschäfts- oder Handwerksbetrieb erst ordentlich zu studiren."

Dazu kommt, wie Blondel behauptet, daß die Deutschen diesem nationalen Werke ihre Geduld und Arbeitsamkeit, ihre Unterwürfigkeit und besonders den Glauben an den Erfolg zugesellt haben. Und jener Aufschwung des Handels jenseits des Meeres ist der Grund ihrer Colonisationsversuche gewesen. Der Kaiser hat verstanden, daß die Gründung von Colonien den Handel und die Industrie des Heimathlandes begünstigen und das Ansehen Deutschlands im Völkerconcert vergrößern müsse. „Keine ruhmreichen Eroberungen sind es, die Deutschland sucht, sondern gute Handelsbeziehungen anzuknüpfen, und es ist nicht zweifelhaft, daß solche Bemühungen von Erfolg, Gewinn und allgemeiner Achtung gekrönt werden, die immer die ernste, fruchtbringende Arbeit begleiten." Auch die stetige Vermehrung der Kriegsflotte, für die man alle Kreise zu interessiren weiß, muß diesem Zwecke dienen, und es fehlt nicht an Bereitwilligkeit, die Mittel zu gewähren. Deutschland hat eben nach seinen Siegen auch Reichthum und Gedeihen zu erobern verstanden mit Hülfe der Erfindungen und modernen Wissenschaft. Der große National-Oekonom Friedrich List sagte: „Das Meer ist die große Pulsader der Welt, das Manöverfeld der Nationen, der Ort, wo sich die Kräfte und der Unternehmungsgeist der Völker frei entfalten können, die Wiege ihrer Freiheit. Eine Nation ohne Seemann ist wie ein Vogel ohne Flügel." Und nach dieser Lehre haben alle Kräfte der Nation: die öffentlichen Gewalten, Capitalisten, Ingenieure, die Entwickelung der Schifffahrt begünstigt.

Anstatt nun darüber nachzudenken, wie man durch einen Krieg die deutsche Marine und ganz Deutschland zerstören könnte, scheint es Blondel klüger und praktischer, auch französischerseits die Wege der Nachbarn zu gehen und sich ihre Methode zu eigen zu machen. „Freilich wird das für uns nicht leicht sein. Denn diese Methode besteht für den Handlungsreisenden durchaus nicht darin, die Civilisation seines Vaterlandes zu verbreiten und die Gewohnheiten und den Geschmack des ausländischen Kunden nach seinem Willen abzuändern, sondern ihnen nachzugehen und sie zu befriedigen zu suchen. Denn nur so wird dem Kaufmann ein größerer Gewinn zufallen. Das sieht man an den Deutschen, die nach ihrer Weise enorme Mengen von Waaren von oft geringer Qualität mit großem Nutzen an den Mann bringen. Unsere Handelsschulen weisen eben einen zu geringen Besuch auf, um großen Einfluß auf unseren Handel haben zu können. Ist das ein Wunder, wenn man die Handelswissenschaft verächtlicher Weise mit Krämerweisheit bezeichnet? Dazu ist der Unterricht zu oberflächlich, so daß die jungen Leute wohl den Handelsagenten als Secretäre dienen können, niemals aber selbstständig und tüchtig genug sind zu kaufmännischen Unternehmungen im Auslande. Man muß die Jugend bei uns mehr für volkswirthschaftliche Fragen interessiren und sie so die Vortheile der Handelsstudien besser kennen lehren. Unsere ganze wissenschaftliche Erziehung in Frankreich scheint den einzigen Zweck zu haben, unsere Person zu erhöhen, unser Gewissen zu erläutern und uns im Kritisiren gewandt zu machen, mit einem Worte, in einem beschränkten Kreise sorglos zu leben und aus unserem Ich den Mittelpunkt unseres Horizontes zu construiren. Viele unserer Schüler kennen wohl zwei todte Sprachen, sind aber außer Stande, zwei lebende Sprachen zu verstehen und zu sprechen, was sehr bedauerlich ist. Wenn sie später im Weltgetriebe stehen, vermögen sie sich nicht ihrer Umgebung anzupassen, und sind unfähig, die Bedürfnisse auszunützen, sich in die Launen und Gewohnheiten der Kundschaft zu schicken. Um auf die Weise Geschäfte zu machen, bedarf es einer großen Nachgiebigkeit im Urtheil, einer systematischen Gleichgiltigkeit in Allem, was nicht den eigentlichen Zweck der Unterhandlung bildet, einer Geduld, die keine Schwierigkeiten scheut. Unsere Art der Erziehung war wohl vor einem Jahrhundert berechtigt, jetzt aber haben sie unsere Nachbarn besser verstanden als wir. Mit Recht sagte der verstorbene M. Steeg von der Erziehung der Engländer: Die Engländer haben ihre Erziehungsmethoden den Forderungen der Gegenwart angepaßt, welche dahin zielen, praktische und energische Männer heranzubilden, die nicht bloß das vom Leben kennen, was in Büchern steht. So müssen auch wir, besonders unsere Berufsschulen, den Forderungen der Gegenwart uns anpassen nach dem Muster Deutschlands. Dabei gilt es, chauvinistische Anwandlungen zu unterdrücken, persönliche Empfindlichkeit dem Gedeihen eines größeren Werkes zu opfern. Wenn dann unser moralischer Werth auf der Höhe unserer technischen Tüchtigkeit angelangt ist, dann werden wir auch mit Erfolg gegen den deutschen Handel auf allen Märkten der Welt ankämpfen können. So wird man für die Entwickelung unseres Handels, für die Ausbreitung unserer Colonien mehr thun, als wenn man militärische Siege davontrüge, begleitet von noch so vortheilhaften Handelsverträgen."

Wir haben dieses für uns so schmeichelhafte Gutachten des französischen Volkswirths aber hier nicht wiedergegeben, um unserer Eitelkeit zu schmeicheln, sondern als Mittel zur Selbsterkenntniß. Wir wissen wohl, daß uns der Pariser allzuviel Lob spendet, und daß uns der Schuh da und dort noch gewaltig drückt. Auch der übertriebene Industrialismus hat seine Gefahren. Der Export kann plötzliche Stockungen erleiden und uns in schwere Krisen stürzen. Die Länder, wohin wir ausführen, können uns plötzlich ihre Märkte verschließen, die sich ohnehin verringern, denn große Reiche, wie Rußland, streben emsig danach, sich von unserer Industrie zu emancipiren und den Bedarf nach und nach im eigenen Lande zu decken. Auch das Anwachsen der Industriearbeiter-Armee ist kein Segen. Die Landwirthschaft, die ohnehin an Leutenoth leidet, steht auch der Entwickelung Deutschlands zu einem Industrieland durchaus abwehrend gegenüber. Unser Canalsystem ist, trotz Blondel's Behauptung, dem französischen an Umfang und Leistungswerth ganz und gar nicht überlegen, und sein Ausbau wird überall von den „Agrarien" bekämpft und hintertrieben. Blondel's Rosamalerei muß also mit Vorsicht aufgenommen werden. Sie hat auch wohl mehr die Absicht, die Franzosen anzuspornen oder — uns in Sicherheit zu wiegen. Ohne Zweifel wird das so viel reichere Frankreich große Anstrengungen machen, unseren Vorrang einzuholen. Cavent consules!

Cultur-Aussichten.

Von Karl Groterjan.

„Das achtzehnte Jahrhundert wurde der hervorragende Markstein in der Geschichte der europäischen Völker; indem es unter die Massen Aufklärung verbreitete, indem es die großen Gedanken der bürgerlichen und der individuellen Freiheit und der Verbrüderung der Völker ausstreute, schuf es die Grundlagen der neueren Civilisation. Damals ging die

Digitized by Google

Sonne der Bildung über Europa auf, damals einigte man sich um den Begriff der Humanität; „Humanus“ heißt „der Heilige, der Weise“, den Goethe's Gedicht rühmt, und in der Lobpreisung von „Licht, Liebe, Leben“ gipfeln Herder's Ideen. Welchen Einfluß auf die Menschen, auf die Völker gewannen Voltaire und Rousseau und nach ihnen unsere großen deutschen Humanisten und Denker, Lessing und Herder, Kant und Schiller, Jean Paul Richter und Goethe, und welche Befruchtung der Geister, der Herzen bewirkten sie! Es sind Riesenschritte, welche die Menschheit damals gemacht hat. Aber eine fertige Civilisation zu schaffen, ist die Spanne eines Jahrhunderts zu kurz, und politische Stürme, politische Umwälzungen unterbrachen zuerst das Wachsthum ruhiger Bildung. Ein Dämon der Gewalt, ein Erneuerer des Cäsarenwahnes erschien auf dem Schauplatz des Erdtheils, und schon beim Anbruch des 19. Jahrhunderts mußte sich Schiller in die Klage ergießen:

„Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Und die Grenzen aller Länder wanken,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer setzt der Kriegswuth Schranken,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.“

Und heute? Ist es nicht, als ob diese Worte noch viel mehr für den Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts als für den des neunzehnten geschrieben wären? Bis an die Zähne gerüstet stehen heute alle Völker, und nicht auf die Sinnesmilderung der Menschen, sondern auf die Steigerung der Kriegslust und des Kriegsgeistes ist die Politik gerichtet.“ So klagt der Verfasser unserer besten Schiller-Biographie, Richard Weltrich, in einem gedankenreichen Buch „Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn“.*) Er schildert darin eine schwäbische Sonderlingsgestalt, einen Dichter und Denker, einen Charakterkopf, an dem jeder Psycholog seine Freude haben kann. Wir gestehen zwar offen, daß wir den philosophischen Bauern à la Kleinjogg, der Goethe's Interesse erregte, etwas mißtrauisch gegenüberstehen, gerade wie den Bauerndichtern à la Johanna Ambrosius, denn es ist immer etwas Humbug, Mode und Sensationsmacherei im Spiel. Aber Wagner ist wirklich eine nicht bloß absonderliche, sondern auch höchst bedeutende Erscheinung. Weltrich ist nun sein Prophet, sein Erklärer, der uns den ländlichen Träumer und Grübler, den Menschen und Thierfreund, nahe bringt. Besonders seine Phantasien über die alten mystischen Lehren von Metempsychose, Seelenwanderung und Seelenwechsel, manchmal etwas dunkel und unklar, finden in Weltrich einen begeisterten und liebevollen Vertheidiger und Ausleger. Aber auch der Naturdichter Wagner, der freilich nie im Volkston singt und ein gelehrter Autodidact ist, erscheint in der Beleuchtung Weltrich's groß und liebenswerth; besonders die Blumenmärchen von den Anemonen sind wahre poetische Perlen. Und wie schön führt uns Weltrich den Ideengehalt, die Composition, die Sprache des Philosophen im Bauernkittel zu Gemüthe, seinen Hochflug, aber auch seine Unzulänglichkeiten. Schließlich fühlt man es doch heraus, was den Münchener Professor so mächtig zu dem schwäbischen Landwirth zieht: der wesensverwandte Lehrer der Humanität, der Friedensapostel, der Erlöser der Thierwelt aus Druck und Mißhandlung, auf daß über das ganze Reich des Lebendigen die Sonne einer milden, durchgeistigten Freude aufgehe. Und nachdem er sich am Ideengehalt dieser naiven Bauernphilosophie begeistert, erscheint Weltrich selbst als Weltbetrachter, der im Geiste seines Lehrers Vischer die Gegenwart richtet und in die Zukunft schaut. So wird die bescheidene Studie über einen bescheidenen Dichter zuletzt ein werthvoller Beitrag nicht allein zur Literatur und Philosophie, sondern auch zur Socialwissenschaft. So wird Richard Weltrich zum unerbittlichen Kritiker unserer Zeit.

*) Eine ästhetisch-kritische und socialethische Studie. Stuttgart, Strecker & Moser.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach stammt das schöne Wort: „Das Recht des Stärkeren ist das stärkste Unrecht.“ Was aber gilt uns in Staatsgeschäften die Maxime? fragt Weltrich. Wir glorificiren heute unverholener als je das Recht des Stärkeren, die brutale Macht, den skrupellosen Erfolg, das Dreinschlagen und Dreinschlagenkönnen, das Umsichhauen, und wir nennen diese Weisheit „Realpolitik“. Wir haben uns an das Wort vom „Blut und Eisen“ gewöhnt, und wir freuen uns, daß der kriegerische Sinn unter uns zugenommen habe. Wir betrachten die Humanität als eine Tugend, die man nicht jeder Zeit brauchen könne, und wo sie uns unbequem wird, sprechen wir von „Humanitätsdusel“. Macht- und Ehrgier, das Verlangen im Völkerverkehr eine Herrscherrolle zu spielen, hat sich der Großstaaten bemächtigt, und Machtgier, ruhelos hastend nach äußerlichen Ehren, nach materiellen Gütern, erfüllt das Getriebe des persönlichen Lebens. Nationaler und individueller Egoismus legen sich heute weniger als je eine Schranke auf, und wie eine Elegie aus vergangenen Tagen klingt der Ruf nach ethischem Idealismus. Im April 1898 hat im Deutschen Reichstag der Staatssecretär Graf Posadowsky die Aeußerung gethan, es sei zu wünschen, daß sich das deutsche Volk wieder etwas mehr als das Volk der Denker und Träumer zeige. Im Munde eines Regierungsvertreters ein merkwürdiges Wort und ein höchst löbliches, auch im Zusammenhang damit, daß Graf Posadowsky den besitzenden Classen, den Arbeitgebern, zurief, der Profit und die Dividende seien nicht die Hauptsache. Aber woher sollten die Denker und Träumer, nach denen man am grünen Tische sich plötzlich sehnt, denn kommen? Vor drei Jahren hätte sie die Umsturzvorlage beinahe sämmtlich mundtodt gemacht. Geistige Arbeit gilt heute bei uns weniger als vor hundert Jahren, es müßte denn sein, daß sie einen unmittelbaren praktischen Nutzen gewährt oder Geld macht; je höherer Art sie ist, um so weniger wissen die Regierungen mit ihr anzufangen. Die „homines litterati“ sind ihnen unbequem und werden an die Wand gedrückt. Das empfinden nicht etwa nur die Angehörigen des freien schriftstellerischen Berufes oder die „träumenden“ Dichter; auch von amtlicher Stelle, von der ersten Universität Deutschlands her verlauten ähnliche Klagen. Es war der Rector der Berliner Universität, Professor Schmoller, der an die Vertreter der geistigen Interessen, die Gelehrten, die Schriftsteller und Künstler und die Männer der Presse, die Aufforderung richtete, sich zu „sammeln“ und zu verbinden, damit nicht sie, deren hohe Aufgabe die Vervollkommnung der Individuen und der Gesellschaft sei, aus ihrer leitenden Stellung verdrängt würden, damit es ihnen erspart bleibe, im Dienste der heute zur Herrschaft sich vereinigenden materiellen Interessen ein kümmerliches Dasein zu fristen. Wir haben uns in vielen und wichtigen Dingen von anderen Völkern überflügeln lassen. Wie wird in den skandinavischen Ländern die Presse geachtet, welchen freien Weg zum Ministerstuhl findet in England das Talent! Bei uns herrscht in allem Staatsdienst die Schablone. Philanthropische Stiftungen leisten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Großes; bei uns erschrickt vor solchen Opfern fast überall der Bürgersinn. Bureaukratische Bevormundung bewacht jede Regung der Volksseele, mengt sich in jedes Unternehmen, hemmt jeden Fortschritt; das Gefühl, „regiert“ zu sein, wird der Deutsche vom Morgen bis Abend nicht los, und ein täglich wachsender Berg von Vorschriften, von Verboten und Gesetzen erdrückt die Individualität. So klagt Richard Weltrich. Hat er etwa Unrecht?

Uns Deutschen hat das letzte Drittel des Jahrhunderts die Erfüllung eines lange ersehnten Traumes gebracht: eine einheitliche staatliche Organisation und einen unter den Nationen geachteten Völkernamen. Nicht eine vollkommene Einigung unserer Stämme, meint der Großdeutsche, der in jedem

Digitized by Google

Schwaben steckt. „Die Deutsch-Oesterreicher blieben ausgeschlossen, und zum Schaden des Ganzen wurde hiermit das süddeutsche Volksthum numerisch zu schwach. Aber ein Großes und Frohes versprechender Bau schien dieses Reich doch zu sein, das auf föderativer Grundlage errichtet ist, das die Führung einem mit protestantischer Bildung und Wissenschaft genährten Staate anvertraute, das in seine Verfassung eine Repräsentation des Volkswillens, ein Parlament, aufnahm. Und dennoch, welches Gefühl bitterer Enttäuschung geht heute durch unser Volk und wie sonnenlos blickt uns das seinem Ende zurollende Jahrhundert an! Wer sich genügen lassen mag am Glanze unserer nationalen „Machtstellung", unserer „Weltstellung", wird ja Trost finden; wir Anderen verkaufen um dieser Dinge willen nicht unser Erstgeburtsrecht, verrathen um ihretwillen nicht den Liberalismus. Die Zustände im Innern des Reiches sind düster. Nicht ein Hort humaner und freiheitlicher Bildung, sondern ein Hort rückläufiger, reactionärer Bestrebungen ist das von Preußen geführte Reich seit geraumer Zeit geworden. Auf den Gesichtskreis hinterpommerischer Junker und Conservativer, auf das atavistische Denken ostelbischer Agrarier möchte man das Volk Lessing's, Kant's und Goethe's zurückschrauben und worauf wir hinsteuern, ist ein Militärstaat, bevölkert von frommen Leuten. Der Wunsch, daß sich unser Volk dem flachen naturwissenschaftlichen Materialismus, der das Denken so unbefriedigt läßt wie das Gemüth, entziehe, ist berechtigt; aber etwas Anderes ist es, den geistig Gebildeten einen Glauben, dessen Dogmatik zerbrochen ist, wieder aufzuzwängen, etwas Anderes, die Geistesfreiheit um kirchlicher Interessen willen zu unterdrücken. Man will, daß das Volk „Religion" habe; aber den bestehenden Confessionen ist die Masse unseres besten Bürgerthums längst entwachsen, und jeder Versuch einer religiösen Neubildung, jeder Versuch, auf das Altüberlieferte ein frisches, fruchtbares Reis zu pflanzen, findet den Staat als Hemmschuh. Unsere Minister und Liebkind-Parlamentarier reden von Gott, als ob sie mit ihm gestern zu Nacht gespeist hätten; als ob die philosophische Arbeit zweier Jahrhunderte, als ob die Denkarbeit der Jahrtausende nicht geschehen wäre, wird uns ein graß-anthropomorphischer Gottesbegriff auf's Neue zugemuthet. Wollte Jemand erinnern, daß ein Kant, ein Hegel, ein Schopenhauer gelebt habe, so würden diese Staatslenker — mit der Weisheit eines Philosophiestudirenden vom ersten Semester — unter mitleidigem Lächeln bemerken, von den philosophischen Systemen habe Eines das Andere todtgeschlagen und die Wahrheit habe Keines entdeckt. Die „Systeme" — gewiß, diese sind ein vergängliches Werk, sofern sie eine unlösbare Aufgabe, die Lösung des Welträthsels, erfüllt zu haben meinten; aber verloren ist darum doch ihr den tiefsten Bedürfnissen der Menschen entsprungenes Bemühen nicht, und was unsere „maßgebenden Stellen" nicht zu wissen pflegen, ist, daß in den Schriften der Philosophen, wenn auch ihr Systembau ein verfehlter war, eine Fülle von ewigen Wahrheiten steckt, und daß sie das menschliche Denken von gewissen Begriffen, in denen nur das Muckerthum, der Ultramontanismus und die Hierarchie ihr Heil sehen, gereinigt haben. Noch ist unser Volk nicht ideenarm, aber der moderne Staat wird es mehr und mehr. Und eben darum steht er den ultramontanen Begehrlichkeiten und der Hierarchie, die doch nur mit seiner völligen Unterjochung zufrieden ist, rath- und hülflos gegenüber. Seines ganzen Fleisches und Blutes wird sie sich bemächtigen, wenn er ihr seinen Arm leiht; und dazu ist er ja schon voll guten Willens. Wer heute im Deutschen Reich über den heiligen Rock in Trier die Wahrheit sagt, muß fürchten, eingesperrt zu werden; denn nach der Meinung vieler Juristen gehört der heilige Rock zu Trier zu den Einrichtungen der katholischen Kirche, und diese sind, welcher Art sie auch sein mögen, unantastbar. Wenn nach solchen Rechtsanschauungen mit Kunst und Wissenschaft verfahren werden soll, so muß das geistige Leben bei uns erstarren, so werden wir die Chinesen Europas. Auf Ketzergerichte könnte die Kirche dabei verzichten."

Doch nicht nur unter einer im Namen der Religiosität sich breit machenden Reaction seufzen wir, wie Weltrich nachweist; auch der Militarismus drückt uns zu Boden. Zwar wird mit diesem Wort, sofern es einen Tadel bedeuten will, mancher Mißbrauch getrieben, und demagogischer Unverstand macht es zur Phrase. Daß in unserem Heerkörper ein großes Capital von Tüchtigkeit, von Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und Intelligenz steckt, verschweigt auch Weltrich keineswegs. Er ist sogar der Ansicht, daß wir Deutschen bis auf Weiteres nicht mit einer Abrüstung vorangehen können. Das erschwert uns schon unsere geographische Lage, und daß Frankreich auf die Gelegenheit, uns zu überfallen, lauert, ist seit dem Zolaproceß für Niemand ein Geheimniß mehr. Wir sollen auch nicht vergessen, daß bei der Hingabe an quietistische Beschaulichkeit ein Volk bald erschlafft, daß uns das Schicksal der alten Griechen, der arischen Inder erreichen würde, wenn wir unsere Wehrhaftigkeit einbüßen würden, wenn wir ausschließlich ein Volk von Denkern, Gelehrten, Künstlern und Dichtern zu sein wünschten. Und kommen große weltgeschichtliche Processe in Gang, wie es z. B. die Aufschließung des größten Theiles von Asien für die Civilisation und die Fruchtbarmachung seiner ungeheuren Naturschätze sein könnte, so ist es billig, daß wir Deutsche, ohne in Eroberpolitik zu verfallen, an ihnen theilnehmen, und schon die Uebervölkerung unseres Landes, schon unsere wirthschaftlichen Bedürfnisse scheinen uns dazu zu zwingen. Dies Alles wird man zu bedenken haben, wenn von der Armee oder der Flotte Deutschlands die Rede ist. Aber Weltrich findet, auf eine abschüssige Bahn seien wir auch hier gerathen. „Wir sind in Gefahr, aus der Noth eine Tugend, aus dem Mittel der Erhaltung unseres Volksthums den Staatszweck zu machen. Heute verschlingen die Armeen der europäischen Großstaaten Milliarden — welche Segnungen würden diese Milliarden stiften, wenn sie anstatt für Uniformen, Waffen, Casernen und Festungen für die ökonomische Kräftigung der unbemittelten Classen und für Kunst und für Wissenschaft verwendet würden! Daran zu denken, ist doch wohl auch zeitgemäß. Und der Tag wird kommen, an welchem sich die Völker Europas an die Stirne schlagen und sich wegen der in's Ungeheuerliche getriebenen Verschwendung ihrer Mittel und Kräfte für den „bewaffneten Frieden" wie Wahnsinnige vorkommen. Wenn aber diese Einsicht durchbricht, so ist zu fürchten, daß ihr das preußisch-deutsche Reich am zähesten widerstreben wird. Denn dem Preußenthum steckt der Militärgeist, steckt die Freude am Heer, am Soldaten- und Kriegswesen in den Knochen. Und wenn Frankreich und Rußland heute die Störenfriede Europas sind, dieses durch seinen Expansionsdrang, jenes durch seine Revanchegier, so sind es doch wir Deutsche, welche zur modernen militärischen Entwickelung Europas den Anstoß gegeben haben. Der Rieseneifer, mit welchem Preußen auf die Ausbildung eines großen stehenden Heeres bedacht war, hat die anderen Nationen, unsere Bundesgenossen wie unsere Gegner, zur Nachahmung gezwungen, und nun begann der Wetteifer der Staaten, begann die ewige Schraube: heute steigert Deutschland seine Rüstungen, und weil Deutschland sie steigert, so steigern morgen Rußland und Frankreich die ihrigen, so steigert Deutschland wiederum die seinigen. So werden die großen Armeen zu einem wuchernden Gewächs, das dem Organismus der Staaten seine Kräfte aussaugt. Die Verarmung Italiens ist das erste warnende Exempel. Doch ist es nicht nur der in's Unbegrenzte fortwachsende Kostenaufwand, mit dem gerade uns Deutsche der Militarismus bedroht; vielleicht noch schlimmer ist die Gefahr des Uebergreifens militärischer Denkweise, militärischer Einrichtungen in die Gebiete des bürgerlichen Lebens, die Zuspitzung des Gegensatzes von Civil- und Militärstand, die Unterminirung des bürgerlichen Rechtsstaates. Der Subordinationsgeist mag

Digitized by Google

in der Armee unentbehrlich sein; in die Kreise des bürgerlichen Lebens verpflanzt, erzieht er ein Volk von Knechten. Zum militärischen Wesen gehört viel Formalismus, viel Freude am Aeußerlichen, am Prunk und Schein, an Repräsentation, Titel, Rang, glitzernden Auszeichnungen; alles Dinge, über die wir früher richtiger dachten als heute. Es ist nichts als ein Symptom, aber ein widerwärtiges, daß im neuen Deutschland der Richter, der Kaufmann der Bezeichnung seines Berufes den Titel Reservelieutenant vorzuziehen beginnt. Ein Stand, der keinen Sinn hat als den, die Andern zu schützen, kann nicht der Erste sein; denn um ihretwillen existirt er, und diese Anderen sind die eigentlichen productiven Stände. Man spricht aber bei uns von einer Officiersehre, als ob den Angehörigen der übrigen Stände ein geringerer Grad von Ehrgefühl eigenthümlich sei, und die Sanctionirung dieses Wahnes gefährdet Leib und Leben der Bürger. Auch die Redensart von des „Königs Rock" gehört hierher; auch sie ist eine Beleidigung aller nichtmilitärischen Staatsangehörigen. Soviel man weiß, kommen die Könige weder in einem bürgerlichen noch einem militärischen Rock zur Welt, und wenn ihnen der bürgerliche Rock zur Bekleidung nicht gut genug dünkt, so müßte sie das Bürgerthum folgerichtigerweise ihren Soldaten ganz und gar überlassen. Alle diese seltsamen Anschauungen haben ihren Ursprung im deutschen Norden. Und unser Schwabe versichert, im südlichen Deutschland sei eine schroffe Hervorkehrung des militärischen Standes nicht heimisch und nicht üblich; den staatlichen und gesellschaftlichen Traditionen Preußens aber entspricht es, daß der Officier den anderen Ständen gegenüber eine exclusive Stellung einnimmt, daß er in der Oeffentlichkeit groteske Privilegien beansprucht, daß er seine Standesvorurtheile auch außerhalb seines Berufskreises geltend macht, und welche Auswüchse dabei hervortreten — Kastengeist, steifer Hochmuth und schnarrender Dünkel —, ist bekannt. Die Ueberschätzung des militärischen Wesens ist Preußens schwache Seite, und bewirkt sie nichts Schlimmeres, so gebiert sie doch allerlei Curiosa. Als Goethe zur Gruft getragen wurde, sah ein von Erfurt herübergekommener preußischer Major die Trauerfeier mit an. Nach Erfurt zurückgekehrt, äußerte er sich verwundert, daß man Goethe fast mit den Ehren eines Stabsofficiers bestattet habe. Als Jean Paul am Berliner Hofe sich einfand, empfing ihn die Königin Luise mit Bewunderung und Liebe; der König aber ließ die Bemerkung fallen: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben ..., aber dies ist doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen, oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maaßhalten nicht." Es war aber der König, der in diesem Falle von Maaßstäben nichts wußte.

Die größten Ereignisse sind größte Gedanken, hat Friedrich Nietzsche gesagt, und die lichte Vernunft giebt ihm recht. Wie viele „Gebildete" zählen wir aber, denen diese Einsicht in den Sinn will? Schon unser Jugendunterricht läßt sie nicht aufkommen, und die Gewohnheiten unserer Tagespresse vertreiben sie. Weltrich weist darauf hin, was auf unseren Schulen in der Regel als „Geschichte" gelehrt wird! Schlachten, Kriege und Schlachten — die Reihenfolge dieser Begebenheiten dem Gedächtniß einzuprägen, gilt als die Hauptaufgabe. Was sind wir in der Jugend mit den Einzelnheiten des peloponnesischen Krieges oder der Diadochenkämpfe oder der Kriege Karl's V. oder des Dreißigjährigen Krieges u. s. w. geplagt worden, und als welche Todsünde galt es, etwa den ersten und den zweiten Messenischen Krieg oder den ersten und zweiten Mithridatischen Krieg zu verwechseln! Als ob es einen Bildungswerth hätte, diese Vorgänge anders als in großen Zügen zu kennen! Es werden aber kaum weniger als dreihundert Kriege und kaum weniger als achthundert Schlachten gewesen sein, deren Jahreszahlen man einlernte. Weltrich hat später mehrere Jahre hindurch der Maturitätsprüfung einer gymnasialen Bildungsanstalt beigewohnt und erinnert sich nicht, gehört zu haben, daß im Fache der Geschichte nach anderen Dingen als nach Kriegen, Schlachten, Dynastien, Feldherren und Generalen gefragt wurde. Von den größten Begebenheiten der Weltgeschichte, von der Entdeckung Amerikas, der Erfindung der Buchdruckerkunst, dem Geburts- und Todesjahr eines Fürsten im Reiche des Geistes u. dgl. sei niemals die Rede gewesen. „Es war zum Sterben langweilig. Aber solches Unterrichts- und Prüfungswesen ist Herkommen oder „allerhöchste Vorschrift". Daß man von einem Leonidas oder einem Blücher, von Schlachten, wie sie Marathon und Leipzig gesehen haben, mit gebührendem Nachdruck spricht, daß volksthümliche und für ihre Zeit typische Heldengestalten, wie ein Prinz Eugen oder ein Zieten der Jugend geschildert werden, ist ja selbstverständlich; aber zwei Drittel der „politischen" Geschichte sind nichts als eine Kette von Thorheit und Frevel, und an einem General, der nicht mehr Verdienst oder Verstand aufweist als ein Reiterstiefel oder als ein Schuh, ist nichts Merkwürdiges. Daß das Kriegshandwerk — vom Falle der Nothwehr abgesehen — etwas Rohes und Häßliches ist, kommt unserer regelrechten Pädagogik gar nicht in den Sinn, und daß die Culturgeschichte die Quintessenz aller Geschichte ist, liegt jenseits ihres Horizontes. So erziehen wir, als geschähe es mit Absicht, eine raufluſtige Jugend." Weltrich hat Recht. Die gleiche Auffassung giebt den populären Handbüchern der „Weltgeschichte" schon ihren äußerlichen Zuschnitt: die politischen Ereignisse und vorab die Kriegshändel werden mit Breite und Umständlichkeit erzählt, während alles Culturgeschichtliche, alles, was innere Geschichte der Völker oder Geschichte der geistigen Entwickelung ist, als Anhängsel und mit kleinerem Druck kommt. Nach dem gleichen Muster verfahren die Tageszeitungen: die Angelegenheiten der Bildung, der Wissenschaft, Literatur und Kunst werden im Feuilleton, „unter dem „Strich", in einer Beilage besprochen, der Haupttheil der Zeitung und drei Viertel ihres Raumes gehören den politischen Vorkommnissen, den Hof- und Staatsnachrichten an, mögen diese auch noch so bedeutungslos sein. Und auch Zeitungen, welche die Freiheit oder die Bildung auf ihr Programm schreiben, wehren sich in diesen Dingen gelegentlich gegen einen humanitären Fortschritt. Als im Jahre 1897 die badischen Gruppen der Deutschen Friedensgesellschaft an den Landtag eine Petition zu richten beabsichtigten, „daß im Unterrichte an den Volks- und Mittelschulen alles chauvinistische Beiwerk beseitigt und künftig die Geschichte der Kriege nur in ihren allgemeinen Umrissen gelehrt, dagegen in verstärktem Maaße die Culturgeschichte der Völker gepflegt werden möge", ergrimmten sofort alle Kurzköpfe, und der Berichterstatter einer liberalen Zeitung erklärte, mit „dieser Art von Heulmaierei" züchte man einen Staat von Mennoniten und Quäkern heran. „Als ob nur das Schlachtfeld Gelegenheit böte, Mannhaftigkeit und Muth zu erweisen!" ruft Weltrich aus. „Ich sehe nicht, daß das Sichducken, Kriechen und Schmeicheln unter uns abgenommen habe, seit wir ein Volk von Politikern und Soldaten geworden sind; verrohend aber wirkt ohne Zweifel jeder Krieg, weil er ex officio einen Theil der moralischen Gebote außer Kraft setzt, weil er die Menschen an Hartes, Rücksichtsloses und Grausames gewöhnt. Und wenn der Patriotismus, auf den sich der kriegerische Sinn zu berufen pflegt, eine schöne Eigenschaft ist, so giebt es doch kaum eine Tugend, welche leichter entartet. Nationale Ehrsucht und Eitelkeit, blinder Haß gegen fremde Völker, bornirtes Verkennen des Guten, das ihnen eigenthümlich ist, und plumpe Prahlerei sind nur zu häufig in ihrem Gefolge. Die Gegenwart hat dafür an den Czechen, dem aufgeblasenen Frosch Europas, ein lehrreiches Beispiel. Auch die Revanchegier der Franzosen nennt sich Patriotismus; und wie hat sie das Gehirn dieses geistreichen Volkes verwüstet! Wir Deutsche

Digitized by Google

brechen gewiß keinen Krieg vom Zaun; aber ein „Herrenvolk“ unter den Völkern zu sein, hat uns der „Alldeutsche Verband“ doch empfohlen, und im Großen wie im Kleinen wirken solche Phrasen verderblich. Die Thaten eines Leist, eines Wehlan, eines Peters haben uns keine Ehre gebracht. Bezeichnenderweise gelten im neuen Reich die Worte „stramm“ und „schneidig“ als das beliebteste Lob. „Es gab eine Zeit“, heißt es bei Nietzsche, „wo man gewohnt war, die Deutschen mit Auszeichnung ‚tief‘ zu nennen. Jetzt, wo der erfolgreichste Typus des neuen Deutschthums nach ganz anderen Ehren geizt und an Allem, was Tiefe hat, vielleicht die „Schneidigkeit“ vermißt, ist der Zweifel beinahe zeitgemäß und patriotisch, ob man sich ehemals mit jenem Lobe nicht betrogen hat: genug, ob die deutsche Tiefe nicht im Grunde etwas Anderes und Schlimmeres ist — und etwas, das man, Gott sei Dank, mit Erfolg loszuwerden im Begriff steht.“

Druck erzeugt Gegendruck, und, eine Sammlerin aller in den modernen Völkern gährenden Unzufriedenheit, wälzt sich die socialdemokratische Hochfluth gegen die besitzenden und an der Herrschaft befindlichen Classen, gegen die alten Säulen unserer Staatsordnung heran. Aber das politische Gebilde, für das sie Raum zu schaffen unternimmt, nennt Weltrich utopistisch und für eine glückliche Zukunft der Menschheit keine Gewähr bietend. „Denn der socialdemokratische Staat, wie ihn Karl Marx etwa gedacht hat, würde zum Schaden der höheren geistigen Arbeit und Cultur die platte wirthschaftliche Nützlichkeit zum Angelpunkte alles Lebens machen, und nur ein unerhörter, die Freiheit der Berufswahl und die individuelle Freiheit überhaupt auf's Härteste bedrängender Despotismus könnte eine Staatsmaschine dieser Art in Gang erhalten.“ Hiermit verkennt Weltrich aber nicht, daß das Emporkommen des vierten Standes ein unaufhaltsamer Proceß ist, daß die ultramontane Partei für den geistigen Fortschritt der Menschheit tausendmal gefährlicher ist als die socialdemokratische und daß die Socialdemokratie in den Parlamenten zum Oefteren für Volks- und Menschenrechte, die kein Liberaler in Stich lassen sollte, den Kampf führt. „Und wenn der Unterschied zwischen Reich und Arm niemals verschwinden wird, so brauchte doch ein Zustand, bei welchem mehr als die Hälfte der Bevölkerung ein kümmerliches und kaum menschenwürdiges Dasein fristet, nicht gerade in alle Ewigkeit zu dauern. Wenn aber die sociale Misère der unteren und mittleren Stände auf dem Wege der Socialpolitik vermindert werden soll — und die Regierung Kaiser Wilhelm's I. hat ja im Interesse der Arbeiterklasse einen dankenswerten Anfang gemacht, Aufgaben der gesellschaftlichen Ethik zu lösen —, so ist es nöthig, daß der Ausbeutung der Schwachen durch die Starken oder der Gesammtheit durch einzelne Berufsclassen in noch viel umfassenderen Maaße als bisher der Boden entzogen werde, und daß für's Erste eine gerechtere Besteuerung die Minderbemittelten entlaste. Während wir uns aber den Kopf zerbrechen, ob der Staat jemals ein Allhelfer in der Noth werden könne, ist es auf alle Fälle praktisch, sich an die private Uebung humanitärer Wohlthätigkeit täglich zu erinnern. Daß in dieser Richtung nur der tausendste Theil dessen geschieht, was ohne spürbare Opfer geschehen könnte, wird sich nicht sagen lassen. Ohne jegliche Schuld in's Elend gerathen, verkommen Unzählige, und einem im Kampfe mit der Mittellosigkeit sich verzehrenden Talent hilft in der Regel Niemand. Es heißt niedere Instinkte großziehen, wenn man den Neid auf den Reichthum nährt; aber der Reiche bedenke auch, welche sittliche Ueberwindung dazu gehört, um jeden Bissen Brod sich sorgen, auf die bescheidensten Herzenswünsche verzichten zu müssen und doch nicht neidisch zu werden, wenn hart daneben, und des darbenden Bruders nicht achtend, der Hochbegüterte die raffinirtesten Bedürfnisse befriedigt und — ob für sich selbst oder die lieben Kinder, macht hierbei wenig Unterschied — seinen mühelos wachsenden Ueberfluß aufspeichert. Großes Vermögen zu besitzen, ohne an die Dürftigkeit oder für den allgemeinen Nutzen große Spenden zu geben, ist unanständig, und kein Reicher ist ein sittlich hochstehender Mensch, der nicht zuweilen mit einer Art von Schamgefühl, mit Gewissensunruhe empfindet, daß er unter tausend Entsagenden der Genießende ist.“ In den Aphorismen der Königin Natalie von Serbien findet sich das schöne Wort: „Die Reichen haben nur eine Entschuldigung: das Wohlthun.“ Daneben bemerkt sie: „Bloß für sich zu besitzen ist nichts; aber auch für den Andern etwas zu erübrigen, das ist etwas und geradezu Alles.“ — Als Weltrich eines Abends mit seinem Lehrer Vischer im Wirthshaus saß und er die Speisekarte prüfte, sagte der alte Herr: „Ich esse so gerne Austern; aber man sollte es nicht thun, weil es so viel arme Leute giebt.“ Für einen Nationalökonomen mag diese Aeußerung verwunderlich sein und für einen Austernzüchter entsetzlich; aber sie entspricht einer Gesinnung, welche der Pflichten gegen den Nächsten keinen Augenblick vergessen will, und sie war eine Anwendung des Satzes Chr. Wagner's: „Es ist nicht Alles ganz Dein, was Du Dein nennst.“ Es giebt Reiche, welche großgesinnt und gütigen, opferwilligen Herzens sind; aber um sehr Vieles häufiger macht man die Bemerkung, daß der Reichthum das Mitgefühl mit der Armuth nicht steigert, sondern vermindert, daß Hartherzigkeit und Reichthum verknüpft sind; die Fähigkeit, sich in die Lage des Armen und Gedrückten zu versetzen, geht dem in der Fülle der Mittel Lebenden verloren, und leicht stellt sich mit dem Besitze der Hochmuth ein, der sich als ein Verdienst anrechnet, was die Gunst des Geschickes gegeben hat. Und weil schon die emsige Sorge um Geld und Gut die Seele von ihren höheren und höchsten Aufgaben abzieht, so liegt Wahrheit im Ausspruche des erhabenen Weisen von Nazareth, daß eher ein Kameel durch ein „Nadelöhr“ gehe, als daß ein Reicher der Seligkeit theilhaftig werde. Man dürfte hinzusetzen: „Thue Gutes, hilf den Nothleidenden, und so oft Du willst, kannst Du himmlische Seligkeit in Dir spüren. „Unglücklich, wer das Glück des Wohlthuns nicht empfindet“, lautet ein dritter Aphorismus der serbischen Königin. Wenn aber bei den himmlischen Heerschaaren eine Culturgeschichte der Menschheit geschrieben wird, wie ganz anders würden ihre Maaßstäbe sein als die bei uns gebräuchlichen! ruft Weltrich. Mit goldener Schrift würden in ihr prangen Namen wie der Banquierswittwe Furtado-Heine, die in Paris eine Apotheke für arme Kinder stiftete, oder der Baronesse Angelica Burdett-Coutts, die in London den Stadtarmen auf einmal die Summe von fünf Millionen schenkte.

„Welche verworrene Zeit ist es, in der wir leben!“ schließt Weltrich seine echt Vischer'sche Philippica. „Nach einem neuen Führer, der ihr den Weg zur Wahrheit und und zum Heil wiese, sucht sie in religiösen Dingen wie in moralischen, und die Bücher des Grafen Leo Tolstoi bewundert sie zugleich mit den Büchern Friedrich Nietzsches. Was aber gezüchtet würde, wenn das brutale Vorrecht des Stärkeren im gesellschaftlichen Leben als Maxime gälte, wären nicht „Uebermenschen“, sondern Untermenschen, Unmenschen. Nein, nicht in der Sinnesverhärtung, sondern in der Sinnesmilderung liegt die Möglichkeit einer Höherbildung der Menschheit, und nur die Grundsätze der Bruderliebe oder des Altruismus erziehen die Völker zur Humanität. Was aber will Humanität, was ist der Sinn dieses vielgebrauchten Wortes? Humanität will den vollendeten menschlichen Typus schaffen, will die menschliche Gattung auf den ihren Anlagen erreichbaren Gipfelpunkt heben, will allen Kräften des Menschen, die dieser Aufgabe dienen, Raum zur Entfaltung geben; sie macht also den Wahrheitssinn, den Erkenntnißtrieb von jeglicher Fesselung frei, sie bildet den Schönheitstrieb aus, und sie nimmt zum Princip des Handelns die Wohlfahrt Aller, die Fürsorge Aller für Alle. So ist die Ausbreitung der Humanität gleichbedeutend mit Steigerung der Cultur, der Civilisation, und für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit der Menschen eine der Benennungen des höchsten Zieles.“

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die Idee des Friedens und das Recht.

Von Moritz Lazarus.*)

Auf dem Grunde der natürlichen Bedürfnisse, Neigungen und Bestrebungen erheben sich unter den Menschen die Werke der Civilisation und die Schöpfungen der Cultur: die Bearbeitung des Bodens, die Gewinnung der Stoffe aller Art und die Erzeugnisse der Industrie in allen Formen, die Mittel und Einrichtungen des Verkehrs auf der einen Seite und auf der anderen die Ausbildung des Geistes, der Erwerb von Erkenntnissen, die Gestaltung von Kunstwerken, beide ineinander übergehend und miteinander in stetiger und steigender Wechselwirkung. Dort werden die Vermehrung des Behagens, des Genusses und der Annehmlichkeiten, Erleichterung der Arbeit und Erfüllung der Muße mit immer öfteren, sinnlichen Freuden und Ergötzungen, hier die Erforschung und praktische Anwendung der Naturgesetze, der wissenschaftlichen Methoden und Erfindungen, der ästhetischen Formen gesucht. Die Steigerung der Kräfte, die Beschaffung künstlicher Mittel und die Vielseitigkeit der Energie vereinigen sich zum Aufbau einer Culturwelt oder Weltcultur. Aber alle diese Thätigkeiten und ihre Erfolge setzen die Vereinigung der Menschen voraus und werden wiederum zur Ursache, daß die Verbindung derselben im Umfang erweitert, im Werthe erhöht, kurz daß sie gesteigert und idealisirt sind. Cultur der Menschen und ihre Gemeinschaft sind in stetiger Wechselwirkung.

So wie die Erfüllung des Naturzweckes, die Erhaltung der Gattung zur Quelle der Seelengemeinschaft, so wird auch die Erfüllung aller Culturzwecke zur Ursache der geistigen Verbindung unter den Menschen. Aber diese Vereinigung der Geister ist in der That nicht bloß der Grund, sie ist auch das wahre, das eigentliche, das höchste Ziel aller Culturthätigkeit.

Schon in jeder Berufsarbeit jedes Individuums auch nur für andere einzelne Individuen sehen wir die Grenzen der Ichheit überschritten. Der Landmann gewinnt das Korn, und der Bäcker bäckt das Brod, der Schuster macht Stiefel, der Dichter schafft seine Dichtungen nicht für sich allein, sondern alles dies für Andere. Das ist der allgemeine, die Unterschiede glücklich ausgleichende, ethische Werth aller Culturthätigkeit, daß sie die isolirende Schranke des Egoismus niederreißt und die Menschen durch ihre Bedürfnisse und deren Befriedigung miteinander verbindet. Auch hier treffen wir wieder das Charakteristisch-Menschliche. Kein Thier macht etwas für das andere; kein Thier kennt Leistung und Gegenleistung oder den Austausch von Leistung und Löhnung.**) — Vollends die Leistung ohne Gegenleistung, ausschließlich zu Gunsten des Anderen: sie ist das edelste Werk menschlicher Cultur, und von den Edelsten wird es vollbracht. — Ist aber alle Culturarbeit von so specifischem ethischen Werth, dann ziemt es sich auch, daß sie in bewußter ethischer Absicht, im Gegensatz gegen jede egoistische Abschließung vollbracht wird. In mancherlei Wendungen wird von den Rabbinen der Gelehrte heftig getadelt, der sein Wissen für sich allein erwirbt und behält; ein „Baum in der Wüste" wird er genannt. Eine Wahrheit, die vom Einzelnen gefunden wird, soll nicht für ihn allein gefunden sein: nicht das Individuum, sondern der Gesammtgeist soll durch sie bereichert werden. Und zu den Worten des Psalmisten „Schatz und Reichthum in seinem Hause" sagt R. Huna: „das ist, wer Wissenschaft erwirbt und sie weiter lehrt"; und R. Chisdai: „wer heilige Schriften schreibt, oder besitzt und sie verleiht".

Noch deutlicher aber tritt der ethische Erfolg in denjenigen Culturwerken hervor, welche für eine Gesammtheit geschaffen werden. Das Wohnhaus dient dem Einzelnen, und er kann isolirt darin hausen; aber der Palast, das Museum, das Gerichtshaus, das Rathhaus, die Schule und das Gotteshaus, sie eignen der Gemeinschaft; in ihrem Gebrauch, in ihrem Zweck, in der Idee, welcher sie dienen, sind die sonst getrennt lebenden Menschen vereinigt. Wohl ist die Idee das eigentliche innere Band, aber das Gebäude ist das sichtbare und wirksame Zeichen der Zusammengehörigkeit, so wie die Fahne das einende, ergreifende und spornende Symbol ihrer Gefolgschaft ist, um diese in hingebender Tapferkeit zu vereinigen. Nicht am Wenigsten aber erfüllen die gemeinsamen civilisatorischen Einrichtungen des Verkehrs die Aufgabe, die Menschen mit einander zu verbinden, ihren Austausch der Gesinnungen, Erkenntnisse zu befördern; jede Landstraße, die gebahnt, jeder Canal, der gegraben, jeder Schienenstrang, der gelegt, jeder elektrische Draht, der gezogen wird, sie alle bilden Fäden zu dem Bande, welches die Menschen geistig vereinigt.

Auch die gemeinsamen Vorgänge, in denen eine sonst getrennt lebende Mehrheit von Menschen zu gleichen, besonders idealen Zwecken sich zusammenfindet, dienen dem ethischen Ziele ihrer inneren Vereinigung. Gemeinsame Andacht, gemeinsame Belehrung, gemeinschaftlicher ästhetischer Genuß musikalischer oder dramatischer Art, ein Volksfest, ein Volksunglück, — sie machen aus den Individuen, wenn auch nur momentan, eine Gemeinde.

Allem Kriegswesen hat dies ein so leidiges Uebergewicht im Gemüthe der Völker gegeben; der Krieg übt einen zauberischen Reiz durch die Thatsache, daß hier, in einem Heere ein großer Theil, oft ein bester Theil des Volkes zusammensteht und zusammenwirkt; deutlicher und offenbarer, als auf irgend einem Gebiete der öffentlichen Thätigkeit sind Alle mit einander verbunden, und keiner von Allen zu einem persönlichen, sondern Alle zum gemeinsamen Dienst und Zweck, und zwar zu einem Solchen, der das Ganze, die Gesammtheit, das Vaterland allein angeht. —

Je mächtiger und namentlich je glänzender aber alles Heerwesen in den Augen der Menschen ist, je höher sein patriotischer Werth und auch seine ethische Bedeutung steht als Form der Zusammenschließung einer Vielheit zu einheitlichem und zu gemeinsamem Zweck, — desto mehr muß (um von allen sonstigen Uebeln des Krieges hier zu schweigen), desto mehr, sage ich, desto energischer und nachhaltiger muß immer wieder daran erinnert werden, daß der Krieg zwar die Einzelnen verbindet, aber die Völker trennt. — Vom Standpunkt des einen Volkes gesehen, steht der Krieg sehr hoch, vom Standpunkt der Völkervielheit oder der Menschheit steht er sehr tief, ist er der Abgrund aller auf das erkannte höchste Ziel gerichteten ethischen Cultur; dort ein edles Gefolge des Krieges: Tapferkeit, Einheit, Hingebung und Aufopferung, — hier Massenmord, Dauerhaß und das ganze Otterngezücht des rohesten Wettkampfes, des Neides, der Rachsucht, welches das sonst unschuldige Volksgemüth vergiftet, weil es Uebelthat als Tugend, Zerstörung

*) Unser alter Mitarbeiter Prof. Lazarus, der große Völkerpsychologe, sendet uns die Aushängebogen seines neuen Werkes „Die Ethik des Judenthums", das in Commission bei J. Kauffmann in Frankfurt a. M. erscheint. Es ist eine rein objective Darstellung von Ursprung, Princip und Charakter der jüdischen Sittenlehre, wobei überall auf die Quellen zurückgegangen, aber auf Vergleiche mit anderen nationalen oder philosophischen Denkweisen verzichtet, also weder Apologie noch Polemik geboten wird. Wir empfehlen unseren Lesern im Voraus das schöne Werk des noch immer jugendfrischen Gelehrten, dessen gedankentiefe und warmherzige Darstellungsweise auch die vielen Verehrer des „Lebens der Seele" wieder besonders anheimeln wird.
Die Red.

**) Die geselligen Thiere, die sogenannten Thierstaaten, kennen zwar eine Art von Theilung der Arbeit, Wachen ausstellen, Material beschaffen, Vereinigung zu Krieg und Vertheidigung u. s. w., aber kein einzelnes Thier thut etwas für ein anderes Thier (mit Ausnahme der Alten für ihre Jungen), sondern sie dienen, wenn sie sich verbinden, dem gemeinsamen Zwecke.

Digitized by Google

und Vernichtung als Segen preist! — — — „Wehe, die das Böse gut, und das Gute böse nennen!“ (Jes. 5, 20).

Alle Culturthat führt zwar zu einer Vereinigung der Menschen und zum Austausch und zur Wechselwirkung der Kräfte und der Leistungen; zugleich aber erzeugt sie eine Steigerung des natürlichen Egoismus. In der Berufsarbeit, in dem Schaffen für Andere sucht der Mensch den eigenen, den persönlichen Erfolg. Daraus entspringt der Wetteifer, der zum Wettstreit, zum Wettkampf wird. Die Sittlichkeit aber fordert den Frieden; den gesunden, gedeihlichen Frieden. Der Widerstreit der Vereinigung in der Leistung und des Wettkampfes im persönlichen Erfolge muß gelöst werden. Die Aufgabe der Sittenlehre ist es, die Grenzen der Berechtigung Beider, des Egoismus und der Hingebung, festzustellen. Der Egoismus ist nothwendig und nicht bloß ein nothwendiges Uebel, sondern ein constituirends Element, um herzugeben, muß man erwerben. Ebenso verhält es sich mit dem Gegensatz der Individualität und der Allgemeinheit. Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit im Dienst der Idee wird gefordert, zugleich aber Verschiedenheit und Eigenart der Kräfte und der Leistungen. Glücklicher Weise sind Beides keine absoluten Gegensätze; die Ichheit und die Hingebung, die natürliche Realität und die sittliche Idealität können und sollen nebeneinander bestehen. Von seiner Ichheit, von der Ausbildung, von der Ausbeutung und der Geltung der eigenen Person kann der Mensch sich naturgemäß nicht trennen; alles dies aber kann und soll er zugleich im Dienste und zum Zwecke der Gesammtheit verwenden. Und je höher das Individuum an Gehalt und Fähigkeit, an Bedeutung und an Leistung, desto reicher, vielseitiger wird seine Wirksamkeit für das Ganze; je vielseitiger aber seine Bethätigung für die Gesammtheit, desto höher steigt das Individuum. Schon die Natur bietet uns viele Gleichnisse, wie die Gegensätze nebeneinander ohne Störung bestehen; ich hebe nur Eins hervor. Um ihre eigene Achse kreist die Erde; zugleich aber bewegt sie sich um die Sonne. So bewegt sich die Handlung des Menschen um das eigene Ich, zugleich aber bewegt sie sich um die Sonne der Idee, um die Gesammtheit, welche durch die Verbindung der Individuen zu Stande kommt.

Die nächste Folge der Idee des Friedens ist das Recht. In neueren Zeiten hat Herbart die Verbindung der Idee des Rechts mit der des Friedens auf die Bahn gebracht. Der Friede oder die Vermeidung des Streites soll thatsächlich der Erfolg und deßhalb, ethisch genommen, der Grund des Rechtes sein. Jedes Unrecht hebt den Frieden auf, aber Gerechtigkeit sichert ihn vor Störung. Dem eigentlichen Kern dieses Gedankens begegnen wir schon in den Worten Jesaias: „Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein.“ Rudolf Ihering hat den Grundgedanken Herbart's mißverstanden (siehe Der Kampf um's Recht). Von der Thatsache gefesselt, daß man oft um sein Recht kämpfen müsse, und von der ethischen Wahrheit, daß man, damit Recht bleibe, um das Recht auch kämpfen solle, bis zur Einseitigkeit befangen, hat sich Ihering zu dem falschen Schlusse verleiten lassen, daß also Vermeidung des Streites nicht Grund und Ziel des Rechtes sein könne. In der Medicin werden auch Gifte angewendet, um Heilungen zu erzielen. Es muß eben oft genug gekämpft werden, um den Frieden zu gewinnen oder wieder zu erlangen; aber der Kampf ist nur ein Mittel, und der Frieden ist sein Zweck. Nicht um die Unterlassung des Kampfes handelt es sich auch für Herbart, sondern um die Vermeidung des Grundes zum Kampfe durch die Ordnung des Rechtes. Herbart hat die Idee des Rechtes ebenso wie die daneben stehende Idee der Gnade, der Liebe, des Wohlwollens nicht weiter abgeleitet, sondern als ein Letztes hingestellt. Werden aber diese Ideen aus der höher liegenden allgemeinen Idee der Vereinigung abgeleitet, dann liegt das wahre Verhältniß derselben vollkommen klar zu Tage, und ihre Dissonanz wird in Harmonie aufgelöst.

Die Natur- und die Culturgesellschaft der Menschen beruht auf der friedlichen Ordnung ihres Strebens und ihrer Erfolge, d. h. auf Recht und Billigkeit. Das Rechtsgesetz schützt den nothwendigen, heilsamen und friedsamen Egoismus, zugleich aber setzt es ihm seine Grenzen; seine Grenzen, die aus dem eben so heilsamen Egoismus der Anderen sich ergeben. Die Individuen werden durch die Idee des Rechts zur Rechtsgesellschaft vereinigt. Die Gesellschaft soll den berechtigten, aber auch nur den berechtigten Egoismus und seine Erfolge schützen. Leben, Gesundheit, Eigenthum und Ehre eines Jeden sollen vor dem Angriff und Eingriff des Anderen durch die Formen und die Handhabung des Gesetzes gesichert, aber auch jeder Leistung soll eine Gegenleistung nach Billigkeit gewährt werden. Die Einrichtungen des Staates haben vor Allem die Idee des Rechts zu realisiren, die Formen desselben festzusetzen und ihre Anwendung auf die gegebenen Verhältnisse der Menschen wirksam herbeizuführen. Im Wesen der Sittlichkeit selbst, in der unendlichen Natur der Ideen liegt es, daß die Begriffe des Rechts immer tiefer erkannt, immer klarer ausgebildet werden, schon in der Gesinnung der Individuen und Gesellschaft immer zarter, feiner und fruchtbarer sich gestalten; dem Staate aber liegt es ob, dieser fortschreitend höheren Ausbildung die befestigte Form des Gesetzes zu geben. Gerechtigkeit als Gesinnung und Rechtsverhältnisse als reale Thatsachen bilden noch nicht diejenige Vereinigung der Menschen, welche die Idee fordert; aber sie sind eine unerläßliche Bedingung derselben. Wo die Gerechtigkeit fehlt, ist die Zusammenschließung unmöglich. Denn das mit Bewußtsein geübte und das erlittene und empfundene Unrecht sind auf beiden Seiten das stärkste Hinderniß jeder Anerkennung des Anderen und jeder Hingebung an ihm.

Der Untergang der plattdeutschen Komödie.

Von Arthur Obst (Hamburg).

Karl Theodor Gädertz, der bekannte Reuterforscher, hat auch einmal ein zweibändiges Werk über das plattdeutsche Schauspiel geschrieben; der zweite Band dieses Buches, das nicht mit philologischer Kleinigkeitskrämerei belastet und daher wirklich lesbar ist, behandelt die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert und es geht bis zum Jahre 1882. Seitdem ist mehr denn ein halbes Menschenalter verflossen, ohne daß ein Literarhistoriker sich die Mühe gegeben hätte, einmal nachzufragen, wie es denn eigentlich in der letzten Spanne Zeit um die plattdeutsche Komödie, um das niederdeutsche Schauspiel bestellt gewesen sei, ob es Fortschritte gemacht, ob die neue Kunst Einwirkung ausgeübt habe, ob endlich vielleicht ein Niedergang zu constatiren sei. Ja, wer so gefragt hätte, würde viel Antwort bekommen haben. Hätte er seine Frage an Herrn Ernst Drucker, den gegenwärtigen Leiter der beiden das plattdeutsche Schauspiel noch mit gewissen Intervallen pflegenden Hamburger Bühnen oder an dessen beide Vorgänger, die Herren Löwengard und Dr. Horn gerichtet, zweifelsohne wäre ihm die Antwort geworden, daß die niederdeutsche Muse blühe wie nie zuvor, ja daß sie unter den respectiven Directionen einen Glanzpunkt erreicht habe, der in der Geschichte des Theaters unvergeßlich sein werde. Jeder Director würde natürlich diesen gewiß für sich selbst in Anspruch nehmen, — und so würde das Urtheil durch keinerlei Selbsterkenntniß getrübt sein. Eine solche Auskunft wäre also nichts!

Aber die Kritik, — die Zeitungen! Diese Spiegelbilder des modernen Lebens werden doch zweifellos so über Werth und Unwerth schreiben, wie ihnen um's Herz ist ... Wieder fehlgeschossen! In den großen Blättern aller Orte giebt es

Digitized by Google

einen Platz — die Einen nennen ihn „Tagesneuigkeiten", die Anderen „Locales", „Tagesbericht" ꝛc., wo Alles „für Manchester weg" gelobt wird. Zwischen diesen Reclamen und Vereinsberichten stehen heute in allen großen und kleinen Zeitungen Hamburgs die Berichte über die Novitäten der plattdeutschen Bühnen, — ein schlechtes Zeichen für die Stücke, ein noch schlimmeres für die Theater, denn der Platz besagt, daß Bühne und Schauspiel eine Kritik nicht vertragen können. Das beweist auch schon sofort ein Blick in die wenigen Zeilen, die den Novitäten in der Regel gewidmet sind: Alles ist vortrefflich, der Director, das Stück, der Dichter, die Schauspieler, die Decorationen und schließlich auch das liebe Publicum, es ist den ganzen Abend nicht aus dem Lachen herausgekommen und hat aus Leibeskräften geklatscht. — Also auch hier keine Wahrheit, sondern Alles nur auf die Reclame zugespitzt, die dem Director die Häuser füllt.

Von dem Gros des Publicums kann man auch ein richtiges Urtheil nicht verlangen, wenigstens nicht von den Theaterbesuchern, die die Vorstadttheater Hamburgs aufsuchen; wer diese Leute einmal im Theater gesehen, wie sie sich nach des Tages Mühen an den schlechtesten Witzen amüsiren, wie ingrimmig sie den Bourgeois hassen, der die brave Arbeitstochter nicht in seine Familie aufnehmen will, wie sie jubeln, wenn ein Vertreter der Arbeiter den Capitalisten ein paar kräftige Phrasen aus Bebel's Lexicon in's Antlitz schleudert, — dem wird die Einsicht nicht fern bleiben, daß eine Kritik von diesem allein an seinen Leidenschaften geleiteten Völkchen nicht zu erwarten ist. Er wird aber auch bedauern, daß gerade diesem Publicum keine bessere Kost vorgesetzt wird, denn das ist doch sicher; wenn irgend ein Zweig der dramatischen Literatur von der „neuen" Richtung hätte profitiren können, so wäre es doch sicher die Dialekt-Dichtung gewesen, wie das die Dramen im Wiener, Berliner und Schlesischen Idiom bewiesen haben. Das plattdeutsche Schauspiel ist davon völlig unberührt geblieben; es fehlte an den Dichtern, die das verstanden, vielleicht aber auch an dem Publicum, das eine solche Wendung in seiner Abend-Unterhaltung goutirt hätte.

Blicken wir die ganze Reihe der plattdeutschen Dichter herunter, die nach 1882, da Gädertz sein Werk abschloß, noch am Leben war: wir finden keinen der die Kraft dazu in sich gehabt hätte, die plattdeutsche Komödie wieder neu zu beleben. Schreyer und Hirschel hatten damals mit ihrem fünfactigen Local-Schwank „Hamburg an der Alster" den letzten großen Erfolg erzielt; was sie nachher noch geleistet haben „Amors Droschke" und andere Theaterstücke, die über die Bühne des Carl Schultze-Theaters gingen, hat nicht annähernd den Erfolg zu verzeichnen gehabt, den sie dereinst im „Hamburger Nestküken", „Hôtel Hammonia" ꝛc. hatten. Sie sind seitdem „ruhige" Leute geworden, der dialectkundige Hirschel wohnt wie Stinde und Stettenheim, auch dereinst Hamburger Plattdeutsche, in Berlin, und Otto Schreyer hat, nachdem er noch ein „hoch anständiges" Stück für das Altonaer Stadttheater geschrieben, das Altentheil bezogen und wohnt jetzt, beliebt und hochgeehrt, aber leider für die plattdeutsche Komödie thatenlos in seinem Hamburg, noch immer jugendfrisch, aber doch ein Veteran, von dem man grüne Zweige nicht mehr erwarten darf. Arnold Mansfeldt, der Dichter der „Leev in Veerlaun", Emanuel Gurlitt, Husum's poetischer Bürgermeister und Verfasser von „Erst en Näs' und denn en Brill", sind zu ihren Vätern versammelt, Heinrich Volgemann ist ein hoher Achtziger, der in einem Stift — ein echtes deutsches Poetenschicksal — seine letzten Lebensjahre verbringt. Ernst Rethwisch dichtet nicht mehr für die Bühne, von Piening sieht und hört man nichts und Wilhelm Biel, zugleich Schauspieler und Dichter, hat, nachdem er vor wenigen Jahren noch ein ganzes hübsches Stück („Vadder's Ebenbild") auf die Variété-Theaterbühne gebracht hat, auch die Feder — anscheinend für immer — niedergelegt. Von Ludolf Waldmann hat man nach der „Ulanenbraut" kein Stück weiter vernommen, das sich erfolgreich nennen konnte.

An die Stelle dieser Dichter sind Andere getreten, aber auch leider Augenblickserscheinungen, so namentlich Schölermann, dessen berühmtes Stück „Familie Eggers" von seinen späteren Arbeiten „Familie Werner" und „Hein Möller's fülbern Hochtied" nie wieder erreicht worden ist. Der Dichter ist auch bald gestorben. Krüger's „Hanne Nüte und de lütte Pudel" war ebenso ein Einzelerfolg wie Schölermann's Erstlingswerk. Eine bessere Zeit erlebte das plattdeutsche Theater noch, als Christian Bischoff mit geschickter Mache die alten Hamburger Straßenfiguren „Kirchhoff", „Hummel", „Pankoken" u. A. wieder auf die Bühne brachte. Ein Versuch von Adolf Philipp durch die „Fälle von Clömanzeh" die Parodie, die einst zu des talentvollen David Zeit auf der plattdeutschen Bühne reiche Erfolge erzielte, wieder zur Herrschaft zu bringen, mißglückte ebenso wie das Unternehmen, die plattdeutsche Sprache in historischen Hamburger Stücken zur Anwendung zu bringen, wie es Bischoff einmal in „Adolf IV. von Schauenburg" versuchte. Die Verfasser dieser beiden letzten „Belebungsversuche" sind jetzt Dramaturgen, der Eine am Stadttheater, der Andere an der Centralhalle, — und in solcher Stellung soll — einem on dit zufolge — die Lust vergehen, selbst Stücke zu schreiben; dem kürzlich verstorbenen Wilibald Wulff, der Dramaturg am Thalia-Theater war, ging es auch so: in dieser Stellung schrieb er kein Stück mehr, sondern ließ sie schreiben und gab seinen Namen dazu her.

So ist denn der plattdeutsche „Helikon" — sit venia verbo! — gegenwärtig völlig verwaist; was jetzt auf der Ernst Drucker-Bühne gegeben wird, Okonkowky's Sensationsdramen, wie der „Fall Kleist", „Dreifus" ꝛc. und die flachen Bösewichts-Tragödien, in denen regelmäßig die liebe Tugend siegt, wie „Unsere Bürgerschaft", „Ein Hamburger Bauspeculant" u. A. m. stehen außerhalb der Literatur. Vergeblich mühen sich die Epigonen der einstigen großen plattdeutschen Schauspieler wie Carl Schultze, Lotte Mende, Ottilie Eckermann, Heinrich Kinder, Junkermann sich daran ab, den Schattenfiguren Leben einzuhauchen. Kein Schlagwort, kein Scherz, kein Lied klingt mehr über die Rampe des alten Hauses hinaus, das jetzt einen neuen Vorderbau erhalten hat. Charles Schulz, Wilhelm Biel, Amandus Otto, die kleine Frau Brinkmann und Mutter Frey sind die Letzten, die noch vom Hamburgischen Dialekt und Leben eine blasse Ahnung haben: auch die Schauspieler-Generation geht zu Grabe, welche es dereinst als ihre Aufgabe ansah, die niederdeutsche Komödie der Bühne zu erhalten.

Eine kleine bescheidene Heimstätte hat die plattdeutsche Bühnen-Sprache aber auch wieder erhalten, und wenn es auch nur alle Jahre zu Weihnachten wieder sich ereignet, daß auf den größeren Hamburgischen Bühnen ein plattdeutsches Wort fällt, so sind es doch unsere Jüngsten, denen die Zukunft gehört, die diesen Kinderkomödien lauschen und hier einmal wieder die Sprache hören, die ihre Urgroßeltern gesprochen haben und die an der „Waterkant" Hamburgs noch lange nicht ausgestorben ist. Es sind Bittong's sinnige Weihnachtsmärchen, in die immer einige plattdeutsche Scenen eingeflochten sind oder in denen einige Dialect-Rollen vorkommen; so im „Kindertraum", „Märchen", „Der junge König" und „Liliput". Hoffen wir, daß auch der plattdeutschen Komödie wieder einst die Weihnachtsglocken klingen und ihr auch ein Ostern, ein Auferstehen erblühen werde.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Erblich belastet.

Humoreske von Rudolf Huch.

(Schluß.)

Der Majoratsherr von Bornhagen saß im großen Glassaale neben einer Flasche Heidsiek-Monopol und rauchte aus seinem Tschibuk. Er brummte wieder von Zeit zu Zeit in tiefen Gedanken vor sich hin, aber seine Betrachtungen waren diesmal nicht wissenschaftlicher Natur. Da er mit bewunderungswürdigem Scharfblick erkannt hatte, daß er zum Beschlusse nicht als Sieger aus dem Kampfe mit Frau Ursula hervorgehen würde, hielt er es für zweckentsprechend, noch irgend etwas zu unternehmen, was er sich sonst nicht erlaubt hätte. Es ging dann in eins hin. Martha Blanck, die niedliche Förstertochter, die sich in der berühmten Küche der Frau von Kortewitz als Köchin für seine Häuser ausbildete, deckte den Frühstückstisch ab. Nicht ohne Wohlgefallen sah Kortewitz ihren zierlichen Bewegungen zu. Plötzlich runzelte er die Stirn. „Was ist denn das, Martha," sagte er mit einer Art von väterlicher Strenge, „Sie thun ja Alles mit der linken Hand?"

„Freilich, Herr Baron," antwortete Martha lächelnd mit einem Knix, „ich hab's von der Mutter, die war auch links."

Dem Baron fiel vor Schreck der Tschibuk aus der Hand. „Ererbt!" rief er laut. „Ererbte Linkshändigkeit!" Er stand auf und betrachtete sie. „Armes Mädchen," murmelte er, „so jung, so schön und so belastet!"

„Herr Baron?" fragte Martha erstaunt.

„Dem Zuchthause verfallen," klagte Kortewitz. „Oder gar — wenn der weiße Hals dem Scharfrichter — furchtbare Wissenschaft."

„Herr Baron?" wiederholte Martha langsam.

Kortewitz rieb sich die Stirn. Dann sagte er für sich: Eine Rettung giebt es. Wenn man sie hypnotisirt — ihr die verbrecherischen Gedanken wegsuggerirt — ihr die Tugend gewissermaßen einlügt — hm, hm. „Legen Sie sich mal auf das Sopha dort," schloß er laut.

„Herr Baron?" sagte Martha noch langsamer als vorher und trat einen Schritt zurück. Beinahe wäre sie dabei dem Candidaten Sebaldus in die Arme gefallen, der eben behutsam zur Thür herein kam. „Ach, der Herr Sebaldus!" rief sie laut und freudig.

Sebaldus begrüßte seinen Brodherrn mit einem ehrerbietigen Händedruck und Fräulein Martha mit einem gütigen Lächeln. Als genialer Feldherr wußte der Baron das unerwartete Ereigniß in seinem Plane zu verwenden. Er sagte ernsthaft: „Kommen gerade recht, Candidat. Können die kleine Sünderin 'mal in's Gebet nehmen. Ist hochgradig belastet und will sich keine Tugend einsuggeriren lassen."

Der Candidat schlug die Augen nieder und war offenbar in peinlicher Verlegenheit. „Herr Baron," sagte er endlich, „ich weiß nicht, ob Sie nicht am Ende — darf ich Ihnen ein Wort im Vertrauen sagen, Herr Baron?"

Der tiefe Ernst des Candidaten veranlaßte den Baron, sich mit ihm in eine Ecke zurückzuziehen, wo sie eine kurze, aber erregte Unterhaltung im Flüsterton führten. Auf einmal rief der Baron laut: „Das wär' der Teufel!" Dann stürzte er hervor und legte die Rechte auf Marthas Schulter. „Ist das wahr? Ich frage auf Ehre und Gewissen, Martha Blanck, hab' ich Henkelohren?"

Wiederum wußte Martha nichts Passenderes zu erwidern, als ein langgezogenes „Herr Baron?"

Sebaldus war dem Baron bedächtig gefolgt und sagte nun: „Wollen Sie die Güte haben, selbst nachzusehen, Herr Baron? Wenn mir recht ist, tragen Sie ja selbst zwei Spiegel in der Tasche."

Hastig zog Kortewitz seine Spiegel hervor und sah hinter seine Ohren. Die ruhige Sicherheit des Candidaten machte ihn glauben, daß dieser von der Henkeltheorie viel besser Bescheid wüßte, als er selbst. Er murmelte nachdenklich: „Hm, hm. Stehen ein wenig ab, das ist nicht zu leugnen. Klein sind sie auch nicht. Haben mehr so etwas Männliches, so was Großes." Er ließ die Spiegel sinken und sagte gefaßt: „Es ist richtig. Unter diesen Umständen kann ich keine Tugend einsuggeriren. Bin ja selbst Verbrecher von Geburt. Was sind das für Zustände! Vom Schweinemeister bis zum Baron ist Alles belastet." Er ging sorgenvoll auf und ab, das Haupt gesenkt, so daß die Troddel seines rothen Fez nach vorn fiel und sein Gesicht beschattete. Sebaldus und Martha flüsterten miteinander, indem ihre Blicke respectvoll den Schritten des Majoratsherrn folgten. Es waren feierliche Minuten. Aber selbst dieser Krisis war das Feldherrentalent des Barons gewachsen. Er blieb stehen, sah scharf prüfend in Marthas hübsche Augen und fragte mit Nachdruck: „Wo befindet sich meine Gemahlin?"

„Die Kinder sollen eben gebadet werden," war die Antwort.

„Wohl, wohl!" fuhr der Baron fort. Martha Blanck, ist Ihnen bekannt, wo der Heidsiek Monopol liegt? — Wohl! So nehmen Sie diesen Schlüssel und schaffen uns drei Flaschen Heidsiek, sowie noch zwei Spitzgläser zur Stelle. Es ist Eile geboten!"

Martha lief hurtig hinaus. Der Baron blieb vor Sebaldus stehen und fragte: „Candidat, gerade herausgesagt: mögen Sie Heidsiek?"

Ueber das Gesicht des Herrn zog ein wohlgefälliger Schein, und er sagte milde: „Herr Baron, der Mensch soll Gottes Gaben nicht zu gering anschlagen."

„Sie sind mein Mann! Candidat, versprechen Sie mir, meine Kinder zu erziehen, wenn ich lebenslänglich kriege?"

„Ich verspreche es!" erwiderte der Candidat ernst, und der Baron sagte: „Nun ist mir leichter. Rin in's Verbrechen! Was meinen Sie zu 'ner Doppelehe, Candidat? Oder wissen Sie ein schöneres Verbrechen?"

Ehe sich Sebaldus aus seinem Entsetzen gesammelt hatte, schlüpfte Martha in's Zimmer, beladen mit drei Flaschen, wie es ihr befohlen war. Ein Spitzglas steckte in ihrem Täschchen. „Gleich bring ich das andere Glas," rief sie hastig und wollte wieder davon laufen. Aber Sebaldus hielt sie zurück, indem er ihre Taille umfaßte. „Lassen Sie gut sein, liebes Kind," sagte er wohlwollend, „es verschlägt mir nichts, mich jenes Wasserglases zu bedienen."

Der Baron, der sich mit den Flaschen beschäftigt hatte, rief: „Hände weg, Candidat! Mir nicht in's Gehege kommen!"

Verlegen ließ Sebaldus die Taille des lieblichen Kochlehrlings fahren. Der Baron hatte die Gläser gefüllt und winkte seine seltsame Zechgenossenschafft heran. Sebaldus sprach mit Würde: „Sei es vergönnt, das erste Glas auf des Herrn Barons moralische Gesundheit zu trinken."

„Prost!" antwortete Kortewitz. Sebaldus leerte sein Wasserglas auf einen Zug. Der Baron klopfte gönnerhaft Marthas Wange und sagte: „Das ist ein lustiger Bruder, was?"

„Ach ja," lispelte Martha schmachtend, „das hab' ich gar zu gern, wenn so ein frommer Mann auch 'mal lustig ist."

„Was da, gern haben!" rief der Baron streng, „der Kerl ist ja nicht belastet. Wir Belasteten halten zusammen." Damit wollte er den hübschen Kochlehrling umarmen, aber Martha wich zurück und wiederholte ihr „Herr Baron?"

Sebaldus sagte ernst: „Herr Baron, das ist nicht wohlgethan!" Kortewitz nöthigte mit gutem Erfolge zum Trinken. Der kleine Kreis kam in recht angeregte Stimmung. Sebaldus war unerschöpflich in lustigen Tafelreden. Dabei pflegte er den Kochlehrling, der immer gar so ausgelassen lachte, sanft in den Rücken zu klopfen, worauf der Baron stirnrunzelnd rief: „Hände weg, Candidat!" Bei der dritten Flasche schlug Kortewitz mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Schwerenoth, jetzt wird's mir zu bunt, Candidat! Merken Sie denn nicht, daß ich die Martha heirathen will?"

Martha kreischte laut auf, aber Sebaldus wiederholte ernsthaft: „Herr Baron, das ist nicht wohlgethan."

Vor Marthas Augen tanzten glänzende Bilder. „Frau Baronin soll ich werden," sagte sie, „o, das mag ich. Aber Sie haben ja schon eine Frau!"

„Meine Frau?" erwiderte der Baron, der gerade einschenkte, „die — die hab' ich entlassen."

„Gilt denn das auch?" fragte Martha.

„Versteht sich," log der Baron mit Ruhe. „Bei Euch Bürgerlichen natürlich nicht, aber bei uns Standesherren."

Der Candidat wiederholte sein nachgerade stereotyp klingendes „Herr Baron, das ist nicht wohlgethan."

Aber Kortewitz fuhr unerschüttert fort: „Kann Ihnen sagen, es war 'ne rührende Scene, Candidat. Es war an unserem letzten Hochzeitstage. Da sagte ich zu meiner Frau: Liebe Ursula, wir haben nun sieben Jahre glücklich mit einander gelebt. Mir genügt das."

„Ach!" seufzte Martha gerührt, „und was sagte die gnädige Frau?"

„Die hatte auch genug," erwiderte der Baron. „Da haben wir uns in aller Freundschaft geschieden."

„Aber die gnädige Frau ist ja noch hier?" fragte Martha argwöhnisch.

Der Baron wußte sie zu beruhigen: „Na, wer soll denn sonst den Haushalt führen? Sobald ich 'ne neue habe, zieht sie ab."

Der Candidat sah ein, daß er dem gottlosen Treiben seines Brodherrn nicht wehren konnte, und tröstete sich, indem er den Rest des Champagners austrank. „Also werd' ich wirklich Frau Baronin?" rief Martha, „aber dann muß ich doch einen Ring haben."

Der Baron zog seinen Trauring ab und steckte ihn Martha an den niedlichen Finger mit der Mahnung: „Aber wiedergeben!"

Martha fragte stutzig: „Was, ich soll ihn wieder hergeben?"

Der Baron erstickte ihre Zweifel in einem herzhaften Kusse. Dann stampfte er eine leere Flasche auf den Tisch und schrie: „Polterabend! Polterabend wollen wir feiern!" Er warf die Flasche im gewaltigem Bogen durch eine der kostbaren Spiegelscheiben in den Park.

Martha klatschte in die Hände und rief: „Tanzen! Frau Baronin will tanzen!"

„Los, Candidat!" befahl der Baron. „Ich bin zu alt zum Tanzen." Er stülpte dem Candidaten, der sanft lächelte, seinen rothen Fez auf's Haupt und drückte ihm eine leere Flasche in die Hand. „So," sagte er, „das ist ebenso gut wie ein Blumenbouquet. Balancez, Candidat!" Er blies die Backen auf und brummte mit den Mundbewegungen eines Posaunenbläsers eine unverständliche Musik, indem er mit dem Tschibuk den Tact dazu schlug. Sebaldus und Martha Blanck führten einen Tanz auf, den nach der Behauptung des Candidaten einer seiner Amtsgenossen als Missionar auf den Karaiben hatte kennen lernen. Er war leicht zu erlernen, da er wesentlich aus Hüpfen auf einem Beine, Stampfen und Brüllen bestand, aber nicht ganz so leicht auszuführen, denn er dauerte länger als eine Viertelstunde. Der Baron hatte sich

Digitized by Google

zuletzt im Musiciren unvermerkt nach einer offenstehenden Seitenthüre hingeschlichen. Auf einmal sprang er wie ein Beute jagender Tiger in diese Thür und schleppte im nächsten Augenblick seinen Zögling Lange am Kragen herein. „Hängt ihn!“ schrie er dabei. „Er ist ein Spion! Hängt ihn! Er hat uns photographirt! Her mit dem Bilde!“

Nicht ohne ein verstohlenes Lächeln wies Lange die soeben vollendete Aufnahme der vergnügten Gruppe vor. Der Baron schlug eine fürchterliche Lache auf, so daß er Lange's Kragen losließ. Sebaldus trat heran und lachte gleichfalls; er war gut getroffen und sah lustig genug aus mit dem rothen Fez auf dem Haupte und der Flasche in der Hand. Aber es fiel ihm die Frage ein, welche Verfügung ein hohes Consistorium wohl in der Personalakte, den Candidaten der Theologie Sebaldus betreffend, erlassen würde, wenn es ihn in diesem Aufzuge sehen könnte. Er zog den Fez vom Haupte und gab ihn dem Baron zurück, damit er sich den Kopf nicht erkälte. Dann warnte er Herrn Lange, das Bild doch ja keinem Menschen zu zeigen.

Lange hielt die Platte hinter dem Rücken und sagte: „Was? Dies Bild soll kein Mensch sehen? Wo denken Sie hin? Das wird ausgestellt!“ Damit ging er nach der Thür hin.

Sebaldus stand einen Augenblick erstarrt, dann stürzte er dem jungen Oekonomen nach und rief: „Auf ihn! Haltet ihn, Festgenossen!“ Aber es war zu spät. Lange warf die Thür hinter sich zu und schloß sie ab.

Sebaldus hämmerte wie toll mit einer Flasche an der Thür und brüllte: „Diebe! Räuber! Feuer!“

Der Baron ergriff gleichfalls eine Flasche und half dem Candidaten hämmern und schreien. Martha eilte hurtig auf die Freitreppe und rief in den Park: „Diebe! Räuber! Feuer!“ Wie es uns die Geschichte in so manchen Beispielen vor Augen führt, so geschah es auch hier. Der Siegestaumel beschleunigte die unvermeidliche Katastrophe. Die Baronin, die den entsetzlichen Lärm der letzten Minuten gehört hatte, stand im Glassaale und klopfte ihren Eheherrn auf die Schulter. Mit einem Schlage war Alles verändert. Der Baron erkannte, daß sein Geschick sich vollzog, und stand, ein schönes Bild männlicher Gefaßtheit, schweigend vor seiner Gemahlin. Sebaldus hatte sich auch umgewandt, aber er hatte für den Augenblick seine Fassung verloren und murmelte Unzusammenhängendes. Die Baronin fragte mit einer Ruhe, die nicht ganz wohlthuend wirkte, was dies Alles zu bedeuten hätte. Kortewitz erwiderte unbefangen: „I, das hat gar nichts zu bedeuten. Was, Candidat?“

„Nicht die geringste Bedeutung, Frau Baronin!“ pflichtete Sebaldus treuherzig bei. Dann aber fand er seine Besonnenheit wieder und sagte: „Wenigstens keine unerfreuliche Bedeutung, gnädige Frau Baronin. Ist es doch meinem Zuspruche gelungen, den Herrn Baron von der Verwerflichkeit der Lehre von der erblichen Belastung bestens zu überzeugen. Nicht so, Herr Baron?“

„Versteht sich, Alles dummes Zeug!“ erklärte Kortewitz.

Die Baronin seufzte: „Nun, wenn das ist, mag ja Alles gut sein. Was wollen wir aber den Leuten sagen, die Du entlassen hast?“

„Denen halt' ich eine Rede!“ sagte der Baron und wollte hastig von dannen. Aber er mußte nun auch die Hefe des Bechers auskosten. Er stieß gegen Martha, die mit großen Augen in der Thür stand. Sie schrie ihn an: „Was ist denn das? Sie sind also gar nicht geschieden, Herr Baron? Das ist ja eine Gemeinheit!“

„Eine große, große Sünde!“ fügte Sebaldus bedenklich hinzu.

Die Baronin fragte streng: „Was fällt Ihnen denn ein? Wie können Sie sich unterstehen, von Gemeinheit zu reden? Und seit wann ist es denn eine Sünde, daß wir nicht geschieden sind?“

Martha sagte wüthend: „Ich sehe schon, ich bin schändlich betrogen. Aber ich will mein Recht schon kriegen. Ich habe Beweise!“ Damit hielt sie den Finger hoch, an dem der Ring des Barons glänzte.

„Dein Trauring, Fritz!“ rief die Baronin tief gekränkt.

Der Baron betrachtete den Ring und sagte mit gut gespielter Ueberraschung: „Was Teufel, das ist wahrhaftig mein Trauring!“

Aber selbst dieser feine Schachzug konnte seine Niederlage nicht länger aufhalten. „Du brauchst mir nichts mehr zu erklären, Fritz,“ sagte die Baronin. „Was verlangen Sie für den Ring, Martha?“

„Unter tausend Thaler thu' ich's nicht,“ erklärte Martha trotzig; „er hat mir ja die Ehe versprochen!“

Der Baron fuhr sie an: „Tausend Thaler? Sind Sie des Teufels? — Soviel hab' ich ja damals nicht mal der Gouvernante gegeben.“

Die Baronin fiel ihm in's Wort: „Lassen wir das, Fritz, es ist besser. Wenn Du ihr wirklich die Ehe versprochen hast“ — sie sah den Candidaten an, der gramvoll Bejahung nickte — „so müssen wir eben ein Geldopfer bringen. Möge es das Letzte sein.“

Der Baron sagte: „Meinetwegen, ich will Dir das Opfer bringen. Aber tausend Thaler sind zu viel. Candidat, reden Sie ihr doch mal in's Gewissen!“

Sebaldus schritt gravitätisch auf Martha zu und flüsterte mit ihr. Dann sagte er laut: „Wenn es mir vergönnt ist, einige Worte unter vier Augen mit ihr zu reden, möchte ich es wohl unternehmen, sie von ihren übertriebenen Ansprüchen abzubringen.“

Martha schwieg hartnäckig still. Die Baronin, die über dem unermeßlichen Frevel ihres Mannes das Toben und Brüllen des Candidaten gänzlich vergessen hatte, drückte diesem die Hand und sagte: „Thun Sie das, lieber Sebaldus. Gottes Segen über Ihre Bemühungen! Wir suchen indeß Herrn Lange auf, damit er die Ansprache an die Entlassenen hält.“ Sie verließ den Glassaal, ohne ihren Eheherrn eines Blickes zu würdigen. Er folgte ihr, ein besiegter Mann. Er überließ es ihr auch, Lange zu instruiren, und drückte nur den Wunsch aus, er möge die Bestrebungen des Professors Lombroso, als immerhin lobenswerth, nicht unerwähnt lassen, auch den Leuten für den Abend ein Faß Bier in Aussicht stellen.

Lange mußte seine Sache gut machen. Man hörte verschiedene „unentwegt“ und „voll und ganz“, und am Schlusse rief eine Stimme: „Unser Herr Baron soll leben!“ worauf eine andere Stimme hinzusetzte: „Un sin Fründ Lombrosig ok daneben!“ Kortewitz erschien am Fenster und winkte mit der Hand, was einen großartigen Eindruck machte. Die guten Leute da draußen ahnten ja nicht, was der Herr Baron gerade eben von der Frau Baronin zu hören bekommen hatte.

Sebaldus berichtete von seiner Mission völlig verstört: „Gnädige Frau Baronin“ (als ob den Baron die ganze Sache nichts anginge), „das ist eine schreckliche Begebenheit. Das Herz dieses Mädchens ist dermaßen verstockt, daß meine Ermahnungen sie immer noch mehr aufgestachelt haben.“

„So besteht sie auf ihrem Verlangen?“ fragte die Baronin mit einem Strafblick auf ihren Gatten.

„Das nicht“, erwiderte Sebaldus, „sie verlangt nunmehr das Doppelte, mithin sechstausend Mark.“

Der Baron fuhr auf und rief: „Donnerwetter! Ist die Person verrückt?“ Sebaldus erklärte milde, daß er Spuren des Irrsinns nicht an ihr wahrgenommen hätte. Der Baron sagte kalt: „Es ist gut. Die Henkelohren behalten recht. Ich schwöre es ab.“

Sebaldus schüttelte bedenklich den Kopf und meinte: „Nach meiner geringen Rechtskenntniß möchten der Herr Baron schwerlich zum Eide zugelassen werden, wenn sich das Mädchen auf mein Zeugniß beruft.“

„I was“, sagte Kortewitz, „diese Gesetze kennt kein Jurist besser als ich. Keinen Heller kann sie verlangen und den Ring muß sie herausrücken.“

Die Baronin, die bisher nachdenklich dagesessen hatte, erhob sich und sagte mit Ansehen: „Machen wir der Sache ein Ende. Der Scandal soll um unserer Kinder willen vermieden werden, und Dein Trauring darf nicht in ihren Händen bleiben. Hole das Geld, Fritz.“

Kortewitz beeilte sich, diesem so gemessen ertheilten Befehle zu gehorchen. Seine Niederlage war ohne Gleichen in der Geschichte. Martha erhielt ihre sechstausend Mark und zugleich die Anweisung, Bornhagen binnen einer Stunde zu verlassen. Der Wagen sollte bis zur Bahnstation fahren.

„Meinetwegen“, sagte sie hochmüthig, „ich könnte ja freilich noch ein Vierteljahr bleiben, aber ich will's Ihnen schenken. Es schickt sich doch nicht mehr für mich.“ Damit ging sie stolz aus der Thür. Kortewitz konnte sich nicht enthalten, ihr mit einem Ausdrucke des Bedauerns nachzusehen, von dem zweifelhaft sein mochte, ob er der hübschen Martha oder seinen Scheinen galt.

Frau Ursula warf einen scharfen Blick auf ihren Mann und sprach die Befürchtung aus, die freche Person möchte sich anders besinnen und gar nicht abreisen. Sebaldus erklärte sich bereit, mit ihr bis zur Bahnstation zu fahren und zu warten, bis sie abgereist wäre. Die Baronin drückte ihm die Hand und sagte beinahe zärtlich: „Das wollten Sie thun, lieber Sebaldus? O, wie ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin.“ Bescheiden lehnte der Candidat allen Dank ab. Er hätte selbst mannigfaltige Einkäufe in der Stadt zu machen. Allerdings, setzte er verlegen hinzu, wäre es mit seiner Casse nicht zum Besten bestellt. Sein Gehalt wäre erst nach drei Wochen fällig.

„Aber natürlich!“ rief die Baronin zartfühlend. „Fritz, Du zahlst wohl dem Herrn Sebaldus sein Gehalt aus.“

Kortewitz gehorchte mit einem unverständlichen Gebrumm. Er sah trübe in die Zukunft. Während der Baron mit seiner Familie beim Mittagessen saß, rollte der Wagen davon. Das Mahl verlief in unbehaglichem Schweigen. Die Baronin hatte rothgeweinte Augen, der Baron Kopfschmerzen. Als der Nachmittagskaffee genommen wurde, kam der Wagen leer von der Stadt zurück. Der Kutscher überreichte Kortewitz einen Brief. „Donnerwetter!“ platzte der Baron heraus und warf den Brief auf den Tisch. Die Baronin las:

Ihre Verlobung zeigen hocherfreut an:
Martha Blanck — Berthold Sebaldus.

Nachdem sich Kortewitz von der ersten Ueberraschung erholt hatte, lachte er, daß die Wände zitterten und sein Gesicht einen bräunlichen Schein annahm. Frau Ursula lachte nicht.

Aus der Hauptstadt.

Eine Dreiclassenwahl.

Wer die Curiositäten des preußischen Wahlrechts an einem classischen Beispiel kennen lernen wollte, mußte am 6. November nach Köpenick gehen. In diesem märkischen Städtchen, das vor einem halben Jahr-

Digitized by Google

hundert ein nicht übel ausgewählter Mittelpunkt für die beiden ländlichen Kreise Teltow und Beeskow-Storkow war, hatten sich nach dem alterthümlichen Wahlgesetz die Wahlmänner aus all' den stattlichen Ortschaften vor den Thoren Berlins zu versammeln, die inzwischen auf dem Boden der ehemaligen Dörfer und Kleinstädte erwachsen waren. Die Bewohner der Großstadt Charlottenburg, darunter die Bürger von Berlin W (welches zu einem großen Theile auf Charlottenburger Boden steht und in Charlottenburg „der Osten" genannt wird), entsenden ihre Vertreter in das unberühmte Städtchen, das Fernerstehenden höchstens um der Thatsache willen bekannt ist, daß hier im Jahre 1730 das Kriegsgericht über Friedrich den Großen, den damaligen Kronprinzen, und seinen unglücklichen Genossen Katte abgehalten wurde.

Es bedarf ganz außerordentlicher Veranstaltungen, um den Menschenzusammenfluß, den in diesem Wahlkreise eine Wahlmännerversammlung bedeutet, zu bewältigen. Als man die Kreise Teltow und Beeskow-Storkow zusammenlegte, um sie zu einem Landtags-Wahlkreise zu vereinigen, hatten sie zusammen gegen 100 000 Einwohner, und wählten nach dem Satze von einem Wahlmann auf 250 Seelen im Ganzen etwa 400 Wahlmänner. Diesmal entsandte die aus jedem Kreisverbande ausgeschiedene Großstadt Charlottenburg allein über 500; das jüngst zur Stadt erhobene Schöneberg, das einstweilen noch dem Kreise Teltow angehört, 230; Rixdorf ungefähr ebenso viel u. s. w. u. s. w. Für Charlottenburg und den Kreis Teltow mußte ein eigener Extrazug bewilligt werden, der über die Berliner Stadtbahn geführt wurde. Es stellte sich aber heraus, daß derselbe nicht genügen würde, und es wurde noch ein zweiter Extrazug vorgelegt. Aus der entgegengesetzten Richtung im Kreise Beeskow-Storkow kamen manche Wahlmänner in Verlegenheit, weil an dem Orte des wichtigen Ereignisses weder Schnell- noch Personenzüge, sondern nur Vorortzüge halten, und es von diesen Gegenden aus keine andere Möglichkeit gab, als über Köpenick hinaus nach Berlin hin und dann mit einem Vorortzuge nach Köpenick zurückzufahren.

Eine weitere Schwierigkeit entstand dadurch, daß in dem Orte, der gesetzlich als Wahlort festgelegt ist, ein Raum, der eine derartig riesenmäßige Versammlung fassen könnte, überhaupt nicht besteht. Köpenick besitzt einen für seine Verhältnisse sehr großen Saal in einem dortigen Restaurant, der zuweilen zu Theatervorstellungen benutzt wird. Er konnte nur etwa die Hälfte der Versammlung fassen. Der Rest mußte sich mit Plätzen auf den Gallerien begnügen. Als die liberalen Wahlmänner aus dem Local, in welchem sie ihre Vorversammlung abgehalten hatten, in das Wahllocal kamen, fanden sie fast alle Plätze im Saale selbst von den Conservativen besetzt, die hier eine Parteiversammlung abhielten. Im Begriff in den Saal einzutreten oder wenigstens sich auf den Gallerien Plätze zu sichern, vernahmen sie von einem auf der Theaterbühne stehenden Redner Angriffe auf die liberalen Candidaten, witzig sein sollende Anspielungen auf ihren bürgerlichen Beruf u. A. m. Selbstverständlich wurde darauf mit unwilligen Aeußerungen über diese Besetzung des Wahllocals geantwortet. Und da eine halbe Stunde vor Beginn der Wahlhandlung jeder Wahlmann das Recht zu haben glaubt, den Saal zu betreten, macht sich das Verlangen nach Schluß in unaufhörlichen Rufen geltend, die der Redner zuerst zu übertönen sucht, bis endlich das erlösende „Hoch" auf die conservativen Candidaten ausbricht, in welches die liberalen Wahlmänner, um den herbeigesehnten Schluß recht kräftig zu documentiren, schnell entschlossen einstimmen.

Der Friede ist hergestellt, und der Wahlkampf kann sonach beginnen. Der Wahlcommissar Landrath Stubenrauch, ein für diese schwere Aufgabe offenbar eigens ausgesuchter Mann von seltener Körperstärke, eröffnet die Versammlung und leitet die Entscheidung über die eingegangenen Wahlproteste mit soviel Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, daß sich die erregten Gemüther nach und nach besänftigen. Zudem fehlt es nicht an drolligen Einzelheiten, die zur Erheiterung beitragen. Beim Landtage ist nicht wie beim Reichstage der einzelne Wahlvorsteher in jedem der kleinen Wahlbezirke auf die Verkündung des Resultats beschränkt. Das indirecte Wahlsystem bringt es mit sich, daß er die Wahlhandlung in viel umfassenderem Maaße leiten und nöthigenfalls auch eine Neuwahl muß anordnen können. In einer Ortschaft hatte es sich ereignet (was zuweilen vorkommt), daß dieselben Urwähler einen conservativen und einen liberalen Wahlmann gewählt hatten. Der Conservative nahm die Wahl an; der Liberale lehnte ab. Darauf erklärte der Wahlvorsteher, daß er nunmehr „für den Liberalen" eine Nachwahl vornehmen werde; hierbei lasse er selbstverständlich nur die Wähler zu, die liberal gewählt haben. Das Bemerken des Commissars, daß eine solche Wahl doch wohl ungiltig sein müsse, galt als durch die allgemeine Heiterkeit der Versammlung schon genügend zum Beschluß erhoben. — Eine überaus schwierige Frage tauchte Angesichts der Charlottenburger Urwahlen auf. Nach dem Gesetz (wie man ja wohl die octroirte Verordnung vom 30. Mai 1849 nennen muß), werden die Wahlmänner „in Urwahlbezirken" gewählt, und es ist „auf jede Vollzahl von 250 Seelen ein Wahlmann zu wählen." Der Magistrat von Charlottenburg hatte danach die Zahl der Wahlmänner für die ganze Stadt bestimmt und sie auf die einzelnen Bezirke verhältnißmäßig vertheilt. Dadurch waren auf manchen Bezirk mehr Wahlmänner gefallen, als ihm nach seiner eigenen Seelenzahl zugekommen wären. Der Commissar war der Meinung, daß das Verfahren zweifellos dem Gesetze nicht entspreche, schlug aber vor, Angesichts der großen Schwierigkeiten, mit denen gerade Charlottenburg zu kämpfen habe, aus Billigkeitsgründen von einer Ungiltigkeitserklärung Abstand zu nehmen. Als einige Redner zur Sache das Wort ergriffen, ohne daß sich geradezu Widerspruch geregt hatte, erklärte der Commissar, er werde darauf hin dies als den Willen der Versammlung ansehen, und fügte als Begründung, mit verzweiflungsvoll-höflicher Handbewegung auf die überfüllten Gallerien, hinzu: „angesichts der Unmöglichkeit (!), eine Abstimmung vorzunehmen". Daß der Charlottenburger Magistrat die Eintheilung gesetzwidrig (wenn auch dem Herkommen entsprechend) gemacht hat, ist wohl nicht zu bestreiten. Wie er sie aber unter den dortigen Verhältnissen hätte machen sollen, wird wohl keines Menschen Witz ergründen können. Nach dem Reglement soll nämlich die Bevölkerungszahl der letzten Volkszählung maaßgebend sein. Nach dieser (1895) hatte Charlottenburg 132 382 Einwohner. Heute zählt es bereits rund 170 000 d. h. es ist in 3 Jahren um eine Bevölkerung, die der Größe einer Stadt wie Koblenz entspricht, gewachsen. Diese Bevölkerung vertheilt sich zu einem erheblichen Theil auf Bezirke, welche bei der letzten Volkszählung überhaupt noch unbewohnt waren. Wie hätten diese Bezirke eigentlich gesetzmäßig gebildet werden sollen? Solche Schwierigkeiten kommen zwar vereinzelt in jeder Großstadt vor. Aber an derartig grundstürzende Unterschiede zwischen Volkszählung und wirklicher Bevölkerung hat man bei Einführung dieses Wahlsystems nicht gedacht, und bei der Erneuerung des Reglements hat man sich wohl gehütet, an diesen Punkt zu rühren. — — — — —

Unter den Wahlmännern ist das Hauptgespräch, wie lange die Arbeit wohl dauern werde. Es werden Berechnungen angestellt, wie viel Zeit die Abstimmung erfordere, wenn, wie man annimmt, ziemlich alle Wahlmänner erscheinen. In den vorbereitenden Verhandlungen hatten die conservativen und die vereinigten liberalen Parteien Versuche gemacht, die Siegeswahrscheinlichkeit zu berechnen. Aber Alles war daran gescheitert, daß man (auch eine der Eigenthümlichkeiten dieses Wahlsystems), nicht einmal die Gesammtzahl der gewählten Wahlmänner genau wußte. Die Angaben schwankten zwischen 1714 und 1880. Das amtliche Verzeichniß führte dann 1911 auf. Seit der Drucklegung desselben sollten aber noch Nachwahlen stattgefunden haben, deren Zahl man auf etwa 80 angab, sodaß in der That ziemlich genau 2000 Wahlmänner gewählt worden sein müßten. (Ganz genau weiß man es bis heute nicht). Nun rechnete man aus, wenn die Abgabe und Protocollirung jeder Stimme auch nur $^1/_4$ Minute dauerte, so müßte die Durchstimmung 500 Minuten erfordern. Da das Reglement nicht gestattet, daß der Wahlmann die beiden Candidaten, denen er seine Stimme geben will, gleichzeitig nennt, sondern für zwei Abgeordnete zwei getrennte Wahlgänge verlangt, so würde das im Ganzen 1000 Minuten, d. h. etwa 17 Stunden betragen, und da die Versammlung um 11, die Abstimmung etwa $^1/_2$ Stunde später begonnen hatte, so mußte man sich auf eine Tagung bis zum Morgengrauen gefaßt machen ... Die Abstimmung beginnt. In die verschiedenen durcheinanderschwirrenden Gespräche schmettert die kräftige Stimme des Landraths hinein, welche die einzelnen Ortschaften aufruft und dann schnell hintereinander einen Namen nach dem andern verliest. Das Reglement schreibt zwar vor, daß der Protocollführer „den vom Wahlmann genannten Namen" eintragen müsse. Aber aus Angst vor der Endlosigkeit der Wahlhandlung setzt man sich über den Wortlaut der Bestimmung hinweg und begnügt sich mit einem bloßen Zeichen, wie es scheint, dem Anfangsbuchstaben. Der Agrarier Ring-Düppel steht gegen den Nationalliberalen Ströhler. Flink wird ein R oder S hineingeschrieben, und schon steht der nächste Wahlmann da. Wie ein Bach fließt die Wahlmännerreihe am Wahltisch vorüber. Mit dem Secundenzeiger in der Hand stellen einige Wahlmänner fest, daß in der Minute nicht vier, sondern zehn Wahlmänner absolvirt werden, d. h. der Wahlcommissar arbeitet mit einer Schnelligkeit von 0,1666 in der Secunde. Jetzt achtet Alles mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Reihenfolge der Ortschaften, um den eigenen Aufruf nicht zu versäumen. Um den Anwesenden die Möglichkeit zu gewähren, mit einem Verzeichniß in der Hand die Stimmenabgabe und später die Stimmenzählung zu controliren, schreibt das Reglement vor, daß die Wahlmänner nach der Reihenfolge desselben Verzeichnisses aufgerufen werden, welches amtlich publicirt worden ist. In diesem Verzeichniß waren die Wahlmänner innerhalb jeder Ortschaft nach der geographischen Reihenfolge der Urwahlbezirke aufgeführt worden. In dieser Reihenfolge wäre die Wahl zur Unmöglichkeit geworden. Denn da bei der Unruhe einer derartigen unbeschäftigt dasitzenden Menschenmasse die Namen nur in ungefähren Lauten zu verstehen waren, so gab es keine andere Möglichkeit, als die alphabetische Reihenfolge zu wählen, damit der Einzelne, wenn er einmal einen Namen verstand, an dem Anfangsbuchstaben erkennen konnte, ob der seinige etwa bald herankommen müßte. Selbst die Reihenfolge der Ortschaften mußte der Vorschrift zuwider geändert werden. Jedem Wahlmann wurde ein gedrucktes Verzeichniß der neuen Reihenfolge der Ortschaften in die Hand gegeben. Jetzt wird die Ansicht laut, daß eine derartige Abweichung von der vorschriftsmäßigen Reihenfolge die ganze Wahl ungiltig mache. Aber jeder Versuch, sich mit einer Meldung „zur Geschäftsordnung" Gehör zu verschaffen, scheitert. Ein Wahlmann, der zu diesem Zwecke das Podium betritt, um sich ordnungsmäßig zum Worte zu melden, wird von dem verzweifelten Landrath, der mit dem Namensaufruf einen fürchterlichen Kampf gegen ein Stimmengewirr zu führen hat, wie ein Ruhestörer hinweggewiesen. Unaufhörlich treten neue Ortschaften an und stellen sich in den Gang, der zum Podium führt. Wahlmänner, die durch die harrenden Ortschaften hindurch müssen, weil ihr Namensaufruf unmittelbar bevorsteht, können sich nur mit kräftigen Ellenbogen Platz verschaffen. Mehr als einmal erschallt auf den

Digitized by Google

Namensaufruf die Antwort: „Hier! aber ich kann nicht durch!“ dazwischen die Rufe: „Tische und Stühle 'raus!“ Gegenrufe: „Wir sind nicht verpflichtet zu stehen, wir können verlangen, daß uns Stühle geschafft werden.“ Jetzt tritt eine Gruppe von Wahlmännern zusammen und bespricht sich darüber, daß man sich vorbehalten müsse, gegen eine solche Wahl Protest zu erheben, da man ja gar nicht mehr wisse, ob man aufgerufen sei oder nicht. Eine kräftige Stimme schallt durch den Saal: „Hier ist kein Name mehr zu verstehen!“ „Seien Sie ruhiger, so werden Sie auch die Namen besser hören,“ tröstet der Landrath halb unwillig, halb gemüthlich. Beeskow-Storkow hat zu Ende gestimmt, der Charlottenburger Namensaufruf hat angefangen mit dem Patriarchen „Abraham,“ dem auch in alphabetischer Reihenfolge der Vortritt gebührt. Vorsichtige Männer suchen sich einen Platz in der Nähe des Ganges zu sichern, wenn sie auch der zweiten Hälfte des Alphabets angehören mögen. Da sieht man am Eingange des Saales einen ehrwürdigen Greis mit langem weißem Haar. Es ist der 82jährige Mommsen, der Ehrenbürger Charlottenburgs, der, von zwei jüngeren Wahlmännern escortirt, durch das Gedränge geleitet wird und einen Platz hinter dem Treppengeländer erhält, wo er einigermaßen geschützt, stehend erwartet, bis er seinen Namensaufruf hört. Unaufhörlich melden sich Wahlmänner, die ihren Namensaufruf nicht gehört haben. Obgleich das Reglement nur bei den Urwahlen eine nachträgliche Stimmabgabe zuläßt, bei den Abgeordnetenwahlen aber darauf besteht, daß der „aufgerufene“ Wahlmann sofort stimmt, so sieht doch der Commissar keine andere Möglichkeit, als die Nachzügler zuzulassen; ja er fragt sogar (wie bei den Urwahlen) vor Schluß der Abstimmung, ob etwa noch Jemand stimmen wolle. Eine menschlich schöne Rücksichtnahme, die auch aus andern Wahlkreisen erzählt wird. — Allmälig wird der Saal etwas leerer, der Ellbogenkampf wird desto energischer in den umliegenden Restaurants fortgesetzt. Die Ortschaften des Kreises Teltow, die bis zuletzt bleiben müssen, zünden eine Cigarre nach der andern an und entwickeln eine Atmosphäre, die zu unaufhörlichen Witzen auf den Landrath Stubenrauch Anlaß giebt. Endlich um 3 1/2 Uhr ist nach vierstündiger Arbeit der Namensaufruf beendigt. Der Stentor von Landrath hatte ausgehalten und sich nur sehr selten vertreten lassen. Die Zusammenzählung der Stimmen dauert allein 3/4 Stunden. Um 4 1/4 Uhr wird das Resultat verkündigt. Es sind 1855 Stimmen abgegeben worden. Davon entfallen auf Oberamtmann Ring-Düppel 1049, auf den Eisenbahndirector Ströhler 795 Stimmen, zersplittert 11. Unter Bravorufen der conservativen Partei geben sich die liberalen Wahlmänner, wo sie sich in größeren Gruppen zusammenschaaren, das Wort, auch im zweiten Wahlgange auszuhalten, was nicht hinderte, daß ein paar hundert, zum großen Theile wohl isolirte (es giebt in diesem Wahlsystem ja auch Wahlmänner, die ihr Mandat nur sich selbst verdanken) die Geduld verlieren und abreisen. Wer gestimmt hat, stürzt an den Bahnhof, um den nächsten Vorortzug zu benutzen. Denn für die Rückreise giebt es keinen Extrazug. Die Liberalen sind nicht besonders niedergeschlagen. Denn daß eine mit so viel „Unregelmäßigkeiten“ verlaufene Wahlhandlung vom Abgeordnetenhause cassirt wird, kann selbst unter unseren Verhältnissen kaum zweifelhaft sein.

Zwei gelehrte Wahlmänner hört man eine Unterhaltung über die römische Centurien-Verfassung führen. Es soll eine ganze Literatur darüber geben, daß die Centurien-Abstimmung, wie sie überliefert ist, so voller Unmöglichkeiten sei, daß sie nicht existirt haben könne; es müsse unserer Ueberlieferung noch irgend ein ergänzender Theil fehlen. Sie sind einig darin: Wenn man die Verfasser dieser Bücher zur Dreiclassen-Wahl nach Köpenick schicken würde, sie würden Alles widerrufen, und würden daraus, daß ein Abstimmungssystem noch so unsinnig und noch so lächerlich sein mag, niemals wieder folgern, daß es nicht existirt haben könne.

Spectator.

Prell's Cyklus für die Römische Botschaft.

Die diesjährige Große Berliner Kunstausstellung hatte nahe vor Thoresschluß noch ein Werk zur Schau gestellt, das in mehr als einer Beziehung eine besondere Würdigung beanspruchen darf; es waren die Bronzegruppen und Wandgemälde aus der nordisch-deutschen Mythologie von Hermann Prell, die unser Kaiser für den Thronsaal im deutschen Botschaftspalast zu Rom bestimmt hat. Den Jahresmythos der Erde hat der Künstler in seinem großen Werke zur Darstellung gebracht. Die Bronzegruppe über dem Eingangsportal zeigt in nachsinnender Stellung an Mimirs Brunnen, aus welchem die älteste Kunde der Schöpfung quillt, die Göttin Saga; über ihrem Haupte erblickt man in einer Cartouche Heimdal, den Wächter der Götterstadt Asgard, mit dem Giallarhorn, dessen Ton durch alle Welten erschallt. Hieran schließt sich das große Frühlingsgemälde oder vielmehr das Bild des kommenden Frühlings; denn noch schläft Gerda, die Erde, in der Hut der Winterriesen. Aber schon ist Freyr, der Sonnengott, mit seinem Diener Skirnir gekommen, um die Geliebte aus dem Banne der grimmen Hrymthursen zu befreien. Er ist vom Pferde gestiegen, ihm zur Seite hält Skirnir hoch zu Roß; vor ihm ist ein Gewässer, und jenseits desselben, auf einem Rasenhügel, lagern und stehen drei Schwanenjungfrauen, die ihn auffordern, Gerda aus den Fesseln der Riesen zu befreien. Die nackte Gestalt Freyr's erscheint wie die personificirte Einfalt, nichts von übermenschlicher Größe und Erhabenheit, nichts von göttlicher Kraft und Schönheit, so daß man wohl zweifeln könnte, ob dieser unbewehrte schlichte Jüngling den furchtbaren Kampf mit den grimmen Riesen siegreich bestehen werde. Unsagbar lieblich aber nehmen sich die Schwanenjungfrauen unter den frisch belaubten Birken aus, und über das Ganze ist ein zauberschönes Himmelslicht ausgegossen. Wohl schläft Gerda noch im Banne der finstern Mächte, aber gewiß träumt sie schon von dem Kusse des Geliebten und von den Blumen, die alsbald unter ihren Füßen erblühen werden. — Ganz anders wirkt das zweite große Gemälde, der Sommer. Himmlische Ruhe und Schönheit dort, hier tosender Kampf, wohin das Auge blickt: Kampf der Elemente, Kampf der göttlichen Mächte mit den Mächten der Finsterniß, den Riesen, welche mit ungeheuern Felsblöcken Erde und Himmel angreifen, um sie in ein Chaos zu verwandeln. Im Hintergrunde sitzt ein graues Riesenweib — die Hel? —, welche ihre Getreuen zum Kampfe anfeuert. Wiederum ist es Freyr, der mit flammendem Schwerte, dem Symbol der Sonne, von Walküren begleitet und von Gerda und ihren Frauen zum Kampfe angefeuert, auf windschnellem Rosse wider die Riesen anstürmt. Schön sind Gerda und die göttlichen Frauen, furchtbar die Unholde, kampfsprühend die Walküren, aber der göttliche Freyr erscheint nicht als der gewaltige Sonnengott, der diese Ungeheuer der Nacht zerschmettern könnte. An seiner Stelle müßte Asathor, der Donnerer, stehen, gewaltiger als die Riesen, von Blitzen umflammt, den Miölnir in der Faust, schrecklich und übermächtig, wie ihn die Edda wieder und wieder im Kampfe mit den Riesen schildert. — Das Winterbild zeigt uns den Künstler wieder auf der Höhe seines Könnens. Im Mittelpunkt des großen Gemäldes sitzt auf einem Felsen im Meere die trauernde Gerda; Wasserfrauen erheben sich aus den Wogen und beklagen mit dem Sänger, der den zerrissenen Saiten seiner Harfe keinen lieblichen Accord zu entlocken vermag, das Loos der Göttin, die nun wieder in der Gewalt der Winterriesen sich befindet. Blutigroth sinkt die Sonne in das dunkle Meer; rauhe Spätherbstluft spinnt über der Küstenlandschaft und streicht über die kalten Wogen; den Beschauer fröstelt's; ihn ergreift wie den Sänger tiefes Weh beim Anblick der sterbenden Natur. Doch siehe! zur Rechten steht die erhabene, die wissende Norne, ein Kindlein, den künftigen Frühling, auf dem Arme. Sie erinnert an die Madonna mit dem Jesusknaben, dem verheißenen Gottessohne, welcher der Menschheit den ewigen Frühling bringt. Die Analogie springt in die Augen, und doch ist's hier weder Zufall noch Nachahmung, sondern die Verbildlichung derselben Grundidee, welche beiden: dem Christenthum und unserm Mythos, zu Grunde liegt. Hier in diesem Bilde zwar bezieht sich's nur auf das Vergehen und Werden im Kreislauf des Jahres, aber wir wissen, daß der schöpferische Genius unserer Ahnen dabei nicht stehen geblieben ist; das kurze Naturjahr der zwölf Monate hat er zum großen Weltenjahr, den gewöhnlichen Winter zum Fimbulwinter, den Kampf der Götter mit den Hrymthursen zum letzten großen Weltenkampfe, zum Kampfe des Guten mit dem Bösen, des Lichts mit der Finsterniß, zu dem gewaltigen Ringen der schuldigen Götter mit den Unholden der Vernichtung ausgestaltet, worin Alles, was der Schuld verfallen war, untergehen mußte: Götter und Menschen, die blutbefleckte Erde und selbst die Sonne, um dann: entsühnt, gereinigt, verklärt, wiedergeboren zu werden zu neuem Leben in den Strahlen einer neuen Sonne.

Wir haben also in unserm Mythos den tiefen Ideengehalt sowohl, wie den Ideengang des Christenthums: Paradiesesunschuld, da die Götter auf dem grünen Idafelde glücklich wie Kinder mit goldenen Täfelchen spielten, Verstrickung in Schuld und Sünde, als Folge davon Leiden, Kampf, Tod und Gericht, und endlich Entsühnung und Wiedergeburt zu neuem Leben in einer bessern Welt. Verglichen mit unserm Mythos, ist der griechische seicht und gedankenarm, obwohl, unter einem sonnigeren Himmel geboren und von großen Dichtern und Künstlern ausgebaut, in der Form anziehender und reizvoller, als die dunkeln Dichtungen der Edda. „Nirgends — sagt Ernst Eberhardt — sind so tiefe Blicke in das Wesen des Lebens und in den Gang der Entwickelung der Menschheit gethan, als in dem deutschen Mythos, und es ist erstaunlich, daß die Deutschen an diesem Erbe ihrer Väter so lange achtlos vorübergehen konnten. Was unserm Mythos bisher am meisten im Wege gestanden hat, das ist die griechische Mythologie, die sich noch immer in unsern Schulen, in unserer Kunst und sonst im Leben über Gebühr breit macht; derart, daß es viele Deutsche giebt, die es für eine Schande halten, in der griechischen Mythologie nicht Bescheid zu wissen, sich aber durchaus nicht bedrückt fühlen, daß sie den nationalen Mythos nicht kennen. Man hat sogar mit einer gewissen Verachtung auf unsern Mythos herabgeblickt, als auf etwas Formloses, Rohes, und doch ist der deutsche Mythos nicht nur unser ehrwürdigstes Denkmal, sondern er ist auch ungleich gehaltvoller als der griechische, der sich an Tiefsinn nicht entfernt mit ihm messen kann.“ — So wird von allen Kennern die Herrlichkeit dieses unsers kostbarsten Nationalschatzes anerkannt, dessenungeachtet genießt nach wie vor in unsern Schulen und Kunstwerkstätten die griechische Mythologie den Vorzug. Das ist traurig und für unser Volk beschämend, aber es wird daran so lange wohl nichts geändert werden, bis der deutsche Kaiser, unbekümmert um die tausend Bedenken der classischen Philologen, unsern Jünglingen die Pforten Walhallas weit öffnen läßt. Die schöne griechische Sage soll darum keineswegs gänzlich aus unsern Schulen verschwinden, es sollen nur die Rollen

Digitized by Google

vertauscht werden: erst die deutsche, dann die griechische. Lange genug haben wir fremden Göttern und Götzen geopfert, jetzt ist es Zeit, daß wir den Göttern unserer eignen Vorfahren, die höher stehen als die Olympier, Altäre erbauen. Dann endlich werden auch unsere Künstler den germanisch-deutschen Mythos schätzen lernen und ihn ausgestalten und verherrlichen in großen Bildwerken; denn hier ist Geist von ihrem Geiste; hier schöpfen sie aus der Urquelle deutschen Kunstempfindens, deutscher Religiosität, deutscher Volkspoesie und befruchten ihren Genius mit dem Morgenthau deutscher Kunstblüthe; hier weht Heimathluft, und nur in ihr kann eine große deutsche Kunst erwachsen und sich entwickeln zu einer Blüthe, vor deren Schönheit auch die griechische erbleichen wird. Dann erst wird in Berlin die wahre „Deutsche Nationalgalerie" erbaut werden können, die den stolzen Namen Walhalla tragen wird, worin Wodan thront in göttlicher Hoheit und Majestät, und Thor und Freyr mit den andern Bewohnern Asgards und den hehren Helden aus unseres Volkes Vorzeit in Sage und Geschichte. Und in diese deutsche Nationalgalerie werden die deutschen Lehrer unsere Jugend führen, damit sie die Götterherrlichkeit ihrer Väter mit Augen schaue und in dem Bewußtsein, diesem hohen Stamme entsprossen zu sein, deutsch, d. h. stolz, edel und groß, fühlen und denken lerne. Anstatt nach Rom, werden dann die Kunstjünger fremder Nationen nach Berlin wallfahrten und schauen und lernen, um dann, schöpferischer Begeisterung voll, in die Heimath zurückzukehren und ihrem Volke von Deutschlands Größe und Herrlichkeit zu erzählen. Ist das ein Traum? — Gewiß, allein alle Vorbedingungen, den Traum in schönste Wirklichkeit zu verwandeln, sind vorhanden, und unser Kaiser ist wohl der Mann dazu, dieses Wunder zu vollbringen. Jetzt läßt er die Prell'schen Bilder nach Rom überführen, und das ist gut; sie werden dort Aufsehen erregen und die Kunde bringen, daß nicht nur die Musik, sondern auch die bildende deutsche Kunst aus dem reichen Horte der germanischen Sage zu schöpfen beginnt und ungewöhnlich Großes hervorbringt. Wir aber wünschen, daß Werke wie diese und größere als sie bald hier in den königlichen Museen und in dem schönen neuen Künstlerhause zur Schau gestellt werden, damit endlich der Anfang gemacht wird zu einer echt deutschen Kunstsammlung. Gustav Schalk.

Dramatische Aufführungen.

„Der Star." Ein Wiener Stück in drei Aufzügen von Hermann Bahr. (Lessingtheater). — „Der Hypothekenschuster." Posse mit Gesang von Leopold Ely. Musik von Cornelius Schüler. (Thaliatheater).

Unsere lieben Berliner Journalisten haben sich bis jetzt als Bühnenleiter schlecht bewährt. Blumenthal hat neben Barnay's Kunsttempel auch sein eigenes Lessingtheater ganz herunterdirigirt; an der Wiener Burg sind die Durchfälle chronisch und das künstlerische und pecuniäre Deficit wird immer größer, so daß der unfähige Brochurenschreiber Schlenther jeden Augenblick sein consilium abeundi gewärtigt; im Deutschen Theater wird jedes nicht naturalistische Stück mit tödtlicher Sicherheit in Grund und Boden gespielt; Löwenfeld's Schillertheater zählt gar nicht, und Andreas (Neumann-) Hofer ... Na, an Blumenthal's Stelle wäre uns um die nächste Pachtquote bange und würden wir uns rasch nach einem Nachfolger umsehen. Wir können ihm den Director Lumpe empfehlen, der wenigstens immer volle und recht animirte Häuser erzielte. Gar so weit vom Radautheater ist ja das Lessingtheater nicht mehr entfernt, wie der Höllenlärm in der Aufführung des „Eroberers" bewies, an dem sogar die Darsteller humorvoll sich betheiligten. Uebrigens ist es lustig, daß dieser tosende Durchfall gerade dem ersten Act von Bahr's „Komödie," der die Nachwirkungen eines ähnlichen Theaterscandals schildert, zu einem Heiterkeitserfolge verhalf, der sich freilich in die folgenden Acte nicht fortpflanzen wollte.

Dem Postbeamten Wiesinger ist also auch ein Stück durchgefallen, und mit der Hauptdarstellerin Lona zusammen schimpft er nun am Lendemain weidlich auf die Zuschauer und die Kritik. Dabei verlieben sich die beiden Leutchen ineinander. Sie ist ihres Grafen überdrüssig, wie er ihr, und sehnt sich nach einem solid spießbürgerlichen Eheglück. Nach einem langweiligen zweiten Acte der Enttäuschung und Reue, der Thränen und Vorwürfe, gehen sie im dritten friedlich schiedlich auseinander, und der Raisonneur und Thesenmann des Stückes behält Recht: ein Star darf nicht sentimental und keinem armen Beamten zu eigen sein, denn sie gehört ihrem alten oder einem neuen Grafen, dem Publicum und ihrer sogenannten Kunst.

An dieser Stelle haben wir unlängst ausgeführt, daß unsere dramatische Production genau da wieder angelangt ist, wo sie vor zwanzig Jahren war. Die seitherigen Novitäten haben uns Recht gegeben. „Hofgunst" und „Auf der Sonnenseite" könnten von Benedix oder Moser, „Herostrat" von Gottschall, der langweilige „Fuhrmann Henschel" trotz aller Ibsentechnik von Hebbel oder Ludwig sein, wie die „Versunkene Glocke" von Wilbrandt oder Voß; der „Star" jedoch ist der unverfälschte Lindau oder Lubliner. Dieselbe Verlogenheit des Themas — eine Darstellerin der „Phädra," die wie eine Dirne sich aufführt und den Chef der Claque abküßt —, dasselbe Schwanken zwischen Posse und Lustspiel, zwischen Realistik und Caricatur, dasselbe Cokettiren mit blendenden Witzpointen, die nicht den Charakteren entsprechen, sondern nachträglich eingesetzt und umständlich präparirt sind. In Berlin hat man Bahr nie ernst genommen; in Wien, wo er eine Zeitschrift ganz vorzüglich leitet, scheint er sich aber eine Stellung gemacht zu haben. Als Dichter blühten ihm noch keine Lorbeeren. Solche aphoristischen Talente — man denkt da etwa entfernt an Clemens Brentano, Friedrich Schlegel, Nietzsche, selbst an Heine — sind für große schöpferische Würfe verdorben. Es sind vornehmlich journalistische, feuilletonistische, kritische Geister. Und Bahr irrlichterirt und dilettirt bedenklich. Wofür hat er nicht schon geschwärmt und gedichtet! Seine Ideale, denen er der Reihe nach gleich heftig nacheiferte, waren Musset, Zola, Tolstoi, Maupassant, Barrès. Alle Moden hat er mitgemacht und sogar Nestroy und Echegaray imitirt. Auch hat er vorschnell die „Ueberwindung des Naturalismus" proclamirt, die Hauptmann gerade jetzt wieder Lügen straft. Sein literarisches Jung-Wien ist auch schon bankrott. Vor einem Jahr überraschte er uns mit einer Capuzinerpredigt, daß alles Heil nur in Goethe liegt, zu dem wir zurückkehren müssen. Neulich hat er sogar ein Loblied auf Sardou angestimmt, — vielleicht nur um auf seine Napoleon-Trilogie vorzubereiten, von der das erste Stück „Josephine" nicht über Wien hinausgedrungen ist. Nun ist er glücklich bei Lindau-Lubliner angelangt. In welcher Vermummung wird uns das Stehaufmännchen das nächste Mal kommen?

Das Thaliatheater, das in dem rührigen Herrn Hasemann den neben Lautenburg vielleicht besten Berliner Bühnenlenker besitzt, sucht noch immer sein Genre. Es ist vom Wiener Volksstück und der Pariser Operette zur Berliner Posse übergegangen d. h. zur Adolph Ernst'schen „Ausstattungsposse", die in diesen Räumen ja lange Zeit heimathberechtigt war. Leider hat ihm aber das Kgl. Schauspielhaus in seinem altgewohnt kopflosen Zickzackkurs, der ihm von anderen Bühnen Mitglieder aufnöthigt, die wie Blencke, Klein ꝛc. durchaus nicht zu ihm passen, in zwölfter Stunde auch den Komiker Thomas vor der Nase weggeschnappt, der sich natürlich ebenso wenig am Gensdarmenmarkte wird halten können und gewiß wieder zu seinen Vorstadtpossen zurückkehren wird. Früher oder später. Hoffentlich nicht zu spät. Inzwischen hat Hasemann die Saison mit einer Gesangsposse „Unser lustiges Berlin" eröffnet, die aber nicht angesprochen hat. Es war die alte Geschichte vom Provinzler im Sündenbabel, dem eine schneidige „Chansonnette" den Kopf verdreht, bis ihn die nachgereiste theure Gattin wuthschnaubend heimholt. Die Fröhlichkeit gipfelte im zweiten Bilde aus der Backstube, wo sich der Angeheiterte zum Trog legt und mit Kuchenteig zudeckt. Besser als die unter Musik gesetzten Costümaufzüge waren einige Couplets, und das Beste das Komiker-Ensemble Helmerding jun., Junkermann jun., Ewald und Worlitzsch, während die feierliche Wilhelmine Sandrock vom Burgtheater, Adelens Schwester, als Soubrette durch ihren Gesang geradezu entsetzte. Nach diesem Stück ist Ely's Ablösung jedoch keine Erlösung, denn seine Posse ist noch weniger lustig, als das „Lustige Berlin". Ein reicher Schuster wird hier von Bauschwindlern übertölpelt und an den Bettelstab gebracht, aber von dem Schwiegersohn, der plötzlich die bewußte Theatererbschaft macht, gerettet. Zu dieser dünnen und confusen Handlung denke man sich Tanzduos, Couplets, scenische Trics, pikante Costüms und wieder die trefflichen vier Komiker, diesmal von einem Soubrettenquartett (Wünsch, Bender, Sigl, Junker-Schatz) wacker unterstützt. Die Frage ist jetzt: wird es ohne Thomas gehen? Oder thut Herr Hasemann besser, die nun einmal todte Berliner Posse zu verabschieden und wieder zur Operette oder eklektisch zu gar keinem bestimmten Genre zurückzukehren? Vielleicht war Boetel's letztjähriges Gastspiel, das eine Woche lang allabendlich das große Haus bis in den hintersten Winkel füllte, ein Fingerzeig. Eine Gastspielbühne — mit und ohne Musik — wäre noch immer besser, als diese Wiederbelebungsversuche mit der Berliner Posse.

Notizen.

Das System Karnack-Hachfeld. Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Elektrotechnik, des Maschinen-, des Hoch- und Tiefbauwesens: 1. Die Elektrotechnische Schule, 2. Der Polier. 3. Der Baugewerkmeister. 4. Der Tiefbautechniker. 5. Der Monteur. Vorarbeiter und Maschinist. 6. Der Werkmeister. 7. Der Maschinenconstrukteur. 8. Das gesammte Baugewerbe. (Potsdam-Leipzig, Bonneß & Hachfeld). Das gesammte technische Wissen wird in dem Rahmen des Technikums in diesen Briefen gelehrt. Jedes einzelne Fach ist von Autoren behandelt, die durch eine vorzügliche theoretische Bildung und langjährige praktische Thätigkeit die Gewähr dafür bieten, daß die Werke nach beiden Richtungen hin hohen Werth besitzen, so daß sich Viele dadurch bereits eine gediegene technische Bildung zu eigen gemacht haben, wie die Werke auch für die in der Praxis stehenden Techniker einen zuverlässigen Rathgeber bilden. Wir können daher die anregend geschriebenen Unterrichtsbriefe allen Denen, die ihre Zeit nützen,

Digitized by Google

vorwärts streben und eine bessere, gewichtigere und achtungsvollere Stellung einnehmen wollen, warm empfehlen.

„Idyllen aus einer untergehenden Welt." Von Peter Rosegger. (Leipzig, L. Staackmann.) Schon in früheren Werken hat es Rosegger unternommen, den unvermeidlichen Untergang des Bauernstandes und die Folgen seiner Zersetzung zu schildern. Hier führt er uns, gleichsam um Abschied von den Erinnerungen an seine eigene Heimath zu nehmen, noch einmal mitten unter das kernige, frische Alpenvolk, dessen Lebens- und Gemüthsseiten er anschaulich beleuchtet. Die Idyllen sind Erzählungen meist heiterer Natur, Denkmale zugleich für eine harmlosere glücklichere Zeit und Weltanschauung, dazu bestimmt, wie der Autor sagt, „dem Leser mehr Behagen als Unlust zu bereiten." Wir haben denn auch diese köstlichen Aelplergeschichten mit wachsendem Wohlgefallen gelesen, besonders die Sittenschilderungen am Schluß und die mit reizender Schalkslaune vorgetragene Humoreske von dem lutherischen Preußen in der stockkatholischen Steiermark. Da sagt jede Seite, jeder Zug: ein Dichter hat mich geschrieben. Freilich ist der culturhistorische Werth fraglich, denn Rosegger ist viel zu sehr ein laudator temporis acti, um die Wahrheit zu sehen oder wenigstens ganz zu sagen. Vielleicht, daß er auch zu sehr Rücksicht nimmt auf seine clericalen Verehrer und Leser. Von dem unerschrockenen Wahrheitsmuthe z. B. eines Anzengruber ist er doch weit entfernt. Man lese einmal Hopfen's prächtigen Alpenroman „Zum Guten", und man erkennt dann den Fluch der „todten Hand", der Verpfaffung, welche die Bauern verdummt und ausbeutet und von der ererbten Scholle vertreibt. Nur so wird z. B. Tyrol und Kärnten entdeutscht und ausgepowert, so wie Spanien durch den Ultramontanismus zu Grunde gerichtet wurde. Rosegger sollte seine Augen nicht verschließen vor dieser auch die grüne Steiermark bedrohenden Gefahr.

Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Prof. Lassar-Cohn. (Hamburg, Leopold Voß.) Diese dritte Auflage innerhalb drei Jahren und die Uebersetzungen des Werkes in die Weltsprachen, in's Russische, Serbische ꝛc. zeugen für die Trefflichkeit und Actualität dieses Buches, das keiner Empfehlung mehr bedarf, denn es ist schon ein „Brodartikel" des deutschen Buchhandels geworden. Diese neue Auflage ist gegen die zweite wenig verändert, aber doch überall dem heutigen Stande der Wissenschaft angepaßt, wie auch etwaige Erfindungen und Neuerungen z. B. in der Photographie, Röntgenstrahlen ꝛc. nachgetragen sind. Für die nicht ausbleibende nächste Auflage möchten wir ein Capitel über das elektrische Licht anregen, das in unserem täglichen Leben ja immer wichtiger wird.

Berthold Litzmann giebt bekanntlich im Verlage von Leopold Voß in Hamburg werthvolle Theatergeschichtliche Forschungen heraus, von denen uns die zuletzt erschienenen Bände besonders angesprochen haben. Da untersucht einmal Friedrich Düsel den Dramatischen Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts, wobei er auf Grund zumal der Lessing'schen Theorie zu Ergebnissen gelangt, die den monologfeindlichen Ibsenschülern freilich wenig behagen werden. Interessant ist auch „Die geistige Entwickelung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert" von Hans Oberländer, wohl einem Sohne des verstorbenen Berliner Hofschauspielers. Die Ehrenrettung Schink's, der als Dramaturg neben Lessing und Engel steht, die Entwickelung von Goethe's Weimarer Schauspielerschule und Iffland's Spiel und die Analyse des ersten realistischen Berliner Stils, dessen ästhetischer Vorkämpfer Tieck ist — das Alles ist nach den Quellen dargestellt und anschaulich geschildert. Ein verdienstlicher Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik ist „Das Ifflandische Rührstück" von Arthur Stieler mit seinen scharfsinnigen Analysen, die in einer Verurtheilung dieser ganzen thränenseligen Großväterliteratur ausklingen. Möge die schöne Sammlung fortgesetzt werden und sich bei unseren Literaturfreunden fest einbürgern.

Sigwalt und Sigridh. Eine nordische Erzählung von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Ein Heldenmärchen von der edlen Walküre, die um irdischer Liebe willen aus Walhalla verstoßen wird; als aber Odhin und Frigga ihren Gemahl, den König Sigwalt, nach Asgardh abrufen, verzichtet er wiederum auf die Wonnen Walhalls und folgt seinem sterblich gewordenen Weibe lieber nach Hel in's elende Land der bleichen Schatten — Treue für Treue. Die frei erfundene altgermanische Novelle ist in Dahn's bekannter archäisirender Weise geschrieben, schlicht, knapp und bedeutsam, und wird zur nahen Festzeit wieder viele Leserinnen finden. Wir empfehlen das Werkchen aber auch der Aufmerksamkeit unserer Operncomponisten. Einen besseren Text können sie gar nicht finden. — Auch Dahn's Sämmtliche Werke poetischen Inhalts, die ebenfalls bei Breitkopf & Härtel erscheinen und die der Dichter in der „Gegenwart" selbst angekündigt hat, nehmen rasch und regelmäßig ihren Fortgang. Das Hauptwerk „Ein Kampf um Rom" liegt bereits in drei Bänden vollständig vor, und von den Gedichten, die eben so viele Bände umfassen, ist eben der zweite erschienen, der u. A. den Cyklus „Von zwei Königskindern", Therese Dahn's „Mädchenlieder", sowie die markigen Balladen und Romanzen enthalten, in denen Dahn sich ebenbürtig neben Fontane und Conrad Ferdinand Meyer stellt. Auch die Lieder, Sprüche und Gelegenheitsgedichte enthalten viel Schönes. Dahn's poetische Werke, die in dieser wohlfeilen Gesammtausgabe 21 Bände füllen sollen, werden als vornehmste Festgabe gewiß unter manchem deutschen Weihnachtsbaume zu finden sein.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg.**

Neueste Erscheinungen:

Komik und Humor. Eine psychologisch ästhetische Untersuchung von **Theodor Lipps.** 1898. M. 6.—.

Kant und Helmholtz. Populärwissenschaftliche Studie von Dr. phil. **Ludwig Goldschmidt.** 1898. M. 5.—.

Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Von **Hans Oberländer.** 1898. M. 5.—.

Das Ifflandische Rührstück, ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. Von Dr. phil. **Arthur Stiehler.** 1898. M. 3.50.

Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge von **Theodor Lipps.** 1899. ca. M. 6.—.

Nanna oder **Ueber das Seelenleben der Pflanzen.** Von **G. Th. Fechner.** Zweite Auflage. Mit Einleitung von **Kurd Laßwitz.** 1899. Eleg. geb. M. 6.—.

Zeitschrift für **Elektrotechnik** *und* **Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall- und Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten. Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen sein.**

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, *Leipzig.*

Digitized by Google

Verlag von Strecker & Moser, Stuttgart.

Neuere Geschenkwerke:

Christian Wagner,

der Bauer und Dichter zu Warmbronn.

Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie

von

Richard Weltrich.

Mit dem Bildniß des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weißer.

8°. Hocheleg. Ausstattung.

XII, 497 Seiten. Geh. M. 6.—, fein gebd. M. 7.—.

Bei **Richard Weltrich**, dem Verfasser der **größten wissenschaftlichen Schillerbiographie**, versteht es sich von selbst, daß sich auch das vorliegende Buch durch eine meisterhafte Behandlung der Sprache auszeichnet. Alle Gebildeten, insbesondere diejenigen, welche Weltrichs Schillerbiographie kennen, werden auch gerne nach seinem „Christian Wagner" greifen.

Neue Dichtungen.

Herbstblumen. — Oswald und Klara.

Ein Stück Ewigkeitsleben.

Von

Christian Wagner.

8°. VII, 182 Seiten. Fein gebd. M. 3.—.

Kenner und Freunde der Litteratur finden in den dichterischen Erzeugnissen Chr. Wagners **lyrische Perlen** von **außerordentlicher Reinheit** und **Schönheit**; sie bewundern den **Reichtum** der **Phantasie**, deren Eigenart insbesondere in dem Verhalten des Dichters zur Natur offenbar wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Neu!

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

Die Chemie im täglichen Leben.

Gemeinverständliche Vorträge.

Von Prof. Dr. **Lassar-Cohn** (München).

Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 21 Abbildungen.

1898. Gebunden 4 M. Postporto 20 Pf. (Ausland 50 Pf.).

Der Einband ist nach der Zeichnung von Prof. Widnmann an der Kunstgewerbeschule in München höchst elegant und künstlerisch in Gold- und Buntdruck ausgeführt.

„Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, dass ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für gebildete verständlich schreiben kann." *Westermanns Monatshefte.*

„Niemand wird dieses Werk lesen können, ohne eine Fülle von Belehrung daraus zu schöpfen, die er vergeblich in irgend welchen anderen uns bekannten populären Büchern suchen würde. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung, die es vollauf verdient." *Prometheus.*

Wichtige Erscheinungen.

Idyllen aus einer untergehenden Welt von **Peter Rosegger.**

30 Bogen. Preis br. M. 4, geb. M. 5, Halbfr. M. 5.50.

Herrin von **Friedrich Spielhagen.**

20 Bogen. Preis br. M. 3, elegant gebunden M. 4.

Die neuesten Werke der berühmten Autoren.

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Produktivkräfte Russlands.

Zusammengestellt im

Kaiserl. Russischen Finanzministerium.

Deutsche Ausgabe. Preis 12 Mark.

Ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Geschäftsmann, der direkt oder indirekt mit Russland arbeitet, und für planmässige Ausbildung unseres Exportes nach Russland.

Verlag von Albert Langen in München 34.

Soeben erschien: **Georg Brandes**

William Shakespeare

Zweite verbesserte Auflage. Großoktav, 1006 Seiten.

Preis brosch. M. 21.—, in Lwd. geb. M. 22.50, in Halbfrz. geb. M. 24.—.

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ging ein Ruf des Entzückens durch die ganze gebildete Welt. Man vernahm die klare und ruhige Stimme des durch tiefe wissenschaftliche Durchbildung wohl befugten Autors. Ein Forscher wie Georg Brandes läßt es nun aber nicht für immer bei der ersten Fassung seiner Werke bewenden und so hat er in der vorliegenden zweiten Auflage die Resultate der fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt und hinzugefügt was ihm geeignet erschien, das Problem „Shakespeare" in das schärfere Licht der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

„Alles, was Georg Brandes schreibt, ist unabhängig erworben, ist durchdacht, inhaltlich, wie formell sein durch Prägnanz und Pointe gekennzeichneter Besitz, und so ist auch dem „William Shakespeare" sein Charakter aufgeprägt, damit wird auch für den, der ganz irrig wähnt, hier nichts mehr und nichts Neues lernen zu können, das Lesen dieser 1000 Seiten ein hoher Genuß .... Abgesehen von allem andern, erhalten wir in dieser vornehmen Erscheinung ein Bildungsgemälde oberster Gattung — ein großartiges Buch!" **(Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges.)**

Unter den Tausenden von Schriften über Shakespeare nimmt die vorliegende vielleicht den höchsten Rang ein. **(Hamburger Fremdenblatt.)**

. . . Brandes hat die geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben. **(Neues Wiener Tageblatt.)**

. . . Alles gewinnt bei Brandes den Schein des Lebens und der wirklichen Bewegung, als ob das Stück sich vor uns abspielte, als ob wir den Dichter bei seiner Arbeit belauschten. **(National-Ztg.)**

Hierzu Beilagen von **Bonneß & Hachfeld** in **Potsdam** (nur für die Postauflage) und der **Kakao-Compagnie Theodor Reichardt. G. m. b. H.** in **Wandsbeck-Hamburg.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 26. November 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit. Von Miles. — Vom Vater der Medicin. Von Sanitätsrath Dr. Karl Itschner. — **Literatur und Kunst.** Ein Geigerkönig. Von Bruno Riezler. — Amerikanische Humoristen. Von Frank W. Miller. — **Feuilleton.** Die Emancipirte. Von Laiso. — **Aus der Hauptstadt.** Der Majestätsbeleidigungsproceß als Erzieher. Von Caliban. — Opern und Operetten. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit.

Die mit der kommenden Reichstagssession herannahende Entscheidung über die dauernde Einführung, Ablehnung oder das fernere Provisorium der zweijährigen Dienstzeit, bildet bereits den Gegenstand lebhafter Erörterungen in der Presse. Auf Seiten der Conservativen wird namentlich in der Kreuzzeitung in einer Anzahl nicht unbemerkenswerther Artikel über „Ausbildung und Zahl" des Heeres für das Beibehalten der dreijährigen Dienstzeit eingetreten. In nationalliberalen Kreisen scheinen die Ansichten getheilt zu sein. Denn von einer Seite, so z. B. im Hannover'schen Courier spricht man sich für die zweijährige Dienstzeit aus, während die Hamburger Nachrichten im Sinne des Fürsten Bismarck die unbedingte Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit befürworten. Die Kölnische Zeitung erkennt die Nachtheile der zweijährigen Dienstzeit zwar an, gelangt jedoch, da deren Vortheile überwiegen, zur Vertretung der abgekürzten Dienstdauer. In den Sphären des Centrums ist man für die zweijährige Dienstzeit, und da in fortschrittlichen und den Kreisen extremster Richtung ebenfalls an der zweijährigen Dienstzeit festgehalten wird, so erscheint es zwar nicht absolut ausgeschlossen, jedoch nicht wahrscheinlich, daß die Regierung zur dreijährigen Dienstzeit zurückkehrt, wozu sie allerdings formell berechtigt wäre, sondern daß die zweijährige Dienstzeit, sei es auch nur in einem abermaligen Provisorium, beibehalten wird.

Bisher sind einer in der letzten Reichstagssession gemachten Erklärung des Kriegsministers zufolge „Erscheinungen bei der zweijährigen Dienstzeit, welche etwa zur Rückkehr der dreijährigen unbedingt nöthigen", nicht hervorgetreten, und es ist nicht anzunehmen, daß dieselben seitdem hervortraten, und auch die energischsten Vertheidiger der dreijährigen Dienstzeit geben zu, daß in Bezug auf Paradedrill, Exercieren, Schießen und Felddienst ein Rückgang nicht nachzuweisen sei. Dagegen wird von ihnen behauptet, daß die Manns-zucht, die dem Soldaten bis in seine letzten Landwehrjahre hinein den sicheren Halt an Ehrgefühl, Ordnung, Gehorsam, Pflichttreue, Muth und Begeisterung zu geben habe, in den 22 Monaten der jetzigen activen Dienstzeit nicht zu gewinnen sei. Den endgiltigen Beleg über diese Behauptung vermag aber nur der Krieg zu liefern; an seiner Stelle muß also zur Zeit das Urtheil der Truppencommandeure, namentlich das der Compagniechefs, als Anhalt dienen, und wohl auch ein Vergleich des Inhalts der Strafbücher von früher und jetzt. Allein es ist nicht zu verkennen, daß die Beurtheilung der Compagniechefs hinsichtlich des Resultats der nur zweijährigen militärischen Erziehung der Mannschaft in den erwähnten militärischen Eigenschaften heute durch die weit größere numerische Stärke der Compagnien und Anzahl der Rekruten beträchtlich erschwert ist. Immerhin aber muß sich die Regierung in dieser hochwichtigen Frage für die Armee in erster Linie auf das Urtheil der Männer, die in der Armee und damit derselben am nächsten stehen, und die die Verantwortung für dieselbe haben, d. h. der Truppenbefehlshaber vom Compagniechef bis commandirenden General hinauf verlassen und stützen. Auch den Erfahrungen, die bisher bei den Uebungen der nur zweijährig gedienten Reserven gemacht wurden, ist dabei besondere Beachtung zu schenken. Was die Landwehr ersten und zweiten Aufgebots betrifft, so liegen hinsichtlich derselben noch keine Erfahrungen vor, da die 1894 eingetretenen Mannschaften erst 1899 zur Landwehr ersten Aufgebots übertreten, zur Landwehr zweiten Aufgebots aber noch fünf Jahre später, und da diese überhaupt nicht übt. Die Uebungen der Landwehr ersten Aufgebots finden jedoch im volkswirthschaftlichen Interesse unter so wenig umfassender Heranziehung dieser Landwehr-Mannschaften statt, daß die kurze zwölftägige Periode, während welcher z. B. im Jahre 1898 von ca. 700 000 Landwehrmannschaften ersten Aufgebots nur etwa 73 000 Mann übten, keinen genügenden Maaßstab für die volle Beurtheilung der Landwehrmannschaften in Bezug auf die Intensität ihrer disciplinarischen Erziehung zu liefern vermag. Es erscheint daher nicht ungewagt, nach den bisherigen, gegen die früheren, nicht zurückstehenden äußeren Ergebnissen der zweijährigen Dienstzeit peremptorisch abschließend über ihre inneren Früchte, die erst im Kriege, und namentlich bei Rückschlägen während desselben voll in die Erscheinung zu treten vermögen, urtheilen zu wollen. Allein die wirthschaftlich in's Gewicht fallenden Vorzüge der zweijährigen Dienstzeit und die Sympathien, die sie im Volke besitzt, sind so bedeutend, daß die Regierung, nachdem sie die zweijährige Dienstzeit, mit Rücksicht auf die Entfaltung größerer Streitkräfte im Kriegsfalle, wenn auch nur versuchsweise eingeführt hat, kaum wieder von ihr zurückkommen können wird. Es wird, wenn heute auch über 50 000 Wehrpflichtige mehr als früher im Heere dienen, doch in weitesten Kreisen — allerdings vielleicht das Resultat einer Selbsttäuschung — als eine wirthschaftliche Erleichterung empfunden, daß der Mann nur zwei Jahre dient. Zwar ist richtig, daß heute die Armee des wichtigen Sporns, den die Dispositions-Beurlaubung bot, entbehrt, und daß

Digitized by Google

das untere Führer- und Ausbildungspersonal der Fußtruppen, nicht mehr unterstützt von ca. 45 000 dreijährig gedienter Mannschaften, durch die kurze Ausbildungszeit schwer überlastet wird; allein die äußeren Ergebnisse der zweijährigen Dienstzeit scheinen den maßgebenden militärischen Kreisen bis jetzt zu genügen, so daß es sehr gewichtiger sich in entgegengesetztem Sinne aussprechender Urtheile der Truppencommandos bedürfen würde, um sie am Schluß des mit dem ersten April 1899 ablaufenden Quinquennats wieder abzuschaffen.

Was die Vorschläge zu möglichster Beseitigung der Schwierigkeiten der Ausbildung betrifft, nämlich: möglichste Vereinfachung der Ausbildung, Wegfall des Bajonettstechens, Streichung alles unnützen Ballasts aus dem Unterricht ꝛc., sowie Einführung der Charge der Feldwebellieutenants auch in das Friedensverhältniß, so können wir ihnen im Princip nur zustimmen, halten sie jedoch, da nähere Angaben, wie die Ausbildung vereinfacht werden soll, fehlen, für noch nicht ausgereift und überdies nicht zum Ziele führend. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Einführung der Feldwebellieutenantscharge auch in den Friedensetat die jüngeren Officiere nicht unbeträchtlich entlasten würde, so gilt dies jedoch nicht für die noch weit mehr belasteten Unterofficiere, obgleich diese Maaßregel allerdings einen besonderen Sporn für dieselben bilden würde. Hiermit würde jedoch das Princip durchbrochen, an welchem in der Armee bisher unverändert festgehalten wurde: Keine Unterofficiere — den Kriegsfall ausgenommen — zur Verwendung in Officiersstellen zu befördern und damit zwei Klassen von Subaltern-Officieren zu schaffen. Wir sind persönlich für die Durchbrechung dieses bei den heutigen Volksheeren doppelt veralteten Princips, auch im Frieden, und erinnern an die ungemein tüchtigen aus dem Unterofficierstande hervorgegangenen Elemente, die unter Napoleon I. in namhafter Anzahl zu Officieren, Generalen und selbst Marschällen von Frankreich befördert wurden. In den Unterofficieren besitzt die Armee jedoch ein militärisch und physisch außerordentlich tüchtiges Material, dessen für den Waffenberuf hervorragend begabteste Elemente unbedingt zum Nutzen der Armee in dieselbe eingereiht werden müßten. Gingen doch der Chef des Generalstabes der Armee, General von Reyher, und der General-Inspecteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesen, General von Peuker, aus dem Unterofficierstande hervor. Unter den 68730 Unterofficieren der Armee, die sich ja dem Soldatenstande auf längere Zeit widmen, ist unzweifelhaft eine namhafte Anzahl militärisch hervorragend veranlagter Individualitäten vorhanden, deren Fähigkeiten der Armee nicht entgehen sollten. Hören wir doch, daß selbst in der englischen Armee, in welcher allein außer der deutschen kein Dualismus im Officiercorps, sondern Homogenität besteht, heute vielfach Söhne von emporgekommenen Handwerkern in den billigeren Regimentern eintreten und Officier werden. Allein in den maßgebenden Heeresleitungs- und Officierskreisen ist nicht die mindeste Neigung vorhanden, die Unterofficiere im Frieden zur Officierslaufbahn zuzulassen. Die Kaste schließt sich gegen dieselben hermetisch ab, und hiermit dürfte auch der Wunsch bezüglich der Unterofficiere vor der Hand nicht die mindeste Aussicht auf Erfüllung haben.

Ein gewichtiger Umstand, der außer allem Erwähnten für die Erhaltung der zweijährigen Dienstzeit spricht, ist der, daß die Eigenschaften, die den Deutschen — entsprechend ausgebildet und geführt — für den Krieg besonders geeignet machen, denen der übrigen Nationen namentlich romanischer Race überlegen sind und ebenso unser gesammter Heeresorganismus. Wir können daher ohne Besorgniß auf ein ferneres Beibehalten der zweijährigen Dienstzeit blicken und haben uns nur dagegen zu verwahren, daß sie von der Regierung nicht zum Handelsobject für das Durchdrücken starker neuer Militärforderungen gemacht wird. Miles.

Vom Vater der Medicin.

Von Sanitätsrath Dr. Karl Itschner.

In Salzburg, wo Hohenheim genannt Paracelsus begraben liegt, hielt der Tübinger Homöopath Emil Schlegel einen Vortrag, der jetzt unter dem Titel „Paracelsus-Studien“ bei Wilhelm Baensch in Dresden im Druck erschienen ist. Wir erstaunen da billig, wie viel von den Anschauungen und Vorschriften des Baseler Professors, trotz deren öfteren Naivetät, Mystik und Veraltung, in der heutigen Medicin noch nachwirkt, ja Geltung hat oder — sie zu haben verdiente. Große Verdienste erwarb er sich um die Verbesserung der Pharmacie, und um die Belebung der Naturwissenschaften, namentlich der Chemie. Auch die wissenschaftliche Medicin trägt noch eine gewisse Achtung vor den Heilkräften der Arzneien zur Schau, aber diese ist freilich untergraben durch die allgemeinen pathologischen Ansichten, von welchen die heutige Heilkunde beherrscht wird; die Verwendung der Arzneien im „wissenschaftlichen“ Sinne zur Veränderung einzelner Körperfunctionen, zur gewaltsamen Erzeugung von Schlaf, von Anästhesie ꝛc. ist eine total andere, als die bei Paracelsus übliche Anwendung als Arcanum, welches dem ganzen Naturproceß einheitlich gegenübertritt und Krankheit in Gesundheit umwandelt. Eben diese Auffassung ist auch die Hahnemann'sche oder die echt homöopathische. „Wir sehen,“ sagt Dr. Schlegel, „bei Paracelsus einen entschiedenen Fortschritt im Erkennen und Charakterisiren der Heilkräfte: er bewegt sich auf die Homöopathie zu und ist ein Vorläufer der Hahnemann'schen Codificirung der Arzneiwirkungen. Aber der Blick für's Allgemeine, welcher bei uns Homöopathen in einiger Gefahr ist, wird von ihm überlegen gewahrt. Die Verallgemeinerung in der Arzneimittellehre waren stets deren gefährlichster Feind; nur zu leicht fällt man in Speculationen und ein berechtigtes Mißtrauen beherrscht gerade unsere Doctorin gegen die schematisirende Betrachtung. Einem so lauteren Geiste wie dem Hohenheim's darf man aber etwas zutrauen und außerdem stehen seine Behauptungen, welche nur befruchtend wirken können, der freien Kritik und Forschung offen.“

Paracelsus hat für die weitgedehnten Erscheinungen des Lebens ein offenes Auge und offenen Verstand. Während die heutige Wissenschaft von der Materie ausgehend durch zahllose Einzelerkenntnisse nach Innen, dem Heerde des Lebens, zu dringen versucht, schlägt Paracelsus vielfach den umgekehrten Weg ein. Die Bewußtseinswelt ist ihm so unendlich reich, die seelischen Beziehungen der Menschen unter einander sind ihm vielfache Anlässe zu äußeren Störungen; die wissenschaftliche Anschauung insgesammt ist ihm ganz vorwiegend eine geistige und in den innersten Lebensbeziehungen wurzeln auch die Krankheiten. Ja, die höchsten Naturvorgänge, die es überhaupt giebt, die Bewußtseinserscheinungen, stehen am nächsten dem Zweck des ganzen Weltgetriebes und damit den wirkenden Ursachen: das Thun und Denken des Menschen wirkt zurück auf die Atmosphäre; der Hunger der Storchen und Antvögel (Enten) erzeugt im Frühjahr zahllose Frösche in Gräben und Tümpeln. — Viele Krankheiten entstehen durch geistige Beeinflussung, „Incantation“! Schlegel nennt es ein schönes Wort gegen das moderne „Suggestion“, und wie treffend zeichnet es das geistige Einlullen des Opfers! — Ein immerwährender Wechsel geht durch die Natur. Große Kreisläufe und Perioden spielen in das organische Leben herein, verändern nach Ort und Zeit die Krankheiten, ja sie verändern selbst die Heilmittel: „Mehr selig und aber selig ist der Arzt, der die Arznei lebendig erkennet und weiß sie zu gewinnen und weiß, daß sie nicht todt ist. Nach solchem Allen sind viel Arznei jetzt in der Welt, die da todt sind und sterben mitten an. Darum der Arzt viel sprechen mag und klagen seine Noth. Denn der Himmel jüngert sich, vielerlei Gewächsen Alter ist hie und der Tod damit. Aber der neue

Digitized by Google

Himmel wird erneuern Dasjenige, das den Zukünftigen dienen soll. So wird alsdann die Arznei mit ihren Arkanis wiederum in Kräften sein."

Von der Lungenschwindsucht sagt er: „In der Cur dieses Morbi muß zum ersten die Diät observirt werden, darnach medicina. Corpus soll also humektirt werden, daß sol microcosmi allezeit finde zu konsumiren". Von diesem Gesichtspunkte aus giebt es: lentes, uvae passae, raphanus major et minor, bleta rubea, caulis romana, Portulacca, also: Linsen, Rosinen, Meerrettig, und Gartenrettig — Rothrüben und wässrige Gemüse. Paracelsus giebt dann noch weitere diätetische Mittel an, läßt dann den ganzen Körper täglich zweimal einfetten und mit Essigwasser abwaschen. Liquiritia und Carduus benedictus rechnet er noch zu den diätetischen Mitteln und als höchstes Arcanum preist er liquor margaritarum, ein unserer Calcarea carbonica sehr nahestehendes Präparat. „Unter Anderem ist auch Aquae hederae terrestris (glechoma hederacea) mit dem 3. Theil Aqua portulaccae vermischt und, so eine Ader gesprungen, mit Aqua cyclaminis, treffenlich gut." — Eine ähnliche cura phthisis hat Dr. Schlegel — ohne Paracelsus zu kennen — 1891 in seinem Vortrag über Lungenschwindsucht beschrieben, und er kann versichern, daß die genau übereinstimmende Diätetik auch die ärmste Hütte zu einer „Lungenheilstätte" umzugestalten ermöglicht, wenn diese Vorschriften mit einiger Sorgfalt und mit Verstand ausgeführt werden. „Daß die Phthisis eine Ausnahmestellung unter den Krankheiten in Bezug auf Diät einnimmt, hängt damit zusammen, daß sie nur in seltenen Fällen von sich aus zu einer heilenden Reaction treibt; ist sie einmal da, so ist sie mehr ein Unglück als eine Krankheit, denn es fehlt ihr die Tendenz eines heilenden Abschlusses unter den Lebensverhältnissen, in welchen sie entstanden ist. Eine kräftige Veränderung der letzteren aber kann Alles zum Besseren wenden!" schreibt Schlegel.

Des Paracelsus Auffassung vom Krankheitsprozeß, dessen Inbegriff ohne die organische Reaction sich nicht denken läßt geht schon aus folgenden einfachen Worten hervor: „Tod bringt kein Krankheit, auch kein Krankheit den Tod. Und so sie schon nahe beisammen wären, stehen sie doch wie Feuer und Wasser". Sehr interessant ist bei ihm die Balneologie. Er giebt eine recht gute geognostische Schilderung von der Entstehung der mancherlei Heilquellen und von der Art, wie die Wässer durchflossenem Gestein, reifem und unreifem Erz Kräfte entlehnen. Man mag sie in Schlegel's Brochure nachlesen. Wir sehen überall keinen schrankenlosen Optimismus den Arzneikräften gegenüber, sondern das Bewußtsein, daß ihre Wirkungen nur unter übrigens günstigen Bedingungen zu Stande kommen. Paracelsus spricht manchmal vom höchsten, besten Mittel in gewissen Zuständen, manchmal von zuverlässiger Hülfe, wie er hinzufügt, ausgenommen Verwahrlosung. Daß aber nirgends ein bloß mechanisches Verhältniß zwischen Erkrankten und Heilmittel stattfindet, daß der Arzt jeden Fall individuell fassen müsse, findet sich vielfach ausgesprochen. Auch darf sich der Arzt nicht zum Meister der Natur aufwerfen: „Darum es ein Irrsal ist, der do sage er müß mit Schwitzen gesund werden, oder mit vomiren; dieser betracht nicht die manchfaltige Art der Menschen und daß der Arznei die Theorik befohlen sein solle und nit umgekehrt." — „Welcher der Philosophey nicht ergründet ist, wie sich die natürlichen Kräfte leichtern, der giebt eben dann ein Arzt, wie ein Kaminfeger einen Beckenknecht." — „Es muß bei solcher Cur ein große Erkanntnus sein und Aufmerken, nemlich, daß gleich eben das genommen wird, das denselbigen Durchbruch zu treiben gemäß sei; auch dabei, daß die Zielmaaß getroffen werden in der Quantität, daß sein Dosis gleich sei mit der Krankheit." — „Also schau ein jeglicher Arzt auf, wie die Natur ausgehen will; da treib heraus und hilf! Der es fleißig und verständig kann, der kann dann vollkommen den dritten Theil der Arznei und soll sich keinen Arzt schämen zu sein, denn er ist's mit guten Ehren." — Die Universalität des Heilgeschäfts tritt bei Paracelsus weit mehr hervor als bei Hahnemann. Letzterer mußte mit einer gewissen Ausschließlichkeit den Grundsatz verfolgen, den er gefunden hatte und welcher thatsächlich der erste Pfeiler einer wahrhaft wissenschaftlichen Medicin werden sollte. Durch viele Citate ist es bekannt, daß Paracelsus der Aehnlichkeitsbeziehung beipflichtete und dies Princip auch bis zur Isopathie getrieben hat: „Zu gleicher Weis wie der Teufel aus dem Menschen getrieben wird, also durch Arznei die giftigen Krankheiten und wie Bös Böses vertreibt und wie Guts das Gute behalt". — „Der Bergmann sucht Silber, findet dabei seine Krankheit, schmilzt das Erz und was entweicht, hat ihn krank gemacht, mag ihn auch wieder gesund machen." — Und dagegen: „Haben also den Menschen noch viel größere Pein und Marter angethan, haben nicht betrachtet, daß die Gebrechen an sich korrosivisch genug; wir müssen Sedativa gebrauchen, die die Schmerzen mildern, stillen und zu guter Ruhe mit sammt der Heilung bringen. Aber das ist je und je gänzlich ihr Fürnehmen gewesen, Böses mit Bösem zu curieren. So sage ich darauf, daß erstlich alle Schmerzen und Wehetage in den Gliedern zufriedengestellt werden müssen durch Sedativis, daraus die Heilung angehet. Dessen nimm Dir ein Exempel an einem entrüsteten, zornigen Menschen. So wenig Du ihn mit gleichem Zorn, Streichen und bösen Worten stillest und zufrieden machst, so wenig richtest Du damit auch hier aus. Zu gleicher Weise auch zu verstehen ist von einem traurigen Menschen, von einem sündigen Menschen. Muß nicht das Trauern und Herzeleid durch Freude und Trösten vertrieben werden? Also ist auch die Absolution und das Evangelium eine Arznei wider die erkannte Sünde und Gewissen. Darum müßt Ihr auch hier bedenken, Böses mit Gutem und nicht Böses mit Bösem zu vertreiben. Denn Ihr habt bisher die Sache unrecht verstanden; habt mit Euren falschen Arzneien auch den Krebs und Wurm tödten wollen, welches auch manchmal geschehen, aber der Patient hat dafür sterben müssen." Hingegen: „Also gehen die Wesen der Arzneien gegen die Krankheit: List gegen List, wie sich zwei Feind stellen beide heiß, beide in Harnisch, beide mit gleichem Gewehr." So nimmt er doch auch seine Heilmittel bei Krebs aus der Reihe starker Gifte, fügt aber hinzu: „wie sie aus dem Berg kommen, sollen sie nichts in Medicina". Widersprüche sind bei ihm das Zeichen eines reichen, alle Gegensätze betrachtenden Geistes, der jede Einseitigkeit zu vermeiden weiß, jeder Lage ihre Berechtigung abgewinnt und zugesteht. Und dann trotz aller Marktschreierei, maßloser Heftigkeit in der Polemik und wüsten Vagantenweise sein weitausschauender Blick, seine Herzensgüte, sein prächtiger Humor, der ihn auf seiner stets vergeblichen Suche nach dem Stein der Weisen oder einer Universalarznei, im Kampfe gegen Quacksalber, Charlatane und medicinische Zünftler niemals verließ.

Sehr interessant ist es zu sehen, daß Paracelsus die einfachen Bereitungsweisen der Tinkturen und Verreibungen ebenfalls schon gekannt hat. „Auch ist mehr nutz die Kraft in spiritu vini gebracht und geben werden, als roh", heißt es von Helleborus und Veratrum. Der Weingeistauszug zeigt höhere Kräfte und diese sind nothwendig, „denn auch die Zeit ist höher in Gift gestiegen". Die Blätter der schwarzen Nießwurz sind im Schatten zu trocknen, mit gleichem Gewicht von Zucker zu verreiben und so zum Gebrauch aufzubewahren. Dies ist gewiß nur die beste Methode, die Haltbarkeit der Arzneikraft zu sichern, aber dennoch liegt darin ein Keim zu den fortgeschrittenen Verreibungen Hahnemann's, wie Schlegel nachweist.

In der Wahl der Rohstoffe zu Arzneien ist Paracelsus vorsichtig. Vom Schwefel, der ihm ein großes Heilmittel ist, „sodaß nit viel Stück sind, die über ihm seind", giebt es vielerlei Art, „denn alles, was die Natur giebt, ist nicht in ein Spezies gesetzt, sondern in viel, dann nicht einerlei

Digitized by Google

Blei, einerlei Kupfer, einerlei Gold". Seit wir durch Crookes wissen, daß sich zwischen dem Element Yttrium und Erbium eine ganze Reihe von sogenannten Elementen und Unterelementen ausscheiden lassen, seit auch der frühere Stickstoff der Luft sich als ein Gasgemenge ausweist, in welchem verschiedene sogenannte Elemente gefunden wurden, dürfte die philosophische Anticipation Hohenheim's vermehrtes Interesse bieten: nicht einerlei Sulfur minerale, nicht einerlei Gold, nicht einerlei Blei. Unter den Arzneipflanzen, welche wir als Lieblinge Hohenheim's kennen lernen, kehrt öfter die schwarze und weiße Nießwurz wieder (Helleborus und Veratrum). Als Präservativ schützen die Blätter vor Fluß und Krebs; die Wurzel selbst hilft bei vier Hauptkrankheiten; fallende Sucht, so sie von Gliedern kommt in das Haupt: Podagra, in welchem Glied es sein wolle, Schlag mit Seitenlähme und Wassersucht. Bei Letzterer leert es den Brunnen aus, aber ein anderes Mittel muß es thun, daß die Krankheit nicht wiederkehrt. — Bei Podagra vom Blut, wo das Blut selbst wüthet, heilt Helleborus nicht; wo es aber von Flüssen kommt, da ist die Wurzel das best Laxativ, das alle Flüß auszeucht. Sie ist bei vielen Wassersuchten und auch bei gar alten Leuten extremum medicamen.

Gehen wir von den Kräutern in den Berg, dorthin, wo ihre Kräfte noch vereinzelt in Mineralien und Erzen schlummern, nehmen wir von dem reichhaltigen Mineralgebiet das Kochsalz, so finden wir zunächst die interessante Bemerkung: „Dieselben Leut, die lind salzen, sind in Kräften und in der Natur und Complex schwächer und baufälliger denn die andern und den zufallenden Krankheiten mehr unterworfen." Das Salz ist hochtrefflich in aller Exsiccation. Man denke hier an die neuerlichen Natr. muriaticum-Verordnungen, um pleuritische Exsudate zu beseitigen! Hier hat man also eine alte therapeutische Idee und eine moderne wissenschaftliche Bestätigung. Dem Salz ist aber die „natürlich Sulz" (eine mit Kali und Magnesia, sowie Calciumchlorat und Spuren von Jod und Brom verunreinigte Salzlösung) „hoch überlegen wider Krankheiten, die aus Feuchte werden." Hier begegnen wir noch deutlicher unserer „hydrogenoiden Constitution". Alle diese Krankheiten werden von dieser Sulz genommen, als das feucht Podagra, die Wassersucht, die feuchten Geschwülst, die geschwollenen Schenkel. Auch in die offenen Schäden ist Salz eine große Arznei und nimmt mit der Zeit auch Alopeciam, den Erbgrind, hinweg." — Eine Sulz in diesem Sinn ist, was wir ebenfalls beachten dürfen, die weitgedehnte Meerfluth, die unsere Küsten umspült und deren Heilkraft die Wirkungen der Seebäder specifisch färbt und erhöht.

Die Probleme des Daseins, schließt Schlegel seine schöne Studie, haben sich im Geiste Hohenheim's mit ungewöhnlicher Klarheit gestaltet, aber Sittengröße, Selbstlosigkeit, wahre Frömmigkeit waren doch die edelsten und mächtigsten Züge seines Wesens: hier kann er uns unbedingt auch heute noch ein Erzieher sein, mögen die Anschauungen der meisten von uns auch weit, weit von den seinigen abstehen. Vielleicht giebt es kein besseres Zeugniß für ihn, als die wenigen Worte, welche er im Buch vom Langen Leben über die Art schreibt, sich feindlicher Einflüsse zu erwehren. Wir kennen ihn aus der landläufigen Geschichte als unruhigen Kopf, als Polemiker und Sonderling von höchster Selbstschätzung. Aber wie spricht Paracelsus selbst: „Es wär wider mich ein Feind und der wer kein Zauberer, sondern allein sein Gemüth und Imaginationes wär wider mich in solcher Gestalt, daß ich um mein Leben sollt kommen: so setz ich mir mein Gemüth also zu ruhen in ein Widerspiel, daß ich mir gedenk Rechnung von mir zu thun und Niemand kein Uebels zuzufügen. Also durch solche Mildigkeit mag nicht verbracht werden der große Neid, der wider mich ausgeht und ist Pietas die höchst Conservation". — Und der Mann, welchem vielleicht manch thörichter Aberglaube anhaftete, von welchem jene Zeit schwer heimgesucht war, hat gleichwohl das Seine gethan, um ihn abzuschütteln: „Ich hätte ein Aberglauben, wenn die Raben auf meim Dach schrien, wer ein Zeichen, daß eins sterben sollt. Eine solche superstitio mag mich krank machen, oder einen Kranken tödten. Ist ein Conservation für solche superstitiones, daß ich glaube, daß dasselbig Geschrei sei ein Anzeigung ihrer Natur und meiner Narrheit, denn kein Ding den Aberglauben bricht, denn allein Betrachtung, daß Narrenwerk sei. Und so nicht allein von Raben, sondern auch von allen andern Dingen." Wir werden Paracelsus recht verstehen, wenn wir dasjenige von seinem reichhaltigen Wirken, was auf haltbaren Beobachtungen der Natur beruht, sowie diejenigen Vorstellungen und Ideen, welche sich mit Nothwendigkeit aus der denkenden Betrachtung beobachteter Naturerscheinungen ergeben, von der Fülle des Ganzen zunächst ausscheiden und dies giebt uns schon würdigen Arbeitsstoff, der nicht allein wissenschaftlich, sondern auch human erfaßt sein will im Sinne des großen Verewigten: „Welcher will ein Arzt sein, derselbig gedenk, daß er am ersten ein Samaritan sei, nit ein Priester, nit ein Levit". — Wenn sich die heutige Medicin dazu entschließen könnte, den Gehalt der Paracelsus'schen Werke mit Ernst zu revidiren und insbesondere der positiven Arzneikenntniß die gebührende Beachtung zu schenken: es schiene ein Rückschritt; doch des Geistes Leben ist außer Raum und Zeit gestellt und der Fortschritt der Allgemeinheit muß oft die Stationen passiren, welche Einzelne schon 100 Jahre vorher, wie Hahnemann, oder auch schon vor noch längerer Zeit, wie Paracelsus, erreicht hatten. Auch Keppler, dem wir die Exaktheit der heutigen Astronomie zu einem guten Theil verdanken, war nicht frei von den Ansichten seiner doch schon um 100 Jahre weiter fortgeschrittenen Zeit, ja er hatte noch einen privaten Ueberfluß an Mystik. Die Worte des Engländers Whewell in seiner berühmten Geschichte der inductiven Wissenschaften können gerade so gut auf Paracelsus als auf Keppler angewandt werden: „Der mystische Theil seiner Ansichten von der Natur scheint auf seine Entdeckungen keinen nachtheiligen Einfluß gehabt, sondern vielmehr seine Erfindungskraft und seine ganze geistige Thätigkeit noch mehr aufgereizt zu haben".

Literatur und Kunst.

Ein Geigerkönig.

Von Bruno Riezler.

Paganini, Spohr, Joachim sind die großen Meister der Violine — der italienische Wundermann, der classische deutsche Geiger und der Berliner Professor, der der Erste gewesen, der die Geigerei nicht um ihrer selbst Willen betrieben, sondern sie in den Dienst einer idealeren Sache, in den der Kunst, gestellt und damit seinen Beruf von einem handwerksmäßig körperlichen zu einem innerlich geistigen emporgehoben hat. Sehr schön hat sein Schüler Andreas Moser neuerdings sein Spiel zu schildern und analysiren versucht. „Der erste Factor ist das schönste Erbtheil von Felix Mendelssohn, der seinen jungen Schützling beim gemeinschaftlichen Musiciren stets darauf hingewiesen hatte, die alten Meister zu respectiren, keine Note in ihren Werken zu ändern, immer zuerst an die Musik und dann erst an sein Instrument zu denken, niemals um der bequemeren Spielbarkeit die Intentionen des Componisten zu opfern. Diese Lehren sind bei Joachim auf so fruchtbaren Boden gefallen, daß ihn schon als Jüngling sein Schönheitssinn und ein merkwürdig früh gereifter Geschmack davor bewahrt haben, Extravaganzen zu Gunsten unmittelbarer Wirkung zu begehen. Vielmehr war

Digitized by Google

er stets bestrebt, sich innig mit dem auszuführenden Kunstwerk vertraut zu machen, es in seiner ganzen Tiefe zu erfassen, um es, nachdem es durch das Medium seines künstlerischen Empfindens hindurch gegangen, in ganzer Reine und Schönheit vor dem Zuhörer wieder erstehen zu lassen. Das hat seinen Vorträgen die sprichwörtlich gewordene Vornehmheit und Vollendung, die abgeklärte Ruhe und poetische Weihe gegeben, wie sie in gleichem Maaße bei keinem anderen ausübenden Tonkünstler vorkommen. Immer sehen wir den Blick des Meisters auf den geistigen Gehalt, die charakteristischen Merkmale, den Stil des Werkes gerichtet, das unter seinem Bogen zur Wiedergabe gelangt; niemals stellt er sein Ich zur Schau oder kokettirt mit Aeußerlichkeiten. Joachim ist ein so wenig zur Reflexion geneigter Künstler, daß ihm in dieser Hinsicht nur noch Anton Rubinstein an die Seite zu stellen ist. Wie dieser bei seinen Darbietungen hauptsächlich inneren Impulsen folgte, den Eingebungen des Augenblicks freien Zulaß gewährte, so sind auch die Kunstleistungen Joachim's nur der Ausdruck tiefsten musikalischen Empfindens, das mit der eigentlichen Gehirnthätigkeit in so gut wie gar keinem Zusammenhange steht. Mit dem Unterschied freilich, daß Rubinstein sich manchmal von seinem Temperament zu Uebertreibungen fortreißen ließ, deren sich Joachim niemals schuldig macht. Eine wahrhaft ethische Kraft und ein idealer Schönheitssinn lassen ihn auch bei den leidenschaftlichsten Stellen die Linie niemals überschreiten, wo das Charakteristische aufhört, schön zu sein. Und endlich seine großartige Technik, an die man während seines Musicirens zunächst gar nicht denkt. Seine Darbietungen genießen sich so mühelos, daß sie stets in dem Zuhörer ein wohlthuendes Gefühl der Befriedigung hinterlassen. Wollen und Können sind bei ihm eins. Wie er unbeschränkter Herr ist über das Griffbrett und die raffinirtesten Schwierigkeiten spielend zu überwinden weiß, die die größten Virtuosen aller Zeiten ausgeklügelt haben, so verfügt er über eine Bogenführung, die an Unabhängigkeit und Geschmeidigkeit im wahrsten Sinne einzig ist. Ihr vor Allem verdankt er sein Ausdrucksvermögen und die modulationsfähige Tonangebung, die, bald hell, bald dunkel, verklärt und duftig, üppig und strahlend — je nachdem es der Augenblick erheischt —, uns den unerschöpflichen Farbenreichthum ahnen läßt, den er auf seiner Palette zur Verfügung hat."

Dieser feinsinnige Beurtheiler hat nun seinem Lehrer und Meister ein schönes biographisches Denkmal*) gesetzt, auf das wir heute unsere Leser warm empfehlend hinweisen wollen. Er schildert darin mit liebevollem Verweilen den Werdegang des großen Künstlers als eine von den seltenen glücklichen Naturen, deren ganze Entwickelung von hellem Sonnenschein bestrahlt und erwärmt wurde. In seiner Jugend schon wurde er durch die Fürsorge verständnißvoller Verwandter vor den leidigen Existenzsorgen beschützt, — er der arme Judensprößling aus Kitsee bei Preßburg, das die deutschenfresserischen Ungarn in ihr für jeden gebildeten Mitteleuropäer unaussprechliches Halbtürkisch „Köpcseny" magyarisirt haben. Natürlich wird auch Joachim, der längst deutscher Staatsbürger ist, wie Liszt und Munkacsi (Lieb) von den Magyaren als eigenste Nationalgröße gefeiert, obwohl er kein Wort ungarisch versteht. Moser erzählt eine hübsche Anekdote: Nach den glänzenden Triumphen, die Joachim im Februar 1861 in Wien geerntet hatte, gab er auch einige Concerte in Pest, wo natürlich der Enthusiasmus, den er erregte, noch weit größer war: feierte man doch in ihm nicht nur den genialen Künstler, sondern eben so sehr den berühmten Landsmann, auf den der „ungarische Globus" alle Ursache hatte, stolz zu sein. Bei einem Bankett, das die Studenten dem damals hannöverschen Concertdirector zu Ehren veranstalteten, verstieg sich einer der Redner im Ueberschwang hunnischer Begeisterung zu dem Ausspruch, es sei eine Schande für die Nation, daß einer ihrer größten Söhne in Diensten eines Staates stehe, der nicht einmal so groß sei wie manches ungarisches Comitat. Darauf erhob sich Joachim, entschuldigte sich, daß er in deutscher Sprache antworten müsse, da er das Ungarische inzwischen verlernt(?) habe, und gab dem Redner zu bedenken, daß es doch nicht gerechtfertigt wäre, von Deutschland so geringschätzig zu reden. Nirgend wo Anders habe man der ungarischen Literatur so warme Sympathien entgegengebracht wie gerade in Deutschland, und er selber habe Petöfi nur durch deutsche Uebersetzungen kennen und lieben gelernt. Da er aber ein zu schlechter Redner sei, um seinen Dank für die dargebrachten Ovationen in Worte zu kleiden, wolle er der Versammlung lieber Etwas auf der Geige vortragen. Mit jubelnder Begeisterung begrüßten die Studenten den Vorschlag Joachim's, der dem Primas der für das Bankett engagirten Zigeunercapelle die Geige aus der Hand genommen hatte, um seinen Worten die That folgen zu lassen. „Ich werde Ihnen einen deutschen Tanz vorspielen, von Bach," rief er der Versammlung zu, indem er die Geige an's Kinn setzte. Wie ein kaltes Sturzbad wirkte dieser Zuruf auf die Anwesenden, von denen die Meisten keine Ahnung von der Existenz des großen Thomascantors gehabt haben mochten. Sie waren vielmehr der Meinung gewesen, der von Joachim vorgetragene Tanz wäre von Bach, dem verhaßten österreichischen Polizeiminister unter dessen absolutistischem Regime das ungarische Volk so lange geschmachtet hatte. Erst nachdem sie eines Besseren belehrt worden waren, erbrauste ein solches Eljen-Rufen durch den Saal, wie es Joachim nicht leicht wieder vernommen haben dürfte.

Aber auch Joachim's späteres Künstlerwallen war ohne die sonst üblichen Dornen und Enttäuschungen. Doch geht Moser zu weit, wenn er behauptet, daß Joachim in seiner Laufbahn niemals einen Schritt gethan, den er hat rückgängig machen müssen. Man denke nur an seine Stellung zu Liszt und Wagner, deren begeisterter Anhänger und Bewunderer er anfänglich war, bis er mit Johannes Brahms und anderen Freunden den berühmten Absagebrief schrieb, der, wie Moser versichert, durch eine Indiscretion in die Oeffentlichkeit gelangte und die Unterzeichner ganz ohne Zweifel unsterblich — blamirte. Um wie viel würdiger und klüger war nicht Joachim's Privatbrief an Liszt. „Ich bin Deiner Musik gänzlich unzugänglich; sie widerspricht Allem, was mein Fassungsvermögen aus dem Geist unserer Großen seit früher Jugend als Nahrung sog. Wäre es denkbar, daß mir je geraubt würde, daß ich je Dem entsagen müßt', was ich aus ihren Schöpfungen lieben und verehren lernte, was ich als Musik empfinde, Deine Klänge würden mir nichts von der ungeheuren, vernichtenden Oede ausfüllen. Wie sollt' ich mich da mit Denen zu gleichem Zweck verbrüdert fühlen, die unter dem Schild Deines Namens und in dem Glauben (ich rede von den Edlen unter ihnen), für die Gerechtigkeit der Zeitgenossen gegen die Thaten der Künstler einstehen zu müssen, die Verbreitung Deiner Werke mit allen Mitteln zu ihrer Lebensaufgabe machen? Vielmehr muß ich darauf gefaßt sein, mit dem, was ich mich bescheide für mich zu erstreben, immer mehr von ihnen abzuweichen, und das, was ich für gut erkannt, was ich für meine Aufgabe halte, auf eigene Verantwortung, wär's noch so still, zu üben. Ich kann Euch kein Helfer sein und darf Dir gegenüber nicht länger den Anschein haben, die Sache, die Du mit Deinen Schülern vertrittst, sei die meine." Das ist gewiß männlich und tapfer gesprochen. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird merken, welche Ueberwindung Joachim die Formulirung seiner Absage an Liszt gekostet hat. Man mag über den Inhalt des Briefes denken, wie man will — auch seine Nothwendigkeit ist von Manchen angezweifelt worden —, aber Niemand wird leugnen können, daß es die That eines ehrlichen Mannes war, der ein künstlerisches Glaubensbekenntniß ablegt und sein Verhalten vor

*) Joseph Joachim. Ein Lebensbild. Berlin, B. Behr.

Digitized by Google

falschen Deutungen schützen will. Was die sonstige Schärfe dieses Briefes wesentlich mildert, das ist die wahrhaft rührende Art, mit der Joachim dem älteren Meister seinen Dank ausspricht für alles Andere, was er von ihm gelernt hat. Auch hier wieder unterscheidet er haarscharf zwischen dem Componisten Liszt und seinen übrigen verehrungswürdigen Eigenschaften. Das hat Liszt sehr wohl empfunden, und wenn ihm auch Joachim's Absage wehe gethan, so hat er doch in seinem ganzen zukünftigen Verhalten ihm gegenüber stets das versöhnende, nicht das trennende Moment in den Vordergrund gestellt. Nicht so seine Anhänger, die diesen Brief als ein Attentat auf ihren Führer bezeichneten, das nicht ungesühnt bleiben durfte. In unglaublichem Durcheinander warf man die Sache Liszt's mit der Wagner-Frage in einen Topf und behandelte Beide als voneinander unzertrennlich. Aus jener Zeit her datirt schon der unheilvolle Einfluß der „Wagnerianer", die, mit Raff zu reden, der Sache ihres Meisters mehr geschadet als genützt haben. Das hat auch Joachim an sich selber erfahren. Vom Tage der ersten Aufführung des Lohengrin in Weimar an war er ein enthusiastischer Verehrer Wagner's gewesen, und die intime Bekanntschaft mit dem Tannhäuser konnte seinen Respect vor der gewaltigen Persönlichkeit des Meisters nur noch steigern. Schon fünf Wochen nach seiner Anstellung in Hannover, am 5. Februar 1853, dirigirte er zum ersten Mal die Tannhäuser-Ouverture in einem Symphonieconcerte der königlichen Capelle. Moser schildert überdies den großen Eindruck, den das Textbuch der Nibelungen auf Joachim gemacht hat. Die erste Einschränkung der großen Bewunderung für Wagner ist auf seine Bekanntschaft mit Weber's „Euryanthe" zurückzuführen, die er erst in Hannover unter Marschner's Direction kennen gelernt hatte und, was das Musikalische anlangt, weit über den Lohengrin stellte. Er war durch sie zu der Einsicht gekommen, daß Wagner mit seinem Lohengrin und Tannhäuser doch nicht so absolute Neuerungen vollbracht hatte, als er bisher angenommen, daß er vielmehr in Weber einen Vorgänger gefunden, dessen eminentes Vermögen, Personen und Situationen musikalisch-dramatisch zu charakterisiren, nur insofern von Wagner übertroffen wurde, als dieser Alles dicker auftrug und unterstrich, was Weber's feinerer musikalischer Sinn in maaßvollen Grenzen gehalten hatte. Die weitaus größere Abschwächung aber erfuhr sein Enthusiasmus durch die rücksichtslose Propaganda, die die „Wagnerianer" auf Kosten der Meister in's Werk setzten, denen Joachim persönlich nahe gestanden hatte. Ueberdies witterte er Unheil in den Bestrebungen der Nachtreter Wagner's, die sich anschickten, die Principien ihres Abgottes auch auf das Gebiet der reinen Instrumentalmusik zu übertragen, eine Absicht, die übrigens Wagner selbst auf das Schärfste mißbilligt hat. Von der ferneren Entwickelung unserer Musik hängt es ab, ob die Kunstgeschichte für oder gegen Joachim zeugen wird, meint Moser. Wir sind freilich der Ansicht, daß Joachim's Widerwillen vor dem Componisten Liszt schon heute von allen wirklich Einsichtigen im Sinne Joachim's nachgefühlt wird. Nur sein Urtheil über Wagner dürfte nicht ratificirt werden. Uebrigens gerieth Joachim noch einmal mit Wagner zusammen, als dieser im Hinblick auf ihn die Geiger als Dirigenten abfällig beurtheilte. Natürlich wird Joachim auch hierin von seinem Biographen energisch in Schutz genommen. „Ein flüchtiger Blick in die Musikgeschichte belehrt uns ohne Weiteres, daß es zu allen Zeiten Dirigenten — auch solche allerersten Ranges — gegeben hat, die von Haus aus Geiger waren. Es ist auch gar kein Grund, einzusehen, weßhalb gerade Geiger nicht im Stande sein sollten, sich ein Kunstwerk geistig so vorzustellen und innerlich zu verarbeiten, daß sie demselben an der Spitze von Chor und Orchester eine künstlerisch abgerundete Wiedergabe sichern können. So sind Spohr und Habeneck sicherlich Geiger gewesen, und doch singt Wagner an mehr als einer Stelle in seinen Schriften deren begeistertes Lob als Orchesterleiter. Weitaus natürlicher ist es vielmehr, Musiker, die mit den Orchesterinstrumenten von Haus aus vertraut sind und die nöthigen Fähigkeiten zum Lesen und Verstehen von Partituren mit sich bringen, an das Dirigentenpult zu stellen, als Clavierspieler, die in der Regel keine Ahnung von dem complicirten Apparat des Orchesters haben. Und wenn auch in letzter Zeit mehrere Clavierspieler hervorragende Dirigenten geworden sind — wie beispielsweise Bülow einer der glänzendsten des Jahrhunderts —, so verdanken sie das nicht etwa ihren pianistischen Antecedentien, sondern besonderen Anlagen, mit denen sie von der Natur ausgestattet waren. Auf alle Fälle aber ist es besser, wenigstens ein Instrument — gleichviel welches — gründlich zu beherrschen, als, wie es bei Wagner der Fall war, keines!"

Der Enkomiast, denn ein solcher ist Moser, bespricht auch Joachim's Thätigkeit als Director der Berliner Akademischen Hochschule für Musik. Es dürfte schwer fallen, für die hingebende Treue und gewissenhafte Pflichterfüllung, mit der Joachim vom Tage der Gründung bis auf die heutige Stunde dem Ausbau und der Entwickelung der Hochschule seine besten Kräfte gewidmet hat, ein auch nur annäherndes Beispiel an die Seite zu stellen. Nur der lauterste Idealismus und das freudige Bewußtsein, Gutes und Segenbringendes zu stiften, können die aufopfernde Mühewaltung erklären, die er an seine Schöpfung gewendet hat. Sie hat ihm in der Freiheit seiner Bewegung und der unbeschränkten Verwerthung seiner Zeit solche Fesseln auferlegt, daß selbst nahestehende Freunde und Kunstgenossen kein genügendes Verständniß dafür gewinnen können. Während andere Künstler den größten Theil ihrer Muße zu productivem Schaffen oder weit ausgedehnten Concertreisen benützen, die ihnen Ruhm und Geld in schwerer Menge eintragen, ist Joachim den größten Theil des Jahres an seine Stellung in Berlin gebunden und verwerthet bloß seine drei winterlichen Urlaubsmonate zu Concertzwecken. Von den berühmtesten Pädagogen des Violinspiels kann keiner auf eine solche Reihe trefflicher, zum Theil ausgezeichneter Schüler blicken, wie Joachim. „Wie er durch sein persönliches Wirken im Concertsaal vorbildlich geworden ist für jeden ausübenden Tonkünstler, der seinen Beruf von einem höheren, idalen Standpunkt auffaßt, so hat er der Kunst des Violinspiels im verflossenen halben Jahrhundert geradezu den Stempel seiner Individualität aufgedrückt. Durch seine Schüler hat er überdies für einen Nachwuchs gesorgt, der seine Lehren bis tief in's nächste Jahrhundert hinein weiter vererben und auch späteren Geschlechtern noch zum Bewußtsein bringen wird, daß sie seines Geistes einen Hauch verspürt haben". Daß Moser seinen Meister auch als Componisten schätzt, ist begreiflich. Er überschätzt ihn geradezu, denn Bleibendes hat Joachim doch nur in der Violin-Literatur geleistet. Seine übrigen Compositionen sind auch immer rasch vorübergegangen. Immerhin hat Joachim mit seinen Variationen die Geiger mit einem Werke bedacht, das auch späteren Generationen noch erzählen wird, daß er nicht nur einer der größten ausübenden Tonkünstler aller Zeiten, sondern auch einer der bedeutendsten Componisten für sein Instrument gewesen ist.

Dagegen sind wir ganz einverstanden mit Moser, wenn er unseren Geigerkönig als Beethovenspieler und Quartettisten überaus hoch stellt. Zwar haben Vieuxtemps und David lange vor Joachim auch schon das Concert von Beethoven und andere classische Werke in der Oeffentlichkeit gespielt, aber sie machten es wie Liszt; auf den Vortrag eines gehaltvollen Werkes ließen sie ihre faden, aber blendenden Phantasien über beliebte Themen folgen, gleichsam als ob sie das Publicum um Verzeihung bitten wollten, daß sie es vorher mit ernster Musik behelligt hatten. Andererseits war ihnen bei der unausgesetzten Beschäftigung mit hohlem Virtuosenkram die ethische Kraft verkümmert worden, ein Kunstwerk in seiner ganzen Tiefe zu

Digitized by Google

erfassen, und die Fähigkeit, es um seiner selbst willen in voller Reine darzustellen. Die schlichte Vornehmheit und geschlossene Einheitlichkeit, mit denen nun Joachim die Concerte von Beethoven, Mendelssohn, Spohr und Viotti, Sätze aus Bach'schen Werken für Violine allein, Sonaten von Tartini, die Schumann'sche Phantasie u. s. w. zum Vortrag brachte, wirkten geradezu wie eine Offenbarung und führte den Zeitgenossen bisher unbekannte Begriffe von der Aufgabe eines ausübenden Tonkünstlers zu. Kein Wunder also, daß Joachim aller Orten glühende Verehrer hat. Wie groß z. B. die Bewunderung war, die Moltke seinem Geigenspiel entgegenbrachte, ist allbekannt. Der gewaltige Schlachtendenker hatte, wie Moser erzählt, eine besondere Vorliebe für getragene Sätze von mildem Ausdruck, die zu andachtsvoller Stimmung anregen. Hatte ihn Joachim durch den empfindungsvollen Vortrag eines langsamen Stückes erst einmal in eine solche versetzt, so wollte er den ganzen Abend hindurch nichts hören, was ihn aus seiner Beschaulichkeit herausgerissen hätte. Das Lieblingsstück des großen Strategen war der Mittelsatz des Bach'schen D-moll-Concertes für zwei Geigen.

Der Andrang zu den Quartettabenden, die Joachim vom Herbst 1869 ab in Berlin mit seinem Schüler Schiever als zweitem Geiger, de Ahna als Bratschisten und Wilhelm Müller, dem früheren Cellisten des jüngeren „Müller-Quartetts", veranstaltete, war von vornherein ein so gewaltiger, daß sie lange Zeit unter dem Zeichen „Ausverkauft!" standen. Aber auch später blieb der Besuch dieser Concerte immer noch ein so glänzender, daß man sagen kann, kein zweites künstlerisches Unternehmen habe sich einer auch nur annähernd so hohen Gunst Seitens der musikliebenden Kreise Berlins zu erfreuen, wie das nunmehr seit dreißig Jahren bestehende Joachim-Quartett. Und wenn auch Joachim's mitwirkende Genossen im Laufe dieser Zeit einige Male wechselten, so hat das die Qualität der Leistungen niemals beeinflußt. Der geniale Führer hat für den Ausscheidenden stets vollwerthigen Ersatz zu finden gewußt und den Neueintretenden in so kurzer Zeit mit dem künstlerischen Geiste vertraut gemacht, der von ihm ausgeht, daß auch Schwankungen im Ensemble selten oder kaum zu bemerken waren. „Was zunächst auffallen wird," schreibt Moser, „ist das fein abgetönte Ensemble. Die vier Spieler verstehen einander so vollkommen, als ob ihre verschiedenen Functionen von einem gemeinsamen Willen ausgingen. Handelt es sich um accordische Harmoniefolgen, wie beispielsweise im Thema der Variationen des D-moll-Quartetts von Schubert, so muß man erstaunen über die dynamische Gleichmäßigkeit, mit der sich die vier Stimmen zu einem Ganzen verschmelzen. Hat aber eines der Instrumente etwas Besonderes, im Vergleich zu den Uebrigen Wichtiges zu sagen, so ist es ebenso bewunderswürdig, wie sich die Anderen unterzuordnen wissen, der Hauptsache Platz machen, ohne in ein bedeutungsloses Säuseln oder Geflüster zu versinken." Moser verweist auf die geschickte Art, mit der die vier Spieler sich gegenseitig die Pizzicati im ersten Satz des Beethoven'schen Quartetts, Op. 74, abnehmen und so vollständig die Illusion hervorrufen, als ob eine Harfe die Ausführung der dem Stück den Namen gebenden Stelle besorgte. Dann erinnert er an das Scherzo des Cis-moll-Quartetts, wo die vier Instrumente sich gegenseitig die kleinen Bruchstücke der dem Hauptthema zu Grunde liegenden Begleitungsfigur zuwerfen, als ob ein Spieler das ganz allein bewerkstelligte; und dann, wie sie jedes Mal nach dem Ritardando das Presto wieder einzuleiten wissen, ohne daß der geringste Ruck zu spüren wäre! „In den schnellen Sätzen der Rasoumowsky-Quartette ist es wieder die rhythmische Präcision, mit der die schwierigen Taktverschiebungen und -Rückungen zu vollendet klarer Ausführung gelangen, die imponirend wirkt; und so ist des Bewunderswerthen hier kein Ende. Nach dem Gesagten leuchtet es ohne Weiteres ein, daß Joachim nicht etwa immer „die erste Geige" spielt und von seinen Partnern unterthänige Dienstverrichtungen fordert. Vielmehr gehen alle Vier so in dem vorzutragenden Kunstwerk auf, daß stets gerade das zur Geltung gelangt, worauf es ankommt." Die Mission, die das Joachim'sche Quartett erfüllt hat und immer noch ausübt, gipfelt in zwei Punkten: in der Verbreitung des Verständnisses für die letzten Quartette Beethoven's und in dem Eintreten für Brahms. Denn während noch vor dreißig Jahren es nur ein kleines Häuflein war, das sich für den späteren Beethoven interessirte, kann man nun sagen, daß, Dank der unermüdlichen Ausdauer und Hingabe Joachim's, die Gemeinde, welche für „die letzten Quartette" schwärmt, eine recht stattliche geworden ist. Diese Wahrnehmung gilt nicht nur für Berlin und London, wo Joachim seine ständigen Quartette hat, nicht nur innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes, sondern weit hinaus, bis in den fernsten Westen Amerikas. Ueberall, wo Joachim'sche Schüler leben, wird der Versuch gemacht, das Beispiel des Meisters nachzuahmen und in seinem Sinne weiterzuwirken. Aber nicht nur seine Unmittelbaren und seine Schüler im Geiste hat er in dieser Hinsicht beeinflußt, sondern gar viele andere Künstler, die mit Joachim in keinem anderen Zusammenhange stehen, als daß er ihnen für ihr eigenes Wirken zum Vorbild geworden ist. Der Ruhm des Joachim'schen Quartetts ist selbstverständlich nicht auf das Weichbild der Stadt Berlin beschränkt geblieben. In der gesammten musikalischen Welt steht es in dem unbestrittenen Ansehen, daß seine Darbietungen den Höhepunkt dessen bezeichnen, was in der vollendeten Wiedergabe der Kammermusik überhaupt geleistet werden kann. Schließlich gedenkt Moser auch noch des musikalischen Handwerkzeugs, dessen sich das Joachim-Quartett in der Oeffentlichkeit bedient. Seit einer Reihe von Jahren schon spielen die vier Künstler nur auf Instrumenten, die von der Hand des größten Geigenbauers aller Zeiten, des Antonio Stradivari in Cremona (1644—1737), angefertigt sind. Die Viola, auf der Meister Wirth spielt, gehört zwar nicht der Genossenschaft, der kunstsinnige Besitzer derselben, Herr Robert von Mendelssohn, stellt sie aber dem Quartett bei seinem öffentlichen Auftreten stets in munificenter Weise zur Verfügung. Der Werth der vier Instrumente, die sämmtlich allerersten Ranges sind und aus der Blüthezeit Stradivari's stammen, repräsentirt das hübsche Sümmchen von rund einmalhunderttausend Mark!

Ueberblicken wir zum Schlusse nochmals Joachim's künstlerischen Entwickelungsgang, so müssen wir seinem Biographen Recht geben, daß sich hier Alles harmonisch und stetig entwickelt, „wie ein breit angelegtes Crescendo, das schließlich in einen majestätischen Orgelpunkt aufgeht." Auch das Geschenk ewiger Jugend scheint ihm der gütige Genius in die Wiege gelegt zu haben. Frisch und munter kann er demnächst ein goldenes Jubiläum feiern: im Februar sind sechzig Jahre seit seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit verflossen. Möge er noch lange seines künstlerischen Priesteramtes walten!

Amerikanische Humoristen.

Von Frank W. Miller.

Diderot hat einmal sehr schön das Lachen den Prüfstein des Geschmackes, der Gerechtigkeit und der Güte genannt, und Goethe's verallgemeinernder Zusatz, daß der bei einem Menschen vorherrschende Begriff von dem, was er lächerlich findet, auch seinen Charakter kennzeichnet, gilt nicht nur von Individuen, sondern ebenso gut auch von Gesellschaftsschichten und Völkern. Ein Europäer, der einem chinesischen Lustspiele beiwohnt, würde kaum etwas daran komisch finden, auch wenn er die Sprache und die Darstellung völlig verstände. Aber auch der deutsche Witz

Digitized by Google

ist ein anderer als der englische oder französische, der doch noch am Meisten kosmopolitisch; ja schon innerhalb eines Volksstammes giebt es ganz eigenartige Humore, was schon darin zum Ausdruck gelangt, daß etwa eine erfolgreiche Berliner Posse in Wien oder München noch ganz gut durchfallen kann. Als ziemlich fremdartig erscheint uns auch der nordamerikanische Humor mit seinen derb-cynischen Burlesken und hinterwäldlerischen Grotesken. Den eigenthümlichen Witz eines Dichters wie Bret Hart oder eines Humoristen wie Mark Twain haben wir zwar nach und nach goutiren gelernt, aber er bleibt für uns doch ein exotisches Gewächs. In seinen soeben in der Cotta'schen Buchhandlung Nf. in Stuttgart erschienenen „Beiträgen zur Amerikanischen Literatur- und Culturgeschichte" führt uns E. P. Evans nicht nur die „neuenglischen" Novellisten, Lyriker und Essayisten wie Bayard Taylor, Emerson, Motley u. A. vor, er will auch mit scharfer Analyse den Humor unserer Vettern jenseits des Oceans zu charakterisiren und uns näher zu bringen suchen. An der Hand dieses ausgezeichneten Kenners sei hier eine Darstellung des amerikanischen Humors versucht.

„Die Amerikaner stehen im Rufe eines nur an ernste, gelderwerbende Geschäfte denkenden Volks," bemerkt Evans, aber er nennt sie ein auch für geistige Schätze höchst empfängliches und ganz besonders witzliebendes und witzübendes Volk. „Bei keiner Nation findet man den Hang zu harmloser Persiflage und gelinder Possenreißerei allgemeiner ausgebildet oder häufiger in Anwendung gebracht; in keinem Lande werden per capita mehr Späße aller Art, gute und schlechte Münzen, jährlich getrieben oder geprägt und in Umlauf gesetzt als in den Vereinigten Staaten. Zuweilen ist diese Anlage so stark und unfügsam, daß sie alle anderen Rücksichten hintansetzt und bei seichten Köpfen zu einer läppischen und äußerst lästigen Witzjägerei ausartet." Man wird dagegen einwenden, daß ein den Witz so hochschätzendes und so emsig pflegendes Volk im Stande sein sollte, eine beträchtliche Anzahl von gediegenen Witzblättern aufzuweisen, was bekanntlich nicht der Fall ist. Vor achtunddreißig Jahren ist „Vanity Fair", ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Witzblatt, in New York erschienen, aber finanziell nicht gediehen und bald eingegangen. Gegenwärtig sind „Life" und „Puck" die einzigen namhaften Blätter dieser Art in den ganzen Vereinigten Staaten. Man muß jedoch dabei bedenken, daß jede amerikanische Zeitung gewissermaßen ein Witzblatt ist und die Bevölkerung mit dem erwünschten Lachmaterial reichlich und billig versorgt. Selbst das streng religiöse Journal verschmäht es nicht, einen wöchentlichen Lichtstrahl der Heiterkeit in's Jammerthal des Erdenlebens zu werfen, und bringt regelmäßig eine Spalte erfüllt von drolligen Einfällen und komischen Geschichten: es läßt sich nicht durch die um die Gunst des Publicums mitwerbende weltliche Presse an Scherzen und Schrullen übertreffen und könnte sich eher der Frömmigkeit als der Facetien entschlagen. Die hauptsächlich für die Landbevölkerung bestimmten Wochenblätter tragen ihren Lesern eine reichhaltige Ollapotrida auf, einen Mischmasch von Politik, Religion, Poesie, Biographie, Geschichte, Literatur, Novellistik, Landwirthschaft, Veterinärkunde, Naturwissenschaft, Kochkunst, Hauswesen, Heilkunde, Neuigkeiten von nah und fern, und last, but not least, Humor, woraus ein Jeder holt, was ihm am Meisten zusagt. Nach Evans ist für den vorherrschenden Geschmack der Abonnenten der verhältnißmäßig große Raum, den das Humoristische einnimmt, sehr bezeichnend. Es versteht sich von selbst, daß bei den wöchentlich erscheinenden illustrierten Zeitungen die Darstellung des Humoristischen in Wort und Bild besonders hervortritt. Dasselbe gilt auch von den weitverbreiteten illustrirten Monatsschriften. Jede dieser Zeitschriften hat ein Gehege, hinter dessen Lachbäumen nur duftige, würzige, Lustgas aushauchende Pflanzen wachsen. Bei „Harper's Magazine" z. B. heißt dieser eingehegte Ort „The Drawer" (Die Schublade), eine Art Würz- oder Witzschachtel, worin allerlei Aromatica und Picanterien, parnassischer Pfeffer und attisches Salz zu finden sind, die, wenn auch oft alt und trocken, an Kraft nichts verloren haben.

Wie jedes Theater einen Komiker von Fach haben muß, so hält jedes große amerikanische Tageblatt einen sogenannten „funny man" (drolligen Menschen), dessen Function es ist, für das Spaßige zu sorgen und allen Ereignissen, die er bespricht, die komische Seite abzugewinnen. Er schreibt kurze Artikel und Erzählungen, die man an jedem Strich als die Seinigen erkennt; denn wo er die Feder ansetzt, da fließt der Humor, Alles auflösend und Alles sich aneignend. Er erfindet die wunderlichsten Dinge, worüber die Amerikaner herzlich lachen und die Europäer höchlich staunen. Wenigstens drei Viertel der kurzweiligen Geschichten, die in ausländischen Zeitungen abgedruckt und als wirklich Geschehenes angesehen werden und die Amerika als das Land der Sonderbarkeiten erscheinen lassen, sind aus dem erfinderischen Geist des „funny man" entsprungen. Einige Zeitungen, wie z. B. „The Burlington Hawkeye", „The Danbury News" und „The Detroit Free Press", haben sich sogar durch derartige Leistungen berühmt gemacht und ihren Absatz erheblich vermehrt. Der Vertreter der „Detroit Free Press" in diesem Fach ist „M. Quad" (C. B. Lewis), „der verantwortliche Redacteur" des nur in der Einbildung vorhandenen Blattes „The Arizona Kicker". Die europäischen Zeitungen, welche Auszüge aus den Leitartikeln des „Arizona Kicker" so oft anführen und offenbar an die Existenz desselben glauben, werden selber angeführt. Außerdem hat „M. Quad" mehrere charakteristische und köstliche Gestalten geschaffen, wie z. B. „His Honor of the Police Court", „Biljah" und den dem „Lime Kiln Club" angehörenden typischen Neger „Brother Gardner". Er machte sich dem Publicum zuerst durch einen „How it feels to be blown up" betitelten Zeitungsbericht bekannt, in dem er seine lebensgefährlichen Erfahrungen und eigenthümlichen Empfindungen bei einer ihn in die Luft schleudernden Dampfschiffsexplosion in launiger Weise schilderte. Der „Drollige" ist jedenfalls ein Faktor des Journalismus, den man in Anschlag bringen muß, wenn man die amerikanische Presse und das amerikanische Leben überhaupt verstehen will. Es ist auch öfters die Aufgabe des „Drolligen", die in großem Druck angebrachten, auf den Inhalt der Zeitung frappant und reclamenmäßig hinweisenden „Headings" (Columnentitel) zu verfertigen; viele Zeitungen jedoch haben einen Specialisten, der sich mit dieser wichtigen Angelegenheiten ausschließlich beschäftigt und den Kopf stets anstrengen muß, um frische, witzige, originelle, die öffentliche Aufmerksamkeit und Wißbegierde erregende „Headings" täglich zu ersinnen. Nach dieser Richtung hin hat „The Chicago Times" eine kaum wünschenswerthe, die Grenze des Erlaubten oft bedenklich streifende Virtuosität erlangt, wie Evans bemerkt.

Aus dieser Sucht, Alles komisch aufzufassen und darzustellen, erwachsen erhebliche Uebelstände in Bezug auf die Thätigkeit der „Reporters" und „Interviewers". Um den gewissenlosen Unternehmungsgeist dieser Leute zu kennzeichnen, erzählt Evans Folgendes: Se non è vero, è ben trovato. Der im Monat November jährlich stattfindende Meteorsteinfall wurde in einer bestimmten Nacht erwartet. Der Reporter eines New-Yorker Tagblattes stoppelte einen langen Artikel über solche Erscheinungen im Allgemeinen zusammen und fügte eine ausführliche und lebhafte Schilderung des betreffenden Meteorsteinfalles hinzu, wie derselbe von verschiedenen Punkten in der Stadt ausgesehen habe. Er beschrieb die aus dem unermeßlichen Weltraum herkommenden, mit ungeheurer Geschwindigkeit der Erde zueilenden, mit heftigem Knall zerplatzenden und prächtige Schweife hinterlassenden Aërolithen und schwärmte ganz besonders von einer mit furchtbarem Geräusch und dampferzeugendem Gezisch in die See gefallenen Feuerkugel. Unglücklicher Weise war der Himmel die ganze Nacht hindurch mit dichten Wolken bedeckt und von den

Digitized by Google

Meteorsteinen keine Spur zu entdecken. Die Beschreibung wurde jedoch in den Druck gegeben und am nächsten Morgen las man mit Verwunderung den Bericht über das, was man in der vorigen Nacht vergebens bemüht war zu sehen, und mußte zugeben, daß die Presse große Vortheile besitzt und gewährt. Der Redacteur entschuldigte sich mit der Bemerkung, daß es seine Pflicht sei, das Publicum von allen Ereignissen in Kenntniß zu setzen, und er könne Nichts dafür, wenn seine Bestrebungen dann und wann durch die Widerspenstigkeit der Natur vereitelt werden sollten. „Der amerikanische Berichterstatter will eben auf alle Fälle amüsant sein, und er denkt weit mehr daran, seine eigene Genialität zu zeigen als die betreffenden Begebenheiten ehrlich und objectiv zu beschreiben. Er schaltet und waltet mit den Ereignissen wie ein Künstler mit seinen Gliederpuppen, schiebt sie hin und her, bringt sie in verschiedene beliebige Stellungen, kleidet sie possirlich ein, putzt sie mit bunten Bändern und allerlei Schnüren, Schleifen und Schmucksachen heraus, gestaltet sie ganz nach seiner Idee und dann malt er sie ab. Das auf diese Weise zu Stande gekommene Bild mag gut componirt und sehr unterhaltend sein und als Phantasiestück unsere volle Anerkennung verdienen, aber vom wirklich Geschehenen, worauf es hier hauptsächlich ankommt, giebt es einen ganz falschen Begriff."

Zum Unglück bleibt dieses überwiegende und unziemliche Vorwalten des Humors nicht auf die Zeitungsberichterstattung beschränkt, sondern fängt an, um sich zu greifen und sich auf das Gebiet der eigentlichen Literaturkritik und Geschichtsschreibung zu erstrecken. Die Vergangenheit wie die Gegenwart wird in den Bereich des Burlesken gezogen und das ehrwürdige, ruhmreiche Heiligthum der Klio durch die Grimassen des Komus und Momus entweiht. Vor etlichen Jahren hat ein New-Yorker Verleger den Plan gefaßt und theilweise ausgeführt, eine Reihe von Biographien amerikanischer Biedermänner (Lifes of American Worthies) von einem humoristischen Gesichtspunkt aus schreiben zu lassen. Um damit gründlich aufzuräumen, ging man bis auf die Entdeckung Amerikas zurück und nahm zuerst Christoph Columbus vor; diese Aufgabe wurde Herrn Alden, dem drolligen Mitarbeiter an der „New York Times", übertragen. Capitän John Smith, der abenteuerliche Gouverneur Virginiens, wurde Herrn Warner, dem Redacteur des „Hartford Courant", zugetheilt. Den ehrenhaften William Penn, den Gründer der Colonie Pennsylvanien, stellte man Herrn Burdette, dem bekannten „funny man" des „Burlington Hawkeye" zur Verfügung. Habberton, dem Verfasser eines läppischen Buches „Helen's Babies", wurde George Washington zu seiner Kurzweile ausgeliefert. Andere Peiniger noch forderte man auf, die scharfen oder stumpfen Werkzeuge des Witzes an Benjamin Franklin, Thomas Jefferson und Andrew Jackson zu erproben. Als Warner mit der Sammlung und Sichtung des biographischen Materials fertig war und die Ausarbeitung desselben in Angriff nahm, sah er mit dem jedem echten Humoristen angeborenen Feingefühl und eigenthümlichen Scharfsinn die Ungereimtheit des ganzen Projectes ein und stand davon ab. Anstatt „ein spielendes Urtheil" über den besagten Smith abzugeben, ging er recht ernst an das Werk, ließ dem Betreffenden eine würdigere Behandlung angedeihen und verfaßte eine zuverlässige und höchst interessante Lebensbeschreibung eines Mannes, von dessen Charakter und wirklichen Verdiensten das Publicum bisher nur unklare und meistens falsche Vorstellungen gehabt hatte. Was die übrigen Biographien anbetrifft, so sind sie, soweit sie zu Stande gekommen, drollig geblieben und ziemlich dumm ausgefallen. Trotz dieser abschreckenden Beispiele sind zwei tollkühne Amerikaner noch weiter gegangen und haben neulich eine „Burleske Geschichte der Vereinigten Staaten" angekündigt. „Wollte man damit das dortige politische Parteiwesen oder die von manchen Congreßmitgliedern in der Discussion der wichtigsten Fragen, wie z. B. der Silberwährung, an den Tag gelegte Unwissenheit und Beschränktheit verspotten und züchtigen, so würde kein patriotischer Amerikaner etwas dagegen einzuwenden haben. Aber die burleske Behandlung der Geschichte einer großen Nation ist nicht nur eine, bloß bei einer in Abnahme geratenen vaterländischen Gesinnung denkbare Profanation, sondern auch ein vom ästhetisch-humoristischen Standpunkt aus ganz verkehrtes, von vornherein zu verwerfendes Verfahren. Jedes lang ausgesponnene Burleske wird nothwendiger Weise langweilig. Dulce est desipere in loco, aber nicht in extenso." Die geistreichsten und gelungensten Versuche dieser Art sind vielleicht Gilbert A'Beckett's „Comic Blackstone", „Comic History of England" und „Comic History of Rome". Auch bei diesen Büchern wird der Humor, je weiter man liest, um so gezwungener und schleppender, und auf die Dauer wirkt die Lectüre ermüdend und setzt eher die Gähn- als die Lachmuskeln in Bewegung. Uebrigens irrt der sonst wohlunterrichtete Evans, wenn er diese Geschichtsparodien für eine amerikanische Erfindung hält. Vielmehr handelt es sich um eine Nachahmung französischer Anregungen. Schon in den vierziger Jahren schrieb Monsieur Touche-à-tout eine burleske „Histoire de France", die bis in die Tage der Commune fortgesetzt wurde. Nicht einmal bei dem Zusammenbruch von 1870/71 ging den Pariser Tintamaresken der Witz aus.

Neben den erwähnten Zeitungshumoristen bezeichnen die sozusagen zünftigen Humoristen der Erzählerkunst eine höhere Gattung. Sie pflegen den komischen Roman, die Humoreske, die short story d. h. die Novellette oder humoristische Skizze. Keiner von diesen Humoristen läßt sich mit eigenen Gesichtszügen sehen, sondern jeder versteckt sich hinter irgend eine absonderliche, faschingslaunenhafte Charaktermaske, und in dieser Verlarvung treibt er allerlei Possen mit dem geduldigen Publicum und sucht auf solche Weise sich selber und andere Leute lustig zu machen. Einige der namhaftesten dieser pseudonymischen Humoristen sind: „Major Jack Downing" (Mr. Seba Smith), „Philander Doesticks" (Mr. Mortimer Thompson), „Orpheus C. Kerr" (d. h. Office seeker, Amtsjäger, Robert Henry Newell), „Mac Arone" (Mr. George Arnold), „John Phoenix" (Mr. Derby), „Josh Billings" (Mr. Shaws), „Artemus Ward" (Mr. Charles F. Browne), „Petroleum V. Nasby" (Mr. Locke) und „Mark Twain" (Mr. Samuel L. Clemens). Sie werden sämmtlich von Evans sehr hübsch charakterisirt. Wir greifen hier nach diesem Gewährsmanne nur einige wenige heraus. Da war z. B. Major Jack Downing bahnbrechend in dieser Richtung, aber sonst nicht besonders merkwürdig. Doestiks und Mac Arone erhoben sich kaum über das Niveau der Harlekinade hinaus. John Phoenix zeichnete sich vor allen seinen Vorgängern durch Genialität und Originalität, sowie durch frischen Humor und Feingefühl aus und bewahrte immer einen gewissen Anstand. Man findet seinen Witz noch wirklich genießbar und kann über seine Einfälle lachen, ohne sich des Lachens zu schämen. Von den noch immer in amerikanischen Zeitungen erscheinenden, von Josh Billings herrührenden, kurzen, kakographischen Gemeinplätzen, die für Orakelsprüche gelten wollen, will Evans keine Worte verlieren. Die auf's praktische Leben bezüglichen moralischen Vorschriften und Klugheitsregeln, die Josh dem Leser auftischt, sind vom ethisch-diätetischen Standpunkte aus durchaus gesund und nie anrüchig; aber die Kost ist meistentheils ziemlich fade und wird dem unverwöhnten Gaumen und unverdorbenen Magen durch das Gewürz der geflissentlichen Verstöße gegen die Rechtschreibung weder schmackhafter, noch kräftiger gemacht. Artemus Ward besaß einen eigenthümlichen und sehr genießbaren Humor, vorausgesetzt, daß man denselben in kleinen und nicht zu häufig aufgetragenen Portionen zu sich nahm. Auf die Länge jedoch wurde man seiner zwar witzigen, aber oft sehr gesuchten und in Aberwitz übergehenden Einfälle äußerst überdrüssig und wollte nichts

Digitized by Google

mehr davon wissen. Mit besonderer Vorliebe pflegte Artemus Ward eine Art Fopperei, wobei es hauptsächlich auf geistreiche Mystification der Anwesenden abgesehen wurde, ihre Neugier erweckend und ständig hinhaltend, um schließlich auf nichts hinauszulaufen. Ein Musterbild dieses schalkhaften, sich am Ende zur Situationskomik gestaltenden Humors ist sein in fast allen Städten der Vereinigten Staaten gehaltener, „The Babes in the Wood" betitelter Vortrag, worin er seine Zuhörer eine Stunde lang mit allerlei witzigen Extravaganzen, drolligen Redewendungen und Sinnverdrehungen unterhält, ihnen die köstlichen Schätze seines Gehirnkastens kaleidoskopisch zum Besten giebt, um sie Alle zuletzt zum Besten zu haben, indem er am Schluß sein Bedenken ausspricht, daß er sich schon über so viele interessante Gegenstände verbreitet habe, daß ihm keine Zeit übrig bleibe, den verehrten Anwesenden seine höchst originellen Ansichten über jene unglücklichen Kinder des englischen Märchen: „The Babes in the Wood", kundzuthun. Das letzte Jahr seines Lebens brachte Artemus Ward in England zu, wo seine Vorträge mit nie enden wollendem Beifall aufgenommen wurden, und wo er auch als Mitarbeiter am „Punch" thätig war. Daß der mit nationalen und allerhand conventionellen Vorurtheilen so dick bekrustete Brite über die ausgelassenen Ergießungen dieses bis in die kleinsten Fasern seines Gemüths echt amerikanischen und äußerst unconventionellen Humoristen sich halb todt lachte, ist das schönste Zeugniß für die internationale und universelle Macht seiner Komik, die uns übrigens stark an die einst so beliebten Vorlesungen des Wortwitzlers Saphir erinnert, der uns heute ganz ungenießbar vorkommt.

Der im Auslande wenig bekannte Petroleum V. Nasby ist ein Tendenz- oder Gelegenheitshumorist im besten Sinne des Wortes. Alles, was er schreibt, ist von der reinsten vaterländischen Gesinnung beseelt und mit trefflichem Witz und Scharfsinn ausgeführt und hat zum Zweck, die Rückschrittsmänner und Finsterlinge auf dem Gebiete der amerikanischen Politik zu entlarven und zu verspotten. Um seine Verfahrungsart zu erklären, stellt uns Evans etwa einen bayerischen Liberalen vor, der sich die Maske eines Stockultramontanen borgt und in's Lager der Schwarzen schleicht, um von dort aus für die mittelalterlichen Ansprüche der Curie dem modernen Staat gegenüber ironisch-ernsthaft einzutreten und die äußersten Consequenzen des römischen Autoritätsprincips in Bezug auf Erziehungswesen, bürgerliche Rechte und Gesetzgebung mit logischer, aber plumper Rückhaltslosigkeit zum Schrecken aller einsichtigen Patrioten ziehen und praktisch anwenden zu wollen. Während des Bürgerkrieges bekämpfte Nasby auf diese Weise in der wohlverstellten Vermummung eines großmäuligen, harthäutigen, schnapsbrüderlichen, demokratischen Querwinkelpolitikers (cross-roads politician) oder dummen Dorfkannegießers die demagogischen Umtriebe der als Kupferschlangen (copper-heads) berüchtigten, in den Nordstaaten wohnenden, aufwiegleriſchen Anhänger der Secessionspartei. Als kecker Verfechter ihrer Sache stellte er ihr gegen die Freiheit und den Fortschritt gerichtetes Streben an den Pranger der öffentlichen Meinung, führte ihre Grundsätze ad absurdum und machte sie dadurch lächerlich. Auch seit der Niederwerfung der Rebellion hat Nasby gegen dieselben politischen Dunkelmänner die Wurfspieße seines Witzes unablässig geschleudert.

Mark Twain ist der Einzige unter den vorher erwähnten Humoristen, der es nicht für nöthig hält, seinen Witz durch das Gewürz der Cacographie picanter zu machen. Er hat den Humor einzusehen, daß die überlieferte und leider auch festgesetzte Orthographie der englischen Sprache schon in ihrer naturgemäßen Entwickelung einen reichlichen Vorrath von Absurditäten hervorgebracht hat, ohne daß man sich die Mühe zu geben brauche, die Zahl der in's Groteske getriebenen Ungereimtheiten künstlich zu vermehren. „Nur in einer Sprache, wo im Laufe der Zeit der Laut sich von der Schrift so weit entfernt hat, daß die Aussprache einer Uebereinstimmung mit der Schreibung in auffallender Weise ermangelt, ist der Humor im Stande, sich der Cacographie vortheilhaft zu bedienen. Diese nothwendige Bedingung findet sich im Englischen am Vollständigsten erfüllt; darum ist die daraus entstehende Form des Humors fast ausschließlich von englisch redenden Nationen und vornehmlich von den mit der Sprache überhaupt sehr ungezwungen und oft ungezogen umgehenden Amerikanern gepflegt worden. In einer rein phonetisch geschriebenen Sprache, wie z. B. in der italienischen, hat das unrichtige Buchstabiren keine Raison d'être und kann deßhalb keine komische Wirkung hervorbringen; zu witzigen Effecten ist es völlig unbrauchbar und wird als baarer Unsinn ohne mildernde Umstände verdammt." Daß Mark Twain auf diesen wie Unkraut auf dem Gebiet des amerikanischen Humors wuchernden Buchstabenwitz Verzicht leistet, ist ihm als hohes Verdienst anzurechnen und auch im Allgemeinen als ein in künstlerischer Beziehung erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen.

Noch eine beliebte Form des amerikanischen Humors, die in einer Art Gallimathias besteht, wobei aus der Wortentstellung oder Begriffsverwirrung sich eine komische Verwechselung oder ein anzügliches Eins-fürs-Andere ergiebt, findet ihre Hauptvertreterin in „Mrs. Partington" (Mr. Shillaber), einer mit der aus der englischen Komödie bekannten „Mrs. Malaprop" und der Münchener „Frau Wurzl vom Victualienmarkt" nahe verwandten Persönlichkeit. „Mrs. Partington" ist mit ihrer Meinung gar nicht zurückhaltend und giebt bei jeder Gelegenheit und über jede Angelegenheit ein Urtheil ab; nie aber thut sie den Mund auf, ohne etwas Verkehrtes oder Ungehöriges gelassen auszusprechen. Also ein Art „Buchholzen!"

Wie man sieht, ist der urwüchsige amerikanische Humor ein sehr lebenskräftiges Product. Er äußert sich aber nicht nur im literarischen, sondern auch im politischen Leben der Union. Wenigstens ist der Humor, womit Bruder Jonathan anfänglich erklärte, im cubanischen Kriege nur die Sache der Humanität ohne Eroberungsabsichten zu führen, um zuletzt dem verkommenen Spanien fast alle Colonien wegzunehmen, der ganze burleske Krieg auf Actien und die schließlichen Annexionen, einer der frechsten Witze der Weltgeschichte und augenscheinlich mit dem robusten und wenig wählerischen Frohsinn eines Lewis oder Ward eng verwandt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Emancipirte.

Von Laifo.*)

Gab uns die Geburt auf dieser Erde nicht das gleiche Recht auf Leben, Lebensfreude und Freiheit wie den Männern? Sind wir nicht die Trägerinnen des Lebens? Wir sind die Mütter der gewesenen und

*) Unser Joseph Kürschner übersendet uns mit warmer Empfehlung und der Bitte um ein Geleitwort die Schrift eines „lieben Freundes": Die Y-Z-Strahlen des Professor Dr. Antinom, von Laifo (Erfurt, Ed. Moos). Professor Antinom hat nämlich die Röntgenstrahlen weiter ausgestaltet, so daß sie nicht nur Knochen durchdringen, sondern auch scharfe Bilder der weichen inneren Körpertheile auf eigens hergestellten Platten scharf abzeichnen. Und nicht nur das Gehirn schon erstarrter Leichname, auch die in voller Thätigkeit befindlichen Gehirne von Lebenden mit all ihren Denk- und Empfindungsbildern verstehen seine Y-Z-Strahlen auf die Platte zu projiciren, wobei das Großhirn als Sitz des oberen Bewußtseins mehr schönfärbend die Ereignisse des Lebens als Erinnerungen abbildet, während das Kleinhirn als Sitz des unteren Bewußtseins die Triebfedern, Entstehungsursachen, kurz die Wahrheit darstellt. So enthüllt denn der gelehrte Gehirnspiegler das obere und untere Bewußtsein lebender Menschen: eines strebenden Gerichtspräsidenten, einer enttäuschten alten Jungfer, eines Abgeordneten, eines anfechtungsreichen Pfaffen, eines Morphi-

Digitized by Google

der kommenden Geschlechter, aller Männer! Und unsere Gaben seien minderwerthig? Unbegreifliche Behauptung! Liegt nicht in uns die Fähigkeit, die höchsten geistigen Gaben auf unsere Kinder, die Männer werden, zu vererben? Wo diese Fähigkeit vorhanden, bedarf es doch nur deren Ausbildung; ist es unsere Schuld, daß ein durch die Geschichte fortgeschleptes Vorurtheil unsere Gaben nicht hat zur Gestaltung kommen lassen? Und trotzdem, wie viele Frauen waren groß, bedeutend; wie viele Namen berühmter Frauen schmücken das Pantheon menschlicher Geistesriesen!

(Wir haben das gleiche Recht auf Leben, Lebensfreude und Freiheit wie die Männer, aber wir sind nicht so gestaltet wie sie. Unser Körper ist zarter, schwächer, unser Empfinden ist unmittelbarer, weniger vom Verstand beherrscht, wir handeln instinctiver! Gar oft treffen wir das Richtige gerade durch unseren stärkeren Instinct; aber in großen Lebensfragen, wo die Stärke der Mittel, die physische Kraft, auch die Schärfe des Verstandes die Thaten bestimmen muß, sind wir den Männern — nicht ebenbürtig. Die großen bedeutenden Frauen sind Ausnahmen, und Ausnahmen bestätigen die Regel. Wenn unsere Fähigkeiten so gestaltet wären, um der Männerwelt völlig gleich zu stehen, hätte keine Unterdrückung vermocht, sie hintanzuhalten, sie müßten sich in der Menschengeschichte mit elementarer Kraft durchgerungen haben.)

* * *

Warum soll dem Manne allein das Recht zustehen, sein Herz sprechen zu lassen, frei wählen und freien zu dürfen? Wir armen Frauen sollen warten, bis der „freie" Mann sich uns nähert, geduldig harren, bis es ihm gefällt, uns seiner allergnädigsten Neigung zu würdigen. Wir dürfen es keinem Manne deutlich zu verstehen geben, daß er uns Interesse einflößt, ehe er geruht hat, uns seine Aufmerksamkeit zu schenken. Thun wir es doch, so sagt die Welt, wir seien kühn — unweiblich, — frech!

(Weil wir lebhafter fühlen, kränkt und beleidigt uns die uralte Gepflogenheit, daß wir unsere Herzensempfindungen verbergen müssen, bis der Mann die seinigen kund giebt. Und doch verzeiht der Mann viel eher ein Entgegenkommen unserer Gefühle, als wir selbst! Unsere Schwestern sind es, die allsogleich mit Schmähworten: Gefallsüchtige, Schamlose, Dirne bereit sind, sobald wir uns über diese Gepflogenheit hinwegsetzen. Ist bei dem instinctiven Urtheil unseres Geschlechtes das feine Schamgefühl oder der Neid das Ausschlaggebende?)

* * *

Wer versorgt heute in Deutschland die große Lesewelt mit Nahrung? Wer schreibt die leichtverständliche Literatur für die Jugend, für die Familie? Fast nur noch Frauen! Wer schreibt aber auch für die feineren Geister, wer behandelt die feinsten psychologischen Fragen in ebenso geistvoller Art, wie das sogenannte starke Geschlecht? — Fast ebenso viel Frauen als Männer.

(Hat die deutsche Literatur sich an Werth erhöht, seit die Massenerzeugungen aus Frauenfedern fließen? Hat nicht gerade diese Massenlitteratur die herrschende Oberflächlichkeit befördert? Wie viele von den schreibenden Frauen erheben sich über die allergewöhnlichste Stufe? Einige, wenige! Ohne Zweifel giebt es auch männliche Massenschmierer, aber wenn wir ehrlich sein wollen, dürfen wir uns doch die Palme bei der gedankenlosen Massenfabrikation zuerkennen.)

* * *

Warum sollen wir uns stets unterordnen? Angeblich weil der Mann einen weiteren Blick hat! Wodurch ist das bewiesen? Weil die Männer die Menschengeschichte gemacht, gestaltet haben sollen! Sehr begreiflich; man gab uns nie Gelegenheit, unsere Thatkraft zu zeigen im allgemeinen Wettbewerb um große Thaten. — Warum sollen wir in der Ehe dem Manne gehorsam sein? Geschichtlicher Unsinn! Wir herrschen doch mehr oder minder im Hause, in Familie mit den feinen Mitteln, die der plumpe Mann nicht kennt; warum soll diese thatsächliche Herrschaft nicht auf rechtliche Basis gestellt werden? — Der Mann hat das Recht, über unser Vermögen zu verfügen, und wenn er ein Lüdrian, ein Trinker, ein gewissenloser Vater ist, kann er es vergeuden. Wir sollen kein Recht haben, dies zu verhindern, so lange das Uebel im Entstehen und noch heilbar ist? Abscheulich!

(Wir sollen uns stets unterordnen, wir thun es aber nicht, denn der passive Widerstand besiegt den wilden Manneswillen öfter, als offener Widerspruch. Passiver Widerstand macht den Gegner mürb. — Die Amazonen haben sich mit den Männern herumgebalgt, die alten Germaninnen sind mit in die Kriege gezogen, die Weiber der Abessinier thun es heute noch! Würde sich ein solches Leben mit den heutigen Culturanschauungen vertragen? Rechte und Pflichten! Wir müßten, wenn wir alle Rechte der Männer verlangen, auch dem Vaterlande Kriegsdienste leisten. Das sollte eine tolle Geschichte werden. Oder würde man männliche und weibliche Divisionen bilden? — Es giebt auch weibliche Lüdriane, gewissenlose Frauen und Mütter, was beim Mann der Alkohol und der Tabak, das thut bei uns die Putzsucht und die Schnäkerei. Wenn der Mann vergeudet, heißen wir es abscheulich, und wenn es die Frau thut?)

* * *

Der Mann allein darf auf dem Forum stehen, die Geschichte des Volkes gestalten, wir Frauen sollen keine politischen Rechte haben? Jeder Esel von Mann, jeder gemeine Charakter, jeder Dieb, wenn er die gesetzliche Verbüßungszeit hinter sich hat, jeder Stallknecht darf wählen, aber der geistvollsten Frau, der gewissenhaftesten Mutter bleibt die Wahlurne verschlossen. Im Reichstage sitzen nur Männer, und betrachten wir sie mit der weiblichen Unbefangenheit, so sagt man sich, das könnten wir besser machen, viel besser, wenn man uns dahin geschickt hätte. Sie markten, wie viele von uns im Kramladen zu thun pflegen! Wo ist der große Zug, der den Mann kennzeichnen soll? Kleinlicher Schacher, kleinliche Rücksichtnahme auf die Empfindlichkeit der Wähler, des männlichen Stimmviehs? Aber groß, männlich? Wir Frauen würden die nationale Empfindung ganz anders zum Ausdruck, zur Geltung bringen; sie würden erröthen, wenn sie merkten, wie der richtige weibliche Instinct auf ihr jämmerliches Verhalten herabschaut.

(Wenn jeder Tölpel, jeder Charakterfaule, jeder Kunstreiter das Recht hat zu wählen, so ist dies an sich ein schreckliches Uebel, aber würde es besser, wenn auch wir das Wahlrecht hätten? Giebt es nur gescheite, charakterfeste Frauen? Wenn wir mitwählen, tritt ein mindestens ebenso großer Theil Wahlunfähiger noch dazu an die Urne. Das jetzige Wahlrecht scheint eine Satire auf das, was es sein sollte. Würde es durch uns besser? Der mit den gemeinsten Waffen geführte politische Kampf trüge sich durch unser Wahlrecht auch noch hinein in das Familienheim; auch dort, wo viel unvermeidliche, durch Charaktereigenthümlichkeiten hervorgerufene Widersprüche zu Zwist und Kampf reizen, gäb' es, wenn auch noch die Politik dazu käme, gar keinen Frieden mehr. Unser Wahlsystem krankt an der allgemeinen Charakterlosigkeit, dem Grundübel, das jeweils auftritt, wenn der allgemeine Wohlstand sehr groß, die Genußsucht und ihr Kuppler, das Geld, allzumächtig geworden sind. Sind wir Frauen von diesen Uebeln frei? Unsere Moden wechseln fast alle Monate, das besagt genug!)

* * *

Man verweigert uns das Recht, uns selbst zu ernähren, uns frei in der Oeffentlichkeit zu bewegen ohne den Schutz eines Mannes? Warum? Weil unsere Scham darunter leiden soll, weil der Mann frech gegen uns auftritt, wenn wir ihm unbeschützt gegenüberstehen.

(Warum kann eine Frau in Begleitung eines Mannes überall unbehelligt auftreten? Weil die anderen Männer der physischen Kraft des Begleiters sich bewußt sind. Hätten wir die Muskulatur der Männer, könnten wir um Mitternacht überall beruhigt spazieren gehen. Hier liegt's!)

* * *

Chicago, herrliche Stadt! Hier ist der Fortschritt, die Zukunft der Welt. Ja, die Amerikaner, sie begreifen, was Freiheit ist, sie haben der Frau die Stellung eingeräumt, die ihr gebührt, in der sie den kommenden Geschlechtern voranleuchten wird. Das war ein Sieg, wie er noch nie erfochten wurde mit den Waffen des Geistes, des weiblichen Geistes. Im Triumphzuge schritten wir ein in die Hallen des Frauencongresses, im Triumph bestiegen die Rednerinnen die Tribünen, vom Jubel begrüßt, mit Beifall überschüttet. Unsere Rechte sind anerkannt, die ganze Welt muß ihnen über kurz oder lang die Sanction ertheilen! Wir werden gleichgestellt sein; das Studium, der Talar, der Doctorhut, das Parlament, Alles wird uns zu Theil werden. O! Wir werden die Männer zerschmettern! Rächen, was sie uns im Lauf der Geschichte angethan hat, die Bande. Rache, Rache! Wir werden herrschen, wo sie geherrscht haben; unsere List im Verein mit dem Recht sichert uns die Allmacht. Wir werden sie zwingen, uns zu Füßen zu liegen, jede Frau kann sich künftig den Mann wählen, und er hat zu gehorchen, er muß uns lieben, wie wir es wünschen, als unser Sclave. Wir wollen ihnen das Junggesellenthum austreiben; keine Frau wird sich künftig mehr erniedrigen, sich als Spielzeug behandeln zu lassen, nur dienstbar den Begierden des Mannes. Sobald die Prostitution aufgehoben ist, muß er um unsere Gunst betteln, es wird keine Frauen mehr geben, deren Herz — wie das meinige — von der Liebe verschmäht wurde; jede Frau wird einen Mann — vielleicht Männer — ihr eigen nennen, und die heute verwelken, verkümmern, weil Zufälligkeiten, die sogenannte Scham ihrer sogenannten Stellung es ihr verbieten, das Leben zu leben, wie es die Natur bestimmt: auch sie werden das selige Glück, die Wonneschauer der Liebe genießen als freie Menschen, als echte Frauen. Dieser Zustand herrlicher Freiheit, die große Lebensreformation ist in naher Zukunft zu erwarten. Auch wir durch Vorurtheile zum Entsagen verurtheilte arme Frauen werden uns ausleben dürfen, die Lebenslust, die uns verkümmert und verdorben war, in vollen Zügen einschlürfen. — O Schicksal! Wär' ich noch einmal sechszehn; ich bin jetzt fünfunddreißig Jahre alt, vielleichte leuchtete auch mir in jener herrlichen Zukunftszeit ein schöner Stern. Ja, die hergebrachten Begriffe der Ehrbarkeit, welchen Werth haben sie? Sie bekleiden uns

---

nisten ꝛc., leider aber zuletzt auch seiner Frau, die ihm gleich nach der Y-Z-Enthüllung mit einem Anderen durchgeht. Wir bringen oben das Gehirnbild einer Emancipirten zum Abdruck; das Eingeklammerte enthält die Zeichen des unteren Bewußtseins, also die phantasielose Wahrheit. Unsere Leser werden sich über die geistreiche und weltkundige Satire freuen.

Digitized by Google

mit einem Panzer gegen die Lebensfreude, den Lebensgenuß. Ehrbar, entsagend — tugendhaft und gebildet — was wiegen diese gegen das Glück einer echten Liebe?

(Amerika ist das Frauenland! Ohne Zweifel haben wir nirgends in der Welt eine solche Stellung wie jenseits des Oceans in den Vereinigten Staaten. Und doch! Nirgends hab' ich mehr Pantoffelhelden gefunden und nirgends im Gespräche mit Männern mehr Langeweile empfunden. Politik, Geschäft, Geld, das sind die Gesprächsstoffe; wenn die Frauen unter sich sind, ist's der Putz. Und wie sind hier die Lebensrollen vertheilt? Die oberen viertausend Millionäre, die Massen und dazwischen ein Etwas, das nicht wie in Europa gebildet ist oder nach Bildung strebt, nein, nur danach drängt und jagt reich zu werden. Die Frauen herrschen hier, das steht außer Frage, aber wen beherrschen sie? Die Männer, doch keine Männer im europäischen Sinne, keine deutschen Männer! Das politische Streberthum, der Goldhunger füllen das Leben des Yankee aus, der Rest ist Schweigen. Ist die Herrschaft über solche Männer eine Freude? Bieten die verkehrten Lebensrollen, der Mann als Spielzeug der Frauenlaune auf die Dauer einem europäischen Frauenherzen innere Befriedigung? Oder ist jene innere Leere der amerikanischen Welt bei dem äußersten äußerlichen Comfort nicht vielleicht entstanden durch den Mangel echt männlichen Geistes und Charakters? Die äußere Werthschätzung der Frau, die dadurch gesicherte öffentliche Bewegungsfreiheit dürfte der europäischen Männerwelt als Vorbild dienen, nur müßte sie nicht so waschlappig, fad und geistlos sein. Kein Wunder, daß dem amerikanischen Auge die Komik des Frauencongresses unverständlich war! Wie sie das politische Streberthum copirten, in den Sälen herumstolzirten, als hätten sie das Schicksal der Welt in den Händen, wie jede reden wollte, um sich hervorzuthun, wie sie aufgedonnert waren, als wollten sie zu einem Ball gehen. Kostbare Federn auf den Köpfen wogten hin und her, wie ein Kornfeld im Winde, schöne und unschöne Lippen konnten nicht einen Augenblick geschlossen bleiben. Und der Grundgedanke unter den Straußfedern? Es soll ein Schmetterling kommen und an der Lippen Honigseim nippen! Sie wollen geliebt sein, nicht im vorübergehenden Rausch, nicht um Gold, um Besitz, nein mit echter Liebe. Und dafür würden sich Alle gerne beherrschen lassen! In der Natur liegt das Grundübel, es giebt mehr Frauen als Männer, und in der Cultur schreckt der Egoist vor der möglichen Entbehrung, der Gewissenhafte vor der ernsten Ehe- und Familienpflicht ängstlich zurück. Der Proletarier thut das nicht, aber wir armen Mädchen der gebildeten Schichten bleiben ledig. Wer will uns die Bitterkeit darüber verargen? Niederträchtig ist es, wenn die Glücklichen über uns spotten.)

* * *

Wir trennten uns in Hamburg — er sagte mir Lebewohl — sonst nichts! Ich hätt' ihm auch nicht rathen wollen, mir etwas Anderes zu sagen. Frei muß ich sein und bleiben, um für die große Sache zu wirken, meine Lebensaufgabe zu erfüllen. — Er war für seine Jahre noch ein schöner Mann, ein geistvoller Kopf saß auf einem schmächtigen Körper, aber ein gewisser, bestimmter Zug sprach aus seinen Mundwinkeln. Pah! Auch er ist einer der Tyrannen, die uns knechten — vorbei an ihm.

(Wieder ein schöner Traum vorüber! Wir waren in der einen Woche der Rückfahrt über den Ocean gute Freunde geworden, ich hatte gehofft, wir würden uns mehr werden. Er hat sich als Schriftsteller einen geachteten Namen gemacht, sich tapfer durchgerungen, aber er sagt, sein Einkommen genüge kaum für seine allerbescheidensten Bedürfnisse. Mein Herz bebte, als ich ihm die Hand zum Abschied reichte, ich habe die ganze Nacht geweint. — Grausames Schicksal, warum hast du für mich nur die Entsagung und die Thränen bestimmt?)

Aus der Hauptstadt.

Der Majestätsbeleidigungsproceß als Erzieher.

Salah ed din, der Erneuerer des Islams, der blutige Sieger von Tiberias und cynische Entweiher Jerusalems, ist glücklicher Weise seit einer achtbaren Reihe von Jahrhunderten todt. Deßhalb braucht, wer sich kritisch in die Eigenheiten dieses Monarchen vertieft, nicht das Schicksal der Unglücklichen zu befürchten, die in deutschen Zeitungen vor Kurzem dem König der Belgier etliche Wahrheiten sagten und dafür hart gepönt wurden, während die belgischen Blätter, die ihren Herrscher ungleich heftiger angegriffen hatten, Dank der nachsichtigen oder vorsichtigen Brüsseler Staatsanwaltschaft leer ausgingen. König Leopold ist ein Schalk, und als er den Strafantrag gegen die deutschen Redacteure aufflattern ließ, beabsichtigte er vielleicht eine niedliche Satire. Das neue Reich erfreut sich, und dies sollte man sogar aus Partei- oder persönlichen Gründen nicht in Abrede stellen, einer im großen Ganzen ausreichenden Preßfreiheit. Ungehindert dürfen die vornehmen Berliner Zeitungen den Schmutz der Ball- und Amorsäle in die Provinz leiten; Niemand verfolgt die neu berlinisch pikanten, d. h. hundsbrünstigen Feuilletons ihrer jungen Männer. Die Heirathsannoncen füllen Sonntag für Sonntag drei, vier lange Spalten der maaßgebenden Organe. Wie der Fall des Grafen Hoensbroech gezeigt hat, meinen es zwar mitunter selbst adlige Cavaliere von distinguirter Erscheinung ernst damit, doch in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich lediglich um Fleischgeschäfte auf kurze Sicht. Und weder die Kuppelanzeigen noch die Massenus-Inserate werden gerichtlich verfolgt. Unsre Preßfreiheit ist eben groß; sie gestattet selbst die von allen vielgelesenen Organen betriebene Verherrlichung des größenwahnsinnigen Hallunken Luccheni. Jedes Wort aus seinem unsaubern Munde ist gedruckt, jeder seiner Blicke, jedes Lächeln fixirt und verewigt worden. Aus der Drachensaat werden zuversichtlich neue Luccheni's, neue Herostrate aufsprießen, die die Eitelkeit verrückt gemacht und zum Mordbrennerhandwerk getrieben hat. Und nichts ist zu thun gegen diese Lehrbriefe zum Selbstunterricht für junge Verbrecher, die vierteljährlich nur drei bis fünf Mark Abonnementsgebühr kosten und darum auch dem so beliebten Aermsten bequem zugängig sind. Wir genießen eben eine ausgedehnte Preßfreiheit. Und König Leopold's Satire kann sich allein gegen den Umstand richten, daß unsre Preßfreiheit plötzlich eine klaffende Lücke zeigt, wenn gekrönte Häupter in's Spiel kommen.

Bevor es hier zu Lande eine Constitution gab, d. h. in jenen für die Fürsten entsetzlich unbequemen Zeiten, wo kein Reichstag und keine Kammer ihnen das Odium der Steuererhebung abnahm, in den Tagen des aufgeklärten Absolutismus prägte Friedrich Schiller das Wort vom Männerstolze vor Königsthronen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Ausdruck damals einen gewissen Sinn hatte. Die politisch Unzufriedenen sahen im Monarchen, der die Regierung führte und sein eigner Ministerpräsident war, ihren politischen Gegner. Wollten sie das System bekämpfen, so mußten sie ihn bekämpfen. Der Herrscher seinerseits durfte ihnen das, wenn er ein verständiger Mann war, nicht einmal übel nehmen, und so war der Männerstolz vor Königsthronen erstens angebracht und nöthig, zweitens gefahrlos — gefahrlos unter der Voraussetzung, daß der mit besagtem Stolz behandelte Throninsasse geistreich und klar genug dachte, um objectiviren zu können. Heute liegen die Dinge ganz wesentlich anders. Dank der überall eingeführten Verfassung stehen die Könige erhaben ob dem Parteigetriebe. Der Lärm in den Gassen kümmert sie nicht mehr. Fest wie früher liegen in ihren Händen die Zügel, aber officiell gelten als Wagenlenker die verantwortlichen Rathgeber, gelten wohl auch, wenigstens in ihren eigenen Augen, die Abgeordneten des Volkes. Jetzt leisten sie die Arbeit, nehmen sie Last und üble Nachrede auf sich, während dem Gekrönten allein die Ehre bleibt. Wer nun den Drang, Männerstolz zu entwickeln, im Busen spürt, der muß ihn vor Ministerzimmern und an Parlamentsschwellen aufflammen lassen. Es wäre nicht nur feig, sich statt auf sie auf die Könige zu stürzen, die doch bloß mittelbar auf den Gang der Geschäfte Einfluß haben, sondern es wäre auch trottelhaft und altfränkisch. Ja, altfränkisch, und das ist der schlimmste Vorwurf, der einem modernen Menschen gemacht werden kann. Mit vollem Recht rühmen sich die, die beispielsweise für jede Kaiserrede oder jedes Kaisertelegramm den Fürsten Hohenlohe verantwortlich machen möchten und die die Majestät grundsätzlich nie in die Debatte ziehen, einer verfassungmäßigen Denkart. Sie blicken mit gerechter Verachtung auf Alle herab, die einerseits nicht so constitutionell gesinnt und andrerseits nicht so verteufelt vorsichtig wie sie sind.

Die deutschen Staatsanwaltschaften haben sich die eben entwickelten modernen Anschauungen im vollen Umfange zu eigen gemacht. Ein Regent wie der Alte Fritz, der gewiß nicht ohne Grund Herrn v. Boetticher's Ideal gewesen ist, konnte befehlen, daß man alle Majestätsbeleidigungen und Schmähschriften gegen ihn niedriger hänge. Er fühlte sich als die Seele des Staates, als wirkliches und zugleich als formelles Oberhaupt, und ein Angriff auf ihn bedeutete einen Angriff auf die Politik des Reiches. Solche Angriffe mochte und durfte er aber nicht bestrafen, denn Stockung und Fäulniß wären die Folge gewesen. Der Staat gedeiht nur, wenn seiner Regierung eine muthige, scharf controllirende Opposition gegenübersteht, und keine Dummheit ist größer als die, ohne Widerspruch regieren zu wollen. Wenn also vor hundert und einigen Jahren die Majestätsbeleidiger straflos ausgingen, so lagen der dabei bewiesenen Zurückhaltung der Gerichte Motive ähnlicher Art zu Grunde, wie sie jetzt etwa Herrn v. Miquel bewegen, die wider ihn betriebene Preßhatz der Börsenliberalen ungeahndet zu lassen. Gänzlich verkehrt ist es dagegen, die Duldsamkeit Friedrich's II. unsern Tagen als Vorbild hinstellen oder der zahlreichen Majestätsbeleidigungsprocessen wegen, die sich augenblicklich abspielen, gar behaupten zu wollen, das Recht der freien Meinungsäußerung sei heute beschränkter als damals. Die Wahrheit ist vielmehr, daß wegen und nach der Verschiebung der innerpolitischen Machtverhältnisse ein erhöhter Schutz der Krone sich als unabweislich herausgestellt hat. Heute richten sich Beleidigungen der Majestät nicht mehr schlechthin gegen das Regierungssystem, sondern gegen den Monarchen an sich. Sie sind nicht mehr sachlicher, sie sind gehässig persönlicher Natur, und darum müssen sie mitleidslos verfolgt werden.

Gerade durch die Majestätsbeleidigungsprocesse in neuerer Zeit wird der Bevölkerung der Sinn der Verfassung klar gemacht, das Verfassungsleben mithin gefördert. Die strenge Verfolgung der Majestätsbeleidigung wirkt somit, um es kurz zu fassen, politisch in hohem Grade erziehlich, und wer es gut mit dem Volke meint, der sollte dafür sorgen, daß jede in seiner Nähe oder Ferne gefallene Majestätsbeleidigung schleunig zur

Digitized by Google

Anzeige und Ahndung gelangt. Gottlob wird die Nation sich dieser heiligen Pflicht in zunehmendem Maaße bewußt. Schon denunciren Ehefrauen ihre Männer, nicht etwa ihre Liebhaber, wegen Majestätsbeleidigung! Sobald dieser preiswerthe Vorgang Nachahmung gefunden hat, wird der Majestätsbeleidigungsproceß erziehlich auch auf das deutsche Familienleben wirken: Jeder wägt dann jedes Wort, das er seinen Kindern oder seinem Weibe sagen will, vorher dreimal ab. Man kann ja nicht wissen ... Wie viel unnützes, zeitraubendes Geschwätz wird auf diese Weise verhütet! Das deutsche Volk ist leider schwerfällig und wenig geneigt, sich in die Errungenschaften der Neuzeit zu finden. So vermag es auch den modernen Constitutionalismus nicht gleich in seiner ganzen Größe zu studiren und zu erkennen. Man muß es erst mit der Nase darauf stoßen. Gerade ein demokratisch, sagen wir es dreist heraus, ein republikanisch gesinnter Mann, der die Monarchie für überflüssig hält, wird deßhalb in der Fülle von Proceßverhandlungen, die sich um die Person des Herrschers drehen, eine ihm angenehme Erscheinung begrüßen. Umständlichen und eifrigen Schutzes von außen her bedarf nur eine Institution, der die Kraft, sich selbst, sich durch ihre Thaten zu schützen, allmälig schwindet. Es ist unbestritten, und zahlreiche publicistische Zeugen lassen sich dafür nennen, daß gerade die treuesten und besten Anhänger der Monarchie in den allzu zahlreichen Beleidigungsklagen der letzten Jahre eine schwere Schädigung des monarchischen Gedankens erblicken. Wer es deßhalb wirklich ernst mit der Förderung der Demokratie, mit der Erziehung der Nation dazu meint, der kann verständigerweise nichts gegen das Vorgehen unsrer Staatsanwaltschaften einwenden. Er braucht dabei den Nutzen der Erbitterung, die dies entschlossene Vorgehen in weiten Volksschichten erweckt und die selbstverständlich auch den demokratischen Parteien zu Gute kommt, nicht einmal sonderlich hoch anzuschlagen.

Damit der Majestäts-Beleidigungsproceß den Zweck erfüllt, den er in den Augen aller entschiedenen Anhänger der Parlamentsherrschaft hat, ist es nöthig, ihn sozusagen in Reincultur zu züchten. Er muß sich schon äußerlich von jedem vulgären Beleidigungsproceß scharf unterscheiden. Statt eines Angeklagten, des wirklich Schuldigen, müssen drei, vier aufmarschiren: so zum Exempel, wenn er Zeitungsschreiber ist, außer ihm noch der Verleger, der Drucker, der Setzer, vielleicht auch die Botenfrau des Blattes und der unglückliche Abonnent, der es gelesen hat. Während der Verhandlungen muß durchaus die Oeffentlichkeit ausgeschlossen sein. Das Volk zerbricht sich dann wochenlang den Kopf darüber, was für Schrecknisse wohl während der geheimen Verhandlung an den Tag gekommen sein mögen, und mit dem täppisch groben Instinct der misera plebs sagt es sich zugleich, daß die Geschichte doch irgend einen Haken haben müsse. Den feinen Tact der Rechtsgelehrten, die Erörterungen über die Person des Kaisers nicht gern auf offenem Markt anstellen, versteht der kleine Mann nicht, und Niemand wird ihn von dem Vers, den er sich in seiner Beschränktheit macht, abbringen können. Thut der Proceß große Wirkung schon durch die äußere Form, in der er vor sich geht, so steigt er zu unermeßlicher Bedeutung auf, wenn man daneben seine Grundlage so gestaltet, daß er auch in dieser Beziehung einzig dasteht. Es genügt nicht, daß eine absichtliche, boshafte und freventlich vom Zaun gebrochene Beleidigung auf die Anklagebank führt. In solchen Fällen würde den Niedriggeborenen eine Verfolgung des Uebelthäters am Ende nicht weiter Wunder nehmen. Nein, schon eine unvorsichtig ausgedrückte Meinungsverschiedenheit, eine allzu temperamentvolle Polemik, die vielleicht ganz arglos an Auslassungen des temperamentvollen Fürsten anknüpft und, im Kern sachlich, seiner Meinung die eigene entgegenstellt, dergleichen Reden schon sind als Majestätsbeleidigungen aufzufassen. Je öfter der Monarch spricht, und je freimüthiger er es thut, desto freimüthiger werden naturgemäß die Erwiderungen Andersdenkender ausfallen, desto häufiger also die Proceßanlässe sein. Volle Klarheit und ganzen Erfolg könnte allerdings erst eine Revision der in Frage kommenden Paragraphen des Strafgesetzbuches schaffen. Wäre jede vom Monarchen geäußerte Meinung Tabu, und stellte sich jeder Widerspruch ohne Weiteres als Majestätsbeleidigung dar, dann gäbe es keine Verwirrung und auch keine Freisprechungen mehr, die doch in vieler Beziehung und nach vielen Richtungen hin ihr Unangenehmes haben. Und die Demokratie machte noch schnellere Fortschritte, die Reihen der Verstandesmonarchisten lichteten sich nothwendig noch rascher, da sie dann ihren Verstand für die Monarchie nicht mehr anzustrengen hätten. Heute horcht die Nation noch mit ganz unconstitutioneller, naiver Aufmerksamkeit auf die Worte des Kaisers, legt ihnen ein großes Gewicht bei, ein weit größeres als den durchdachtesten Speechen der Minister, und antwortet in seiner Art darauf. Das Alles ist gewiß nicht verfassungmäßig, gewiß sehr undemokratisch. Es nützt im Gegentheil dem monarchischen Gedanken, zieht eine Brücke zwischen Herrscher und Nation, nähert sie einander an. Aber man erhöhe nur die Gefahr, die schon heute mit einem freien Meinungsaustausch verboten ist: man verekle und vergälle der Nation die unumwundene deutsche Kritik kaiserlicher Handlungen und Reden — und die Ruhe des Friedshofs wird sich einstellen, das große Schweigen. Wenn Niemand mehr wagen darf, der Majestät eine Antwort zu geben, wird sehr bald auch Niemand mehr ihren Worten lauschen. Wo der Mund zum Streik gezwungen ist, streikt das Ohr freiwillig. Und die heißen Wünsche unserer Demokraten, die den Herrscher aus der Zahl der staatlichen Machtfactoren ausschalten und ihn zu einem Schattenkönig machen wollen, dies innigdringende Begehren der Nichts-als-Constitutionalisten wäre dann erfüllt.

„Die meisten Majestätsbeleidigungen trugen sich zu, wenn die Unzufriedenheit am größten war; und Hand in Hand mit dem Sinken des Ansehens der Kaiser ging die Verschärfung und strengere Handhabung der Majestätsgesetze.“ So urtheilen Tacitus und Sueton über ihre Epoche. Es ist nicht wahr, was Einige behaupten — Einige, die freilich nicht unsere Schlechtesten sind: daß die Zustände von heute jenen der römischen Kaiserzeit auffallend ähneln. Der deutsche Imperator ist ein Mann, von dem wir Bedeutendes erwarten, sobald er seine Kraft gesammelt, das Werk an einem Punkt in Angriff genommen hat. Ihm, der das Wort vom größeren Deutschland sprach, der deutschen Namens Ruhm in alle Fernen tragen will, erweist man damit keinen Dienst, daß man den stolzen Deutschen das freie Wort zu verwehren trachtet. Wer nicht einsieht, daß die Majestätsbeleidigungs-Processe der letzten Monate der Monarchie unendlichen Schaden bringen und die Nation zur Demokratie erziehen, hinüberziehen, der sollte wenigstens den modernen Sueton und Tacitus die Arbeit nicht allzu leicht machen. Plagiatfreudig wie sie nun einmal sind, werden sie in ihren Geschichten und Geschichtchen über das neue Reich die antiken Collegen einfach ausschreiben — und Niemand wird sich finden, der sie Lügen straft. Caliban.

Opern und Operetten.

„Don Quixote“. Eine musikalische Tragikomödie von Wilhelm Kienzl. (Kgl. Opernhaus). — „Der Prinz wider Willen“. Komische Oper von Rud. Seuberlich. Musik von Otto Lohse. — „Der Streik der Schmiede.“ Oper von Victor Léon. Musik von Max Josef Beer. (Theater des Westens). — „Die Blumen-Mary.“ Operette von Al. Landsberger und Leo Stein. Musik von Charles Weinberger. (Metropol-Theater.)

Es giebt in der Opern-Literatur Motive und Stoffe, welche auf die Componisten eine räthselhafte Anziehungskraft ausüben, die sie immer wieder in's Verderben lockt. Ein solcher Unglücksstoff ist des Cervantes' unsterblicher „Don Quixote“,

„Dieses Buch, das himmlisch wäre,
Wenn es Ird'sches mehr verschwiege.“

Wie oft schon hat man versucht, die so unvergleichlich populär gewordene Romanfigur des „ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha“, der seit 1604 in vielen Tausenden von Ausgaben erschien, mimend und singend auf die Bühne zu bringen! Riemann zählt an 40 Opern, Operetten, Ballets und Feenstücke auf und zwar italienische, französische, spanische, englische, deutsche, unter denen wir nur die bekannteren Componistennamen Salieri, Paësiello, Philidor, Mercadante, Dittersdorff, Luigi Ricci jun., Hervé, Roth-Weinzierl anführen wollen. Auch der Einacter des 14jährigen Franz Liszt „Don Sancho“ gehört hierher. Und wie viele hat Riemann übersehen, z. B. gleich die weitaus beste Dramatisirung von Allen, die von Sardou, halb Feerie, halb Operette, die von den späteren Librettisten und Tonsetzern sehr zu deren Schaden kaum ein einziger benutzt hat. Und alles Talent, alle Arbeit, der ganze Aufwand schmählich verthan! Doch immer und überall wieder neue Versuche und neue Schlappen bis in die jüngste Zeit, denn es ist, als ob ein Fluch — ein Theaterfluch — auf dem Stoffe läge. Zuletzt Anton Rubinstein's erfolglose musikalische Schilderung des travestirten Ritters, und nun fast gleichzeitig des genialen Liszianers Richard Strauß „phantastische Variationen über ein Thema ritterlichen Charakters“ und Kienzl's Oper oder wie er sie nennt: „musikalische Tragikomödie“. Straußens Orchesterstück werden wir nächsten Monat im Berliner Concertsaal hören. Heute haben wir den Fall von Kienzl's „Don Quixote“ im Opernhause festzustellen. Die altgewohnte Revanche des sinnreichen Hidalgo, der zur Abwechselung alle seine „Vertoner“ mit den Windmühlen des Theatererfolgs fechten läßt. Auch diesmal liegt der Componist am Boden.

Sehen wir zuerst, wie Kienzl den Stoff dramatisirt hat, denn nach dem großen Vorbilde seines lieben Meisters Wagner ist auch er sein eigener Dichter. Wir verkennen auch hier nicht die glückliche Hand, die den „Evangelimann“ nach Leopold Florian Meißner's „Papieren eines Polizeicommissärs“ so geschickt gestaltet hat. Die Einleitung zeigt nach kurzem Vorspiel in einer Traumscene, wie durch die maaßlose Lectüre von Ritterromanen die fixe Idee seines Heldenthums in dem schwachköpfigen, aber gutherzigen Don entsteht, wobei wir die beiden Hauptmotive des Ritterspiels und des Ideals kennen lernen, d. h. der krankhaften Phantasie und des hochherzigen Zieles der Weltbefreiung. Denn Kienzl's Figur erhebt den Anspruch, neu, tief, wir möchten sagen: deutsch zu sein, obwohl ihm jeder Kenner des spanischen Meisterwerkes sagen wird, daß der verträumte Idealist ja schon von Cervantes aus der Tiefe des seelischen Empfindens geschildert ist, wie es der Musik ihrem innersten Wesen nach und trotz aller Programmsymphonien unmöglich ist. Und dann sehen wir unseren überspannten Ritter im Kampfe mit der Welt; erst in der Schenke, wo er bei den Spöttereien und Foppereien der Umgebung arglos und unbekümmert erhaben bleibt. Sehr schön hat der Dichtercomponist die Narrenpossen in die Sphäre des Gemüthvollen und Rührenden erhoben, indem er hier den armen Ritter von

Digitized by Google

der traurigen Gestalt einen Freund und sein derbkomisches Widerspiel finden läßt, den ehrlichen Bauerntölpel Sancho Pansa. Im dritten Acte wirkt der abgeschmackte Mummenschanz der vornehmen Welt leider ermüdend. Die Heilung des Narren wird versucht, seine fixe Idee, die längst ad absurdum geführt ist, soll nun endlich auch ihm durch eine neue Vorspiegelung begreiflich werden. Donna Mercedes verkleidet sich als die Traumgeliebte Dulcinea von Toboso, während ihr Bräutigam Carrasco ihn im Zweikampfe besiegt und seinen Fahrten zu entsagen zwingt. Bei Cervantes endet es burlesker mit der Rückkehr im Käfig. Und nun sitzt er wieder zu Hause, wie Doré's Meisterstift ihn uns gezeigt, gebrochen, geknickt, aber geheilt und vernünftig, und stirbt mit einem Fluch auf alle Ritterbücher und Dichter:

„Denn er sollte sein hienieden
Klug im Tod, verrückt im Leben."

Man kann gewiß nicht sagen, daß der Operntext — der Wagnerianer verzeihe den ketzerischen Ausdruck — schlecht gerathen sei. Er ist künstlerisch abgerundet und gesteigert, interessant und unterhaltend, nicht gerade das Werk eines Dichters, doch eines gewandten Theaterschriftstellers, der sich auf die Bühnenwirkung versteht. Der verhängnißvolle Mißgriff liegt auch nicht im Text, sondern in der Musik. Kienzl will uns mehr geben, als die Musik gewähren kann. Er will nicht nur die Tragik des Helden der Komik der Handlung entgegensetzen, sondern auch die Instrumentation zu Wort und Spiel, das Orchester zur Bühne in Contrast bringen, so daß also die burlesken Vorgänge gleichsam mit tragischem Accompagnement versehen werden. Also das Princip der Ironie. Wir finden es schon in Mozart's sonnigem „Don Giovanni", der ja auch ein dramma giocoso, d. h. eine Tragikomödie ist, besonders am Schlusse, wenn der verhöhnte Comthur lebendig wird, oder immer näher der Schritt des steinernen Gastes durch Don Juan's Spott und Leporello's komische Angst dröhnt, so wie das Schicksal an die Pforte schlägt. Oder umgekehrt, wenn zu Rossini's Verleumdungsarie in das geheuchelte Mitleid mit dem zertretenen „povero disgraziato" die jesuitische Schadenfreude aus dem Orchester herauf kichert. Aber das sind Alles nur Episoden und Uebergänge, während Kienzl den tragikomischen Contrast durch das ganze Stück festhalten und charakterisiren will. Das gelingt ihm natürlich nicht, ginge ja auch über den „Wahnsinn aus Wahnfried" hinaus. So hält er denn an seiner Marotte einer consequenten Tragikomödie und eines phychologischen Musikdramas fest und will beileibe keine komische Oper geben. Und doch steckt nur eine solche in dem Don Quixote-Stoff, eine sinnreiche wohl, wie der Junker selbst, aber eben doch nur eine Komödie oder Posse. Kienzl verdirbt demnach mit seinen tragischen, psychologischen und ironischen Absichten den harmlos heiteren Stoff, der so viel Spitzfindigkeit gar nicht verträgt. Was hat dem Buche den Weltruf eingebracht? Doch gewiß nur die schnurrigen Abenteuer des vermeintlichen Ritters, der mit eingelegtem Speere gegen Windmühlen und Schafheerden reitet und überall Prügel kriegt von gemeinen Bauern und Schäfern, die er für edle Hidalgos hält. Kienzl ist durchaus auf dem Holzwege, wenn er den lesewüthigen Narren psychologisch vertiefen will. Aber indem er die Komik vornehm verschmäht, macht er wohl nur aus der Noth eine Tugend. Ihm fehlt der Humor. Seinem musikalischen Empfinden und Gestalten ist bloß das Pathetische, zumal das Rührsame adäquat, wie wir ja schon aus dem „Evangelimann" wissen. Wie ergreifend ist z. B. die Rückkehr seines zerschmetterten Don Quixote und dessen Sterben! Aber wir vermissen nicht nur die wirkliche naive Heiterkeit in dieser Musik, sondern auch die Klarheit, die Bescheidenheit der Natur. Kienzl's arioser Singsang ist wenig originell und fesselnd, seine Motive sind selten plastisch und packend, seine Instrumentation ist meist grell und tosend, oft mehr Meyerbeer als Wagner. Den Bayreuther Meister, der in seinen Gesprächen die Musiker mit einem einzigen Merkworte zu charakterisiren liebte, pflegte bei der Nennung Bruckner's auszurufen: „Die Fanfare!" Das würde ebenso auf Kienzl's „Don Quixote" passen, wo das Tarata tata der Bläser auch jeden Augenblick knatternd hervorbricht, wenn man es gerade am wenigsten erwartet, nur um die liebe Tragik immer zu markiren. Bei aller Verfehltheit als Ganzes mangelt es aber dem groß gewollten und überaus achtbaren Werke nicht an vielen feinen Einzelheiten, die ein öfteres Anhören verlangen und auch verdienen. Der Künstler Kienzl hat vollständig Recht, wenn er kein schnellfertiges Urtheil mag. Bekanntlich fordert der streitbare Steiermärker sogar noch wesentlich mehr von der Kritik: strenge Controle, öffentliche Prüfung und sogar gerichtliche Beeidigung — wohl weniger auf das Evangelium, als auf den Evangelimann, hat Hanslick witzig beigefügt. Nun, wir schwören auch lieber auf den „Evangelimann", als auf den „Don Quixote". Das Publicum, das schließlich doch den Ausschlag giebt, was den Bühnenerfolg betrifft, ist anscheinend ebenfalls dieser Ansicht. Nach dem ersten und dritten Acte spendete es zwar ermunternden Beifall, aber lebensfähig wäre dieser „Don Quixote" wohl auch dann nicht, wenn er eine bessere Darstellung gefunden hätte. Herr Bulß schien gesanglich und schauspielerisch indisponirt; Herr Lieban, der berühmte Zwerg Mime, ist ausgesungen, und die übrigen Herrschaften ragten nicht über das anständige Mittelmaaß hinaus. Ingleichen quälten sich Chor und Orchester vergeblich mit der Partitur ab, die nun einmal nicht in der Einfachheit und Heiterkeit, sondern im Complicirten und in der Tiefe die Schönheit sucht.

Neues gab es unlängst auch im Theater des Westens, das seinen Namen, wie uns kürzlich ein Franzose belehrte, mit Recht führt, denn Théâtre des vestes, wie er es zu übersetzen liebte, heißt auf deutsch das Theater der Durchfälle. Diesmal galt es Lohse's komischer Oper „Der Prinz wider Willen", der übrigens aus Köln, Hamburg und Straßburg kein übler Ruf vorausging. Der Rigaer Librettist hat ziemlich täppisch aus den ältesten Theatermätzchen, Verwechslungen von Prinz und Unterthan, Liebesgeschichten und Spukscenen — auch das vielbewährte unterschlagene Testament findet sich in einer geplatzten Rocknaht — ein Ganzes zusammengestellt, für das sich kein Zuschauer zu interessiren vermag. Nicht minder schwach ist die Kapellmeistermusik des Herrn Lohse. Triviale Operettenweisen wechseln stillos ab mit prätentiösen Ensembles, unpersönliche Melodien mit lärmenden Effecten. Von einer gewissen Begabung zeugt einzig der Pizzicato-Entreact. Höher als diese Novität steht jedenfalls die frühere der Charlottenburger Unglücksoper, Beer's „Streik der Schmiede", der doch einen wirksamen Text hat. Der fingerfertige Theatermann Victor Léon hat die allbekannte und vielübersetzte Dichtung von François Coppée „La grève des forgerons", die der Burgcharakterspieler Joseph Lewinsky zuerst auf die Bühne brachte, aus einem Declamationsstück im Schwurgerichtsaal zu einer dramatisch und musikalisch dankbaren Handlung erweitert. Da haben wir den Arbeiter als den Rächer seiner Ehre, dann den Genossen, zugleich Trunkenbold und Anarchist, dem mit dem Hammer Mores gelehrt wird, zum Glück hinter der Scene; nur die Tochter ist nicht todt, wie im Gedicht. Für die crasse Handlung hat der Wiener Componist eine nicht übermäßig originelle, aber durchweg dramatische Musik geschrieben mit weit ausgesponnenen Recitativen und liedmäßigen Sätzen, — ein Trinklied, die Cantilene vom Hammer, ein Quintett mit Chor gefielen mit Recht. Unselbstständiger ist das Orchester behandelt, dem man es anmerkt, daß Wagner nicht umsonst gelebt und gestrebt hat.

Ein anderer Landsmann von Kienzl und Beer folgt erröthend den Spuren von Johann Strauß. Weinberger, der mit den Texten seines geistreichen Schwagers Hugo Wittmann kein Glück hatte, versucht es diesmal mit anderen Dichtern. Aber er bringt noch weniger Erfreuliches. Das Sacher-Masoch'sche Motiv von der verloosten Braut, die nach dem erspielten Parapluiemacher doch noch den rechten Herzenstreffer zieht, füllt gerade einen Act; auch machen die Herren von der alten Operettenerlaubniß eines leeren dritten Actes allzu weitgehenden Gebrauch. Nur die reiche Ausstattung, die gute Besetzung der Hauptrollen, besonders der komischen Partien, und die zum Theil wirklich hübsche Musik retteten den Erfolg. Es ist zu bedauern, daß Weinberger aus den abgelebten Formen der Operette nicht hinausstrebt in die höheren und — vernünftigen Regionen der komischen Oper, denn er zeigt in seiner nicht übermäßig originellen, aber immer natürlichen Tonsprache Feinheit und echte vis comica. Das Marschsextett, das Damentanztrio, der Walzer „Lieb' so lang es dich freut" — gewiß, das ist Alles ganz reizend, aber man hat doch immer die Empfindung, daß Weinberger nur matte Aufgüsse nach Strauß, Suppé und Millöcker auftischt. Und das ist in Anbetracht seines ursprünglich graciösen Talents zu beklagen.

M.

Notizen.

Kürschner's Jahrbuch 1899. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann (Berlin, Hermann Hillger). Ein Kalender von einer erdrückenden, fast beängstigenden Fülle des textlichen und illustrativen Inhalts; Belehrendes und Unterhaltendes auf jeder Seite, das Ideal eines praktischen Haus- und Familienbuches. Neben den ständigen, selbstverständlich bis auf die Gegenwart richtig gestellten Rubriken sucht Kürschner aus den verschiedensten Gebieten Interessantes, vor Allem auch praktisch Nutzbares vorzuführen und zwar in einer Form, die den Lesenden anzieht, dem Suchenden entgegenkommt und — den Beutel nicht anstrengt. Große Abschnitte, wie beispielsweise „Der Mensch", würden in normalem Druck als besonderes Buch so viel kosten, als hier das ganze Buch.

Arbeiterpartei oder Revolutionspartei? Mahnruf eines deutschen Arbeiters an seine Genossen von Theodor Lorentzen, Arbeiter auf der Kaiserlichen Werft in Kiel (Kiel, Lipsius & Tischer). Unsere Leser werden sich noch des gewaltigen Aufsehens erinnern, das vor 1½ Jahren das Erscheinen der Brochure „Die Socialdemokratie in Theorie und Praxis" von dem Kieler Werftarbeiter Theodor Lorentzen erregte. In weniger als 4 Monaten wurde sie in 20000 Exemplaren in ganz Deutschland verbreitet. Heute tritt nun der Verfasser mit einer neuen Brochure an die Oeffentlichkeit, wobei er sich in erster Linie auch hier wieder gegen die Socialdemokratie wendet, deren volksverhetzendes, staatsfeindliches Treiben er mit einfachen, aber treffenden Worten aufzeigt. Durch die von der Socialdemokratie seit einigen Jahren angewandte veränderte Taktik läßt er sich ebensowenig täuschen, wie der Weinkenner durch ein falsches Etikett auf der Weinflasche. So steht er in direktem Gegensatz zu Pastor Naumann, der in dieser veränderten Taktik den Anfang einer Spaltung der Socialdemokratie zu sehen und mit dem bürgerlichen Flügel dieser Partei paktiren zu können glaubt.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden

von

Adolf Philippi

o. Professor der Universität Gießen.

Mit 292 Abbildungen. 1898. Gr. 8 br. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.
(Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen 2. Reihe.)

Kunstgeschichte in Bildern

vom klassischen Altertum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

III. Die Renaissance in Italien.

Bearbeitet von G. Dehio.

1898. 110 Tafeln in Folio. Broch. Mk. 10.50, geb. Mk. 12.50.

Die Abteilungen I (Altertum) — II (Mittelalter) — IV (Renaissance außerhalb Italiens) — V (Das 17. und 18. Jahrhundert) erscheinen später. Das ganze Werk wird rund 500 Tafeln mit 2000 Abbildungen umfassen.

Theodor Körner und die Seinen

von

Emil Peschel und Eugen Wildenow.

Mit vielen Abbildungen und Faksimiles. 1898. 2 Bände, gr. 8. Geb. Mk. 15.—.

Berühmte Kunststätten

I. **Vom alten Rom**, von Professor E. Petersen. Mit 120 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.
II. **Venedig**, von Dr. Gustav Pauli. Mit 130 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.
III. **Rom zur Renaissancezeit**, von Dr. E. Steinmann. Mit 150 Abbildungen. Kart. Mk. 4.—.
IV. **Pompeji**, von Dr. R. Engelmann. Mit 140 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

Von berufenen Sachkennern verfaßt, belehrend und unterhaltend zugleich, mit reichem Bilderschmuck ein Hilfsmittel für die Anschauung und die Erinnerung. (Wird fortgesetzt.)

Humoristische Bücher.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Was liegt denn dran?

Lebensbilder von **Rudolf Huch.**

Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Inhalt: Das ewig Junge. — Rüpeltanz. — Wenn die Maske fällt. — Heinz der Denker. — Aus meiner Praxis. — Kanzleirath Lehmann. — Ereigniß.

Aus dem Tagebuche eines Höhlenmolchs.

Von **Rudolf Huch (A. Schuster).**

2. Auflage. 1897.

Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

(Vgl. die Besprechungen der „Gegenwart" 1897 in Nr. 8 und 1898 in Nr. 45.)

Leipzig. **H. Haessel's Verlag.**

Verlag von Albert Langen in München 34.

Soeben erschien: **Georg Brandes**

William Shakespeare

Zweite verbesserte Auflage. Großoktav, 1006 Seiten.

Preis brosch. M. 21.—, in Lwd. geb. M. 22.50, in Halbfrz. geb. M. 24.—.

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ging ein Ruf des Entzückens durch die ganze gebildete Welt. Man vernahm die klare und ruhige Stimme des durch tiefe wissenschaftliche Durchbildung wohl befugten Autors. Ein Forscher wie Georg Brandes läßt es nun aber nicht für immer bei der ersten Fassung seiner Werke bewenden und so hat er in der vorliegenden zweiten Auflage die Resultate der fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt und hinzugefügt was ihm geeignet erschien, das Problem „Shakespeare" in das schärfere Licht der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

„Alles, was Georg Brandes schreibt, ist unabhängig erworben, ist durchdacht, inhaltlich, wie formell fein durch Prägnanz und Pointe gekennzeichneter Besitz, und so ist auch dem „William Shakespeare" sein Charakter aufgeprägt, damit wird auch für den, der ganz irrig wähnt, hier nichts mehr und nichts Neues lernen zu können, das Lesen dieser 1000 Seiten ein hoher Genuß .... Abgesehen von allem andern, erhalten wir in dieser vornehmen Erscheinung ein Bildungsgemälde oberster Gattung — ein großartiges Buch!" **(Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges.)**

Unter den Tausenden von Schriften über Shakespeare nimmt die vorliegende vielleicht den höchsten Rang ein. **(Hamburger Fremdenblatt.)**

. . . Brandes hat die geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben. **(Neues Wiener Tageblatt.)**

. . . Alles gewinnt bei Brandes den Schein des Lebens und der wirklichen Bewegung, als ob das Stück sich vor uns abspielte, als ob wir den Dichter bei seiner Arbeit belauschten. **(National-Ztg.)**

Zeitschrift für ***Elektrotechnik und Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

Abonnementspreis: **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen großen Industriecentren Deutschlands und des Auslandes hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute als Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten. Unter dem Titel: **„Kleine handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Salz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,

sowie für Metall- und Montanindustrie, *Leipzig.*

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Digitized by Google

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Chemische Technologie der Azofarbstoffe mit besonderer Berücksichtigung der **Deutschen Patentlitteratur.** Von Dr. **Carl Bülow**, Tübingen. II. Theil. **Fabrikation und Anwendung der Azofarbstoffe,** übersichtlich geordnet auf Grund der „Natürlichen Systematik der Azofarbstoffe". Preis 18 Mark.

Der Boden. Von **D. Norden.** Verfasser der „Bilanz des Jahrhunderts." Preis 1 Mk. 50 Pf.

Der Christus der Geschichte und sein Christenthum. Der Gemeinde dargestellt von **Georg Längin,** weiland protestant. Pfarrer in Karlsruhe (Baden). Zweite Abtheilung. Preis 2 Mark.

Die Emancipation der Kunst. Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über „Das Moderne". Von **Julius Duboc.** Preis 1 Mark 50 Pfg.

Erinnerungen an Johannes Brahms in Briefen besonders aus seiner Jugendzeit. Von **Albert Dietrich,** Hofcapellmeister a. D. Mit einem Jugendbildnisse. Preis 1 Mark 50 Pfg.

Jahresbericht über die Leistungen der chem. Technologie mit Besonderer Berücksichtigung der Elektrochemie und Gewerbestatistik für das Jahr 1897. Jahrgang I—XXV bearbeitet von **R. von Wagner.** Fortgesetzt von Prof. Dr. **Ferdinand Fischer** in Göttingen. XLIII. oder neue Folge XXVIII. Jahrgang. Mit 250 Abbildungen. Preis 24 Mark.

Nord-Amerika. Reisebilder, sozialpolitische und wirtschaftliche Studien aus den Vereinigten Staaten. Von **Julius Scherff.** Preis 4 Mark 50 Pf.

Psychologisches und Physiologisches aus der Schweiz. Von **Hans Hochfeldt.** Preis 2 Mark.

Skizzen russischer Kulturgeschichte. Von **Paul Miljukow.** Deutsche vom Verfasser durchgesehene Ausgabe von E. Davidson. Mit einer Vorrede des Verfassers zur deutschen Ausgabe. Erster Band. Mit sechs Tafeln. Preis 6 Mark.

Zehn Jahre afrikanischen Lebens. Von **August Boshart,** Capitaine, Commandant I. Cl. de la force publique à l'Etat Indépendant du Congo. Preis 4 Mark.

= **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** =

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Lichtenberg's Briefe
an **Dieterich**
1770—1798.
Zum
hundertjährigen Todestage Lichtenberg's
herausgegeben von
Eduard Grisebach.
Mit Porträt nach Schwenterley und einem Original-Kupfer von Chodowiecki.
Brosch. M. 2.— ord., gebdn. M. 3.— ord.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von Hermann Walther in Berlin.
28 Kleinbeerenstraße 28.

Nächte.
Gassen- und Giebelgeschichten.
Bilder aus Zeit und Zukunft
von
Kurt Geucke.
258 Seiten gr. 8° mit 134 Vignetten nach Zeichnungen von Fidus und F. Hauser.
Preis broschiert Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,50.

Auszüge aus den Aeusserungen der kritischen Journale und der Presse:

M. G. Conrad in der Gesellschaft: „eine dankbar begrüßte Weihegabe". — **Detlev von Liliencron:** „Ihre wundervollen Nächte ... ein Buch, das mit ganzer Seele und mit großer Innigkeit in sich aufgenommen werden muß". — **Wolfgang Kirchbach:** „Ich glaube, daß Ihr Werk ... recht sehr geeignet ist, ein Hausbuch zu werden, zu dem Viele sich wenden sollten".... **Hamburgischer Korrespondent:** „Das Buch ist ein Bekenntniß und verdient als warnendes Zeichen der Zeit beachtet zu werden". — **Leo Berg** in der Welt am Montag: „Ein sehr merkwürdiges Buch ... in seinen Schönheiten und Schwächen das Werk eines hochstrebenden und reich begabten Dichters".... **Arthur Goldschmidt** im Deutschen Dichterheim: „Das Gemüthreiche, Weiche des Dichters wird zu seiner werthvollsten Gabe in der Lyrik, wo das Größte rein dem Genie des Herzens entquillt. Die unsterbliche Seele, die er in seiner Philosophie postulirt, offenbart sich in seiner seelenvollen Lyrik von selbst!".... **Die Grenzboten:** „Ein eigenthümliches, inhaltreiches, ernstes Buch sind die „Nächte" von Kurt Geucke ... Ernstgerichtete Leser werden Vieles finden, was sie anspricht".... **Monatsschrift für Neue Literatur und Kunst:** „Kurt Geucke's Dichtungen athmen stellenweise, wie die Natur selbst, ‚eine stille Größe' ... Unter den eingestreuten Gedichten befinden sich echte Perlen nicht nur der jüngsten Lyrik, sondern der Weltliteratur ... Denker und Dichter vereinen sich in der Erscheinung Kurt Geucke's, der im anspruchvollsten Sinne ernst genommen zu werden verdient".

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

Die Chemie im täglichen Leben.
Gemeinverständliche Vorträge.
Von Prof. Dr. **Lassar-Cohn** (München).
Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Mit 21 Abbildungen.
1898. Gebunden 4 M. Postporto 20 Pf. (Ausland 50 Pf.).

Der Einband ist nach der Zeichnung von Prof. Widnmann an der Kunstgewerbeschule in München höchst elegant und künstlerisch in Gold- und Buntdruck ausgeführt.

„Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, dass ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für gebildete verständlich schreiben kann." *Westermanns Monatshefte.*

„Niemand wird dieses Werk lesen können, ohne eine Fülle von Belehrung daraus zu schöpfen, die er vergeblich in irgend welchen anderen uns bekannten populären Büchern suchen würde. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung, die es vollauf verdient." *Prometheus.*

Hierzu eine Beilage von Max Hesse's Verlag in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

22 Dec. 98

№ 48. Berlin, den 3. December 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Weßhalb das Volk socialistisch wählt. Von Diogenes. — Ein Reichs-Wohnungsgesetz. Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Meine Lehr- und Wanderjahre. Von Klaus Groth. — Der neue Stil in der Kunst. Von Johannes Gaulke. — **Feuilleton.** Zu heiß! Von Gyp. — **Aus der Hauptstadt.** Lappalien. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Weßhalb das Volk socialistisch wählt.

Wir bedauern es ja, daß über fünfzig Wahlkreise in Deutschland von reinen Nullen vertreten werden, denn anders kann man ja doch die meisten Socialdemokraten nicht nennen, da sie thatsächlich den Meinungen ihrer Parteihäuptlinge nicht widersprechen dürfen. Wir bedauern es, aber wir betrachten es als einen unabwendbaren Uebelstand, daß Großstädte und Industriebezirke in erster Linie von Socialdemokraten vertreten werden. Wir stellen Großindustrielle und Großkaufleute in ländlichen Distrikten als Candidaten auf, um sie überhaupt nur in den Reichstag hineinzubringen, obgleich wir wissen, daß sie sich auf ländliche Interessen verstehen, wie der Esel auf's Harfen. Wir beweisen in Leitartikeln und Brochuren, daß die Socialdemokraten von Volkswirthschaft und Volksnothdurft keine blasse Ahnung haben und schlagen sie moralisch zehn Mal an einem Abend todt. Und der Erfolg? Am nächsten Morgen wählt das Volk den Socialdemokraten. Wir thun Alles, auch das Fernstliegende, nur Eins vergessen wir, uns die ernstliche Frage zu stellen: Warum wählt das Volk socialistisch?

Die Antwort freilich will weder uns, noch den Socialdemokraten recht passen, ihnen nicht, weil es doch unbezweifelbar ist, daß neun Zehntheilen der socialistisch Wählenden die volle Uebereinstimmung mit Wegen und Zielen der Socialdemokratie abgeht, sie also eigentlich gar keine rechten Socialdemokraten sind. Uns nicht, weil die Wahlen doch einen allzu lauten Protest gegen die Gesellschaftsordnung enthalten, die sich im Laufe der Zeiten herausgebildet hat. Versuchen wir es einmal, ohne Vorurtheil und Voreingenommenheit, uns die Frage vorzulegen, wer denn in der gegenwärtigen Gesellschaft regiert und dominirt. Ohne allen Zweifel der Geldsack und der, der ihn in Händen hat. Sei als Arbeiter noch so tüchtig, noch so arbeitsam, noch so treu, noch so sparsam, was hast Du davon? Das Leben von der Hand in den Mund. Freilich das Arbeiterelend datirt nicht erst von heute her, es ist früher dagewesen und früher stärker vielleicht als heute. Aber der Blick des Volkes ist weiter geworden, ein gewisses Maaß von Bildung ist Allgemeingut geworden und mit der Bildung steigen die Ansprüche an das Leben. Jene gewähren und diese versagen, heißt die Brandfackel des Conflicts in die Massen schleudern.

Im Capital ist ein Zug, sich rücksichtslos und auf Kosten Anderer zu vermehren, es ist im Kampfe um's Dasein der rücksichtsloseste Kämpfer. Es behauptet zuerst sein Recht und rennt die Mitstreiter ohne Erbarmen zu Boden. Geh an die Börse und sehe! Der in allen Kniffen und Praktiken erfahrene Großcapitalist ist der Erste am Markte, wenn es gilt, einen Gewinn zu machen und der kleine Sparer, den das Börsenspiel lockt, wie jedes andere Spiel, verliert seine sauererſparten Groschen. Das Capital concentrirt sich in den Händen Einiger, Weniger. Was ist aus dem ehemals blühenden deutschen Handwerk geworden? Daß das Handwerk einen goldenen Boden hat, ist nur noch im Sprichworte wahr, in der Wirklichkeit längst nicht mehr. Das Capital gründet die Fabriken, die die Waare zu einem Preise auf den Markt werfen, für die ein Handwerker, ohne zu verhungern, nicht arbeiten kann. Der Handwerker muß noch froh sein, wenn man ihm die wenig lohnende Flickarbeit und die Reparaturen überläßt. Sieh' Dir den Handelsstand an! Da sitzen die Platzkaufleute und können ihre Waare nicht los werden, während die großen Versandthäuser, die nur gegen Baar verkaufen und die deßhalb in der Lage sind, durch Baareinkäufe den Producenten die Preise vorzuschreiben, das Geschäft machen, daneben nur noch diejenigen unlauteren Geschäftsleute, die beim Pleitemachen den größten Profit in die Tasche stecken. Da sitzt der Landwirth auf dem überschuldeten Gut. Der Geldmann war gefällig, übergefällig, bis die für ihn gefahrlose obere Verschuldungsgrenze erreicht war und nun steht er wie weiland Shylock auf seinen Schein, nun mag der Landmann schuften, um die Zinsen zu erschwingen und für sich das bischen Leben zu fristen, nun arbeitet der landwirthschaftliche Arbeiter um Hungerlohn, damit der Geldmann nur ja zu dem Seinigen kommt.

Der Arbeiter ist Sclave des Capitals, nun soll auch der Mittelstand daran, diese eherne Säule eines jeden Staates. Jeder Lateinschüler lernt römische Geschichte, aber wie viele Geschichtsprofessoren wissen dann überhaupt die einzige, für unsere Zeit praktische Lehre aus ihr zu ziehen, die Lehre, daß der gewaltigste Staat, den die Geschichte kennt, untergehen mußte, weil seine Gewalthaber nicht verstanden, seinen Mittelstand zu erhalten! In der römischen Kaiserzeit hatte man das, was sich heute anbahnt: Großcapitalisten, Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Großkaufleute auf der einen, das nackte nach Brod und Spielen schreiende Proletariat auf der anderen Seite. Man lese nur einmal die Sittenschilderungen eines Sueton und Tacitus, eines Martial, Persius und Juvenal und halte daneben die Scandalgeschichten, wie sie

Digitized by Google

uns die Blätter aus den Welthauptstädten heute berichten. Der Unterschied ist wahrlich nicht groß. Die Unverschämtheit des Geldprotzenthums kann wahrlich nicht viel größer werden, als sie heute schon ist. Geld spielt für diese Protzen nicht nur gar keine Rolle, es wird nicht nur im tollsten Jubel und für den tollsten Luxus verschwendet, man glaubt auch für Geld Alles kaufen zu können und beleidigt eben dadurch Diejenigen am tiefsten, die von Recht und Freiheit, Tugend und Menschenwürde eine andere und bessere Meinung haben.

Der Socialdemokrat redet gern von Denen, die sich vom Schweiße der Arbeiter mästen. Der Ausdruck ist stark, ob aber wirklich so ganz ungerechtfertigt? Ist es denn dem Arbeiter noch möglich, durch Fleiß und Treue, Tüchtigkeit und Sparsamkeit eine bemerkenswerthe Stellung in der Gesellschaft zu erringen? Man weist gern auf die Wenigen hin, die es möglich gemacht haben, aber was wollen sie bedeuten, der großen Masse gegenüber, die als Sclaven des Capitals ein wenig beneidenswerthes Leben fristen? Versteht denn allemal der Leiter eines großen Etablissements viel vom Geschäft? Er hat's nicht nöthig, er hat ja seine Untergebenen, für ihn genügt es, eine Stunde täglich ein bischen Oberaufsicht zu führen. Der Sohn des Großgrundbesitzers wird Officier und hält es nicht für nöthig, sich für seinen späteren Beruf als Bewirthschafter eines großen Gutes vorzubereiten. Unserem Officiersstande alle Ehre, aber als Vorbereitung für die Uebernahme eines Gutes ist er ungeeignet. Und nun gar der Capitalist. Was thut er denn weiter, als in seinem Zinskalender nachzusehen, an welchem Tage die verschiedenen Coupons abzuschneiden sind?

Das Volk müßte ja blind sein, wenn es diese Uebelstände nicht zu erkennen vermöchte und wenn es sie nicht in vollem Umfange erkennt, so ahnt es sie doch. Es sieht sich um nach Bundesgenossen und findet sie nicht, denn leider sind die führenden Kreise unseres Volkes fast ausnahmlos der Meinung, daß es bleiben müsse, wie es ist. Unsere Gesetzgebung schützt mehr das Capital als den Mann. Damit soll keinem Einzelnen ein Vorwurf gemacht werden, es liegt in der Richtung des Zeitgeistes, gegen den sich überhaupt schwer ankämpfen läßt. Aber die Wahrheit bleibt darum doch bestehen. So viel das Capital auch bei seinen Unternehmungen verdient, es ist nicht bereit, irgend ein bedeutendes Risiko zu übernehmen. Der Personalcredit hat fast ganz aufgehört. Sei noch so treu und ehrlich, noch so arbeitsam und sparsam, kein Mensch wird Dir etwas zum Anfangen eines Geschäftes leihen, wenn Du nicht Etwas zu verpfänden hast oder wenn nicht ein paar sichere Bürgen das Versprechen leisten, für Dich zu zahlen, wenn Du nicht kannst. Aber jeder Lump, der vom Geschäft nichts versteht, nicht einmal Lust hat, etwas zu thun, bekommt Geld wie Heu, wenn er nur einen verpfändbaren Besitz oder sicheren Bürgen hat. Allerdings giebt es auch unsichere Capitalanlagen, Geschäfte, an denen viel Geld verloren wird, aber der eigentliche Geldmann verliert es nicht, der ist viel zu vorsichtig, es in solch' unsichere Capitalanlagen hineinzustecken, das überläßt er dem unerfahrenen Neuling. Wenn an dem Unternehmen genug Geld verloren worden, wenn es im Preise soweit heruntergegangen ist, daß man es für einen Spottpreis haben kann, dann langen vielleicht die Großen zu.

Nun haben wir ja in Deutschland unsere gepriesenen Arbeiterversicherungen gegen Arbeitsunfähigkeit, wie sie durch Krankheit und Unfall, Alter und Invalidität hervorgerufen werden kann. Wir wollen sie nicht schmähen. Etwas ist besser als Nichts und es immer erfreulich, daß in dem Stück Deutschland an der Spitze der Civilisation marschirt. Aber was ein Arbeiter auf diesem Wege bekommt, reicht nicht aus, um ihm seine bisherige sehr bescheidene Lebensführung auch fernerhin zu ermöglichen, es genügt, um ihn vor der äußersten Noth zu schützen und er ist, falls er aus einem der genannten Gründe arbeitsunfähig wird, nicht mehr auf das harte Brod der Armenunterstützungen angewiesen. Daß er zum Theil selber seine Groschen und Pfennige dazu beitragen muß, um die gesetzlichen Unterstützungen zu bekommen, halten wir nicht für einen Fehler, wohl aber, daß die Rente, die er empfängt, nicht mindestens dem Tagelohn entspricht, den er bis dahin verdiente und daß namentlich die Altersrente viel zu spät zur Auszahlung gelangt.

Schlimmer ist es, daß man mit dieser Arbeitsversicherung und einigen unwesentlichen Bestimmungen über Arbeiterschutz meint, die socialpolitische Gesetzgebung zum Abschluß gebracht zu haben. Ohne Zweifel hat man das wichtigste Stück noch gar nicht zum Abschluß gebracht, ja noch kaum recht in Angriff genommen, wir meinen den Schutz des Mittelstandes. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Mittelstand am meisten in Gefahr steht, im Kampfe mit dem übermächtigen Capital zu erliegen und in's Proletariat hinab zu rutschen. Der Mittelstand aber soll und muß erhalten werden. Zu ihm schaut der Arbeiter, der Proletarier hinauf, das zu werden, was er ist, ist seine Hoffnung. Zu den Bergen, wo die Capitalisten wohnen, erhebt er seine Augen nicht, da hinauf führt für ihn kein Weg, aber ein Mittelstandsmann, dahin könnte er es bei Fleiß und Sparsamkeit vielleicht bringen und wenn er darüber hinsterben sollte, seine Kinder. An dem Tage, wo es sich endgiltig entscheidet, daß der Mittelstand nicht mehr lebensfähig ist, pocht die sociale Revolution zum ersten Male ernstlich an unsere Thür, bis dahin ist Alles nur Kinderspiel. Was aber erhalten werden muß, ist der wahre Mittelstand nicht ein sogenannter Stand des mittleren Einkommens, der auch in der Knechtschaft aller unter der Herrschaft des Capitals noch denkbar ist und wahrscheinlich bestehen bleiben wird. Der Mittelstand muß frei und unabhängig auf seinem Erb und Eigenen sitzen, seiner Kraft und seiner Unantastbarkeit sich bewußt. Aber was ist geschehen, um einen solchen Mittelstand — wir haben ihn noch, aber seine Reihen lichten sich und sein trotziges Selbstgefühl schwindet — im Sattel zu erhalten? Vor den Wahlen wollen Alle ihn schützen und erhalten, aber hinterher wagt Keiner aus Servilität vor dem Geldsack eine befreiende That zu thun, kaum genug, daß man sich den Luxus eines freien Wortes gestattet.

Und darum, weil ein Theil des Volkes unter der Herrschaft der Plutokratie seufzt und ein anderer in Gefahr steht, unter dasselbe Joch zu gerathen, darum wühlt das Volk socialistisch. Man redet viel von der politischen Unreife des Volkes, das nicht weiß, was es thut, wenn es einen socialdemokratischen Stimmzettel in die Urne wirft. Mag sein, politische Denkreife ist in allen Volkskreisen ein seltenes Gewächs. In der Regel folgen wir aber fast überall nicht dem Verstande, sondern dem Gefühl, und das Gefühl sagt den Leuten, daß in den Reihen der Socialdemokraten die Männer zu finden sind, die ihrem gemeinsamen Feinde, dem Capital, am radicalsten zu Leibe gehen. Um Zukunftsstaat und die Träume von einer völlig neuen Weltordnung kümmern sich die Leute gar nicht und an eine sociale Revolution glauben die meisten gar nicht ernstlich. Sie wollen nur Bundesgenossen im Kampfe gegen das Capital, das sie und ihre Kinder auffrißt, wollen lieber das Capital vernichten oder es in den Dienst der Gesammtheit stellen, also daß überhaupt der Einzelne nicht dazu kommen kann, als es in den Händen der wenigen Einzelpersonen wissen, die kraft seiner unbeschränkte Herren über ihre Nächsten geworden sind. Die meisten sogenannten Socialdemokraten, d. h. derjenigen Leute, welche ihre Groschen in die Parteicasse liefern und bei den Wahlen für den Candidaten der Socialdemokratie stimmen, kümmern sich den Kuckuck um die letzten Ziele der Partei, aber darauf vertrauen sie, daß die socialdemokratische Bewegung einmal eine Besserung ihrer Lage herbeiführen wird.

Ob nun die Socialdemokratie in der Lage ist, Besserung

Digitized by Google

zu schaffen? Ihre Zukunftsbilder hören sich ja anmuthig genug an, aber das ist es auch Alles. Zu ihrem Himmel auf Erden gehören neue Menschen und da sie diese nicht schaffen kann, sind ihre Ideen nicht durchführbar. Der Socialdemokrat rechnet bei der Errichtung seiner neuen Gesellschaftsordnung nicht mit dem Egoismus der Menschen. Wie denken da gar nicht an jenen brutalen Egoismus, der nur auf sich, seinen eigenen Vortheil und sein eigenes Wohlergehen sieht und rücksichts- und gewissenlos niederrennt und zerstampft, was ihm in den Weg kommt. Wir denken vielmehr an den ganz berechtigten Egoismus, dem wir im Grunde jeden Fortschritt verdanken. Wenn ich mich mehr anstrenge als mein Nachbar und bessere Waffen mir zu schmieden suche im Kampf um's Dasein, thue ich es nicht lediglich, um die Menschheit eine Stufe höher zu bringen, sondern, um für mich selber und meine nächsten Angehörigen etwas zu erreichen, aus Egoismus freilich, aber aus berechtigtem Egoismus, auch wenn es sich nur um ein bischen Ruhm handelt. Diese Triebfeder hört im Zukunftsstaate der Socialdemokratie auf. Nicht für mich, sondern für Alle soll ich da fleißig sein und meine Arbeit so vollkommen wie möglich machen. Zu diesem idealen Standpunkt schwingen sich immer nur wenige Auserwählte auf, die ganze Menschheit auf diesen Standpunkt zu erheben, ist ein unmögliches Ding.

Aber auch in Bezug auf das Capital weiß der Socialdemokrat nicht recht was anzufangen. Der Einzelne soll nach der neuen Gesellschaftsordnung freilich kein Capital mehr besitzen, aber eigentlich vernichten kann und will man das Kapital denn doch auch eigentlich nicht. Freilich würde bei der großen Umwälzung nicht wenig verloren gehen, aber der Rest würde nebst allem Hab und Gut Eigenthum der Gesellschaft. Dem Arbeiter wird freilich der volle Ertrag seiner Arbeit versprochen, aber die Sache hat einen Haken, denn nicht der Einzelne bekommt, was seine Arbeit werth ist, sondern die Gesammtheit und aus der großen Casse, so zu sagen, bekommt der Einzelne, was ihm zum Leben nothwendig ist. Man braucht nun gar nicht nach der Art und Weise der großen Socialistentödter komische Beispiele von dem zu entwerfen, was kommen muß, wenn Alle mit Gewalt dieselben Bedürfnisse haben müssen. Es ließen sich leicht Mittel und Wege finden, um ein so weitgehendes Uniformiren zu verhindern. Aber selbst bei der mildesten Handhabung des Uniformirens, bei dem festen Bestreben, die persönliche Freiheit möglichst weit auszudehnen, bleibt so viel einengender Zwang übrig, daß es einem Menschen von heute unmöglich wird, sich wohl dabei zu befinden. Der Herrschaft des Capitals entläuft man scheinbar, aber man geräth dabei in eine Zwangsanstalt hinein, gegen die die alte ein Paradies war. Und im Grunde ist es doch wieder das Capital, welches die Bevölkerung drückt, nur das Capital in anderer Form. Denn wie heute das Capital, so zwingt später die Gesellschaft, die allein noch Macht und Recht hat, arbeiten zu lassen, den Einzelnen in sein Joch, denn sie verfügt über Arbeitsgelegenheit und Arbeitsverdienst ganz allein, ihr kann Niemand entlaufen.

So wählt man freilich socialdemokratisch, um aus der Herrschaft des Capitals zu kommen, aber indem die Gesellschaft Alles, auch das Capital an sich zieht, schafft sie für den Einzelnen eine Zwingherrschaft, schlimmer als alles Dagewesene. Da thut man denn doch am besten, das Capital in den Händen der einzelnen Capitalisten zu lassen, die sich dann doch wenigstens Concurrenz machen. Aber Aufgabe einer vernünftigen Gesetzgebung muß es sein, das Capital weit mehr als bisher der Allgemeinheit nutzbar zu machen und weit mehr Lasten auf seine breiten Schultern zu legen. Wie das anzufangen ist, das zu zeigen, ist nicht Aufgabe dieser Zeilen. Ein paar richtig denkende Männer machen es auch nicht, es muß erst einmal der Gedanke in den breitesten Schichten der Bevölkerung lebendig werden, daß dergleichen überhaupt geht und auch die Männer am Steuerruder müssen zu dieser Ueberzeugung gebracht werden. Und dann muß ein fester Griff gethan werden, denn das Capital hat das Bestreben, sich glatt wie ein Aal aus dem Netz herauszuwinden, in dem man es zu fangen und dann zu größeren Lasten heranzuziehen sucht. Heute lassen wir uns viel zu viel von dem Gedanken schrecken, daß das Capital, falls man ihm zu hohe Lasten aufbürdet, dem deutschen Boden den Rücken wenden könnte. Die Möglichkeit einer solchen Auswnnderung muß ja zugegeben werden, denn der Capitalist, der sein Geld in industriellen anderen Unternehmungen stehen hat, kann ja auch vom Ausland her seine Zinsen und Dividenden ziehen. Aber wie man im Auslande den Deutschen schlechte Geschäfte prophezeite, als man hier mit der Arbeiterversicherung vorging, so wird es uns vielleicht gehen, wenn Deutschland den Anfang damit macht, dem Capital große Lasten aufzubürden. Und wie man sich in Deutschland ganz wohl bei diesen Einrichtungen befindet, und im Auslande nicht umhin kam, ähnliche Errurichtungenzu treffen, so wird man sich auch im Anslande freuen, wenn es uns Deutschen gelingt, einen Modus zu finden, um das Capital zum größeren Lasttragen heranzuziehen, und wird uns dergleichen mit Kußhand nachmachen. Dann aber würden die Herren Capitalisten sich schon hüten, ins Ausland zu ziehen. Aber auch ohnedem würden Mittel und Wege zu finden sein, ausländische in Deutschland arbeitende Capitalien entweder abzustoßen oder doch auch in Deutschland der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Auf den energischen Willen und anf einen lange ersehnten großen Zug in unserer socialpolitischen Gesetzgebung kommt es in erster Linie an.

Man spricht in unseren Tagen viel von einem Kampfe gegen die Socialdemokraten und schmiedet Waffen, mit denen man etwas zu wirken gedenkt, aber niemals etwas erreichen wird. So mancher Kämpfer kennt den Feind nicht, mit dem er den Kampf aufnehmen will und weiß vor allen Dingen nicht, warum denn eigentlich das Volk socialistisch wählt. Es nützt wirklich nicht, Alles auf Schuld der Begehrlichkeit der Massen und auf Unverständniß mit den letzten Zielen der Socialdemokratie zu schieben; es nützt nichts, zu meinen, daß mit Volkesaufklärung und einigen hingeworfenen Brocken sich etwas erreichen läßt. Man muß erkennen, daß das Volk, wenn auch nur instinciv, die Herrschaft des Capitals fühlt und sich unter dieser Herrschaft ungemüthlich fühlt. Darum ist das einzig richtige Kampfmittel, daß man die Massen aus dieser Abhängigkeit und zwar in erster Linie dadurch erlöst, daß man etwas thut, um den Arbeiterstand zu heben und den Mittelstand zu schützen und die dadurch erwachsenen Lasten dem Capital aufbürdet, welches sie am besten zu tragen vermag. Diogenes.

Ein Reichs-Wohnungsgesetz.

Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin).

Der leitende Grundgedanke, von welchem die gesetzgeberischen Körperschaften augenblicklich beherrscht werden, ist die Förderung der Arbeiterwohlfahrt. Aber auch andere Kreise werden von dem gleichen Bestreben geleitet und dadurch in ihrem Handeln bestimmt. Vornehmlich haben der Verein Reichs-Wohnungsgesetz und der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege sich die Aufgabe gestellt, für die arbeitenden Klassen der Bevölkerung gute und billige Familienwohnungen zu beschaffen, welche allen sanitären Anforderungen an Ozon, Luft und Licht entsprechend, den Nachtheilen vorbeugen, welche das enge Beisammenwohnen der Familienglieder verschiedenen Geschlechtes in sittlicher Hinsicht nach-

Digitized by Google

sich ziehen kann. Seitens des ersteren werden zur Erreichung dieses Zieles Schriften zur Wohnungsfrage herausgegeben, in deren kürzlich erschienenem 1. Hefte Dr. v. Mangoldt den Verein Reichs-Wohnungsgesetz und seine Vorschläge behandelnd, die Thesen des in Aussicht genommenen Gesetzes mitteilt, während letzterer in seiner diesjährigen Tagung zu Köln am 16. September d. J. eine durchgreifende Wohnungsbeaufsichtigung für ein dringliches Bedürfniß erachtete, jedoch zur Zeit, vielleicht in Folge des Fehlschlagens seiner 1889 dem Reichstage unterbreiteten Vorschläge, von einer reichsgesetzlichen Regelung Abstand nehmend, den Erlaß von Landesgesetzen bezw. ortspolizeiliche Regelung oder allgemeine Verordnungen empfiehlt. Inzwischen sind die Bestrebungen beider ihrem Ziele um einen erheblichen Schritt näher gerückt. Denn in den von Seiten des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern ausgearbeiteten, neuerdings veröffentlichten Normativvorschriften für die durch Beschluß der Gemeindebehörden zu erlassenden Ortsbauordnungen wird in dem die Familienwohnungen behandelnden Abschnitt 8 (§§ 58 bis 61) der Versuch einer gesetzlichen Regelung des Wohnungswesens gemacht, welcher deßhalb die Beachtung weiterer Kreise verdient, weil dadurch der Grundbesitz und die Bauthätigkeit nicht unerheblich betroffen werden.

Dieses im Wege des Ortsstatuts einzuführende Wohnungsgesetz trägt denjenigen Grundzügen Rechnung, welche der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege 1889 dahin aufstellte, daß Räume, welche zu längerem Aufenthalt von Menschen dienen, eine lichte Höhe von mindestens 2,5 m haben und nicht höher als im vierten der über dem Erdgeschoß liegenden Stockwerke sich befinden sollen, die lichtgebende Gesammtfläche der Fenster wenigstens $^1/_{12}$ der Grundfläche betrage, Wohnungen in Kellern unbedingt nicht zulässig wären, vermiethete, als Schlafräume benutzte Gelasse für jedes Kind unter 10 Jahren mindestens 5 cbm, für jede ältere Person mindestens 10 cbm Luftraum enthalten und auf jedes Kind mindestens 0,1 qm, auf jede ältere Person mindestens 0,2 qm lichtgebende Fläche entfallen müssen, Aborte möglichst für jede Wohnung einzurichten seien, allerdings mit der Maßgabe, daß es in einzelnen Forderungen verschärfend, in anderen mildernd eintritt. Nach § 58 soll nämlich eine Familienwohnung in der Regel wenigstens aus einem gut beheizbaren Wohnraum, einem Schlafraum und einer Küche, sowie aus dem nöthigen Gelaß zur Aufbewahrung von Geräthschaften, Holz u. s. w. bestehen. Wohn- und Schlafräume müssen zusammen wenigstens 30 qm Grundfläche haben. Alle zum Wohnen, Arbeiten und Schlafen bestimmten Räume müssen ebenso wie Badezimmer und Küchen, mit beweglichen, unmittelbar ins Freie führenden Fenstern versehen sein. Die Gesammtfläche der Fenster soll wenigstens $^1/_{12}$ der Grundfläche des betreffenden Raumes betragen. Auch soll jede Wohnung in der Regel wenigstens zwei sich gegenüberliegende Fenster haben, um eine gründliche Lüftung der Räume zu ermöglichen. Der Einbau sogenannter Alkoven ist unzulässig. Als überfüllt ist eine Wohnung anzusehen, wenn sie nicht wenigstens für jede erwachsene Person 20 cbm und für jedes Kind 10 cbm Luftraum bietet. Den Einbau von selbstständigen Wohnungen und Werkstätten im Kellergeschoß untersagt § 59 zwar, läßt ihn aber in freistehenden Häusern auf der mit Gartenanlagen versehenen Seite ausnahmsweise für Hausmanns-, Kutscher- oder Gärtner-Wohnungen zu; doch muß in diesem Falle den Bedingungen genügt sein, daß das betreffende Grundstück in einem Gebiete liegt, wo die Möglichkeit einer Überschwemmung ausgeschlossen erscheint, die Wohnräume nur nach Süden, Osten oder Westen liegen, der Zugang des Sonnenlichtes für sämmtliche Räume in einem Winkel von wenigstens 45° dauernd gesichert ist, vor den Wohnräumen in ihrer ganzen Länge ein isolierender und dem Luftwechsel zugänglicher Raum von wenigstens 0,50 m Breite in undurchlässigem Mauerwerk hergestellt, die Sohle der Kellergeschoßwohnung wenigstens 1 m über den muthmaßlich höchsten Stand des Grundwassers angelegt, deren höchstens 1 m tief unter dem umgebenden Erdreiche liegender Fußboden in einer Dicke von wenigstens 0,15 m betonirt, also gegen Eindringen der Erdfeuchtigkeit geschützt und erst hierauf die Balkenlage hergestellt wurde. Die lichte Höhe der Wohnräume hat wenigstens 2,85 m zu betragen. Die Fenster sollen mit der Sohlenbankoberkante noch 0,20 m über den Erdboden angebracht, sämmtliche Räume von Innen heizbar sein. Endlich muß die Kellerwohnung einen besonderen Zugang haben und darf mit Wirthschaftskellern nicht in Verbindung stehen. Der Einbau selbstständiger Wohnungen im Dachgeschoß ist auf Grund § 60 überhaupt nur in Vorderhäusern zulässig, und hier auch bloß, wenn das Dach als Mansarde ausgebaut eine Neigung von 60—70° erhält, die äußeren Umfassungen doppelwandig, mit einem 20—25 cm breiten, ventilirbaren Isolirluftraume hergestellt, so eingerichtet werden, daß sie einen hinreichenden Schutz gegen Eindringen von Feuchtigkeit sowie gegen Sonnenhitze und Kälte bieten, ferner sämmtliche als Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume oder Küche benutzten Räume stehende, zum Öffnen eingerichtete Dachfenster erhalten, deren lichtgebende Fläche nicht unter $^1/_{10}$ der Bodenfläche des betreffenden Raumes beträgt, endlich wenigstens die Hälfte der Deckenfläche jedes dieser Räume eine lichte Höhe von nicht unter 2,85 m hat und in keinem Teile unter 0,80 m herabgeht. Abgesehen von Eckhäusern und solchen Gebäuden, die von öffentlichen Behörden, gemeinnützigen Vereinen oder Stiftungen und dergleichen verwaltet werden, sollen zufolge § 61 in der Regel nicht mehr als 2 selbstständige Wohnungen im Geschosse eingebaut werden, während § 50 unter IIc vorsieht, daß abgesehen von öffentlichen Gebäuden in der zweiten Zone die Gebäudehöhe in Städten thunlichst auf 3, in Landgemeinden auf 2 Geschoß einschließlich des Erdgeschosses festzusetzen sei. Endlich ist gemäß § 70 für jede Familienwohnung ein Abort in Neubauten vorzusehen, auch bei baulichen Veränderungen in bereits bestehenden Häusern einzurichten.

Um die Durchführung dieser aus sanitären Gründen aufgestellten Forderungen wirksam zu sichern, soll auf Grund § 58 die Baupolizeibehörde im Einvernehmen mit dem Königlichen Bezirksarzte nach Befinden die Leerstellung von Wohnungen anordnen dürfen, welche diesen Bestimmungen nicht genügen, während § 79 Strafen für Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften dieser Ortsbauordnung vorsieht, so weit sie nicht schon nach allgemeinen Bestimmungen strafbar sind. Und hierin dürften die rechtlichen Bedenken zu finden sein, welchen die neuaufgestellten Rechtsregeln begegnen. Vornehmlich erscheint es bedenklich, arbiträrem Ermessen der Verwaltungsbehörde die Entscheidung darüber anzuvertrauen, ob eine Familienwohnung wegen Ueberfüllung leer gestellt oder hiervon Abstand genommen werden soll, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß hierauf Umstände oft einflußvoll sind, welche in jedem gegebenen Falle durch Rücksichtnahme auf die wirthschaftliche Lage und die persönlichen Verhältnisse des Wohnungsinhabers verschieden beurtheilt werden können. Denn in einem Hausstande, wo Ordnungssinn, Sauberkeit, Reinlichkeit vorherrschen, ist eine Ueberfüllung der Wohngelasse weniger gefährlich, als in einem solchen, wo es an diesen Eigenschaften fehlt. Und doch müßte im Interesse der Rechtssicherheit sowohl des Vermiethers wie des Miethers die Entscheidung dieser in das Privatrecht so tief einschneidenden Frage in erster Linie dem ordentlichen Richter vorbehalten bleiben, könnte also der Polizei bloß insoweit zugestanden werden, als sich auf die reine Thatfrage, ob die Voraussetzungen für die Nothwendigkeit einer Leerstellung zutreffen, ihre Beurtheilung erstreckt, während die Leerstellung selbst im ordentlichen Rechtswege oder doch mindestens in einem geordneten Verwaltungsstreit-Verfahren zum rechtlichen Austrage zu bringen sein wird, soll der Gefahr wirksam vor

Digitized by Google

gebeugt werden, daß sich eine Verwaltungswillkür statt eines Verwaltungsrechtes ausbildet. Jedenfalls wird auch der Begriff des „Kindes“ zeitlich genauer zu begrenzen, insonderheit zu bestimmen sein, ob das siebente Lebensjahr des § 104 des Bürgerlichen Gesetzbuches oder das zehnte der obigen Grundzüge dafür ausschlaggebend sein soll. Auch ist im § 79 klar zu legen, ob dem Vermiether, welcher die unzulänglichen Wohngelasse dem Miether überläßt oder dem Letzteren, welcher sie bezieht und inne behält, obschon, weil seine Familienglieder das Alter der Kindheit überschreiten oder durch Neugeburten sich vermehren, die bisher zulänglichen unzulänglich geworden sind. Alle diese Erwägungsgründe werden voraussichtlich dafür bestimmend sein, daß die Gemeindebehörden von Erlaß eines Ortsstatutes Abstand nehmen, welches diese Bewohnbarkeitsbeschränkungen enthält, weßhalb die gesetzliche Regelung der Wohnungsfrage, wie auch der zu Köln am 16. September dieses Jahres gefaßte Beschluß des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege annimmt, nur im Wege der (Reichs- oder) Landes-Gesetzgebung erreichbar erscheint.

Literatur und Kunst.

Meine Lehr- und Wanderjahre.

Von Klaus Groth.

Im Winter und Frühling 1854/55 litt ich unter dem harten Klima Kiels dermaßen, daß Aerzte und Freunde darauf drangen, ich möchte für länger nach dem Süden gehen. Die Regierung wollte mir dazu ein außerordentliches Stipendium bewilligen. Italien, Neapel, Palermo sollte mir Heilung bringen. Ich sträubte mich jedoch. Ich fürchtete die Einsamkeit, die Entbehrung gebildeten Umgangs und der heimischen Sprache und gewohnter Unterhaltung mit allen Classen der Bewohner mehr, als die Unbilden der Witterung. Auch fürchtete ich die Strapazen einer langen Reise und endlich nicht am wenigsten die unsichere Zukunft. Was sollte später aus mir werden, wenn ich nun denn auch gestärkt zurückkehrte, nachdem ich meine Ersparnisse verbraucht und keine sichere Existenz in Aussicht hatte? Die Sorge hatte schon lange bei mir an Tisch und Bett gesessen, ich kannte ihr drohendes Gesicht und fürchtete es mehr als irgend ein Uebel auf Erden. Meine Freunde hatten gut Hoffnungen auszusprechen, ich selbst theilte sie nicht. Was die Regierung mir auch gab, ich wußte, daß es nicht ausreichen würde; von Freunden, selbst von meinen nächsten, wollte ich keine Unterstützung annehmen. Vom „Quickborn“ war eine Auflage nach der andern nöthig geworden, was mir jedesmal Anregung wurde, Zusätze zu machen, die zum Theil im Plane des Buches angedeutet lagen, zum Theil durch die Anregung Müllenhoff's entstanden, um das Werk bis zu einem gewissen Abschluß und Vollendung zu bringen. Für meine Kasse wäre es freilich klüger gewesen, wenn ich alle diese Zusätze als zweiten Band gesammelt und für sich herausgegeben hätte. Auch wird sich mancher Leser, vielleicht bis heute, mit der zweiten, dritten Auflage begnügt und einen Theil meiner besten Gedichte nicht haben kennen lernen. Ein gewisser unpraktischer Idealismus gehört eben einmal zur Poesie. Es gereut mich noch jetzt nicht. Kenner späterer Auflagen werden mir zugeben, daß das Buch gegenwärtig wie nach einem vorgefaßten Plane gearbeitet scheint und gewissermaßen ein Gesammtbild gibt vom Leben und Empfinden meiner Landsleute und Zeitgenossen. Mit der vierten Auflage haben diese Zusätze aufgehört, nur in die zwölfte und gegenwärtig in die vierzehnte Auflage habe ich einige kleinere Gedichte neu eingefügt, die noch vollständig in den alten Rahmen, in Stimmung und Ton paßten. Zwar brachte mir mein „Quickborn“ eine gute Jahreseinnahme, doch nicht so viel, wie man wohl dachte und wie es hätte sein können, wenn ich den Preis erhöht hätte. Allein das wollte ich nicht, um dem Buche nicht den Weg in die ärmeren Volksschichten zu verschließen. Außerdem, wer konnte mir die Versicherung geben, daß der Absatz meines Buches, dessen Leserkreis auf die Plattdeutschen, zunächst die schleswig-holsteinischen beschränkt war, sich durch Jahre in gleicher Höhe erhalten würde, oder daß die Regierung in Kopenhagen mir gewogen bliebe, da auch die dänische Presse mich anzugreifen begann? Was anfangen, wenn mein Talent vielleicht stockte oder sich verausgabt hatte? Das waren traurige Ueberlegungen, die ich bis zu meiner Verheirathung nicht überwunden habe, die wie ein dunkler Schatten in alle freundliche Anerkennung fiel, die mir zu Theil wurde. Meine Kräfte waren auf Jahre verbraucht, zu einer Literatenexistenz hatte ich so wenig Anlage und Neigung wie mein Landsmann Friedrich Hebbel. Und wie ein Schreckbild schwebte mir das Schicksal meines nächsten Geistesverwandten, Robert Burns, vor, den, zur Zeit seines aufleuchtenden Glücksterns, Herzoginnen zu Tische führten, und den nach einigen Jahren, da der Rausch der Bewunderung verflogen, ein Vornehmer einlud, bei einer Gesellschaft von seinen Liedern zu recitiren, wobei er ihm einen Platz am Gesindetische anwies. Freilich sang ihnen Burns im gekränkten Dichterstolz sein: „Ein Mann bleibt Mann trotz alledem!“ und entfernte sich auf Nimmerwiedersehn. Allein er verkümmerte als Zöllner eines Grenzstädtchens, und es hat weder ihm noch seinen Kindern einen Ersatz gegeben, daß Hunderttausende sich zur Einweihung seines Denkmals zusammen fanden und sein Name genannt werden wird, so lange man Englisch und Schottisch spricht. Hatte ich doch einen Vorgeschmack von einer ähnlichen Zukunft, als man mir in Kiel zumuthete, mich um eine Art Haushalterposten beim Herzog Carl von Glücksburg, der damals im Kieler Schloß residirte, zu bewerben. Ich that es auch, theils in einer Art von Hohn gegen die vornehme Gesellschaft, aus der der Vorschlag herstammte, theils aus kluger Vorsicht für kommende schlechtere Zeiten. Die Stelle entging mir. — Dennoch ließ ich mich bereden, nachdem auch der zweite Winter in Kiel durch Arbeit und schlimme Witterung mich wieder geschwächt hatte, den Entschluß zu fassen zum Fortgehen, und dunkel wurde Rom als fernstes Ziel in's Auge genommen.

Der Winter von 1854/55 war hier im Norden von ungewöhnlicher Härte und Dauer. Noch am ersten April fuhr ich mit einem so genannnten Peckschlitten über den Binnenhafen nach der Gaardener Seite und zurück. Mitte April nahm ich Abschied von meinen Freunden in Kiel, die schon im Vorwegs in liebevoller Sorgfalt für mich in Bonn, in Heidelberg, in Rom Quartier bestellt, wohlausgerüstet mit Empfehlungen und Geld. In Hamburg wartete ich im vornehmen Patricierhause lieber Freunde die warme Jahreszeit ab, — eine glückliche Zeit! Endlich, Mitte Juni drängten die Aerzte auf meine Abreise. Mein Bestimmung war zunächst Pyrmont, wo ich mich ziemlich rasch erholte, so daß ich nach vier Wochen es wagen durfte, nach dem Rhein aufzubrechen. Ich reiste über Detmold, Barmen nach Köln und traf andern Tages in Bonn ein. Hier war ich an Otto Jahn, Arndt, Dahlmann, Simrock längst empfohlen und von ihnen erwartet. Ich ging gleich und zunächst zu Otto Jahn, wurde auf's Herzlichste aufgenommen und fühlte mich gleich unbefangen. Nach einer Stunde lebhaften Gesprächs über unsere gemeinsame Heimath, Jahn war aus Kiel, nach Ablieferung der Grüße von seinen Geschwistern, wanderten wir zusammen die Coblenzer Straße hinaus, die ich von nun an ein paar Jahre täglich wenigstens ein Mal zu ihm hin gehen sollte, zum Professor Eduard Böcking. Er bewohnte damals eins der stattlichsten und schönsten Häuser in einem großen Garten an der Flußseite der Coblenzer Straße, ganz in der Nähe von Moritz Arndt; später sind

Digitized by Google

stattlichere gebaut worden. Er war ein wohlhabender Mann, Witwer, damals allein mit zwei alten Mädchen in dem räumlichen Gebäude. Es war, wie sich später erwies, wohl bedacht von Müllenhoff, den Rath zu geben und die Vorbereitung zu treffen, daß ich sogleich bei Böcking Wohnung suchte, die ich auch fand. Und so konnte ich mit meinem Eintritt auf diesem neuen unbekannten Boden wohl zufrieden sein. Auch bin ich später nicht enttäuscht worden. Es ist ja nicht mein Verdienst, wenn ich, noch erfüllt von innigster Dankbarkeit, es ausspreche: selten oder nie ist wohl ein bis dahin unbekannter Mann Jahre hindurch so auf Händen getragen worden von einer solchen Gesellschaft wie ich. Die Universität Bonn stand damals auf ihrer Höhe. Sie hat weder vorher noch nachher eine solche Anzahl von Männern ersten Ranges aufzuweisen gehabt, wie damals. Und trotz des Streites der Confessionen, trotz mancher herben persönlichen Reibung der Professoren untereinander, habe ich von Allen, mit denen ich in Berührung trat, ohne irgend eine Ausnahme, nur Liebes und Gutes empfangen, wie dies denn noch zuletzt durch meine einstimmige Ernennung von der ganzen Universität zum Ehrendoctor einen Ausdruck fand. Fast Alle sind dahin. Möge über ihre Gräber hin mein Dank noch einen Ausdruck finden!

Mein nächster Besuch galt dem alten Arndt. Mit Otto Jahn war ich schon so vertraut, daß er mich in komischer Weise auf die Gefahren desselben aufmerksam machte. In großer Spannung war ich von selbst, den Mann zu sehen, der die Vaterlandslieder gedichtet, die ich schon als Kind auswendig gelernt und von dessen Schicksalen ich mancherlei gehört, diesen Mann, der nun als Achtziger noch ungebrochen Wind und Wetter trotzte. „Nehmen Sie sich in Acht," sagte Otto Jahn, „der Alte hat die Beintheorie; wenn ihm Ihre Beine nicht gefallen, sind Sie verloren." Und mit den meinen war bei meiner Magerkeit und Länge wahrlich kein Staat zu machen. Aber was half's! Es mußte gewagt werden. Auch hatte mir ja doch Müllenhoff von Aeußerungen lebhafter Anerkennung erzählt, die der Alte nach Kiel an seinen künftigen Schwiegersohn brieflich gethan. Also ging ich, von Freund Jahn mit Lachen entlassen. Es war Böckings Nachbarsgarten, in den ich über eine Brücke eintrat. Ein gerader Fußsteig führte unter Obstbäumen zu dem versteckten Häuschen. Die Bäume, wußte ich, stammten zum Theil aus Holstein, es waren Gravensteiner Aepfel, wie ich mit Kennerblick sogleich erkannte. Frau Prof. Hegewisch in Kiel hatte sie geschenkt. Und da stand ich vor dem Alten! Respect beugte mein Haupt vor dem seinigen. Was war darüber hingegangen an Leid und Freud'! Die Gestalt von mittlerer Größe war etwas gebeugt, das weiße Haar spärlich, das Antlitz gefurcht. Aber die Augen blitzten, der Mund sprach, schon ehe er einen Laut geäußert, sein Handgriff, mit dem er mich willkommen hieß und in's Zimmer zog, war eisern. Dann saßen wir auf dem kleinen Sopha, auf dem wir später so oft zusammen gesessen, und Vater Arndt — denn ein Vater ward er mir — war des Lobes und der Liebe so voll, daß ich die Beintheorie vollständig vergessen hatte, als er, nach seiner Manier, die ich schon am Anstoßen an meinen Ellenbogen mit Schmerzen kennen gelernt hatte, plötzlich mit der Faust auf mein nächstes Bein schlug und ausrief: „Das sind noch einmal ein Paar ordentliche lange ditmarscher Beine! Ja, mager müssen wir sein und bleiben! Wie würde es sich schicken, wenn wir einen Bauch hätten!" Man kann sich vorstellen, wie ich innerlich und später bei Otto Jahn laut lachte, als ich ihm den Verlauf meines ersten Besuchs beim „Alten" erzählte.

Als Gegenstück zu diesem Antrittsbesuch beim alten Arndt erzähle ich hier gleich einen andern, der nicht so glatt verlief. Er erfolgte nur auf nachdrücklichen Wunsch und Drängen Otto Jahn's und galt dem berühmten Philologen und Mythologen Welcker, dem älteren Collegen Jahns, der als Garçon bei der Familie des Prof. Naumann wohnte und bis an sein Ende gewohnt hat. Welcker wußte als klassischer Sprachforscher und Kenner der Griechen natürlich nichts von mir. Nur hatte er eine Ahnung davon, daß ich eine Art von nordisch-germanischem Naturdichter oder Sammler sei, deren er an Karl Simrock und minder vorragenden Leuten vielleicht weniger anmuthende Beispiele kannte, so wie daß ich mit Prof. Müllenhoff, der ja auch Schleswig-Holsteinische Sagen, Märchen und Lieder edirt hatte, auf irgend eine Art zusammenhänge. Ahnungslos trat ich ein bei dem alten Herrn, der damals schon in den Siebzigen stand, und traf ihn, wie einen echten Gelehrten, mitten unter Büchern und Papieren. Sein Aussehen war rüstig, starkes Gesicht und großer Kopf, geröthete Wangen; er trug Brille und Perücke. Er nöthigte mich höflich zum Niedersitzen und begann sein Gespräch in der Weise, wie ich es später so oft und gern gehört habe, in langen Sätzen, Perioden, durch Hüsteln unterbrochen, so daß man fürchten mußte, er habe den Faden verloren, den er nie verlor, so wenig wie seine Ueberzeugung, die er so langsam, gewichtig, rücksichtslos aussprach, wozu diese Manier allerdings wohl geeignet war. Mir schüttete er nun alsogleich nach der ersten höflichen Begrüßung langsam seine Schale des Zorns gegen Prof. Müllenhoff auf das Haupt, welcher einen nach seiner Meinung verdienstvollen Schüler und Collegen in mythologischer Forschung, den Prof. Schwetschke, in Müllenhoff's bekannter brüsker Weise, höchst ungerecht abgefertigt hätte. Dies mußte ich natürlich geduldig und bis zum Ende schweigend anhören. Dann bemerkte ich ihm ruhig aber ernst, daß ich für Müllenhoff's Grobheiten nicht verantwortlich sei, so sehr ich ihm befreundet und zu Dank verpflichtet. Aber da es nun einmal bei dem entrüsteten Alten kochte, so ergoß sich sein Zorn auf diese neueren Philologen, Germanisten, Sammler, welche meinten, wenn sie irgendwo einen klappernden Vers oder Reim aus dem Volksmunde erhorcht hätten, das sei ein Schatz, der sich beim Sophokles und Anakreon nicht fände, Leute, die den Platen nicht einmal kannten oder ihn verachteten. Das galt also mir, von dem er offenbar nichts wußte, als daß ich mit Müllenhoff zusammen irgend ein Buch im Volkston oder der Volkssprache herausgegeben hatte. Man kann sich vorstellen, in welch' absonderlicher Stellung und Stimmung ich mich befand, bei diesem unerwarteten Empfang. Aber ich war nicht mehr Neuling in solchen Situationen, meinen gerechten Zorn verstand ich leicht zu bemeistern, da ich sehr wohl übersah und während Welcker's langsam fließenden und sich steigernden zornigen Redestroms Zeit genug hatte zu übersehen, daß ich bei einer nun nothwendigen Vertheidigung im Vortheil war. Denn sprechen konnte ich auch, zumal wenn ich gereizt wurde. Ich setzte also dem alten Herrn rasch und scharf auseinander, daß er mich gar nicht träfe, daß ich mit ihm vollständig übereinstimme in der Achtung und Bewunderung klassischer Form für die Dichtkunst, so auch namentlich in der Bewunderung Platen's, von dem ich für meine eigene Kunst fast mehr gelernt, als von einem andern deutschen Dichter, Goethe nicht ausgenommen. Zum Beweise, daß ich Platen kenne, forderte ich ihn auf, mir zu sagen, was ich ihm augenblicklich von Platen recitiren solle, seien es auch dessen fünfzig himmlisch schöne Sonette auf Venedig.

Das half. Es ging mir fast noch besser, als mit Arndt's Beintheorie. Wir schieden als Freunde, und Welcker ist es mir geblieben bis an sein Ende. Natürlich gab meine Erzählung bei Otto Jahn fast noch mehr Stoff zum Lachen. Ob Jahn mich absichtlich oder zur Prüfung in diese Lage geführt, habe ich nicht erfragt. Da die Sache so ablief, war es mir angenehmer, als wenn er meinen Besuch vorbereitet hätte, jedenfalls war der Ausfall mir für meine ganze Stellung in Bonn und im Gelehrtenkreise höchst günstig. Welcker ist später als Einer der Eifrigsten thätig gewesen, daß die

Digitized by Google

Universität mir einstimmig den Doctortitel zuerkannte. Ich erfuhr dies auf eine eigene Weise, die sich nun schon erzählen läßt, da alle Betheiligten die Erde deckt. Bald nach meiner Promotion intriguirte Ritschl, der Feind Welcker's und Jahn's, dafür, daß der Romanschriftsteller v. Uechtritz ebenfalls zum Doctor promovirt werde. Karl Simrock kam in Verlegenheit zu Otto Jahn, und die Beiden theilten mir die Sache mit. Ich sagte dann, daß mir nichts an meinem Titel gelegen sei, wenn sie so freigebig damit sein wollten. Da schrieb Welcker in das Protokoll, das ich später wieder sah: „Ich habe meinen Freund Groth nicht als Dichter, sondern als Gelehrten promovirt"; und damit war die Sache abgethan. Karl Simrock war unter den Bonner Professoren der erste Rheinländer, den ich kennen lernte. Ein sehr behaglicher Mann, voll von Anekdoten und Erzählungen, harmlos und humoristisch. Er war ein nicht zu ermüdender Spaziergänger und Bergsteiger, der natürlich die ganze Umgegend kannte und Freunden und Fremden mit Vergnügen zeigte, immer fort erzählend, seien es Erlebnisse und Begegnungen, die sich an interessante Punkte, Ortschaften, Gegenden knüpften oder Sagen und Geschichten. Mit Simrock machte ich zum ersten Male die Tour auf den Drachenfels und in's Siebengebirge, er zu Fuß, ich auf einem Esel. Ich war entzückt von der schönen mir, dem Kind der Ebene, ganz neuen Gebirgsgegend wie von meinem liebenswürdigen, interessanten Begleiter. Auch habe ich später dann und wann an seinem gastlichen Tische gesessen. Doch traten wir uns nicht eigentlich nahe. Seine unablässige Thätigkeit als Uebersetzer alt- und mittelhochdeutscher Gedichte u. s. w. war mir unsympathisch, wie eine Literatenarbeit des Geldes wegen, und seinen eigenen Gedichten konnte ich nicht so viel Geschmack abgewinnen, ihm auch nur ein anerkennendes Wort darüber zu sagen. Bei meinen gelehrten Freunden galt er ebenfalls nur als Dilettant und nicht recht ebenbürtig. Erst später hat er sich durch unablässigen Fleiß eine geachtete Stellung als Germanist erworben, so daß er mit hohen Ehren beerdigt worden. Seine Sammelwerke, Kinderreime, Märchen, Sagen werden seinen Namen erhalten. Mir war er ein zuvorkommender Freund.

Dies war der Kreis von seltenen Männern, mit denen ich von nun an hauptsächlich verkehrte. Frauen, namentlich junge, gar schöne oder geistreiche fehlten leider gänzlich in unserem Kreise. Das kommt mir erst jetzt beim Rückblick recht zum Bewußtsein. Otto Jahn's Frau war im Irrenhause, Böcking's Frau jung gestorben. Dahlmann's Frau kränkelte und starb während meines Aufenthaltes in Bonn; „eine romantische Norddeutsche!" wie der gute Arndt bewegt an ihrem Grabe ausrief. Dazu kamen auf Besuch Moriz Haupt als Wittwer, David Friedrich Strauß, von seiner Frau geschieden. Und die Uebrigen unseres näheren Verkehrs, Welcker, Behr, Cremer, Dietrich u. A. waren Junggesellen. Dies gab unserem Umgange einen eigenen Charakter, etwas Herbes, Rücksichtsloses, worunter ich litt. Auch mußte ich unter vier Augen all' die Seufzer, mitunter gar Thränen ertragen, welche die Entbehrungen diesen geprüften Männern erpreßte, denn ich war bald der stille Vertraute von Allen — und Keiner fragte je, wo die wunde Stelle sei, die mich zum Dichter gemacht. (Schluß folgt.)

Der neue Stil in der Kunst.

Von Johannes Gaulke.

Seit einigen Jahren tobt auf dem Gebiet der angewandten Kunst ein Kampf, der Fachleute wie Laien in gleichem Grade interessirt. Handelt es sich doch darum, die althergebrachte Formenwelt zu sprengen und unsere Wohnräume, Gebrauchs- und Luxusgegenstände in ein neues Gewand zu hüllen. Monatsschriften sind gegründet worden einzig zu dem Zweck, dem kommenden Stil den Weg zu bahnen und die Resultate der neuen Stilbewegung zu verallgemeinern. Vortragscyclen und praktische Demonstrationen werden veranstaltet, um darzuthun, daß die alten künstlerischen Ausdrucksmittel längst abgewirthschaftet haben und daß es die höchste Zeit sei, uns neue zu schaffen. Es ist eine beschämende Thatsache, daß unser Jahrhundert in einer falschen sentimentalen Anwandlung die Stilformen der Vergangenheit pietätvoll conservirt hat. Die meisten Menschen leben in einer Umgebung, die in keiner Beziehung zu den modernen Bedürfnissen steht, sei es in Sachen des Geschmacks oder in praktischen Lebensfragen. Das muß anders werden. Endlich muß mit einer Tradition gebrochen werden, die uns unsere Individualität vergessen läßt.

Diese und ähnliche bewegte Klagen kann man von den Verfechtern des neuen Stils vernehmen. Und sie mögen Recht haben, daß in einer so unkünstlerischen Umgebung, wie das prunkvoll überladene moderne Zimmer, in dem Tapeten, Möbel, Wanddekoration, Nippes in den schreiendsten Disharmonien zu einander stehen, sich kein feiner differenzirtes Stilgefühl entwickeln kann.

Wo es Pessimisten giebt, fehlt es gewöhnlich auch nicht an unverbesserlichen Optimisten, die in jeder beliebigen auf dem Papier gebannten Künstlerlaune schon den Embryo eines neuen Stils begrüßen. Ja manche von ihnen gehen noch weiter, sie behaupten, daß die neue Stilperiode bereits angebrochen sei, seitdem von berufener und unberufener Seite die ersten Versuche unternommen worden sind, die dekorativen Motive aus den praktischen Bedürfnissen heraus zu entwickeln. L. v. Berlepsch, der erste deutsche Theoretiker und Praktiker des neuen Stils hat den alten Satz: „Stoffliche Erkenntniß ist Stilerkenntniß", wieder ernst genommen und außerdem die Forderung gestellt, alle Naturgebilde auf ihre Grundmotive hin zu untersuchen, bevor man sie in die Praxis umsetzt. Berlepsch hat auf diesem Wege beachtenswerthe Resultate erzielt, ist aber von der endlichen Lösung der Frage noch ebenso weit entfernt wie seine weniger geistvoller Nachtreter.

Daß etwas geschehen müsse, wissen wir nun. Ueber die Mittel und Wege, die zum Ziel führen, gehen die Meinungen aber noch weit auseinander. Die Einen glauben von jeder Tradition abstrahiren zu dürfen, die andern empfehlen einen Anschluß an die alte Formenwelt, sie wollen die alten Gebilde unter Benutzung neuer Motive weiter ausbauen. Dies ist der Weg, den die alten Meister einschlugen, sie ahmten die alten Formen nach und schufen dabei unbewußt einen neuen Stil. Ihr Material und Werkzeug war allein das stilbildende Element. Es erhellt hieraus, daß der Stil nicht etwas Erklügeltes, Reflexion ist, sondern ein sich aus den Verhältnissen ergebendes Gesetz über den Aufbau eines Gegenstandes. Daher die große Einheit und innerliche Harmonie der Renaissance, weil sie zu ihrem Ausgangspunkt eine vorhandene abgeklärte Formenwelt wählte. Im Barock- und Rococostil wird die Geschlossenheit des Stils gesprengt, da einige naturalistische Motive in fast unmodificirter Form dem alten Gerüste angeheftet worden sind. In einen ähnlichen Fehler verfallen viele Moderne, sie wissen oft nicht, was sie mit der Naturform beginnen sollen, auch sie suchen die alten Linienführungen mit Naturformen aufzuputzen. In den zahlreichen modernen Werken über die Anwendung der Pflanzen können wir diese Erscheinung beobachten, bald sind es Wein-, Eichen- oder Ahornblätter, bald Rosen, Lilien oder Nelken, die in das hergebrachte Rankenwerk hineingepaßt werden. Das Ende wird sein, daß man, dieses Spieles überdrüssig, zu den alten Mustern zurückkehren wird.

Während diese Gruppe der „Neustilisten" die gesetzmäßige Anordnung der Formen respektirt, negirt die andere alle Entwickelungsgesetze. Fort mit der Tradition, denn sie hat uns oft genug genasführt! Die Flachdekoration hat sich als ein besonders günstiges Experimentirfeld für diese Neuerer herausgestellt. Hier hat man keine praktischen Bedürfnisse, wie in der Innendekoration und an den Möbeln und Geräth-

Digitized by Google

schaften zu berücksichtigen, ungestraft kann man der Phantasie die Zügel schießen lassen. Das freie Spiel der Linien und Farben wird für das Plakat, wie die Tapete oder den Teppich proklamirt. Um keinen Preis etwas Körperliches oder eine Bezugnahme darauf, geschweige denn ein Gedanke, das Gebilde soll nur symbolistisch wirken. Wir sehen die Linien wirr ineinander fließen, die Farben anspruchvoll hingesetzt, die Begriffe Schön und Häßlich können hier thatsächlich nicht mit dem althergebrachten Maaßstab gemessen werden, schade nur, daß unser ästhetisches Empfinden nicht so schnell entwickelungsfähig ist, wie das Stilgefühl der Künstler. Oder ist es Sache des Kritikers, jeder beliebigen künstlerischen Marotte einen tieferen Sinn anzudichten? Es giebt auch hierfür Beispiele. Wie bei uns jede Dummheit ihren Lobredner findet, so finden auch die neustilistischen Experimente ihre Interpreten, die oft mehr in die Sache hineinlegen, als der Künstler vielleicht beabsichtigt hat.

Von einem wesentlichen Ornament will die letzte Gruppe im neuen Stil ganz absehen. Man läßt sich hierbei von dem gewiß berechtigten Gesichtspunkt leiten, daß die vergangenen Stilarten mit ihrem geschraubten Ornamentkörper uns nicht mehr zu befriedigen vermögen, sie sind conventionell, schablonenhaft geworden, wir begreifen nicht mehr den Geist, der aus ihnen spricht. Die Arbeit soll der Ausdruck einer lebendigen Persönlichkeit sein. Das sclavische Nachempfinden und Nachbilden alter Formen hat unser Selbstgefühl untergraben, nun ist es an der Zeit, daß wir uns wieder auf uns selbst besinnen. Das Individualitätsbewußtsein, das große Schlagwort unserer Zeit, hat auch im Kunstgewerbe einen kräftigen Widerhall gefunden.

Die modernen Forderungen sind unantastbar, aber wenig ist bisher geschehen, sie einzulösen. Was uns das moderne Kunstgewerbe dort, wo es von der alten Form abstrahirt, bietet, ist ein Nothbehelf. So läßt sich an den Möbeln hier und da eine neue Decorationsart beobachten, die Schnitzereien und Intarsien der Füllungen sind überwunden, man benutzt dafür die Struktur des Holzes zu einer natürlichen Dekoration, indem man die zwischen den Jahresringen liegenden weichen Partien ausbeizt und die harten Fasern stehen läßt. An sich ist gegen diese Methode, die allerdings schon von den Japanern mit großem Geschick gehandhabt worden ist, nichts einzuwenden, das Product desselben ist weder häßlich noch schön, auf alle Fälle eine angenehme Unterbrechung der leeren Flächen, aber weit von einem neuen Stil entfernt. Es scheint aber, als ob diese Holzmaserungen den Anlaß zu jenem neustilistischen Ornament oder sagen wir Form — denn das Wort Ornament ist ja verpönt — gegeben haben, das wir in der Flächendecoration häufig wiederkehren sehen. Auch L. v. Berlepsch hat sich diese Motive zu Nutze gemacht, es gelingt ihm aber ebenso wenig wie seinen Nachtretern, diese zu einer concreten Form zu entwickeln. Selbst dieser reichbegabte Führer der neuen Bewegung scheint am Ende seines Lateins angelangt zu sein. Seine letzten Zimmerdekorationen in der Münchener Jahresausstellung wirken so unbehaglich wie nur möglich, man glaubt sich in eine vollkommen fremdartige Welt versetzt, keinen Ruhepunkt findet das Auge, die Wände sind mit wenig aufregenden Motiven überladen, Alles wankt und schwankt durcheinander — so etwa könnte man sich das Innere der indischen Pagoden vorstellen, unser ästhetisches Empfinden wird aber durch dieses Conglomerat von seltsamen phantastischen Gebilden nicht zufrieden gestellt.

Und wie schnell sind die wenigen neuerfundenen Motive der Neustilisten abgenutzt worden. Eckmann, der bedeutendste und einflußreichste Vertreter der Stilbewegung in Berlin, hat in der decorativen Anordnung thierischer und pflanzlicher Gebilde eine unbestrittene Originalität erlangt. Aber welch' närrische Experimente haben sich seine Nacheiferer geleistet! Das von Eckmann bevorzugte Schwanenmotiv ist von ihnen fast bis zum Ueberdruß bearbeitet worden, so daß es nachgerade — conventionell erscheint. Und was ist erst aus den Schilfgräsern und Schwertlilien geworden! Dunkel ist oft die Bedeutung dieser modernen Gebilde, mit einem geringen Aufwand von Phantasie könnte man sie für einen Haufen Eingeweidewürmer ansehen, so wirr und unsymmetrisch schlängeln sich die Linien ineinander. Ein Anderer setzt einen Baum, einen Rosenstock, ein Pfau, vielleicht auch — welch' ein kühner Einfall! — einen Maikäfer auf die auszufüllende Fläche und die decorative Frage ist gelöst. Man beachte nur die Façadendecoration des Cafés des Westens. Dort ist eine wahre naturgeschichtliche Sammlung angelegt. Eine so plumpe Auffassung hatten die Alten von der Ornamentik doch nicht, und wenn wir bis zu den Aegyptern zurückgehen. In der Hieroglyphenschrift hatten die zerstreuten Naturmotive wenigstens eine praktische Bedeutung.

„Was man nicht definiren kann, das sieht man als symbolisch an," möchte man die schöne lateinische Genusregel Angesichts mancher neustilistischer Probleme modificiren. Es ist eine schöne Sache um die Einfachheit, denn in der Kunstsprache decken sich häufig die Begriffe Einfach und Groß, aber deßhalb braucht das Einfache nicht immer groß zu sein, es kommt sogar vor, daß sich hinter der Einfachheit eine erschreckende Ideenlosigkeit verbirgt.

Höchst bedenklich erscheint es auch, daß die neuen Flächenmuster ohne wesentliche Modificirung auch auf körperliche Gegenstände, wie getriebene Kupfergefäße, Beleuchtungskörper, Majolicavasen u. s. f., übertragen werden. Jede Technik will etwas von dem neuen Stil profitiren, daher diese Stillosigkeit. Denn was hat schließlich noch das oben citirte Gesetz: „Stofferkenntniß ist Stilerkenntniß" zu bedeuten, wenn man die neuen wesenlosen Flachmuster auch in einem constanten Material nachzubilden sucht.

Zu derartigen Ungereimtheiten konnte man nur gelangen, indem man den historischen Entwickelungsproceß negirte. Wenn man der alten Formensprache überdrüssig ist, wohlan, dann muß man eine neue ersinnen. Zu dem Zweck ist es stets rathsam, daß man an etwas Vorhandenes anknüpft. Die Geschichte macht keine Sprünge, es befindet sich Alles in stetem Fluß, eine neue Erkenntniß baut sich auf einer älteren auf und eine künstlerische Form hat immer wieder eine vorhergehende zu ihrer Voraussetzung. Ebenso wenig wie die Gravitationsgesetze irgend welchen Schwankungen unterworfen sind, so auch die architektonischen. Die Säule der Griechen ist keine willkürliche Erfindung, sondern das Product der Nothwendigkeit, desgleichen haben sich die ersten Bogenbauer von ganz realen Gesichtspunkten leiten lassen. Diese beiden Bauelemente kehren mit entsprechenden Modificirungen in allen Stilperioden wieder. Es giebt feststehende architektonische Gesetze, von denen wiederum die Grundgedanken der Ornamentik über die Maßenverteilung, den Linienfluß und die Einzelformen abgeleitet sind. Man braucht noch lange kein ästhetischer Eiferer zu sein, wenn man das historisch Gewordene anerkennt und als Ausgangspunkt neuer Bestrebungen empfiehlt.

Daß die Neueren bisher keine faßbaren Resultate erzielt haben, liegt nur daran, daß sie um jeden Preis etwas Originelles, wenn nicht gar Sensationelles erjagen wollten. Die englischen Künstler, die es schon zu abgeklärteren Leistungen gebracht haben, haben keinen Augenblick die Bedeutung der Tradition verkannt. William Morris knüpfte an die Gothik an, nicht allein, weil dieser Stil seinem Empfinden am nächsten stand, sondern weil er sich einst im Norden eine unbedingte Geltung verschafft hatte. Auch der Belgier van de Velde, der sich im Uebrigen unabhängig von Morris entwickelt hat, läßt die gothischen Formen nicht zu seinem Schaden leise durchklingen, jedenfalls von denselben Gesichtspunkten dabei geleitet. Es hat wohl auch, ausgenommen die Antike, keine Stilperiode gegeben, die in allen ihren Aeuße-

Digitized by Google

rungen, von der größten architektonischen Schöpfung bis zum kleinsten Gebrauchsgegenstand von demselben einheitlich künstlerischen Geist beherrscht worden wäre, wie die Gothik. Eine Kunst im modernen Sinne, eine Staffeleikunst, die ja ziemlich prätenziös dieses Attribut für sich allein beansprucht, gab es noch nicht. Das Tafelbild stellte nur ein Unterglied in dem gothischen Kunstgebäude dar und mußte sich daher eng an die herrschende Formenwelt anschließen. Wir haben eine „freie" Kunst, ihr Wesen hat seit dem ausgehenden Mittelalter mit dem Hervortreten des Tafelbildes eine tiefgreifende Aenderung erfahren, der enge Zusammenhang aller Künste ist zerrissen, man unterscheidet streng zwischen der eigentlichen, der „großen" Kunst und der angewandten Kunst. Die alten Wechselbeziehungen wieder herzustellen, ist das letzte Ziel der modernen Bewegung, wir müssen uns wieder in Einklang mit uns selbst und unserer Umgebung setzen.

Ob nun aber die Neuzeit auch die Vorbedingungen zu einem rein künstlerischen Milieu bietet, bleibt dahin gestellt. Man vergesse nicht, daß wir im Zeitalter des Industrialismus leben; die Dampfmaschinen, Fabrikschlote und die industriellen Anlagen haben den modernen Städten ein gewiß charakterisches Gepräge gegeben, das aber weit von einem künstlerischen entfernt ist. Hier scheint mir des Pudels Kern zu liegen. Nun hofft man aber, von der Entwickelung der Industrie und des Waarenverschleißes auch in künstlerischer Hinsicht etwas zu profitiren. Die Waarenmagazine werden sogar schon von den eifrigsten Stilevangelisten als der Ausgangspunkt einer neuen Stil-Aera begrüßt. Und zweifellos sind in der modernen Kaufhausarchitektur — wenn die Bezeichnung Architektur hier überhaupt noch am Platze ist — alle bisherigen Stilgesetze aufgelöst, aber einen künstlerischen Ersatz bietet uns dieselbe dafür noch nicht. Die Riesenbazare sind gewiß charakteristische Aeußerungen der Zeit, aber in ihrer jetzigen Form haben sie den provisorischen Charakter noch nicht abgestreift. Ob sie in architektonischer Hinsicht entwickelungsfähig sind, muß die Zeit lehren.

Man fordert, daß die decorative Form der constructiven angepaßt sei. Diesen Satz hat wohl kein Volk höher respectirt als die Griechen, aber sie konnten sich Solches schon leisten, da sie praktischen Bedürfnissen wenig Rechnung zu tragen hatten. Ihre großen baulichen Schöpfungen dienten lediglich Cultuszwecken. Aehnlich stand es zur Zeit der Gothik. Früher dominirten die ästhetischen Gesichtspunkte, heute dominiren die praktischen, das Cultusgebäude ist in den Hintergrund gedrängt, das Profangebäude tritt mächtiger denn je hervor. Die kirchliche Architektur führt nur noch ein bescheidenes Nachleben, daher ist das Heil nur noch von der profanen zu erwarten. Das bisher auf diesem Gebiet Geleistete läßt aber wenig große künstlerische Effecte erhoffen, wenn auch die Propheten des neuen Stils von einer neuen Formenwelt, mit denen uns die Bazare beglückt haben, orakeln.

Nach Lage der Dinge müssen wir uns einstweilen den neuen Stiläußerungen gegenüber skeptisch verhalten. Ein Stil muß sich aus den gegebenen Verhältnissen heraus organisch entwickeln. Die neustilistischen Arbeiten haben aber den Experimentalcharakter noch nicht abgestreift, daher lassen sich keine Folgerungen daran knüpfen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zu heiß!

Von Gyp.*)

(Das Innere eines Eisenbahnabtheils. Ein Herr von vierzig Jahren, aber noch jung aussehend. Blondes Haar, leicht gelockt. Elegante Haltung. Eleganter Reisekoffer. Weicher Plaid. Er liest Daudet's „Sapho". — Eine Dame, achtundzwanzig, sehr hübsch, frisch, sehr feine Taille, schwarzes Haar, rothe Lippen, rosa Ohrläppchen. Vornehme Reisetasche aus Leder mit silbernem Namenszug. Zusammengerollter Plaid. Die Hitze ist entsetzlich.)

Er (stellt sich lesend und beobachtet die Dame). Allerliebst, meine Reisegefährtin! Einfach reizend! Wenn sie nur recht weit mitführe! (Er läßt das Fenster hinunter). Diese Landschaft ist doch schön ... Man kann wenigstens Luft schöpfen!

Sie (entrollt ihren Plaid und holt einen Band von Maupassant heraus. Sie schneidet die Seiten mit einer Visitkarte auf.) Ganz netter Herr! Und gut erzogen! Er fixirt mich nicht! Er beobachtet mich, ohne es zu zeigen, er stellt sich, als ob er läse oder die Gegend betrachtete ... Die Gegend ist wirklich hübsch! Wie frisch die Luft! Der Nachtthau blinkt noch auf dem Grase! ...

Er. Gewiß keine von „diesen Damen!" Ich wage nicht, sie anzureden und dennoch habe ich Lust dazu! Hätte ich nur ein Messer bei mir, um es ihr zum Aufschneiden des Buches anzubieten. Fatal! Man müßte immer ein Taschenmesser bei sich haben! Wenn ich die Karte nur lesen könnte (Er schielt hin.) M ... M ... a ... Madame, natürlich! Nein, es ist ein „r" da ... Wahrscheinlich Margarethe! Na, eine Frau, die ihren Vornamen auf ihre Karte setzt! ... Das hätte ich nicht erwartet! Sehen wir weiter! Da haben wir's! sie verdeckt das Uebrige mit ihrem Finger! Ich sehe ein „i". Es scheint also nicht dieser Name zu sein! Was kann es sein? Marie vielleicht — es ist hübsch — Marie ... (Die Dame ändert die Lage der Karte) Marquise! Es heißt: Marquise. Ich dachte mir gleich, daß es eine große Dame sei.

Sie. Er beobachtet mich heimlich ... er sucht, meine Karte zu entziffern. In dieser Entfernung soll es ihm wohl schwer fallen! Eine mörderische Hitze ... aber es ist noch frisch im Coupé ... Er hat schöne Augen! Und wie sanft! Merkwürdig, ich fühle mich — liebenswürdig gestimmt ... Der Einfluß dieser herrlichen Gegend, des Blumenduftes. Gern würde ich eine Unterhaltung mit ihm anfangen zum Zeitvertreib ... Wie viel Uhr ist es wohl? Ich bin hungrig!

Er. Wir sind schon in Meaux! Wie die Zeit vergeht! Wenn sie nun doch noch ausstiege! Nein, sie würde nicht so ruhig ihr Buch aufschneiden, sondern ihre Sachen zusammenpacken. Sie sind elegant, diese niedlichen Sächelchen! Sie übrigens auch, und wie sie hübsch ist! Dieses Näschen! Dieses Stupsnäschen! Ich würde ihr mit Wonne bis an's Ende der Welt folgen.

Sie (zu dem Schaffner, der in Meaux die Fahrkarte controllirt): Wann kommen wir in Luneville an?

Der Schaffner: Vier Uhr fünfundvierzig.

Sie. Danke.

Er (wieder für sich). Was kann eine solche Dame in Luneville zu schaffen haben? Es ist keine Officiersfrau, noch weniger eine Ureinwohnerin von Luneville. Also wohl eine Schloßfrau aus der Umgegend. Luneville! Ich habe Lust, auch dahin zu fahren. Ich schwänze Commercy. Ich habe zwar dem armen Paul versprochen, ihn zu besuchen.

Sie. Ich hätte fragen sollen, um wie viel Uhr man frühstückt. Das Frühstück ist in Epernay, aber ich weiß nicht, um welche Zeit. Ich habe keinen Fahrplan. Vielleicht hat der Herr einen? Ich muß ihn fragen. Nein, er würde denken, daß ich eine Unterhaltung anfangen will ... Gern möchte ich schon sprechen. Ich langweile mich. Warum sagt er nichts? Ich wette, daß er die größte Lust hat, mit mir eine Unterhaltung anzufangen. Er hat ein hübsches Profil und sein Haar ist wellig. Ich liebe gewelltes Haar ...

Er. Je mehr ich sie anschaue, desto hübscher finde ich sie. Sie ist in Allem reizend! Das Ohr ist das schönste, das ich je gesehen habe, klein, zierlich und rosa. Ich gäbe ein Königreich, um es zu küssen! Sie muß sehr jung sein. Nach den Fünfundzwanzigern findet man kein so ausgesprochenes Rosa mehr. Ich muß durchaus ein Mittel finden, mit ihr zu reden. Ich kann doch nicht bis Commercy stumm wie ein Karpfen dasitzen vor einem so entzückenden Wesen! Sie macht sich entschieden über mich lustig! Sie hat mich noch nicht angesehen, aber sieht mich trotzdem. Die Frauen sehen von der Seite wie die Hasen. Großer Gott, diese Hitze! Glücklicherweise geht noch ein frischer Luftzug, sonst ...

Sie. Epernay! Endlich! Ich sterbe Hungers. Es ist heiß.

Er (lehnt sich hinaus, um die Coupéthür zu öffnen.) Soll ich warten? Soll ich ihr beim Aussteigen helfen? Sie macht mich verlegen, auf Ehre! Sie hat eine entzückende Art, so über Einen wegzusehen. Man wird ganz muthlos. Sie scheint nicht aussteigen zu wollen. Ich habe nicht verstanden, was sie dem Schaffner antwortete, als er sie fragte, ob sie in Epernay frühstücke, um die Zahl der Gedecke zu telegraphiren. Ich habe Ja geantwortet, sie vielleicht Nein. Es ist aber doch unmöglich, daß sie bis vier Uhr fünfundvierzig ohne Essen bleibt. Ich muß sie verlassen ... Was soll ich ihr aber auch sagen! —

Sie. Er ist fort? Ohne ein Wort zu sprechen! Er ist ein Mann von Erziehung!

II.

(Sie steigt ruhig aus und geht der Frühstückshalle zu, wo die anderen Reisenden lärmend sich um die Plätze drängen. Als sie hereintritt, sind alle Stühle besetzt, außer einem neben dem Herrn. Der Sessel ist angelehnt.)

*) Bekanntlich die im Dreyfus-Processe viel genannte Gräfin Martel, die Freundin des Präsidenten Faure und — Drumont's.

Digitized by Google

Er (aufstehend). Ich habe mir gestattet, meine Gnädige, Ihnen diesen Platz aufzuheben ...

Sie (setzt sich). Ich danke Ihnen mein Herr — ohne Ihre Hülfe hätte ich keinen Platz bekommen, und das wäre mir leid, denn ich bin sehr hungrig ...

Er. Das ist gut, gnädige Frau, denn wären Sie nicht hungrig, so würde es Ihnen unmöglich sein, das Zeug zu essen, was man Ihnen auftragen wird.

Sie. So? (Sie sieht auf seinen Teller). Was ist denn das?

Er. Kalbskopf, gnädige Frau. Wir haben den Tag des Kalbskopfs getroffen.

Sie (lachend). Es giebt also einen dem Kalbskopfe gewidmeten Tag?

Er. Jawohl, gnädige Frau; einen Tag — Lachs, einen Tag — Kalbskopf.

Sie. Sie scheinen mit der Bahnhofsküche sehr vertraut! (Sie zieht langsam ihre Handschuhe aus).

Er. Gewiß, gnädige Frau, ich bin früher im Sommer stets nach Baden-Baden gereist. (Für sich) Sie ist hübsch und correct; sie hastet nicht; sie zieht ihre Handschuhe so langsam aus, als speiste sie bei sich zu Hause.

Sie. Sie reisten also nach Baden! (Sie fängt an zu essen) Er ist gar nicht so schlecht, der Kalbskopf.

Er (der gegen ein hartes Stück kämpft). Na na! (Für sich) Sie ist nicht wählerisch. Eine reizende Frau! Ich hasse die Puppen, die sich immer zieren. (Er stößt sein Gedeck weg).

Sie. Sie sind nicht hungrig?

Er. Doch, aber ich will den Braten erwarten. Es wird Braten geben mit Kartoffelpüree. Da sehen Sie! (Ein Kellner schleudert ihnen zwei Teller zu mit blutigen Bratenstücken in Kartoffelpüree.)

Sie. Sie hatten Recht!

Er (weist auf die halbe Flasche Champagner, die bei jedem Gedeck steht). Wünschen Sie von diesem Landesproduct, gnädige Frau?

Sie. Danke, ich trinke nie Champagner.

Er. Dann kann ich Ihnen nur gratuliren, gnädige Frau. (Für sich) Sie hat Geschmack! Ich kann die Frauen nicht leiden, die den Champagner lieben! Es ist ein Wein für Dirnen! (Er macht sich an den Braten) Das ist ja das reine Leder! (Laut) Finden Sie nicht, gnädige Frau, daß diese unbekannte Substanz sehr hart ist?

Sie. Nein gar nicht. (Sie ißt mit Appetit).

Er (voll Bewunderung). Sie haben aber auch prachtvolle Zähne.

Sie (lachend). O ja, ich habe sehr gute Zähne!

Er (hingerissen). Das seh' ich, das seh' ich, gnädige Frau! (Für sich) Ste hat wirklich die schönsten Zähne. Glückselig, wem seine Zähne erlauben, solches Futter mit Heiterkeit zu verzehren! Sie gefällt mir, die kleine Frau!

Sie. Sie essen nicht? (Für sich) Er ist kein starker Esser! Mir ekelt vor den Leuten, die viel essen. (Laut) Sie reisen nach Baden?

Er. Nein, gnädige Frau, nein ... Zu einem Freunde, der hier auf der Strecke in Garnison liegt. (Für sich) Ich will ihr nicht sagen, wo das ist, denn ich bin entschlossen, Commercy zu schwänzen.

Sie. Sie haben einen Freund, der hier in Garnison liegt?! Ich auch ...

Er (verwundert). Wirklich? (Für sich) Dann habe ich also die Karte falsch gelesen, oder es ist eine Marquise, die in der Garnison einen ...

Sie. Ja, ich reise in's Bad, aber in Luneville mache ich Halt, wo mein Bruder in Garnison ist.

Er (ganz entzückt). Wie sich das trifft! Ich fahre auch nach Luneville. Wünschen Sie von diesem Gemüse?

Sie. Ja, ich danke. (Für sich) Ich bin sehr froh, daß er auch hinreist.

Eine Stimme (ruft in den Saal). Noch acht Minuten! Die Reisenden werden ersucht, sich nicht zu beeilen!

Er. Gnädige Frau, das heißt so viel wie: die Locomotive ist fertig zum Abfahren, und wir haben nur noch gerade Zeit, in unser Coupee zu springen.

Sie (ohne sich zu beeilen). Dann gehen wir. (Sie trinkt in kleinen Zügen ihren Kaffee.)

Er (für sich). Sie hat viel Chic! (Sie verlassen den Saal und nehmen im Wagen wieder ihre Plätze ein.)

III.

Sie. Wenn Sie rauchen wollen — bitte, ohne Umstände!

Er. Sie rauchen, gnädige Frau?

Sie. Nein, aber der Rauch ist mir nicht lästig. (Für sich, indem sie wieder das Buch vornimmt:) Ich darf mir nicht den Anschein geben, als wollte ich das Gespräch fortsetzen; jetzt ist es an ihm, die Unterhaltung nicht fallen zu lassen!

Er (für sich). Sie soll nicht wieder zu lesen anfangen, o nein! ... Suchen wir die Unterhaltung von vorhin wieder aufzunehmen. (Laut) Sie lesen die „Geschwister Rondoli", gnädige Frau? ... (Für sich) Entsetzlich banal, diese Frage, aber schließlich ...

Sie. Ja ... und Sie? Sie lasen „Sapho", glaube ich?

Er. Allerdings ... und wenn ich diesen seltsamen Roman lese, dann frage ich mich, wie man über diese Sapho schreiben kann, während es doch Frauen giebt wie ... wie Sie zum Beispiel, die als Muster dienen könnten. Sie haben das Buch gelesen, nicht wahr?

Sie. Wer hat es nicht gelesen?!

Er. Und welches ist der Eindruck, den sie von dem Buche haben?

Sie. Sehr unbestimmt. Man sagt, sein Hauptverdienst sei die genaue Wiedergabe von Einzelheiten und die absolute Wahrheit. Sie begreifen natürlich, daß ich über diese Schönheiten nicht urtheilen kann? Ich habe nie mit Cirkusdamen soupirt, während die Eidechsen über das Tischtuch liefen! Mir total unbekannt! Darum habe ich auch nicht die angenehme Empfindung, mir beim Lesen sagen zu können: „Wie wahr!" Das kann ich aber z. B. wenn ich Maupassant lese.

Er. Sie lieben Maupassant?

Sie. Ja, weil er wirklich Frauen schildert, Frauen jeder Art, man erkennt selbst solche, die man nicht kennt ... In den Gefühlen, die er ihnen leiht, ist nichts erfunden, nichts conventionell. Seine Frauen leben wirklich und sie sind erlebt, und wenn er sie auch manchmal carikirt, so fühlt man doch, daß er sie liebt.

Er. Welche Begeisterung!

Sie. Sie ist sehr natürlich! Wie ärgerlich ist es für eine Frau, zu sehen, daß ein Autor von der Frauennatur gar nichts versteht! daß man die Frauen immer nur von der picanten Seite schildert, und daß das dumme Publicum blind an diese lächerlichen und falschen Zeichnungen glaubt und einfältig ausruft: „Wie schön das ist!"

Er. Also glauben Sie, daß wir mit wenigen Ausnahmen die Frauen gar nicht kennen?

Sie. Ja, ich glaube es ... oder Diejenigen wenigstens, welche schreiben, kennen sie nicht, und Jene, die sie vielleicht kennen — — schreiben nicht. Auch ist es für den Mann eine sehr complicirte Aufgabe, die Frau zu begreifen ...

Er. Warum?

Sie. Weil sie sich selten zeigt, wie sie ist.

Er. O, sie zeigt sich stets als ein Wesen höherer Art, reizend und verehrungswürdig. (Für sich) Ich fahre bis Luneville mit!

Sie (für sich). Er sagt das, um mir zu schmeicheln — ich sehe, daß ich ihm sehr gut gefalle.

Er. Wollen Sie mir nicht jene Frau schildern, wie wir sie noch nicht kennen? (Für sich) Es ist ja eine Hitze ...

Sie (lachend). Das wäre zu lang! bis Luneville.

Er. Aber ich fahre ja auch bis Luneville, gnädige Frau! Es ist sehr wahrscheinlich, daß mein Kamerad und Ihr Herr Bruder ... (Für sich) Ich kenne die halbe Garnison in Luneville und müßte schon entschiedenes Pech haben, wenn ich nicht irgendwie mit dem Bruder bekannt werden könnte.

Sie. Aber ich bleibe nicht in Luneville! ich reise Morgen nach Plombières.

Er (rasch). Ich auch gnädige Frau! Das ist ein Zusammentreffen! (Für sich) Ich gehe auch hin. Ich machte einmal eine Cur in Luxeuil, das liegt ganz nahe.

Sie (kokett). Das ist wirklich einzig: Sie steigen in Luneville aus — wie ich, sie reisen nach Plombières weiter — wie ich. (Bei Seite) Wie ich heiß habe!

Er. Nun, gnädige Frau, ich gestehe offen ein, daß Sie meine Reiseroute ein wenig geändert haben. Ich bin aufrichtig. Sind Sie mit mir zufrieden?

Sie. Weil Sie aufrichtig sind? ... Was soll ich mir denn daraus machen?

Er. Spotten Sie nicht über mich, gnädige Frau! Es ist schlecht von Ihnen, einen armen unschuldigen Jüngling so zu bezaubern.

Sie. Zu bezaubern? Ich möchte wissen, was ich denn eigentlich gethan habe, um zu diesem glänzenden Ergebniß zu gelangen? Ich saß ganz still in meiner Ecke und las die „Schwestern Rondoli".

Er. Sie lasen? O ich bemerkte die ganze Zeit, wie Ihre Augen ...

Sie. Und ich, wie Ihre Augen ...

Er. Ach, warum haben meine Augen auf Sie nicht denselben Eindruck gemacht wie ... (Für sich) Ich vergehe vor Hitze!

Sie (lachend). Entschieden, Sie haben auf mich nicht denselben Eindruck gemacht! (Für sich) Ich lüge zwar, denn es ist wirklich merkwürdig, welchen Eindruck seine Augen auf mich gemacht haben. Und die Hitze steigt noch — es ist ja gräßlich.

Er (für sich). Sie scheint gar nicht böse! Ich folge ihr nach Luneville, dann nach Plombières. Ich hefte mich an ihre Spuren, ich lasse sie nicht mehr los. Ich habe noch nie eine so hübsche und verführerische Frau gesehen. (Er betrachtet sie entzückt). Ein verteufeltes Glück, daß ich dieser Marquise begegnet bin ... Nur könnte es weniger heiß sein! Es müssen wenigstens 35 Grad sein.

Sie (für sich). Er will mir bis Plombières folgen ... Es ist verrückt ... aber es amüsirt mich. Wie alt kann er wohl sein? Dreißig? Er ist wirklich ein hübscher Mann und nicht fade.

Er. Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, ist es also abgemacht, daß wir uns in Plombières wiederfinden ...

Sie (protestirt). Wie? Was soll abgemacht sein? Es ist gar nichts abgemacht!

Er. Doch, doch! Und nun, gnädige Frau, müssen Sie mir die Frau erklären, die wir noch nicht kennen! Ich bin glücklich, dies aus Ihrem Munde zu hören. (Für sich.) Alle Wetter! Es ist ja fürchterlich, diese Hitze!

Sie. Ich will nichts von den Frauen ausplaudern, da man

Digitized by Google

Amtsgeheimnisse nicht verrathen darf ... Aber finden Sie nicht, daß man hier erstickt? Wenn wir die kleinen Fenster da oben öffnen würden? Der Luftzug würde stärker.

Er (öffnet die Fenster). Sehr gern, gnädige Frau. (Für sich.) Endlich! Ich wagte gar nicht, es ihr vorzuschlagen! Glücklicherweise hat sie selbst daran gedacht. (Laut, indem er sich ihr zur Seite setzt, statt ihr gegenüber Platz zu nehmen.) Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, wie entzückend es ist, sich so auf einen Schlag von einer süßen Empfindung überwunden zu fühlen ... einer Frau gegenüber, die man vor ein paar Stunden gar nicht kannte ... und die man sein ganzes Leben vielleicht lieben wird. (Für sich). Es ist verteufelt schwer, die Worte zu finden! Das kommt von dieser afrikanischen Temperatur!

Sie (lachend). O, Sie werden ja ganz elegisch! (Für sich.) Er ist nicht gerade beredt, aber er gefällt mir doch! Ich habe schon so viele gut stilisirte Erklärungen gehört, denen man es gleich anmerkt, daß sie schon öfters gebraucht wurden! Was er sagte, war aus dem Stegreif gesprochen! Aber wenn diese Hitze anhält, wird mir noch übel!

Er. Sie sind erstaunt, gnädige Frau, daß man so auf den ersten Blick lieben kann, aber ... (Für sich.) Mir wird schlecht ... es ist diese verwünschte Hitze oder der Kalbskopf — ich habe ihn aber doch nicht gegessen! ...

Sie. Ich bin so erstaunt, daß ich gar nicht daran glauben kann. (Für sich.) Was hat er denn? Er sieht ganz komisch aus! Er hat heiß, der Unglückliche! Ich habe auch schrecklich heiß!

Er (protestirt sanft). Sie glauben also nicht daran? O gnädige Frau! ... (Für sich.) Sie leidet auch unter der Hitze, die arme Kleine! Ihre Wangen sehen ganz bleich aus ...

Sie (dem Schlummern nahe). Sie ist doch ermüdend, diese Hitze ...

Er (aus ganzer Seele). O ja! (Für sich.) Sie ist doch vielleicht älter, als ich dachte. Ich sehe einige Fältchen, die ich erst nicht bemerkt habe.

Sie (für sich, indem sie vergeblich eine Stellung einzunehmen sucht, in der sie weniger heiß hat.) Er ist sicher über fünfunddreißig, mein verliebter Reisegefährte!

Er (für sich, indem er seinen Hut abnimmt, den er bis dahin aufbehalten hatte, und eine Stellung sucht, wo er minder heiß hat.) Ich wiege gewiß zehn Pfund weniger, wenn wir ankommen.

Sie (trocknet sich heimlich das Gesicht mit ihrem Taschentuch, ganz nervös.) So, jetzt schwitze ich sogar! Das ist ja heiter! Was sehe ich! Er hat nichts weniger als einen Wald von Haaren, mein Herr Nachbar! Sie sind gebrannt, aber sehr spärlich.

Er (rückt entschlossen in die andere Ecke). Uff! (Für sich.) Oho, ihr Teint hat sehr gelitten! — Was, wir sind erst in Châlons! Na, noch vier und eine halbe Stunde! Gerechter Gott!

Sie (sucht vergeblich eine bequemere Stellung einzunehmen). Châlons! Sind wir bald am Ziel?

Er. Bald? Jawoll! (Er faßt sich rasch.) Verzeihung, gnädige Frau, ich weiß gar nicht, was ich rede. Wir kommen nach Luneville um vier Uhr fünfundvierzig. Jetzt ist es zwölf Uhr siebenundzwanzig.

Sie (enttäuscht.) Nach viereinhalb Stunden.

Er. Ja, ungefähr, gnädige Frau, ungefähr! (Für sich.) Wenn sie nett ist, läßt sie mich jetzt einen kurzen Augenblick einschlummern! Das wird mir genügen, um mich zu erholen! Ich will nicht schlafen! Nein! Nur schlummern!

Sie (für sich). Ich weiß, mir würde sofort besser, wenn ich etwas schlafen könnte! Aber ich wage es nicht! Bei dieser Hitze schlafen, wenn man über achtzehn Jahre alt ist! Es liegt mir wenig an dem Urtheil dieses Herrn, da er sich überdies augenfällig zu seinem Nachtheil verändert ... Aber es ist unangenehm, häßlich zu erscheinen, wenn man doch hübsch ist ...

Er (sich leicht ausstreckend). Man weiß nicht, wie man sich setzen soll, um weniger heiß zu haben? Nicht wahr, gnädige Frau?

Sie (noch immer correct sitzend). Ja, in der That! (Für sich.) Er ist ganz häßlich, so hingeflegelt.

Er. Die Hitze betäubt einen ganz! Ich wenigstens ... (Für sich.) Ich glaube, daß sie viel von ihren Reizen verloren hat! Wir sind schon weit entfernt von Sapho, von den Frauen im Allgemeinen und denen von Maupassant im Besonderen! Merkwürdig, es kommt mir vor, als wäre ihr Mund weniger frisch, als er mir vorhin erschien? Sollte es eine optische Täuschung sein?

Sie (für sich). In einem halben Jahre wird dieser Herr eine Glatze haben, vielleicht schon früher. — Ah — wir sind in Vitry! Welches Glück!

Er. Wir sind in Vitry.

Sie. Sind wir jetzt näher?

Er. Es ist 1 Uhr 14, Madame.

(Langes Schweigen. Sie lehnt ihre Wange an die Scheibe. Er, ganz in sich zusammengesunken, rutscht unmerklich den Sitz hinunter. Seine Augen schließen sich und Schweißtropfen zeigen sich an den Schläfen und auf der Stirn.)

Sie (für sich, ihn beobachtend). Er hat sicher seine vierzig Jahre weg! Vielleicht noch mehr. Merkwürdig, bei dem besterzogenen Manne findet man doch den Urmensch wieder! Da schläft er jetzt! Wie häßlich das aussieht, ein Mann, der schläft! Dieser aufgesperrte Mund, diese verquollenen Augen! Ich möchte gar nicht hinsehen, und es ist ganz ... (Nach und nach schlummert sie ein; ihr Kopf schwankt nach rechts und nach links, der leichte Anflug von Puder ist weg, ihre Lippen verlieren ihre Farbe und unter den Augen bilden sich Falten.)

IV.

Er (erwacht beim Halten des Zuges und sieht die Dame an.) O, sie schläft! Es ist so hübsch, eine Frau, die schläft! Aber nein! Es ist gar nicht hübsch! Teufel! Sie ist nicht mehr jung! Sie hat eine faltige Haut und die Schläfen treten heraus! Na, ich bin froh, daß ich sie so gesehen habe. Ich war schon ganz behext! Es ist zwar schuftig, was ich da thun will, aber ich benutze ihren Schlaf, der durchaus nicht der Schlaf der Unschuld ist, und steige in Commercy aus. Der arme Paul! Er wird froh sein, mich zu sehen! In einem solchen Nest sind die Zerstreuungen selten. Welcher Gedanke, daß ich für dieses kleine verwelkte Blümchen da meinen besten Freund vergessen wollte, — meinen besten Freund ... den besten ... den besten ... (er schläft wieder ein).

Sie (wacht eine Stunde später auf). Commercy! Oh — mein Reisegefährte schläft noch immer! Ich glaube, ich habe auch geschlafen! Ha, der Schlummer macht ihn nicht gerade schöner! Er hat ja ganze Säcke unter den Augen und eingesunkene Wangen! Der Mensch ist ganz verlebt oder sehr alt ... sehr alt ... und ich stand schon im Begriff ... Ich weiß, was ich thue ... Wenn er nur nicht aufwacht, steige ich in Nancy ab, springe in einen Wagen und lasse mich nach Luneville fahren, oder besser, ich telegraphire an Pierre, mich abzuholen! Der Arme, es wird ihm zwar leid thun, daß ich fort bin, wenn er aufwacht, aber es ist seine Schuld ... Er ist zu häßlich, wenn er schläft! Toul! Wir sind schon ganz nah! (Sie faltet ihren Plaid, legt das Bändchen Maupassant hinein und ordnet ihr Haar.)

Er (erwacht). Ah, ich ... Verzeihen Sie, gnädige Frau! Sie schliefen? Ich glaube, wir sind bei Commercy!

Sie (ärgerlich, daß er wach ist). Commercy! Da sind wir ja schon längst vorüber, auch Toul ist schon gewesen!

Er (springt auf). Donnerwetter ... (Er sucht sich zu beruhigen). (Für sich.) Na, da haben wir's! Commercy ist vorbei! Dieser Esel von Paul! Er weiß, daß ich zu ihm reise und kann sich nicht mal die Mühe geben, an die Waggons zu kommen, um nachzusehen, ob ich da bin! Dreifacher Esel! Es ist unerhört, wie das Garnisonsleben die Menschen vertrottelt!

Sie (erstaunt). Sie scheinen schlecht gestimmt? Sie hatten etwas in Commercy vor?

Er. Nein, nichts, gar nichts! (Er nimmt aus seinem Handkoffer einen Schwamm und eine Flasche mit Toilettenwasser heraus und benetzt seinen Kopf.) Sie erlauben, gnädige Frau? Es ist nur, weil mich sonst der Schlag trifft, wenn ich mich nicht etwas erfrische.

Sie. O, bitte, keine Umstände! (Für sich.) Er ist abscheulich mit all' seinem Zeug, das er aus dem Koffer zieht! Er erinnert einen an die Schwämme mit Essig, womit die Kutscher ihre Pferde erfrischen! Er ist ganz entsetzlich mit seinen spärlichen Haaren, die ihm am Schädel festkleben. Er sieht aus, wie ein gerupftes Huhn! Er ist unmöglich!

Er. Ah, das hat mich erfrischt! (Er trocknet sich den Kopf mit einem eleganten Tuch.) (Für sich, indem er die Dame ansieht.) Ein Ohr ist ganz weiß geworden, das Ohr, auf dem sie gelegen hat! Welche Einfalt, mich so hinreißen zu lassen, in meinem Alter! Ohne zu bedenken, daß diese Marquise vielleicht einen Marquis hat. Ich werde mich schlafend stellen! Sie wird auch wieder einschlummern und bei der nächsten Station verabschiede ich mich auf — englisch.

Sie (schließt die Augen). Ich will thun, als ob ich schliefe. Da er nicht mit mir sprechen kann, wird er wieder einschlafen und in Nancy ... (Langes Schweigen. Beide beobachten einander durch die Wimpern. — „Nancy! Zwanzig Minuten Aufenthalt!" ... Und der Herr sieht zu seiner Verwunderung, wie die Dame ihren kleinen Reiseballast zusammenrafft und aussteigt, indem sie ihn mit ängstlichen Blicken mustert ... Tableau!)

Aus der Hauptstadt.

Lappalien.

Die patriotische Begeisterung, wozu der Atrappen- und Faschingsartikel-Händler aus der Mohrenstraße im Bunde mit anderen leicht hingerissenen Geschäftsleuten die Berliner Bürgerschaft entflammen wollte, ist ausgeblieben, und an Stelle der geplanten, allgemeinen und profitablen Illumination zeigten bloß einige Fahnen und Tannengewinde Unter den Linden an, daß der Kaiser nach sechswöchentlicher Abwesenheit in seine Hauptstadt zurückgekehrt ist. Der Monarch, der scherzend nur den Berlinern anempfahl, sich ein Beispiel an dem verrückten Freuden- und Jubelgeheul der Beiruter und Damascener zu nehmen, ist gewiß besonders sympathisch berührt gewesen von der würdevollen Ruhe der Bevölkerung bei seinem Einzug in Berlin. Ihm, der eine so hohe Vorstellung von seinen Herrscherpflichten hat, deucht zweifellos von allen Thorheiten der römischen Cäsaren die am verächtlichsten, daß sie sich pomphafte Triumphzüge rüsten ließen nach Feldzügen ohne Kampf.

Digitized by Google

Er hätte den Arrangeuren des Beflaggungs- und Beleuchtungs-Enthusiasmus ihren Eifer gewiß nicht gedankt, und die Martiale unserer Zeit, die ihrem classischen Vorbilde nicht in der Kunst der Speichelleckerei, sondern höchstens in der Verskunst und an Witz nachstehen, die alleweil bereiten Barden haben gut daran gethan, diesmal zu schweigen. Ein Kronenorden vierter Classe wäre kaum zu erwarten gewesen.

Immer deutlicher stellt es sich heraus, daß die Fahrt Wilhelm's II. zum Heiligen Grabe eine ganz persönliche Angelegenheit des Kaisers gewesen ist, und weiter nichts. Der finstere Argwohn geehrter Nachbarn, die ängstlich düstere Hintergedanken vermutheten und in Klein-Asien schon etwas wie eine preußische Provinz sahen, war von vornherein lächerlich; aber ohne die widrige Dienstbeflissenheit unserer liberal genannten Händlerpresse wäre bei ihnen niemals ein immerhin störender und leicht gefährlicher Verdacht aufgetaucht. Den Berliner Tageblättern schien es ausgemacht, daß allermindestens in der Jerusalemer Erlöserkirche, unmittelbar nach der festlichen Rede des Kaisers, ein Iradé — wir müssen uns wohl an das schöne und gebildete Fremdwort gewöhnen! — des Sultans verlesen werden würde, worin der deutsch-türkische Handelsvertrag schüchtern die Schwingen rührte. Unsere Ausfuhr- und Weltmacht-Politiker plagten weder Skrupel noch Zweifel, daß Wilhelm II. die weite Reise hauptsächlich zur Förderung des deutschen Exportes nach der Levante unternommen hatte. Sie waren vollkommen entschlossen, für die Ermäßigung des türkischen Zolles und den Fortfall von allerlei Grenzschwierigkeiten, für die Herabsetzung der kleinasiatischen Eisenbahn-Tarife zu Gunsten deutscher Waaren auch ihrerseits Opfer zu bringen und hätten nicht gezögert, die deutsche Grenze den landwirthschaftlichen Producten der Türkei zu öffnen. Irgendwelche Rücksicht auf die beutegierigen Agrarier wäre heuer nicht genommen worden. Es ist ein harter Schlag für die unbefangenen und freigesinnten Politiker der Thiergartenstraße, daß sie ihre glänzenden Hoffnungen ungefähr an demselben Tage haben zu Grabe tragen müssen, wo das Oberverwaltungsgericht die grausame Schließung der niedlichen, wenn auch gesetzwidrigen Winkelbörse im Feenpalast kurz und bündig bestätigte.

Wilhelm II. hat den ausschweifenden Combinationen über seine Orientreise, die mit jeder Woche phantastischer und dümmer wurden, dadurch ein Ende gemacht, daß er sie jäh unterbrach. Die Arbeit drängte, und das Vergnügen, zu dem ein moderner Herrscher von seinem Pflichtgefühl ohnedies nur spärlich bemessene Zeit findet, mußte zurücktreten. Nicht sowohl die Eröffnung des Reichstages, die in diesem Jahre allerdings ganz ungewöhnlich weit hinausgeschoben worden ist, als die Lippe'sche Angelegenheit ist es gewesen, die den Kaiser zu seiner beschleunigten Heimkehr bewogen hat. Und die Münchner Meldung, daß er im vertrauten Gespräch mit dem Könige von Württemberg und dem Prinzregenten von Bayern zu dem Beschlusse gelangt sei, alle persönlichen Empfindungen bei Seite zu setzen und die Streitfrage rein nach nationalen Gesichtspunkten zu schlichten, diese Meldung mag nun wahr sein oder unwahr — sie beweist jedenfalls, daß es augenblicklich keine wichtigere Aufgabe für den Präsidenten des deutschen Bundesstaates giebt, als die Austragung des Lippischen Fürstenstreites.

Man kann Aristokrat vom durchgezogenen Scheitel bis zur Zehe sein, wie der prächtige Berkemeyer, und doch den ganzen Hader, der Deutschland in Athem hält und sogar das Interesse für Herrn Dreyfus merklich abgeschwächt hat, unsagbar lächerlich finden. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, das jetzt in mehreren, zum Theil sogar bei Bong & Co. erscheinenden Prachtwerken als hervorragend aufgeklärt gefeiert wird, hat die Ebenbürtigkeitsfrage doch höchstens noch Curiositätsbedeutung. Die Nothwendigkeit der Existenz einer adligen Kaste mag unangefochten bleiben; man mag sogar Lagarde's kühnen Vorschlägen zu ihrer Erhaltung und Stärkung beipflichten, muß aber doch den Lehrsatz, daß schon ein Tropfen bürgerlichen Blutes hinreiche, um Jemanden regierungsunfähig zu machen, als eine unerhört dreiste Beleidigung des Bürgerthums zurückweisen. Und nicht allein des Bürgerthums. Eleonore d'Olbreuse nimmt im Geschlechtsregister der Hohenzollern eine genügend bedeutende Stellung ein; nahe Verwandte der Kaiserin führen bürgerliche Namen. Auf keinen Fall ist es gut gethan, in einer sich mit Riesenschritten demokratisirenden Zeit Erörterungen wachzurufen, die dem monarchischen Princip nothwendig Abbruch thun müssen. Es geht hier wie mit Majestätsbeleidigungen: je mehr man von ihnen spricht, desto lebhafter wird die Kritik. Die Reinheit des Blutes, diese schöne, an die Mär vom Einhorn erinnernde Legende, in allen Ehren — zur Grundlage des modernen Staatslebens ist sie verzweifelt wenig geeignet. Selbst der Neubegründer des legitimistischen Gedankens, der freilich auch vor seiner gründlichen Reformirung nicht zurückschreckte, selbst der rothe Reactionär Bismarck hat die furchtbaren Gefahren der Inzucht erkannt, als die sich alle strenge Legitimität schließlich darstellt. Und das traurige Schicksal der Wittelsbacher spricht mit warnender Stimme.

In der Zeugung und Erziehung tüchtiger Fürstenkinder, nicht in der überängstlichen Nachprüfung ihrer Stammbäume liegt die Aufgabe königlicher Eltern, die die Zeit verstanden haben. Der Tag wird kommen, wo Hand und Hirn des gekrönten Genius den Sturm zu beschwören vermögen, dem seine unfähigen Vettern hilflos erliegen, und dieser Tag der allgemeinen Blutreinigung fragt nicht nach der ohnehin schwer erweisbaren Blutreinheit des Einzelnen. Dieser Tag ist nicht klein genug, die Menschheitretter auf dem Throne nach den starren Grundsätzen der Vollblutzucht zu messen. Er lacht der Lappalien, so lange sie seinen Weg und sein Vollbringen nicht stören; er schleudert sie und ihre wissenschaftlichen Vertreter bei Seite, wenn sie sich mausig machen.

Der Lippische Fürstenstreit dreht sich noch um eine zweite Lappalie, die Bedeutung erst durch die ihr von der Oeffentlichkeit beigemessene Bedeutung gewinnt. Der Familie des Grafregenten im Arminlande sind militärische Ehrenerweisungen und Titulaturen verweigert worden, auf die sie Anspruch zu haben glaubt, und die man ihr zeitweilig zugebilligt hat. Keine Frage kann für die große Masse der Bevölkerung gleichgiltiger sein, als die, wie ein Posten das Gewehr vor der und jener Fürstlichkeit anfaßt, und ob die Anrede „Erlaucht" dem oder jenem mit Recht zusteht. Der Grafregent von Lippe mag um diese Ehrungen kämpfen wie ein Löwe; er mag sie beanspruchen dürfen und sich in seinem persönlichen Stolze abgrundtief beleidigt fühlen, wenn man sie ihm verweigert — uns kümmert das nicht. Aber die querelle allemande zu einer Reichsangelegenheit, einer Frage der Machtverhältnisse aufbauschen zu lassen, das hätte man nicht gestatten dürfen. Es liegt Zündstoff genug auf Straßen und Landwegen, Gährung und Verbitterung wachsen allenthalben und finden so viel reellen Stoff, daß es überflüssig ist, sie mit fürstlichen Etikettenzwistigkeiten zu füttern. Der Gewaltige, der mit einem einzigen Worte den ganzen Hader beendet hätte, der Einsiedler von Friedrichsruh, kann keinen Schiedsspruch mehr thun. Doch wir wissen, mit welch' rührender Zartheit er die Empfindlichkeit, die leicht verletzten Gefühle aller regierenden Bundesherren schonte, wie gewissenhaft er sich davor hütete, Preußens Uebermacht dann in die Erscheinung treten zu lassen, wenn sie den andern Souveränen, den Mitbegründern des neuen Reiches, schmerzhaft geworden wäre. Wir haben die prachtvollen Briefe gelesen, mit denen er Ludwigs des Bayern Mißtrauen und Eifersucht beschwichtigte, und wir erinnern uns der goldigen Worte, die er am 17. November 1871 im Reichstage sprach: „Wenn es sich um Interessen des Reiches handelt, durch die seine Einheit, seine Festigkeit, sein Vortheil wirklich bedingt sind, dann habe ich ja auch gezeigt, daß die particularistischen Bedenken unsrer Bundesgenossen mich unter Umständen nicht abhalten, bei unsrer Abstimmung das Recht und die Mehrheit, die wir etwa im Bundesrathe haben, so weit geltend zu machen, wie die Verfassung uns erlaubt, auch wenn die Grenze zweifelhaft ist oder von anderer Seite bestritten wird. In dieser (nebensächlichen) Frage aber einen politisch in hohem Grade verstimmenden Druck auf die Bundesgenossen auszuüben, dafür hat uns Gott die Macht, die Preußen in Deutschland angewiesen ist, nicht gegeben . . . Welcher Vortheil ist in Anschlag zu bringen, daß wir ein berechtigtes Selbstgefühl verstimmen und den Einflüsterungen und Ueberredungen Derjenigen Nahrung geben, die an die Centrifugal-Instinkte zu appelliren Lust haben? Es ist mir als Reichskanzler in keiner Weise gleichgiltig, wie die verbündeten Monarchen . . . persönlich gestimmt sind, und wem dies gleich ist, der ist ein Theoretiker. Ich habe mit diesen Stimmungen sehr sorgfältig zu rechnen; sie fallen sehr schwer in's Gewicht."

Buchstab für Buchstab muß Jedermann in Deutschland, den es angeht, sich diese Sätze reifer Weisheit in's Gedächtniß ätzen. Sie scheinen nicht für 1871 und nicht zur Beantwortung der Frage gesprochen, ob auf alle Reichsgoldmünzen das Bild des Kaisers statt des betreffenden Landesfürsten geprägt werden solle, sondern sie sind offenbar giltig für heute und für den Lippischen Streit. Damals wie jetzt ging es um eine Lappalie, aber beide Male drohte aus der Lappalie eine Feuersbrunst aufzusprühen. Und die heute zur Schärfe gegen den Grafregenten rathen und an die Centrifugal-Instincte appelliren, die haben sogar das formale Recht gegen sich und dürfen kaum wie die Vertheidiger des Kaisercontreseis von 1871 auf ihre ideale Liebe zum Reiche hindeuten. Wilhelm II. hat Nord und Süd auf seiner Seite, wenn er solche Einflüsterungen überhört. Die Fahrt in's Heilige Land und der Weg nach Damaskus, woran so abenteuerliche Erwartungen geknüpft worden sind, brächte Segen über unser Land, wenn dem Monarchen an geweihter Stätte wirklich der Wunsch gekommen ist, dem betrübenden Zwiste mit raschem, tapferem Entschluß ein Ende zu machen. Ueber die festlichen Illuminationspläne der Berliner Hoflieferanten ließe sich dann nachträglich noch allenfalls reden, und auch Marcus Valerius Martialis dürfte ohne Scheu in Albert Träger'schen Rhythmen sein Lieblingsthema variiren von dem Hasen, den der fürstliche Löwe großmüthig aus seinem Rachen entschlüpfen läßt.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Die Rose vom Kaukasus". Dramatisches Gedicht von Rudolf v. Gottschall. „Die thörichte Liebe". Schauspiel von Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup. (Berliner Theater.) — „Mamsell Tourbillon". Schwank von Curt Kraatz und Heinrich Stobitzer (Residenztheater).

Es war ein lobenswerther Gedanke des Directors Prasch, den 75. Geburtstag Gottschall's, der jüngst in Leipzig, dem Wohnorte des Dichters, festlich begangen wurde, nachträglich auch im Berliner Theater zu feiern, obwohl der hochbegabte Lyriker, Dramatiker und Literarhistoriker in der Reichshauptstadt verhältnißmäßig wenig gekannt ist. Und doch war er in den Sechzigerjahren unbestreitbar der deutsche Literaturpapst, wie es vor ihm Gutzkow und Julian Schmidt gewesen

Digitized by Google

waren. Aber als Pleißeathen von „Kasernopolis“, um Hans von Bülow's Bezeichnung zu gebrauchen, auch im literarischen Leben immer gewaltiger überflügelt wurde, konnte der Thronfolger Gottsched's seine Stellung nicht länger behaupten, „Unsere Zeit“ ging ein, und seine „Blätter für literarische Unterhaltung“ gab er auf. Und doch waren ihm Diejenigen, die seine Führerrolle ihm abnahmen, nur an Keckheit des Auftretens und Pikanterie des Stils überlegen, blieben aber in der Vornehmheit der Gesinnung, Gewissenhaftigkeit im Urtheil, in Wissen und Belesenheit, Herzensgüte und Charakter weit hinter ihm zurück. Gottschall hat niemals seine Stellung für seine Privatinteressen mißbraucht, niemals einen Klüngel um sich gebildet, der Alle, die nicht zu ihm schworen, ausschloß und todtschwieg; er hat seine Feder nie verkauft, weder an staatliche Machthaber noch an Bühnenleiter; er hat keine Schauspielerinnen poussirt oder verfolgt und niemals Schacher mit seiner Gunst und seinen Stücken getrieben. In seinen „Jugenderinnerungen“, die er letztes Jahr in der „Gegenwart“ veröffentlichte, schiebt er mit Recht die wenig nachhaltige Wirkung seines dichterischen Strebens auf den Umstand, daß er keine Schule gebildet, nie sich einer solchen angeschlossen habe. Die Cameraderie allein aber verbürgt heute den Erfolg, und man weiß ja, mit welch' unsauberen Mitteln er in den meisten Fällen herbeigeführt wird. Der Ehrendichtersmann Gottschall verdiente also durchaus eine Feier in Berlin. Nur hätte man besser gethan, sein erfolgreichstes Bühnenwerk, das geistreiche Intriguenstück „Pitt und Fox“, neu einzustudiren, als auf die vergilbte „Rose vom Kaukasus“ zurückzugreifen, die aus dem großen Kriegsjahre stammt und in unserer realistischen Zeit wie ein Anachronismus anmuthet. Auch in diesem Stücke haben wir alle Vorzüge und Mängel des Dramatikers Gottschall: eine blühende schwunghafte Lyrik neben vielen leeren Stellen und öden Phrasen, packende Effectscenen aber arme Charakteristik, im Dialog bald Shakespeare, bald Schiller, meist jedoch Körner, große Ziele und kleine Mittel. Immerhin gelingt es der flackernden Leidenschaft seiner Rhetorik, uns für diese kaukasische Jeanne d'Arc oder Judith zu erwärmen, die, um ihren ersten Geliebten, den Tscherkessenhauptmann, zu retten, mit ihren Stammeskriegern das moskowitische Lager ihres zweiten Geliebten, eines russischen Generals, erstürmt und sich dann den Tod giebt. Auch Gottschall gehört wie Dahn und C. F. Meyer zu jenen Dichtern, deren Werke später einmal ihre Auferstehung in der Oper feiern werden.

Am selben Abend wurde eine andere Novität gegeben, die „Thörichte Liebe“, die auch ein thörichtes Stück ist und gleich wieder vom Spielplan verschwand. Und doch ist der in Dresden lebende Gjellerup, von dem die „Gegenwart“ ein paar Novellen brachte und sogar ein Huldigungsgedicht für Bismarck, das als Werk eines Dänen und Dichterpensionärs der Kopenhagener Regierung Aufsehen erregte, durchaus ein Vollblutpoet, dem gewiß noch ein bleibendes Meisterwerk gelingt. Freilich muß er dann auf die billigen Theaterlorbeeren verzichten, nach denen er mit seiner „Million“ und „Thörichten Liebe“ giert, und sich vor Allem seinen banausischen Mitarbeiter Wilhelm Wolters abgewöhnen. Dieser Dresdner Theatercorrespondent des Berliner Tageblattes, ehemaliger Schauspieler und activer dramatischer Lehrer, ist im Nebenamt ein äußerst strebsamer Romanschreiber, der bereits einen verzückten Lobredner gefunden. Wenigstens hat sein Intimus, der Journalist Eugen Isolani — nicht aus dem „Wallenstein“, sondern aus arg östlichen Gegenden und eigentlich mit Namen Isaacsohn — in einem uns vorgelegten Aufsatz ihn begeistert als den Begründer und Classiker des Dresdner Romans gefeiert, einen meisterlichen Stilkünstler und gottbegnadeten Dichter.

„Ach, wie ist es hocherfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.“

Seine Begeisterung veranlaßte uns denn auch, ein neues Werk dieses „Dresdner Zola“ näher anzusehen, den Roman mit dem Colportagetitel „Rache“. Wolters erzählt hier von einem aufgeblasenen Hofschauspieler, der durch seinen Undank seinen Vortragsmeister Wilmers, ohne den er eine Null ist (!), in den Tod treibt, worauf er folgerichtig sofort in seiner Kunst verflacht und verkommt und zuletzt — Geschäftsreisender wird. Aus diesem lüderlich componirten und geschriebenen Meisterwerk haben wir unter vielen anderen die folgenden Glanzstellen für unsere stilistische Schreckenskammer aufgehoben:

„Ich bilde mir ein, daß Sie jenes Wesen seien, das nach der schönen Griechensage die Götter einst eins mit mir geschaffen, die schönere bessere Hälfte meines gespaltenen Ichs, die ich vergeblich bis jetzt gesucht, und die nun, da ich sie gefunden, in ein seliges Eins mit dieser meinen wieder zusammenschmelzen werde . . .“ „Eine Erhörung ihres vielhundertfältigen ewigen Betens hatte es ihr gedünkt, daß der Himmel das Herz der von der Mutter als einer Art mysteriösen Fee citirten, von ihr nie gesehenen reichen Pathe gerührt, sich endlich ihrer zu erinnern . . .“ „Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines Kindes angenommen, das über den zerbrochenen Scherben eines fallengelassenen Milchtopfes sich zum Heulen verzieht . . .“ „Er hauchte sie an mit seinem eigenen heißen Athem . . .“ „Er begann nach einer Weile, während der nur die in den dürren Blättern raschelnden Schritte die Gedanken der Beiden in eine einem feinen Ohre wohl verständliche Sprache umsetzten: eine zornig zeternde die einen, eine bedächtig knarrende die anderen — mit tiefem, wehmüthigem Tone und einem abermaligen Seufzer, der diesmal aus der tiefsten Tiefe eines gepreßten Herzens zu kommen schien: ‚Mein liebes Fräulein, wenn Sie wüßten! . . .‘“ „Man könnte es beinahe für eine Photographie halten, und es ist doch nichts weiter als ein gewöhnlicher Druck! Schwarze Farbe, von einem Steine mit ein paar Vertiefungen auf ein Papier gepreßt . . .“ „Er zog das Notizbuch aus der durchnäßten Brusttasche seines Rockes, in dem der Brief Welly's lag . . .“ „Alle Kraft seines Willens, alle Kraft seines starken, ehrlichen, keuschen Herzens gehörte dazu, sein Versprechen zu halten, durch keinen Blick, keine Andeutung, kein Wort seiner Liebe zu erwähnen, bis die Stunde der Entscheidung gekommen, alle Gewalt der Selbstbeherrschung, ihr nicht, anstatt ihr die leidenschaftlichen Liebesschwüre eines Ferdinand vorzusprechen und mit kaltem Verstande aufzumerken, wie richtig oder wie falsch sie als Luise darauf erwiderte, zu Füßen zu stürzen, sie an sich zu pressen, seine Lippen auf die ihren, ohne Worte ihr zu sagen, wie sein ganzes Leben nur sie, sie allein sei, wie er elend verderben und sterben müsse ohne sie, den Odem, das Licht, den Quell seines Lebens . . .“ „Allsonntäglich nach dem Mittagessen, wenn die geselligkeitliebende Wirthin, deren Vorliebe für Alles, was mit der Kunst zusammenhing, aus ihrem reichen, väterlichen Verlagsbuchhändlershause stammte, schon wieder Vorbereitungen zu einem durch selbstgezogene Früchte des Gartens besonders einladend gemachten Vesperbrod traf, während ihr um zwanzig Jahre älterer Gatte, dessen Lebensabend theils der Rosenzucht, theils der Wiederherstellung seiner erkrankten Leber gewidmet war, das bis gegen die Schlummerstunde sich ausdehnende Mittagsschläfchen begann, flatterten zwischen den Stachelbeersträuchern und unter den Pfirsichbäumen helle Sommerkleider, und vor dem Haschspielplatze unter den Aesten der breitkronigen Rüster und der mit glasirten rothen, in der Sonne glänzenden Ziegeln gedeckten Kegelbahn her erscholl Lachen und das Gepolter des von den rollenden Kugeln auf der Bahn gestreckten Fähnleins der neun Aufrechten.“

In ganz dem nämlichen Klippschülerstil voll unentwirrbarer Schachtelsätze, blödsinniger Romanphrasen und grammatikalischer Entgleisungen ist nun auch die „Thörichte Liebe“ geschrieben. Was halbwegs annehmbar, wie die zum Theil gute Charakterzeichnung, ist gewiß nicht von Wilhelm Wolters, sondern von Gjellerup oder aus der russischen Novelle, die dem Stücke zu Grunde liegt. Ja, der ehemalige Schauspieler Wolters vermochte nicht einmal den epischen Ursprung des Stoffes zu verdecken und einen dramatischen Zug in das Ganze zu bringen. So versagt denn auch diese ziemlich abgeschmackte Geschichte von dem unglaublichen Menschenfreund, der einer armen Fürstin eine Million schenkt, damit ihre Tochter frei nach ihrer Neigung wählen kann, denn er will nun einmal nur um seiner selbst willen geliebt und geheirathet sein. Dem Manne kann geholfen werden. Er braucht bloß seine verfluchten Millionen zu verlieren und die Geliebte weiter nichts als über Nacht eine entsagungsreiche Jüngerin Tolstoi's zu werden, und die Sache macht sich mächtig. Geschwindigkeit und Hexerei.

„Mamsell Tourbillon“ ist unbeschadet des Titels kein französisches Stück. Wie die ähnlichen Imitationen nach Pariser Modell von Rosenfeld, Blumenthal, Jarno, Jacobson, Hirschberger, Fischer, Kadelburg ꝛc., ist auch dieser Schwank weder französisch noch deutsch. Der ganze Geist, der Witz, die Caricatur, die sich nirgends zur Satire erhebt, Alles schwankt zwischen Börse und Mühlendamm, ebenso die Unverfrorenheit, womit Situationen, Motive, Figuren und Dialogpointen den Palais-Royalstücken von Bisson, Ordonneau, Balabrègue ꝛc. entnommen werden. Den prickelnden Reiz der Actualität liefern hier die den französischen Autoren noch verbotenen Anspielungen auf den Proceß Dreyfus: ein spionenriechender Oberst, Generalstäbler und Schreibsachverständige. Einer anderen cause célèbre wird dann der vertrottelte Millionärssohn und „vingtt-huit-jours“ entnommen, der dem armen petit sucrier Lebaudy nachgestaltet ist, nur daß dessen trübselige militärische Erlebnisse durch eine fesche „Chansonette“ aufgeheitert werden, die sich in der Caserne einkleiden läßt, während der echte Reservist dadurch in den Verdacht geräth, ein Mädchen zu sein. Ein drittes Motiv kommt durch einen blondlockigen Componisten hinein, der als Recrut aus Versehen und wider Willen erst in weißem Drell mit Scheuerbesen und Eimer, dann in Badelaken und fleischfarbenen Tricots erscheint. Ein Chocoladenfabrikant, der sich in die Farbe seiner Fabrikate kleidet und alle Ursache hat, die rächenden Ehemänner zu fürchten, verwickelt die Handlung in's Unentwirrbare, während der Vorzug und die Kunst der Pariser Schwänke gerade in ihrer Klarheit und ihrem bei der Stange Bleiben liegt. Es ist ein blöder Ulk in schlechtem Stil, dessen Witz mit den Kalauern der unechten Berliner Casernenhofblüthen bestritten wird. Der Mangel an satirischer Kraft zeigt sich besonders dort, wo auf politische Dinge Bezug genommen ist. Die Parodie auf französische Militärzustände ist grob und schwach zugleich. Die Armee unserer transvogesischen Nachbarn ist gewiß besser, als nur ein Haufen von Eseln und Lumpen, wie die Freunde des Monsieur Dreyfus uns weißmachen möchten. Es wäre schlimm, wenn derlei tendenziöse Uebertreibungen uns täuschen oder gar in Sicherheit wiegen würden.

Digitized by Google

Notizen.

In Max Hesse's Verlag in Leipzig erscheinen die rühmlichst bekannten „Neuen Leipziger Classiker-Ausgaben", die jetzt 130 Bände umfassen, von denen wir die sämmtlichen Werke von Heine (Karpeles), Lessing (Brasch), Rückert (Beyer), Uhland (Geiger) als ganz besonders gediegene Ausgaben mit Einleitungen, Biographien, Autogrammen ꝛc. empfehlen können. Ebenso die unvergleichlich billigen zwei Sammlungen der 15 und 16 bändigen Hausbibliothek deutscher Classiker. Nur ein Verlag, der über eine eigene große Druckerei verfügt, ist im Stande, eine solche Büchersammlung in solcher Ausstattung und zu solchem Preise herzustellen. Außerdem empfehlen sich „Hesse's illustrirte Katechismen" (33 Bände umfassend), sowie eine lange Reihe musikalischer und musiktheoretischer Werke, Musikschulen ꝛc. ꝛc.; darunter das anerkannt classische „Musiklexikon" von Hugo Riemann, das nicht nur die Tonkünstler alter und neuer Zeit sammt einer Charakteristik ihrer Werke enthält, sondern auch die neuesten Ergebnisse der musikalischen Forschung und Kunstlehre, eine Theorie und Geschichte der Musik, vollständige Instrumentenschule ꝛc.

Hie Lübke, hie Springer! Der Kampf um die Verdrängung des populären Lübke'schen Grundrisses der Kunstgeschichte durch ein zeitgemäßeres und besseres Werk scheint endlich entschieden. Anton Springer's Handbuch der Kunstgeschichte (Leipzig, E. A. Seemann) hat gesiegt. Das prächtige Buch des verstorbenen Leipziger Professors hat sich so rasch in das Wohlwollen der mit der Kunst befreundeten Lesewelt eingebürgert, daß nach kaum zwei Jahren eine neue Auflage der zwei ersten Theile erforderlich wurde. Der erste Band (Alterthum) ist wieder von der bewährten Hand des Straßburger Archäologen Prof. Adolf Michaelis bearbeitet und dies Mal dem Inhalte nach, wie auch in Bezug auf die Zahl der Abbildungen wesentlich bereichert. Insbesondere ist die antike Malerei mehr als früher in den Vordergrund gerückt und nach Verdienst gewürdigt worden. Der zweite Band (Mittelalter) weist in der Illustration nicht minder zahlreiche Verbesserungen auf, ungenügende Abbildungen sind durch neue ersetzt worden und eine Anzahl vorzüglicher Farbendrucke tragen dazu bei, die decorative Kunst durch gut gewählte Beispiele (römische und ravennatische Mosaikmalerei, maurische Wandverzierung, romanische Kirchenmalerei, Miniaturgemälde ꝛc.) zu veranschaulichen. Der Text selbst bedurfte nur hier und da einer den jüngsten Forschungen nachgehenden Bearbeitung; die vortreffliche Anlage des Ganzen und die feinsinnige Behandlung des weitschichtigen Wissensgebietes ist dabei unberührt geblieben, wie es sich einem Werke gegenüber geziemt, das nach Plan und Durchführung in seiner Art unübertroffen dasteht. Als ausführlicher Bilderatlas zu diesem glänzend ausgestatteten Werke empfiehlt sich E. A. Seemann's Kunstgeschichte in Bildern, eine systematische Darstellung der Entwickelung der bildenden Künste vom classischen Alterthum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in vier Foliobänden mit gegen 500 Tafeln. Die uns vorliegende 3. Abtheilung behandelt die Renaissance in Italien in einer Bearbeitung von Professor Dehio-Straßburg und zwar Baukunst, Sculptur und Malerei. Wer diese prachtvoll ausgeführten Tafeln sieht, die dem jetzigen Stande der Wissenschaft ebenso entsprechen, wie den heutigen Fortschritten der Technik, erkennt sofort, daß auch für Lübke's Bilderatlas die Stunde der Ablösung geschlagen hat. Man halte nur einmal neben dessen sinnverwirrende, charakterlose Umrißzeichnungen, die höchstens für die Architektur, nie aber für die Werke der Malerei genügen, diese herrlichen Abzüge Seemann's auf Kunstdruckpapier mit ihrer sorgfältigsten Technik, ihrer überraschenden, beinah farbigen Bildwirkung, obwohl auch sie nur Schwarzweißblätter sind. Welch' meisterliche Hilfsmittel zur Veranschaulichung des Schönen, und wie viel Anregung und Segen wird daraus hervorgehen!

Die Kunst an der Brennerstraße. Von Berthold Riehl. (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Die beiden Haupteingänge aus dem Deutschen Reiche nach Italien sind jeder in seiner Art gleich prächtig. Zwar mit dem Gotthard-Schienenwege kann der Brenner nicht wetteifern, denn er ist minder kühn und gewaltig; auch die Natur hat in dem an Seen armen Tyrol doch nicht so als Künstlerin gewirkt, wie etwa am Vierwaldstädtersee, der doch ganz unvergleichlich bleibt, oder an der Teufelsbrücke oder am Rhonegletscher. Vor solchen Knalleffecten der Natur verschwindet Alles, was die Brennerstraße und ihre Zufahrtslinien bietet. Klausen kann sich neben Bellinzona ebenso wenig wie Innsbruck neben Luzern sehen lassen, und Locarno, Lugano und die Isola Bella wiegen Meran, Trient und Riva reichlich auf, so schön auch der Rosengarten und die Nordseite des Garda ist. Nur in der Kunst siegt die Tyroler Linie überall. Nach bildender Kunst fragen wir von Zürich bis Locarno vergeblich; erst in Lugano begrüßen wir die italienische Schönheit im Dom und auf Luini's gewaltigen Fresken. In Tyrol aber haben wir auf dem ganzen Wege die erfreulichsten Wechselbeziehungen deutscher und italischer Kunst, die reizvollste Bethätigung des schöpferischen Drangs zum Schönen. In den kleinsten Dorfkirchen finden wir interessante Fresken, Tafeln, Altäre und Grabsteine, auf vielen Schlössern und Herrensitzen mittelalterliches Schnitzwerk, Vertäfelungen und Gewaffen, allerwärts lebhafte Hauskunst und farbenfrohe Volkstrachten, die in der Schweiz bloß noch die Kellnerinnen der stilvollen Hôtels tragen. All' dieser deutschen und italienischen Kunst am Brenner geht nun Berthold Riehl mit wahrer Kenner- und Forscherfreude nach. Andere haben ihm freilich vielfach vorgearbeitet, z. B. Zingerle und Semper, der namentlich die Malerschule der deutschen Bischofsstadt Brixen behandelt hat. Aber auch Riehl entdeckt noch gar Manches, was die Forscher nicht beachtet oder verkannt haben, und zeigt zumal auf, wie innig hier überall die deutsche Kunst mit dem deutschen Volksleben verwachsen ist. Sein hübsch illustrirtes Buch geht mit dem Touristen von Ort zu Ort südwärts und ist ein echtes Kunstreisebuch für Tyrol. Die Verleger haben es auch mit biegsamen Deckeln reisezweckmäßig ausgestattet. Es sollte in keinem Rucksack und Plaidriemen fehlen.

G. C. Lichtenberg's Briefe an Dieterich. Herausgegeben von Eduard Grisebach. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher). Grisebach der Dichter, Forscher und Bibliophile liebt die geistsprühenden Autoren, die Anakreontiker, Aphoristiker und Satiriker: Heine, Schopenhauer, Lichtenberg, Blumauer, Bürger sind seine Specialität. Besonders der, den Schlosser den größten Satiriker der Deutschen genannt hat. Vieles in seinem Lebenswerk ist veraltet, die Erklärungen zu Hogarth z. B. haben wir neulich als kaum noch genießbar weggelegt, aber er bleibt ein geistreicher, witziger, allumfassender Geist, der kleine bucklige Göttinger Professor, für den die sogenannten „Lichtstrahlen"- und Aphorismen-Anthologien wie geschaffen sind. Wilbrandt hat ihn ja auch vor ein paar Jahren auf solche Weise wieder in Aufnahme zu bringen gesucht. Leider ohne Erfolg, obwohl Lichtenberg als Aphoristiker nur in Nietzsche seines Gleichen hat. Die vorliegende Sammlung enthält manches Bekannte, aber auch viel Ungedrucktes und ist reich an Genieblitzen des Humors, manchmal cynisch und derb, aber oft auch gemüthvoll und immer scharfsinnig und hellseherisch. Die Briefe sind zugleich das Denkmal einer seltenen Freundschaft zwischen Verleger und Autor. Manches ist culturgeschichtlich merkwürdig, wie die Reisebriefe von England oder das drastische Tagebuchblatt eines zu Tisch eingeladenen Schriftstellers und Professors von 1770. Literarhistorisch ist die Ausbeute dagegen wider Erwarten sehr gering. Das Beste bleibt wohl der psychologische Reiz. Der stets kränkelnde Gelehrte, der seine Haushälterin heirathet, um seine Kinder zu legitimiren, als Spaßmacher mit den Schellen klingelnd, aber im Grunde doch tief unglücklich, trotz seiner angesehenen und gesicherten Lebenslage. In Varnhagen's Tagebuch fanden wir jüngst die sehr richtige Bemerkung: „Lichtenberg's Gedanken und Einfälle ergötzen durch den Witz, der in ihnen aufleuchtet, durch die Freiheit, mit der er, der eigentlich Zaghafte und Verzagende, sich an das Kühnste wagt; aber die Betrachtung, wie unglücklich er bei allem seinem Geiste war, wie mißlungen er sich vorkam, hat etwas Niederschlagendes, das ganz traurig stimmt."

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Von Johann Penzler. (Leipzig, Walther Fiedler). Mit dem soeben erscheinenden 6. und 7. Bande ist das wahrhaft monumentale Werk vollständig geworden. Es enthält theils offizielle, theils offiziöse Zeitungsartikel aus Varzin, Friedrichsruh und deren publicistischen Filialen und enthält ein gutes Stück vom Leben und von der Politik des Altreichskanzlers von seinem Scheiden aus dem Amte bis zu seinem Tode. Die Sammlung ist überaus reichhaltig, und voller Sorgfalt sind besonders Bismarck's eigenste Emanationen aufgezeichnet, die man übrigens schon an ihrem unnachahmlichen Meisterstil von den freiwilligen Redactionsleistungen befreundeter oder gegnerischer Blätter unterscheidet. Keine unterhaltendere und lehrreichere Lectüre als diese Beiträge zu dem hochinteressanten Thema: Bismarck als Zeitungsschreiber. Welcher welthistorische Ernst in diesen lapidaren Sätzen, welche Wucht der Polemik, welche Feinheit des Humors, welches kernhafte Deutsch! Die Auseinandersetzungen z. B. über die französische Lüge von dem geplanten Ueberfall 1875 oder die wahrhaft corpsmäßige „Abfuhr" Eugen Richter's, als er unter Caprivi Ausnahmegesetze gegen Bismarck in seiner Freisinnigen Zeitung forderte — wir haben seit Langem nichts mehr so Fesselndes und Prachtvolles gelesen, als diese Bismärckischen Sätze, jede Zeile zermalmend und dabei doch von den Lichtern freundlichster Ironie verklärt. Es fiel uns da Platen's classische Hyperbel ein:

„Ich bin im Jambenschleudern ein Archilochus,
Ein Zeus in meinem Silbenfall, ein Donnerer.
Indem sie treffen, blenden meine Pfeile dich,
Von mir getödtet, gaffst du noch Bewunderung."

Die Vorrede zu dem Schlußband hat der Verleger Fiedler durch eine andere ersetzen müssen. Eine Vergleichung ergiebt die nicht uninteressante Thatsache, daß Dr. H. Hoffmann von den „Hamburger Nachrichten", der diesem Quellenwerke seine Mitarbeiterschaft zugewendet hat, den Titel eines „langjährigen publicistischen Vertrauensmannes des Fürsten" bescheiden ablehnt. Auch die doch etwas reclamenhafte Behauptung, daß dieses Sammelwerk „als das politische Testament Bismarck's anzusehen" sei, ist nachträglich auf autoritativen Wunsch gestrichen worden. Das Werk bleibt aber doch eines der wichtigsten Erzeugnisse der Bismarck-Literatur.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Lichtenberg's Briefe

an Dieterich

1770—1798.

Zum

hundertjährigen Todestage Lichtenberg's

herausgegeben von

Eduard Grisebach.

Mit Porträt nach Schwenterley und einem Original-Kupfer von Chodowiecki.

Brosch. M. 2.— ord., gebdn. M. 3.— ord.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Billige, dichte

Dächer

stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen

Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst

A. N. Andernach a. Rhein.

Verlag von Albert Langen in München 34.

Soeben erschien:

Georg Brandes

William Shakespeare

Zweite verbesserte Auflage. Großoktav, 1006 Seiten.

Preis brosch. M. 21.—, in Lwd. geb. M. 22.50, in Halbfrz. geb. M. 24.—.

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ging ein Ruf des Entzückens durch die ganze gebildete Welt. Man vernahm die klare und ruhige Stimme des durch tiefe wissenschaftliche Durchbildung wohl befugten Autors. Ein Forscher wie Georg Brandes läßt es nun aber nicht für immer bei der ersten Fassung seiner Werke bewenden und so hat er in der vorliegenden zweiten Auflage die Resultate der fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt und hinzugefügt was ihm geeignet erschien, das Problem „Shakespeare" in das schärfere Licht der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

„Alles, was Georg Brandes schreibt, ist unabhängig erworben, ist durchdacht, inhaltlich, wie formell fein durch Prägnanz und Pointe gekennzeichneter Besitz, und so ist auch dem „William Shakespeare" sein Charakter aufgeprägt, damit wird auch für den, der ganz irrig wähnt, hier nichts mehr und nichts Neues lernen zu können, das Lesen dieser 1000 Seiten ein hoher Genuß . . . Abgesehen von allem andern, erhalten wir in dieser vornehmen Erscheinung ein Bildungsgemälde oberster Gattung — ein großartiges Buch!"
(Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges.)

Unter den Tausenden von Schriften über Shakespeare nimmt die vorliegende vielleicht den höchsten Rang ein. **(Hamburger Fremdenblatt.)**

. . . Brandes hat die geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben. **(Neues Wiener Tageblatt.)**

. . . Alles gewinnt bei Brandes den Schein des Lebens und der wirklichen Bewegung, als ob das Stück sich vor uns abspielte, als ob wir den Dichter bei seiner Arbeit belauschten. **(National-Ztg.)**

Zeitschrift für **Elektrotechnik** *und* **Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

Abonnementspreis: **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und dahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen großen Industriecentren Deutschlands und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, *Leipzig.*

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Digitized by Google

Humoristische Bücher.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Was liegt denn dran?

Lebensbilder von **Rudolf Huch.**

Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Inhalt: Das ewig Junge. — Rüpeltanz. — Wenn die Maske fällt. — Heinz der Denker. — Aus meiner Praxis. — Kanzleirath Lehmann. — Ereigniß.

Aus dem Tagebuche eines Höhlenmolchs.

Von **Rudolf Huch (A. Schuster).**

2. Auflage. 1897.

Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

(Vgl. die Besprechungen der „Gegenwart" 1897 in Nr. 8 und 1898 in Nr. 45.)

Leipzig. **H. Haessel's Verlag.**

Illustrierte Unterhaltungsschriften.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Paul Heyse, Medea. — Er soll dein Herr sein. Illustriert von René Reinicke. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.

Paul Heyse, Männertreu. — Der Sohn seines Vaters. Illustriert von A. Langhammer. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.

Paul Heyse, Abenteuer eines Blaustrümpfchens. Illustriert von Karl Zopf. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.

Paul Heyse, Verrathenes Glück. Illustriert von Carl Zopf. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.

Paul v. Schönthan, Enfant terrible. Illustriert von Karl Zopf. Geh. 2 Mk., geb. Mk. 3.—.

Paul v. Schönthan, Prinzessin Turandot. Illustriert von Carl Zopf. Geh. 2 Mk., geb. Mk. 3.—.

Hackländer's Künstlerroman. Illustr. v. A. Langhammer. 3 Bde. geh. 12 Mk., eleg. geb. Mk. 15.—.

Peter Rosegger, Das ewig Weibliche. Illustriert von E. Klein. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50

Peter Rosegger, Alpengeschichten. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., in Lederbd. Mk. 2.50.

Peter Rosegger, Durch! Neue Geschichten aus den Alpen. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., in Lederbd. Mk. 2.50.

Paul O. Höcker, S' Burgele. Erzähl. aus d. Alpen. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., geb. Mk. 2.50.

Ernst v. Wolzogen, Die Gloriahose. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., in Lederbd. Mk. 2.50.

Arthur Achleitner, Bronele. Schwarzwaldgeschichte. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., in Lederbd. Mk. 2.50.

Arthur Zapp, Galatea. Eine Liebesgeschichte. Illustriert von Carl Zopf. Geh. 2 Mk., geb. Mk. 3.—.

Carl Hecker, Lieutenantsgeschichten. Illustriert von Albrecht u. Schlittgen. 2 Bde., geb. Mk. 10.—.

Carl Bleibtreu, Gravelotte. Die Kämpfe um Metz. Illustriert von Ch. Speyer. Geh. 1 Mk., geb. Mk. 2.—.

Carl Bleibtreu, Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Illustriert von Robert Haug. Geh. 1 Mk., geb Mk. 2.—.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Briefwechsel zwischen

Franz Liszt

und

Hans von Bülow,

herausgegeben von **La Mara.**

VIII. 426 S. geh. ℳ 6.—, gebdn. ℳ 7.—.

Diesen Briefen, die Meister und Jünger mit einander wechselten, wohnt eine doppelte Bedeutung inne. Sie spiegeln einerseits ein überaus interessantes Stück Zeitgeschichte wieder. Sie bringen zugleich andererseits die grundverschieden gearteten Individualitäten Beider in aller Schärfe und Klarheit zum Ausdruck. Möge der hohe Geist, der die beiden grossen Künstler beseelte, ein Echo finden in Geist und Herzen derer, zu denen dies Buch spricht.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mun
Graf Pigna
Nordau
Emile Ollivier
W. Onken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wildbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.

Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin. • Soeben erschien:

Der Sohn seines Vaters

und andere Novellen von **Paul Heyse.**

Geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.—

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Produktivkräfte Russlands.

Zusammengestellt im

Kaiserl. Russischen Finanzministerium.

Deutsche Ausgabe. Preis 12 Mark.

Ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Geschäftsmann, der direkt oder indirekt mit Russland arbeitet, und für planmässige Ausbildung unseres Exportes nach Russland.

Hierzu eine Beilage von F. Soennecken in Bonn.

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

I. U. Lib.
26 Dec. 98

№ 49. 18 Berlin, den 10. December 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Zukunft von Deutsch-China. Von K. E. Odebrecht. — Die Motoren im Straßenverkehre. Von Syndicus Dr. Karl Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Robert Blum als Schriftsteller. Allerlei Ungedrucktes. Von K. — Meine Lehr- und Wanderjahre. Von Klaus Groth. (Schluß.) — **Feuilleton.** Die Familie in Schwarz. Typen aus der Kleinstadt. Von R. — **Aus der Hauptstadt.** Franzseppel. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Zukunft von Deutsch-China.

Von K. E. Odebrecht.

Daß es mit unseren Colonien nicht gehen will, ist eine schon trivial gewordene Wahrheit. Ohne Zweifel ist das System daran Schuld, die Verwaltungsart. Statt Neu-Deutschland, wie es in den britischen Colonien geschieht, unter die Aegide des Kaufmanns zu stellen, verpflanzen wir emsig die im Reich beliebte Vielregiererei in die Colonien, reglementiren Alles von Berlin aus, schicken schneidige Seeofficiere als Statthalter hin, Assessoren und Polizei. Die Folge dieses Systems haben wir bei den Herren Leist und Wehlan gesehen. Kein Wunder, daß das deutsche Capital sich da nicht betheiligen mag, uud daß die Auswanderer lieber anderswohin ziehen und eine fremde Staatsangehörigkeit erwerben, um von den deutschen Behörden nicht mehr geschurigelt zu werden. Die Klagen tüchtiger und ehrlicher Reisender, wie Eugen Wolf, werden kaum beachtet, obwohl er schließlich immer Recht behält. Am Schlimmsten steht es wohl in Deutsch-China. Seit der Besetzung von Kiautschau ist nun schon über ein Jahr verflossen, aber noch ist nichts von großen Veränderungen zu bemerken, außer daß einige neue Casernen entstanden sind. Das einzige europäische Haus hat die Filiale der Deutschen Bank inne. Auch einige deutsche Handel- und Gewerbtreibende unterhalten Filialen, doch sind die Lieferungen für die Seeleute und Soldaten meist den sehr geschickten chinesischen Kaufleuten übertragen. Wie es heißt, soll mit dem Hafenbau nicht eher begonnen werden, als bis die Wasserleitung fertig ist. „Zum Hafenbau sind wenigstens drei bis fünf Millionen Pfund Sterling nöthig, so daß es wohl damit recht lange dauern wird. Deutschland wollte aber Kiautschau sehr schnell entwickeln und zu einem noch größeren Mittelpunkt des Handels machen, als Hongkong, doch kann es von Glück sagen, wenn es nur den hundertsten Theil erreicht. Bis jetzt sieht man überhaupt noch keinen Verkehr, außer von den Schiffen, welche die deutsche Besatzung und Flotte mit allem Nöthigen versehen. Will Deutschland also den Handel heben, wie es anfänglich seine Absicht war, so muß es noch viel Geld ausgeben. Nach dem heutigen Zustande bietet Kiautschau wenig Hoffnung für seine Zukunft." So urtheilt ein kundiger Japaner, vielleicht etwas zu pessimistisch. Sicher ist, daß die Lage an sich nicht übel wäre, nur daß man die Sache eben wie immer und überall ungeschickt anfaßt. Erst vor Kurzem scheint sich eine Wendung zum Besseren vollzogen zu haben durch die Einigung der einzelnen deutschen Schantung-Syndikate. Schon hat der Eisenbahn-Ingenieur Gaedertz zu Beginn dieses Jahres eine Forschungsreise durch die Provinz Schantung unternommen, um u. A. die beste Trace für die Eisenbahn Tsing-Tau-Tsinan-Fu festzustellen. Es verlautet ferner, daß das Capital, daß für den Bau der zunächst in Angriff zu nehmenden Bahn zwischen Tsing-Tau und Tsinan-Fu erforderlich ist, 60 bis 70 Mill. Mk. betragen dürfte, und daß eine weitere erhebliche Summe für die energische Aufschließung der Kohlenminen und sonstiger unterirdischer Schätze der Provinz Schantung in Aussicht genommen ist. Es ist einleuchtend, von welcher Bedeutung die Zusammenfassung aller dieser gewaltigen Kräfte für das systematische Vorgehen in der Aufschließung der zur deutschen Interessen-Sphäre gehörenden Provinz Schantung sein wird. Damit scheint unsere chinesische Politik, die mit der Besetzung von Kiautschau begann, in die praktischen Wege geleitet. Kiautschau als Stützpunkt und Schantung als Arbeitsfeld: das ist eine politische und wirthschaftliche Constellation, die nur mit Befriedigung erfüllen kann.

In militärischen wie in Flottenkreisen war man erfreut über die weitgehenden Bedingungen, welche der neue Vertrag mit China enthält, besonders jene bezüglich der Fünfzigkilometerzone rings um die Bucht von Kioutschau, innerhalb welcher der Durchmarsch der Truppen gestattet ist. Die Bestimmung, der zu Folge die chinesische Regierung innerhalb dieser Zone keine Anordnungen oder Maßnahmen ohne Zustimmung der deutschen Regierung treffen kann, sind für die Sicherheit der neuen deutschen Ansiedelung von hoher Wichtigkeit. Die Anlage von chinesischen Festungswerken, das Ansammeln chinesischer Truppen ꝛc. sind dadurch ausgeschlossen, und sollten wirklich, was übrigens nicht anzunehmen ist, irgend welche Absichten gegen das neue Deutsch-China vom Inlande her geplant werden, so können diese durch das Durchmarschrecht der deutschen Truppen schon an der Grenze des Gebietes, die gegen 80 Kilometer von Tsingtau entfernt liegt, vereitelt werden. Auch die Vertreter des Kaufmannsstandes billigten die Bedingungen des Vertrages in jeder Weise. Er ist in vorsichtiger Weise abgefaßt, parirt alle zweifelhaften Auslegungen und bildet im Verein mit der günstigen Lage von Deutsch-China die Grundlage zu einer sichern, friedlichen Entwickelung des neuen Hafens, stets unter der Voraussetzung, daß dieser Hafen ein Freihafen bleibt und alle Nationen sich an dem Handel vollständig gleichberechtigt betheiligen können, gerade so wie in Shanghai und den übrigen Vertragshäfen.

Digitized by Google

So urtheilt ein genauer Kenner ostasiatischer Verhältnisse, der bekannte Weltreisende Ernst von Hesse-Wartegg, der ja auch an dieser Stelle zu verschiedenen Malen sich über die einschlägigen Fragen ausgesprochen hat. Im vergangenen Sommer hat er nun China neuerdings bereist, ganz besonders aber an Ort und Stelle die Zustände in unserer Interessensphäre studirt. Die Ergebnisse stellt er soeben in dem bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden Prachtwerke zusammen: „Schantung und Deutsch-China im Jahre 1898", das wir unseren Lesern auf's Wärmste empfehlen.

In seiner Reichstagsrede im letzten Februar hat der Staatssecretär von Bülow übrigens ungenaue Mittheilungen über unsere chinesische Pachtcolonie in Schantung gemacht und zwar auf Grund der damals in Berlin vorliegenden ungenauen Schätzungen. Seither haben die deutschen Offiziere das neue Deutsch-China nach allen Richtungen erforscht, und ihren Mittheilungen zu Folge sind die Verhältnisse erheblich günstiger. Deutsch-China umfaßt nicht 30—50 Quadratkilometer, sondern über 300 Quadratkilometer und dürfte dem Umfang des Fürstenthums Schaumburg-Lippe gleichkommen. Die genaue Größe kann auch heute noch nicht angegeben werden, weil die Officiere noch mit der Landesaufnahme beschäftigt sind. Jedenfalls steht es fest, daß Deutsch-China, also das Gebiet innerhalb der Pachtgrenze allein und nicht etwa der Fünfzigkilometerkreis, gegen 150 Dörfer und Weiler enthält mit einer Bevölkerung von mindestens 70 000 Seelen. Das Dorf Tsingtau allein besitzt schon an 4000 Chinesen, die Insel Tschiposchan allein fünf Dörfer, und von der Spitze des neu getauften Diederichsberges sieht man selbst mit freiem Auge mindestens ein Dutzend Dörfer; für Arbeitskräfte in dem neuen Hafen ist also hinreichend gesorgt. In der Reichstagsrede war auch erwähnt worden, daß über die Höhe des Pachtzinses noch nichts Genaues feststeht. Der Herr Staatssecretär meint aber, daß „wir uns darüber keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchen." Gewiß nicht, selbst wenn Deutschland denselben Pachtzins vereinbaren sollte, wie ihn die offenen Häfen, Shanghai an der Spitze, zahlen. Shanghai zahlt dem Kaiser von China eine Pacht von 1500 Cash, also etwa drei Mark pro Mow jährlich. Auf einen Morgen gehen 6 Mow, und es wären somit 18 Mark pro Morgen zu zahlen. Heute schon würde diese Miete aufgebracht werden können, wenn man den Chinesen auf deutschem Gebiete eine Kopfsteuer von einigen Pfennigen jährlich auferlegte, aber es ist wahrscheinlich, daß die Pachtsumme für das ganze Gebiet in runden Zahlen, vielleicht ein paar hundert Mark, festgestellt wird.

Auf Grund eigener Anschauung und seiner während fünfundzwanzigjähriger Reisen in allen Welttheilen gesammelten Erfahrungen kann Hesse-Wartegg heute die Vermuthung bestätigen, daß nach menschlicher Voraussicht Kiautschau niemals ein Hongkong oder Shanghai werden dürfte, daß es sich aber in ganz respektabler Weise entwickeln wird, wenn gewisse Vorbedingungen dafür erfüllt werden. Vor allen andern ist Kiautschau wohl zu einer Kohlenstation und einem Vorraths- und Reparaturhafen für die deutsche Flotte in Ostasien ausersehen. Das unterliegt kaum einem Zweifel, und die ganze bisherige Verwaltung sowie die Ernennung eines Seeofficiers zum Gouverneur sprechen auch dafür, daß es wenigstens für die nächsten Jahre so sein soll. Dafür ist auch die Bucht von Kiautschau nach dem Urtheile der dort stationirten Seeofficiere gut geeignet. Für einen Handelshafen hat er seine Nachtheile, und gewiß hätte man einen andern Hafen auserwählt, wenn ein solcher vorhanden gewesen wäre. Allein das war nicht der Fall, und Deutschland hat ganz ohne Zweifel das Beste genommen, was überhaupt verfügbar war. In Bezug auf Kiautschau als Handelshafen darf man sich, nach Hesse-Wartegg, keine allzu großen Hoffnungen machen. Es wäre sehr verfehlt und gewiß kein Freundschaftsdienst der Regierung gegenüber, wenn man bezüglich Kiautschaus Triumphlieder anstimmen wollte. Indessen liegen die Verhältnisse doch ganz erheblich günstiger, als man erwartet hatte, nur wird es selbstverständlich bedeutende Mittel erfordern, um den Grund zu legen für die commerzielle Blüthe von Kiautschau und wirklich eine Eingangspforte zu schaffen für den deutschen Handel. In der jungen hoffnungs- und phantasiereichen Handelswelt Deutschlands wurde Kiautschau vielfach als eine Art Klondyke angesehen, wo das Gold nur so auf der Straße liegt und wo alle Bedingungen für den jungen Kaufmann und Handwerker gegeben sind, um hierher auszuwandern und sich eine neue und sichere Existenz zu gründen, aber Hesse-Wartegg betont ausdrücklich: Weder für den Kaufmann, noch für den Handwerker ist für die nächste Zeit irgend ein Feld vorhanden, und es dürften noch ein paar Jahre vergehen, ehe der Boden wenigstens für eine gewisse Anzahl heimathlicher junger Leute vorbereitet ist. In Kiautschau werden bis zum Jahre 1899 Kaufleute und Handwerker gar nicht gewünscht. Handwerker deßhalb nicht, weil sie weder heute, noch überhaupt jemals mit den chinesischen Handwerkern in Bezug auf Arbeitslöhne concurriren können. Nur feinere Betriebe, wie vielleicht jene der Uhrmacher, Chemiker, Techniker, Elektriker ꝛc., werden nach Jahren, wenn die Stadt sich einigermaßen entwickelt haben wird, Aussicht auf Erfolg haben. Und Kaufleute werden heute deßhalb nicht gewünscht, weil Handel von irgend welcher Bedeutung heute noch gar nicht besteht und keine genügenden Verkehrsmittel nach dem Inlande vorhanden sind. Man kann ein Haus nicht beziehen, so lange es nicht gebaut ist, und Tsingtau ist gewissermaßen ein solches im Bau begriffenes Haus. Kaufleute würden also vorläufig ihre Zeit, ihr Geld, ihre Kenntnisse ganz aussichtslos opfern. Selbst gewiegte Kaufleute, wie jene von Hongkong und Shanghai, können jetzt noch keine nennenswerthen Geschäfte machen. Häfen wie Shanghai und Hongkong, und selbst solche von geringerer Bedeutung, als es Kiautschau werden soll, können nicht über Nacht, so zu sagen mit beiden Füßen gleichzeitig in's Dasein springen. Derartige Dinge brauchen viel Zeit, viel Arbeit, viel Geld, und man möge lieber noch ein, zwei Jahre warten. Um dies noch weiter zu begründen, greift Hesse-Wartegg auf Hongkong zurück, heute die blühendste englische Handelsstadt in Ostasien. Hongkong wurde im Jahre 1841 als offener Hafen erklärt, aber erst fünf Jahre später, 1846, war der Grund für die neu zu bauende Stadt trocken gelegt und überhaupt bewohnbar. Die Verhältnisse waren dort so ungünstig, Malaria und Fieber wütheten so fürchterlich, daß ein Regiment Soldaten binnen einem Jahre über 200 Mann verlor. Ja der erste Gouverneur, Sir John Davis, empfahl der englischen Regierung auf Grundlage mehrjähriger Erfahrungen sogar, die Colonie ganz aufzugeben. Und heute ist dieses Hongkong ein Welthafen von der größten Bedeutung.

Wo es in Hongkong vielleicht eines Jahrzehnts bedurft hat, um die Grundlagen zu schaffen für seine heutige Größe, kann man doch nicht von Kiautschau erwarten, daß es heute schon, ein paar Monate nach seiner Besetzung, aufnahmefähig sei für Handel und Industrie. In Deutschland darf man das nicht verlangen, ja, man sollte sich glücklich schätzen, daß die trostlosen Verhältnisse, wie sie in Hongkong geherrscht haben, hier vollständig fehlen, und daß mit Sicherheit angenommen werden darf, binnen einem Jahrzehnt schon einen ganz erheblichen Handel zu besitzen. Vorläufig sind die Gesundheitsverhältnisse sehr günstig, das Klima wird zu dem besten von ganz China gerechnet, die Boden-, Hafen-, Arbeitsbedingungen ꝛc. sind sehr vortheilhaft. Es ist möglich, daß in Folge des nicht ganz entsprechenden, erdigen Wassers in den Sommern der ersten Jahre der Gesundheitszustand der Truppen weniger befriedigend sein wird, und daß sie nicht von Fieber frei bleiben werden. Aber dafür wird schon jetzt mit weiser Voraussicht gesorgt. In allen Lagern, wo die Kasernen sich befinden, werden Brunnen gegraben, geregelte Abfuhr des Unraths eingeführt, und überdies wird von

Digitized by Google

privaten Kreisen beabsichtigt, auf dem prächtigen Seeebadstrand ein modernes Hotel anzulegen.

Mit Shanghai, das erheblich nördlicher gelegen ist als Hongkong, erging es bei seiner Gründung nicht viel besser als mit dem Letztern. Am 17. November 1843 als offener Hafen erklärt, bedurfte es mehrerer Jahre, um die Sümpfe trocken zu legen und die Flußläufe zu regulieren. Während der ersten zwei Jahre wurden nur fünf Häuser gebaut, und 1849, sechs Jahre nach der Eröffnung, hatten sich in Shanghai erst 25 Firmen niedergelassen mit 100 Europäern, darunter sieben Frauen; Futschou, 1842 eröffnet, brauchte sogar zehn Jahre, bis es einigen Handel bekam. Und Tsingtau soll schon heute Platz bieten für die Handelsbestrebungen des commerciellen Jung-Deutschlands? Vor Allem muß überhaupt erst der Platz gefunden werden für die neu anzulegende Stadt, und das erfordert langdauerndes, eifriges Studium, denn ein Fehler würde sich auf Jahrhunderte hinaus rächen. Voraussichtlich bleibt Tsingtau und mit diesem die äußerste Spitze der von Norden in die Bucht von Kioutschau vorspringenden Halbinsel dafür am geeignetsten. Tsingtau liegt auf der Südseite dieser Spitze, die Flotte ankert auf der Nordseite innerhalb der Bucht von Kiautschau, und dort werden auch die Anlagen und Werften für den Hafen zur Erbauung kommen. An diese dürfte sich gegen Nordosten, immer innerhalb der Bucht von Kiautschau und auf der Halbinsel, die Handelsstadt allmälig aufbauen; von hier wird auch die neue Eisenbahn längs der Ostseite der Bucht, um diese herum über Kiautschau nach Wei-hsien und von dort nach dem Hoangho (Gelben Fluß) bei Tsinan führen. Diese Eisenbahn, deren Ingenieure bereits die erforderlichen Aufnahmen machen, wird bekanntlich ein Privatunteruehmen sein und keine Reichsmittel beanspruchen. Auch der Betrieb der Kohlengruben in den drei großen Bezirken am Wei-hsien, Poschan und Itschou, über welche sich Prof. Ferd. v. Richthofen bereits in der „Gegenwart" eingehend geäußert hat, ist ein anscheinend schon gesichertes Privatunternehmen. In der That gehen die drei Dinge, Eisenbahn, Hafen und Kohlen, miteinander Hand in Hand. Ohne Eisenbahn kann aus Tsingtau kein Hafen werden, und ohne die Schantungkohle kann es in Schantung nur schwer eine Eisenbahn geben.

Ueber die dem Deutschen Reiche und deutschen Unterthanen von China zugestandenen Eisenbahnconcessionen sind bestimmte Mittheilungen noch nicht an die Oeffentlichkeit gelangt, und nur die bereits besprochene Hauptbahn von Tsingtau über Wei-hsien und Poschan nach Tsinan-fu ist in sichere Aussicht genommen. Doch enthielt eine im Laufe des Sommers in deutschen Zeitungen veröffentlichte Karte eine Reihe von Eisenbahnlinien, deren Erbauung offenbar mit deutschem Gelde erfolgen soll, denn Schantung gehört ja ausschließlich zu der deutschen Interessensphäre in China.

Auf der genannten Karte ist zunächst die Eisenbahn von Tsingtau-Kiautschou über Poschan nach Tsinan-fu verzeichnet; diese Bahn muß unter allen Umständen gebaut werden, sie ist für den Bestand der neuen deutschen Colonie erforderlich und wird sich auch voraussichtlich schon im ersten Jahre lohnen. Eine zweite Bahnlinie ist zwischen Tsingtau und Itschou-fu, in Süd-Schantung, angegeben, und diese wurde wohl wegen der großen Kohlenfelder südlich der letztgenannten Stadt in Aussicht genommen. Die baldige Ertragsfähigkeit einer solchen Bahn scheint aber nicht ganz außer Zweifel zu sein. Eine dritte Bahnlinie ist auf der in Rede stehenden Karte von Tsinan-fu über Taingan und Mungyin nach Itschou-fu verzeichnet. An ihrer Stelle sollte die Bahn von Itschou-fu, der Pekinger Route entlang, im Thale des I-ho weiter nach Süden fortgesetzt werden. Allerdings würde dann bald die Südgrenze von Schantung erreicht sein, doch ließe sich vielleicht die Concession zur Weiterführung der Bahn dem Kaisercanal entlang nach Tschinkiang am Jangtsekiang und damit auch nach Shanghai erwerben. Damit hätten die deutschen Schantungbahnen Anschlüsse, welche ihnen den Verkehr zwischen Süd und Nord in die Hand spielen und schon in den ersten Jahren ihres Bestandes gute Einnahmen sichern. Der Kaisercanal, dessen Lauf diese Bahn auf eine gewisse Strecke, im Süden etwa 350 Kilometer weit, folgt, ist der Bahn nicht nur kein Concurrent, sondern ein Förderer. Er hat den ganzen Frachtenverkehr zwischen Süd und Nord, soweit dieser nicht den Seeweg einschlägt, im Laufe der Jahrhunderte an sich gezogen und genügt gar nicht mehr zu dessen Bewältigung, so daß der Verkehr zum Teil auf Karren und Schubkarren erfolgt. Während der Wintermonate aber ist der Canal zugefroren, im Frühjahr ist er auf dem ganzen Gebiete von Schantung wasserlos, und der Frachtenverkehr wird dann größtentheils der Bahn zu Gute kommen. „Ringelspielbahnen zu bauen," schreibt Hesse-Wartegg, „dazu wird sich in Europa kein Geld finden lassen, aber für eine Bahn vom Jangtsekiangthal durch Schantung nach Peking gewiß. Es handelt sich darum, Anschlüsse zu erhalten, den Personen- und Frachtenverkehr verschiedener Gebiete an sich zu saugen; und dazu würde es auch gut sein, von Yentschou-fu eine Zweigbahn nach dem nur eine halbe Tagereise entfernten Tsining am Kaisercanal zu bauen, dem größten Handelsplatze von Schantung und Hauptsitze der deutschen katholischen Mission. Sie würde den Anfang einer Bahnstrecke bilden, welche mit Aussicht auf sichern Erfolg durch vollständig ebenes Gebiet weitergeführt werden könnte, nach Tsautschou-fou im westlichen Schantung und von dort nach der nur 120 Kilometer weiter gelegenen Hauptstadt von Honan, nach Kaifong am Hoangho, welcher Stadt noch eine große Bedeutung bevorsteht. Geht man doch in Pekinger Hofkreisen mit der Absicht um, die Residenz des Kaisers und den Sitz der Regierung nach Kaifong zu verlegen, um so dem directen Einflusse der Russen und anderer Nationen zu entgehen, die sich im Golf von Petschili mit Bajonetten und Kanonen festgesetzt haben. Wird Kaifong früher oder später wirklich Reichshauptstadt, dann würde die deutsche Eisenbahn Kiautschau-Tsinan-Kaifong den ganzen Verkehr der Hauptstadt mit der See und dem Auslande übernehmen, Kioutschau aber zum Haupthafen der Residenz werden. Auch wenn Kaifong nicht Reichshauptstadt wird, bleibt eine Eisenbahn von Schantung aus dorthin sehr wichtig, denn mit ihr würde man den Handel von Honan und Schansi sichern und ihn über die deutschen Bahnen durch die deutsche Interessensphäre in China nach dem deutschen Hafen Tsingtau lenken. Vor Allem geht Schansi, wenn es einmal erschlossen wird, einer großen Zukunft entgegen, und es wäre gut, bei Zeiten einen Anschluß dorthin zu gewinnen.

Die hier ausgesprochenen Ansichten sind nicht nur die von Hesse-Wartegg, sie werden auch von jenen getheilt, welche das Land, seine Erzeugnisse und seine Aussichten am Besten kennen, nämlich den seit Jahrzehnten in Schantung ansässigen Missionaren und den Kaufleuten in Shanghai und Tientsin. Hoffentlich kommt jetzt durch die jüngsthin stattgefundene Einigung der einzelnen Schantung-Syndikate (Hansemann, Krupp ꝛc.) ein lebhafteres Tempo in diese für uns hochwichtige Angelegenheit. Die Eisenbahn, die zunächst von Tsing-Tau bis Tsinan-fu gebaut wird, soll bis an die Grenze der Nachbarprovinz, bis Te-Tschau verlängert werden; Zweigbahnen sind vorbehalten. Deutsche Maschinen werden in Ostasien arbeiten, von deutschen Ingenieuren aufgestellt und bedient. Techniker werden in Menge drüben andauernden Erwerb finden, wie denn überhaupt für unseren Ueberschuß an tüchtigen Leuten in der großen Provinz Schantung nach und nach Verwendung sein wird. So eröffnen sich erfreulicher Weise für Deutschland in jenem Teile Ostasiens günstigere Aussichten, während gleichzeitig die chinesische Regierung sicher sein darf, die Provinz in thunlichst schneller und durchaus zweckmäßiger Weise entwickelt zu sehen. Möge der deutsche Bureaukrat nicht wieder verderben, was der deutsche Kaufmann in's Werk setzen will!

Digitized by Google

Die Motoren im Straßenverkehre.

Von Syndicus Dr. Karl Hilse (Berlin).

Der deutsche Juristentag hat bei seiner diesjährigen Tagung in Posen einen ihm aus dem Kreise seiner Mitglieder unterbreiteten Antrag: „die im Straßenverkehre einzuführenden Motoren dem Haftpflichtgesetze v. 7. Juni 1871 zu unterstellen bezw. diese Maßregel zu befürworten", seiner ständigen Deputation zur Vorberathung überwiesen und damit grundsätzlich anerkannt, daß sie aus Rechts- und Billigkeitsgründen jedenfalls einer eingehenden Erörterung würdig sei und den Gesetzgeber zu beschäftigen Anlaß bieten würde. An ihrer Untersuchung und späteren Behandlung sind indeß in weit höherem Grade die Gewerbetreibenden und alle Diejenigen betheiligt, welche im Straßenverkehre entweder selbst zu thun oder Andere zu beschäftigen haben, weil sie theils für die Folgen eingetretener Unfälle verantwortlich sind, theils für Verluste, die sie nicht vermeiden konnten, unentschädigt bleiben würden, wenn es fernerhin bei dem heutigen Rechtszustande verbleibt. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Verwendung von Motoren im Straßenverkehre dadurch beeinflußt werden kann, wenn ihr Gebrauch eine größere Verantwortlichkeit für Ereignisse, die durch sie hervorgerufen sind, mit sich bringt, wie dies die Verwendung thierischer oder menschlicher Triebkraft jetzt thut. Weil hierdurch der Gebrauch derarter gewerblicher Erzeugnisse ungünstig berührt werden kann, läßt sich denkbarer Weise auf eine Abnahme oder doch minder schnelle Verbreitung gewerblicher Erzeugnisse für Triebwerke der beregten Art rechnen. Folglich haben wirthschaftliche und gewerbliche Kreise hinreichend Anlaß, die angeregte Frage gleichfalls zu prüfen und nach ihrer Tragweite für die Motorenfabrikation, den Motorenverbrauch und die Sicherheitsverhältnisse im öffentlichen Verkehrsleben zu beleuchten.

Unter Haftpflicht versteht man in Deutschland die gesetzliche Pflicht, für die Vermögensnachtheile aus Tödtungen oder Körperverletzungen aus gewerblichen Unfällen einzustehen. Die Grundlage hierzu giebt ein Gesetz vom 7. Juni 1871, in welchem die durch das Preußische Gesetz vom 3. November 1838, § 25 eingeleitete Gesetzgebung im Gebiete der Eisenbahn- und der gewerblichen Unfälle ihren reichsgesetzlichen Abschluß fand. Es wird neben dem bürgerlichen Gesetzbuche in Geltung bleiben, doch hat das Einführungsgesetz dazu vom 18. August 1896, Art. 42 einige Verschärfungen im Umfange der Ersatzverbindlichkeit gebracht, auf die hier indeß nicht näher einzugehen ist.

Die Haftpflicht ist doppelter Art. Eisenbahnen, worunter selbst Straßenbahnen mit Pferdebetrieb fallen, während die Feld-, Forst- und Industriebahnen nicht dazu gerechnet werden, und solches auch für die Rutsch-, Schwebe- und Stufenbahnen zutreffen würde, haften für die beim Betriebe eingetretenen Tödtungen und Körperverletzungen selbst dann, wenn jedes Verschulden des Unternehmers oder seiner Leute völlig ausgeschlossen ist; sie können sich von dieser Pflicht nur durch den Beweis befreien, daß höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Verunglückten vorliegt. So oft dieser Beweis mißlingt, bleibt ihre Eintrittsverbindlichkeit bestehen, selbst wenn nachweisbar ein Dritter den Vorfall vorsätzlich oder fahrlässig herbeigeführt hat. Außer den Eisenbahnen unterstehen die Unternehmer von Bergwerken, Steinbrüchen, Gräbereien oder solcher Fabriken, welche Dampfkraft verwenden, der Haftpflicht, zu deren Begründung ihnen jedoch der Nachweis zu führen ist, daß ein Bevollmächtigter, Repräsentant, Betriebsleiter oder Arbeitsaufseher ein Verschulden in Ausführung seiner Dienstverrichtungen begangen hat. Sie bleiben also von jeder Verantwortlichkeit frei, wenn dem Verunglückten oder seinen Rechtsnachfolgern der schuldige Beweis mißlingt, weshalb ihre Lage gegenüber dem Bahnbetriebsunternehmer ungleich günstiger ist. Denn die Schwächen in der Beweisführung kommen ihnen und bei den Eisenbahnbetrieben umgekehrt dem Verunglückten zu Gute.

Das Haftpflichtgesetz ist unverkennbar ein Sondergesetz, als welches es der Anwendung auf verwandte Fälle entzogen ist. Folgeweise kann es auf Unfälle in anderen Gewerbebetrieben als den in ihm ausdrücklich genannten nicht angewendet werden. Mithin fallen die Unfälle durch Fahrzeuge, welche mit Dampf oder anderer mechanischer Kraft getrieben werden, ohne jedoch an Schienen gebunden zu sein, unter die Haftpflicht nicht, selbst wenn die beregten Fahrzeuge der Unterhaltung des öffentlichen Verkehres dienen, z. B. Omnibusse, Droschken, oder zur Beförderung in Fabriken, Bergwerken, Steinbrüchen, Gräbereien gewonnener oder hergestellter Erzeugnisse gebraucht werden.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß die an Schienenwege gebundenen Fahrzeuge insofern minder gefährlich sind, als die ungebundenen, weil sie ihre angewiesene Richtung innehalten müssen und am willkürlichen Abbiegen behindert sind. Jeder im Straßengewühl Verkehrende kann also mit Sicherheit darauf rechnen, auf dem schienenfreien Straßentheile von der Gefahr befreit zu bleiben, unter einen Bahnzug zu gerathen. Er braucht also nur die Richtung des Gleises zu verfolgen, um die ihm etwa dort drohende Gefahr zu erkennen. Anders steht dies mit ungebundenen Fahrzeugen, welche beliebig ihre Richtung ändern, einander überholen, nach der anderen Seite überbiegen, kurz, an jede Stelle der Straßenfläche gebracht werden können. Hier kann somit Muthwille, Ungeschicklichkeit, Vorsatz weit leichter Gefahren schaffen, denen zu entgehen für den Gefährdeten viel schwieriger ist, weil er nicht bloß mit dem Schnelligkeitsgrade ihrer Annäherung, sondern auch mit der Unregelmäßigkeit ihrer Fahrrichtung zu rechnen hat.

Solange die ungebundenen Fahrzeuge nur auf Menschenkraft, wie die Handwagen, oder auf Thierkraft angewiesen waren, war ihre Fahrgeschwindigkeit und ihre Belastung beschränkt, bot überdies der natürliche Trieb der benutzten Kräfte, drohenden Gefahren auszuweichen, noch einen gewissen Schutz. Pferde weichen z. B. instinctiv zur Seite, sobald sie ein Hinderniß vor sich sehen, oder suchen durch einen Satz darüber hinwegzukommen, ohne es mit den Hufen zu berühren. In der großen Fällezahl, in welcher Personen durch Betreten der Bahngleise vor Pferdebahnen hingefallen sind, wurden nur äußerst wenige Verletzungen durch die Pferde und die meisten erst durch die Schutzvorrichtung oder die Räder herbeigeführt. Ebenso zeigten nachweisbar die meisten durch ungebundene Fahrzeuge Verunglückten Verletzungen durch die Räder und nur ausnahmsweise solche durch Hufstritte.

Kommt statt der thierischen oder menschlichen Kraft in großem Umfange eine mechanische Kraft zur Anwendung, so ist hierfür meist der Beweggrund maßgebend, größere Fahrgeschwindigkeit und höhere Belastbarkeit der Fahrzeuge zu erreichen, also in der nämlichen Zeit längere Wege zurückzulegen und größere Massen zu befördern. Der daraus entspringende Gewinn ist Ziel und Zweck des Ueberganges vom Hergebrachten zu den Errungenschaften der Neuzeit. Es fragt sich, ob eine Belastung durch Aufbürden der Verantwortlichkeit für die erhöhte Gefahr unbillig und unnatürlich sein wird. Beides ist zu verneinen.

Die haftpflichtigen Betriebe haben die wirthschaftlichen Nachtheile aus der ihnen aufgebürdeten Haftpflicht, welche für Eisenbahnen jetzt 60 Jahre, für die Gewerbetriebe jetzt 27 Jahre besteht ohne Beeinträchtigung ihrer Bestandsfähigkeit zu tragen vermocht. Dabei haften Straßenbahnen noch dazu für die Folgen des Verschuldens Fremder, welche zum Betriebe in keinerlei rechtlichen Beziehungen stehen. Wenn eine leichtfertige Erzieherin mit ihren Schutzbefohlenen kurz vor dem Bahnwagen das Gleis betritt und das Kind jetzt losläßt, um sich allein in Sicherheit zu bringen, so haftet

Digitized by Google

für den durch sie veranlaßten Schaden der Betriebsunternehmer. Wenn ein Vater mit seinem Kinde auf dem Arme einen fahrenden Bahnwagen besteigt, wobei es ihm entfällt und verunglückt, so haftet gleichfalls der Betriebsunternehmer. Wenn ein Droschkenkutscher einem Bahnzuge noch die Fahrt abschneiden will, wobei sein Wagen gefaßt wird und seine Fahrgäste herausfliegen, so hat für deren Schaden der Bahnunternehmer einzustehen. Derselbe ist nicht bloß für die Schäden seiner Fahrgäste verantwortlich, von welchen sie unmittelbar oder mittelbar durch das vorsätzliche oder grobfahrlässige Anfahren fremder Fahrzeuge betroffen werden, sondern sogar für Verletzungen von Personen, die erst in der Mitte des Bahnwagens durch Dritte an oder unter denselben gestoßen werden. Warum soll nun eine für Straßenbahnbetriebe so weitgehende Verantwortlichkeit gegenüber anderen Fuhrunternehmern unerträglich, unnatürlich und unbillig sein?

Jetzt sind sie allerdings von einer derartigen Verantwortung nach den geltenden Landesgesetzen, abgesehen von dem Herrschaftsgebiete des französischen und badischen Rechtes, welches eine gewisse Verantwortlichkeit kennt, fast ausnahmslos frei. Der Fahrgast des Omnibus, des Kremsers, der Droschke wird fast nie Ersatz für seinen Schaden aus Unfällen erlangen, weil er dessen Unternehmer keine eigene Verschuldung nachweisen kann, während diese seiner Leute nicht vertreten zu werden braucht. Erst recht ist der im Straßengewühle durch ein Fuhrwerk Ueberfahrene der Aussicht beraubt, seinen Schaden vom Fuhreigner einzutreiben, weil dieser für die Verschuldung seiner Leute nur höchst ausnahmsweise einzutreten hat und folglich fast nie gefaßt werden kann. Unter der Herrschaft des bürgerlichen Gesetzbuches wird es nur wenig besser sein, weil der Unternehmer den Anspruch schon durch den Beweis zu entkräften vermag, bei der Auswahl seines Beauftragten kein Versehen begangen zu haben oder daß ein solches für den Eintritt der Begebenheit unerheblich gewesen ist.

Dem Rechtsgefühle wird nicht genügt, wenn genau die nämliche Begebenheit an der gleichen Stelle, je nach dem ob ein Bahnfahrzeug oder ein anderer Wagen betheiligt ist, verschieden wirkt, dort einen Ersatzanspruch begründet, hier keinen giebt. Fährt ein zwischen Bahnwagen und Omnibus durchjagendes Schlächterfuhrwerk zwei Kinder um, deren eines unter den Bahnwagen, deren anderes unter den Omnibus zu liegen kommt, so versteht der gesunde Menschenverstand nicht, warum jenes einen Haftanspruch erlangt, der diesem versagt wird, warum der Bahnunternehmer verantwortlich für den Zufall aus der That eines Dritten erklärt werden darf, während Gleiches gegenüber dem Omnibusunternehmer ungerecht oder unbillig sein würde. Noch weniger begreift man jedoch, warum der Schlächter, dessen Fahrer und Fahrzeug den Schaden angerichtet hat, verantwortungsfrei bleiben darf, da er es doch in der Gewalt hatte, eine zuverlässigere Kraft mit Führung seines Fahrzeuges zu betrauen.

Birgt nun die Verwendung mechanischer Kräfte mindestens dadurch eine höhere Gefahr für den Straßenverkehr, daß deren Beherrschen größere Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit erfordert und daß ein vorgekommenes Versehen verhängnißvoller wirken wird, so ergiebt sich daraus die weitere Frage, ob es nicht natürlicher ist, der Billigkeit und Gerechtigkeit mehr entspricht, wenn die Folgen ihres Eintrittes denjenigen zu treffen haben, welcher aus irgend welchen Gründen das neue Gefährt in den Verkehr bringt, um die aus seinem Gebrauche erzielbaren Vortheile zu ziehen, als wenn die Bevölkerung im Allgemeinen die Schäden, von welchen sie durch derartige Fuhrwerke getroffen wird, selbst zu tragen hat. Unschwer wird die Bejahung in ersterem Sinne zu begründen sein. Ist dem aber so, dann muß als natürliche Folge der bevorstehenden Veränderung in den Verkehrsverhältnissen durch Einführung oder Vermehrung mechanischer Triebwerke ein gesetzgeberisches Vorgehen dringlich erscheinen, um die unentbehrliche Rechtsgleichheit zu schaffen. Ein Ausbilden des Polizeirechtes genügt hierfür nicht, weil dasselbe höchstens einem Mißbrauche vorbeugen kann, dagegen nicht die Rechtslage der Betroffenen im Vermögensgebiete zu regeln vermag.

Ist ein Vorgehen des Gesetzgebers nöthig, so fragt es sich weiter, ob dabei stehen geblieben werden darf, nur die Schäden aus Tödtungen oder Körperverletzungen durch Fuhrwerke mit mechanischer Kraft zu regeln, oder ob die Gesetzgebungsarbeit sich auch auf die Sachbeschädigungen zu erstrecken hat, sowie ob es ausreichen würde, eine Haftpflicht im Umfange des jetzigen § 2 zu begründen, oder auf die strengere des § 1 überzugehen. Die Ausdehnung der neuen Gesetzgebung auf Sachbeschädigung ist bei der heut herrschenden Rechtsunsicherheit auf diesem Gebiete sicher wünschenswerth. Die Beschränkung der Verantwortlichkeit auf Fälle des nachweisbaren Verschuldens eines Beauftragten dagegen ebenso ausreichend wie billig, weil es unnatürlich und vielleicht schon ungerecht ist, einen Unbetheiligten für Handlungen eines Dritten leiden zu lassen, zu dem man in keinerlei entfernter Beziehung steht und dessen Eingreifen man nicht einmal verhindern kann, wie dies heut bei der Haftpflicht der Straßenbahnunternehmer aus den durch fremde Wagenführer verursachten Unfällen zutrifft.

Literatur und Kunst.

Robert Blum als Schriftsteller.

Allerlei Ungedrucktes.

Der Märtyrer seiner politischen Ueberzeugung, das Mitglied des Frankfurter National-Parlaments Robert Blum, den Fürst Windischgrätz vor 50 Jahren, am 9. November 1848, in Brigittenau bei Wien niederschießen ließ, um ein Exempel zu statuiren, war ursprünglich durchaus keine politische Persönlichkeit. Er war aus Köln gebürtig, kleiner Leute Kind, und begann seine Laufbahn als Handwerkslehrling, dann wurde er Commis und wirkte viele Jahre hindurch als Theatercassirer bei Ringelhardt in Leipzig. So hatte er sich aus tiefster Armuth tapfer in die Höhe gearbeitet. Durch seine Berührung mit der Bühne entdeckte er sein literarisches Talent, und er war so bescheiden in seinen Ansprüchen und in der Taxirung seiner Begabung, daß ihm damals als der ehrgeizigste Gedanke vorschwebte, über Theaterstücke und Bücher Recensionen zu schreiben. Besonders war er ein fleißiger Mitarbeiter an mehreren Leipziger Zeitschriften. Zumal an Gustav Kühne's Zeitung für die elegante Welt, die damals in Pleiße-Athen erschien. Gustav Kühne, ein Förderer junger Talente und sehr gefällig im Umgang mit angehenden Schriftstellern, hat die Arbeiten Robert Blum's gern veröffentlicht. Aber es ging ihm wie vielen anderen Redacteuren aus alter und neuer Zeit, daß er mit Raummangel kämpfen mußte, und so geschah es, daß er nicht alle Kritiken des Leipziger Theater-Cassirers zum Abdruck brachte. Aus dem Nachlaß Kühne's, des Letzten vom „Jungen Deutschland", seien nun drei Recensionen Robert Blum's mitgetheilt, und zwar alle aus dem Jahre 1838, die nicht abgedruckt wurden und also unbekannt blieben. Diese Besprechungen sind jedoch nicht allein an und für sich sehr interessant, sondern zugleich auch für die Beurtheilung Robert Blum's, seines Charakters und seiner ästhetischen und politischen Weltanschauung so wichtig, daß man noch eine posthume Veröffentlichung derselben willkommen heißen wird.

Es sind drei Werke, die Robert Blum besprach: 1. einen Roman des Ungarischen Romanschriftstellers Nikolaus

Digitized by Google

Jósika, betitelt: „Abafi", in zwei Bänden, aus dem Ungarischen, übersetzt von G. Treumundt. 2. „Das Geheimniß der Tiber," eine dramatisirte Novelle nach dem Französischen des Lafont von Theodor Hell. 3. Wanderungen durch Italien von C. Fenimore-Cooper, aus dem Englischen von Dr. F. Steger. Aus der Besprechung von „Abafi" citiren wir nur die folgenden charakteristischen Stellen:

Das jugendlich-kräftige Aufblühen der ungarischen Literatur ist ein ebenso anziehendes als erfreuliches Schauspiel. Während jene Weltbewegungs-Epoche, von der wir Befreiung in jeder Beziehung hofften und nur neue Fesseln und Hemmungen empfanden, uns von fruchtlosen Kämpfen zu Kämpfen führte, wo in regellosen und einzelnen Plänkeleien die Kräfte zersplittert und langsam aufgerieben wurden, sodaß wir jetzt nur überall Zerfahrenheit, Spaltung, Parteiung und Richtungslosigkeit erblicken, scheint diese Epoche das Magyaren-Volk zu einer Erkenntniß seiner wahrhaften Bedürfnisse geführt zu haben. Ein Geist der Einigung und des Verständnisses scheint segnend über der halb vergessenen Nation zu schweben und sie liebend zu einem Lebensziele zu leiten. Die Ungarn erkannten ihren nahen äußeren Tod, die verzehrende Krankheit ihrer Nationalität und fühlten zugleich die innere mächtige Lebenskraft und die Befähigung, sich in die Reihe der selbstständigen, fortschreitenden Völker zu stellen. Aber die Ungarn erkannten auch, daß sie durch äußere Hindernisse und eigne Versäumniß zurück geblieben waren hinter den Völkern Europa's, daß sie ihre Kraft sammeln, ordnen und nach einem Ziele wenden müßten, wenn sie mit Erfolg sich zu den Nationen stellen wollten, und sie begannen ihr Werk mit Muth und Umsicht. 10 Jahre schienen sie zu schlummern und wurden fast vergessen in den Wirren, die die civilisirte Welt bewegten und jedes Volk beschäftigten. Da plötzlich traten sie auf den Schauplatz des Völkerlebens, bewährt und gerüstet mit den Waffen der Kraft und dem deckenden Schilde der Klugheit. Festen Schrittes erstrebten sie ihren Antrieb an den neuesten Eroberungen des menschlichen Geistes und einen ehrenvollen Platz in der heutigen Weltgeschichte, erzwangen sich die Aufmerksamkeit der übrigen Völker und gingen sicher, aber unaufhaltsam weiter auf dem Gebiete der modernen Cultur.*) Unter den staunenswerthen Resultaten, die der Stufengang geistiger und materieller Entwickelung seither darbot, bot die Literatur, dieses Gott verliehene Organ des lebendigen und lebenswerthen Volksgeistes, die größten und bedeutendsten. Unter den erzählenden Schriftstellern Ungarns ist Jósika einer der vorzüglichsten und bedeutendsten und hat sich durch eine Reihe in rascher Folge erschienener Romane zum Lieblingsschriftsteller der Nation gemacht. Können wir auch an seine Romane nicht den Maaßstab legen, den wir für deutsche, französische und englische Erzeugnisse der Art gebrauchen, da es unbillig wäre, ihn bei der jugendlichen, ja beinahe noch kindlichen Literatur der Magyaren in Anwendung zu bringen, so muß man doch zugeben, daß Jósika in seinen Gebilden die Wünsche, Bestrebungen und Hoffnungen der Nation, ihr eigenes innerstes Leben zur Anschauung bringt und ein achtungswerthes Schriftsteller-Talent entfaltet. Die Charaktere und Situationen sind wahrhaft national, die ersteren consequent gehalten, die letzteren spannend und reich an mannigfachem Wechsel. Wie sich die Wünsche der Nation meist aussprechen in der Erinnerung an jene Epoche der Vergangenheit, die einer ersehnten besseren Zukunft am meisten ähnelt, so wählt Jósika zu seinen dichterischen Productionen meistens Scenen aus der vielbewegten thatkräftigen ungarisch-siebenbürgischen Vorzeit, wo die Nation in blutigen Fehden mit Heldenmuth und Ruhm kämpfte gegen äußere und innere Feinde und siegreich ihre Selbstständigkeit behauptete. Daher finden wir in seinen Erzählungen eine Fülle, — zuweilen eine Ueberfülle — historischer Züge und eine höchst romantische, wechselnde Scenerie. Die oft zu umständliche Schilderung heimathlicher Naturreize und Einflechtung einzelner Localitäten kann man dem sein Vaterland innig liebenden Dichter wohl nachsehen, für den deutschen Leser haben diese Schilderungen des fremden Landes auch eignes Interesse und zwar umsomehr, da die socialen Zustände aus Ungarns Vergangenheit deutlich daraus hervortreten. Im vorliegenden Roman hat der Verfasser sich nach seinen eignen Worten die Aufgabe gestellt, zu beweisen: „daß ein fester Wille jede niedrige Leidenschaft zu besiegen vermag; daß die Bahn der Vervollkommnung zwar schwierig und nicht ohne Rückfälle zur früheren, bösen Angewöhnung sei," daß aber gleichwohl die Kraft der Seele endlich die Oberhand behält, wenn sie zu wollen versteht. Diese für ein Publicum sinnbedeutungsvolle Aufgabe hat er sehr befriedigend gelöst. „Abafi" erhebt sich aus einer gänzlichen Unbedeutendheit, aus einer tiefen moralischen Vergangenheit zum vollen Bewußtsein seiner Würde und männlichen Kraft, greift mit starker Hand ein in das Geschick seines Vaterlandes und erringt sich die Palme treu erfüllter Pflicht und die Freude eines glänzenden Erfolges."

*) Wie wenig das moderne Ungarn diese Sympathie unserer Achtundvierziger verdient, beweist heute die systematische Rechtlosmachung und Unterdrückung der Deutsch-Ungarn, besonders der wackeren Siebenbürger Sachsen durch den herrschenden Magyarismus, sowie dessen Verbrüderung mit Tschechen und Polen gegen die Deutsch-Oesterreicher unter Badeni und Thun. Die Red.

Die obigen Ausführungen sind gewiß auch für den Menschen und Politiker Blum charakteristisch. Den genauen Bühnenkenner finden wir aber in Blum's Betrachtung der dramatischen Novelle: „das Geheimniß der Tiber":

„Alles, was einem Drama Reiz und Interesse verleihen kann — natürlich abgesehen von den Anforderungen der höheren Tragödie — finden wir in diesem Werke: trefflichen Stoff, lebendige, viel verschlungne Handlung, erschütternde Situationen und Leidenschaft in allen Stadien; die glühende, wüthende Leidenschaft, die kein Mittel verabscheut, wenn es scheinbar zum Ziele führt und sogar zum Verbrechen greift, wenn die übrigen Bande zu zerreißen drohen, die sie mit dem Gegenstande ihrer Neigung aneinander ketten; die muthig zur Selbstvernichtung greift, wenn der trostlose Anblick des verfehlten Zieles sich ihr darbietet und groß, wenn auch verabscheuungswerth, untergeht. Diese Leidenschaften repräsentirt die Römerin Oliva, die stille, zermalmende, duldende, jede andre Thatkraft lähmende und vernichtende Leidenschaft der Fischer Salviati; die ausgetobte, mattherzige, nur in einzelnen Blitzen noch die Spuren früherer Heftigkeit verkündende Leidenschaft der Abenteurer Beppo, und die innige, stille, hinschmachtende provencalische Leidenschaft die liebenswürdige Inez. Es ist ein Lebensbild Italiens, voll von dem Farbenschmelz und der Sonnengluth des Südens, so siedend warm, daß der vernichtende Scirocco sich darin erzeugt. Schade, jammerschade, daß dieser schöne Stoff so schlecht behandelt und durch die verkrüppelte Ausführung in das Gebiet der französischen melo-dramatischen Ungeheuer herab gezogen wurde; leider aber ist es so. Wenn die Erfindung der Fabel Lafont eigenthümlich ist, so ist es unbegreiflich, wie er sein eignes Werk so vandalisch zertrümmern konnte. Wenn er sie einem Andern entnommen hat, so ist es sündlich, daß er sich mit unfähiger Hand an die Bearbeitung wagte. Er hat nichts, gar nichts gethan für den Stoff, als ihn verdorben. Kein Charakter, die alle so klar dalagen, ist gehalten und durchgeführt, keine Situation ausgemalt mit der Kraft und Energie, deren sie bedurfte. Die Sprache der Leidenschaft ist ausgeartet in ein breites, geist- und markloses Gewäsch."

Ueber die Wanderungen in Italien von Cooper urtheilt Robert Blum also:

„Zuweilen nüchtern und trocken wie ein amerikanischer Krämer, zuweilen hyper-poetisch wie ein junger Mensch, der zum ersten Mal verliebt ist, durchzieht Cooper Italien und tischt uns in seinen Erinnerungen ein Gericht Empfindungen, Beobachtungen und Reflexionen auf, denen es ebenso sehr an Mark und Kraft als an gehöriger Mischung fehlt. Die oberen Wanderungen bilden einen Theil seiner Erinnerungen und haben nicht einen einzigen Vorzug vor ihnen voraus. Wo eine großartige Vergangenheit zu dem Betrachter spricht und der mächtige Geist einer lebenskräftigen Zeit um seine Seele schwebt, da berichtigt Cooper eine falsche Zahlenangabe in Füßen und Zöllen und bildet sich dabei ein, ein Wunder wie großes und nützliches Werk vollendet zu haben! Wo aber eine unterdrückte Nationalität ihre Sterbelaute wimmert, der geknechtete Gedanke ohnmächtig an seinen Fesseln rüttelt und das Völkerglück blutet unter den Geißeln harter Verhältnisse, da faselt Cooper von der schönen Gegend und sieht in ihr den Inbegriff aller menschlichen Bedürfnisse! Wenn es etwas Merkwürdiges in diesem Buche giebt, so ist es eben die Naseweisheit, mit der der Verfasser Alles besser wissen, erläutern und opodiktisch feststellen will, indessen ihm — wie es scheint — diejenigen Reisewerke über Italien, die das Alles längst geistreicher und bündiger erörtern, gänzlich fremd sind und er höchstens zwei englische Werke citirt, die auf dem ganzen Continent fast unbekannt sind. Von Mailand aus wandert Cooper, nachdem er uns schnell gesagt hat, daß die Schlacht bei Lodi sehr unbedeutend und die durch Feder und Pinsel tausendfach verherrlichte Erstürmung der Brücke entweder eine Kleinigkeit oder Unmöglichkeit gewesen sei, über Piacenza, Parma, Bologna, Modena, Lucca, Florenz und Pisa nach Toscana. Die Früchte dieser ganzen Strecke sind fünf lange Briefe, die, genau betrachtet, nichts enthalten, wenn man allenfalls die Audienz beim Großherzog von Toscana ausnimmt. Ein Abstecher über Genua nach Corsica zurück nach Florenz ist ebenso dürr. In Florenz erhält der Verfasser eine Einladung vom Grafen von Saint Leu und findet bei ihm einen Theil der Familie Bonaparte, über die er ebenso vage als philisterhaft schwätzt. Als Probe stehe hier sein Urtheil über Laetitia. „Madame Mère ist eine alte abgemagerte Dame, die — im Winter 1829—30 — nur wenige Reste von Schönheit zeigt, herrliche schwarze Augen ausgenommen. Es mag wahr sein, daß sie die Talente ihres Geschlechts besitzt, dem Verfasser erscheint sie bei mehreren Begegnungen nicht so. Gewiß war sie eine gute und unter Umständen energische Mutter, aber hiervon abgesehen war ihr Ruf gemacht. Jeder gewöhnliche Fremde würde sie für eine ehrwürdige Landedeldame gehalten haben, für eine Frau, die zu spät in die große Welt trat, um deren Gewohnheiten sich noch anzueignen. Ihr Französisch war italienisch und ihr Italienisch erbärmlich. Sie war jedoch einfach und ohne Anmaßung, mit einem Worte mütterlich." Das sind die Empfindungen der ledernen Krämerseele eines Yankee beim Anblick der Niobe des 19. Jahrhunderts! Nun geht's nach Livorno und Elba, wo wenigstens die Behandlung von Napoleon's Wohnung einiges Interesse gewährt. Von dort nach Neapel, wo ein Vergleich zwischen dieser Stadt und ihrer Umgebung mit Neu-

Digitized by Google

York uns anzieht. Ueber Pompeji und seine Vernichtung sagt er viel Vages ohne Werth und Bedeutung. Dann beschrieb uns der Krämer Tasso's Haus und später dessen Gefängniß mit der Gleichgiltigkeit, womit man allenfalls von einem Meilensteine spricht. Ob Cooper wohl wissen mag, wer Tasso war? Nach mancher leeren Salbaderei kommt der Reisende endlich nach Rom und läßt uns Alle die schon tausendmal gehörten Dinge wiederkäuen, berichtigt auch gelegentlich mit hochwichtiger Miene einige Zahlen. Das nimmt dann einen guten Theil des zweiten Bandes weg, und wir sind von Herzen froh, daß die ennuyante Reise weiter geht. Ueber Rafael hören wir indeß viel Lehrreiches, z. B. wie das Landhaus am Ponte Molle durch den Pinsel dieses großen Meisters — ich weiß nicht, ob es geschmückt oder besudelt ist, oder wie der Gedanke Rafael's, den er in der Loggia im Vatican veranschaulichen wollte, bildlich gar nicht dargestellt werden kann. „Ein alter Mann, der mit vorgebeugtem Leibe, mit offenen Händen und ausgebreiteten Armen dasteht mitten in einem chaotischen Gemisch düsterer Farben, mag, wie ich gern zugeben will, poetisch sein, wie weit steht diese Darstellung aber dem reinen Gedanken nach." Von dem folgenden Bilde Rafael's, ebenfalls zu seiner Darstellung gehörig, heißt es: „Jede Kritik, die sich mit einer so niedrigen Idee beschäftigen wollte, wäre rein weggeworfen." Da die Rückreise noch ärmer ist, so wollen wir sie beeilen und den gewiß ermüdeten Lesern in Insbruck mit dem trefflichen Reisebeschreiber Cooper ausruhen lassen, wo seine Tour endet. Wenn die Amerikaner an diesem Producte ihres Landsmannes Geschmack finden und ihre Ansichten und Urtheile über Europa daraus schöpfen, so sind sie sehr zu bedauern."

Wie man sieht, war der gefeierte Volks- und Parlamentsredner auch ein schneidiger Kritiker auf dem Gebiete der Kunst und Literatur. Seine übrige schriftstellerische Thätigkeit ist weniger bedeutend. Seine Theaterstücke und Erzählungen sind kaum noch lesbar; interessanter schon seine politischen Schriften. Besonders die Abderitenstreiche der Kleinstaaterei verhöhnte er in seinem Volkstaschenbuche „Vorwärts" und in den Sächsischen Vaterlandsblättern ganz köstlich. Zumal der volksbeglückende Patriarch Fürst Heinrich LXXII. von Reuß jüngerer Linie war ihm eine ständige komische Figur. Aus dessen Erlassen citirte Blum mit Behagen namentlich Folgendes: „Meinen Garten in Oberstein öffne ich allen anständigen Fremden, aber mit der Dunkelheit hört der Besuch auf. Warum? Weil dann die Begriffe Anständig und Unanständig sich verwirren!" Und nach einem Feuer in Lobenstein ließ sich der zweiundsiebzigste Heinrich also vernehmen: „Mein Grundsatz ist: erst löschen und dann einpacken. Nämlich so: wenn ein kleines Feuer schnell gelöscht wird, so schlafen dann die Leute ruhiger, als wenn durch Vernachlässigung desselben eine schlecht gebaute Stadt vielleicht drauf geht." Man kann sich denken, mit welchem Behagen der Leipziger Volksmann diese fürstlichen Narrheiten wieder erzählte, und welches Fest er damit den Radicalen bereitete. Das Recensiren und die Theatercasse gab er übrigens bald zu Gunsten seiner agitatorischen Thätigkeit auf und stiftete den Schillerverein mit stark politischer Färbung. Dann trat er an die Spitze der deutschkatholischen Bewegung (Ronge) und beherrschte nach dem Straßenkampfe vom 12. August 1845 vier Tage hindurch die Stadt Leipzig wie ein Dictator. Mit seiner Wahl in's Frankfurter Vorparlament und in die Nationalversammlung, deren gewandtester Redner er wurde, erreichte seine literarische Laufbahn ihr Ende.

K.

Meine Lehr- und Wanderjahre.

Von Klaus Groth.

(Schluß.)

Im Winter 1855/56 zog ich der Kälte wegen aus meinen luftigen Zimmern bei Böcking in einem der beiden Thürme auf seinem stattlichen Hause an der Coblenzer Straße, wovon aus ich über den Rhein und das Siegener Land, wie fernhin über das Siebengebirge schaute, hinunter in die Belletage, wo ich dann wärmere Räume nach dem Garten und der Straße hinaus, von Böcking's Arbeitszimmer nur durch den Corridor getrennt, bewohnte. Wir konnten uns hier sozusagen gegenseitig abrufen und mit ein paar Schritten zu einander gelangen. Bei rauhem Wetter, wo ich das Zimmer hüten mußte, pflegte Böcking mich dann wohl hinüber zu holen, und wenn ich nicht willig oder beim Arbeiten war, mit einer warmen rheinischen Bowle zu verlocken, wo wir dann gewöhnlich bis in die Nacht hinein erzählend und mitunter heftig disputirend zusammen saßen. Auch zu Mittag blieb ich so oft zum Essen bei ihm, das wir im Erdgeschoß einnahmen. Seine Kinder waren fort, die zwei Söhne studirend, die drei Töchter in Pension in Weimar. Sonst hausten wir zwei in dem großen Hause allein, die alte Dorthe, die Köchin mit der jüngeren Dorthe, dem Stubenmädchen, von denen ich kaum je eine Stimme gehört und selten ein Gesicht gesehen habe, als bei Tisch, lautlos allein. Wenn Böcking mitunter nach Cöln zu seiner Schwester oder um Ostern herum zur Kur in Carlsbad fort war, blieb ich mitunter viele Tage, ja Wochen ganz allein. Dann pflegte ich in seine große, schöne Bibliothek oft schon früh morgens hinüber zu gehen. Es war die schönste Privatbibliothek, sowohl in der Auswahl der Bücher in den besten Ausgaben aus den verschiedensten Fächern des Wissens, mathematische und rein naturwissenschaftliche ausgenommen. Bekanntlich hat die preußische Regierung die Sammlung nach dem Tode Böcking's angekauft. Die Aufstellung war raffinirt praktisch erdacht. Eine Wendeltreppe stieg durch zwei Etagen empor. Sie ermöglichte, daß man jedes Buch von jedem Brett bequem mit der Hand reichen konnte. Dort blieb ich auf irgend einer der Stufen sitzen, mich vertiefend in für mich neue Schätze der Literatur, mich selbst und die Welt vergessend, bis die junge oder die alte Dorthe mich ermahnte, zum Mittag auszugehen, den ich mit Otto Jahn und anderen Freunden nahe der Universität bei Schmitz im Hôtel einnahm. Was hab' ich da Alles gelesen! Ich mußte dann natürlich auch den Hauswächter spielen. Böcking zeigte mir, wo er in ebenso raffinirter Weise (er hatte sich sein Haus selbst gebaut) seine Schätze an Silberzeug in verborgenen Schiebladen versteckt untergebracht hatte, und übergab mir die Schlüssel, die ich einmal gebrauchen mußte, um seiner Schwester zur Hochzeitsfeier ihrer Tochter, zu der ich mit hinreiste, Eß- und Tischgeschirr zu leihen.

Böcking's mächtige und interessante Persönlichkeit hatte sich nicht ganz so rein herausgebildet, wie die Dahlmann's, er war nicht frei geworden von einigen Schlacken, von Schwächen. Sein gerechter Stolz, der auch Dahlmann nicht abging, hatte einen Beigeschmack von kränklichem Ehrgeiz. Ich wurde bekannt, befreundet mit dem Sohn aus dem reichen Bankierhause Deichmann in Köln, dem jetzigen Chef der Firma, der mich verschiedene Male aufgesucht und mich im Namen seiner Eltern eingeladen hatte, sie im Sommer, wenigstens Sonntags, auf ihrem freundlich dem Siebengebirge gegenüber belegenen Gute zu besuchen. Am Sonntag war dort offenes Haus und offene Tafel, Raum auch für ein Dutzend Gäste, die etwa schon am Sonnabend kamen oder bis Montag bleiben wollten. Musiker, Maler, Schriftsteller bewegten sich dort frei und ungenirt in dem großen, schönen Garten, in den Räumen des gastlichen Hauses. Die geistreiche Frau des Hauses sah allerdings gern, wenn man ihr eine Stunde des Gesprächs widmete, wenn ein Künstler vortrug oder vorgeigte. Sonst aber war es ein behagliches, zwangloses Treiben, bei dem man interessante Männer und Frauen kennen lernte. Ich war nur einmal mit Otto Jahn dort. Dann erwachte Böcking's Eifersucht in einem Maaße, daß ich ihm sagen mußte: „Sie wissen recht gut, wenn ich zwischen Ihnen und Jenen wählen muß, so wähle ich Sie." Damit war es freilich abgethan, ich blieb von Deichmann's fort, aber ich entbehrte dafür etwas, was mir in dem sonst so seltenen Umgange in Bonn besonders fehlte. Schaden hätte es mir wohl nicht gethan; um dort eitel zu werden, war ich zu kühl von Kopf und zu schwach von Gesundheit. Ebenso beschränkte er meinen Umgang mit einer

Digitized by Google

vortrefflichen Kaufmannsfamilie Kyllmann, die sich aus Elberfeld vom Geschäft zurückgezogen und ganz in Böcking's Nähe ein schönes Haus gebaut und eingerichtet hatte. Schöne junge Töchter schmückten das Haus, Vater wie Kinder waren musikalisch. In einem eigens dafür gebauten Musiksaal stand nicht bloß ein schöner Flügel, sondern Streichinstrumente ersten Ranges. Was hätte das Haus mir gewähren können! Einige Male war ich dort bei den liebenswürdigen Leuten. Dann entsagte ich.

Bedauert habe ich es oft, auch in späteren Jahren, bereut habe ich es nicht, so gehandelt zu haben. Im dunkeln Drange trifft man doch das Richtige: ohne Böcking's dauernde Freundschaft hätte mein Aufenthalt in Bonn mir das nicht gebracht, was er mir gewährt; ja mein ganzes späteres Leben hätte eine andere Wendung genommen und sich nicht so gestaltet, daß ich im Ganzen mit dem Laufe desselben zufrieden sein kann. Damals war mir allerdings der intime Verkehr mit diesem geistreichen, gelehrten Manne an und für sich so reizvoll, so anziehend, daß ich noch viel mehr darum geopfert hätte. Täglich verweilte ich, meistens vor dem Ausgehen, eine Zeit lang bei ihm in seiner Studierstube, wo ich immer irgend etwas mir Neues, Interessantes vorfand oder zu hören bekam. Wenn ich bei hartem Wetter meiner Gesundheit wegen mich nicht hinaus wagte, so holte er mich Abends zu sich herein und dann dauerte unser interessantes Gespräch, bei dem ich auch wieder der meist Empfangende war, oft bis tief in die Nacht hinein. Böcking war nicht bloß einer der gelehrtesten Juristen seiner Zeit, sondern zugleich anerkannt als Philologe, wie er durch eine Ausgabe des Ulpian a. A. bewiesen. Er war Kenner und Bewunderer der lateinischen Sprache und Schriften. Moselianer von Geburt, hatte er das Moselgedicht des Ausonius neu edirt, mit Anmerkungen und einer deutschen Uebersetzung in Hexametern versehen. Seine Liebhaberei und Beschäftigung in jedem freien Augenblick war die Sammlung, Ordnung und Erklärung von Briefen und den Werken Ulrich's von Hutten, welche Arbeit er auch nach meinem Weggange vollendet hat. Ein neuer Fund, eine glückliche Conjectur, gar ein bis dahin unbekannter Brief Hutten's gab jedesmal die Veranlassung zu höchst interessanten und belehrenden Mittheilungen über seinen Helden und dessen Schicksale, über seine Gegner, über die Hauptpersonen im Drama der gewaltigen, gewaltsamen Zeit, über Schriftsteller und Schriftwerke, Art und Verhältnisse, denn Böcking hatte die intimste Kunde von dem ganzen Material, so daß ich nach und nach auf die bequemste und anschaulichste Weise einen Geschichtsunterricht über eine der merkwürdigsten Perioden religiöser und politischer Bewegung in Deutschland, wie er lebendiger nicht gedacht und gewünscht werden kann, empfing. Machte ich doch später sogar eine Entdeckungsreise mit Böcking, wenn auch nur als zuschauender Begleiter, eine Jagd auf Briefe, Dokumente, Erinnerungszeichen von Hutten in den Bibliotheken von Colmar, Schlettstadt im Elsaß, Zürich in der Schweiz, besuchte mit ihm Hutten's Grabstätte auf der Insel Ufnau im Züricher See und ließ mir unterwegs manche Stelle zeigen, die sein Fußtritt zu einer ungewöhnlichen gemacht. Und wenn dies Alles mich auch nicht zu einem selbstständigen Studium der einschlägigen Literatur brachte, so reizte es mich doch, das eine und andere Buch zu lesen, das mir in der Bibliothek meines Freundes so bequem zur Hand war, da ihm nicht leicht etwas Zugängliches fehlte. Bekanntlich stellte Böcking in liberalster Weise sein ganzes Material David Friedrich Strauß für dessen Leben Hutten's zur Verfügung, nahm sogar den gelehrten Evangelienforscher während dessen in's Haus und wurde so Veranlassung, daß ich auch mit Strauß, der Monate lang mein Stubennachbar war, genau bekannt wurde. — Ich las damals mit hohem Genuß zum ersten Male die berühmten Epistolae virorum obscurorum, deren sämmtliche bekannte Ausgaben Böcking besaß; freilich stimmte ich nicht völlig in die Begeisterung ein, mit der Strauß diese „Briefe der Dunkelmänner" für eins der größten, vielleicht das größte dichterische Kunstwerk erklärte, wenn es auch unter den humoristischen wohl den ersten Rang einnehmen mag. Leider ist es zu unübersetzbar und daher für das große Publicum verloren. Böcking war aber nicht bloßer, trockener Historiker, er stand mit seinen Interessen mitten im Leben, in der Gegenwart, in der Wissenschaft, wie in der Politik. Seine Begeisterung für Hutten entsprang gerade dieser lebhaften Theilnahme an dem Geschicke der deutschen Nation. In ihm sah er den wahren Reformator, dessen wir damals in der erbärmlichen Zeit der fünfziger Jahre so sehr bedurften, und er hoffte, indem er bemüht war, sein Bild wieder lebendig zu machen und rein und unverfälscht herzustellen, damit der Nation ein Vorbild und ein Muster zu geben, woran sie sich aufrichten könnte, wie er selbst, vielleicht auch lernen, wenn es einmal wieder zum Kampf und zur Entscheidung kommen sollte, wie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.

Böcking hatte ein reiches Leben hinter sich, wie sonst kaum einer meiner Freunde, eine unabhängige glückliche Jugend, Bekannte und Freunde in allen Schichten der Gesellschaft, namentlich freilich unter Gelehrten aller Facultäten, von denen auch ich im Laufe von zwei Jahren manche kennen lernte. Er war geboren in Trarbach an der Mosel in der Nähe von Trier, seine protestantischen Eltern waren reiche Leute. Sein Vater besaß u. A. fünf Weinberge, davon war meinem Freunde auch einer, der „Mönchsberg", am linken Ufer dicht an der Mosel in einer himmlisch still romantischen Ecke gelegen, als Erbe zugefallen, wo Lachmann einmal mit ihm die Herbstferien verlebt, und wo auch wir Beide auf unserer Reise in's Elsaß und die Schweiz zusammen eine Nacht verbrachten. Bei seinem Bruder im Elternhause hatte einige Jahre vorher Friedrich Wilhelm IV. in denselben Zimmern mit alten Ledertapeten Residenz genommen, wo wir damals einige Tage und Nächte hausten.

Böcking war in seiner Jugend ein lebenslustiger übermüthiger Gesell gewesen, gesund, stark, offenen Kopfes, seines Zieles gewiß, ohne Sorge für Gegenwart und Zukunft. Er trug eine goldene Kette mehrmals um den Hals gewunden über seinem Studentenrock zur Schau, scheute kein Zechgelage und keinen Gegner. Er war früh Professor geworden, hatte eine schöne Frau geheirathet und sich sein Haus gebaut nach eigenem Geschmack und Laune. Etwas Unbändiges war ihm geblieben, seinen Widersachern zum Schrecken, seinen Freunden aber auch oft zum Leid, denn seine Stimmung war durch traurige Lebenserfahrungen getrübt, herbe und oft launig und mißtrauisch. An seinen beiden großen stattlichen Söhnen, damals schon erwachsen, hatte er keine Freude; sie gingen noch bei seinen Lebzeiten mit ihrem Erbtheil nach Amerika, wo sie gemeinsam eine Schäferei errichteten. Der Jüngste, ein Hüne von Gestalt und schön wie ein Apollo, fiel dort in eine Bärengrube und brach das Genick, doch wohl erst nach des Vaters Tode. Seine drei Töchter waren bei meiner Anwesenheit in einer Pension abwesend. Bezeichnend sind die stereotypen Worte, mit denen der alte Arndt, sein Nachbar, der ihn auch wie viele Andere scheute und mied, wenn auch nicht fürchtete, sich fast jedes Mal, wenn ich ihn besuchte oder bei ihm aß, nach Böcking erkundigte: „Was macht Ihr Hauswirth? Er wäre ein gewaltiger Jäger geworden, ein Nimrod, ein Forstmann! Er stammt vom Hundsrück! Ist auch ein tüchtiger Gelehrter! Hatte die schönste Frau der Welt, ist aber jung gestorben, schon lange todt".

Böcking erzählte oft und gern aus seiner Studenten- und Jugendzeit. Dann sprach er sich in Stimmung und Aufregung hinein, seine Stimme wurde laut, oft gewaltig, seine gestickte Kappe mit langem Schirm wurde hin und her geschoben, der Schirm bald seitwärts, bald hinten, bald vorn, und seine Phantasie lief dann offenbar öfters über die Thatsachen hinaus mit ihm davon, wie das bei solchen Naturen

Digitized by Google

meistens der Fall ist. Doch war es höchst interessant ihm zuzuhören, und ich erfuhr aus mir sonst so fremden Lebens- und Umgangskreisen, auch von hohen Herren und berühmten Gelehrten, seinen Lehrern und Freunden eine Menge interessanter Details. Wenn er dann zu irgend einer Tageszeit plötzlich mit tönender Stimme rief: „Groth, sind Sie da? Nehmen Sie Ihren Hut, wollen Moritz Haupt vom Bahnhofe abholen!“ Oder: „Göttling ist bei Ermkeil!“ Oder: „Ziehen Sie Ihren besten Rock an, meine Schwester mit ihren Töchtern kommt!“ so wußte ich, daß es Stunden, Tage, Wochen glänzender geistreicher Unterhaltung gab, in der auch er seine Stimmung vergaß. Bei solchen Gelegenheiten fehlte Otto Jahn nicht, auch Dahlmann, Welcker, Simrock wurden mit herbeigelockt oder gezogen. Ich aber schwärmte mit diesen Rittern vom Geist als lernbegieriger und gern gesehener Knappe die ganzen Tage.

Im Kreise dieser hohen Herren ging es scharf her. Von Duldung gegen Mittelmäßigkeit, Impotenz, Scheingröße in Wissenschaft und Poesie war nicht die Rede. Doch war unsere Unterhaltung oft der heitersten und leichtsinnigsten Art, und waren wir einmal in's Necken, in's Schnurren- und Anekdotenerzählen gerathen, so war das Ende nicht abzusehen. Ich selbst steckte voll von dergleichen, ohne meines Schatzes und meiner Fähigkeit, sie vorzutragen, recht bewußt worden zu sein. In Bonn wurde ich „entdeckt“ und bald ein renommirter Erzähler, meine Anlage zur Kunst entwickelnd. — So standen wir einst in den Augustferien, Haupt, Böcking und ich, Stock in der Hand, Hut auf dem Kopfe, bereit einen Spaziergang nach Godesberg anzutreten. Es sollte nur noch meine Anekdote beendet werden, der man eben lachend zuhörte, als an die Thür geklopft wurde und, es mochte 9 Uhr Morgens sein, der damalige Director des Gymnasiums in Bonn, Professor Schopen, Eile auf dem Gesicht, herein trat und Böcking ein Manuscript überreichte: Er habe gar keine Zeit, müsse gleich wieder fort, sogleich. Böcking indeß ließ ihn nicht, bat ihn einen Augenblick zu sitzen, was er auch that, Hut und Stock ablegend, und flüsterte mir mit schelmischer Miene zu, meine Anekdote zu vollenden; offenbar kannte er die Schwäche seines alten Bekannten. Also ich that mein Bestes, fuhr in der Mitte meiner Erzählung fort, flocht den Anfang geschickt wieder ein, kam glücklich an die Pointe ohne sie verrathen zu haben und erregte ein homerisches Gelächter. Das reizte zu einem Seiten- oder Gegenstück von Einem der Andern, dem natürlich wieder eins folgte. Inzwischen hatte Böcking seiner „alten Dorthe“ geklingelt, und als Schopen, nachdem er auch selbst zum Erzählen unwiderstehlich gereizt worden war, wiederholt sich zum Aufbruch rüsten wollte, hielt er ihn mit dem Bemerken, das Frühstück sei sogleich bereit und er verlöre keine Minute, wenn er es hier einnähme statt anderwärts. Schopen war auch Garçon. So erzählten wir also weiter bis zum Frühstück, wo schon Moselwein nicht fehlte, beim Frühstück, nach dem Frühstück bis zum Mittagessen, bei demselben, nach demselben, zum Kaffee, zur Cigarre, bis zum Abendessen und weiter, da die Bowle uns gar erst animirte. — Als am nächsten Morgen der Tag graute, entließen wir Schopen, der scheltend von der Haustreppe in den Garten trat: wir hätten ihm so zwei Tage der Arbeit geraubt, gestern und heute. Noch aber schallt mir das Gelächter in die Ohren, das wir erhoben und in das er halb widerwillig mit einstimmte: Wir waren alle Vier vom ewigen Sprechen und Lachen heiser wie die Raben, doch glaube ich, unser Vorrath war noch so wenig erschöpft, daß wir abermals zwanzig Stunden hätten erzählen können.

Mancher gemeinsame Ausflug wurde gemacht in die schöne, durch Eisenbahn und Dampfschiffe auch in größerer Entfernung bequem zugängliche Umgebung Bonns. Mit Böcking allein war ich einige Male nach Köln zum Besuch seiner Schwester Frau Hölterhoff, die dort als Wittwe eines reichen Kaufmanns mit vier erwachsenen Kindern ein schönes altes Patricierhaus inmitten der Stadt mit einem großen Garten bewohnte. Ich wurde dort dadurch ausgezeichnet, daß mir die frühere wohl erhaltene kleine Hauscapelle im oberen Stock mit buntscheibigen Fenstern als Wohnzimmer angewiesen wurde. Die Familie wurde mir eng befreundet, so daß ich öfter dort in meiner behaglichen Capelle, auch ohne Böcking's Begleitung, eine ganze Woche wohnte und bei der Hochzeit der jüngsten Tochter des Hauses als Gast und Vertreter des abwesenden Onkels gegenwärtig war. Der älteste Sohn hatte eben sein Examen als Jurist mit Ehren bestanden, folgte aber dann einer unwiderstehlichen Neigung zur Malerei. Er wurde mir ein hingebender Freund und ist es geblieben.

Bei diesen Besuchen lernte ich unter der besten Führung durch meinen Freund Adolf Hölterhoff bequemlich allmälig, wie es meiner Natur und meinen Körperkräften entsprach, die eigenthümliche große Stadt mit ihren prächtigen Bauten und Kunstwerken, ihren eigenartigen tüchtigen und liebenswürdigen Bewohnern auf's Anschaulichste kennen. Wie oft sah ich nach dem Dom und seinen wachsenden Thürmen hinauf, wie oft saß ich mit Freunden bewundernd in seinem mächtigen Raum, mitunter täglich, so daß er mir vertrauter geworden ist, als irgend ein Weinhaus am Rhein, denn Wirthshausbesucher wurde ich nicht. Wie oft hörte ich das tausendstimmige Geläute von hundert Kirchen unter den Kronen der alten Bäume Sonntagsmorgens in dem stillen Garten meiner Freunde! Besonders gern erinnere ich mich einer heiteren Fahrt mit einer ganzen Anzahl Bonner Freunde nach Sayn, die dortige großartige Eisengießerei zu besehen. Der Anblick sollte am Abend in der Dunkelheit genossen werden, so war Böcking's Anordnung; in Sayn wurde also zu Abend gegessen und übernachtet und der lange schöne Sommertag plaudernd verbracht. Scherz und Neckerei begann schon sogleich im Eisenbahncoupee, besonders zwischen Simrock und Böcking. Böcking trug seine bekannte Kappe mit großem Schirm, einen grauleinen Staubrock und eine lederne Reisetasche zur Seite. Brille auf, einen struppigen Bart, den er erst seit kurzem zum Vollbart stehen ließ und vergebens ordentlich zu erziehen versuchte durch Kämmen und Bürsten. Seine weiten Hosentaschen waren angefüllt mit allerlei Utensilien, bald zog er ein Taschenmesser hervor, bald ein Augenglas, bald eine Tabaksdose, bald einen Bindfaden, dann wieder Taschenkamm und Bürste, und Simrock begleitete es mit witzigen Bemerkungen, die Böcking nicht unerwidert ließ. Dann wurde das Gelächter allgemein und das heitere Gespräch verbreitete sich über alles Mögliche. Am andern Morgen trennte sich die Gesellschaft, die Mehrzahl ging nach Bonn zurück, Böcking und ich machten noch eine Fahrt rheinauf nach Coblenz und Umgegend. Ehe wir Beide aber zu Fuß den Rhein erreichten, überfiel uns ein starkes Gewitter mit Platzregen, der ihn völlig durchnäßte; ich war geübter bei derartigen Vorfällen, wußte mich beim stärksten Schauer unter die Alleebäume zu flüchten und kam ziemlich trocken durch. Nun aber zog Böcking im Fährhause seinen Rock aus, zog den in seiner Reisetasche trocken gebliebenen langen grauen Staubkittel unter, darüber den nassen kleineren Gehrock und sah so aus, daß die Passagiere des Dampfschiffes, als wir es betraten, zwischen Lachen und Schrecken uns anstaunten. Man mochte ihn für einen aus einer Nervenkrankenanstalt Entwichenen und mich etwa für seinen Führer halten. Ja, auf der Coblenzer Brücke riefen die Jungen uns hinterher und ihren Kameraden drüben zu: „Er kommt! Er kommt!“ und ich fürchtete einen Auflauf. Als wir daher in's Hôtel eintraten, führte ich meinen Freund vor den großen Spiegel im Eßsaal und sagte ihm: „So sieht Er aus, Böcking! Sie müssen doch wohl Rücksicht auf die Jungen nehmen;“ was er denn auch lachend that.

Dramatischer noch, effectvoller im Abschluß, gestaltete sich ein ander Mal unsere Gesellschaft. Welcker, der als Garçon lebte und keine eigene Haushaltung führte, hatte für ein Dutzend seiner Freunde ein solennes Diner auf Rolandseck

Digitized by Google

bestellt und uns dazu eingeladen. Es waren die alten Bekannten, unter ihnen aber auch diesmal David Friedrich Strauß, der damals bei Böcking wohnte und, dessen Materialien benutzend, den größten Theil seiner Biographie Hutten's ausarbeitete. Wie immer im lebhaften Gespräch kamen wir mit der Bahn an unserem Wirthshaus an, fanden es aber so voll von Gästen, daß wir auf Bitte des verlegenen Wirthes mitten zwischen ihnen am langen Tische der table d'hôte Platz nehmen mußten. Ich saß an Böcking's Seite, mir gegenüber Strauß. Das Diner war vortrefflich, der Wein ausgesucht, die Stimmung heiter und belebt, als zum Schluß unser freundlicher alter Gastgeber noch eine Bowle zu mischen begann. Eine Flasche Champagner sollte hinzugethan werden und Welcker funßelte, langsam seine Perioden sprechend, vergeblich an dem Kork herum. Inzwischen waren Gäste gegangen und neue Gäste mit der Bahn oder dem Dampfschiff gekommen, die wieder am Tische Platz nahmen, unter diesen ein bleicher Mann mit glattrasirtem Gesicht und weißer Halsbinde, der gleichsam präsidirend nebst zwei Damen sich am Ende der Tafel niederließ, von uns übrigens so wenig beachtet, wie irgend ein anderer Fremder. Als indeß Welcker sich für Böcking's ungeduldige Natur zu lange mit seinem Champagnerkork vergeblich bemühte, zog er aus seiner vielvermögenden Hosentasche einen Korkzieher hervor und sagte mit seiner von Natur lauten markigen Stimme: „Du hast, scheint es, kein neues Testament bei Dir, Welcker, hier ist eins!" indem er ihm das Instrument darreichte. Plötzlich erscholl laut und wie von der Kanzel vom Ende des Tisches her durch den langen Saal die strafende Stimme unseres bleichen Gastes, der sich erhoben hatte und auf den sich mit Erstaunen Aller Blicke gerichtet: „Ich verlange von jeder gebildeten Gesellschaft, daß sie Respect habe vor dem Worte Gottes!" Aber kaum war noch seine strafende Anrede verhallt, so erklang schneidend und scharf die Antwort aus dem Munde von Strauß — er saß mir gegenüber, ich sehe noch, wie er emporschnellte und zornig seine Brille festdrückte —: „Und ich verlange von jedem gebildeten Manne, daß er so viel Verstand habe, einen Scherz zu verstehen!" Strauß setzte sich, der Bleiche erhob sich wiederum — und verschwand, gefolgt vom mehr oder weniger unterdrückten Gelächter des ganzen Gastpersonals. Ein Fremder aber trat auf Strauß zu und sagte: „Ich kenne den Mann, der hat sich schon dreimal zu einem andern Glauben bekehrt; ich danke Ihnen, daß Sie den unsauberen Gesellen zur Ruhe verwiesen haben." Der Scherz Böcking's ist nämlich am Rhein ein allbekannter: Bei einer Conferenz von Geistlichen hatte auf Nachfrage des Bischofs bei einem Disput keiner ein neues Testament bei sich, bei Tisch aber Jeder, wie er vom Bischof erbeten wurde, einen Korkzieher. Bezeichnend ist es in dem Vorfall, daß gerade Strauß zur Abwehr gleich parat war, wie er denn aus seiner Gesinnung gegen die Pfaffen kein Hehl machte. Hier sei auch gleich erzählt, daß mir von allen Berühmtheiten, die Böcking's Kreise berührten, Strauß am wenigsten sympathisch geworden ist. Seine Stimmung war bitter, er war wortkarg, nicht geeignet zu einem behaglichen Gespräch, oft absprechend auch über ästhetische Dinge, so daß eine Entgegnung, eine Abebnung der Ansichten unmöglich wurde. Dazu hatte er das uns Allen fehlende Bedürfniß, Abends die Bierkneipe zu besuchen, wohin selbst auch Böcking widerwillig oft mitgenommen wurde.

Es war mir kein Wunder, wenn mich Böcking zuweilen aufforderte, seine Schwester oder Familie am Bahnhofe abzuholen, wenn er verhindert war, und sie am Tage herum zu führen. Doch kam es mir sonderbar und auffallend vor, daß er mich am 27. Januar 1856 schon früh Morgens nach dem Kaffee aufsuchte und mich fragte, ob ich einen Frack hätte. Auf meine lachende Verneinung und meine Gegenfrage: wozu den denn? entgegnete er, seine Schwester brächte vornehmen Besuch mit. Wäre ja gleichgiltig, meinte ich, und er entfernte sich. Da erschien Dahlmann mit seinem großen, schönen vollbärtigen Sohne Hermann, der damals Kreisrichter in Linz am Rhein war, in auffallend langsamem Schritt in der Gartenpforte auf unser Haus zu. Dahlmanns (zweite) Frau lag schon längere Zeit schwer krank. Sie war meine Landsmännin, aufgewachsen in einer Villa am Düsternbrok bei Kiel, meine liebe verehrte Freundin. Mich überfiel bei dem Anblick der beiden Dahlmann's die plötzliche Angst, es möchte das Schlimmste eingetreten sein, das wir längst erwarteten und das auch bald darauf eintrat, und eilte deßhalb über den Corridor hinüber zu Böcking, um ihm meine Befürchtung auszusprechen. Der aber blieb ganz ruhig und bemerkte, Dahlmann hätte bei ihm geschäftlich zu thun, was denn auch mich beruhigte, umsomehr da alsobald Sohn Dahlmann mit heiterer Miene zu mir in's Zimmer trat und mich neckend fragte, ob ich schon angekleidet ob ich und nicht wüßte, was los sei, nämlich eine Verlobung, und ich müßte dabei eine Rolle spielen, man werde mich necken, das sei rheinische Sitte, ob ich das nicht kenne? Allerdings nicht! Und ich war gerade der Mann, der eine Neckerei herzlich vertragen konnte. Dann kam aber auch schon Böcking uns abzuholen, führte mich durch's Zimmer in seinen größeren Saal und dort standen im Kreise Dahlmann, Welcker, Simrock, Jahn und andere Professoren, in ihrer Mitte der Decan der philosophischen Facultät Knoodt, den ich gar nicht kannte, eine rothe cylindrische Kapsel unter dem Arm, mich sogleich feierlich anredend. Da ging mir plötzlich eine Ahnung auf und ich hörte nur noch gemurmelte Worte, den Sinn verstand ich in meiner freudigen Ueberraschung nicht, denn ich sah nun wohl, welche seltene große Ehre man mir erwies, eine Ehre, von der ich wohl wußte, daß sie mir meine Zukunft erhellen, meinen Lebensweg ebnen würde. Ich sank vor Bewegung in einen Stuhl und als ich mich erhob, um einige Worte des Dankes zu sagen, war ich dazu nicht im Stande, nahm nur noch mein Doctordiplom und einen Lorbeerkranz entgegen, den Frau Dahlmann gebunden und ihr Sohn mir überreicht hat. (Den Kranz habe ich aufbewahrt.) Dann hat uns Böcking wohl noch mit einem Glase Wein erquickt, und meine Freunde ließen uns allein. Und welche Freunde! Wohl die Elite der Wissenschaft damals, versammelt an der zweit bedeutendsten Universität deutscher Lande. Böcking verbarg seine Rührung unter allerlei drolligen Anweisungen für mich: Ohne Frack! das ginge ja nicht! Ich müßte mir gleich einen machen lassen! Und dann herum zu allen ordentlichen Professoren Dank sagen, auch zu Ritschl (den er nicht leiden konnte). Und dem Pedell gleich seine Douceur geben, wenn er erschiene, mich „Herr Doctor" anzureden u. s. w. Es waren glückliche Tage.

Mein Diplom lautet der Hauptsache nach: Daß man mich den virum clarissimum doctissimum poetam qui carminibus suis linguae in germania inferiore veruaculae fontem reclusit atque ingenio arte eruditione patrii sermonis quasi pomerium protulit summos in philosophia honores doctorisque nomen jura et privilegia contuli conlataque etc. Ich hätte also gleichsam, wie einst römische Große die Mauern der Stadt, so das Gebiet der deutschen Sprache weiter vorgeschoben. Das Diplom war übrigens von Otto Jahn unter Berathung mit Böcking abgefaßt. Der Antrag zu meiner Promotion war von Carl Simrock gestellt. Dahlmann sagte mir: „Sie haben gewiß gedacht, der Gedanke käme von meiner Frau, aber ich bin es." — Die Frau haben wir bald darauf beerdigt. Vater Arndt war mit dabei und sang laut einen Choral mit.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Familie in Schwarz.

Typen aus der Kleinstadt.

„Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder". Daran mußte ich unwillkürlich denken, wenn ich ihnen auf der Straße begegnete. Sie sahen auch wirklich aus wie ein Zug von Krähen, wenn sie so zu Zweien, Dreien oder Vieren in ihren schwarzen Kleidern daher flatterten.

Und Schwarz trugen sie eigentlich immer. Es war unglaublich, welch' einen Reichthum an Sachen sie besaßen; für jede Jahreszeit, für schönes und schlechtes Wetter, für tiefe Trauer, Halbtrauer, Austrauer enthielt ihr Kleiderschrank das Nöthige, und wenn es auch oft die absonderlichsten Formen zur Schau trug — es war wenigstens schwarz.

Auf Trauer waren sie geradezu geaicht. Nicht, als ob sie nicht auch an der Freude ihrer Mitmenschen den regsten Antheil genommen hätten! Sie wußten sich nur bei Glücksfällen nicht recht zu benehmen, ihre Gesichter waren in Leid gleichsam erstarrt, und ihr Lachen klang seltsam rostig und trocken, weil es aus der altjungferlichen Brust so selten an's Licht kam. Bot man bei irgend einem Trauerfall im Städtchen seine Hülfe an, so hieß es gewiß: „Danke sehr, Sie sind sehr liebenswürdig, aber Krusel's sind ja da" und wenn man sich trotzdem persönlich überzeugen wollte, wurde man schon in der Thür des Trauerhauses von einer Krusel in Schwarz empfangen.

„Ein zu trauriger Fall, liebste Frau. Das lange Leiden — wir haben's ja eigentlich seit Wochen mit durchgemacht — und dann die Kinder so weit fort!" ...

Mit monotoner Stimme und liebevollster Gründlichkeit erstattete sie dann den Krankenbericht.

Die zweite Schwester begegnete einem schon in der Hausschürze, das Schlüsselkörbchen der Verstorbenen am Arm: „Ach, liebe Frau, wer hätte das gedacht! Daß es nun auch so schnell kommen mußte! Lieber Gott, und der alte Mann nun so allein, der wüßte sich ja gar nicht zu helfen. Mama ist oben im Sterbezimmer, wenn Sie sie vielleicht sprechen wollen, sie hat mit der Leichenfrau schon alles Nöthige besorgt. Ich gucke eben ein bischen nach dem Rechten, Sie wissen ja, wie's in solchen Zeiten geht, liebste Frau, da kommt eben Alles aus dem Geleise."

Nachdem man vergebens versucht hatte, den Wortschwall mit einer theilnehmenden Frage zu unterbrechen, drückte man sich, im Gefühl völliger Ueberflüssigkeit, so schnell als möglich. Es war ja auch Alles in den besten Händen. Zur Trauerfeierlichkeit erschien die Familie Krusel natürlich vollzählig, mit etwas Krepp garnirt, und Mutter und Schwestern weinten so bitterlich, daß ihnen von Uneingeweihten zuerst die Hände gedrückt wurden, da man sie für die nächsten Angehörigen der Verstorbenen hielt.

Sie selbst hatten natürlich schon durchgemacht, was irgend durchzumachen ist. Wenn von einer Krankheit die Rede war, spitzten sie sofort die Ohren. „Rheumatismus? Ach, Helene" — zur ältesten Schwester gewandt — „davon kannst Du auch ein Liedchen singen. Drei Monate hatten wir sie in Watte gewickelt, liebste Frau, Sie können sich denken, was das für eine Wirthschaft war. Ach, da seien Sie ja vorsichtig! Wenn Sie erlauben, bringe ich Ihnen morgen ein Recept, das an unserer Helene Wunder gethan hat. Wunder, sage ich Ihnen." Am nächsten Tage brachte sie wirklich ein Salbenbüchschen und gab die genaue Gebrauchsanweisung dazu.

Die kleine Frau Assessor erzählte im Beisein der Familie Krusel von einer Operation, die ihr bevorstände. Sofort drückte ihr die zweite Krusel innig die Hand.

„Unterleib? Professor Kurz? Kenne ich, liebe Frau Assessor! Helene, Grethchen, Fanny, kennen wir Professor Kurz?"

Die vier Schwestern in Schwarz bekamen einen förmlichen Heiterkeitsanfall. Und dann gab Fanny, die Jüngste, die Geschichte ihrer eigenen Operation zum Besten, daß der armen kleinen Frau Assessor, die die Geschichte noch vor sich hatte, alle Haare zu Berge standen.

Noch eine Specialität hatten Krusel's, die ich in solcher Vollkommenheit nie wieder kennen gelernt habe — Verwandte! Sie hatten Verwandte an allen Orten der Welt! Es konnte von Berlin oder Madrid, von Wien oder Paris die Rede sein, Krusel's hatten einen Onkel oder eine Tante dort. Und es fand ein reger Austausch von Verwandten in der Familie statt. Eine von Krusel's war immer auf der Vetternreise, oder die Verwandten waren bei Krusel's, so daß die Schwestern im Sommer jedes Gespräch damit einleiteten: „Wir haben nämlich gerade Logirbesuch."

Ja, ja — Krusel's! Es ließe sich noch Manches darüber schreiben. Die waren Typen, wie sie nur die Kleinstadt so rein und vollkommen ausbildet. Nun habe ich sie seit Jahren nicht gesehen, aber wenn ich in den Straßen des lärmenden Berlin eine hagere Gestalt in altmodisch dunklen Gewändern daher wandeln sehe, denke ich mit einer gewissen Wehmuth der allezeit hilfreichen Familie in Schwarz. R.

Aus der Hauptstadt.

Franzseppel.

Auch Oesterreich hat seine Feste. Wien schimmerte von bunten Fahnen und Blumengewinden bei Tage, vom feuerigen Glanze der Illumination, als der Winterabend hereingebrochen war. Ohne zur Huldigung befohlen worden zu sein, ordneten sich die breiten Reihen der Fackelträger, gaben Bürgermeister und Gemeinderath der Hauptstadt ihrer Liebe zu dem gekrönten Greise begeisterten Ausdruck. Er aber, dem all' dieser Jubel galt, der sich sonnen durfte in dem Gefühle, Liebling des Volkes zu sein, er hatte sich in die Einsamkeit eines verlassenen Dörfchens am weltfernen See geflüchtet. Und in tiefer, tiefer Ruhe verbrachte er die Feierstunden. So viel an ihm lag, hatte er Freude um den festlichen Tag gewunden, Freude für Andere. Die Thore der Kerker öffneten sich und ließen Hunderte von Majestätsverbrechern, politischen Sündern frei. In dieser Beziehung unterschied sich des österreichischen Kaisers Jubiläum von ähnlichen Vorgängen zwischen den schwarz-weiß-rothen Grenzpfählen, wo bei Amnestien andere Grundsätze obwalten. Reich wie in Deutschland aber wallte der Ordenssegen, der von oben kommt, nieder auf Gerechte und Ungerechte. So bedachte Franz Josef an seinem Ehrentage alle Mühseligen und Beladenen. Dem Einen nahm er die drückende Last der Ketten, dem Anderen packte er neue auf, und beide Parteien waren es zufrieden. Im allgemeinen Glück und Festtrubel stand nur er traurig schweigend bei Seite. Wenn er die fünzig Jahre, derentwegen sein Volk jauchzte, an sich vorüberziehen ließ, so fand er kaum eines, das ihm mit lustigem Gesicht zulächelte. Als Mensch wie als Herrscher hatte er Bitterniß aus ihnen getrunken, mehr als sonst Menschen oder Herrschern beschieden zu sein pflegt. Die ihn einen fürstlichen Märtyrer nennen, haben so ganz unrecht nicht, wenn auch Franz Josef kaum sein Märtyrerthum mit besonderer Schärfe empfindet.

Dem Achtzehnjährigen, den ein Pronunciamento auf den Thron hob, waren die Aspecte nicht günstiger, als sie dem Achtundsechzigjährigen sind, der um einer Nichtigkeit willen sein Reich in Verwirrung und voller Auflösung begriffen sieht. Franz Josef sollte 1848 das Verfassungsleben erwürgen, ungebunden von dem Eide, den der „gütige Ferdinand" in gütiger Schwäche geleistet hatte; Franz Josef regiert seit Jahresfrist mit dem § 14 absolutistisch das Donauland. Damals wie heute leiteten ihn Staatsmännerchen, denen die Unfähigkeit das Sclavenbrandmal auf die niedere Stirn gedrückt hatte: ein Windischgrätz, der seine privaten Lüstchen auch in der ernstesten Stunde nicht vergaß; ein Thun, der Farceurs, der Cortandoli warf und mit Halbweltdämchen schäkerte, während Staatsstreich und Revolution drohten. So viele Berather Franz Josef gehabt hat, Keiner von ihnen vermochte über den Tag hinauszublicken. Alle waren sie Fortwurstler, und nur Einer, Taaffe, besaß wenigstens Geist genug, um das zu erkennen. „Oesterreich gleicht einem Hause, das mit schlechten Ziegeln, aber mit vortrefflichem Mörtel gebaut ist. Dieser Mörtel ist das Deutschthum." Vielleicht, wahrscheinlich sogar, lag es an den herbstzeitlosen Deutschen selbst, daß dem Monarchen diese Friedrichsruher Wahrheit nie aufgegangen ist. Aber daß er den anderen Rath Bismarck's nicht befolgte und nach 1859 und 1866 nicht einschwenkte, Oesterreichs Wollen und Wirken nicht den veränderten geographischen und politischen Umständen anpaßte, das ist allein Franz Josef's tragische Schuld. Nachdem Oesterreich die Lombardei verloren hatte und aus Deutschland hinausgeworfen war, ergab sich die Nothwendigkeit, seinen Schwerpunkt nach Osten zu verlegen, für diesen Staat von selbst. Er besaß noch immer Hülfsquellen und Centripetalkraft genug, um rasch wieder zu einem Machtfactor, einem neuen Machtfactor in Europa zu werden. Statt dessen unterwarf sich Franz Josef den Deak'schen Forderungen, die das Reich in zwei von einander unabhängige, einander widerstrebende Hälften theilten, dasselbe Reich, dem unbedingte Einheit vor Allem noththat. Statt dessen päppelte man die Begehrlichkeit der slavischen Nationen groß, die noch lange nicht reif waren, den ehrlichen Wettbewerb mit der deutschen Cultur aufzunehmen. Und man setzte sich die polnische Schlachta zum Meister. Galizien wurde autonom, ein zweites Ungarn, nur daß es sich von Cisleithaniens Steuergeldern ernähren läßt, was die Magyaren-Schamhaftigkeit denn doch ablehnte. Der Schlachta ist jetzt ihr Daszynski erstanden, der furiose Krakauer Tribun, dem die unheimliche Beredtsamkeit Pernerstorfer's und Lueger's zugleich eignet. Weich und durchlöchert wie der galizische Ziegel, bröckeln langsam, doch ohne Unterlaß die andern ab. Und der „Gassenbube von Wien", der Deutsch-Böhme Wolf, sorgt im Bunde mit dem österreichischen Ministerpräsidenten dafür, daß der Mörtel aus dem liederlich aufgeführten Bau herausfällt. Ueber K. H. Wolf haben die Leisetreter und Sockenschleicher aller Zungen, unwissende Opportunisten und Vornehmheitsschwindler entrüstet abgeurtheilt. Doch wenn man auch davon ganz absieht, daß dieser tapfere Mensch mehr für die Erweckung des böhmischen Deutschthums und des nationalen Stolzes aller Deutsch-Oesterreicher gethan hat, als die gesammte Journalistik von Eckernförde bis Trautenau, dann muß man immer noch anerkennen, daß sein politischer Blick unzweifelhaft einige Meilen weiter reicht als der unserer abgestempelten Staatenleiter. Er sieht den unvermeidlichen Verfall; ehrlich und heiß in Liebe und Haß spürt er instinctiv, daß der Zusammenbruch des heutigen Oesterreichs eine Naturnothwendigkeit ist. Deßhalb sucht er bei Zeiten das Deutschthum bis an die Zähne zu bewaffnen, sucht es toujours en vedette zu erhalten, so daß die Katastrophe ihm nicht überraschend kommen kann.

Digitized by Google

Es scheint müßig, der Frage nachzugrübeln, wie die Verhältnisse in Mitteleuropa sich gestaltet hätten, wenn Franz Josef und nicht Wilhelm I. seinen Bismarck gefunden hätte. Franz Josef wäre diesem Berather sicherlich so blindlings gefolgt, wie er inferioren Kreaturen, die einmal sein Vertrauen genossen, gefolgt ist. Er hätte dem staatsmännischen Genie die furchtbaren Kämpfe erspart, von denen wir in diesen Tagen mit nachträglichem Bangen gelesen haben. Doch das Haus der Lothringer fand in entscheidender Stunde keinen Reichsgründer, und Franz Josef's geschäftferne Schmiegsamkeit erleichterte den Reichsverderbern die Arbeit. Der Constitutionalismus dieses Fürsten entfloß seiner stillen, nachgiebigen Gemüthsart, seiner Temperamentlosigkeit. Ein Körnchen von dem königlichen Selbstbewußtsein Wilhelm's I., von der zähen, eisernden Treue, womit der Hohenzoller seinen Lieblingswünschen anhing und sie bis auf's Aeußerste auch gegen den Genius vertheidigte, ein Körnchen davon hätte Franz Josef längst erfolggesegnet im Hafen landen lassen. Der „Franzseppel" der Wiener wäre vielleicht weniger beliebt gewesen, obgleich ihre Liebe jedem angestammten Monarchen gehört, der gelegentlich im Prater oder in Ausstellungen brave Bürgersleute mit banalen Phrasen beglückt. Aber er hätte zum Mindesten in seiner Eigenschaft als Monarch nicht vor so vielen Leidensstationen Halt zu machen brauchen. Oft genug ersetzt dem Herrschenden starre, selbst eigensinnige Beharrlichkeit die politische Begabung. Haben sie ein Ziel vor Augen, das sie durchaus erreichen wollen, und lassen sie sich davon unter keinen Umständen abbringen, so dürfen sie gemeiniglich zu guter Letzt mit Fug im Triumphzug schreiten. Dadurch, daß sie streng die einmal gewählte Linie innehalten, gelangen sie am Ende zwar nicht nach dem erträumten Indien, aber doch nach Amerika. Dem Gekrönten schadet nur der Zickzack-Kurs, wobei er Kraft und Zeit vergeudet. Franz Josef war weiches Wachs in den Händen seiner Hofburgleute. Immer ließ er sich leiten, statt zu befehlen; Bedientenseelen, die ohne hartes Commando und Peitsche. Wenn Oesterreich nicht eine politische Nothwendigkeit gewesen wäre, hätten seine Regierungen es in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts längst völlig zu Grunde gerichtet. Daß es noch besteht, und verhältnißmäßig ehrenvoll besteht, ist ein glänzender Beweis für die Theorie von der Widerstandskraft aller krüppelhaften Organismen, die glücklich, obwohl unter Ach und Krach, das Reifealter erreicht haben.

Die Passivität Franz Josef's, die Aengstlichkeit, womit er es vermied, in den Kampf der Parteien einzugreifen, haben ihm die Sympathien aller Verfassungsschwärmer eingetragen. Was man dem Menschen versagen würde, dem „nichts erspart geblieben" ist, das gewährt man dem Fürsten, der so hübsch constitutionell regiert, so hübsch im dunkeln Hintergrunde bleibt und unfähige Minister in ihren Experimenten am lebenden Staatskörper nicht stört. Franz Josef verkörpert das Schattenkönigthum in seiner bedauerlichsten Gestalt. Was hilft es, daß er selbst sich keine Ruhe gönnt, daß er unermüdlich den Regierungsgeschäften obliegt, wozu seine Rathgeber ihn der äußeren Form wegen heranziehen, wenn er, der gekrönte Vertrauensmann des Gesammtvolkes, sich jedes regulirenden Eingriffs in das Räderwerk der Maschine enthält? Wenn er sich von der Furcht vor einem Ministerwechsel dazu bestimmen läßt, eine selbstmörderische Politik zu billigen; wenn er unmöglich gewordene Männer erst in dem Augenblick fallen läßt, wo die Revolution an die Thore der Hofburg brandet? Das unpassende Werkzeug ohne Zögern fortzuschleudern und dann, durch böse Erfahrung gewitzigt, vorsichtiger und bedächtiger ein neues auszuwählen, ist die unerläßliche Pflicht eines modernen Monarchen. Zu welchen Absurditäten das Schattenkönigthum führt, wenn die Könige sich wirklich den talmiliberalen Vorschriften unterwerfen, das erhellt gerade aus Franz Josef's Beispiel: er regiert constitutionell, damit seine Minister absolutistisch regieren können.

So ziemlich der einzige politische Erfolg, auf den der österreichische Herrscher mit Recht stolz sein darf, ist die Begründung des Dreibundes. Bismarck hat ihn theilnehmen lassen am Ruhme dieses Werkes, dem allein Oesterreich es verdankt, daß sein Name noch nicht aus der Reihe der Großmächte gestrichen worden ist. Der Dreibund ward nicht für die Ewigkeit gestiftet, seine Schwächen liegen klar zu Tage, und man darf die Combination heute veraltet nennen. Sagte doch ihr Schöpfer selbst mit Bezug auf sie: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche Angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maaßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebenso wenig, wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Allianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die heilige Allianz und der deutsche Bund." Von den Staaten jedoch, die sich zum Dreibunde vereinigt haben, ist Oesterreich der letzte, der seine Auflösung herbei wünschen darf. Aus dieser Kette entlassen, schwebt es hilflos in der Luft. Seiner Magyaren sowie seiner staatlichen Selbstständigkeit wegen ist eine freundschaftliche Verbindung mit Rußland so lange ausgeschlossen, als Deutschland nicht wiederum den Dritten im Bunde abgiebt. Andere Allianzen kommen überhaupt nicht in Frage. Das weiß jeder politische ABC-Schütz, und dennoch zögerte der unfähige Thun in seiner Verwirrung und Rathlosigkeit nicht, der tschechisch-polnischen Zufallsmehrheit im Wiener Reichsrath zu Liebe eine grotesk ungebührliche und grobverletzende Drohung gegen den deutschen Alliirten auszustoßen. Ueber die Abschiebung slavischer Einwanderer, der unsere Regierung jetzt mit nicht alltäglicher Thatkraft obliegt, mag man verschiedener Meinung sein. Jedenfalls hätte der lächerliche Graf Thun die Pflicht gehabt, seine Trabanten darauf hinzuweisen, daß der deutsche Alliirte die Slavisirung der Grenzprovinzen aus nationalen Gründen nicht dulden will, und daß hierin, keineswegs aber in wirthschaftlichen Motiven, die Ursachen der Ausweisungen liegt. Statt der Wahrheit die Ehre zu geben — allerdings wäre es ihm ebenso unangenehm gewesen, sie zu sagen, wie den Tschechen und Polen, sie zu hören — flunkerte der an Unredlichkeiten hinreichend gewöhnte Graf was Weniges zusammen und fuchtelte mit dem Schwerte der „Reciprocität" in der Luft umher. Dies Wort paßte, wie die Faust auf's Auge. Denn von einem Versuche, Galizien oder Tschechien durch reichsdeutsche Einwanderung zu germanisiren, ist bisher noch kein Gerücht in die doch so feinhörige Oeffentlichkeit gedrungen. Graf Thun hat sich einer Tactlosigkeit schuldig gemacht, die die einzig historisch erwähnenswerthe That seines kaiserlichen Herrn antastet. Daß Franz Josef ihn deßhalb bei Seite schiebt, steht jedoch nicht zu erwarten. Höher als der Respect vorm eigenen Vollbringen ist bei diesem Habsburger der Respect vor den Personen seiner Umgebung. Franzseppel's wienerische Gutmüthigkeit, die den Menschen schmückt, spricht dem Kaiser das Urtheil.

Die Klugen in der Donauhauptstadt werden im Geläut der Kirchenglocken, die zu den Jubiläums-Gottesdiensten riefen, doch den Sterbeglockenklang gehört haben, die Sterbeglocken dieses Oesterreichs. Aller lärmende und discrete Festjubel, aller bunte Schimmer der Illumination, alle Huldigungs-Reden und -Schriften täuschen nicht darüber hinweg, daß der Donaustaat heute wieder wie vor fünfzig Jahren am Rande der Vernichtung steht. Und heute fehlt ihm, was damals Rettung brachte. Es fehlt die Feigheit des Bürgerthums, dem jetzt der Gassenbube Wolf, dem die Daszynski'sche Socialdemokratie allzu sehr das Gewissen schärft; es fehlt die Geschlossenheit des Heeres, das, wie die Prager Ereignisse gezeigt haben, ebenfalls vom Nationalitätenzwiste ergriffen ist. Ganz gewiß, Franz Josef wird nicht wünschen, in der Haut seines Nachfolgers zu stecken.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Die Befreiten." Ein Einacter-Cyclus von Otto Erich Hartleben: Der Fremde. Abschied vom Regiment. Die sittliche Forderung. Die Lore. (Lessing-Theater.) — „Nr. 17." Eine Dorfkomödie von Richard Skowronnek. (Kgl. Schauspielhaus.)

Nicht immer läßt sich aus der Noth eine Tugend machen. Der ewige Bierstudent Otto Erich weiß recht gut, daß ihm zu einem reellen „abendfüllenden" Stücke Kraft und Ausdauer fehlen. Seine Frühschoppen-Dramaturgie weist ihn auf den Einacter hin, auf den Einacter zumal, der sich immer wiederholt. Und das Stöfflein, das gedreht und gewendet zwei Schau- und Lustspielchen ergiebt, muß morgen auch noch zu einer Novelle und übermorgen zu einer Humoreske herhalten, oder umgekehrt. Eine grenzenlose Enge des Gesichtskreises und Armseligkeit der Phantasie offenbart sich hier, doch das eine Gute hat sie, daß sie einen Stilkünstler großpäppelt. Jahre lang „murkst" Herr Hartleben an solcher Bagatelle herum, sie immer von Neuem überarbeitend; jeder Satz, jedes Wort wird da auf die Nieren geprüft und umgestellt, wie ein Stück Möbel in der guten Stube. Schließlich sieht die Spielerei glatt und in ihrer Art graciös da. Man denkt bei ihrem Anblicke nicht voller Ehrfurcht an den sich mühenden Meister, der sich nimmer genug thun kann; man hat statt dessen beinahe Mitleid mit dem schwitzenden Kunsthandwerker, der so unendlich viel Zeit an diese Nichtigkeit vergeudete, und ist nicht gewillt, die Noth für eine Tugend zu halten. Allerdings, Herr Hartleben wünscht auch nicht für tugendhaft zu gelten. Die Bekämpfung der Philistrosität ist seine angebliche Lebensaufgabe — schade, daß er sie so ganz und gar nicht als Bohémien, sondern als ausgemachter Kunstphilister betreibt.

Von den vier Einactern, die unter dem abgeschmackten Verlegenheitstitel „Die Befreiten" am Lessing-Theater gespielt worden sind, kennen wir die beiden letzten von früher her. Besser und frischer sind sie auf dem Lager nicht geworden. Die Lore ist der alte, zum Ueberdruß von Hartleben selbst wiedergekäute Bierulk, Kohl, der aufgewärmt nicht besser schmeckt. In der „Sittlichen Forderung" erbricht sich die ironisirte Tugend und setzt sich das Laster zu Tisch; appetitlicher ist die Geschichte dadurch nicht anzuschauen. Eine freiere Lebensauffassung fehlt der Heldin so gut wie ihrem Partner; sie strebt aus der Langeweile ihres selbsterwählten, künstlerischen Daseins lüstern hinaus nach einer kleinen

Digitized by Google

Sensation, und das ist Alles. Hund und Hündin vergehen schier vor Brunst, und wissen sich doch nicht stattliche und würdige Geberden genug, ehe sie dem holden Triebe nachgeben. Das ist ein Witz, gewiß. Aber weßhalb ihn ausschließlich auf Kosten der einen Partei üben? Ist Rita deßhalb freier als ihr C. W. Stierwald aus Rudolstadt, weil sie die Kleinstädterei nicht mag und die Ehe?

Die beiden neuen Einacter fanden eine gar sehr verschiedene Aufnahme, obgleich sie sich innerlich allzu genau gleichen. „Der Fremde" freilich ist in seiner wortreichen Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit langweiliger als „Der Abschied vom Regiment," wo eine brutal gegipfelte Handlung den Erfolg entschied. Das Theaterstückchen vom Jugendgeliebten, der die Holde nach zwölfjähriger ehelicher Marterung erlöst und mit ihr durchgeht, wirkte lächerlich, während es Herrn Hartleben doch bitterer Ernst darum gewesen ist. Bemerkenswerth scheint mir an der schlecht gesehenen Skizze der Umstand, daß der Verfasser so absolut unfähig ist, sich in den Gemüthszustand der Menschen zu vertiefen, die er vor eine Katastrophe stellt, vor ein unerhörtes Glück. Wie akademisch schwatzen diese Beiden, wie lehrstückhaft wägen sie Recht und Unrecht, wie messerscharf und unheimlich richtig analysiren sie, die doch toll und wild sein müssen vor Erregung, ihre Lage in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft! Das Ganze sieht sich wie ein verblaßtes Puppenspiel an, eine interesse- und leblose Nachahmung längst interesselos gewordener Dumaskomödien. Wie im „Fremden," so fehlt es uns auch im „Abschied vom Regiment" an jeder Möglichkeit, das Thun und Reden der Personen zu controlliren. Herr Hartleben setzt dies und jenes voraus, verlangt von uns, daß wir an eine Unzahl von Prämissen glauben, und nun hetzt er einen Criminalroman an uns vorüber. Der Gatte kehrt heim vom Liebesmahl, Rosen umkränzen ihn, Musik begleitet ihn bis vor's Haus. Er muß die Garnison verlassen, um seines Weibes willen, über das böse Zungen eitel Böses zischeln. Madame hat eben ihren Liebhaber entlassen und im Garten versteckt — denn heut' ist die letzte Nacht. Der leicht angesäuselte Hauptmann beginnt seiner Frau eine Scene zu machen, die Wackere verräth sich, und als der Betrogene sie an der Kehle packt, ruft sie den Liebhaber herbei. Der Hausherr aber beeilt sich, in den Degen dieses Jünglings zu rennen. — Hoffmannsthal's „Madonna Dianora" hat ganz unzweifelhaft die Anregung zu dieser blutigen und aufgeregten, dichterisch aber ganz hohlen und werthlosen Arbeit gegeben. Der Wiener besitzt indeß, was Herrn Hartleben vollkommen fehlt: die poetische Kraft, Stimmungszauber hervorzurufen, dunkle, schwüle Schauer, und das Furchtbare, dem Hörer zu vermenschlichen, so daß er es fühlt und glaubt.

Wenn wir aber auf einem Theaterzettel unter dem Titel des Stückes die Bezeichnung „Komödie" lesen, so wissen wir gleich, daß da sogenannte moderne Anwandlungen im Spiele sind. So will uns der gar nicht unbegabte Herr Skowronnek, von dem wir ein paar gute Schauspielerstücke der älteren Richtung haben, diesmal naturalistisch kommen, soweit es natürlich die Hofbühne gestattet. Ein Zuchthäuslerstück. Giacometti's Morte civile, durch Rossi, Salvini und Zacconi bei uns bekannt, Wilbrandt's Tochter des Herrn Fabricius, Bohrmann Riegen's Verlorene Ehre, Kretzer's Bürgerlicher Tod, Vossens Alexandra und viele andere Schauerstücke fallen in dieses Gebiet. Nun hat Herr Skowronnek in seinem vorletzten Opus den jugendlichen Hirschfeld recht nach der alten Kunst verhöhnt, und das ist ihm schlecht bekommen. Diesmal macht er bußfertig eine Verbeugung vor der neuen Kunst, und das ist ihm nicht viel besser bekommen. Es mag auch sein, daß aus dem Saulus kein Paulus geworden ist, trotz des momentan so sehr beliebten Weges nach Damaskus, und daß den klugen Skowronnek zur anderen Schule einfach der Gedanke hinüberzog, man brauche sich als Dramatiker unter ihrem Schutze nicht so zu placken, sondern dürfe abgerissene Skizzen, allerlei behäbige Kleinmalerei und Einzelscherze statt des geschlossenen Schauspieles geben. Grade wie der alte Homer, schläft auch ein Skowronnek gern einmal und macht es sich bequem. In der That ist von der zwar einfachen, aber unbändigen Fleiß verrathenden und im großen Ganzen sauberen Technik unsres Dichters in seinem letzten Werke nichts mehr zu spüren. Das sind mitunter recht lustige, wenn auch nie grade originelle Humoristica, derbe Caricaturen, komische Soloscenen, in denen bald die unwahrscheinlich halbgebildete Tochter der Krugwirthin, bald der unmögliche Herr Kreisausschußschreiber, bald der allzu oft dagewesene schnapsfelige Schuster oder sein Lehrjunge die Hauptrolle spielen; mit dem Stücke indeß haben diese nebensächlichen Hauptpersonen nichts zu thun. Skowronnek ist mit Eifer hinter den Modernen hergewandelt. Selbst der Meister kann das Drum und Dran der Scenerie nicht genauer vorschreiben, kann nicht mit größerer Unkenntniß aller Gesetze der dramatischen Perspective die Nebenfiguren dauernd in den Vordergrund rücken. Und Skowronnek hat etwas, was Hauptmann abgeht: wirklichen Humor, der sich allerdings fast ausschließlich verbrauchter Clichés bedient. Skowronnek kennt dazu seine Ostpreußen so gut wie Jener das schlesische Vorgebirge. Wäre der Hausdichter der Bühne am Gensdarmenmarkt nicht so theuer gewesen, seinen Zustandschilderungen etwas wie eine Handlung aufpfropfen zu wollen, was unrealistisch und unmodern genannt werden muß, dann hätte er am Ende einen vollen Erfolg gelandet. Aber da kitzelte es ihn, zwei Füchse auf einmal zu fangen und nicht nur Herrn Hauptmann, sondern auch Madame Birch-Pfeiffer zu copieren. So sind wir denn im Schlußakt Zeugen, wie Nr. 17, der Gefängnißhabitué, plötzlich seine Rachsucht abstreift wie ein zerschlissenes Hemd, in unheilbaren Edelmuth verfällt und die protzige Krugwirthin, die an all' seinem Jammer schuld ist, nebst ihrem Sohne vor den hereinstürmenden Grenzwächtern rettet. Daß zum Lohne für solche Barmherzigkeit die harte Schnapswirthin sich erweichen läßt und den Ehebund ihres Sprößlings und Erben mit der Tochter von Nr. 17, der Diebsmarjell, segnet, das versteht sich zwar am Ende von selbst, kann aber den fühlenden Hörer mit dem grausamen Schicksale des Unschuldigen nicht versöhnen. Und so zischte man denn die schöne und sinnreiche Erfindung aus, zusammt dem Keller, worin drei Schmuggler gefangen saßen, und den merkwürdig harmlosen Grenzwächtern. Skowronnek hat einen unleugbar hübschen und dankbaren Stoff, dessen humoristischer Ausgestaltung er auch gewachsen schien, nur in Grund und Boden verdorben, weil er andre Bahnen einschlug, als die ihm sein Talent wies. Er darf nicht charakterisiren und — dies vor Allem — nicht rühren wollen; Beides mißlingt ihm mit unheimlicher Sicherheit. Aber so das Alltagsleben mit burschikosem Humor darzustellen, etwas innigschalkhafte Verliebtheit, Forstromantik und zum Zweck der Retardirung diverse Schurkenstreiche des Intriganten hinzuzuthun, die ganze Geschichte aber möglichst glücklich enden zu lassen — das versteht er aus dem Grunde. Statt dessen bewegt sich diese rührsame Geschichte durchaus im Gleise des romantischen „Galeerensclaven", und ihre verlogene Theatralik soll durch den modischen Naturalismus eben der Wahrheit und Möglichkeit genähert werden. Daß indessen bei dem Mischmasch von romantischem Inhalt und naturalistischer Form nichts Gutes herauskommt, kann man sich denken. Skowronnek fußt überdies viel zu sehr im alten Schauspielerstück, um den Naturalismus nicht bloß äußerlich nachzuahmen und seinen Figuren und dem Dialog bloß anzukleben. Also wird frei nach Ibsen und Hauptmann, nach Holz und Schlaf gestrichelt und gestammelt und zuweilen ein erfrischend derbes Wort eingeflochten. Wenn der naturalistige Wilbenbruch in der Haubenlerche mit dem „Moralfatzke" verblüfft, Hauptmann gar Schiller und Goethe „Sch—kerle" nennen läßt, so fordert Skowronnek mit dem hübschen Wort „Drecknase" kühn das verfließende und künftige Jahrhundert in die Schranken.

Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine „Weber" geworden.

Daß am Ende das Stück niedergezischt wurde, wird besonders Blumenthal freuen, dessen „Auf der Sonnenseite" eben die 25. Aufführung erlebt hat, was er urbi et orbi verkünden ließ. Hätten die seitherigen Novitäten des Schauspielhauses: „Herostrat", „Nr. 17" und sämmtliche Neueinstudirungen nicht der Reihe nach versagt, so wäre Blumenthal's Stück längst vom Theaterzettel verschwunden. So profitirt er vom Unglück Anderer. Neben solchen Zufallserfolgen giebt es aber auch forcirte, gemachte Erfolge. „Die Weber", die das Verbot zu einer cause célèbre machte, gehören dahin, nicht minder „Johannes". Daß das Deutsche Theater auch den „Fuhrmann Henschel" mit Gewalt durchdrücken will, dem Publicum zum Trotz, ist ein offenes Geheimniß. Dr. Franz Mehring, gewiß ein einwandfreier Zeuge, denn der Dichter der „Weber" hat bei den Socialdemokraten einen Stein im Brett, schreibt in der Neuen Zeit über den „Fuhrmann Henschel": „Dieser „starke Erfolg" war von A bis Z gemacht. Schon seit Wochen wurde in die Welt trompetet, die Billets für die ersten drei bis vier Vorstellungen seien längst vergriffen; als ich, verhindert, der ersten Vorstellung beizuwohnen, die dritte besuchte, waren nicht nur die besten Plätze noch haufenweise zu haben, sondern das nur mäßig gefüllte Haus nahm das Schauspiel mit der gleichgiltigsten Kühle auf. Einzig nach dem vierten Acte erhob sich lärmender Beifall, ohne jede Spur von Stimmung, nur weil — auch so ein „naturalistisches" Mätzchen! — das Gerücht in's Haus lancirt wurde, der Dichter sei zugegen, und das biedere Publicum ihn zu sehen verlangte. Weit entfernt, dies Publicum als maaßgebenden Kunstrichter aufzustellen, erwähne ich seine Haltung in der dritten Vorstellung nur, um festzustellen, was es mit dem „starken Erfolg" der ersten Vorstellungen auf sich hatte. Reclameschwindel aufzudecken, gehört zu den ersten Aufgaben der Kritik." Das ist ein Standpunkt, den die „Gegenwart" immer betont hat. Die Geschäftsinteressen der Directoren und ihrer „Dichter" zu vertreten, ist die Sache der Theateragentenorgane und concessionirten Zwischenactblätter, mit deren Lobhudeleien freilich leider auch die großen Berliner Zeitungen, die ja insgesammt durch Inserate und Freibillets bestochen werden, nur gar zu oft wetteifern.

Notizen.

Der Verlag von Herrmann Gesenius in Halle, dem wir die weitaus beste deutsche Dickens-Ausgabe verdanken, veranstaltet von den entzückenden beiden Weihnachtsgeschichten: „Das Heimchen am Herd" und der Geistergeschichte „Ein Christabend" zierliche Einzelausgaben, die A. Scheibe sehr hübsch illustrirt hat. Diese Zeichnungen sind voll Humor und wahren die englische Localfarbe, ohne in das Fratzenhafte von Cruikshank's Originalillustrationen zu verfallen, die für uns Deutsche

Digitized by Google

immer etwas Abstoßendes haben. Auch die gleichzeitig neu als Caricaturen aufgelegte Ausgabe von Tegnér's Frithjofs-Sage wird Manchem für das nahe Fest willkommen sein. Die gute Uebersetzung hat der bekannte Bremer Dichter und Uebersetzer Willatzen mit Geschick neu durch- und umgearbeitet. Das Epos liest sich wie ein deutsches Original.

Die Versuche verschiedener Verlagsbuchhandlungen, die Ausstattung ihrer Bücher den hypermodernen symbolistischen Bestrebungen anzuschmiegen, können schon heute als gänzlich mißlungen betrachtet werden. Unser Publicum will von diesen grellen Buchumschlägen im Plakatstil, wie sie zuerst Albert Langen in München nach Pariser Mustern bei uns eingeführt, nun einmal nichts wissen, geschweige denn von Langen's viel weniger geschmackvollen Nachtretern. Da greift man mit Recht viel lieber zu den „unmodernen", aber doch so anheimelnd illustrirten Ausgaben eines Bonz und besonders gern zu den reich illustrirten Unterhaltungsschriften von Carl Krabbe in Stuttgart. Hier ärgert sich der Beschauer über keine stilvolle Schnörkeleien, böse Verzeichnungen und wahnsinnig grelle Farbenklexe. Auch Krabbe's Autoren sind ganz andere, als die Dalldorfer Lyriker und apokalyptischen Pornographen der „modernen" Verlegen. Da finden wir prächtige Novellen von Heyse, Wolzogen, Rosegger, Zapp, illustrirt von echten Künstlern wie René Reinicke, E. Klein u. A. Von den neuesten Bänden erwähnen wir zwei ältere Geschichten von Peter Rosegger: „Das ewig Weibliche. — Die Königssucher", die aus einer Zeit stammen, wo der ganze Mensch noch eitel Romantik ist. Der Dichter hat hier schon Augen für das Seltsame und Wunderbare, aber noch keines für die reale Wahrheit des Lebens; die beiden romantischen Rittergeschichten lesen sich indessen sehr angenehm. Bedeutender ist Paul Heyse's „Medea. — Er soll dein Herr sein". Die erste Novelle ist eine Modernisirung der antiken Sage, die feine Seelenmalerei einer Kindesmörderin, die in ihrer Wildheit in unseren Zeiten beinahe unmöglich erscheint. Aber diese moderne Medea ist kein verworfenes Geschöpf, und ihr Wesen ist keineswegs auf nur Leidenschaftlichkeit gestellt. Das Motiv äußerer Häßlichkeit ist mit Meisterschaft in ein innerliches Motiv umgesetzt und in seiner ganzen Tragweite geltend gemacht. „Er soll dein Herr sein" ist eine der bestgelungenen Arbeiten des Dichters. Die Stimmung vor dem Aufbruch der Truppen in den Krieg ist mit wenigen Strichen mitgetheilt und mit einem feinen Humor eine Liebesepisode zum guten Ende geführt. Ein junger Künstler erringt die Dame seines Herzens eben dadurch, daß er einer Bedingung, die sie ihm stellt, nicht Folge giebt. All' diese Krabbe'schen Ausgaben sind fast zu gut für Eisenbahnlectüre und flüchtige Bekanntschaft. Sie finden unter dem Weihnachtsbaum besseren Platz und werden in ihrem künstlerischen Gewande auch jeder Hausbücherei zur Zierde gereichen.

E. A. Seemann in Leipzig giebt unter dem Titel „Berühmte Kunststätten" ein neues Unternehmen heraus, von dem uns die zwei ersten Einzelpublicationen vorliegen: „Vom alten Rom" von E. Petersen und „Venedig" von G. Pauli. Wer zum ersten Mal diese beiden Städte besucht, wird solchen illustrirten Reiseführern gern ein Plätzchen als Vademecum einräumen, wie man sie auch später zur Auffrischung des Gesehenen und Erlebten verwenden kann. Die Verfasser beherrschen den Stoff vollkommen, gliedern ihn klar und übersichtlich und schreiben ein einfaches gutes Deutsch ohne feuilletonistische Mätzchen, gelehrte Velleitäten und vorgreifenden Gefühlsüberschwang. Daß beide Werke so reich als geschmackvoll illustrirt sind, versteht sich bei Seemann von selbst. Andere Kunststädte wie das Rom der Renaissance, Florenz, Pompeji, Paris, Nürnberg, Dresden, München sollen nachfolgen. Wir möchten aber bei dieser Gelegenheit dem Verleger eine Anregung geben, um eine von allen gebildeten Italienfahrern — nicht dem gewöhnlichen Rundreisepöbel — empfundene Literaturlücke auszufüllen. Wie wäre es mit einem Kunstreiseführer durch Italien von Mailand bis Syracus? Bädeker ist nur für praktische Bedürfnisse nützlich, seine Kunstangaben sind dürftig und mangelhaft. Der etwas „gebildetere" Gsell-Fels bietet freilich mehr, zumal in seinen großen Ausgaben, doch am Ende giebt auch er nur eine unselbständige Compilation, meist sogar ohne Quellenangaben und der Nachprüfung selten gewachsen. Der kunstsinnige Verleger der Zeitschrift für bildende Kunst und von Burckhardt's Werken hätte nun, wie kein Anderer, die Mittel, Materialien, Quellen und Mitarbeiter an der Hand, uns dieses populärwissenschaftliche Reisebuch zu schenken, das von allen gebildeteren Besuchern Italiens herbeigesehnt wird, dieweil nicht jeder sein Reisegepäck mit Burckhardt's Cicerone und Cultur der Renaissance, Goethe's Italienischer Reise, Crowe-Cavalcaselle, Morelli und Springer belasten kann. Ein alljährlich neu zu druckender kurzer Anhang könnte dann auch Hôtels, Fahrgelegenheiten und andere praktische Angaben enthalten, so daß die Mitnahme von Bädeker oder Meyer, die doch nur alle 3—4 Jahre neu aufgelegt werden und in jeder Beziehung rasch veralten, ganz überflüssig wird. Der Mann, der durch bessere Werke uns von Lübke emancipirt hat, sollte uns auch von den rothen und braunen Reisebegleitern befreien.

Altmeister Spielhagen's alter Verleger, L. Staakmann in Leipzig, hat eine Jubiläumsausgabe der „Problematischen Naturen" veranstaltet, die auf schönem Papier gedruckt und von R. Gutschmidt reich und gediegen illustrirt ist. Es wäre trivial, dem noch heute jugendfrischen und fesselnden Roman aus den Fünfzigerjahren ein empfehlendes Begleitwort zu geben. Man kann die „Problematischen Naturen" neben „Sturmfluth" Spielhagen's Hauptwerk nennen; die hohe Auflagenzahl des Romans beweist es. Um so anerkennenswerther ist es von der Verlagshandlung, daß sie statt einer einfachen zwölften Auflage diese hervorragend schöne Jubiläumsgabe veranstaltet, die dem Verfasser wie dem Verleger zur Ehre gereicht.

Im Verlage von Breitkopf & Härtel sind einige Neuauflagen erschienen, die einen empfehlenden Hinweis nöthig machen. Zuerst die 3. Auflage von Hermann Kretzschmar's Führer durch den Concertsaal und zwar die zuerst bei dem jüngst verstorbenen Liebeskind herausgekommen: 1. Abtheilung: „Sinfonie und Suite." Wir haben schon der ersten Auflage dieser feinsinnigen Studien und Analysen von Bach und Beethoven bis Bruckner und Saint-Saëns einen großen Erfolg vorausgesagt und freuen uns, daß dies in so reichem Maaße eingetroffen ist. Auch die reizenden „Jugendbriefe von Robert Schumann", nach den Orginalien mitgetheilt von seiner Wittwe, erschienen in 3. Auflage. Der ganze Reichthum der ideal angelegten und hochstrebenden Jünglingsnatur — vom 18. bis 30. Lebensjahre — ist in diesen oft entzückend liebenswürdigen, oft grüblerisch tiefsinnigen, immer aber originellen und bedeutenden Briefen niedergelegt; besonders interessant sind die Auszüge aus seinen Briefen an die Braut Clara, die Schumann sich bekanntlich erst nach schweren Kämpfen mit Vater Wieck eroberte. Hoffentlich steht nun nach dem Tode der herrlichen Frau der vollständigen Herausgabe nichts mehr im Wege. Endlich Rudolf v. Ihering's Weihnachtsgabe für das juristische Publicum „Ernst und Scherz in der Jurisprudenz", schon in 7. Auflage. Diese geistsprühenden Plaudereien, von denen der Göttinger Rechtslehrer Einiges zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht hat, wie z. B. die drastische Polemik über das ihm widerwärtige Sprichwort „Ausnahmen bestätigen die Regel," verdient ein unentbehrliches Juristenbrevier werden zu wollen.

Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. Von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz.) Pünktlich wie jedes Jahr stellt sich auch für das nahende Weihnachtsfest der Münchner Meister wieder mit einem neuen Bande Novellen ein, an denen seine große und treue Gemeinde ihre Freude haben wird. Diese Unerschöpflichkeit im Erfinden neuer Erzählungsmotive, dieser Reichthum an psychologischer Kunst, die nur selten einmal in Künstelei umschlägt, dies behagliche Plaudern und geistreiche Schildern — Alles ist doch ein Unicum in unserer heutigen Literatur, wo die Modernen und Modernsten sich gewöhnlich schon mit ihrem ersten Buch ausgeben und die spätere Fingerfertigkeit nur zum Verschleiern ihrer absoluten Ausgeblasenheit verwenden. Auch hier überrascht uns der ewig junge Heyse vor Allem wieder durch die Mannigfaltigkeit seiner Erfindung; tragische, tragikomische und derbkomische Stoffe — in jedem Genre bleibt er ein Meister der Erzählungskunst. Das tragische Medea-Motiv haben wir schon oben bei Erwähnung der Krabbe'schen Ausgabe berührt; das tragikomische finden wir in der nachdenklichen Geschichte von dem untröstlichen Wittwer, der sich doch von einer Kokette trösten läßt und seine Untreue durch Selbstmord büßt. Nicht einverstanden sind wir hier mit dem Spott über den „langweiligen" Jocelyn von Lamartine; er beweist nur, daß die französische Lyrik den meisten Deutschen und sogar einem congenialen Uebersetzer wie Heyse unverständlich bleibt, was ja auch der gewaltige Victor Hugo bei uns erfahren mußte. Eine feine Arbeit ist auch „Verrathenes Glück", aber wir geben doch den zwei humoristischen Novellen den Vorzug, dem „Sohn seines Vaters" und noch mehr den allerliebsten „Abenteuern eines Blaustrümpfchens." Hier in diesen anmuthvollen Schilderungen der Milieus studirenden und dabei in allerlei Gefahren gerathenden Landrichtersbraut und Auchdichterin steckt der ganze Heyse mit all' seiner Liebenswürdigkeit, seiner feinen Ironie, seiner milden und doch so tiefen Welt- und Herzenskunde. Es steckt aber auch ein köstliches Lustspiel darin, das der Verfasser sich nicht von Anderen wegnehmen lassen, sondern selbst auf die Bühne bringen sollte, ein würdiges Seitenstück zu Wilbrandt's Malern. Heute wo die naturalistischen und symbolistischen Experimente der Reihe nach versagen, verlangt das Publikum wieder nach gesünderer Kost. Die Herzensheiterkeit eines Heyse wird jetzt auch auf der Bühne wieder zeitgemäß werden können.

Nach all' den billigen Classikerausgaben ist es eine erfreuliche Erscheinung, wenn ein Verleger wieder einmal den Muth hat, schöne elegante Ausgaben zu veranstalten. So liegt uns aus dem Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart wieder ein Bändchen vor: „Schiller's Gedichte", Miniaturausgabe in reizendem Liebhaber-Einband, 28 Bogen mit schöner deutlicher Schrift auf holzfreiem Papier gedruckt, zum Preise von drei Mark! Das schmucke Bändchen schließt sich an die früher erschienenen Bände: Goethe's Gedichte, Faust, Wallenstein, Buch der Lieder, Heine's Neue und Letzte Gedichte, Rückert's Liebesfrühling, Uhland's Gedichte an. Auch C. F. Amelang's Verlag in Leipzig überrascht uns angenehm mit einem allerliebsten, ganz in Leder gebundenen „Faust" auf gutem Papier, mit prächtigen alten Typen gedruckt, eine wahre Freude für unsere Bibliophilen. Amelang plant in zwangloser Folge die Perlen unserer Literatur den wirklichen Bücherfreunden in einer einfach vornehmen und individuellen Ausstattung zu bieten, und sendet diesen „Faust" als ersten Fühler in die Welt. Möge er Erfolg und Nachfolge finden!

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Hermann Gesenius
in Halle a/S.

Neuigkeiten 1898.

Mit Illustrationen.

Charles Dickens.
Deutsch von **Auguste Scheibe.**

Das Heimchen am Herd.
Ein Hausmärchen. Mit 5 Illustrationen.
Elegant geb. 2 Mark.

Ein Christabend.
Eine Geistergeschichte. Mit 5 Illustrationen.
Elegant geb. 2 Mark.

Tegnér's Frithjofs-Sage.
Aus dem Schwedischen von **G. Mohnike.**
25. Aufl. Kabinett-Ausgabe.
Neu bearbeitet von **J. V. Widmann.**
Mit 1 Lichtdruck. Elegant geb. 3 Mark.

Illustrirtes Verzeichnis meiner Geschenklitteratur auf Verlangen gratis.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Zeitschrift für ***Elektrotechnik***
und ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.
sowie für ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

Abonnementspreis: **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute als Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall- und Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall- und Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller und elektrotechnischer Fabriken und Werkstätten, Walz- und Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der
Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hohenzollernsagen.

Ein Balladenkranz

von

August Sturm.

Gr. Octav. 49 S.

Preis geb. M. 1.50.

Leipzig. Carl Jacobsen.

Festgeschenke u. Neu.

Preise für Expl. in f. Orig.-Einbänden:

Album Oldenb. Dichter. Herausg. v. Fr. Poppe. ℳ 3.

Allmers, H., Werke. 6 Bde. ℳ 19.

— Dichtungen. 3. Aufl. ℳ 4.

— Röm. Schlendertage. 9. Aufl. 20 Vollbilder. ℳ 7.

— Marschenbuch. 3. Aufl. ℳ 7.

— Aus vergangener Zeit. ℳ 4.

Bulthaupt, Dramaturgie. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 7. Aufl. ℳ 6. | Shakespeare. 6. Aufl. ℳ 6. **Neu.** | Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 4. Aufl. ℳ 6.

— Durch Frost und Gluthen. Gedichte. 2. Aufl. ℳ 5.

Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 4. Aufl. ℳ 5.

— Winternächte. Gedichte. 4. Aufl. ℳ 5.

Byron's Manfred. Dram. Dichtg. Aus ihr. Grundgedanken erkl. ℳ 1,60. **Neu.**

Poppe, Zwischen Ems u. Weser. ℳ 7.

— Deutschl. Heldenkampf. 2. Aufl. ℳ 3,50.

— Am Lebensborn. Gedichte. ℳ 4.

Riemann, Die Getreuen in Jever. Illustr. ℳ 1,50.

Rittershaus, E., Buch d. Leidensch. 4. Aufl. ℳ 3.

— Sommertage. 4. Aufl. Mit Portr. d. Dicht. ℳ 5.

Roland, Emil, (Emmi Lewald), Gedichte. ℳ 3.

— Cantor v. Orlamünde. Dicht. 2. Aufl. ℳ 2.50.

— Italien. Landschaftsbilder. ℳ 4.

Ruseler, Gudrun. Schauspiel. ℳ 3.

Salomon, Spazierg. in Süd-Italien. Illustr. ℳ 4.

Schwartz, A., Vaterländische Ehrentage. 17. Aufl. 60 ₰.

Volksbote. Volkskal. 62. Jahrg., reich illustr. 50 ₰.

Wolff, Eug., Poetik. ℳ 5. **Neu.**

— Zwei Jugendlustspiele v. H. v. Kleist. ℳ 3. **Neu.**

Wolff, Dr. W., Von Banana zum Kiamwo. ℳ 5.

Zabel, Eug., Zur mod. Dramaturgie** Frankreich. Spanien. Rußland. Ungarn. Skandinavien. England. Italien. ℳ 6. **Neu.** * Deutschl. unt. d. Presse.

Zimmermann, Kolon.-geschichtl. Studien. ℳ 7.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchh. **Oldenburg.**

Romane

von **guten** deutschen Autoren, mit **spannender** Handlung und zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden **gesucht.** Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** bef. d. Exp. d. Bl.

Soeben erschien:

Schwedische Konversations-Grammatik

zum Schul- und Privatunterricht

von

Dr. Ed. Th. Walter,

vormals Lektor an der Universität Lund (Schweden),

8°. Lwdb. Mk. 4.60. **Schlüssel dazu** 8°. kart. Mk. 1.60.

Die Lehrbücher der **Methode Gaspey-Otto-Sauer** umfassen bis jetzt **Arabisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Neugriechisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Türkisch, Ungarisch.** Sie bestehen aus **Grammatiken, kleinen Sprachlehren, Lese-, Uebersetzungs- und Konversationsbüchern.** Vollständige Verzeichnisse gratis und franko.

Zu beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags von

Julius Groos' Verlag in Heidelberg.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Kürschners Bücher

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Frau Musika. 530 Musikstücke für Klavier und Gesang. Kl. Folio. ca. 600 Seiten. Illustr. von A. v. Schrötter. Brosch. 8 Mk., eleg. in Leinwand geb. M. 10.—, in 2 Bde. geb. M. 12.50. Untrennbarer Bestandtheil eines jeden Klaviers. Anmuthige und lehrreiche Schilderung des Laufes des Jahres und des menschlichen Lebens, musikalisch illustr. von den besten Kompositionen aller Art.

Jahrbuch 1899. Ein Kalendarium und Nachschlagebuch für Jedermann. ca. 500 S. 8°. Alle nur erdenklichen Informationen über alle Gebiete des Wissens u. Lebens, aus Vergangenheit u. Gegenwart. Handbuch, das jeder haben muss, der seinen Vorteil wahrt. In farb. Umschl. 1 Mk.

Das ist des Deutschen Vaterland. Das schönste Prachtwerk über Deutschland. 1275 Illustrationen. In 12 farb. Lwbd. 12 Mk.

Universal-Konversations-Lexikon. 23,5×18 cm geb. Auf 213 600 Zeilen der Inhalt vielbändiger Lexika in 1 Bd. 2700 Illustr. **3**

Welt-Sprachen-Lexikon. 300 960 Zeilen. Praktische deutsch-engl.-französ.-ital.-latein. Wörterbücher, ein Fremdwörterb. etc. **Mark.**

Kürschners Bücherschatz. Jede Woche ein reich illustrirt. Band von ca. 128 Seiten mit Porträt und Autobiographie des Verfassers. Die billigste Romanbiblioth. Beste Autoren Mitarbeiter. **20 Pfennig.**

Der grosse Krieg 70/71 in Zeitberichten. Preis Mk. 3,50 1228 Sp. Text. ca. 320 Illustr. Orig. u. unmittelbarste Geschichte d. Krieges.

Die Welt in Photographien. Originalphotogr. in Kabinet mit erl. Text. ca. 3000 Blatt erschienen. à Bl. 20 Pf., je 10 Bl. in Mappe M. 2.—; hochelegante Albums zum Sammeln f. M. 3.—, 4.—, 5.—, 6.—.

Prospekte durch Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9. u. alle Buchhandlungen.

Schönste Geschenke

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

Die Chemie im täglichen Leben.

Gemeinverständliche Vorträge.

Von Prof. Dr. **Lassar-Cohn** (München).

Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 21 Abbildungen.

1898. Gebunden 4 M. Postporto 20 Pf. (Ausland 50 Pf.).

Der Einband ist nach der Zeichnung von Prof. Widnmann an der Kunstgewerbeschule in München höchst elegant und künstlerisch in Gold- und Buntdruck ausgeführt.

„Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, dass ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für gebildete verständlich schreiben kann." *Westermanns Monatshefte.*

„Niemand wird dieses Werk lesen können, ohne eine Fülle von Belehrung daraus zu schöpfen, die er vergeblich in irgend welchen anderen uns bekannten populären Büchern suchen würde. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung, die es vollauf verdient." *Prometheus.*

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

18 I. U. Lib. 5 Jan. '99

№ 50. Berlin, den 17. December 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur neuen Militärvorlage. Von Miles. — Rußlands nationale Entwickelung. Von Paul Milukow. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer. — Puvis de Chavannes. Von A. Brunnemann (Paris). — **Feuilleton.** Gespenster. Von A. v. Kameke. — **Aus der Hauptstadt.** Eine weise Politik. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals der „Dresdener Zola". Von Karl Gjellerup. — Notizen. — Anzeigen.

Zur neuen Militärvorlage.

Wenn irgend etwas außer der Abneigung einzelner Mächte gegen den Rüstungs-Einschränkungsvorschlag des Zaren dazu beitragen kann, denselben scheitern zu lassen, so dürfte dies die neue Militärvorlage sein, die ein deutliches Zeichen dafür bildet, daß man deutscherseits nicht im Mindesten gewillt ist, auf einen Stillstand, geschweige denn eine Einschränkung der Rüstungen einzugehen. Sie kann somit als unsere Antwort auf den Vorschlag des Zaren betrachtet werden und ist daher nur geeignet, nicht nur in Rußland, sondern auch alle diejenigen Staaten gegen uns einzunehmen, die der Einschränkung der Rüstungen aufrichtig zuneigen. Der Augenblick des Einbringens der Vorlage erscheint daher schon aus diesem Grunde schlecht gewählt, und man hätte jedenfalls das Ergebniß der Friedensconferenz abwarten müssen. Die geforderte neue Heeresverstärkung verlangt als erste Rate pro 1899 etwa gegen 14000 Mann incl. Unterofficiere für das preußisch-sächsische und württembergische Contingent, sowie in Summa 80 Batterien mit 480 Geschützen; sie fordert eine Etatserhöhung oder Auffüllung bei 39 Infanterie-Regimentern, deren Bataillone niederen Etats von 501 Mann, wie es scheint, auf den mittleren Etat von 573 Mann gebracht werden sollen. Das aus dem drei Divisionen zählenden bayerischen zweiten Armeecorps zu formirende dritte bayerische Corps wird erst später gebildet werden, und außer den zunächst zu formirenden 46 Batterien später weitere 34, so daß die gesammte, innerhalb der nächsten vier Jahre geplante Heeresvermehrung an Mannschaften 23277, an Unterofficieren 3299, an Officieren, Beamten und Aerzten 1135 Köpfe, und somit eine Gesammterhöhung der Friedenspräsenz-Ziffer um 27711 Köpfe, 7202 Pferde und 320 bis 480 Geschütze, je nach dem Etat der Batterien erfordern wird, und auf eine jährliche Mehreinstellung von ca. 11000 Recruten zu rechnen ist. Hierin aber liegt ein starkes Kriterium gegen die neue Militärvorlage. Denn wir können, ohne auf noch minderwerthigeren Heeresersatz wie bisher zurückzugreifen, diese Anzahl der Recruten, zu der noch die 8000 Köpfe betragende Verstärkung der Marine hinzukommt, nicht aufbringen und müßten daher entweder in der Praxis des Aushebungsgeschäfts die Anforderungen an die Diensttauglichkeit abermals herabsetzen oder die Wehrordnung zu diesem Behuf ändern. Bei einer erneuten Herabminderung der Ansprüche an die völlig einwandfreie Diensttauglichkeit oder bei schärferer Beurtheilung der Reclamationsgesuche ließe sich allerdings die Anzahl der alljährlich überschießenden Militärpflichtigen auf 30000 Mann einschätzen und selbst je nach Bedarf einer neuen Heeresvermehrung noch höher; dieselbe würden jedoch entweder nicht völlig einwandfrei diensttauglich oder abkömmlich sein. Es liegt nicht der mindeste Grund für die Annahme vor, daß die Anzahl der nach den Ergebnissen des Heeres-Ergänzungsgeschäfts 1897 und 1896 überzählig gebliebenen Diensttauglichen von 5675 bezw. 9823 Mann, 1898 bedeutend größer gewesen wäre. Daher würde selbst in diesem Falle auf die Dauer nicht über mehr als 9800 Mann jährlich zu rechnen sein, wenn man die bisherigen Anforderungen an die Diensttauglichkeit und Berücksichtigung der häuslichen Verhältnisse festhält. Dabei sind große Epidemien, wiederholte Mißernten und Kriege, die die Armee längere Zeit in fremdes Land führen, noch nicht in Anrechnung gebracht. Für die allein pro 1899 geforderten ca. 13773 Mann sind daher vielleicht de facto nur ca. 9800 Mann oder vielleicht selbst nur etwa 6400 verfügbar; es reicht diese Anzahl daher schon für diesen ersten Mehrbedarf, geschweige denn für den ferneren Gesammtbedarf von 23277 Gemeinen und den künftigen dauernden von etwa 17000 Recruten, sowie ferner den für die Verstärkung der Marine um 8000 Mann auch nicht im Entferntesten aus. Die geplante Heeresverstärkung ist somit mit einer abermaligen Herabminderung der Diensttauglichkeit des Heeresersatzes verknüpft, die die Ausbildung erschwert, Invalidisirungen und Pensionirungen erhöht und daher von sehr zweifelhaftem Werthe ist. Ueberdies entzieht sie alljährlich allerdings abermals im Verein mit dem gesteigerten Marine-Ersatzbedarf etwa 18000 der leistungsfähigsten Arbeitskräfte dem Lande. Sie erfordert eine abermalige Erhöhung um über $27^1/_8$ Millionen der dauernden Ausgaben und an einmaligen außerordentlichen Ausgaben eine solche von über $132^2/_8$ Millionen, in einer Periode während deren letzten Jahrzehnts allein der Reichstag gegen $^3/_4$ Milliarden an Mehrausgaben für Heer und Flotte bewilligt hat.

Die Begründung der Vorlage weist unter nur kurzer Berührung der organisatorischen Verhältnisse auf die in letzter Zeit erfolgten Heeresverstärkungen Frankreichs und Rußlands hin. Allein Frankreich hat mit der Formation seines neuen VIbis Armeecorps nur die Anzahl der deutschen Armeecorps nämlich zwanzig erreicht; an Infanterie-Divisionen besitzt es sogar eine weniger als Deutschland, da die Besatzungs-

Digitized by Google

division von Tunis aus den übrigen Armeecorps entnommenen Truppentheilen gebildet und von Tunis unabkömmlich ist. Die französische Infanterie incl. Jäger ꝛc. zählt zur Zeit 584 Bataillone mit 2420 Compagnien, zu welchen vier Bataillone hinzukommen sollen; allein bis jetzt ist erst eine Anzahl einzelner Compagnien als Stamm für diese vier Bataillone bei einer Anzahl von Regimentern aufgestellt, und diese geplante, in Folge der geringen Bevölkerungszunahme Frankreichs vor der Hand noch als undurchführbar zu betrachtende Maßregel würde nur eine Heeresvermehrung um 149 Officiere und 12542 Mann ausmachen. Die deutsche Infanterie incl. Jäger besteht dagegen schon heute aus 624 Bataillonen mit 2496 Compagnien; dabei sind die Etats der Bataillone von 501 bezw. 573 und 639 Mann im Durchschnitt weit höher als die der französischen 435 Linien-Bataillone von 504 Mann; dagegen haben die 145 französischen Linienregimenter bereits im Frieden je ein Bataillonscadre complémentaire für die Formation der vier Bataillone im Kriegsfall, und sind die 30 französischen Jäger-Bataillone zu sechs Compagnien und die 18 Regional-Infanterie-Regimenter Nr. 145—602 zu vier Bataillonen formirt. Ferner dürften immer noch einige der französischen 13 Marine-Infanterie-Regimenter, obgleich ihre Aufgaben sie auf die Küsten- und Hafenplätze und die Colonien verweisen, für die französische Infanterie in Anrechnung zu ziehen sein; Keim nimmt dafür 26 Bataillone in Betracht, was die Anzahl der französischen Infanterie-Bataillone auf 610 erhöhen würde. An Feld- und Fußartillerie besitzt Frankreich 2274 bespannte Geschütze in 508 Feld- und 103 Fußbatterien, Deutschland dagegen 494 Feldbatterien und die Batterien von 25 Fußartillerie-Bataillonen mit 149 Compagnien. Keim berechnet die Ueberlegenheit der französischen Batterien auf 46. Die französische Cavallerie ist 446 Escadrons, die deutsche 465 Escadrons stark. Ungeachtet der nur dann sehr beträchtlichen numerischen Ueberlegenheit der französischen Infanterie an Cadres, wenn man sämmtliche 13 Marine-Infanterie-Regimenter mit ihren 178 Compagnien und die sieben Eingeborenen-Infanterie-Regimenter in Tonking, Anam, Madagascar, im westlichen Sudan und in Martinique ꝛc. und die übrigen Marinetruppen im In- und Auslande in Betracht zieht, sowie diejenigen der französischen Artillerie, beträgt jedoch heute das gesammte Plus an Officieren, Unterofficieren und Mannschaften des französischen Heeres über das deutsche, bei einer Gesammt-Sollfriedensstärke des Ersteren für 1897 an 28409 Officieren und 561141 Unterofficieren und Mannschaften, gegenüber der des deutschen Heeres von 23088 Officieren, 557446 Unterofficieren und Mannschaften, nur rund 5320 Officiere und 3700 Unterofficiere und Mann und eine Geschützzahl von 46 Batterien. Mit diesem Plus hat Frankreich jedoch als Stamm für die betreffenden Reserve- und Territorial-Formationen die Aufgaben der Besetzung und Sicherung der zu Aufständen geneigten Gebiete von Algier, Tunis, Westafrika, Madagascar und des gesammten französischen Indo-Chinas zu erfüllen, wobei es sich nicht auf die dortigen Eingeborenen-Truppen verlassen kann, sondern dazu unbedingt eines starken Stammes von Truppen der ersten Linie bedarf, die in Summa wohl auf zwei Divisionen veranschlagt werden können.

Was Rußland betrifft, so wird sein Friedenspräsenzstand nach schwer controllirbaren Angaben auf 30000 Officiere und 860000 Mann und somit auf etwas über ein Drittel höher als der des deutschen Heeres veranschlagt. Die Anzahl seiner Friedens-Armeecorps beträgt nach der jüngst erfolgten Heeresvermehrung 24, mit in Summa 51 Infanterie-Divisionen. Für die Beurtheilung dieser starken numerischen Ueberlegenheit kommen jedoch mehrfache Momente ganz wesentlich in Betracht. Zuerst die ungeheuren Räume Rußlands, seine Bevölkerungsziffer von heut rund 130 Millionen und sein Jahres-Rekrutencontingent von 264300 Mann, 1897 sogar 282900 Mann, der völlige Mangel an Eisenbahnen in allem nichteuropäischen russischen Besitz und die ungeheure Ausdehnung der Gebiete, die Rußland in Kaukasien, Transkaspien, China, Turkestan, am Amur und in der Mandschurei (Liaotung) besetzt zu halten und zu sichern hat. Der heutige Friedensstand an russischen Truppen im Amur-Gebiet und auf Liaotung wird auf über 30000, der in Süd-Turkestan auf über 41000 Mann veranschlagt und im Militärbezirk Kaukasus stehen 3 Infanterie- und 2 Kosaken-Divisionen, sowie ferner eine beträchtliche Anzahl von Armeecorps weit ab von der Westgrenze im Innern Rußlands, so daß während allerdings $^2/_3$ des russischen Heeres in Russisch-Polen an der Westgrenze dislocirt sind, das übrige Drittel bei den ersten besonders wichtigen Hauptentscheidungen bei Ausbruch eines Krieges nicht rechtzeitig einzugreifen vermag und überhaupt zum größten Theil an die erwähnten Gebiete gefesselt bleibt. Dazu fällt noch besonders in's Gewicht, daß die Truppen an der Westgrenze sich nahezu auf Kriegsetat befinden, und somit bei der Mobilmachung nur wenig anwachsen.

Bei dieser Gesammtsachlage erscheinen daher die seit der letzten deutschen Heeresverstärkung eingetretenen Heeresvermehrungen in Frankreich und Rußland — im ersteren Lande überdies sehr unbedeutend — keineswegs etwa derartig bedrohlich, um uns gebieterisch zu der geforderten neuen Heeresverstärkung zu zwingen. Rußland wird, wie heut als feststehend gilt, für Frankreich zur Wiedererlangung Elsaß-Lothringens nicht eintreten, und Frankreich ist in seinem Heer weder qualitativ noch bald auch numerisch nicht mehr stark genug, um allein uns mit Aussicht auf Erfolg angreifen zu können. Ueberdies tritt im Falle seines Angriffs der casus foederis für die übrigen Dreibundsmächte ein. So lange der Dreibund unerschüttert besteht und sich nicht Symptome bemerkbar machen, die seine Verlängerung zweifelhaft scheinen lassen, genügt daher unsere heutige Heeresstärke vollständig, und namentlich ist der von manchen Seiten erhobenen Forderung entgegen zu treten, daß mit der Zunahme der Bevölkerung auch die Heerespräsenzziffer beständig wachsen müsse. Denn die Heerespräsenzstärke ist nicht Selbstzweck, sondern nur das Mittel zu dem Zweck; das Reich zu sichern. Erreichen wir diesen Zweck jedoch mit nur 1% der Bevölkerung oder mit, wie zur Zeit, etwas darüber, so liegt dies offenbar sehr im wirthschaftlichen Interesse des Landes. Außer der abermaligen Herabsetzung der Diensttauglichkeits-Anforderungen und abermaligen starken Anspannung der Finanzen für das Heer fällt zur Beurtheilung der Vorlage ganz besonders in's Gewicht, daß das Reich mit der jüngsten Flottenvermehrung und seiner neuen Colonialvertretung die Bahn maritimer und colonialer Weltmachtpolitik im Interesse des wirthschaftlichen Wettbewerbs im Welthandel betreten hat und dafür ferner sehr starke Mittel aufzuwenden genöthigt sein wird. Wenn schon die vorhandenen Wirthschaftserträge für die heut geforderte abermalige Verstärkung des Landheeres nicht ausreichen, so ist es offenbar mehr als fraglich, ob sie in dem Maße zunehmen werden, um den zu erwartenden erneuten Anforderungen auf maritimem und colonialem Gebiet zu entsprechen. Wir würden daher mit der neuen Forderung die Mittel des Budgets für das Landheer wie die Arbeitskräfte des Landes derart anspannen, daß uns voraussichtlich sehr wenig Spielraum für die Aufwendungen für die fernere maritime, coloniale und wirthschaftliche Entwickelung bliebe und überdies die Förderung aller übrigen Zweige des Staatslebens darunter leiden müßten. Schon heute aber kann als fast gewiß gelten, daß 1906 eine neue Flottenvorlage der bis dahin bewilligten folgen wird. Die Worte „der Dreizack gehört in unsere Faust“ und „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ lassen mit größter Bestimmtheit hierauf schließen.

Was die Hauptpunkte der bereits in ihren Umrissen allgemein bekannten Vorlage im Speciellen betrifft, so bestehen

Digitized by Google

sie in der Reorganisation der Feldartillerie und ihrer Vermehrung um zuerst 48, später 32 Batterien mit 288 bez. 480 Geschützen, in der Bildung vorläufig zweier neuer des XVIII. und XIX. Armeecorps, der sich die des dritten bayrischen Corps anschließen wird, die der Erhöhung bezw. Auffüllung der Etatsstärke bei 39 Infanterie-Regimentern, in Schaffung von 93 neuen Stäben und in der Errichtung dreier Telegraphen-Bataillone, je einer Verkehrs- und Telegraphen-Inspection, der Errichtung einiger Truppentheile beim Württembergischen Contingent und einer Erhöhung der Heerespräsenzstärke allein pro 1899 um gegen 14 000 Mann ausschließlich der Unterofficiere. Neben der weiteren Forderungen der auf 4 Jahre berechneten und bis zum 31. März 1904 das dritte bayerische Armeecorps umfassende Gesammtvorlage beziffern sich die erhobenen Ansprüche auf rund 23 000 Mann und 4437 Officiere, Unterofficiere, Militärbeamte und sonstiges Unterpersonal. Der Reorganisation der organisatorisch und tactisch ungleich gegliederten Feldartillerie könnte im Rahmen der vorhandenen Heerespräsenzstärke, falls sie nicht beträchtliche Opfer erfordert, näher getreten werden, d. h. man könnte die geforderte Neugliederung der Zutheilung der Feldartillerie an die Divisionen und die Vermehrung der betreffenden Stäbe eventuell bewilligen, jedoch die sehr beträchtliche abermalige Vermehrung der Batterien um 48 mit 288 Geschützen bis auf Weiteres ablehnen. Betreffs der Bewilligung der neuen Armeecorps und der Etatserhöhung von 39 Infanterie-Regimentern wird es ganz davon abhängen, ob dieselbe nicht zu bedeutende Mittelaufwendungen erfordert, die in andern dringenderen und productiven Richtungen im Staatshaushalte zu verwenden wären. Dasselbe aber gilt hinsichtlich der übrigen Etatserhöhungen, sowie der Verkehrs- und der Telegraphen-Truppen-Inspection, sowie der geforderten über den 2. Divisionsstab hinausgehenden zwei Divisionsstäbe, sowie der Neuerrichtungen von Pionieren und Train beim sächsischen Armeecorps. Dagegen dürften die geforderten drei Telegraphenbataillone, die Betriebsabtheilung der Eisenbahnbrigade und die zwei Halbinvaliden-Abtheilungen, sowie die diesen Dienstzweigen etwa entsprechenden Neuformationen beim sächsischen Contingent geboten sein. Was die sich unbedingt später anschließenden Forderungen für das neuzubildende dritte bayerische Armeecorps betrifft, so werden sich dieselben, um den normalen Durchschnitts-Truppenbestand eines Armeecorps bei ihm zu erreichen, auf die Neuerrichtung von drei Batterien und zwei Bataillonen sowie ein Trainbataillon, ein Pionier-Bataillon und event. ein Jäger-Bataillon und damit auf ca. 5500 Mann excl. der Officiere und sonstigen Stäbe beziffern, so daß sich der Gesammt-Mannschafts-Mehrbedarf der neuen Organisation auf ca. 23 000 Mann stellte. Da die Cavallerie des deutschen Heeres seit 1871 nicht vermehrt wurde, so ist in Anbetracht der Ueberlegenheit der russischen Cavallerie von 185 Escadrons unbedingt später auch eine stärkere Vermehrung der Cavallerie wie die von der neuen Vorlage geforderte von zehn Escadrons zu erwarten.

Nicht die Rücksicht auf eine Vermehrung der Commandostellen im Interesse des Dienstbetriebes, welche die Thronrede hervorhebt, sondern eine notorisch sehr bedeutende Heeresverstärkung ist es, welche in Anbetracht der als irrelevant nachgewiesenen Rüstungen Frankreichs und Rußlands die neue Heeresverstärkung hervorruft. Wenn Deutschland daher von Neuem sein Heer beträchtlich vermehrt, so kann die Antwort auf dieses Vorgehen bei den übrigen Mächten nicht ausbleiben. Eine Großmacht aber muß, um dem Rüstungswettbewerb ohne Ende endlich einen Riegel vorzuschieben, mit dem Beispiel vorangehen und Deutschland dürfte neben Rußland zweifellos diejenige Macht sein, die, gestützt auf ihre starken und gesicherten Bündnisse und ihr qualitativ bestes, nummerisch zweitstärkstes Heer der Welt, dazu unbedingt in der Lage wäre. Will aber die Regierung im Interesse des wirthschaftlichen Lebens der Nation dies nicht, so ist es die Pflicht des Reichstages, die neuen Rüstungen auf ein Mindestmaaß im Rahmen der derzeitigen Heerespräsenzstärke einzuschränken und innerhalb desselben Dasjenige im Heerwesen auszugestalten, was ohne zu große, erneute Opfer möglich ist. Miles.

Rußlands nationale Entwickelung.

Von Paul Milukow.*)

Von der Beobachtung der quantitativen und qualitativen Zusammensetzung der russischen Bevölkerung aus gelangen wir zu dem Schluß, daß Rußland in diesen beiden Beziehungen einen großen Unterschied im Vergleich mit Westeuropa darstellt. Dem Grade der Bevölkerungsdichte nach bleibt es lange hinter Westeuropa zurück und steht auf einem Punkte, der schon vor vielen Jahrhunderten von Westeuropa überschritten wurde; dabei bleibt die Frage, ob Rußland nach den örtlichen Verhältnissen fähig ist, dereinst die westeuropäische Bevölkerungsdichte zu erreichen, ungelöst. Die Vertheilung der russischen Bevölkerung auf das ganze russische Territorium vollzog sich im Laufe der ganzen Geschichte Rußlands, bis zu unserer Zeit, und ist noch jetzt lange nicht in das richtige Verhältniß zu den natürlichen Boden- und klimatischen Bedingungen gekommen. In ethnographischer Beziehung endlich zog ebenfalls durch die ganze Geschichte der Assimilirungsproceß verschiedener Stammeselemente, der gleichfalls noch nicht zu Ende gelangt ist.

Sodann zur wirthschaftlichen Entwickelung der russischen Bevölkerung übergehend, gelangen wir zu dem Schlusse, daß auch diese Entwickelung sich langsam vollzogen hat und auf einem verhältnißmäßig niedrigen Grade stehen geblieben ist. So sehen wir, daß durch die ganze Geschichte Rußlands der Proceß der Ausbeutung der Naturreichthümer des Landes, vorzugsweise der zoologischen, vor sich ging; daß der Ackerbau, ausgenommen im Centrum, sich sehr spät entwickelte, dabei immer noch auf die Erschöpfung der natürlichen Bodenkräfte sich beschränkte und auch jetzt noch auf sehr niedriger Entwickelungsstufe sich befindet. Die Industrie des alten Rußlands trug hauptsächlich einen häuslichen Charakter; die capitalistische Großindustrie dagegen wurde künstlich vom Staate in's Leben gerufen und konnte lange nicht ohne einen gesteigerten Schutz auskommen.

Der wirthschaftlichen Zurückgebliebenheit des Landes entsprach bis zur allerjüngsten Zeit der schlechte Zustand der Verkehrsmittel. Die Absonderung verschiedener Theile Rußlands führte zu einer Verminderung des Umfanges des inneren Marktes. Der innere Handel trug unter diesen Umständen einen ganz elementaren Karawanen- und Jahrmarktscharakter. Der Außenhandel Rußlands zeichnete sich durch seine Passivität aus und befand sich hauptsächlich in den Händen von Ausländern, die der russischen Waaren bedurften. Das Capital war selten, und seine Anwendung wurde, bei dem langsamen Tausche und der Größe des Risicos, mit äußerst hohen Procenten belohnt. Die schwache Entwickelung des industriellen Lebens hemmte die Entwickelung des Credits, und die ungünstigen Verhältnisse des Credits hinderten ihrerseits wieder die Entwickelung industrieller Unternehmungen und erhielten die Norm des Unternehmergewinns auf einem äußerst hohen Niveau. Die Creditinstitute ent-

*) Der Verfasser der hochbedeutenden „Skizzen russischer Culturgeschichte", von denen demnächst eine vortreffliche deutsche Uebersetzung von E. Davidson bei Otto Wigand in Leipzig herauskommt, versucht die Culturentwickelung des großen Slavenstaates nach der Methode der deutsch-englischen Sociologie darzustellen, d. h. den historischen Proceß durch das ökonomische Moment zu erklären, theils auf marxistischer, theils naturwissenschaftlicher Grundlage. Wir empfehlen das gedankenreiche Werk, dessen Schlußergebnisse hier zusammengefaßt sind.

Digitized by Google

standen erst vor hundert Jahren, Dank der Regierungsinitiative; die Privatinitiative gehört hier erst unserer Zeit an.

Auf solchem unsicheren Fundamente konnte sich nur eine sehr elementare gesellschaftliche Organisation, und auch diese nur sehr schwer und langsam, bilden. Bei der elementaren Entwickelung der materiellen Interessen fehlte es an wirthschaftlichen Verbindungen, die als Grundlage für eine scharfe Ständegruppirung hätten dienen können. Das gesellschaftliche Material war somit getrennt, formlos, chaotisch, gemischt, bis ein eben solches elementares Bedürfniß nach Steigerung der Staatsgewalt entstand. Dieses Bedürfniß wuchs in Rußland nicht von innen heraus, nicht in Folge der inneren Entwickelung der Gesellschaft, sondern in Folge einer äußeren Nothwendigkeit — der Landesvertheidigung. Die starke Staatsgewalt war zur kriegerischen Defensive des Landes nöthig, und die Kriegsbedürfnisse blieben lange Zeit die vorherrschenden des Staates. Zu ihrer Befriedigung mußte der Staat eine gesellschaftliche Organisation schaffen und befestigen. Es entstand somit eine Kreisverbindung der bäuerlichen (sowie der städtischen) Gemeinden zum Zwecke der Deckung des Geldbedarfes und eine Bezirksverbindung des Dienststandes zur Deckung des Heeresbedarfes. Mit der Steigerung der Staatsbedürfnisse und der Belastung der Bevölkerung mit Steuern erhielten diese Verbindungen immer mehr einen Zwangscharakter und führten endlich im 17. Jahrhundert zur Fesselung der Stände: des bäuerlichen ebenso wie des städtischen und dienenden Standes.

Diese Fesselung zog zum ersten Mal in Rußland scharfe Grenzen zwischen den Ständen und trug wesentlich zur Entwickelung ihrer inneren Organisation bei. Mit dem 18. Jahrhundert beginnt eine entgegengesetzte Bewegung zur Entfesselung der Stände, und unter directer Mitwirkung der Regierung nehmen die Stände den Geist innerer Selbständigkeit in sich auf. Diese Entwickelung des Classengeistes im 18. Jahrhundert hatte aber keinen Boden in der Geschichte der russischen Stände und erwies sich sachlich und zeitlich als fremdes Product der Uebergangsepoche; die weitere Entwickelung der gesellschaftlichen Selbstbethätigung vollzog sich im entgegengesetzten Sinne der Ständelosigkeit, und als Resultat ergab sich in unserer Zeit eine vollständige Zerstörung und Durchmischung der alten Standeselemente.

Dieselben Ursachen, die die Entwickelung des Ständelebens in Rußland hemmten, sollten scheinbar zur Entwickelung des Staatswesens beitragen. Das Staatswesen Rußlands stand aber nicht im Conflicte mit dem Ständeleben und benutzte oder schuf sogar Ständegruppen als Hülfsmittel für seine Regierungszwecke. Die Ursache war, daß es der Regierung lange an eigenen Regierungsorganen mangelte: die Entwickelung einer regelmäßigen Administration vollzog sich in Rußland äußerst langsam. Die Regierungsinstitutionen sind unter dem Einflusse unabweislicher Bedürfnisse in's Leben gerufen worden und trugen dementsprechend vorzugsweise einen finanziellen und militärischen Charakter. Die eigentliche Administration aber und die Rechtspflege standen für die Regierung in zweiter Linie und schlossen sich an die finanziellen und militärischen Institutionen an. Die systemlose Anhäufung von „Prikazen" (Befehlen), die Concentrirung aller provinzialen Angelegenheiten in Moskau, vorzugsweise in finanziellen und militärischen Einrichtungen — das sind die Hauptzüge der alten Moskauer Verwaltung.

Der Uebergang zur neuen Ordnung wurde durch die Einführung systematisch koordinirter centraler Institutionen und durch die Organisation einer mehr oder weniger selbstständigen örtlichen Einheit geschaffen. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, seit Katharina II., wurde in Rußland eine regelmäßige Gebietseintheilung geschaffen, seit Alexander I. wurden regelmäßige Beziehungen zwischen den Gebieten und der Centrale geschaffen, und seit Alexander II. ein gewisser Theil der Gebietsadministration der örtlichen Selbstverwaltung sämmtlicher Stände übergeben. Erst in diesem Zeitabschnitt erlangte die Regierung die Möglichkeit, auf dem Gebiete der Administration systematisch weitere Staatsaufgaben zu verfolgen, in der Bevölkerung das Gefühl der Gesetzlichkeit zu erwecken und durch die genauere Bestimmung dessen zu fördern, was als Gesetz gelten soll, sowie durch eine wirksamere Aufsicht über die Anwendung des Gesetzes. Erst zu dieser Zeit endlich wurde die Befreiung eines ganzen Standes von der Gewalt eines Anderen möglich, sowie die Ausgleichung in den Bürgerrechten und -pflichten verschiedener Classen und die Herstellung eines für Alle gleichartigen Rechtes und eines für Alle gleichen Gerichts.

Wenn wir den Gesammteindruck formuliren wollen, den wir beim Vergleich aller hier berührten Seiten des russischen Werdeganges mit denselben Seiten der Entwickelung Westeuropas wahrnehmen, so könnten wir diesen Eindruck auf zwei Grundzüge zurückführen. In der russischen geschichtlichen Evolution fällt in's Auge erstens ihr äußerst elementarer Charakter, zweitens ihre große Eigenartigkeit. Diese beiden Züge sind schon lange erkannt worden, und jeder von ihnen wurde zur Grundlage einer der beiden entgegengesetzten Anschauungen über den Gang der russischen Geschichte. Nach der ersten dieser Anschauungen wäre die russische Geschichte etwas so Eigenartiges, daß wir nichts Aehnliches in irgend einem anderen historischen Processe finden. Zwischen Rußland und Europa sei nichts Gemeinschaftliches, ebenso wie wir nichts Gemeinschaftliches zwischen zwei verschiedenen zoologischen Typen, z. B. zwischen Fischen und Säugethieren, finden können; in der Grundlage ihrer historischen Entwickelung lägen ganz verschiedene, einheitliche und in Bestandtheile unzerlegbare, nationale Typen, die unter sich unvergleichbar und incommensurabel seien. Alle einzelnen Züge jedes nationalen Typus rührten aus seinem Grundwesen her und befänden sich miteinander in einem unzerreißbaren Zusammenhange. Irgend welchen Zug eines dieser Typen einem anderen einzuimpfen, sei ebenso unmöglich, wie einen Fisch mit den Lungen oder ein Säugethier mit den Kiemen athmen zu lassen. Es sei daher im Allgemeinen wie im Einzelnen die historische Entwickelung des russischen Volkes — so auch jetzt und künftig — ganz eigenartig, originell und keiner anderen nationalen Geschichte ähnlich.

So ist die Anschauung der russischen Nationalisten über die russische Geschichte. Eine andere Auffassung rührt aus der Beobachtung des zweiten Zuges her: der elementaren Art der historischen Entwickelung Rußlands. Nach dieser Anschauung durchlaufen alle Völkerschaften eine gleiche Leiter der gesellschaftlichen Entwickelung, und der ganze Unterschied der russischen Geschichte von der westeuropäischen besteht nur darin, daß sie bis jetzt noch nicht über die ersten Stufen dieser Leiter hinausgekommen ist. In Zukunft werde Rußland seine Evolution forsetzen und dieselben Stufen durchgehen, die von Westeuropa schon durchlaufen sind.

Welche von diesen zwei Anschauungen ist nun die richtige? Stellt denn Rußland einen ganz besonderen Typus nationaler Entwickelung dar, oder steht es erst auf einer der von Europa schon längst durchlaufenen Stufen? Die Wichtigkeit dieser Frage erhellt, wenn wir wahrnehmen, daß von dieser oder jener Antwort die Vorstellung von der weiteren Entwickelung, von der Zukunft Rußlands abhängt. Die Wichtigkeit der Frage erfordert die äußerste Vorsicht bei ihrer Beantwortung. Wir werden wohl am besten verfahren, wenn wir keiner dieser extremen Anschauungen in ihrer reinen Form annehmen. In beiden ist nämlich Wahrheit mit Irrthum vermengt; und wenn wir aus den beiden den in ihnen enthaltenen Wahrheitskern ausscheiden, müssen wir zu dem Schlusse gelangen, daß im Grunde genommen beide Anschauungen nicht so sehr weit auseinander gehen, wie es auf den ersten Blick scheinen mag.

Die Anschauung der Nationalisten ist darin verfehlt, daß

Digitized by Google

das geschichtliche Resultat keiner Analyse unterworfen und als unzerlegbares Ganzes betrachtet wird. Die Anschauung ihrer Gegner (der Bequemlichkeit wegen — obwohl nicht ganz genau — wollen wir sie als „Westler" bezeichnen) führt zwar die erforderliche Analyse durch, aber bleibt doch bei der ersten Bedingungsgruppe stehen und abstrahirt von den übrigen. Wäre wirklich das gesammte geschichtliche Leben der Völker auf die innere organische Entwickelung der Gesellschaft zurückzuführen, hätte sich die Entwickelung der inneren Tendenz durch nichts Nebenartiges complicirt, so würden dann allerdings alle menschlichen Gesellschaften dieselben Entwickelungsstufen in derselben Nacheinanderfolge durchlaufen, und wir könnten leicht nach gewissen Merkmalen bestimmen, auf welcher Stufe Rußland steht und welche es noch zu durchlaufen hat.

Aber gerade in Bezug auf Rußland wissen wir bereits, wie der innere Gang seiner Entwickelung unter dem mächtigen Einflusse der zweiten Bedingung, der historischen Umgebung, sich modificirt hat. Könnte man annehmen, daß diese Bedingung nur eine Hemmungswirkung ausübte, daß sie das Wachsthum Rußlands auf einer der früheren Lebensstufen stehen ließ, dann hätten wir Recht, den Zustand Rußlands mit dem Westeuropas als zwei verschiedene Altersstufen zu vergleichen. Aber das geschichtliche Leben Rußlands ist ja keineswegs stehen geblieben; es ging seinen Weg, vielleicht langsamer, aber unaufhörlich, und machte folglich gewisse Entwickelungsmomente durch, die auch von Westeuropa — nach seiner Art — durchgemacht wurden. So ist die Entstehung des Staates eine Stufe, die von Rußland und Westeuropa gleicher Weise durchgemacht wurde; wir haben aber gesehen, unter welchen verschiedenen Umständen das geschah und welche verschiedenartigen Resultate es zur Folge hatte. Wir können also nicht, wie es einige alte russische Schriftsteller vermutheten, Rußland den Rath geben, zuerst alle Stadien des westeuropäischen Lebens durchzumachen, um zu den westeuropäischen Resultaten zu gelangen. So oder anders sind einmal einige dieser Stadien auf immer überlebt; so oder anders haben sich die Resultate des Ueberlebten als mehr oder weniger eigenartig erwiesen, und werden sich auch späterhin so erweisen.

Die zweifellose Eigenart des russischen Entwickelungsganges hindert uns somit keineswegs, eine sehr beträchtliche Aehnlichkeit in seinem allgemeinen Gange und noch mehr in den einzelnen elementaren Factoren dieses Processes zwischen ihm und der Entwickelung der westeuropäischen Staaten anzunehmen. Die russischen Nationalisten der alten Zeit, die glaubten, daß jedes Volk zur Verwirklichung einer nationalen Idee berufen sei und daß diese Letztere aus den inneren Eigenschaften des Volksgeistes herrühre, mußten natürlich annehmen, daß diese Einheit der nationalen Idee in der Einheit der nationalen Geschichte zum Ausdrucke kommen muß; daß folglich die Vermächtnisse der geschichtlichen Vergangenheit als bester Hinweis auf die Aufgaben der Zukunft dienen, und jedes Entlehnen nichts Anderes ist als Verrath der nationalen Tradition und Verstümmelung der nationalen Idee. Zur Zeit sind diese Anschauungen in gewissen Kreisen wieder modern geworden. Umsomehr aber müssen sie bekämpft werden, als sie nicht nur vollständig verfehlt, sondern auch äußerst gefährlich sind.

Was könnte in der That zwischen einem Staate von 13 Millionen mit einer Bevölkerungsdichte von drei Menschen auf einen Quadratkilometer, mit einer städtischen Einwohnerschaft von 3% der gesammten Bevölkerung — und demselben Staate nach anderthalb Hundert Jahren, mit einer zehn Mal größeren Bevölkerung, mit einer sechs Mal größeren Bevölkerungsdichte und einer städtischen Einwohnerschaft, die sich absolut um das Vierzigfache und relativ um das Vierfache vermehrt hat, gemeinschaftlich sein? Welche historische Tradition kann die Periode der Naturalwirthschaft und der Leibeigenschaft der Periode der Geldwirthschaft und der bürgerlichen Gleichberechtigung überliefern? Welcher geschichtliche Zusammenhang kann zwischen der historischen Vergangenheit des russischen Nordens und der äußerst raschen Entwickelung des russischen Südens schon im Laufe des letzten Jahrhunderts — eine Entwickelung, die das Centrum des russischen Wirthschaftslebens gänzlich verschoben hat — bestehen? Die russischen Nationalisten beschweren sich über Peter den Großen, daß er das erst aus den Kinderschuhen erwachsene Rußland in den Anzug eines Erwachsenen stecken wollte; aber indem sie die Erhaltung der historischen Tradition in der Gegenwart predigen, wollen sie selbst denn nicht die Erwachsenen wieder in den Windeln liegen lassen?

Rußland ist aus gewissen Formen bereits emporgewachsen und hat gewisse Traditionen schon überlebt. Das zu verneinen, hieße die Augen vor der Wirklichkeit verschließen und die Gesetze des geschichtlichen Wachsthums leugnen. Wir dürfen uns durch die Furcht vor einem imaginären Verrath der russischen nationalen Tradition nicht irre machen lassen. Zwar ist die russische Vergangenheit mit der Gegenwart verbunden, jedoch nur als Ballast, der Rußland nach unten zieht und mit jedem Tage immer schwächer wird. Die Schwächung des Zusammenhanges zwischen der russischen Vergangenheit und der Gegenwart erkennen auch die russischen Nationalisten mit Wehmuth an: von den Forderungen der Treue gegen die historischen Traditionen gehen sie oft zur Ueberlegung über, daß es in Rußland eigentlich überhaupt keine echte Tradition giebt. Das ist wahr, und da liegt eigentlich der Hund begraben. Eine Art natürlicher Entwickelung kann ja noch keine culturelle Tradition ausmachen. Ihr Grundgesetz ist das ewige Wechseln, und daraus kann somit, der Natur der Sache nach, keine Tradition erwachsen. Eine culturelle Tradition erscheint aber nothwendig als Folge der gesellschaftlichen Entwickelung. Sie besteht in einer vollbewußten menschlichen Thätigkeit, die bestrebt ist, die natürliche Entwickelung zweckmäßig auszunutzen und sie mit gewissen menschlichen Idealen in Uebereinstimmung zu bringen.

Wenn eine solche Arbeit in einem einheitlichen Sinne im Laufe von einer ganzen Reihe von Generationen sich vollzieht, so hat man in diesem Falle eine wirkliche Cultur-tradition — die Einheit der gesellschaftlichen Erziehung in einer bestimmten Richtung. Zwei Ursachen sind es, die erklären, warum in Rußland bis jetzt eine solche Tradition fast gänzlich unbekannt war. Erstens begann in Rußland erst vor Kurzem eine bewußte gesellschaftliche Erziehung, zweitens haben sich die russischen Ideale für diesen kurzen Zeitabschnitt zu rasch und entschieden geändert. Das Eine wie das Andere ist ganz natürlich und nothwendig aus dem allgemeinen Gange des geschichtlichen Lebens Rußlands abzuleiten: das historische Leben Rußlands, Jahrhunderte hindurch im unbewußten, natürlichen Wachsthum begriffen, dann seit zwei Jahrhunderten rasch und fieberhaft vorwärts gestoßen, mußte zum Bruch mit der alten Tradition führen, zur Schaffung einer neuen Tradition aber sind die Verhältnisse der russischen Geistescultur zu ungünstig ausgefallen. Aber die ungünstigen Verhältnisse ändern sich früher oder später, und eine neue culturelle Tradition wird doch endlich Wurzel fassen.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer.

„Ich bin ein Pilgerim und Wandersmann".

Nun haben wir ihn begraben. Dampfwagen und Dampfboot brachten die Leidtragenden in Schaaren von Zürich und den beiden Seegeländen herbei. Die steile Landstraße, welche vom „Löwen" in Bendlikon, in deren Lauben am See wir

Digitized by Google

einst unvergeßliche Stunden mit ihm verlebt, die Vorberglehne der Albiskette hinaufführt nach dem freundlichen kleinen Kilchberg, wimmelte von schwarzen Gestalten, die dem Dichter die letzte Ehre erweisen wollten. Ein kurzer Weg. Zur Linken vorbei an dem großen weißen Hause, das der Dichter und seine Gemahlin erholungsbedürftigen armen Frauen als Asyl gestiftet haben, während seine geistesverwandte Schwester drüben über'm See gleichfalls ihre Kranken pflegt. Also sichtbarer Segen überall ... Welch' ein großer Sarg! Jetzt erst, wo der Tod ihn gestreckt hat, sieht man, wie hochgewachsen der aufrechte Mann war. Und dann ordnet man sich zu Zweien. Die Familie voran, oberste Behörden der Republik, ernste Beamte, Deputationen, Freunde und Nachbarn. Nun hinüber zum Bauernkirchhof mit seinen Kreuzen und Marmortafeln und dem Kirchlein dabei mit dem spitzen Glockenthurm —

„Doch nun fängt es an zu schwingen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!"

Wir haben die Anfänge von Meister Conrad Ferdinands Dichterruhm miterlebt. Sein erstes Buch, die „Balladen eines Schweizers", erschien 1864 bei Metzler in Stuttgart und ging ziemlich unbemerkt vorüber. Im Kriegsjahr 1870 folgten die „Romanzen und Bilder", dann die lyrisch-epischen Dichtungen „Engelberg" und „Hutten's letzte Tage". „Engelberg" mißfiel Manchen, die es zu „mystisch" fanden, aber „Hutten" war ein Treffer. Die Wirkung auf seine sonst aller Poesie abholden Landsleute war unleugbar groß. Ein Züricher Privatdocent, der geistvolle Dr. Julius Stiefel, der ja auch Gottfried Keller für seine Landsleute neu entdeckt hatte, verkündete zuerst in der Züricher Zeitung den Ruhm des neuen großen Schweizerdichters. Nun warf man überall in der Stadt die ominöse Frage auf: Welcher Meyer? Und so erfuhr man Näheres. Des ehemaligen Regierungsraths Dr. Ferdinand Meyer curioser Conrad, ein einsamer alter Junggeselle, der irgendwo am See oben mit seiner Schwester hauft. Man stritt sich, ob er zu den „Geschlechtern" der Stadt gehörte, und kundige Thebaner verbaten sich jede Verwechslung mit der einzig vornehmen und ritterbürtigen Familie der noch heute blühenden Meyer von Knonau. Andere spotteten über den Aristokraten mit dem — auch in Zürich — viel verbreiteten und arg plebejischen, in Norddeutschland sogar vorzugsweise jüdischen Namen Meyer und behaupteten: ein großer Dichter könne und dürfe überhaupt nicht Meyer heißen, und es müsse schon ein Genie sein, um diesen gemeinen Bauernnamen berühmt zu machen. Nun, unserem Conrad Ferdinand ist das Unmögliche allerdings nicht übel gelungen... Thatsache ist, daß der neue Dichter in seiner Vaterstadt persönlich fast unbekannt war und sein bisheriger Lebenslauf nur durch mühsame Nachfrage kund wurde. Den Vater verlor er schon 1840, worauf ihn eine fromme, zarte, liebenswürdige Mutter erzog, von der er auch seine poetische Begabung hat. Er durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt und blieb seinen Lehrern Friedrich Haupt und dem wunderlichen Ettmüller bis zu ihrem Tode befreundet. Ein ihm unvergeßliches Jünglingsjahr verlebte er in Lausanne, schon darum glücklich, weil es die ihm zum Lebensberufe bestimmte Jurisprudenz hinausschob. Endlich bestand er die Maturitätsprüfung und begann auf der Züricher Universität das Studium der Pandekten. Natürlich entdeckte er, daß er dazu keinen Beruf habe, worauf er, da sich ihm unter den damaligen Umständen und bei seiner einseitig künstlerischen Anlage keine andere lohnende Lebensaussicht bot, sich einer gänzlichen Muthlosigkeit überließ. Klagt er doch selbst in einem seiner schönsten Lieder, daß er seiner Jugend Tag versäumt habe. Lange Jahre brachte er nun in einsamen Privatstudien zu, bildete seine Kenntnisse in der Geschichte, sowie in den alten und besonders neueren Sprachen aus und übte sich in poetischen Versuchen, die aus Mangel an Berührung mit Vorbildern und Mitstrebenden etwas Willkürliches und Unvollendetes behielten. Diese lange Abgeschlossenheit begann zuletzt, trotz seiner übrigens glücklichen und elastischen Constitution, ungünstig auf seine Nerven zu wirken. Der Rath eines Arztes entriß ihn dieser Lebensweise und den heimischen Verhältnissen. Zunächst wandte er sich zu Freunden seiner Familie in die welsche Schweiz, nach Lausanne und Genf. Besonders die fast väterliche Aufnahme, die er in dem gastfreien Hause des Geschichtschreibers Louis Vuillemin fand, ließ ihn aufthauen. Der raschere Austausch der Gedanken und lebhafte gesellige Beziehungen lehrten ihn Seiten seines Wesens kennen, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Er studirte die französische Sprache und Literatur mit großem Eifer, übersetzte Thierry's „Récits des temps mérovingiens" nnd Anderes in's Deutsche. Auch ein längerer Aufenthalt in Paris fällt in diese Zeit. Schon gedachte er ganz zur französischen Literatur überzugehen. Aber er wußte, wie scharf die Franzosen auf die Reinheit der Sprache sehen und daß sie manchen Dichter der französischen Schweiz wegen einiger Provinzialismen, die sie für Germanismen halten, nicht für voll nehmen. So kehrte er also zu seinem heimischen Deutsch zurück. Freilich nicht ohne Anfechtungen, denn der lange Aufenthalt in welschen Ländern hatte stark abgefärbt. Er hatte etwas vom Gefühl seiner Muttersprache verloren, die in ihrer Fülle der französischen Knappheit entgegengesetzt ist, und nun galt es, in schwerer Geistesarbeit die Spuren dieser zeitweiligen Entfremdung zu verwischen. Es ist ihm nicht ganz gelungen, und alle seine Werke haben in ihrem ersten Wurfe manches Fremdartige, allzu Knappe, Pointirte, sogar Gallicismen, die ihm seine Freunde aus den späteren Auflagen ausmerzen halfen. Besonders seine ersten Balladen sind stark französisch gedacht. Nach wiederholten Reisen nach Italien kehrte er wieder in die Nähe seiner Vaterstadt zurück und zwar nach Meilen, einige Dampfschiffstationen entfernt. Hier in der Stille gewann er in heißem Ringen die Ruhe und Klarheit einer abgeschlossenen harmonischen Weltanschauung, sein tiefes Naturgefühl, die plastische Rundung und den harmonischen Fluß seines Verses. Aber welche Kämpfe! Ganze Stöße poetischer wie prosaischer Versuche sind damals in Meilen von dem nie zufriedenen Dichter verbrannt worden. Eine Freundin seiner Schwester, die bekannte Jugenderzählerin Frau Stadtschreiber Johanna Spyri, war bei einem solchen Autodafé zugegen, das sie umsonst durch energisches Dazwischenfahren zu verhindern suchte. Ein Glück für ihn war es, daß er hier in Meilen mit deutschen Freunden in nahe Beziehung trat. Zumal mit seinen Gutsnachbarn von Mariafeld, dem Landsitze des trefflichen Achtundvierzigers Dr. François Wille aus Hamburg und seiner Gemahlin Eliza geb. Sloman, der Romandichterin. In diesem gastlichen Hause gingen ja auch die deutschen Flüchtlinge aus und ein und hielt sich Richard Wagner vor seinen Wiener Gläubigern versteckt, bis ihn der Abgesandte des bayrischen jungen Königs aufstöberte, in Stuttgart einholte und nach München brachte. Hier lernte also der Schweizer sein deutsches Stammesbewußtsein, und als das große Jahr 1870 auch ihn mächtig aufrüttelte, da schrieb er unter dieser weltgeschichtlichen Inspiration seinen „Hutten". Das hat ihn den deutschen Nationaldichtern eingereiht. Es war etwas Ungewohntes und Unerhörtes, daß solch' ein alter Schweizer von Schrot und Korn den Schmied des neuen Deutschen Reiches besang und seinem Hutten in grandioser Wolkenvision die Kaiserkrone zeigte:

„Verleih uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!
Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem deutschen Reich. — —
Im Westen tritt das Strahlenbild hervor:
Sieh, eine Krone taucht aus Blut empor!
Im welschen Westen? Ueber Feindesland?
Ja, Kronen erntet nur die Heldenhand!

Digitized by Google

Und immer rother wird des Kissens Blut —
Heil, deutsche Krone, wunderhelle Gluth!
Jahrhunderte sind wie ein Tag vor dir!
Herrgott, du trügst nicht, du erfüllst es mir!"

Vierzig Jahre war er schon alt, als es ihm gelang, in die Oeffentlichkeit zu kommen. Die Freunde trösteten ihn, daß Spielhagen für die „Problematischen Naturen" auch schwer einen Verleger gefunden, und daß S. Hirzel lange gezögert, ehe er Freytag's „Soll und Haben" übernahm. Auch für „Hutten" wollte sich kein Verleger finden. Zufällig trat seine Schwester Betsy, die gern fromme englische Bücher übersetzte, mit einem Leipziger Verlag in Geschäftsverbindung. Das nützte der Bruder. Und dann kam der Erfolg, der Ruhm. Der hagere, blasse, abgezehrte „alte Knab'", wie er sich nannte, und von dem die guten Züricher sagten: „Der lebt nicht lang!" erholte sich zusehends und nahm bald behäbige Formen an. Wie ein wohlbestallter Schweizer Beamter sah er aus, doch von vornehmer Art und den verbindlichsten Umgangsformen, die hohe Stirne prachtvoll modellirt, kleine graue Augen hinter der goldenen Brille, und unter dem weißen Schnurrbart den immer freundlich lächelnden Mund und das schwache Kinn über dem kurzen, dicken Hals. Heitere Würde, sinniger Ernst.

Als wir ihm näher traten, war er schon ein berühmter Mann. Er hatte eine Tochter des Eidgenössischen Obersten Eduard Ziegler geheirathet, des Siegers von Gyslikon im Sonderbundskriege, war also aller Existenzsorgen ledig und hatte sich am anderen Ufer des Sees in Kilchberg angekauft. Ein schlichtes Wohnhaus im Berner Stil, als Wahrzeichen eine himmelstrebende Pappel dahinter, gleichsam wie eine Verlängerung der beiden hohen Giebel zu einem lebendigen grünen Thurm, das Ganze freundlich oder „frohmüthig", wie der Schweizer zu sagen pflegt, mit herrlicher Aussicht auf See, Stadt und Hochgebirge; ringsum Wiesen, Obstbäume, Gärten und etwas Reben. „Bendliker Schattenseite", spottet der Züricher, der übrigens diesen sauren Landwein gar nicht verschmäht. Nach der Stadt kam der Besitzer selten genug. Man sah ihn dann wohl in der St. Anna-Kapelle bei einer Gebetstunde oder im Lesesaal der Museums-Gesellschaft, wo er die Feuilletons der deutschen Zeitungen und die Literaturblätter las, mit immer glacébehandschuhten Fingern blätternd, während Gottfried Keller in einem großen Bogen an ihm vorbei watschelte, stets in der Angst, von dem feinen „Züriburger" — er hatte ein derberes Wort — bemerkt und angesprochen zu werden, weßhalb er seine kurze Figur gern hinter einer aufgespannten Zeitung vor ihm verbarg. Ein stiller Beobachter fand da viel Stoff zum Lachen. Ein größerer Gegensatz, als zwischen den beiden Dichtern, war überhaupt nicht denkbar. Nicht nur äußerlich. Dort der feine, liebenswürdige, höfliche, diplomatische Patricier, hier der derbe, brummige, kleine Glattfelder Tischlerssohn mit seinem chronischen Stockschnupfen, den schon Friedrich Vischer im „Auch Einer" besungen hat. Nur die Liebe zum Schönen und zu ihrem Vaterlande und ihr poetisches Können hatten sie gemein, sonst trennte sie Alles. Eigene und fremde Versuche, ein näheres Verhältniß anzubahnen, scheiterten, denn was sollte auch der eingefleischte Junggeselle und Schoppenstecher, der jede Woche ein paarmal wohlbezopft nach Hause kam, mit dem weltscheuen Junker, der nie in's Wirthshaus ging und dessen etwas ceremoniöse, um nicht zu sagen: preciöse Artigkeit ihm ebenso wenig behagte, wie sein Trieb sich abzusondern, den er mit Unrecht für Hochmuth hielt, oder sein patricischer und pietistischer Anhang. Keller sah dem Aufstieg des jüngeren Mitbürgers ohne Neid, aber doch mit gemischten Gefühlen zu, denn er selbst hatte länger gebraucht, um Anerkennung zu finden, hatte Elend und Noth gekannt und war in München und Berlin beinahe verhungert. Als man aber anfing, ihn stets als „Genossen einer Schweizerfirma Keller & Meyer" und als „ewigen siamesischen Zwilling" aufzuführen, hielt er seinen Verdruß nicht mehr zurück. In einer ziemlich gleichgiltigen Sache drohte 1880 zwischen den Beiden sogar ein öffentlicher Bruch. Das poetasternde Söhnchen eines Berner Spieldosenfabrikanten hatte in seiner Genfer Knabenpension den kühnen Gedanken eines Schweizer Dichterbuches gefaßt, die Mitarbeiterschaft des immer gefälligen Meyer gewonnen und in einem Circular ein Gleiches auch von Keller behauptet, worauf der alte Polterer in Züricher Blättern heftig protestirte, weil er „sich nicht von jedem unerzogenen und rohen Gesellen, der noch nichts geleistet, in's Schlepptau nehmen lasse". Das war für Meyer eine neue Lehre zur Vorsicht und Zurückhaltung. So versagte er sich denn noch strenger den persönlichen Verkehr, denn er wußte auch von den vielen Freunden, die Keller der Reihe nach abgestoßen hatte, daß nur bei brieflicher Verbindung ein gutes Verhältniß mit ihm aufrecht zu halten war. Dieser Briefwechsel, der sich seit dem Herbst 1876 anbahnte, ist von einer charakteristischen Einsilbigkeit, wie Jakob Bächtold versichert. Meyer dankte in bewundernden Worten für die neuen Züricher Novellen; Keller lobte den umgearbeiteten „Hutten" und besonders die Gedichte, tadelte aber z. B. an der „Hochzeit des Mönchs" die „vertrakten Mordfinales", die Meyer's Passion seien, und einen leisen Hang zur Manierirtheit und Affection des Stils. Man kann sagen, daß die beiden großen Schweizer sich erst an Keller's Todtenbette fanden. Conrad Ferdinand hat über diesen Abschied ein schönes Erinnerungsblatt veröffentlicht.

Im persönlichen Umgange war Meyer von einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit, auch viel zu klug und vorurtheilsfrei, um, wie Keller argwöhnte, seine patricischen Neigungen hervorzukehren, für die der Deutsche, der doch an ganz anderen Hochadel gewöhnt ist, nur ein Lächeln gehabt hätte. Daß er, mit „Tasso" zu reden, seiner Väter gern gedachte, war ihm wahrhaftig nicht zu verdenken. So zeigte er uns einmal mit gerechtem Stolze das von 1696 stammende Porträtwerk des Malers Conrad Meyer: „Waarhaffte Abbildungen der hochgeachten woledelgebornen und woledlen gestrengen hoch- und wolweysen Herren Burgermeisteren", wo zwischen all' den Meis, Escher, Stüßi, Waldmann, Manesse auch das Bildniß des Bürgermeisters Andreas Meierus in Amtstracht mit Kette und Radkragen sich findet, welchem „Standeshaupt" der Nachfahr im „Georg Jenatsch" ein Denkmal gesetzt hat. Nur ganz nebenbei betheiligte er sich an einer patricischen Zunft, deren Mitglieder die Zugehörigkeit eines ihrer Ahnherren zu den tapferen „Böcken" nachweisen mußten, die im Kriege der Züricher gegen die alten Eidgenossen sich ausgezeichnet hatten. Er selbst aber war der Erste, der über diese junkerlichen Heißsporne lachte, die in der demokratischen Sturmfluth der werdenden Großstadt die alte Oligarchie erstrebten. „Der einzige Zweck der Böcke ist," erklärte er auf unsere Frage mit feinem Lächeln, „daß der Abwart nach jeder Zusammenkunft fünf Franken Trinkgeld bekommt." War er also für die aristokratischen Velleitäten nicht zu haben, so war ihm doch auch der demagogische Kampf gegen die liberale Cantonsregierung, der in den sechziger Jahren besonders mit giftigen Pamphleten geführt wurde, höchst widerwärtig, gerade so wie auch dem Staatsschreiber Gottfried Keller. Als guter Schweizer liebte er die republikanischen Institutionen, ohne ihre Schattenseiten zu verkennen. „Eine Monarchie mit einem guten König ist just so gut", pflegte er zu sagen, wie ihm denn auch alle Dogmen und Parteien, alle Theorien und Recepte verhaßt waren. Von seinem trefflichen Vater, der ihm das Prototyp der Gerechtigkeit war, sprach er stets mit der größten Verehrung. Er schenkte wohl auch an nähere Freunde dessen Buch über die um ihres Glaubens willen ausgewiesenen protestantischen Tessiner, welche die noch heute blühende Seidenindustrie nach Zürich brachten. Es hat den Titel „Die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich und ihre weiteren Schicksale" und enthält

Digitized by Google

ganz merkwürdige Einzeldarstellungen. Der Sohn des Verfassers machte gern auf verschiedene Episoden daraus aufmerksam. Da predigt z. B. 1555 ein Tessiner Pfaffe, daß in der Hostie Christus in Fleisch und Blut gegenwärtig sei, worauf die edle Barbara Muralto mit anderen evangelischen Frauen zu dem Bischof eilt, ihn deßhalb zur Rede zu stellen und den Nachweis zu fordern, daß die Messe in der Bibel befohlen sei. Der Bischof weicht natürlich aus. Und die tapfere Barbara berichtet: „Aber uff den nachfolgenden ersten Tag ist der Weibel mitt den Kneckten in min Huß kommen mich zu fahen, hatt mich dozemal unser Herr und Gott wunderbarlich außgefürtt und erhalten. Das ist alles, des ich eingedenk bin dieser Sachen halben.“ Ein ganzer Roman steckt darin, meinte Conrad Ferdinand, und seine Phantasie sann und spann es aus. Uebrigens war er nur auf den Namen Conrad getauft, aber da die Literaturstadt Zürich bereits in dem Versicherungsagenten Conrad Meyer einen Autor frommer „Lieder der Armuth“ und sogar einer epischen „Jungfrau von Orleans“ besitzt, so hat unser Meister sich den Vornamen seines Vaters beigelegt, um die beständige Verwechslung zu vermeiden. Er hat nie ein Amt bekleidet und ist auch nie ein Landwirth gewesen, wie vielfach behauptet wurde. In dem Garten am See in Meilen stehen noch zwei mächtige Kastanienbäume, unter denen, erzählte er, der „Jenatsch“ geschrieben worden sei. Dort las er auch einigen vertrauten Freunden die köstliche Humoreske „Der Schuß von der Kanzel“ vor, die am anderen Ufer, in Richtersweil, neben der durch Klopstock und Geßner geweihten Halbinsel „Au“ gespielt hat. Aber am Reichsten floß der Quell seiner Poesie, wenn er die Sommerzeit im Gebirge verlebte. Immer, sobald seine Nerven zu zerreißen drohten, flüchtete er an's Herz der Natur, um dort Trost und Stärkung und Heil zu finden. Am wohlsten fühlte er sich in Graubünden, wo er ja auch den Stoff seines ersten Romans fand. Das Engadin war damals noch nicht eine Fortsetzung der Berliner Linden, und als später der Fremdenstrom Alles überfluthete, wußte er unzugänglichere Thäler. Während Nietzsche sich in Silvaplana vergrub, hauste Conrad Ferdinand unfern auf dem Bernhardin und im Misoccothale. Dort trafen wir ihn in dem Dörfchen San Bernardino, das besonders von Italienern als kühler Sommerluftkurort viel besucht wird. Dem perlenden gypshaltigen Eisensäuerling sprach er nicht zu; umsomehr kletterte er auf den Höhen herum oder vertiefte sich in freier Natur in seine Arbeit. Damals war er in guter Gesundheit und Arbeitsstimmung und mit Plänen überfrachtet, dabei von bezaubernder Güte und Milde. Im Billardsaal seines Hôtels, umtost von einer Schaar schwatzender und gesticulirender Italiener, wenn auch abseits an einem Tische, plauderten wir gegen einander gebeugt von seinem nächsten Werk, ein tief ergriffener Zuhörer und ein begeisterter Erzähler, der bei jeder Einwendung lebhaft in die Höhe sprang. Er war nach Autodidaktenart sehr leicht zu bestimmen, wenigstens für den Augenblick, doch die bessere Nachprüfung behielt er sich mit Recht vor. Und wie unabläßig feilte er an seinen älteren Sachen! Besonders der „Hutten“ lag ihm am Herzen, vielleicht sein persönlichstes Werk. Held und Poet, Dichtung und Dichter sind Eins. Er wußte wohl, wie viel von seinem Wesen im Hutten steckte. „Die Gefühle eines Einsamen kenne ich zur Genüge,“ pflegte er zu sagen, „und ein Gibelline war ich von jung an und bin es mehr als je.“ Er beklagte freilich den „hölzernen“ Vers, der so trocken abschnappt, merzte mehrere Sentimentalitäten aus, alles sollte concentrirter, vertiefter, schlagender werden.

So klagte er uns im September 1881, als er zugleich einen Um- und halben Neubau seines Hauses vornahm: „Immerhin will ich lieber ein Haus als eine mehr oder weniger schon beliebte Dichtung neubauen, denn Letzteres hat — und nicht mit Unrecht — alle Vortheile gegen sich. Trotz dieser Weisheit habe ich mich nicht enthalten können, in der neuen Ausgabe den Charakter des Ritters sehr der Wahrheit und wohl auch der wahren Schönheit gemäß ein bißchen zu verwildern und zu vermännlichen. . . . Hutten ist mit einer latenten Leidenschaft geschrieben,“ schrieb er ein andermal, „alles Mögliche habe ich gethan, dem Ritter Gestalt und Physiognomie zu geben.“ Es ist freilich gewiß, daß gerade dieses unabläßige Brüten und Feilen seinen Nerven stark zugesetzt hat. Aber er ließ es nicht, auch nicht als die Kritik da und dort Einspruch erhob und frühere Fassungen im Gegensatze zu neueren lobte. Erst als Scheffel ihn durch einen gemeinsamen Bekannten grüßen und ihm sagen ließ: er solle nicht so viel ändern, machte es ihm einen tiefen Eindruck. Nebenbei hatten wir manche Auseinandersetzung über sein nicht immer correctes Deutsch. Er war eben über die französische Literatur in die deutsche gerathen, auch wurzelte er, ganz wie Keller, tief im Schweizer Dialect, in dem er dachte und den er nur deutschen Freunden gegenüber ablegte. Auch in seiner Häuslichkeit, mit Schwester, Frau, Töchterchen und Dienerschaft bediente er sich immer des bequemen „Züridütsch“, das er freilich nicht mit seinen echten Rachenlauten sprach, sondern etwas weicher und salonfähiger. Er meinte, so lange die Mundart in Haus und Schule vorherrsche, werde kein Deutschschweizer je ein streng richtiges Hochdeutsch schreiben, doch betonte er stets, daß gerade bei Keller der vielgerühmte „Erdgeruch“, die Frische des Denkens und Originalität des Ausdrucks zumeist das Verdienst der urwüchsigen allemanischen Mundart sei, was gegenüber dem abgeschliffenen, charakterlosen Hochdeutsch und namentlich Berlinisch alle Incorrectheiten reichlich aufwiege. Darum freute er sich jedesmal, wenn er in einer Zeitung altschweizer Ausdrücke angewendet fand, obwohl er sich in seinen Schriften davor hütete, um seine reichsdeutschen Leser, die schließlich ja den Erfolg bestimmten, nicht abzuschrecken. So hatten wir manchen Streit über die mehr lateinische als deutsche sich aufhebende doppelte Verneinung, die er lebhaft vertheidigte. Er ließ sie aber nachträglich doch aus seinen Schriften verschwinden. In seine Art der Verarbeitung historischer Stoffe und Motive verstattete er uns manchen Einblick. Zumal die italienische Renaissance war ihm so geläufig und gegenwärtig, daß er eingehender Studien kaum noch bedurfte und auch die Bücher seines Baseler Landsmanns Jakob Burkhardt nicht mehr nachzuschlagen brauchte. „Mit Ihrer Frage nach meinem Verfahren,“ schrieb er uns einmal, „setzen Sie mich in Verlegenheit, und ich könnte leichtlich dummes oder eitles Zeug schwatzen. So viel aber kann ich ohne Gefährde sagen, daß sich z. B. Becket's Charakter für mich aus einem einzigen Chronikzuge („Becket zeigt sein Hofkleid und fragt den König, ob dieses das Kleid eines Heiligen sei?“) entwickelt hat und dann im Gegensatze mit Becket's Charakter derjenige des Königs. Den sinnlich scharf auffassenden, geistig aber beschränkten Knecht ließ ich die Geschichte erzählen, um bei völliger Klarheit des Thatsächlichen dem Leser einen gewissen Spielraum des Urtheils zu gewähren, worin wohl der Fehler und zugleich der Reiz der Novelle liegen mag. Die einfachere Novelle „Leiden eines Knaben“ wird Sie über mein Verfahren (puisque procédé y a) völlig orientiren. Die Gegensätze von Redlichkeit und Schelmerei ergeben sich darin von selbst. Auch hier ist der Lokalton (Renaissance) nur ganz leicht angegeben.“ Darum war es ihm stets eine besondere Freude, wenn sein intuitives Schaffen das Richtige traf. Im December 1887 erzählte er den Freunden, daß ein Zgraggen — so heißt der Schweizer Landsknecht, der Pescara verwundet — sich nach seinem Ahnherrn Bläsi erkundigt habe. Der Dichter schmunzelte behaglich dazu, denn er hatte die Figur frei erfunden und benannt. Und unabläßig suchte und erwog er neue Stoffe. Er plante nebenbei auch, das Porträt des italienischen Ministers Bettino Ricasoli, den er in Florenz und Zürich „in Folge besonderer Umstände“ oft sah und „genau, fast intim“ kannte, „ohne alle Beigabe von Politik“ zu schreiben, und

Digitized by Google

fügte bei: „Es ist ein Charakterkopf.“ In Ricasoli's „Lettere e documenti“ sind sogar einige Briefe von Fräulein Betsy Meyer, seiner Schwester, mit veröffentlicht. Aus dem Klönthal schrieb er uns einmal, er habe „Lust, eine große Tafel à la Jenatsch zu bemalen ... eine Arbeit, von der ich nicht aufblicken geschweige abspringen darf.“ Es war wohl der alte Plan des „Comthur von Küßnacht“. Den Verehrern seiner Muse wird hier wohl die schöne Ballade von dem Rappen des Comthur Conrad Schmid einfallen, der blutend und ohne seinen Herrn aus der Schlacht bei Kappel, wo Zwingli fiel, entflieht und durch den Zürichersee nach Küßnacht schwimmt — eines seiner mächtigsten Bilder:

„Heim schritt der Rapp das Dorf entlang,
Sein Huf wie über Grüften klang,
Und Alter, Wittwe, Kind und Maid
Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.“

Am Meisten beschäftigte ihn der Stoff des „Dynasten“: der letzte Graf von Toggenburg, wie er seiner Herrschaft beraubt wird. Es sei ungeheuer schwierig zu entwickeln und zu gestalten, versicherte er. Richtig überraschte er uns im Sommer 1889 mit der Nachricht, daß er den „Dynasten“ wieder entmuthigt bei Seite gelegt habe und an einem altitalienischen Vorwurf arbeite, den er selbst „gewaltig“ nannte: es war die Angela Borgia. Und seine Arbeitslust wechselte, je nach dem Zustande seiner Nerven, mit langen Pausen geistiger Depression ab. Er gestand uns zu seiner Beschämung wie er meinte, er könne sich zuweilen kaum entschließen, eine Zeitschrift zu öffnen, und habe das Züricher Lese-Museum seit Monaten nicht besucht. „Und doch bin ich keineswegs unthätig, aber zum Literaten, in der angenommenen Bedeutung des Wortes, dazu bin ich zu faul und unabhängig.“ Hemmend griffen auch allerlei Gegnerschaften, Neid und Unverstand in sein Schaffen ein und lähmten seine Arbeit oft auf lange hinaus. Gegen ungünstige Kritiken oder Zeitungsangriffe reagirte er niemals. Als der grimme Emil Mauerhof abgefertigt werden sollte, winkte er ab. Als ein angeblicher Herr Valentin in einer Satire „Ein Baumwollengenie“ sich über einige mehr französische als deutsche Wendungen im „Pescara“ lustig machte, äußerte der Dichter: „In Manchem hat der Mann Recht, aber dazu brauchte er kein Pamphlet zu schreiben.“ In der nächsten Auflage änderte er denn auch Vieles im Sinne seines giftigen Merkers. Auch andere Anfeindungen blieben ihm nicht erspart. Der immer tactlose Jakob Bächtold fiel beim Erscheinen des „Heiligen“ über das Buch her und warnte alle Tugendhaften vor diesem Fegefeuer. Es hat lange gedauert, ehe die zimpferlichen Schweizer zur besseren Erkenntniß kamen. Meyer selbst hielt diese Novelle für sein gelungenstes Werk. Und welche Liebe und Nachsicht in seiner Beurtheilung Anderer! Als er in einer ihm gewidmeten Anthologie ein scharfes und, wie er glaubte, ungerechtes Urtheil über den Tyroler Dichter Adolf Pichler fand, wünschte er die Unterdrückung der Stelle. Das tragische Ende Alfred Meißner's, den er persönlich kannte, ging ihm sehr nahe. Hedrich's Anklageschrift war ihm ekelerregend. Zu einem Artikel in der „Gegenwart“ meinte er: „Gerecht! Ach, wäre es nur möglich, den armen Meißner mehr zu entlasten!“ Nichts Menschliches war ihm fremd. Uebrigens fehlte es ihm damals nicht an Ermunterungen und Ehrungen. Der Züricher Doctortitel honoris causa, später der Schillerpreis und der bayrische Maximiliansorden, den er freilich wie Keller in die Schublade legte, waren große Ueberraschungen, die ihn wahrhaft beglückten.

Aber am Ende brach er doch zusammen. Die Nervenkrisis drohte schon im April 1888 auszubrechen. Damals hoffte er, wie er uns schrieb, vom wärmeren Wetter, vom nahen Frühling die Besserung. Nicht vergeblich. Der Herbst fand ihn auch scheinbar genesen. Er schrieb an seine Freunde wieder wirkliche Briefe — eine Seltenheit, die von seinem Frohsinn und wieder erlangten Lebensmuthe zeugte. Mit neuer Arbeitslust wurde der „Dynast“ mächtig gefördert, bis ihn die Krankheit abermals heimsuchte. Dazu die quälenden Gestalten seiner Phantasie, die ihn Tag und Nacht bedrängten und anflehten: Gieb uns das Leben! Im August 1892 hielt er seinen Zustand nicht länger aus, und aus eigenem Antriebe flüchtete er sozusagen nach Königsfelden, jenem von der Wittwe des hier ermordeten Kaisers Albrecht errichteten Kloster, das die aargauische Regierung in eine Irrenanstalt umgewandelt hatte. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß der Kranke nicht in die Zeller'sche Gebetheilanstalt zu seiner Schwester nach Männedorf floh, obwohl sie viele ähnliche Kranke in Pflege hatte, sondern in die Behandlung wissenschaftlich gebildeter Aerzte. Er habe sich überarbeitet, sagte man uns, und dazu sei noch manches Schmerzliche gekommen, wie der Tod einiger alter Freunde. Von Gehirnerweichung oder Tuberkeln sei keine Spur, nichts als nervöse Uebermüdung, melancholische Depressionen, verbunden mit Sinnestäuschungen, die aber bald nicht mehr so beängstigend auftraten. Dabei sah er sehr wohl aus, aß wie gewöhnlich mit Appetit, sprach ruhig über die bevorstehenden Wahlen, über Unterstützungen, die er Brandbeschädigten zuzuschicken bat, über die Neubauten seiner Kilchberger Nachbarn. Freilich noch nicht ganz mit dem alten Interesse. Es war, wie wenn seine Phantasie, nicht mehr beherrscht durch den leitenden, ordnenden und zügelnden Willen, innerlich traumartig fortarbeitete. Nur langsam, langsam erholte er sich wieder so weit, daß er sein Asyl verlassen konnte. Die treue Pflege seiner Gattin und Schwester, die Liebe seiner aufblühenden Tochter verscheuchten vollends die bösen Geister. Er fand sich wirklich wieder, aber ein Etwas blieb doch zurück. Der ehedem rastlos schaffende Dichter konnte mit seinem Hutten, dem der Arzt absolute Ruhe verordnet, sprechen:

„Freund, was Du mir verschreibst, ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll.“

So waren — in seinem Sinne — auch seine letzten Jahre mehr ein Nichtleben. Seine Werke wurden ihm nach und nach gleichgültig, fremd. Entwürfe, Fragmente, alles Ungedruckte soll er vernichtet haben. Abwehrend schrieb er uns noch vor einigen Monaten: „Ich wünsche für einmal nicht wieder in die Oeffentlichkeit zu treten.“ Es war seine Schrift, und doch wieder nicht. Zwar der charakteristische Knick, die Taille seiner Grundstriche war da, aber die Buchstaben waren weniger monumental, kleiner, feiner, — Frau Louise hatte dem Müden wohl die Feder aus der Hand genommen. Und nun nach sechs Jahren dieses halben Lebens kam der Tod, plötzlich, schmerzlos, in befreundeter Gestalt, so wie er seinem Hutten drüben auf dem Eiland im See erschien ...

„Dann ging er mit gemessnen Schritten fort,
Doch wandt' er noch sich auf der Schwelle dort
Und winkte mir gelassen mit der Hand,
Als wollt' er sagen: Komm nun! — und verschwand.“

Fahrwohl, Meister Conrad Ferdinand! B.

Puvis de Chavannes.

Von A. Brunnemann (Paris).

Der jüngst hochbetagt in Paris verstorbene Präsident der Société nationale des beaux-arts war einer von den seltenen Großen, die unbeirrt von Mode und jeweiligen Zeitströmungen aus eigener Kraft ihr Ideal zu finden und zu verkörpern wissen. Das seine hieß die Freskenmalerei der Zukunft. Wir sind ihm in Deutschland nie begegnet, wohl aber

Digitized by Google

sammelte sich Jahr für Jahr eine immer wachsende Schaar Andächtiger im Salon du Champ de Mars, um einen seiner neuen Entwürfe zu bewundern. Wer sonst die Spuren des Meisters verfolgen will, wird ihn in Paris im Amphitheater der Sorbonne (Allégorie de la Sorbonne), im Pantheon (Fresken aus dem Leben der heiligen Genoveva), im Hotel de Ville und endlich im Musée du Luxembourg finden. Für die Wohnung des Malers Bonnat schuf er das köstliche Bild: Doux Pays. Seine übrigen Hauptwerke schmücken die Museen zu Amiens, zu Lyon, zu Rouen, Poitiers, ferner die Universität zu Boston. Treffen wir nach sinnverwirrender Wanderung durch den tollen Farbenspuk der Impressionisten, nach dem virtuosen Geflimmer von Lufttönen und Linien, oder nach theatralischer Effecthascherei, die sich in den französischen Salons so unangenehm lästig vordrängt, auf einen Puvis de Chavannes, so berühren diese eigenartigen farben- und linienarmen Riesengemälde zuerst wie blutleere Schemen. Anämisch und hölzern erscheinen die Gestalten, eckig in ihren einfachen Gesten, ihre Gruppirung von fast kindlicher Naivetät. Steif hingestellt sind sie in eine Landschaft von erbarmungslos gedämpften Farben. Doch dann treten wir von dem Bilde zurück und suchen uns in den einfachen Vorgang zu versenken. Herab tönt es da von der Leinwand wie eine uralthehre Kirchenmelodie von schlicht ergreifender Macht. Figürliches und Landschaftliches, Linien und Farben fließen zusammen in eine große reine Harmonie, in welche die tiefsten Saiten unseres Empfindens mit hineinklingen. Kein Chaos von widerstreitenden Empfindungen aus der qualvollen Disharmonie des complicirten Menschendaseins, wie es moderne Stimmungskünstler suggeriren wollen, stürmt auf uns ein — es überkommt uns nur ein Gefühl wohlthuender Ruhe, erhabenen Friedens. Der mit unbeholfener, fast primitiver Technik arbeitende Künstler, der soeben trocken, nüchtern, empfindungsarm erschien, offenbart sich als Poet von wahrhaft antiker Einfachheit und Größe. Vor ihm fühlt sich die Seele frei und groß, wie beim Lesen einer Tragödie des Aeschylos, eines Epos aus der Kindheit des Menschengeschlechts.

Wie verirrte sich ein solcher Idealist, ein zum Reflectiren und synthetischem Ausgleich seiner Gedanken geneigter Künstlergeist mitten unter den Lärm dieses praktischen Jahrhunderts, das Unrast und schroffe Gegensätze erfüllen! Vergebens wird man nach einer Beeinflussung durch die englischen Präraphaëliten forschen. Als die fromme Bruderschaft jenseits des Canals begann, für ihre Theorien Propaganda zu machen, hatte Puvis de Chavannes seinen Pfad bereits gefunden, den er freilich nahezu dreißig Jahre lang unverstanden und einsam wandern mußte. Er hat sich langsam und nur aus sich selbst heraus entwickelt. Sein Werk ist lediglich die Frucht eines nachdenklichen, träumerischen Temperamentes, verbunden mit vornehmstem künstlerischen Empfinden, wie es dem kräftigen, gesunden, energischen Manne stets eigen war.

Geboren 1824 zu Lyon, hat er sich erst nach Vollendung wissenschaftlicher Studien der Künstlerlaufbahn gewidmet. Er trat in das Atelier von Henry Scheffer (Ary Scheffer's Bruder) ein und arbeitete langsam, schwerfällig, alle flotte Technik, die leicht zu einer oberflächlichen Virtuosität führt, verschmähend. Hartnäckig bestand er auf seinen eigenen Ideen von Form und Farbe und wußte nur seine eigenen Gedanken wiederzugeben. Ein späterer vorübergehender Aufenthalt in den Ateliers von Delacroix und Couture konnten ihm nur die Malerei, so wie sie zu jener Zeit geübt wurde, verleiden. Die Kunst war verflacht; hohle, theatralische Effecthascherei, virtuose Oberflächlichkeit, süßlich banales Genre galten als höchste Ziele — noch hatten die Männer von Barbizon, noch hatte der kühne Manet die Fahne des Aufruhrs nicht geschwungen. In Italien war Puvis de Chavannes durch vieles Schauen und Nachdenken über seine Ziele klar geworden und malte nun auf eigene Hand für den Pariser „Salon", der ihn zehn Jahre lang unerbittlich zurückwies. Da richtete sich sein Bruder in der Nähe von Lyon ein Landhaus ein und stellte dem Künstler breite Wandflächen zur Verfügung, auf denen er sich zum ersten Male in der Wanddecoration versuchte. Einen Theil derselben, „Rückkehr von der Jagd" sandte er 1859 als Panneau in den „Salon"; diesmal wurde er angenommen, der Weg ebnete sich mehr und mehr. 1861 erhielt er eine zweite Medaille für die beiden Compositionen: „Krieg und Friede", zu denen sich 1863 noch „Ruhe und Arbeit" gesellten. Noch sind es Versuche, ein gewaltiges Streben nach neuen Zielen giebt sich kund, die er nicht völlig erreicht. Als das Museum von Amiens die eben genannten Entwürfe kaufte und er sie später die Riesenwandflächen des stattlichen Gebäudes bedecken sah, wurden sie größere Lehrmeister für ihn, als es je ein Künstler der Welt hätte sein können. Er lernte an ihnen die Grundsätze für eine wahrhaft ideale Wanddecoration finden, die sein Werk in so vollendeter Weise predigt und denen er stets unveränderlich treu geblieben ist.

Bestehen soll die neue große Kunst aus einer decorativen Malerei, die sich harmonisch an die Farbe des Gesteins, an die Rhythmik der architektonischen Linien anschließt, die lebendige Natur bis zu dem Grade auf einfache Linien und Farbentöne zurückführt, daß sie noch immer wahr, aber niemals aufdringlich erscheint. Denn Bilder, die dazu bestimmt sind, während langen, öffentlichen Ceremonien betrachtet zu werden, oder dem großen Publicum tagtäglich inmitten des Alltagsgetriebes entgegenzutreten, sollen ausruhen, nicht beunruhigen. Sie sollen sich durch kein zu starkes Leben, keine raschen Bewegungen, keinen äußeren Effect aufdrängen, nur Decorationen sein, keine Fenster, durch die man wieder hinaus in's Leben blickt. Um dieses Ziel zu erreichen, vereinfacht der Künstler unermüdlich das anfänglich Geschaffene — sein genialer Scharfblick läßt ihn das Wesentliche erkennen, das allein will er auf den Beschauer wirken lassen und ihm alles Andere in friedlich ausgeglichener Harmonie unterordnen. So werden die naturgetreuen Studien immer und immer wieder vereinfacht, ihre Farben und Conture synthetisch verbunden, Figürliches und Landschaftliches wird harmonisch zusammengestimmt, bis sich jene eigenartig feierliche Ruhe über das Bild breitet, die selbst eines kritischen Beschauers Seele gefangen nimmt. Hier ist keine Verwandtschaft mit den Präraphaëliten, die eine unendlich zarte Wiedergabe des Seelenlebens mit der schlichten Anmuth und Naivität der Quattrocentisten wiederzugeben suchen.

Nicht der vergeistigte Ausdruck einiger Gestalten ist's, der als Seelenmalerei mächtig ergreift: das gewaltige Bild selbst hat eine Seele, die mit geheimnißvoller Milde auf uns einwirkt, deren Zauber wir uns nicht entziehen können. Es ist das Aufgehen alles Lebendigen, Strebenden, Forschenden, Schaffenden in eine große erhabene Einheit. Die Einzelheiten aus den weiten Reichen der Natur und des Menschendaseins sind nur eine Reihe von Ausdrucksformen, die sich wie Dienste, Stützen und Schmuckwerk eines hehren gothischen Baues der Gesammtform unterordnen. Ein Grundmotiv steigt aus der Tiefe empor, und was an Varianten auf dem Gemälde erscheint, löst sich wieder harmonisch darin auf.

Das Höchste von solchen Wirkungen erreicht Puvis de Chavannes in den Fresken des Pantheon, Scenen aus dem Leben der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. Hier herrscht vollendete Harmonie von Architektur und Malerei, und doch sind alle Darstellungen aus dem Leben genommen, von innigem, echt menschlichem Empfinden durchpulst. Die von anderen Händen geschaffenen Fresken des gleichen stolzen Raumes tragen Spuren von Vergänglichkeit; was Puvis de Chavannes gemalt, besitzt einen ewig bleibenden Gehalt. Dieselbe Empfindungswärme, derselbe Adel der Auffassung kehrt in dem letzten Entwurf zu jenen Wandgemälden wieder, den der Meister erst kurz vor seinem Tode vollendete: die Hei-

Digitized by Google

lige, auf einer Terrasse stehend, wacht über die junge, schlafende Stadt. Unseres Erachtens wird diese Größe nur noch in den fünf für die Universität zu Boston bestimmten Panneaux erreicht. Sie enthalten: die Astronomie, vertreten durch Hirten, welche den Himmel beobachten; die Geschichte, durch die einsam hehre Gestalt Kliv's verkörpert, die bukolische Dichtung, mit Vergil auf grüner Aue träumend, die dramatische Dichtung, die Aeschylos sinnend darstellt. Hinter ihm wogt, felsumstarrt, das tiefblaue Meer, und an schroffer Kante festgeschmiedet, stöhnt Prometheus, vom Schatten des Geiers umschwebt. Klagende Oceaniden steigen aus der Fluth empor und bejammern den einsamen Märtyrer. Das fünfte Feld endlich zeigt Homer mit seinen beiden ruhmvollen Töchtern Ilias und Odyssee. Hier wird ein schlichtes Pathos idealer Erhabenheit durch das großartige Zusammenfließen der Einzelfiguren mit der ernsten heroischen Landschaft erzielt.

Dreißig Jahre lang ist Puvis de Chavannes ein Einsamer gewesen; Jahrzehnte lang hat die Kritik eine Fluth von Spott über ihn ausgegossen. Nur Dank seiner pecuniären Unabhängigkeit, fast wie ein vornehmer Amateur, durfte er so stetig, so selbstgetreu seine Ziele verfolgen. Endlich, als die neuidealistischen Bestrebungen in Kunst und Literatur als mächtige Reaction gegen den Naturalismus emporkeimten, lenkten sich die Blicke auf den abseits von der großen Heerstraße wandernden Mann. Wie Schuppen fiel es von den Augen seiner Zeitgenossen, sie begannen in ihm einen der Ihren zu erkennen; ebenso fanatisch, als er bisher verspottet worden war, wurde der Bejahrte, noch immer Rüstige und Schaffensmuthige als der Größten Einer auf den Schild erhoben. Und hier that die Bewunderung zu viel, weil sie auch die Schwächen des Meisters gut hieß. Sie sind nicht zu verkennen und bestehen in einem bedauerlichen Mangel an zeichnerischer Correctheit. Gewisse Bewegungen, gewisse Verkürzungen sind durchaus falsch; hie und da werden grobe Actfehler nur durch einen geschickten Faltenwurf gemindert. Was bei kleineren Zeichnungen und Gemälden kaum auffällt, tritt, auf Riesenflächen übertragen, absolut störend zu Tage. Anderwärts opfert er wohl auch einmal die Natur ganz seinen stilistisch-decorativen Zwecken und hält landschaftliche Einzelheiten durchaus ornamental. So können wir uns mit dem Rundbild im Amphitheater der Sorbonne, einer etwas farblosen Allegorie, weniger befreunden, obwohl auch aus ihnen Adel und Größe der Auffassung in hohem Grade sprechen. Niemals aber ertappen wir den Künstler auf flacher Banalität oder wohlfeiler Effecthascherei. Lieblich, friedlich und Frieden spendend sind seine Compositionen aus der Welt der Poesie: Doux Pays, le Bois sacré u. A. Eine seiner mächtigsten Wirkungen weiß er durch den Zauber des Geheimnißvollen zu erzielen, der uns so oft in seinen Gemälden geradezu fascinirt. Nicht zum Mindesten wird er hervorgerufen durch das so einfach scheinende Mittel, den Anfang oder das Ende einer landschaftlichen Einzelheit wegzulassen: eine Frucht langen Sinnens, tiefen dichterischen und künstlerischen Schauens. Dieser Hang zum Geheimnißvollen macht ihn zum eigenartigen Symboliker. Als solcher offenbart er sich besonders in dem kleinen unscheinbaren Bildchen: Espérance (in Privatbesitz), das, bald nach dem Kriege 1870 geschaffen, einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Statt eines kräftigen, blühenden Weibes, das ein neues Grünen des blutenden Landes verhieß, hatte der Künstler ein schwächliches Mägdlein von dürftigen, kindlichen Formen gemalt. Mitten in einer von Grabhügeln und Holzkreuzen bedeckten Ebene, selbst auf einem Grabhügel sitzend, hält es ein Blümlein in der Hand. Nur eine zarte, fast gebrechliche Hoffnung ist's, die sich auf Gräber zu setzen wagt, und doch, wie gläubig und vertrauend blickt dieses Hoffnungskind empor. Eine rührende Poesie umschwebt diese armselige Gestalt. Ebenso primitiv und unbeholfen und lediglich durch seinen großartig poetischen Gehalt verklärt, erscheint der vielumstrittene „Pauvre Pêcheur“ im Musée du Luxembourg. Man stelle sich einen in's Endlose fließenden Strom vor, umschlossen von grau-grünen Wiesen, auf denen hie und da ein paar arme Blümlein sprossen. Mitten im Flusse, auf einem kleinen Kahn, steht der „arme Fischer“, ein verhungertes Männlein, und starrt, die Angel in der Hand, mit dumpfem Brüten auf's Wasser. Ist es Hoffnungslosigkeit oder Ergebung? Sein Kind liegt dort auf der Wiese, ein kränkliches Würmchen (an dem auch der kritiklose Bewunderer Anstoß nehmen muß) und sein abgezehrtes Weib sucht nach ein paar freundlichen Blumen. Alles macht den Eindruck von hoffnungsloser Oede, es verliert sich in's Weite, Endlose. Wohin? Wo ist Anfang und Ende? Giebt es für den armen Fischer kein Ziel, keine Hoffnung mehr? Dennoch durchdringt ein warmer Goldton die ganze Stimmung. Alles ist wie von einer unsichtbaren Sonne durchglüht. Wir fühlen sie, die armen Leute dort ahnen sie, aber sie werden sie niemals hier unten erschauen. Der Mann ergiebt sich in sein Schicksal. Das Weib sucht nach ein paar tröstenden Blüthen am Wegesrande — und das Kindlein schläft. — Es läßt sich eine ganze Welt von Empfindungen, ein Menschendasein, ja das Leben der ganzen Menschheit in diese dürftige, freudlose Composition hineindichten.

Wie das Sonnengold über den armen Fischer, hat es Puvis de Chavannes verstanden über alle edlen Bethätigungen der Menschen ein überirdisches Licht zu breiten, sie in eine reine, ideale Sphäre zu rücken. Er hat alles Streben in großen, symbolischen, ewigen Zügen und Gesten festgehalten und dadurch aller menschlichen Arbeit, auch der bescheidensten, ein bleibendes Denkmal gesetzt (Travail, Piccardia nutrix, Marseille porte de l'Orient, Marseille colonie grecque etc.). Und, wenn seine Zeichnung oft fehlerhaft, seine Perspectiven oft ungenau, wenn ihm mit Recht strenge Vorwürfe gemacht werden müssen, so hat es doch kaum ein Künstler dieses Jahrhunderts wie er verstanden, sich über das Treiben seiner Zeit zu erheben und nur die edlen, allgemein menschlichen Wahrheiten zu schauen und zu gestalten. Alles, was in der modernen Kunst Frankreichs wühlt und gährt, liegt ihm fern, fern die geistreichelnde Art, die verzehrenden Leidenschaften des Tageskampfes, die zeitlichen Sorgen und Interessen, der augenblickliche Sittenzustand — nah ist ihm nur, was alle Menschen Edles und Unvergängliches gemeinsam haben, was sie aus dunkler Vergangenheit geleitet hat und in die unbekannte Zukunft führen wird. Der Jetztzeit weiß er es nahe zu bringen. Er predigt Ruhe, Harmonie, heitere Schönheit, Reinheit, Hoffnung und Läuterung des Menschengeschlechtes in der leidenschaftlosen Sprache eines abgeklärten Geistes, der, ohne einen Mißton kleinlicher Empfindungen, Ewigkeitsperspectiven eröffnet. Und alle, die sich in sein Werk versenken, erhalten in so hohem Grade den Eindruck des Friedens, daß man vom Meister kurz nach seinem Tode sagte: Celui qui emporte la paix. Dennoch ist Puvis de Chavannes der Modernsten Einer: er hat die Freskenmalerei der Zukunft geschaffen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gespenster.

Von A. v. Kameke.

Aergerlich warf ich die neueste Nummer des „Hausgartens“, die ich noch spät Abends im Bette gelesen, bei Seite. Die letzte Novelle war aber auch zu jämmerlich gewesen. Alles gekünstelt und unnatürlich, die Pointen an den Haaren herbeigezogen, kaum ein einziger neuer Gedanke darin. Und das hatte Carl Holders geschrieben, der doch früher einer der beliebtesten Schriftsteller gewesen! Wunderbar genug, daß ein so gutes, vielgelesenes Familien-Blatt, wie der „Hausgarten“, solche Machwerke überhaupt noch druckte. Nun, jedenfalls stiegen aber

Digitized by Google

damit die Chancen für meine eigene Novelle, die ich schon vor vier Wochen an dieselbe Zeitschrift eingesandt. Denn besser als der „Maskenball“ von Carl Holders war sie auf jeden Fall, hatte doch ein bekannter Kritiker ihr sogar hohes Lob gespendet. Trotzdem war ich Anfangs meiner Sache nicht recht sicher gewesen, da ich bisher nur kleinere Feuilletons für Zeitungen geschrieben, und dies der erste Versuch mit einer so altgediegenen und berühmten Zeitschrift wie der „Hausgarten“ war. Aber freilich, nach dem was ich heute darin gelesen, war ich zu den besten Hoffnungen für meine Novelle berechtigt. Zufällig blickte ich auf die Uhr. Halb Zwei vorüber! Das war ja wieder einmal schön spät geworden! Rasch löschte ich die Lampe aus. Nicht lange, und ich war eingeschlafen. — —

Da ist die Redaction des „Hausgartens“.

Ich schreite, mein Manuscript unter dem Arm, durch die leeren Räume, bis ich zu einer Thür mit der Aufschrift: „Mitarbeiter des Hausgartens“ gelange. Halt, das ist ja was ich suche. Will ich nicht auch Mitarbeiter werden? Also frisch hinein zu deinen künftigen Collegen! Leise drücke ich die Thür auf und trete ein.

Fahles, gespenstisches Dämmerlicht umfängt mich. Es dauert geraume Zeit, bis ich die Gegenstände im Zimmer unterscheiden kann. Aber was ich da sehe, erfüllt mich mit geheimem Grauen. Um einen schwarzverhangenen Tisch sitzen dichtgedrängt ein Dutzend Personen, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts. Ihre Gesichter sind erschrecklich bleich und eingefallen, keine Spur von Leben ist darin zu entdecken. Den meisten schlottern Röcke von altmodischen Schnitt um den hageren Körper. Jeder hat einen großen Stoß Papier nebst einem riesigen Tintenfaß vor sich und hält in der fleischlosen Rechten eine Feder, mit der er rastlos, mechanisch über das Papier hinfährt

Keiner von ihnen hat mich bemerkt. Ich habe mein anfängliches Grauen überwunden und nehme mir den Muth zu einer Frage. „Verzeihen Sie gütigst, ich wollte zu den Mitarbeitern des ‚Hausgartens‘, — bin ich hier recht?“ Zwölf hohläugige Gesichter richten sich erstaunt auf mich. Einer aus der Schaar, offenbar ihr Senior, giebt Antwort. Hohl und dumpf klingt seine Stimme. „Ja, wir sind die Mitarbeiter des ‚Hausgartens‘. Sie wünschen? —

„Ich wollte mich Ihrem werthen Kreise anschließen“ — entgegne ich und deute auf mein Manuscript.

Der Andere lächelt höhnisch. „So, Mitarbeiter am ‚Hausgarten‘ wollen Sie werden? Ja, sehen Sie denn nicht, daß kein Platz mehr für Sie da ist?“ — Ein leises Kichern von fleischlosen Lippen erhebt sich in der Runde. In der That ist jeder Platz am Tische besetzt.

„Und außerdem“ — beginnt der Alte von Neuem, — „halten Sie es für so angenehm, mit Gespenstern zusammen zu arbeiten? Darüber wird man leicht selber zum Gespenst. Diese Herrschaften da können es bezeugen.“ Damit weist er auf zwei, die zu unterst am Tische sitzen und mir traurig zunicken. —

„Gespenster?“, stottere ich ganz erschrocken, — „ja mein Gott, sind Sie denn wirklich — und wie kommen Sie hierher, in die Redaction des ‚Hausgartens‘?“ —

„Sie sind noch sehr jung, mein Freund,“ beginnt von Neuem der Senior mit seiner Grabesstimme und legt mir wohlwollend seine Knochenhand auf die Schulter, „ich will Ihnen eine Aufklärung geben. Sehen Sie, mit wenigen Ausnahmen sind Alle, die wir hier sitzen, einmal bekannte Schriftsteller gewesen. Meine Arbeiten zum Beispiel wurden einst von aller Welt gerne gelesen. Vielleicht haben Sie damals auch von mir gehört, ich heiße Carl Holders.“

„Holders,“ unterbreche ich ihn, — „aber natürlich! Ich habe seiner Zeit sehr viel von Ihnen gelesen.“

Ein schmerzliches Lächeln zuckt um die blutlosen Lippen des Gespenstes. „Ja, seiner Zeit, als ich noch lebte. Nun bin ich schon lange gestorben!“

„Wie? Gestorben? Aber ich hörte doch erst neulich von Ihnen, daß Sie sich der besten Gesundheit erfreuten?“

Abermals ein wehmüthiges Lächeln.

„Das ist auch der Fall, aber trotzdem: Der Schriftsteller Carl Holders ist schon lange gestorben. Was Sie hier sehen ist nur noch sein Schatten.“

„Und trotzdem sind Sie noch Mitarbeiter des ‚Hausgartens‘?“

„Aber selbstverständlich. Haben Sie denn nicht meine neueste Novelle gelesen?“

„Ja leider!“ platze ich unbedacht heraus.

„Nun, nun,“ lächelt der einst so berühmte Schriftsteller begütigend, „von einem Gespenst dürfen Sie auch nicht so viel verlangen, wie von einem Menschen.“

„Ja, warum in aller Welt,“ entgegne ich ungeduldig, „lassen Sie denn nicht die ganze Schriftstellerei, warum spuken Sie denn noch immer hier in der Redaction herum und nehmen anderen, lebendigen Schriftstellern den Platz weg? Räumen Sie doch mir Ihren Platz ein, ich bitte Sie darum, — schon im Interesse des ‚Hausgartens‘ und seiner Leser!“

Das Gespenst mißt mich mit einem hoheitvollen Blick. Die Andern sehen sich erstaunt an. Dergleichen Rede scheinen sie nicht gewohnt zu sein. „Sie sind noch sehr jung, mein Freund,“ beginnt der Senior dann gütig, „sonst würden Sie nicht so fragen. So wissen Sie denn: wer einmal in seinem Leben mit Erfolg geschriftstellert hat, kann nie wieder davon ablassen, selbst wenn er — das heißt der Schriftsteller in ihm — längst gestorben ist. Dann spukt er eben noch als Gespenst in den Spalten der Zeitschriften, wie Sie es hier bei mir und meinen Collegen sehen. Freilich, nicht jedes Blatt gewährt den Gespenstern so gastlich eine Freistätte wie der ‚Hausgarten‘; wir müssen froh sein, wenn wir ein so gemüthliches Unterkommen gefunden haben. Und nun verlangen Sie, junger Mann, wir altehrwürdigen Gespenster sollen Ihnen unseren Platz einräumen? Meine Herren — wie finden Sie das?“

Ein schaurig-dumpfes Hohngelächter ist die Antwort der Gespenster. Mir steigt das Blut zu Kopf. Das ist doch zu arg! „Und wie lange gedenken Sie Ihre ersprießliche Thätigkeit noch fortzusetzen?“ wende ich mich von Neuem an mein Gegenüber. Das Gespenst grinst höhnisch. Eben hat der Redactionsdiener, der unvermerkt eingetreten, mit höflicher Verbeugung einen Stoß beschriebenen Papiers, offenbar ein Manuscript, von seinem Platze genommen, um es in die benachbarte Druckerei zu tragen.

„So lange meine Novellen noch gedruckt und gelesen werden. Und das hat gute Weile, mein Bester. Denn noch ist der Name Carl Holders nicht vergessen, auch wenn sein Träger längst gestorben ist. Der Rock macht den Mann, — der Name den Schriftsteller! Sie werden sich also wirklich nach einer anderen Redaction umsehen müssen, hier wird sobald kein Platz für Sie frei.“

Jetzt ist meine Geduld zu Ende. „Nun gut, dann brauch' ich Gewalt,“ rufe ich so laut, daß alle Gespenster entsetzt aufspringen. „Ihr seid alt und todt — und ich bin jung und lebe, — wir wollen doch sehen, wer der Stärkere ist!“ Damit habe ich den Senior um den hageren Leib gefaßt und suche ihn von seinem Platze zu verdrängen. Die übrigen Gespenster eilen ihm beizustehen; ein erbitterter Kampf erhebt sich. Die Schweißtropfen treten mir auf die Stirn; mein Gegner drückt mir fast den Athem aus. — — —

Ein schriller Glockenton weckte mich aus meinen Träumen. Erstaunt schlug ich die Augen auf. Die Morgensonne fluthete hell durch die weißen Vorhänge der Fenster. Abermals ertönte die Klingel.

„Ein Augenblick!“ Rasch schlüpfte ich in die Kleider und eilte zur Thür. Der Briefträger reichte ein längliches Briefpacket durch die Spalte. „Redaction des ‚Hausgartens‘“ las ich auf dem Umschlag, dann warf ich es auf den nächsten Stuhl ... Meine Novelle! ... Die Gespenster waren doch Sieger geblieben!

Aus der Hauptstadt.

Eine weise Politik.

Mit den zwei Blaubüchern, die übrigens statt des imitirten Lederneinbandes vielleicht doch eine vornehmere Hülle ertragen und verdient hätten, hat Fürst Bismarck endgiltig seine unheilvolle Thätigkeit eingestellt. Daß ein Todter auch aus dem Grabe sprechen kann, gehört zu den Behauptungen, die wahrlich kein Schmuck für unsere aufgeklärte Zeit sind, und man darf hoffen, daß Fürst Bismarck stets seiner Anstandspflichten gegenüber dem Jahrhundert, dem er doch nun einmal angehörte, eingedenk sein wird. Darauf läßt ja auch die letztwillige Verfügung schließen, in der er anordnete, daß Niemand mit seiner Leiche Schindluder treiben und Komödie spielen solle. Er wollte nach seinem Tode todt sein, wirklich todt. Wer ihn angeblich geehrt, geliebt und bewundert hatte, kann Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung am besten dadurch bezeugen, daß er dem Fürsten Bismarck und seinem letzten Willen gehorsam ist. Lasset die Todten ihre Todten begraben, schweigen wir von dem Heimgegangenen, nur der Lebende hat Recht. Allerdings steckte unbändig viel Bosheit in dem ruhm- und herrschsüchtigen alten Manne; für die Behauptung aber, er wolle auch nach seinem Hinscheiden noch, durch die Nachwirkung seiner Thaten, durch Bücher und gesammelte Reden auf unser Volk einwirken, das heißt auf deutsch, der Regierung Schwierigkeiten machen, für diese Behauptung wird kein loyal gesinnter Staatsbürger den Beweis erbringen wollen.

Bismarck ist todt, der Buchhändler Kröner segnet sein Andenken, und damit basta. Nunmehr scheint die Zeit gekommen, ein ehrliches Wort zu sagen. Die Art, in der Bismarck Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte betrieb, hat bei mehr oder minder urtheilslosen Leuten hier und da in gewissem Sinne Anerkennung gefunden. Zeitungen, Geschichtswerke, endlich auch die leicht bethörte öffentliche Meinung geben sich den Anschein der Begeisterung, wenn die Rede auf das Vollbringen des Friedrichsruhers kommt. Ueberall auf dem bewohnten Erdball kennt man seinen Namen und erhebt ihn in den Himmel, wo er nun hoffentlich, zu Gunsten eines ruhigen und sicheren Ganges der neudeutschen Regierungsmaschine, auch für alle Zeit sitzen bleibt. Bekannt ist die Geschichte von dem San Bismarck, den die Ureinwohner Paraguays für den stärksten Heiligen halten und entsprechend feiern. Es läßt sich thatsächlich nicht leugnen, daß dieser vom Glück in seltener Weise begünstigte Staatsmann in aller Leute Munde ist, sozusagen, und daß die gesammte Mitwelt ihn einen weisen Politiker nennt. Aber auf eins ist noch nie mit dem rechten Nachdruck hingewiesen worden: Bismarck selber

Digitized by Google

hat sich niemals dies Lob ertheilt. Weßhalb wohl nicht? Zugegeben, er ist ein auf seine Weise befähigter und kluger Kopf, ein Mann von gesundem Menschenverstand und sicherem Urtheil gewesen. Er mußte also genau erkennen, was mit ihm los war. Und gerade deßhalb hat er nie den Muth gefunden, seine Politik amtlich als weise abzustempeln. Er schwieg sich vorsichtig über die Frage aus. Widerstrebte es doch seiner natürlichen Eitelkeit, die eigene Politik wahrheitsgemäß unweise zu schelten, obwohl dies bei einiger Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zweifellos seine Pflicht gewesen wäre. So enthielt er sich jedes Votums und brachte es durch diese Bauernschlauheit dahin, daß alle Menschen außer ihm, die selbstverständlich seine Politik bei Weitem nicht so gründlich kennen konnten wie er, eben deßhalb seine Politik als weise anstaunten.

Was Bismarck nicht wagte, das durfte der neueste Kurs getrost riskiren. Man wird nicht ableugnen wollen, daß er in der von ihm betriebenen Politik Bescheid weiß. Man wird das sogar unbedingt und gern einräumen, weil weiter kein Mensch diese Politik versteht und weil es doch schlimm wäre, wenn die ganze Welt ihr verständnißlos gegenüber stände, die eigenen Urheber eingeschlossen. Sind sich die Staatsmänner des neuesten Kurses aber über ihre Politik im Klaren, so haben sie auch die Berechtigung zu einem maßgebenden Urtheil darüber. Dies Urtheil ist vor Kurzem verkündet worden. Es steht in der Begründung zu lesen, die der neuen Militärvorlage beigefügt ist. „Die Sicherung des Friedens," heißt es da ungefähr, „hat Deutschland einer weisen Politik zu verdanken."

Nun wissen wir's. Nun sind mit einem Schlage die Nebel zerstreut, die Mißgunst und Nörgelei um die Zinnen des neuen Kurses gewoben haben. Die hämischen Verdicte, die Hinz und Kunz sich zu fällen erlaubten, der giftige Hohn, womit von fast allen Seiten fast alle Regierungsmaßregeln überschüttet worden sind — was bedeuten sie nun? Die Politik der deutschen Regierung, die das Volk so oft verfehlt, dilettantisch, unklug geheißen hat, wird von der Regierung selbst officiell und in aller Form als weise gekennzeichnet. Das genügt. Eigenlob, die Accumulatorwagen der Großen Berliner Straßenbahn und die Havanna-Cigarren, die uns Onkel Sam aus Cuba senden wird, haben ja dieselben angenehmen Wirkungen auf das Geruchsorgan.

Für die Weisheit der Regierung legt neuerdings die Thronrede glänzendes Zeugniß ab, just wie es in letzter Zeit die Lippe-Lappalie that, die man kunstvoll zu einem reichsverderbenden Riesenscandal aufgepäppelt hat, oder wie der preußisch-bayrische Kampf um die Militärstrafprozeßreform, der erst ein volles halbes Jahr lang toben und die Particularisten aufregen mußte, ehe ein kaum halbstündiges Gespräch des Kaisers mit dem Prinzregenten Luitpold ihn schlichtete. Liest man eine Thronrede, so ist man stets himmelweit davon entfernt, gleichzeitig an den Meister des Stils zu denken. Aber die heurige Reichstags-Thronrede erkennt man wie den Meister des Stils an dem, was sie weise verschweigt. Es mag sein, daß der Verfasser der Militärvorlage und ihrer Begründung diese Weisheit des Verschweigens im Auge gehabt hat, als er das weise Wort von der weisen Politik der Regierung in die froh aufhorchende Masse warf. Die umfangreiche Thronrede bringt den Erwerbsständen weniger als nichts, die dringend der Hülfe bedürfen und die allmälig anfangen, nach langjähriger Lammsgeduld verteufelt ungemüthlich und unbequem zu werden. Dafür aber betonte die Thronrede mit großer Emphase die zwingende Nothwendigkeit, den Terrorismus gegen Arbeitswillige mit strengeren Strafen als bisher zu belegen. Wollte Gott, Deutschland hätte keine dringenderen Sorgen als diese, und im Vaterlande würden keine, jetzt unbestraft bleibenden Verbrechen am Volkswohlstande begangen, die zehnmal eher das Zuchthaus verdienten als die bagatellhafte „Einschüchterung von Arbeitswilligen"! Der Humor der Sache wird vollkommen durch die viertelamtliche Drohung, im Falle einer Ablehnung der Antiterroristen-Lex sei ernsthaft mit der Auflösung des Reichstages zu rechnen. Die Regierungsweisheit setzt nämlich voraus, daß im Fall einer solchen Auflösung 200 Socialisten, verstärkt durch die Freisinnige Vereinigung, unter Wallots Kuppel kommen, und sie meint, offenbar mit Recht, daß die durch Herrn Singer an strenge Mannszucht gewöhnten Genossen ihr nicht so viel Schwierigkeiten und Aerger verursachen werden, wie die jetzigen Mehrheitsparteien, Centrum, Agrarier und desgleichen.

Recht effectvoll und glorreiche Krönung einer weisen Schweige-Politik war die Heimlichthuerei, womit die Thronrede den unheimlichen deutsch-englischen Vertrag einstweilen unter den Tisch fallen ließ. Es ist nie mit Sicherheit festgestellt worden, welcher weise Politiker zuerst auf die Idee verfiel, daß nichts so beruhigend auf erregte Gemüter wirke, wie beunruhigende Gerüchte. Die Bevölkerung schwebt dann in beständiger Angst, ihre Regierung habe tausend und einen Fehler begangen, und durch die Vertheilung der Angst auf tausend und ein Gebiet ist der gefährlichen Concentrirung dieses Gefühls auf einen einzigen Punkt absolut sicher vorgebeugt. Auch darum empfiehlt es sich, möglichst starke und ausschweifende Befürchtungen vor Regierungsthorheiten zu erwecken, weil nachher bei der Bilanz im Allgemeinen die Summe der thatsächlich vorgekommenen Mißgriffe nicht die Ziffer erreicht, die die ausschweifende Phantasie der Regierten für möglich hielt. Und das ist entschieden eine angenehme Enttäuschung, die sehr wohl dazu dienen kann, das Prestige des Ministeriums zu heben. Aus solchen Erwägungen wird die Discretion hervorgegangen sein, die man in Berlin den deutsch-englischen Abmachungen gegenüber noch immer bewahrt. Und es traf sich prächtig, daß wenige Tage nach der Eröffnung des deutschen Reichstags Herr Chamberlain in London einem Haufen dankettirender Krämer so ziemlich reinen Wein über die schwierigste und schlimmste Seite der Vereinbarungen, die Bündnißfrage, einschenkte. Was die deutschen Reichstagsabgeordneten aus der Thronrede und aus den gequälten Geistreicheleien des Herrn von Bülow nicht erfuhren, das erfuhren sie aus den Berichten zeilenschindender Londoner Reporter. Sie wissen nun Alles, was sie zu wissen brauchen, ohne daß eine weise Politik sich mit ihnen gemein gemacht und sie allzu leutselig behandelt hätte.

Daß die Thronrede vom Tode Bismarcks keine Notiz nehmen würde, hätte sich selbst sagen können, wer einen Dunst von den Grundlehren wahrhaft moderner Politik hat. Einmal wollte der große Schweiger und Marquis, der als verantwortlicher Rathgeber und Redacteur der ragenden Staatsschrift gilt, sein politisches Hauptkunststück auch im Falle Bismarck ausüben und dem Princip treu bleiben, nur ganz nebensächliche Ereignisse in der Thronrede zu berühren, Vorgänge von geschichtlicher Bedeutung aber unerwähnt zu lassen. Er calculirt ganz richtig, daß die großen, allgemein wichtigen Begebenheiten auch ohne ihn und seine Gunst in die Geschichtsbücher kommen, daß er demgemäß also die kleinen, unwichtigen Geschehnisse vorm jämmerlichen Untertauchen in den Orkus bewahren müsse. Auf der anderen Seite galt es, den Reichstag durch eine Erwähnung des ohnehin längst pensionirten Bismarcks nicht ohne Noth zu beleidigen. Für den deutschen Reichstag war Bismarck seit den dunklen Iden des März im Unglücksjahre mausetodt; selbst sein verruchter Name galt dem klugen Präsidenten damals nicht mehr für würdig, in den wohlausgespülten und parfümirten Mund genommen zu werden. Was konnte es also für einen Zweck haben, im Glanze amtlichen Pomps dreihundert Reichstagsabgeordneten eine langweilige und gleichgiltige Familiennachricht mitzutheilen? Ohnehin hat man ja hier und da schon die übermäßige Länge der Thronrede ungebührlich bekritteln zu müssen geglaubt.

Solcher Nörgeleien ungeachtet ist die Reichsregierung mit ihrer ersten schriftstellerischen Leistung im neuen Geschäftsjahr außerordentlich selbstzufrieden. Und es hat sich ihr sogleich die bange Sorge aufgedrängt, ob sie nicht des Guten zu viel gethan, eine zu maßlose Begeisterung und Dankbarkeit der Nation herausgefordert habe. Dieser ernsten Erwägung entsproß der Beschluß, die enthusiastischen Regungen im Volke alsbald auf das Normalmaaß zurückzuführen und Wasser auf die Weißgluth zu gießen. Liebt sich doch jede weise Politik eine gemäßigte Temperatur, eine nicht zu grelle und zu sonnige Helligkeit; lucanus a non lucendo. Deßhalb kamen die maßgebenden Männer und Männerchen überein, unverzüglich die Nothwendigkeit einer neuen 90 Millionen-Anleihe darzuthun. Die Unpopularität des Gedankens, der glücklich vollendeten zweiten Milliarde an Staatsschulden rasch die fröhliche Dritte anzugliedern, leuchtete ihnen ein. Dank ihr hofften sie, von denen sich Jeder ein von Volksgunst und Volksliebe verfolgter Polykrates deucht, der Götter Neide entschlüpfen zu können. Sieht man die Sache aus diesem Gesichtswinkel an, so verwandelt sich die höchst unweise Politik, durch rastlose Millionenpumpe den Staatshaushalt immer hoffnungsloser zu belasten und Raubbau auf Kosten der Zukunft zu treiben, wiederum in weise Politik. Noch nachdrücklicher minderte das Entzücken der Unterthanen die als Probepfeil abgeschossene Meldung, daß dem preußischen Landtage eine Vorlage zugehen würde über die Aufbringung der Kosten, die die kaiserliche Fahrt nach Jerusulem verursacht hat. Man war bisher allgemein der Ansicht, daß die Reise Wilhelm's II. zum Heiligen Grabe in der Hauptsache eine Privatangelegenheit des Monarchen sei und als solche behandelt werden müsse. Es ist klar, daß der Zug sehr viel Geld verschlungen hat, aber die bald nach dem Regierungsantritt erfolgte Erhöhung der Civilliste um $3^1/_2$ Millionen Mark auf 15 719 296 Mark jährlich geschah unter ausdrücklichem Hinweis auf die Mehrkosten der vom Kaiser unternommenen und noch zu unternehmenden Reisen. Da sich in ganz Deutschland nicht eine Stimme fand, die das plötzlich aufgeschwirrte Gericht für glaublich oder gar wahrscheinlich hielt, so ließ man die Anregung einstweilen wieder fallen. Hoffentlich kehrt sie zu gelegener Stunde zurück, wenn der Jubel und die Hingerissenheit über des neuesten Kurses weise Politik abermals eine milde Dämpfung erforderlich machen. Monatelange Erörterungen der Frage, weßhalb wohl die Forderung dem preußischen Abgeordnetenhaus und nicht dem Reichstage vorgelegt worden ist, werden dann einer Vergötterung des Ministeriums sicher die Spitze abbrechen. Und Herr Eugen Richter, der ohne seine wirthschaftspolitische Verknöcherung längst die stärkste Fraction hinter sich hätte, wird dann schmunzelnd eine Orientrede halten, mit der verglichen die berühmte Husarenrede stammelndes Liebesgeflüster wäre. Die Feinde der heutigen Regierungsform werden aus der schweren Budgetverletzung, als die eine solche nachträgliche Forderung sich darstellt, Jahre lang Honig saugen, und die Feinde der Monarchie würden die finanziellen Schwierigkeiten, womit der Hausminister zu kämpfen hat, rücksichtslos für ihre Zwecke ausnützen. Und für alle Nörgler und Reichsverdrossene wird es wieder eine Lust sein, zu leben.

Die weise Politik, von der wir im Beiblatt zur Militärvorlage andachtsvoll gelesen haben, sucht vor Allem den Schatten Bismarck's von den Gefilden zu bannen, die sie bestrahlt und befruchtet. Man muß zugeben, daß sie auf ihre Art wirklich das Aeußerste thut, Bismarck's Beispiel und Lehre in Vergessenheit zu bringen. Caliban.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der „Dresdener Zola".

Verehrter Herr!

In Folge Ihrer Kritik des Schauspiels „Thörichte Liebe" in Nr. 48 mache ich Ihnen ganz ergebenst eine Mittheilung, durch deren Veröffentlichung Sie mir einen Dienst erweisen würden: Als das Stück in Dresden aufgeführt wurde, habe ich in der Dresdener Zeitung keinen Anstand genommen, besonders den dritten Act zu desavouiren, mit dem ich überhaupt nichts zu thun habe. Ich schrieb auch damals in der Kopenhagener Zeitung „Politiken" auf Wunsch der Redaction über diese deutsche Bearbeitung des Stückes einen Artikel, der meinen Landsleuten viel Spaß machte, denn sie kannten ja mein dänisches Schauspiel in einer ganz anderen Gestalt. Es schloß nämlich, wie die Novelle, damit, daß die Fürstin die angebotene Million nahm und dem verliebten Spender sagte, daß sie ihn nicht liebe. Ein sehr wesentlicher Unterschied war es ferner, daß die dänische Fassung in den dreißiger Jahren spielte und Alles bis zu den kleinsten Einzelheiten in Text, Costüm und Decorationen auf jene Zeit abgestimmt war. Nur in jener Lermontow'schen Periode ist meines Erachtens die Handlung möglich und wahrscheinlich. In dieser Gestalt hat sich das Stück auf der dänischen Bühne eines ganz guten Erfolges erfreut, und mehr hatte ich nie erwartet. Ich hätte sehr gerne vor der Berliner Aufführung meine durchaus ablehnende Haltung gegenüber der deutschen Bearbeitung des Herrn Wilhelm Wolters zum Ausdruck gebracht, aber es war zu spät dazu, denn ich erfuhr erst Mittwoch Abend ganz zufällig hier auf der Straße, daß das Stück am Freitag im Kgl. Schauspielhause gegeben werde. Sogar die Annahme überhaupt war mir nicht mitgetheilt worden.

Verehrungsvoll

Dresden. Karl Gjellerup.

Nachschrift der Redaction. Der dänische Dichter hat ganz Recht, wenn er gegen die Bearbeitung und Rücksichtslosigkeit des Herrn Wilhelm Wolters protestirt, den er sich nun gewiß auch als Mitarbeiter „abgewöhnen" wird, so wie es ihm schon unser Kritiker gerathen hat. Herr Eugen Isolani recte Isaacsohn wird natürlich fortfahren, über den „Dresdener Zola" Wolters begeisterte Lobhudeleien zu schreiben, was uns jetzt, nachdem wir die Bekanntschaft seines eigenen Romans „Die aus der Vorstadt" (Leipzig, Robert Friese) gemacht haben, einigermaßen erklärlich wird. Der Dresdener Zola ist nämlich Isolani's künstlerisches Vorbild. Dieselbe stumpfsinnige Handlung, dieselbe kindliche Charakteristik, dieselbe, mit Isolani zu sprechen, „fürchterliche Langeweile, die Gebärerin und Nährerin so vieler anderer unliebsamer Dinge, vor Allem der üblen Lauen". Aber auch der nämliche durch keine Kenntniß von Grammatik und Syntax getrübte Stil. Seinem bewunderten Wolters sieht Isolani zumal die schönen Schachtelsätze ab: „Sie sind gute, wohlgezogene Kinder des Volkes, sie werfen sich nicht auf die Straße, aber wenn sich ihnen ein junger Mann in anständiger Weise nähert, um mit ihnen die Freuden der Großstadt zu genießen, so gehen sie leicht, oftmals leichtsinnig darauf ein, denn ihr kleinstädtischer Sinn läßt sie kaum eine Gefahr darin erblicken, die übrigens in sehr vielen Fällen auch nicht vorhanden ist, denn nicht selten kommt es vor, daß die Poussade die Braut und die Frau des Pousseurs wird, der durch eine solche Heirath dann beweist, daß er selbst bei Anknüpfung einer solchen Bekanntschaft nur reelle Absichten gehabt, welche in sehr vielen Fällen vorhanden sind" ... Auch die reizvolle Schalkhaftigkeit des Dresdener Zola Wolters finden wir bei seinem Schüler Isolani wieder, z. B. in seinen Naturschilderungen: „Die Sträucher und Bäume hatten den ersten grünen Blattansatz erhalten, manche Blüthenknospe besann sich, ob sie unter den erwärmenden Strahlen der Sonne ihren Busen öffnen solle, manche wendische Amme, die ihren Schützling im Wagen Vormittags durch die Alleen des Gartens führte, wagte es im Schutze der Menschenleere, es den Blüthenknospen nachzuthun, um ihrem nahrhaften Berufe sich hinzugeben!" ... Und dann die köstlichen Schnitzer, die dem bedenklichen Deutsch des echten Dresdner Zola nichts nachgeben: „Er hatte diese auffällige Schweigsamkeit der Müdigkeit der Kleinen in die Schuhe geschoben" ... „Er mußte unwillkürlich den Kopf stumm vor sich hinschütteln" ... „Er wollte sie mit brennender Eifersucht in seinem Innern beobachten" ... „Ein leichter Anflug von Melancholie haftet an diesem winterlichen Bilde, diesem endlosen weißen Velourteppich, der in seiner Starrheit etwas Bannendes hat" ... „Die seltene Lebendigkeit ihres Temperaments" ... „Die Unterhaltung bewegte sich in conventionellen Formen, um bald beinahe ganz einzuschlafen" ... „Er nahm ein paar Züge aus der Cigarrette, um dann ur geduldig mit den Füßen auf dem Fußkissen herumzutreten" ... „Es war ein Frühlingssonntag, wie er im Buche steht" ... Hübsch ist auch, daß Isolani sich über den Namen des polnischen Entführers gar nicht einigen kann: erst nennt er ihn immer Leszinski, dann wieder Lazinski. Ist übrigens auch ein schöner Name und wirklich echt polnisch. Kurz, wenn wir alle die Sprachdummheiten der Dresdener Zolas Isolani und Wolters hier anführen wollten, dann müßten wir ihre überzahlreichen Werke Seite für Seite ausschreiben. Und das wäre ein zweifelhaftes Vergnügen. Jedenfalls gratuliren wir dem trefflichen Gjellerup zu seiner obigen Absage.

Notizen.

Hohenzollernsagen. Ein Balladenkranz von August Sturm. (Leipzig, Carl Jacobsen). Wir sehen den Sohn des unvergeßlichen Altmeisters Julius Sturm lieber auf episch-lyrischem, als auf dramatischem Felde, und darum begrüßten wir dieses schmucke Bändchen Lieder in der sicheren Erwartung, etwas Gutes und Schönes zu finden. Und wir wurden nicht enttäuscht. Dieser kleine Cyclus zumeist epischer Dichtungen zeigt uns den Naumburger Dichter auf der Höhe seiner Künstlerschaft. Es ist wirklich bewunderungswürdig, wie er die Sagen und Mären aus der ruhmreichen Chronik des alten Burg- und Markgrafen-, Kurfürsten und Königsgeschlechtes zu behandeln versteht. Jedes Gedicht schlägt einen neuen Ton an, so daß man nur über die Vielseitigkeit des künstlerischen Ausdrucks staunen kann. Da finden wir den breitangelegten epischen Stil Uhland's, den Romanzenklang eines Tieck und Schlegel, die „balladest" bloß andeutende Art eines Fontane, aber stets originell und selbständig. Auch im Volkstone singt Sturm mit voller Natürlichkeit, und wenn er Köne Finkens Lied von der Schlacht von Angermünde anstimmt, dann wird auch der Kenner der Landsknechtlieder, des Pavierlieds und Niklaus Manuel's Spottgesang von „Bickocken" nur mit philologischer Akribie feststellen können, in wie weit das pommersche Fragment von 1420 benutzt, retouchirt und ausgesponnen ist. Das Lied ist ein dichterisches Kunststück, und kein kleines. Am liebenswürdigsten erscheint jedoch Sturm in den humoristisch angehauchten Dichtungen, z. B. in dem schalkhaften Ehestandsbild:

Die Freiin von Ratzüns hat bittere Zeit,
Herr Eitelfritz brummt heut' in Zank und in Streit.
Myrmidonen im Kopfe und Raupen im Hirn.
Es funkelt sein Auge, es furcht sich die Stirn.
Er sperrt die Erlauchte in's Stüblein in Ruh,
Und giebt ihr ein Bürstlein und brummet dazu:
„Ich geb' Dir zur Kurzweil ein sinniges Spiel,
Nun zähl' mir die Borsten und sag' mir wie viel!"
So kündet die Sage, doch sagt sie nicht an —
Ob's die Freiin gethan.

Die Sagen klingen, sobald sich die neue Zeit meldet, lyrisch aus und zwar in einer schwungvollen Kaiserhymne und einem markigen Lied von der deutschen Flotte, frisch und patriotisch:

Steigt herauf, ihr neuen Sonnen,
Heldenkraft schlug frei den Strand,
Rausche nun, du heil'ger Bronnen
Deutscher Lieb' zum Vaterland!
Daß der That der deutschen Heere
Heut' der Enkel würdig sei:
Gebt die Wehre nun dem Meere,
Denn das Meer, das Meer macht frei.

Die Balladen Sturm's werden in Kriegervereinen, Festversammlungen und Schulen viel vorgetragen werden. Auch unsern Componisten bieten sie dankbare Texte für Festcantaten und Männerchöre.

Von der „Allgemeinen Geschichte der bildenden Künste" von Alwin Schultz (Berlin, Historischer Verlag Baumgärtel) liegen uns die jüngsten Lieferungen vor, womit die Darstellung der altgriechischen Plastik abschließt. Anschaulich breitet sich in textlich wie illustrativ gänzlich neuer Schilderung das vollständige Bild der herrlichsten aller Kunstperioden aus. Von den heiterschönen Tempelbauten schweift der Blick zu den Gebilden der Plastik, die noch heute als unerreichte Schöpfungen der bildenden Kraft angestaunt werden. Was diese Baumgärtel'sche Kunstgeschichte vor andern auszeichnet, ist die völlig originelle Durcharbeitung des Textes wie des Anschauungsmaterials. Hier findet man nicht die längst obsoleth gewordenen Clichés, die sich wie eine ewige Krankheit durch die populäre Kunstliteratur schleppen. Verfasser wie Verleger wandeln oft unbetretene Wege und überraschen uns vielfach durch neuentdeckte oder wenigstens kaum allgemeiner bekannte Beispiele der Kunstbethätigung. Es ist eine ganz selbständige und eigenartige Schöpfung.

„Charles Dickens' ausgewählte Romane." Deutsch von A. Scheibe. (Halle, Hermann Gesenius.) Diese schöne und mustergiltige Ausgabe in 15 Bänden, die sich wie ein deutsches Original liest, ist auch in einer neuen Ausgabe ohne Buchschmuck erschienen, die sich schon durch ihre außerordentliche Billigkeit zum nahen Feste empfiehlt. Wir ziehen freilich die Ausgabe mit Illustrationen vor. Leider hat der Verleger den Zeichner nicht genannt, doch scheinen die ergötzlichen Bilder von englischer Herkunft, wenn auch nicht gerade von Dickens' Freund Cruikshank zu sein, dessen Illustrationen, wie schon in voriger Nummer — leider durch einen Druckfehler entstellt — bemerkt wurde: für uns Deutsche als Caricaturen immer etwas Abstoßendes haben. Die gleichzeitig neu aufgelegte Ausgabe der „Frithjoff's Sage", die wir erwähnten, bildet zugleich den dritten Band von Tegnér's poetischen Werken, die P. J. Willatzen für den Verlag von Hermann Gesenius mit Fleiß und Geschmack übertragen hat.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Briefwechsel zwischen

Franz Liszt

und

Hans von Bülow,

herausgegeben von **La Mara.**

VIII. 426 S. geh. ℳ 6.—, gebdn. ℳ 7.—.

Diesen Briefen, die Meister und Jünger mit einander wechselten, wohnt eine doppelte Bedeutung inne. Sie spiegeln einerseits ein überaus interessantes Stück Zeitgeschichte wieder. Sie bringen zugleich andererseits die grundverschieden gearteten Individualitäten Beider in aller Schärfe und Klarheit zum Ausdruck. Möge der hohe Geist, der die beiden grossen Künstler beseelte, ein Echo finden in Geist und Herzen derer, zu denen dies Buch spricht.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine

reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Zeitschrift für ***Elektrotechnik***
und ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.
sowie für ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

Abonnementspreis: **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle spezialen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen sein.**

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, *Leipzig.*

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hohenzollernsagen.

Ein Balladenkranz

von

August Sturm.

Gr. Octav. 49 S.

Preis geb. M. 1.50.

Leipzig. Carl Jacobsen.

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden

von

Adolf Philippi

o. Professor der Universität Gießen.

Mit 292 Abbildungen. 1898. Gr. 8 br. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

(Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen 2. Reihe.)

Kunstgeschichte in Bildern

vom klassischen Altertum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

III. Die Renaissance in Italien.

Bearbeitet von G. Dehio.

1898. 110 Tafeln in Folio. Broch. Mk. 10.50, geb. Mk. 12.50.

Die Abteilungen I (Altertum) — II (Mittelalter) — IV (Renaissance außerhalb Italiens) — V (Das 17. und 18. Jahrhundert) erscheinen später. Das ganze Werk wird rund 500 Tafeln mit 2000 Abbildungen umfassen.

Theodor Körner und die Seinen

von

Emil Peschel und **Eugen Wildenow.**

Mit vielen Abbildungen und Faksimiles. 1898. 2 Bände, gr. 8. Geb. Mk. 15.—.

Berühmte Kunststätten

I. **Vom alten Rom**, von Professor E. Petersen. Mit 120 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

II. **Venedig**, von Dr. Gustav Pauli. Mit 130 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

III. **Rom zur Renaissancezeit**, von Dr. E. Steinmann. Mit 150 Abbildungen. Kart. Mk. 4.—.

IV. **Pompeji**, von Dr. R. Engelmann. Mit 140 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

Von berufenen Sachkennern verfaßt, belehrend und unterhaltend zugleich, mit reichem Bilderschmuck ein Hilfsmittel für die Anschauung und die Erinnerung. (Wird fortgesetzt.)

Romane

von **guten** deutschen Autoren, mit **spannender** Handlung und zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden **gesucht**. Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** bef. d. Exp. d. Bl.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg**, Hohe Bleichen 34.

Die Chemie im täglichen Leben.

Gemeinverständliche Vorträge.

Von Prof. Dr. **Lassar-Cohn** (München).

Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 21 Abbildungen.

1898. Gebunden 4 M. Postporto 20 Pf. (Ausland 50 Pf.).

Der Einband ist nach der Zeichnung von Prof. Widnmann an der Kunstgewerbeschule in München höchst elegant und künstlerisch in Gold- und Buntdruck ausgeführt.

„Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, dass ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für gebildete verständlich schreiben kann." *Westermanns Monatshefte.*

„Niemand wird dieses Werk lesen können, ohne eine Fülle von Belehrung daraus zu schöpfen, die er vergeblich in irgend welchen anderen uns bekannten populären Büchern suchen würde. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung, die es vollauf verdient." *Prometheus.*

Kürschners Bücher

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Frau Musika. 530 Musikstücke für Klavier und Gesang. Kl. Folio. ca. 600 Seiten. Illustr. von A. v. Schrötter, Brosch. 8 Mk., eleg. in Leinwand geb. M. 10.—, in 2 Bde. geb. M. 12.50. Untrennbarer Bestandtheil eines jeden Klaviers. Anmuthige und lehrreiche Schilderung des Laufes des Jahres und des menschlichen Lebens, musikalisch illustr. von den besten Kompositionen aller Art.

Jahrbuch 1899. Ein Kalendarium und Nachschlagebuch für Jedermann. ca. 500 S. 8°. Alle nur erdenklichen Informationen über alle Gebiete des Wissens u. Lebens, aus Vergangenheit u. Gegenwart. Handbuch, das jeder haben muss, der seinen Vorteil wahrt. In farb. Umschl. 1 Mk.

Das ist des Deutschen Vaterland. Das schönste Prachtwerk über Deutschland. 1275 Illustrationen. In 12 farb. Lwbd. 12 Mk.

Universal-Konversations-Lexikon. 23,5×18 cm geb. Auf 213 600 Zeilen der Inhalt vielbändiger Lexika in 1 Bd. 2700 Illustr. **3**

Welt-Sprachen-Lexikon. 300 960 Zeilen. Praktische deutsch-engl.-französ.-ital.-latein. Wörterbücher, ein Fremdwörterb. etc. **Mark.**

Kürschners Bücherschatz. Jede Woche ein reich illustrirt. Band von ca. 128 Seiten mit Porträt und Autobiographie des Verfassers. Die billigste Romanbiblioth. Beste Autoren Mitarbeiter. **20 Pfennig.**

Der grosse Krieg 70/71 in Zeitberichten. Preis Mk. 3,50 1228 Sp. Text. ca. 320 Illustr. Orig. u. unmittelbarste Geschichte d. Krieges.

Die Welt in Photographien. Originalphotogr. in Kabinet mit erl. Text. ca. 3000 Blatt erschienen. à Bl. 20 Pf., je 10 Bl. in Mappe M. 2.—; hochelegante Albums zum Sammeln f. M. 3.—, 4.—, 5.—, 6.—.

Prospekte durch Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9. u. alle Buchhandlungen.

Schönste Geschenke

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erschien:

Schwedische Konversations-Grammatik

zum Schul- und Privatunterricht

von

Dr. Ed. Th. Walter,

vormals Lektor an der Universität Lund (Schweden),

8°. Lwdb. Mk. 4.60. **Schlüssel dazu** 8°. kart. Mk. 1.60.

Die Lehrbücher der **Methode Gaspey-Otto-Sauer** umfassen bis jetzt **Arabisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Neugriechisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Türkisch, Ungarisch.** Sie bestehen aus **Grammatiken, kleinen Sprachlehren, Lese-, Uebersetzungs- und Konversationsbüchern.** Vollständige Verzeichnisse gratis und franko.

Zu beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags von

Julius Groos' Verlag in Heidelberg.

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. 18 Berlin, den 24. December 1898. 27. Jahrgang Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Agrarische Fragen. Von Paul Ernst. — University Extension. Von Ernst Gystrow (Leipzig). — **Literatur und Kunst.** Wiener Kunst. Von Otto Stoeßl. — Hans von Bülow als Erzieher. Von Georg Thiele. — **Feuilleton.** Was der Nordwind that. Von K. S. Baranzewitsch. — **Aus der Hauptstadt.** Sauhatz. Von Caliban. — Aus den Kunstsalons. Von S. — Notizen. — Anzeigen.

Agrarische Fragen.

Von Paul Ernst.

Die Nationalökonomik der Landwirthschaft ist weit schlechter erforscht und dargestellt als die der Industrie, theils, weil der mächtige Aufschwung der Industrie alles Interesse ihr zuwendete und sie als weit wichtiger und interessanter erscheinen ließ, theils, weil beim Ackerbau in weit höherem Maaße technische Kenntnisse erforderlich sind, als wenn man in der Industrie nationalökonomische Studien macht. Die Folge war, daß man mechanisch die aus der Betrachtung der Industrie gewonnenen Lehrsätze und Theorien auf die Landwirthschaft übertrug und damit selbst praktisch manches Unheil anrichtete. Noch heute giebt es große Kreise von Leuten, welche im Bann dieser so gewonnenen falschen Anschauungen stehen. Will man sicher gehen, so wird schon am besten sein, wenn man die Untersuchung ganz von vorn beginnt. Dieser Weg wird schon seit längerer Zeit eingeschlagen, und ein recht gutes Buch aus dieser Richtung ist das soeben erschienene von Franz Bensing über den „Einfluß der landwirthschaftlichen Maschinen auf Volks- und Privatwirthschaft". Sind auch keine großen, originalen Gesichtspunkte und unerhört neue Resultate in dem Buche enthalten, so doch eine verständige Solidität.

Bekanntlich sind wir bei uns in Deutschland hinsichtlich des landwirthschaftlichen Maschinenwesens weit zurück hinter anderen Ländern, namentlich den Vereinigten Staaten. Vielleicht aus diesem Grunde unterschätzt man die Bedeutung, die auch bei uns die Maschine in der Landwirthschaft hat. Bensing rechnet aus, daß die bei uns vorhandenen Arbeiter nur ausreichen würden, das unter Cultur befindliche Areal nach der alten Dreifelderwirthschaft zu bebauen, „und daß gar nicht daran zu denken gewesen wäre, dasselbe nach dem Norfolker Fruchtwechsel, oder gar nach einem Fruchtwechsel mit starkem Rübenbau zu bewirthschaften, wenn nicht durch das Mittel der Maschinen andere Kräfte zur landwirthschaftlichen Production hätten ausgenutzt werden können". Was das bedeutet wird klar, wenn man die Berechnung Bensing's verfolgt, wonach bei der alten Dreifelderwirthschaft für 100 Hectar 2,42 Mann, bei Norfolker Fruchtwechsel 11,10 und bei Fruchtwechsel mit starkem Rübenbau 24,15 Arbeiter pro Tag nöthig sind. Die ganze ungeheure Productivitätsteigerung auf so großen Gebieten unseres Landes ist also durch die Einstellung der Maschinen ermöglicht. Daraus geht auch hervor, daß in der Landwirthschaft nicht, wie oft in der Industrie, die Maschinen menschliche Arbeit verdrängt haben; sie haben natürlich oft ihren Platz verändert, aber im Uebrigen sie nur productiver gemacht. Lediglich bei der Dreschmaschine kann man den Vorwurf erheben, daß sie menschliche Arbeit überflüssig gemacht hat. Während früher die Leute in den sonst beschäftigungslosen Wintermonaten auf den Tenne zu thun hatten, ist jetzt die Drescharbeit in ein paar Herbsttage zusammengedrängt. Das ist, da die landwirthschaftliche Thätigkeit ohnehin sich auf bestimmte Zeiten concentrirt und andere leer läßt, eine Verstärkung dieser für den Lohnarbeiter unheilvollen Tendenz. Es gelingt Bensing auch nicht, diesen Vorwurf zurückzuweisen.

Zwei andere Vorwürfe, die man, für gewisse Zeiten und unter gewissen Umständen, mit Recht, den Maschinen in der Industrie hinsichtlich ihren Einflusses auf die Arbeiter gemacht hat, gelten dagegen für die Landwirthschaft nicht. Sie haben weder den Lohn gedrückt, noch auf die Intelligenz und Tüchtigkeit des Arbeiters schädlich gewirkt. Die Ursache ist die Verschiedenartigkeit ländlicher Arbeit. Einführung von Maschinerie in der Fabrik bedeutet stets Vereinfachung der Arbeit, in der Landwirthschaft stets größere Complicirtheit. Beim mechanischen Webstuhl bleibt eigentlich nur eine Aufsicht des Arbeiters über den von der Maschine geleisteten Arbeitsproceß übrig; bei der Mähmaschine etwa ist die Arbeit viel complicirter geworden. Der Mäher mit der Sense hat außer seiner physischen Thätigkeit nur eine geringe Aufmerksamkeit nöthig; bei der Maschine fällt die physische Anstrengung fort, aber zu der bisherigen Aufmerksamkeit kommt noch die auf das Gespann und auf eine sehr complicirte Maschine, welche hinter dem Manne arbeitet, deren guten Gang er nur nach den Geräuschen beurtheilen kann, und die sehr sorgfältig behandelt werden muß. An der feststehenden Maschine in der Fabrik kann kaum etwas Außergewöhnliches passiren, an der auf scholligem Acker gefahrenen sehr leicht. Dazu kommt, daß in der Industrie ein Mann Jahr aus Jahr ein und dieselben Handgriffe zu thun hat, in der Landwirthschaft die Thätigkeit aber abwechselt, und Bekanntschaft mit einer größeren Anzahl von Maschinen erforderlich ist. Ein Arbeiter, von dem man so etwas verlangen will, muß höher bezahlt werden und muß sich auch eine höhere Intelligenz aneignen.

Bedenkt man noch, daß der größte Theil der gesundheitlichen Schäden, welche das Maschinenwesen in der Industrie mit sich bringt, verursacht wird durch die Aufstellung

Digitized by Google

im geschlossenen Raum, und daß in der Landwirthschaft gerade durch die Maschine Arbeiten, die sonst mit Staubentwickelung im geschlossenen Raum geschehen, in's Freie gelegt werden, wie das Dreschen, so kann man für die Arbeiter die Maschine im Allgemeinen nur für einen großen Segen halten. Zur Erhöhung des Rohertrages können die Maschinen nur zum Theil in der Weise beitragen, wie in der Industrie; etwa der Dampfpflug, indem er den Boden tiefer aufwühlt und dadurch bis dahin unbenutzbare Stoffe nutzbar macht. Zum größten Theil können sie nur so wirken, daß sie vollkommener und sparsamer arbeiten, etwa die Dreschmaschine, welche mehr Körner herausbringt als der Handdrusch. Bensing bestimmte die auf diese Weise erzeugte Steigerung des Rohertrages beim Dampfpflug und der Drillmaschine auf 10%, bei der Dreschmaschine auf 15%, bei der Hackmaschine auf eventuell 5%; bei den andern Maschinen war die Steigerung nicht zahlenmäßig zu bestimmen. Noch viel auffälliger aber ist die Steigerung der Reinerträge. Wie bei allen solchen Berechnungen sind natürlich Abstractionen zu Grunde gelegt, die in der Praxis nie vorhanden sind; und da gerade die Landwirthe vermöge ihrer ganz concreten, von Fall zu Fall verschiedenen Thätigkeit, eine große Verachtung gegen alle Abstraction haben, so würden dieselben wohl energisch gegen solche Aufstellungen protestiren. Man darf eben nie vergessen, daß nur die allgemeinen Tendenzen wissenschaftlich untersucht werden können. In der Praxis werden diese gekreuzt und wird ihnen entgegengearbeitet durch tausend feindliche Momente, die unter Umständen das entgegengesetzte Resultat hervorrufen. Daher muß man auch bei sehr bedeutenden landwirthschaftlichen Schriftstellern, wenn sie gleichzeitig Praktiker sind, immer vorsichtig sein, viel vorsichtiger, als bei dem reinen Theoretiker.

Mit diesem avis au lecteur wird es sehr interessant sein, eine merkwürdige Zusammenstellung Bensing's über die Steigerung des Reinertrags bei zunehmender Verwendung der Maschinerie durchzusehen. Als Ausgangspunkt nimmt er den Fall an, daß in der Wirthschaft nur Häckselmaschine, Rübenschneider, Oelkuchenbrecher und Getreidereinigungsmaschine existirt; der Reinertrag pro Hectar ist dann M. 1,37. In Fall 2, wo dieselben Maschinen für Göpelbetrieb eingerichtet sind, steigt der Reinertrag auf M. 4,41. In Fall 3 kommen hinzu Drillmaschine, Düngerstreuer, Kartoffelpflanzmaschine: Reinertrag M. 15,74. Dann Hackmaschine: Reinertrag M. 20,03. Dann Getreidemähmaschine: Reinertrag M. 20,09. Dann Grasmähmaschine, Heuwender, Heurechen: Reinertrag M. 26,29. Dann Dreschmaschine: Reinertrag M. 45,73. Dann Rüben- und Kartoffelerntemaschine: Reinertrag M. 46,71. Dann Dampfpflug und Feldbahn: Reinertrag M. 59,76. Wie schon gesagt, ist in der Praxis die Sache nicht so einfach, wie in der Theorie, denn da die Landwirthschaft bei uns noch weit zurück ist in der Verwendung der Maschinerie, so wäre ja dann aller Nothlage recht einfach ein Ende gemacht, wenn man einfach die fehlenden Maschinen einstellte. Aber was soll ein Mann mit hügeligem Terrain mit einem Dampfpflug oder einer Feldbahn, Jemand, der viel Lagerkorn hat oder keine zuverlässigen Arbeiter mit einer Mähmaschine, und wer seine Arbeiter nur halten kann, wenn er ihnen im Winter auch Beschäftigung giebt, der kann nur mit einer Göpeldreschmaschine dreschen lassen. Und so läßt sich bei jedem Posten ein Aber einfügen. Sicher aber liegt trotz alledem noch sehr viel Schuld an der, wohl durch den Beruf erzeugten, Schwerfälligkeit der Landwirthe, denn in vielen Fällen ist diese der einzige Grund, der die Einführung von Maschinerie und dergleichen hindert.

Es ist ungerecht, wenn man unseren Landwirthen die viel thatkräftigeren und energischeren Amerikaner vorhält. Die Amerikaner haben weit einfachere Verhältnisse vor sich; vor Allem in den fraglichen Staaten ein ganz ebenes und gleichmäßiges Terrain, abgerundete und zusammenliegende Grundstücke, die nicht individuell behandelt werden, keine historisch entwickelten Vorurtheile und Methoden bei ihren Arbeitern, sie haben eine Elite von Arbeitern, da sie alle Untüchtigen erbarmungslos verkommen lassen, und so fort. Bei uns ist Alles weit complicirter und individueller als drüben; in allen Lebensverhältnissen ist es ja so, und das hat zur Folge, daß wir gerade in den materiellen Dingen vielfach hinter den Amerikanern zurückstehen. Hauptsächlich die stärkere Anwendung der Maschinerie ist es, wodurch die amerikanische Landwirthschaft der unserigen überlegen ist, denn der Vortheil der niedrigen oder mangelnden Grundrente wird sicher mehr wie aufgehoben durch die hohen Löhne und sehr hohen Steuern und Abgaben; man muß doch bedenken, daß Wege, Chausseen, öffentliche Gebäude u. s. f. bei uns längst vorhanden sind, die dort noch gebaut werden müssen, oder erst vor Kurzem gebaut sind. Zudem muß man nicht vergessen, daß bei uns in der Grundrente doch auch die Verzinsung mancher Verbesserung steckt, die im Lauf der Jahre in Vergessenheit gerathen ist, als ein Werk von Menschen aber doch noch wirkt. Allerdings werden heute die amerikanischen Productionskosten noch unterboten, durch die günstigen klimatischen Verhältnissen Argentiniens; aber auch hier wirken andere Momente, namentlich die Unsicherheit der Ernteergebnisse, entgegen. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß, nachdem die notorisch vorhandene Ueberproduction in Getreide zurückgedämmt ist, sich die Preise auf der heutigen Höhe halten, bei der die Landwirthe sich schon würden einrichten müssen. Noch besser wäre es ja freilich, wenn der Consum sich derartig höbe, daß das, was über den Bedarf mehrerer Jahre lang vorhanden war, verbraucht würde; dann wäre Beiden geholfen, den Landwirthen und den Consumenten.

University Extension.

Von Ernst Gystrow (Leipzig).

Die socialen Probleme lassen sich im Wesentlichen von zwei verschiedenen Standpunkten erfassen: einem vorwiegend wirthschaftlichen, causalen, der aus der jüngstverflossenen Entwickelung der Productions- und Vertheilungsformen die nächstbevorstehende abzuleiten sich bemüht, und einem mehr ästhetisch-teleologischen, dem die Rückwirkung der ökonomischen Verhältnisse auf die Persönlichkeiten der in ihnen sich Bewegenden im Vordergrunde steht. Nicht die eine oder andere Auffassung ist allein berechtigt, sondern ihre wechselseitige Ergänzung; die Trennung Beider darf sich nur in Form einer logischen Arbeitstheilung vollziehen, und in diesem Sinne möchte ich auch verstanden sein, wenn ich als Hauptvertreter der eminent socialen Richtung Sombart, als Träger der ästhetischen Ideen dagegen Bücher nenne. Für Bücher ist der Verlust an Lebensfreudigkeit, der sich als Schatten der capitalistischen Riesenleistungen einstellte, ein ernstes, immer wieder von ihm betontes Problem. Die Essays über die Entstehung der Volkswirthschaft gipfeln in seiner Beleuchtung ebenso wie die wundervolle Studie „Arbeit und Rhythmus". Die fortgesetzte Arbeitstheilung zerstört die Möglichkeit einer Freude an der Vollendung eines Ganzen; die Thätigkeit mechanisirt sich mehr und mehr. Die wirthschaftlichen Reactionäre, die sich deutsch-social nennen, ziehen aus dieser Thatsache die Schlußfolgerung: zurück zum Kleinbetrieb. Bücher, der ein durch und durch fortschrittlicher Kopf ist, glaubt an solchen Zauber natürlich nicht, und hat uns selber die beste Darstellung vom Niedergang des Handwerks gegeben, die wir besitzen; aber freilich fordert er die Socialreform, deren Hauptziel es sein muß, auf andere Weise dem Arbeiter die

Digitized by Google

Lebens- und Schaffensfreudigkeit zurückzugeben. Die jüngeren Socialpolitiker, Bücher an der Spitze, neben ihm Sombart, Schmöle und Andere, erblicken mit Recht die Möglichkeit eines solchen Fortschreitens nicht in despotischer Zwangsorganisation, sondern allein in dem echt liberalen Princip des Genossenschaftsgedankens, wie er rein wirthschaftlich in den Consumvereinen seine praktische Durchführung, und in Oppenheimer's agrarwissenschaftlichen Schriften eine bedeutsame theoretische Ausweitung erfahren hat, während er nach der im weitesten Sinne ästhetischen Richtung — wobei ich unter den Begriff des Aesthetischen eben die von Bücher geforderte Lebensfreudigkeit setze — am meisten in den gewerkschaftlichen Organisationen sich durchsetzt, deren Geschichte uns Schmöle mit viel versprechender Kunst zu schreiben begonnen hat. Daneben ist aber eine ganz besondere Gruppe von Bestrebungen aus der Mutterlösung des guten socialen Willens herauskryställisirt, Bestrebungen, die im engeren Sinne das sociale Problem ästhetisch erfassen, die der Arbeiterwelt die geistigen und künstlerischen Errungenschaften unserer Zeit mittheilen und damit der Persönlichkeit des Arbeiters eine mächtige Förderung angedeihen lassen wollen. Unter ihnen ist die zweifellos bedeutsamste die von England und Skandinavien uns überlieferte University Extension. Als bei uns die ersten Versuche in's Leben traten, dem englisch-dänischen Beispiele folgend wissenschaftliche Bildung in Arbeiterkreise zu tragen, gab es manchen Enthusiasten, der sich die Entfaltung der Bewegung in den phantasievollsten Farben ausmalte. Heute, wo die größte Universität deutscher Zunge, Berlin, endlich sich dem Vorgehen von Wien, München und Leipzig angeschlossen hat, darf man endgiltig sagen, daß die University Extension in Deutschland ungeheuer mißverstanden worden ist und sich auf dem besten Wege befindet, lächerlich zu werden. Und diese bedauerliche Erscheinung ist es, die ich im Folgenden etwas näher beleuchten möchte.

Jede solche Bewegung wird naturgemäß in jedem Lande einen etwas anderen Charakter annehmen. Die Eigenart des Volkes, seines Temperamentes und seiner Anschauungen, werden ihr diese oder jene Form geben. Es ist ja selbstverständlich, daß in Dänemark, wo der Classen- und Kastengeist bereits sehr gemindert erscheint, daß in England, wo bei zwar bedeutenden gesellschaftlichen Abständen doch die Meinungen sich versöhnlich gegenüberstehen, ganz andere und eben von vornherein günstigere Bedingungen für die Hochschul-Ausdehnung gegeben waren, als bei uns. Es ist kein Zufall, daß die socialen Kämpfe in Deutschland mit so zugespitzter Schärfe den Charakter der Classenkämpfe angenommen haben. Der Deutsche ist nun einmal doctrinär veranlagt, er mag zu einer Partei stehen, zu der er will, und die Schätzung der Persönlichkeit ist seine schwächste Seite. Welche Erscheinungen dieser Mangel unter Umständen zeitigen kann, sehen wir an dem unerquicklichen Bilde Oesterreichs; und wenngleich der Norddeutsche in der Werthung des Gegners objectiver und im Kampfe vornehmer ist, als sein hitziger südlicher Bruder, so hat sich doch auch in jüngster Zeit bei uns ein bedenkliches Nichtverstehenwollen anderer Anschauungen eingenistet. Der Gesichtskreis des Deutschen ist eben, wie Schmöle einmal zu mir äußerte, in der Theorie meist weltumspannend, in der Praxis aber gleichzeitig stadtvierteleng; keine Classe vermag es, die Bedürfnisse und Wünsche einer anderen auch nur leise zu begreifen. Das ist vielleicht übertrieben, aber es enthält sehr viel Wahrheit; und niemals ist Alles das so in's Licht getreten, wie bei der Verpflanzung der Volkshochschulbewegung auf deutschen Boden.

Als die Begründung von Volksbibliotheken florirte, sprach mir in einer Unterhaltung darüber der sehr gemäßigte Nationalökonom Carl Johannes Fuchs (jetzt in Freiburg) seine Verwunderung aus, wie unpraktisch, wie förmlich vernagelt den Bedürfnissen des Volkes gegenüber sich die vom besten Willen beseelten Obmänner derartiger Unternehmungen zeigten. Da wird irgend ein möglichst wohlfeiles Local gemiethet; man denkt nicht daran, daß die Arbeiter es nie besuchen werden, weil sie nach Erledigung des Zehn- oder gar Zwölfstundentages viel zu abgespannt sind, einen weiten Gang zu unternehmen, womöglich in ein besseres Stadtviertel, was ein Wechseln des Anzuges erfordert. Vielleicht ist die Form der Bücherverleihung dann noch in der nöthigen Potenz büreaukratisch — und man darf sicher sein, nach Kurzem schon keinen Arbeiter mehr zu Gesicht zu bekommen. Fuchs erzählte z. B., daß die Greifswalder Volksbibliothek zumeist von Studenten, dann von Kaufleuten und Bürgern, endlich von Dienstboten, von Arbeitern aber fast gar nicht frequentirt werde. Kommen dem Betrachter nicht ähnliche Gedanken, wenn er sich unsere Volkshochschul-Auditorien ansieht?

Centralisation mag für manche Zwecke eine schöne Sache sein; für Viele ist sie das Verderben. Es giebt politische Parteien, die sich zu Grunde centralisirt haben, und mit der University Extension würde es wahrscheinlich ebenso werden. Durch die Centralisation kommt die ganze Bewegung von vornherein in eine falsche Bahn. Die Veranstaltungen tragen den Stempel einer Einladung an die niederen Classen, zu uns Intellectuellen zu kommen und sich mit gütiger Genehmigung unsererseits ein paar Brocken zusammenzulesen. So haben aber weder Engländer noch Dänen die Volkshochschul-Bewegung aufgefaßt; sondern mit richtigem Blicke erkannten sie, daß es sich vornehmlich um ein Hinabsteigen in's Volk, um ein Zusammenkommen und wechselseitiges Lernen handele. Und wenn man dagegen den schwachen Einwand erhebt, daß in Skandinavien die Classenunterschiede sehr verwischt seien und man darum die nordischen Reiche gar nicht in Parallele zu den deutschen Verhältnissen setzen könne — so darf man einfach auf England verweisen, wo man im gesellschaftlichen Leben streng am Standesbegriff festhält, und nur diesen zur rechten Zeit und am rechten Orte außer Acht zu lassen versteht, während man in Deutschland und Oesterreich eben jeden Versuch ängstlich scheut, mit der anderen Volksclasse jemals in Fühlung zu treten. Und dieses Unvermögen, sich den unteren Classen wirklich zu nähern, zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze deutsche Volkshochschul-Bewegung hindurch. In Berlin scheint man wenigstens die Themata der Vorträge einigermaßen mit Vernunft und praktischer Ueberlegung gewählt zu haben. Was man sich in Leipzig darin zum Theil geleistet hat, spottet jeder Besprechung. Ich entsinne mich eines Vortrages, den im letzten Winter der bekannte Philosoph v. Schubert-Soldern hielt über die „sociale Bedeutung ästhetischer Bildung". Die Sache war natürlich sehr gut gemeint; aber unglücklicher konnte das Thema nicht gefaßt werden. Der Saal war halb leer; Arbeiter sah man fast gar nicht. Und nun begann der Herr Professor mit einer Definition des „ästhetisch Wohlgefälligen"! Wenn man sich auf diesem Wege die Hörer hinauspredigte, so wäre das wahrscheinlich noch das geringste Unglück. Viel schlimmer ist es, wenn sie, anstatt wegzuschleichen oder zu schlafen, aufmerken und dann mit ein paar unverstandenen Sätzen bereichert heimkehren. Dann erfüllt sich der schwerste Vorwurf, der die Volkshochschul-Bestrebungen treffen kann: nämlich der, Halbbildung zu verbreiten.

Nun muß ja von vornherein zugegeben werden, daß es ungemein schwierig ist, die passenden Gegenstände für eine beginnende Institution, wie die deutsche Hochschul-Bewegung, zu finden. Aber es giebt doch einen Weg, auf dem sich das noch am leichtesten und geradesten erreichen läßt, nämlich der Weg zum Arbeiter selber. In München hat man einen leisen Versuch dazu gemacht. In Norddeutschland, von Leipzig ganz zu schweigen, ist aber augenblicklich die thörichte Furcht vor Allem, was socialdemokratisch sein könnte, so groß, daß man sich zu diesem Wege wohl nur schwer entschließen wird. Denn selbstverständlich müssen es die intelligentesten Elemente der Arbeiterschaft, am besten die Gewerkschaftsbeamten sein,

Digitized by Google

an die man sich wendet, und in den weitaus meisten Fällen wird man es da eben mit Socialdemokraten zu thun haben. Das pflegen im persönlichen Verkehr nun regelmäßig sehr liebenswürdige und harmlose Leute zu sein; aber die fixe Idee, man dürfe sie nicht als gleichgeordnet betrachten, die Boykottidee, hat eben unseren ordnungsparteilichen Staatshüter schon allzu fest im Garne. Diese Leute können aber allein wissen, was den Arbeitern an geistiger Kost geboten werden darf, ohne Verdauungsbeschwerden zu befürchten. Sie kennen die Lectüre der Arbeiter; sie wissen, welche Bücher in den Gewerkschaftsbibliotheken am meisten verliehen werden und Aehnliches mehr. Es ist ja zu beachten, daß in diesen Bildungsstufen locale Differenzen die Regel sind: ein Arbeiter, der eingeschworener Genosse ist, wird doch einen ganz anderen Gesichtskreis haben, wenn er ein paar Jahre die „Leipziger Volkszeitung" des Herrn Schönlank gelesen und zu verstehen versucht hat, als wenn er sich mit der gröberen Kost der „Sächsischen Arbeiterzeitung" begnügen mußte. Auch die Zugehörigkeit zu Gewerkschaften oder Gewerkvereinen ist von nicht zu unterschätzendem Einflusse. Die gewerkschaftlichen Arbeiter bilden geistig die Elite ihres Standes; sie haben vor allem Anderen auch einen weiteren Blick als die Genossen, die sich ihre Nahrung in geistiger Hinsicht nur auf lärmenden Volksversammlungen oder in phrasentriefenden Flugschriften holen.

Nun meine ich durchaus nicht etwa, daß man bei den Hochschul-Veranstaltungen vor Allem der Socialdemokratie eine Verbeugung machen sollte. Die Wissenschaft steht über jeder Partei; und wenn die Socialdemokratie manchmal verkündet, daß wahre Wissenschaft immer zum Socialismus führe, so hat dieser Agitationstrumpf viel weniger ernsthafte Bedeutung, als etwa die entsprechende ultramontane Behauptung. Man hat für die University Extension häufig den Grundsatz proklamiren wollen, öffentliche Angelegenheiten streifende Vorträge seien auszuschließen. Das ist natürlich stark übertrieben und undurchführbar; dann müßte man sich eben auf jene Forschung zurückziehen, deren die katholische Kirche sich so oft rühmt: die rein historische, möglichst weit entfernt von der Gegenwart. Solche Scheuklappen sind unwürdig. Aber das Richtige steckt doch darin: daß man es entschieden vermeiden müßte, etwa geraden Wegs zur Attacke auf den Socialismus loszugehen. Damit würde man den Zweck des Ganzen von vornherein umdeuten. Sicherlich muß reicheres Wissen allmälig zu einer selbstständigen Kritik der revolutionären Phraseologie in Arbeiterkreisen führen; denn wenn auch heute die geistige Elite der Arbeiterschaft socialdemokratisch denkt, so ist doch ihr Wissen ein einseitiges, ihr mit Rücksicht auf einen bestimmten Endzweck eingehämmertes, und wir erleben es ja in diesen Tagen, daß die weitestblickenden Vertreter der socialdemokratischen Ideen, die Vollmar, Bernstein, Heine offen den Feldzug gegen die alten rothen Phrasendrescherein eröffnet haben. Und sicherlich wird es die Elite der Arbeiterschaft sein, die ihnen folgt. So wird auch die Bereicherung des Arbeiters mit geistiger Bildung ihn auf diesen Weg weisen; aber das ließe sich wohl durch nichts besser abschneiden, als wenn man heute die University Extension als Kampfmittel gegen den Socialismus proklamirte. Darum sollte die Berührung acuter politisch-socialer Fragen vermieden werden. Auch noch aus einem anderen, ästhetischen Grunde. Wir wollen eben dem Arbeiter mit den Hochschulcursen etwas Anderes bieten, als seine Parteiversammlung, seine Tageszeitung ihm bieten kann. Wir wollen ihn hinüberführen auf jene Gefilde, wo der kleine, gemeine Lebenskampf aufhört, wo die Erforschung der Welt um uns und in uns zum Selbstzweck wird, wo die reinste und höchste Begierde, der Wissensdurst, allein herrscht. Die Stunden, die der Arbeiter in den Hörsälen der Hochschulcurse zubringt, sollen eine gewisse Weihe haben. Er soll hier eben gerade über das Alltägliche hinausblicken lernen; er soll empfinden, daß es auch noch andere Fragen giebt, als die des Coalitionsrechtes und des Wahlgesetzes, und soll diese anderen Fragen in ihrer Größe und Reinheit schauen. Ich glaube durchaus nicht, daß man damit zugleich die Alleinberechtigung der naturwissenschaftlichen Fächer ausspreche; warum sollten die Geisteswissenschaften jene Wirkungen nicht üben können? Nein, bis in unsere Tage herab möge auch die geisteswissenschaftliche Forschung berücksichtigt, dem Volke vermittelt werden; man kann dabei sehr wohl das Aufwerfen acuter Tagesfragen umgehen, dafür liegen schon einzelne glänzende Beispiele vor. Ueberdies hat sich in München erwiesen, daß gerade die geisteswissenschaftlichen Curse am meisten belegt wurden — die Periode des Wohlgefallens am schönen naturwissenschaftlichen Experiment ist eben nicht mehr — aber es hat sich ebenso vor zwei Jahren in Leipzig erwiesen, daß die Berührung noch schwebender Fragen, wie Lamprecht sie durch eine maaßlose Glorificirung der gesammten Politik Bismarck's einschließlich des Socialistengesetzes sich leistete, die Arbeiter schaarenweise hinaustreibt und das Unternehmen geradezu lahmlegen kann: seit jenem Abende hat die Hörerzahl der Leipziger Vorträge nie wieder die vorher üblichen Zahlen erreicht.

Diese Gefahr birgt aber vornehmlich der Einzelvortrag in sich, und er ist es überhaupt, der die Hochschulbewegung in falsches Licht setzt. In München, wo Alles am rationellsten gehandhabt wird und man sich dafür durch 49% Arbeiter in der Zuhörerschaft belohnt sieht, ist man schnell genug von den Einzelvorträgen abgegangen. In Leipzig hält man leider daran fest. In München hat man ferner eine Aufstufung der Eintrittspreise geschaffen, und das ist sehr lobenswerth. Denn sonst erlebt man es, wie in Berlin, daß Officiere, Studenten, Techniker, Kaufleute den Saal füllen — nur nicht Arbeiter. Den Arbeitern aber, und auf sie müssen wir immer wieder unser Augenmerk richten, dürfen wir, ich sage: dürfen wir keinen Einzelvortrag bieten. Davon hat der Arbeiter gar nichts. Er hört ein paar neue Dinge, behält davon ein paar wirre Brocken, und mehr nicht. Gerade von dem Geiste der Forschung verspürt er dabei keinen Hauch. Das ist nur möglich in längeren, 4 bis 8stündigen Kursen, wo ein ganzes Wissensgebiet systematisch aufgerollt und durchgenommen wird. Hier offenbart sich ihm schon etwas von der Strenge und Größe wissenschaftlicher Problemstellung; hier fühlt er das Walten der Methode, die Schritt für Schritt zur Weitung der Erkenntniß führt. Und darauf kommt es zunächst an. Wissenschaft, Forschung, Geistesarbeit — das sind dem Arbeiter heute fast ganz unfaßbare Dinge, von denen er keine Vorstellung hat. Ist er ruhig und bescheiden, so blickt er mit einer gewissen Scheu darauf, ist er lärmend und roh, so höhnt er darüber. Gerade das Eigenartige der Wissenschaft, das je ne sais quoi der geistigen Arbeit, das sie auch in ihren scheinbar langweiligsten Detaillirungen ewig von der Muskelarbeit trennt, das muß ihm langsam zum Bewußtsein kommen, und daraus kann dann eine geläuterte Bewunderung der wissenschaftlichen Thätigkeit, und der Drang, sich ihre Ergebnisse soweit als möglich anzueignen, hervorgehen. Wir wollen das Volk nicht vollpfropfen mit Kenntnissen, sondern der ethische, der erzieherische Werth des Wissens muß in den Vordergrund treten; die Hochschulbestrebungen sollen nicht bloß einen Unterricht, sondern eine besondere Form der Volkserziehung schaffen.*)

Daß wir damit den socialen Knoten entwirren helfen, ist unbestreitbar, aber es ist ebenso verkehrt, in der University Extension nun etwa die Lösung der socialen Frage zu erblicken. Diesen Fehlgriff in der Ausdrucksweise — denn nur das kann

*) Vgl. Revue bleue, Heft 19: L'Idéal socialiste de l'instruction intégrale par A. Fouillée. Ich unterschreibe die dort gegebenen Erörterungen durchaus nicht alle; sie enthalten aber doch genug Beachtenswerthes, um auf sie hinzuweisen.

Digitized by Google

man annehmen — hat Schmoller bei seiner einleitenden Rede gethan. Er sagte, es seien weniger die Vermögensunterschiede, als die Ungleichheit im Genusse der Culturgüter, die die sociale Frage verschärften. Das glaubt doch Schmoller selbst nicht. Ich habe hier weder Raum noch Lust, die Wurzeln der socialen Frage bloßzulegen; das Hauptmoment liegt doch wohl darin, daß mit einer rasenden Entwickelungsgeschwindigkeit eine völlig neue Classe im Staatsleben, das Lohnarbeiterthum, entstand, während die Formen der Verwaltung sich nur wenig veränderten; daß so stark wie noch niemals in der Geschichte zwischen ökonomischer Basis und politisch-rechtlichem Ueberbau eine Verschiebung eintrat; daß der langsam erwachsene Capitalismus nun unvermittelt rasch ein Proletariat zeugte, das sich alle Lebensformen und Lebensbedingungen, die außerhalb der reinen Lohngrenzen liegen, erst selbst schaffen muß. Man darf sehr energisch bestreiten, daß das Erfurter Programm der rechte Wegweiser dazu sei; die Thatsache selber schafft man nicht aus der Welt, und ebensowenig den Umstand, daß sie den Arbeitern als Dogma eingeprägt ist. Versucht man ihnen klar zu machen, daß es nicht so sei, so stößt man sie vor den Kopf; und will man ihnen gar einreden, mit Hochschulvorträgen solle und könne die sociale Frage gelöst werden, so erregt man den Verdacht, es sei wieder einmal auf eine Einschläferung mit Zuckerbrödchen abgesehen, und damit hat man dann schon das ganze Spiel verloren. Warum überhaupt eine Auseinandersetzung über die Motive unserer Bewegung? Auch die Bestgemeinte wird bestenfalls von indifferenter Wirkung sein; meistens wird sie aber wohl Schaden stiften.

Wenn man die jetzige Form der University Extension auf Alles das hin betrachtet, was ich hier kurz darzulegen versuchte, und was nicht bloß meine private, sondern die von sehr Vielen getheilte Meinung ist, so wird man zu dem Schluß kommen, daß noch Vieles anders werden muß, wenn überhaupt erst die Grundlage zu gedeihlichem Wirken gewonnen werden soll. Wie ich schon Eingangs sagte: in Berlin hat die ganze Sache den Punkt erreicht, wo sie nahe daran ist, lächerlich zu werden. Denn wenn das Auditorium die bereits erwähnte Zusammensetzung aufweist, lauter Leute, die neben wissenschaftlichem Interesse doch zumeist die Erwartung eines gewissen haut goût getrieben hat, der pikante Reiz des Bildes, einen bedeutenden Gelehrten mit einem ihm ganz neuen Publicum umgehen zu sehen; und wenn beim Verlassen der Stätte durch alle Unterhaltungen der rothe Faden sich zieht: es war gut, daß nicht mehr Arbeiter da waren — verstanden hätten sie's doch nicht! — dann verfällt eben die Bewegung der bittersten Ironie, denn sie wird zur Komödie. Warum es so gekommen ist? Weil man sich scheut, die unumgängliche enge Fühlung mit den in Betracht kommenden Kreisen zu nehmen. Weil man Alles mit einer Geste vornehmer Herablassung behandelt und die akademische Würde nicht alteriren will. Unsere Docenten sollten erst einmal die Volkshochschulcurse in Dänemark sich ansehen — dann würde es wenigstens zur reinlichen Scheidung kommen; denn ich bin überzeugt, daß dann Mancher, der heute mitmacht, sich nicht würde entschließen können, soweit hinabzusteigen — zum Schaden des Ganzen aber wäre das sicher nicht. Das klingt hart, aber es ist leider wahr. Dem Einzelnen erwächst kein Vorwurf; nur sehen wir eben wieder einmal im grellsten Lichte, wie man sich in seine Kastenvorurtheile eingepuppt hat und nun nicht heraus kann, beim besten Willen nicht.

Die University Extension ist die beste Art für den akademisch Gebildeten, in die sociale Thätigkeit einzutreten. Sie sollte ein unveräußerlicher Bestand unseres Culturlebens werden, wie es heute die deutsche Volksschule ist. Welche Formen sich im Laufe der Zeit entwickeln werden, das ist nicht unsere Sache. Eine so mächtigen Bedürfnissen entsprossene Bewegung wird sich ihre geeigneten Formen schaffen, wenn man sie nur Anfangs in's rechte Geleise leitet. Ich fasse die Sache durchaus nicht so auf, wie man es wohl oft hört: unser Gewissen müsse uns zu dieser Bethätigung treiben; denn wir seien verpflichtet, den arbeitenden Massen, die uns die Muße zur Geistesarbeit ermöglichen, von dem Errungenen ein Stück zurückzuzahlen. Das klingt sehr schön; aber es macht die Bewegung doch nur zu einem Abzahlungsgeschäft, zu einer nothgedrungenen Salvirung des Gewissens. Und das soll sie nicht sein. Nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft blicken heißt es; nicht Gründe, sondern Zwecke beseelen uns; weil wir mitarbeiten wollen an dem Emporringen der unteren Volksschichten, weil wir davon die gedeihliche Zukunft unseres Volkes überhaupt abhängig glauben — darum treiben wir University Extension. Es ist noch sehr fraglich, ob die Lohnarbeiter uns die Muße zu unserm Schaffen geben, ob nicht im Gegentheil ein gut Theil der Geistesarbeiter so hart und härter ringen muß um seine materiellen und idealen Güter; aber selbst wenn es so wäre, so brauchte uns das Gewissen noch nicht sehr zu schlagen, denn der Einzelne ist nicht schuldig an den Verhältnissen, in denen er lebt. Nein, eine That des freien, bewußten Wollens verrichten wir; und an dasselbe Wollen müssen wir appelliren, wenn wir unsere Ideen in weitere Kreise des Gelehrtenthums und der Künstlerschaft tragen. Was wir empfangen haben, es sei so viel es wolle: nicht zurück wollen wir es geben — sondern weiter.

Literatur und Kunst.

Wiener Kunst.

Von Otto Stoeßl.

Jeder Gang durch die Stadt Wien, selbst der Einheimische fühlt das, gewährt in den verschiedensten Gegenden die Reize eines wunderbaren architektonischen Bildes, wechselnd in den Einzelheiten und doch in der Totalität eine liebliche, feine und vornehme, südlich reiche, anmuthige, doch nicht kraftlose Gliederung und gemeinsame Grundstimmung aufweisend, die den verschiedenen Stilen jene Einheit des Wienerischen giebt. Der Grundton bleibt immer die Barocke, in die großen Barockzeiten der Baukunst fällt der historische Aufschwung des einstigen Wien, und so stehen einige Bauten dieser Zeit — und nicht bloß die auffallendsten Monumentalgebäude an den wichtigsten Centren —, die diese Hauptmelodie mächtig und wohlklingend durchführen. Man braucht nur irgendwo in der innern Stadt herumzugehen, um plötzlich vor diesem ernsten und wieder zarten Stil zu stehen; diese gedrehten Säulen mit goldprunkenden Heiligen, diese unsagbar schwer belasteten, herkulischen Karyatiden, oder wenn sich der Blick öffnet, diese in Gärten stehenden gelben Schlösser jener glänzenden Zeit oder die schlanken, großgewölbten und bei aller Complicirtheit so ganzen und geschlossenen Kirchen, vorzüglich die Werke des Fischer von Erlach überraschen immer wieder. Und selbst die Bauten einer frühern Zeit, die in der Gothik ihren adäquaten Ausdruck fand, haben einen anmuthigeren, wohlklingenderen Charakter, die Stephanskirche, Maria am Gestade sind so wundervolle Beispiele dafür. Die folgende Zeit bis in unsere Jahre hinein brauchte sich keineswegs exact an die Stilvorschriften der gegebenen Herrlichkeit zu halten, um dem Charakter des Stadtbildes treu zu bleiben, die großen fremden Baumeister, die herkamen, mußten nur das Wiener Leben lebend durchfühlen, um in ihren Werken sich ihm innig anzuschließen und zu fügen, so daß das Griechenthum Hansen's, die Gothik Schmied's in Werken Ausdruck fand, die durchaus

Digitized by Google

nicht der übrigen Baustimmung widersprechen, sie vielmehr in anderer Ausdrucksform reizend variiren. So geht man über den Ring in einer neuen, modernen, ganz und gar nicht historischen Wiener Straße an den Bauten der verschiedensten Stile vorüber, die dem überschauenden Auge doch die Anmuth eines gemeinsamen Ausdrucks bieten. Aber an der großen Bauthätigkeit, namentlich der privaten, der letzten Jahre merkt man nun doch eine gewisse Rathlosigkeit und Ermüdung, in der Wiederholung jener ewig alten und immer nur in Einzelheiten veränderten Stilformen, die nun weder den Erbauer noch den Besitzer oder Beschauer ganz befriedigen wollen. Man griff zur deutschen Renaissance, man brachte störende Elemente in die Reinheit der Renaissanceformen und eben der Barockgeschmack, der herrschende, wurde bei Nutzbauten, die ohne große Kosten hergestellt, den Bedürfnissen einer großen Bewohnerzahl durch bedeutender Höhe, Fassungsraum, Billigkeit entsprechen müssen, zu angeklebten Stuckzierden verwendet, das Ganze mit einigen werthlosen, unpassenden und unverhältnißmäßigen ornamentalen Phrasen entstellt, so daß sich gerade die großen Zinshäuser, die durch ihre Massigkeit wider ihren Willen monumental wirken müssen, als enorme Sünden gegen den guten Geschmack darstellen, weil sie die Gesetze des Nutzens und Zweckes mit einer Stilschönheit verbinden wollten, die sich gerade für diese Zwecke nicht, oder eben wieder nur genialen Baumeistern und unter bedeutenden Kosten ergiebt. Der Barockstil ist eben der Prunkstil für jene zwar monumentalen, aber durchwegs aristokratischen Bauten einer vergangenen aristokratischen Zeit, die in hohen Sälen den Schmuck wie die Traditionen der Vergangenheiten sammelte, nicht für die Nutzbauten einer ärmeren Bevölkerung, zudem ist die materielle Cultur so weit geschritten, daß jede alte Stilform der größten Umänderungen und Erneuerungen bedarf, ihr entgegenzukommen, was wieder nur ein Baugenie, kein Handwerkergehirn leisten kann. Die Hausherren der großen Miethhäuser können aber diese geniale Arbeit nicht bezahlen, sie wenden sich an die Bauhandwerker und diese glauben mit historischen Reminiscenzen und Schulphrasen am besten zu dienen; so entstehen diese widerlichen Verzerrungen, die ein Stadtbild von solcher Anmuth selbst in den reichsten Straßenzügen entstellen. Die ganze eine Hälfte der Ringstraße ist eine solche schreiende Geschmacklosigkeit. Die neue materielle Cultur, die sich aus dem neuen Wissen, neuen Bedürfnissen, neuen Baumaterial, kurz aus dem neuen Charakter der Menschen und ihres Lebens ergab, fordert einen adäquaten, neuen Ausdruck, so einfach, klar, zweckentsprechend, wie es in der Vergangenheit etwa die Barocke war, einen Ausdruck, dessen Sprache eben so leicht und verständlich zu erlernen und zu sprechen ist, daß der große Künstler sich seiner zu den höchsten Aeußerungen einer Persönlichkeit, wie der gewöhnliche Durchschnittsarchitekt für seine einfachen Zinshäuser, mit der gleichen Leichtigkeit und Sicherheit bedienen kann. Dieser neue Stil ist auf dem Wege. Ihn suchend geriethen natürlich einige Starrköpfe auf die absonderlichsten Wunderlichkeiten, aber er entsteht sozusagen ohne den Einzelnen, oft gegen ihn. Bewußt herausfinden mag ihn vielleicht einer oder der andere geniale Künstler, unbewußt wird ihn die Zeit selbst wachsen lassen, aus ihrem Boden, in ihrer Luft, aus ihren innersten Bedingungen, mit unfehlbarer Kraft.

So kämpft bei jeder Wanderung in jedem Stadtviertel Altes und Neues. Noch einmal scheint sich die ganze, conservative, bedeutende Bauvergangenheit Wiens in jenem naturgemäß an den Traditionen auf's Festeste haltenden Theil zu sammeln und gleichsam ein Denkmal ihrer Größe und Schönheit hinterlassen zu wollen: die kaiserliche Burg, deren Ausbau nach den Plänen Fischer's von Erlach zur einen Hälfte vollendet, nunmehr wohl den Abschluß jener Regierungsbauten bedeutet, die in den fünfzig Jahren des gegenwärtigen Herrschers die neue Stadt Wien ausdrücken sollten, und ohne es zu wollen noch einmal in einer großen und weitertönenden Harmonie die alte Stadt sammelten. Die verschiedenen, an Alter und Stil so mannigfachen Theile der Hofburg wurden durch Pläne Fischer's von Erlach, des genialsten Schöpfers der specifischen Wiener Barocke, zu einem Ganzen vereinigt, in dessen Bild natürlich die Barocke gewaltig vorschlug. Er führte nur das Centrum durch. Jetzt hat man einen Seitenflügel nachgeschaffen, der nach einem Gedanken Semper's von Hasenauer gebaut wurde. Ein weiter, hoher, säulenreicher Bogen führt von der alten Hofburg über einen freistehenden, früher als Privatgarten des kaiserlichen Schlosses benützten Platz zur Ringstraße, gegenüber der Front dieses Tractes liegt das eine Hofmuseum, auf der andern Seite soll ein symmetrischer Bogen folgen, so daß dann in Hufeisenform etwa die „Burg" mit diesen beiden Flügeln den „Heldenplatz" mit den Statuen der Feldherren Prinz Eugen und Erzherzog Karl umfassen und den Durchblick auf die beiden Museen und das Monument der Kaiserin jener Epoche: Maria Theresia, gewähren soll. Derart bildete dann das Gebäude der Hofburg und die Museen das Centrum, von welchem nach rechts und links die Ringstraße mit ihren weiteren Monumentalbauten sich angliedert. Der eine Flügel (zu der Vollendung des zweiten wird es ja noch einige Zeit brauchen), ist nun außen so gut wie fertig und zeigt jenen prachtvollen, groß stilisirten Zug der Vergangenheit, würdig seinen Zweck und voll Schönheit seinen geistigen Inhalt ausdrückend. —

Geht man ein paar Straßen durch, so kommt man zur „Wien", jenem berüchtigten Flüßchen, mit dessen Ueberwölbung Wiens moderne, neueste Bauperiode beginnt. Hier setzt sofort ein neuer Stil und eine neue Zeit ein. Blickt man nur auf diese mächtigen Wölbungen, die erst in Holz vorgebaut, dann in langsam anwachsenden Quadern nachgeführt werden, so hat man in diesen Arbeiten schon den Ausdruck neuer Werke, neuer Technik, neuer socialer Lage, der sich aus dem Dunkeln, Unbewußten zu hoher Gewißheit steigert, wenn man draußen in den dichtbevölkerten, armen Vororten, wo selbst die neuen Häuser nicht mehr die Heuchelei der Stilphrasen haspeln, sondern nackt, arm, kahl starren, beim Anblick der vollendeten Stadtbahn das volle Bewußtsein einer neuen Zeit, Arbeit, neuen Stils für neue Bedürfnisse, neuer Ausdrucksformen für neue sociale Verhältnisse. Die Stadtbahn zieht einen großen Ring, der draußen an der Donau und an den waldigen Ausläufern der Berge beginnend in mächtigen, modern-cyclopischen Bogen, so schlank, als kräftig, so einfach, als schön durch die ganze vor ein paar Jahren der alten angegliederte neue Stadt, durch die vereinigten Vororte bald als Hoch-, bald als Straßen-, bald als Tiefbahn geführt ist. Hier ist der monumentale Ausdruck unseres Zeitalters! In diesen Bogen-Eisenconstructionen, über denen Abends die weißen Bogenlampen ihren weißen Schimmer gießen, die realistische Form der materiellen Cultur mit einem mystischen und doch wieder seltsam modernen Reiz überfluthend. An den eigentlichen Architekturen dieser Stadtbahn hat der bedeutendste Baumeister Wiens und vielleicht einer der bedeutendsten Architekten überhaupt, Otto Wagner, stilschöpferische Meisterstücke geschaffen, fast mit unbewußter Genialität. Nicht Reinheit im Einzelnen, sondern die größere Reinheit harmonisch zusammentönender Stilformen suchte er bisher. Mehrere seiner entzückenden Stadthäuser und vor Allem seine prachtvolle römische Villa, in welche sogar manche englische (und auf diesem Umweg indische und japanische Elemente) einspielten, führten diese immerhin nur für den einzelnen genialen Künstler, nicht für die ganze Epoche bedeutenden Versuche köstlich durch. Und Otto Wagner hatte die Erkenntniß, ich weiß nicht, ob als der Erste, daß sich der moderne Baustil, unser Stil, der unserer Zeit und unseres Lebens, der heutigen Cultur und der heutigen socialen Bedürfnisse, weder historisch, noch eklektisch entwickeln kann. Die Anwendung des Eisens

Digitized by Google

als vorzügliches Baumaterial, fast schon zur Hälfte sich mit em Stein in die Herrschaft theilend, vielleicht ihn noch mehr einschränkend, ergiebt einen neuen Grundcharakter: den des schlanken, schmalen, geflügelten, weithinwirkenden. Dazu kommt sowohl das gesteigerte Bedürfniß nach Licht, dem die erhöhte Anwendung des Glases mit seiner immer mächtigeren Technik entspricht. Kurz aus diesen technischen Elementen bildet sich der neue Baustil, aus diesen Elementen fand ihn Otto Wagner. Seine Stadtbahnhöfe sind Muster dieser Art, die den höchsten Nutzen, die äußerste Zweckmäßigkeit mit der höchsten Treue erfüllend, auch ihre eigenste Schönheit gewinnen. Wie decorativ wirken, ohne unmittelbar decorative Absichten, diese weißen, strahlenden Gebäude mit ihrer sparsamen Ornamentik, mit ihren flachen Dächern und ihrer wundervollen Durchsichtigkeit! Die Stilformen der Renaissance bilden den formalen Untergrund, auf dem sich ein völlig neuer Stil aufbaut. Früher folgte das Kunstgewerbe dem Baustil, jetzt scheint der Baustil dem Kunstgewerbe zu folgen, das diesmal früher und leichter die neue Technik und die neuen Bedürfnisse erkannte und erfüllte. Es giebt genug Starrköpfige, die das nicht einsehen wollen und sich vor der „englischen Krankheit" (denn mit Recht wittern sie diese auch in diesen Architekturen, wie Otto Wagner zu seinem Privatvergnügen wieder die reizendsten Möbelentwürfe ausführt) bekreuzen, sie passe nicht für Wien, für Wien, die große Barockstadt. Eine Stadt läßt sich nicht historisch pietätvoll absperren und unter Glas verschließen. Nicht lange wird es mehr dauern, und der Barockstil wird der jüngeren Architektur überhaupt bereits ziemliche Schwierigkeiten machen. Derlei Befürchtungen wecken aber die Frage, ob Wien für den neuen Stil tauge. Das ist noch nicht genug entschieden, in dem gegenwärtige Kampf des österreichischen Museums mit den Kunstindustriellen, der zwar äußerlich beendigt scheint, aber es kaum in Wahrheit sein dürfte, konnte diese Angst wohl berechtigt auftreten.

Im Jahre 1862, anläßlich der Londoner Weltausstellung, erkannte die Regierung mit Schmerzen, wie zurückgeblieben das fähige, österreichische Kunsthandwerk und sein Export hinter dem englischen sei. Dort war man stilbildend gewesen und hier hatte man ewig in der Vergangenheit herumgetappt. Diese Erkenntniß führte zur Gründung des Oesterreichischen Museums unter Eitelberger, der, völlig der geeignete Mann, in kurzer Zeit Bedeutendes leistete und auf das österreichische Kunstgewerbe ungemein anregend und befruchtend wirkte. Der Erfolg zeigte sich bald praktisch, der österreichische Export stieg bedeutend und in manchen Dingen konnte Oesterreich die Concurrenz mit England aufnehmen. Dies hatten natürlich auch sofort die Kunstgewerbetreibenden erkannt und einen Verein gebildet: den sogenannten Kunstgewerbeverein, der in engster Fühlung mit dem Museum stand und diesem seine Förderung verdankte. An die kleinen Meister ward gar nicht gedacht hierbei, aber die großen Industriellen wurden unterstützt und gefördert. Der Aufschwung war enorm. Die Weihnachtsausstellungen, an denen sich das Museum officiell als Hauptveranstalter betheiligte, indeß der Kunstgewerbeverein als Gast ausstellte, florirten, und Deutschland organisirte nach unserem Muster überall mit dem größten Erfolge verwandte Institute. Kaum hatte man diesen Anschluß an England mühsam erreicht, den man nun hätte thätig ausnützen sollen, als man sich auf's Ohr legte. Das ging nun einige Jahre, bis man endlich das beständige Sinken, ja das Aufhören aller Bestellungen aus dem Auslande (namentlich aus dem Balkan) merkte. Zudem war nun ein neues Geschlecht herangewachsen, die Presse war erfüllt von den Darstellungen über „englischen Stil" und vorgeschrittene Privatleute bezogen bereits ihre Möbel direct von England. Merkwürdiger Weise hatte nun die Regierung doch einen richtigen Einfall. Sie schickte den jetzigen Unterrichtsminister mit dem Hofrath Scala nach England, um sich über die Sache zu informiren. Oesterreich hat nämlich nicht gar zu viel zu verlieren! Die Folge dieser Reise war die Umgestaltung und Belebung des Oesterreichischen Museums durch Scala, der, diesmal der Geeignete, zum Director ernannt wurde. Was dieser Mann in einem Jahre für das Museum, für die Stadt und die gesammte Industrie gethan hat, läßt sich noch nicht einmal übersehen. Vieles ist in seinen Wirkungen noch nicht einmal aufgegangen. In seiner ersten Ausstellung ließ er bei den vorzüglichsten englischen Meistern Möbel ankaufen und stellte diese, sowie die andern kunstgewerblichen Gegenstände des Auslands aus. Der englische Stil machte Furore. Die Herren vom Kunstgewerbeverein sahen sich in ihren „altdeutschen", „Louis XVI.", „Empire"-Zimmern ꝛc. sehr bedroht. Nun finden sich ja immer für edle Thaten Helfershelfer. Auf einmal entdeckte man die Feindschaft des englischen Stils. „Hier ist einmal nur Barock." Scala wurde ein Agent der Engländer, man krümmte sich unter der „englischen Krankheit", man wehrte sich — scheinbar ästhetisch, in Wahrheit sehr materiell. Denn der neue Director dachte nämlich wirklich an die Förderung des Gewerbes, nicht der paar Industriellen. Er stellte die englischen Muster den kleinen Tischlern, gerade diesen bisher unterdrückten und beherrschten, zum Copiren zur Verfügung, so daß sowohl unter das Publicum der neue Geschmack leicht eindrang, — diese Copien nach den besten englischen Originalen waren immer noch besser und wertvoller, stilechter, als die altdeutschen Waaren der Großindustriellen, — als auch die kleinen Meister durch unmittelbare Bestellungen gefördert wurden, die sich immer noch besser bezahlten, als ihre Lieferungen für die Fabrikanten. In ihren „heiligsten Interessen" geschädigt begannen nun diese Herrn Industriellen einen Sturmlauf gegen den Director, dessen definitives Resultat abgewartet werden muß.

Auf dem Gebiete der Malerei und Plastik bestehen die neuen Bestrebungen recht gut und mit bedeutendem, äußeren Erfolg. Vor drei Jahren haben die jungen modernen Maler sich von der „Genossenschaft", oder der „Handelsgenossenschaft" der Alten emancipirt und stellen jetzt auf eigene Faust, sogar in einem neuen, eigenen Bau, der „Secession" aus. Ihr Verdienst in Sachen des neuen Geschmacks gegenüber den faulen, gewinnsüchtigen, geistig armseligen Bestrebungen der „Alten" ist unleugbar. Man braucht nur im Geist das Facit ihrer Ausstellungen mit dem der früheren Jahre zu vergleichen. Ein Verdienst darf sie in Anspruch nehmen, endlich, wenn auch spät, den rückständigen Kunstgeschmack zum Großen vorwärts getrieben zu haben, vielleicht mag sie hoffen auch die eigene Production an den großen Beispielen der fremden Meister zu beleben, denn ihre eigenen Leistungen sind denen des Auslandes keineswegs ebenbürtig. Ihr schrankenloses Lob begann aber schon in der öffentlichen Controverse um ihr neues Heim. Wieder muß man an die guten Intentionen denken, um nicht maßlos im Tadel zu werden, maßloses Lob aber verträgt dieser Bau gewiß nicht. Olbrich, ein Schüler Otto Wagner's, baute ihn; seine Stimme rieth ihm, seiner Gesinnung gemäß, von allen Traditionen abweichend, einen schönen Zweckbau in seinem eigensten Stil und mit geringem Kosten- und Zeitaufwand zu bauen. Solche neue Experimente sind Ausländern im Auslande auf's Schönste geglückt. Horta's „Maison du Peuple", Hancar und Crespin in Brüssel, Guimard in Paris, Otto Wagner, von dem wir früher sprachen, in Wien, Morris in London, Voysey ebenda haben in dieser Weise modern stilgründend gewirkt. Die Intentionen Olbrich's waren gut, seine Leistung ist zweifelhaft und würde eher durch Aufrichtigkeit im Tadel, als durch Maßlosigkeit im Lob gewinnen. Er mußte einen billigen, nützlichen Bau in kurzer Zeit fertig stellen. Drei Schwierigkeiten! Dazu sollte es ein Künstlerheim sein, also auch schön wirken und schon in seinem Aeußeren die Bestrebungen seiner Besitzer ankündigen. Hier lag der Kernpunkt der Aufgabe. Hier ist der Architekt gescheitert. Sein Bau schwankt traurig zwischen

Digitized by Google

Monumentalbau und Kunstzelt, zwischen Tempel und Jahrmarktskiosk, zwischen Unsterblichkeit und Provisorium. Große Geberden, atavistische Details und wunderliche vorclassische Reminiscenzen streben malerische Wirkungen an, wo sich die architektonischen versagen. Das Gebäude will ein anderes sein, als es sein kann, mehr bedeuten, als ihm gegönnt ist, ausdrücken, was ihm versagt ist. Was die Ausstellung selbst betrifft, ist sie im Innern ausgezeichnet decorirt, prächtig angeordnet. Der Innenraum versöhnt unbedingt mit dem mißglückten Aeußern, er ist tadellos im Arrangement, voll glücklicher decorativer Einfälle. Die Bilder selbst? Die Oesterreicher beherrschen ihre Ausstellung, ein begreiflicher Egoismus, der aber bedauerlich wird, weil das Fremde, das sie zugelassen haben, uns so viel Sehnsucht „nach noch" macht. Sie selbst haben im besten Falle gutes Mittelmaaß, wie immer. Sie haben im neuen Geschmack sich überall umgesehen und das Verschiedenste probirt, sie haben „rechts" und „links" gemalt, sind Naturalisten und Romantiker, Symbolisten und Pointillisten, was man will, sie können Vieles und im Ganzen wenig, von Keinem hat man das Gefühl einer großen in sich ruhenden Eigenart, die mit ihren Mitteln, wie ihren Zielen völlig im Reinen, ihre klaren, einfachen, nothwendigen Werke producirte. Das hat man nur in den Nebenzimmern, wo die Sachen der fremden Meister stehen, wie Anders Zorn und Khnopff. Es ist ja verzeihlich und begreiflich, daß die Wiener doch in ihrem eigenen Hause die Ersten sein wollten. Aber dann mußten sie das heuchlerische Princip der „alten" Genossenschaftler anwenden, dem Publicum vorzulügen, es gäbe draußen nichts Besseres. Für ihre aufrichtige, große Ehrlichkeit, für ihren guten Geschmack, für den Eifer um die großen Künstler und um die echte Kunst muß man ihnen danken. Dies Verdienst ist kritisch und vielleicht für die Zukunft fruchtbar, wenn man auch ihnen nicht das Unrecht thun darf, sie mit ihren Meistern zu vergleichen.

Hans von Bülow als Erzieher.

Von Georg Thiele.

Hans von Bülow's geistreiche Wittwe, bekanntlich ehedem als Fräulein Marie Schanzer eine Zierde des Meininger Hoftheaters, ist rüstig bei der Arbeit, den brieflichen Nachlaß ihres Gatten zu sichten und herauszugeben. Die beiden ersten Bände, die Bülow als Schüler und Kritiker behandeln, durften wir an dieser Stelle anzeigen; der eben erschienene dritte Band, die Jahre 1855—64 umfassend, sind gewidmet nicht mehr dem Werdenden, sondern dem Gewordenen und Gereiften, vor allem Bülow dem Erzieher. Und zwar dem Lehrer des Stern'schen Conservatoriums — dem Erzieher des Publicums und dem Erzieher der — Kritik. Eine Ergänzung findet diese Publication in der gleichzeitigen Veröffentlichung des Bülow-Liszt'schen Briefwechsels durch die bekannte Musikschriftstellerin Fräulein Lina Ramann*), also die Briefe, die Meister und Jünger miteinander wechselten. Sie spiegeln einerseits ein überaus interessantes Stück Zeitgeschichte wieder. Sie bringen zugleich andererseits die grundverschieden gearteten Individualitäten Beider in aller Schärfe und Klarheit zum Ausdruck. Die überlegene Ruhe und Weltweisheit, das vornehme Maß, der edle Friedensgeist, die unvergleichliche Liebesfülle des Einen, wie das leidensvoll bewegte, leidenschaftlich-impulsive Wesen, die nie versagende Kampfeslust und Schlagfertigkeit des Anderen, welcher sich mit den Waffen eines glänzenden Witzes und schneidenden Sarkasmus gegen Jeden wendet, der Verständniß und Begeisterung für seine Ideale, für seinen über Alles geliebten Meister insbesondere nicht theilt; so daß er in der unbedingten Hingabe an das von ihm als schön und wahr Erkannte, bei aller Großmuth und Opferfreudigkeit des Herzens, auch kleine und große Rücksichtslosigkeiten nicht scheut — sie treten mit greifbarer Lebendigkeit vor uns hin. Aus dem Verhältniß des Schülers zum Lehrer und umgekehrt wollen diese französisch geschriebenen Briefe verstanden sein. Der Altersunterschied, die Ehrfurcht vor dem Meister, die ungeachtet aller Geläufigkeit ihm doch fremdere Sprache legen der Unmittelbarkeit von Bülow's Ausdruck hier und da Fesseln an, die erst der zur vollen Selbständigkeit gereifte Künstler abstreift. Prachtvoll sind auch die ebenfalls französisch abgefaßten Briefe von Liszt, dem bekanntlich die Sprache der Diplomatie im schriftlichen Verkehr geläufiger war als die „Sprache des Herzens", wie er das Deutsche zu bezeichnen pflegte, und das er im mündlichen Verkehr ebenso vollkommen beherrschte.

Nun also Bülow als Lehrer, der die von seinem Claviermeister Liszt empfangenen Anregungen und dessen Unterweisungen in seinem Geiste fortzupflanzen sucht. Zunächst als Lehrer am Stern'schen Conservatorium in Berlin. Leider kam er da in ziemlich unerquickliche Verhältnisse, die sein impulsives Wesen noch ungemüthlicher machte. Beweis dessen die von Marie v. Bülow mitgetheilten Briefe an Julius Stern, den Gründer und Inhaber besagten Conservatoriums. Nun ein bezeichnendes Pröbchen daraus! „Indem ich zuvörderst," schreibt Bülow an seinen Director, „gegen den bureaukratischen Ton, in welchem Sie als quasi „Vorgesetzter" plötzlich wieder einmal mit mir zu reden belieben, meinen bescheidentlichsten Einspruch erhebe, gestatte ich mir, zunächst Ihre Aufmerksamkeit auf eine Thatsache zu lenken, die ich nöthigenfalls mit mannigfachen, unwiderlegbaren Zeugnissen bekräftigen kann, nämlich: daß ich das Interesse Ihres Institutes bisher stets so gewissenhaft im Auge behalten, daß ich unter Anderem mein persönliches Interesse demselben untergeordnet, ja zum entschiedenen Nachtheile z. B. meiner künstlerischen Carrière aufgeopfert habe. Im Uebrigen scheint es mir, als ob ich die Tendenz jenes Abärgerungssystems, das Sie in jüngster Zeit gegen mich eingeschlagen haben, erriethe. Doch werde ich nicht dem Zeitpunkte vorgreifen, wo manches Unausgesprochene klar zu werden hat. Ich kann z. B. in diesem Augenblick mich noch nicht darüber erklären, warum ich Ihrer Appellation an meine „Loyalität" keine Folge geben kann und muß mich bescheiden, daß — Sie — mich gegenwärtig — für — einen — illoyalen — Menschen — austrommeln lassen." Das ist doch sehr entschieden, aber nicht allzu scharf, wenn man Bülow's unermüdlichen Eifer, womit er seinen Lehrerberuf erfüllte, in Anschlag bringt. Wie ernst er es damit nahm, beweisen die gewissenhaften und eingehend motivirenden Censuren über seine Schüler, die nicht bloß die technischen und musikalischen Fähigkeiten der ihm anvertrauten jungen Musiker behandeln, sondern auch deren allgemeine Bildung, Charakter und Zukunftsaussichten erörtern. Da heißt es einmal: „Aber auch nur zur einseitigen Ausbildung dieser Anlage bedarf es eines ernstlichen und energischen Willens, über dessen Vorhandensein bei Herrn K. ich mich bis jetzt noch nicht vollkommener Gewißheit erfreue. — Herr K. scheint mir zu den Individuen zu zählen, die sich sprung- und ruckweise, nicht Schritt für Schritt entwickeln*). Befähigung zu schwungvollem Vortrage, zur Durchführung klar concipirter, künstlerisch nach außen wirkungsvoller Intentionen mit den entsprechenden Mitteln ist ebenfalls vorhanden. Haltung der Hand, Anschlag sind zu loben. Der letztere ist kräftig ohne Härte, vermag sich auch in den delicatesten Nüancen des piano zu bewegen. Die Haltung des Köpers beim Spielen — ein sehr wichtiges Moment, das die alleraufmerksamste

*) La Mara: Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans v. Bülow. — Briefe von H. v. Bülow, herausgegeben von Marie v. Bülow. 3. Band. Beide Werke im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

*) „Das Resultat bleibt die Hauptsache", fügt Bülow einer analogen Bemerkung gelegentlich hinzu.

Digitized by Google

Beachtung verdient — ist an Herrn K. als eine männliche, ruhige, sehr rühmenswerth. Schlaffe, matte Haltung des Körpers oder geschäftig bewegliche theilen dem Vortrage, der mit diesen Untugenden behafteten Individuen diese gleichfalls mit, und machen ihn unkünstlerisch. Für manche meiner Schüler hielte ich militärischen Exerzierunterricht für eine unerläßliche Propädeutik zu ihren clavierspielerischen Studien." Und ein andermal in einem etwas mephistopheliſchen Tone: „Fräulein M. erfreute mich nur sieben Mal (bei 17 Lectionen) mit ihrem Besuche, verschwand am 10. Mai, wo sie die ihr zum Studium angerathenen Musikalien zum so und so vielten Male nicht mitbrachte. Bei dem Vortrage des Mendelssohn'schen Stückes suchte ich der jungen Dame die widerwärtige Süßlichkeit des Vortrags und die lächerliche Sentimentalität eines den musikalischen Inhalt interpretiren wollenden affektirten Mienen- und Geberdenspiels abzugewöhnen, und zwar nicht ohne Erfolg. Gerade bei Mendelssohn'scher Musik kann man clavierspielende Damen am Sichersten zu einem gesunden und verständigen Spiel zwingen, weil bei diesem Genre am ungenirtesten und haarsträubendsten edle Einfachheit zu gemeiner Trivialität herabgezogen wird. Fräulein M. hat recht hübsches Talent, auch einen gewissen, virtuosen Aplomb, der ausbildungsfähig ist, wenngleich er jetzt noch etwas allzu Primitives hat, und kann eine vortreffliche Salonspielerin, auch Clavierlehrerin werden. Von der getadelten Ziererei und Afterelegance verspreche ich sie, sobald sie nur meinen Unterricht wieder besucht, in kürzester Frist gründlich zu heilen."

Nach allen Richtungen hin entwickelte er neben seinem Lehrerberufe eine unermüdliche, fieberhafte Thätigkeit, welche die Kräfte seines zarten Körpers beständig überanstrengen mußte. The world's work is done by its invalids — der bekannte Ausspruch drängt sich seiner Wittwe in den Sinn bei Betrachtung der Bülow'schen Thätigkeit jener Jahre. Nicht eindringlich genug kann sie wiederholen, daß ein Leidender die schweren Kämpfe für die gute Sache auf dem Berliner Boden zuerst zu bestehen hatte, ein durch des Lebens Mühsal in allen ihren Gestalten fortwährend Erregter, Bedrängter. „Auf diesen Umstand ist wohl vor Allem die Heftigkeit der Form seiner Angriffe oder seiner Abwehr zurückzuführen. Diese Heftigkeit war für ihn selbst am verhängnißvollsten, da die Anfechtbarkeit der Form die Meisten, namentlich im Augenblick der ersten Betroffenheit, übersehen ließ, wie unanfechtbar recht er in der Sache selbst gehabt, so vor Allem mit der kategorischen Forderung, daß einem neuen Kunstwerk mit Achtung zu begegnen und der Weg zu dessen Verständniß in ehrlichem Bemühen zu suchen sei." Daß dies von den Tonangebern der damaligen Berliner Kritik oft nicht geschah, daß das ihr „unbequeme neue musikalische Leben erdrückt" werden sollte, diese sich in unzähligen Symptomen fortwährend aufdrängende und jede Bemühung erschwerende Thatsache erhielt Bülow in einem Zustande chronischer Erbitterung, aus der heraus die so oft gerügten „Ausschreitungen" wohl zu erklären sind. „Darum, weil die Berliner sammt ihrer Kritik 20—30 Jahre hinter der Kunstgeschichte herstolziren, haben sie nicht das Recht, mit ihrer Langsamkeit zu prunken; darum, weil ein Künstler in seiner Großartigkeit und Tiefe ihnen zu fremd erscheint und von ihren bequemen Sinnen nicht verstanden wird, steht es ihnen nicht zu, ihn in den Koth zu treten, wie sie es mit Rich. Wagner theilweise gethan, oder ihn von oben herab, gleich einem Schulknaben anzusehen, der mit unerhörter Arroganz die Stellung eines Lehrers beanspruchte" — sagt die Neue Zeitschrift für Musik, und schildert damit den Boden, auf welchem Bülow fast zehn Jahre lang mit Riesenkräften zu kämpfen hatte. „Allerdings", fährt sie fort, „wird das Ausgezeichnete sich selbst Bahn brechen zu aller Zeit und selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen. Aber dem Künstler, der solch' Ausgezeichnetes leistet und geleistet hat, ist es nicht einerlei, ob er 20—30 Jahre lang mit dem Elend und der Verzweiflung kämpfen muß." Freilich geht Bülow's Wittwe zu weit, wenn sie den Gegnern die „Gerechtigkeit in der Sache selbst" abzustreiten scheint, denn Bülow war ein Heißsporn, der oft über's Ziel hinausschoß. In seiner Kritik wie in der Polemik. Daß er zum mindesten Liszt als Componisten gewaltig überschätzte, ist heute allen Einsichtigen klar, wie es ihm selbst in späteren Jahren klar wurde. Er gesteht z. B. in einem Briefe: „Ich habe mich eben unterfangen, mich zu „häuten", reifer, musikalischer zu werden und zu letzterem Resultate allerdings wesentlich zu „entzukünfteln". Mit Vergnügen lasse ich es mir gefallen, wenn man es mir mit Bezugnahme auf frühere geräuschvolle Schwärmerei als Charakterlosigkeit auslegt, daß ich z. B. heute das vollkommenere Ideal der „symphonischen Dichtung" in Mendelsohn's Ouvertüren zu Hebriden, Melusine, Meeresstille verehre. Doch muß ich mich begreiflicher Weise dagegen verwahren, daß man das mir angedichtete Renegatenthum auf mein Schülerverhältniß zu Großmeister Franz Liszt ausdehne."

Die lange Kette von Zwischenfällen, welche des jungen Bülow heiße Kämpfe mit der Presse während der Jahre seiner „Knechtschaft in der Berliner Sandmetropole" — wie er sich später ausdrückte — kennzeichnen, einzeln zu verfolgen und Glied für Glied mit allen jeweiligen Umständen hier wiederzugeben, mag den Leser dieses Buches reizen. Uns genüge die Thatsache, daß alle derartigen Zusammenstöße ausschließlich in der Begeisterung für Kunstwerke, niemals in Vertheidigung der eigenen Person, eigener Erfolge ihren Ursprung hatten. Es dürfte kein Fall bekannt sein, in welchem Bülow sich seiner selbst wegen ereifert, ja auch nur gerührt hätte. Es ist charakteristisch, wenn er kurz nach seinem ersten außerordentlichen Erfolge im Leipziger Gewandhaus (31. März 1857) einen Freund beglückwünschend schreibt: „Bald nach Deinem Siege in Groß-Paris habe ich in Klein-Paris einen erfochten, der mir allerdings nicht so viel Ehre macht, wie Dir der Deinige — ich habe nur meine Person durchgebracht, Du Kunstwerke." Man braucht nur die Programme der drei ersten, von Bülow, Laub und Wohlers Ende 1856 veranstalteten Trioſoiréen zu lesen, sie zu vergleichen mit den bis dahin in Berlin üblich gewesenen, um die tief einschneidende Bedeutung von Bülow's Wirken daselbst, vom ersten Augenblick seiner Ansiedelung an, zu würdigen. Sehr zutreffend schreibt er an einen Wiener Kritiker: „Schon lange hat es mich gedrängt, Ihnen, im Namen jüngerer hiesiger Musiker zugleich, ein Wort der Bewunderung zu sagen über die Verdienste, welche Sie sich um eine Kunstkritik erworben haben, die nicht als Hemmschuh, als bloß verständig verneinendes Princip der Entwickelung gegenübertritt sondern das Leben der Kunst in warmer Förderung begleitet. Wie sehr vermissen wir hier am Orte eine solche Wohlthat! Lieber einen süddeutschen Vandalismus mit einem Organe wie das Ihrige zum Gegengewicht, als diese allgemeine, nur in die Breite, nie in die Tiefe sich erstreckende Halbbildung von Leuten, die entweder nur rückwärts oder gar nicht vom Flecke gehen! Die Schlimmsten sind im Grunde Diejenigen, welche nebenher gehen. Es würde mich zu endlosen Expectorationen hinreißen, wollte ich es versuchen, Ihnen eine das Einzelne berührende Schilderung von den Verhältnissen hier zu geben, die plump und bleiern jedes Streben belasten, so sehr dieses auch auf einer allgemein anerkannten Basis in der Vergangenheit fußen mag. Es wird unsäglich lange dauern, bevor hier Schumann zu einer einigermaßen gerechten Würdigung gelangt — und welcher Schritt dann noch zu Berlioz und Liszt! Die Leipziger officiellen Musikzustände sind ideal im Gegensatze zu den hiesigen." Aus dieser Verdrossenheit und Kampfstimmung heraus, die viel Krankhaftes hat, begreifen und entschuldigen sich denn auch Bülow's unqualificirbare Ausfälle z. B. gegen den trefflichen Kritiker der Vossischen Zeitung Dr. Gustav Engel. Da schreibt

Digitized by Google

er ihm einmal: „Sie haben sich neulich in Ihrer Kritik über meine letzte Soirée zu einer Expectoration über eine Claviersonate von Liszt hinreißen lassen, von der ich zu glauben wage, daß Sie selbige in der Hitze der Parteileidenschaft geschrieben haben und bei ruhiger Ueberlegung jedenfalls, was die Form anlangt, heute schon bereuen. Es würde mir nie einfallen, mich persönlich über die Mißhandlungen, die man meinen schwachen Leistungen von Seite Ihrer Herren Collegen angedeihen läßt, zu beschweren — allein wenn Sie (mit Hinzunahme aller Mittel ohne Unterschied) über Werke, die einer durchaus edlen und reinen Richtung angehören, bei einmaliger Audition in einem alles Maaß und Ziel der erlaubten Polemik überschreitenden Tone den Vortheil der Presse dazu mißbrauchen, das Publicum aufzureizen, wo möglich zu Thätlichkeiten gegen den der Kritik mißliebigen Künstler anzuspornen, so tragen Sie den Kampf auf ein Gebiet hinüber, in welchem man nach einer anderen als der Waffe des Wortes sich umsehen muß. Ich glaube, daß Parteiwuth Sie augenblicklich verblendet hat, aber zugleich, daß Sie einen genügenden Fond von Rechtlichkeit und Ehrlichkeit noch besitzen, um ungerechte Aufwallungen, hervorgerufen durch die Ansteckung blinder Bosheit, nicht für ein objectives Kunsturtheil zu halten. Oder sollten Sie wirklich vermeinen, ein einmaliges Hören sei hinreichend für ein Urtheil ohne Widerruf, noch dazu bei einem so combinirten und tiefen Werke, wie die Sonate von Liszt?" Der „angerempelte" Kritiker antwortete sehr würdig, indem er Bülow's Schmähbrief abdruckte und in ruhigstem Tone nachwies, daß er das betreffende Musikstück längst sehr genau kenne. Auch bei anderen Gelegenheiten zog der cholerische Musiker den Kürzeren. Seine geistvolle Mutter berichtet in einem Schreiben ihrer Tochter von einem sehr stürmischen Berliner Concerte, wo diesmal die Zunge mit Bülow durchging: „Es dauerte bis 10 Uhr. Es war ziemlich voll. Hans' Spiel wurde sehr applaudirt. Die Ideale mäßig, worauf stark gezischt wurde. Da trat zu unser Aller Entsetzen Hans ganz vor an's Orchester und sprach laut: „Ich bitte die Zischenden, den Saal zu verlassen, es ist hier nicht üblich, zu zischen!" Du kannst Dir den Eindruck denken. Allein wenige Augenblicke darauf stand Hans mit dem Taktstock in der Hand am Pult und dirigirte das nächste Stück, als sei nichts vorgefallen. Prinzeß von Preußen verschwand aus ihrer Loge, da es eben 9 Uhr war, wo sie zum Thee empfängt; Prinz George blieb im Hintergrund. Es lag eine ängstliche Schwüle auf der Versammlung; man erwartete eine Explosion, die jedoch nicht erfolgte. Lohengrin, die Milde und Strauß wurden vielmehr sehr applaudirt und man ging aufgeregt, aber ohne Weiteres nach Hause. Kroll fiel fast in Ohnmacht — — denn was Hans gethan, war unerhört und unstatthaft. Er ist aber ganz vergnügt und hat von Glück zu sagen, so weggekommen zu sein; die Kritiker werden es aber schon nachholen. Kreuz-, Volks- und Nationalzeitung sollen bös sein, die Voß, die ich eben las, geht glimpflich genug darüber hin. Wenn nicht meistens Freibillets gewesen, so wäre es auch nicht so gegangen, besonders nachdem Prinzeß fort war. Das Orchester ging unter seiner Leitung vortrefflich. Daß die Menschen sich so häßlich anfeinden, so unschön sprechen, schreiben, handeln, um der Kunst des Schönen, Harmonischen willen!" Und später berichtet sie: „Hans' Concert, das ich Dir beschrieben, hat schlimmere und nachhaltigere Folgen gehabt, als ich damals ahnte. Er ist mit einer Erbitterung, Haß, Neid und Gemeinheit angefallen und verfolgt worden, von der man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man es nicht erlebt hat; und noch hört es nicht auf, gestern war ein Schmähartikel in der Zeitung. Noch vor seinem Concert hatte er versprochen, im Domchorconcert zu spielen, am 22. Es war bekannt, daß man ihn auspfeifen, ihn beschimpfen wollte. Freunde, wohlmeinende anonyme Briefe von allen Seiten: er solle zurücktreten. Er that es nicht, spielte zwei große Sachen von Bach und Beethoven auswendig, schöner als je — und es geschah nichts, was insofern vorauszusehen war, als ein durchaus vornehmes, elegantes Publicum und ein mehr geistliches Concert dazu keine Gelegenheit bot, Wie mir Bock sagt, war es so voll, weil die Erwartung eines Scandals Viele hinein gelockt hatte. Eine öffentliche Abbitte an das Publicum, die er thun sollte, worum er beschworen wurde, that er natürlich auch nicht." Und Bülow selbst meldet einem Freunde: „Nächsten Sonnabend spiele ich in der „von mir" entwürdigten Singacademie als Beigabe zum Domchorconcerte zwei Stücke von Bach und Beethoven. Da das Berliner Publicum in jeder Nummer jeder Zeitung täglich gegen mich aufgehetzt wird, und zwar mit den unverblümtesten Phrasen: mich bei jedem persönlichen Auftreten gründlich auszuzischen, so bin ich ein wenig gespannt auf das Benehmen Sr. Majestät des Pöbels am nächsten Sonnabend." Schließlich kam Bülow als Erzieher des Publicums noch sehr glimpflich davon, und als er nach München übersiedelte, wo ihm Wagner eine Stellung neben sich geschaffen hatte, war das Bedauern der Berliner Kunstfreunde und — Kritiker allgemein.

Ueber Wagner selbst erfahren wir aus den Briefen, welche die Damen v. Bülow und Ramann herausgeben, nicht viel Neues, wie denn überhaupt die biographische und musikgeschichtliche Ausbeute sehr gering ist. Bülow war ein viel zu unruhiger Kopf und immer von seinen Nerven geplagt, um sich mit langen Schilderungen aufzuhalten. Sogar Liebeswerben, Vermählung und Hochzeitsreise mit Cosima Liszt hinterlassen nur geringe Briefzeugnisse, z. B. an Freund Richard Pohl. „Hast mich erfreut, erheitert durch Deinen zwölf Seidel langen Brief im Stil von Moët u. Chandon. Trinke morgen auf Deine Gesundheit! „Origineller Kerl, der Bülow mit seinem Polizeipapiere." Habe kein Anderes mehr, bekommst das letzte Garçon-Couvert. Also: Morgens früh 8 Uhr Ankunft des künftigen, bei Empfang dieser Zeilen bereits wirklichen Schwiegervaters, um $11^1/_2$ Uhr Trauung in der katholischen Kirche, um 1 Uhr Déjeuner dinatoire, um 6 Uhr 30 Minuten Abfahrt. Um 3 Uhr Nachmittags, Mittwoch den 19., Ankunft in Baden-Baden. Willst Du uns abholen? Willst Du der Erste sein, der den Schmetterling als Puppe wiedersieht? Würde mich ungeheuer freuen. Seit gestern Vorderrusse geworden, von meiner bisherigen Heimathlosigkeit entbunden. — Kann jetzt singen:

Mein Vaterland heißt Preußen
Auf, öffnet alle Schleußen
Des Jubels ꝛc. — — —

Donnerwetter, Dein Brief hätte mich von Jedermann sonst geärgert, von Dir sehr aufgefrischt; stimme für Abdruck im vierten Heft der Anregungen für „Eheversprechen und Dienstbotenwahl". Uebrigens erwarte ich noch eine Art „carmen" von Dir, ein Epithalamium: zu singen auf dem Bahnhof vor einem Coupee zweiter Classe. Wehmüthig gedenke ich der Seufzer, welche in jedem Hotel jeder Kellnerruf mir entlocken wird: „Garçon — gewesen". Und nach der Hochzeit: „Bin übrigens in der That glücklich — wenn ich an die Möglichkeit einer anderen Heirath für mich als diese denke, so wird mir empörend abgeschmackt zu Muthe! Meine Frau ist mir so vollkommen Freundin, wie sich's fast nicht idealer vorstellen läßt. So — hab' keine Minute mehr. Dir gehört mein letzter Garçonfederstrich! Du Roué!" Viel weniger mittheilsam werden andere Erlebnisse behandelt, z. B. die stürmische Tannhäuser-Aufführung in Paris, der Bülow als Adlatus Wagner's beiwohnte, und noch hieroglyphischer die Katastrophe Wesendonck in Zürich und die Biebericher Drangperiode, wo Bülow dem großen Freunde Alles opferte, seinen „Frohndienst", seine Nerven und sogar sein Eheglück. „Meine Stimmung muß Dir unerklärlich sein, vielleicht gar erkünstelt erscheinen," schreibt er damals an Pohl; „Du weißt eben nicht, was Alles um mich und in mir vorgegangen ist. Ich habe mich selbst, meine eigene Individualität durch stete

Digitized by Google

Hingabe an so und so viele Personen verloren — ‚der redliche Finder wird gebeten' ꝛc. Jetzt bin ich weder mir noch Anderen was nütze. Zeit muß vergehen, Zeit voll Pausen, bevor ich mich irgendwie sammle und leime." Und als ihn Raff ein Jahr später fragt, ob er wieder in Bieberich „urgemüthliche" Erholung suchen werde, antwortet Bülow dem Arglosen, er sehe diese Voraussetzung „für mehr als Ironie, für bitteren Hohn an. So sclavisch ich mich unterthan fühle allen den Werken, die mir hoch und heilig stehen: einen gewissen Freiheitsdrang in Bezug auf meine Person habe ich noch nicht unterdrücken können. Wo ich dem werde zu seinem Rechte verhelfen können, dahin wandere ich, wenn ich wandere — also nicht in die Nähe eines Mock-Olymp." Den Schlüssel zu diesen halben Andeutungen findet der Leser am besten in den werthvollen „Erlebnissen" des armen W. Weisheimer, der neuerdings von den Wagnerianern sehr schlecht gemacht wird, der aber doch schlicht und sachlich über Wagner die Wahrheit sagt, sogar mit allzu viel Discretion. Die Briefe von Minna Planer, Wagner's erster Frau, die, an sicherer Stelle aufbewahrt, zu ihrer Zeit erscheinen sollen, werden Weisheimer's Mittheilungen bestätigen und Bülow's Andeutungen ergänzen. Mit der Frau v. Bülow verweigerten Herausgabe der Bülow-Wagnerbriefe, die man in Wahnfried beliebte, wird die volle Wahrheit und Klarheit höchstens verzögert, aber gewiß nicht vereitelt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Was der Nordwind that.

Von K. S. Baranzewitsch.

Es war Weihnachtsabend. Am Tage vorher hatte der Wind dichte Wolken vom Meere hergeweht, und der Schnee fiel in weichen Flocken. Am Morgen war es aber plötzlich kalt geworden. Der Wind kam nun von Norden. Auf den Dächern der Häuser glänzte der Schnee wie eine silberne Decke; die Fensterscheiben hatten sich mit den artigsten Mustern verziert, von den Dächern hingen feste, durchsichtige Eiszapfen, und der Nordwind, dieser rothbäckige, gute Junge, blies unbeirrt weiter, indem er sich über die stöhnenden und murrenden Fußgänger lustig macht, die mit rothen Nasen und über die Ohren gezogenen Kragen eilig über die Straßen liefen. Im Centrum der Stadt, in den hellerleuchteten Straßen hielt sich der Bursche noch in den Grenzen des Anstandes. Er war so gütig, den wohlhabenden Leuten nur leicht das Gesicht zu kitzeln. Aber gegen die Armen, und besonders in den Vorstädten, war er geradezu ohne Erbarmen. Wenn ihm ein Mann in dünner Jacke, mit zerrissenen Schuhen in den Weg kam, dann rannte ihn der lustige Geselle mit solcher Gewalt an, daß der Aermste laut aufstöhnend in der Schenke seine Zuflucht suchen mußte; sah er einen Betrunkenen, der johlend mit unsicherem Schritt nach Hause strebte, dann nahm er eine Hand voll Schnee vom Dach und warf sie ihm in den offenen Mund. Natürlich verlor der Arme das Gleichgewicht und fiel mit dem Kopfe gegen einen Zaun. Und das ist dem guten Gesellen gerade recht, er pfeift und heult und eilt im Schneegestöber weiter, sieht in alle Schornsteine hinein, dringt in alle Ritzen, knistert in den alten Mauern und bläst in alle ungeheizten Ecken noch mehr Kälte hinein. Endlich werden ihm seine Schelmenstreiche langweilig. Er wird still und sinnt nach. Er findet doch wenig Spaß darin, arme und betrunkene Menschen erfrieren zu lassen. „Nun will ich 'mal einem Reichen Qual und Tod bringen und nicht auf der Straße, sondern im Hause. Versuchen wir's!"

Die Aufgabe ist nicht leicht, aber verführerisch. Und der Nordwind stürmt in die Mitte der Stadt, sucht reiche Häuser. Endlich findet er ein passendes Haus. Es liegt an einem Canal, von einem Garten umgeben, und ringsum ist freies Feld, also Raum genug, um einen tüchtigen Anlauf zu nehmen. Er sammelt seine ganze Kraft an und sucht eine Stelle, durch die er eindringen könnte. Die schweren Eichenthüren sind verschlossen, die Fenster verhängt. Das Dach des Hauses ist neu, aus gutem Eisen, und eine Wetterfahne in Gestalt eines Hahnes hält Wache. Er sieht erleuchtete Fenster und wirft einen neugierigen Blick hinein. Ueberall Gold, Seide, Sammet, brennende Broncelampen in einem Saal, und mitten drinnen steht ein grüner Weihnachtsbaum. Die mächtigen Aeste neigen sich tief unter der Last des reichen Baumschmucks und dazwischen schlingen sich seine Silberfäden gleich einem Spinngewebe. In alle Fenster guckt der Wind hinein, aber keine lebende Seele entdeckt er. Dann jagt er in den Hof hinein und sieht im Leutezimmer die ganze Dienerschaft versammelt. Freude ergreift den guten Gesellen, wie er Menschenrede hört. Er neigt sich zum Fenster und horcht.

„Man lebt hier wie in einem Gefängniß," sagt das Stubenmädchen.

„Wieso?" fragt der Kutscher.

„Andere Leute haben zu Weihnachten einen freien Abend, können sich amüsiren, aber unsere Herrschaft sitzt zu Haus, und wir können auch nicht fort. Ich habe die Gnädige gebeten . . ."

„Sie hatten Unrecht, die Gnädige zu bitten. Die sitzt selbst hinter Schloß und Riegel," bemerkt der Kutscher. „Hätten Sie sich an den gnädigen Herrn gewandt . . ."

„An den gnädigen Herrn? Vor dem habe ich eine Höllenangst!"

„Ein Geizhals ist er," bestätigt der Koch. „Andere Herrschaften machen zu Weihnachten ordentliche Geschenke, und was hat er uns geschenkt?"

„Und langweilig ist es hier!" klagt die Magd wieder.

„Wir werden ihnen die Langeweile schon vertreiben," unterbricht sie der Diener. „Jakob wird uns auf der Harmonika vorspielen und wir werden tanzen."

„Tanzen! Gott behüte!" ruft das Stubenmädchen. „Wenn uns der Herr hört, jagt er uns Alle fort. Gefährlich ist es ja schon sich zu unterhalten." Und alle sehen angstvoll auf die Thür. Das Gespräch verstummt.

Ich möchte diesen schrecklichen Herrn sehen, denkt der Wind und beginnt wieder um das Haus zu wirbeln. Da bemerkt er in einem Zimmer einen Menschen. Das Gemach ist mit dunklen Tapeten bekleidet, schwere Stühle stehen darin, Eichenschränke, hinter deren Glasscheiben Bücher in prächtigen Einbänden, dann ein großer Schreibtisch. Davor sitzt der Herr des Hauses und rechnet. Er ist nicht mehr jung. Gebückt und grau. Seine kalten, grauen Augen starren vor sich hin, die dünnen, bläulichen Lippen scheinen das Lächeln verlernt zu haben, ruhig bewegen sich seine langen, knochigen Finger auf dem Rechenbrett. Im Kamin lodert ein helles Feuer. Auch gut, denkt der Wind, ich steige auf's Dach und blase dann durch den Schornstein so schneidend kalt in's Zimmer, daß der Alte erfriert. — Gesagt, gethan. Aber je ärger er wüthet, desto heller und lustiger brennt das Holz im Kamin. Auch den Alten zieht die Wärme an, er rückt seinen Lehnstuhl, wirft einige Kohlen in die Gluth und schließt dann die Augen.

Ein sanfter Schlummer bemächtigt sich seiner. Und er hört sonderbare Reden: „Hu—hu—hu" heult der Wind, „sterben sollst du, ich werde dich zu Tode frieren, hu—hu—hu!" — „Glaub' es nicht, glaub' es nicht, wir wärmen dich," knistern die Kohlen zur Antwort. — „Zu welchem Zwecke lebst du auf der Welt?" brummt der Wind. „Wem ist dein Leben nöthig? Wer wird dich bedauern? Was hast du in deinem Leben Gutes gethan? Hast du Jemand gespeist, erwärmt, beherbergt? Nein, du hast dich nur um dein eigenes Wohl gekümmert, hast Geld gesammelt und dir dafür deine Frau gekauft, die dich nicht liebte und auch jetzt nicht liebt. Du hast sie elend gemacht, ihr junges Leben zerstört. Ist das nicht wahr?"

„Es ist wahr!" flüstert der reiche Mann im Schlummer. „Sie liebt mich nicht, aber sie fügt sich meinem Willen!"

„Was hast du vom Leben?" fragt der Wind weiter.

„Ich bin glücklich," versucht der reiche Mann zu erwidern.

„Lüge nicht, lüge nicht! Wer so lebt wie du, kann nicht glücklich sein! Geld! was nützt dir dein Geld, du bist von schlechten Menschen umgeben. Heute werden sie zusammenkommen, um in deiner Gesellschaft einen Abend langweilig zu verbringen; stirbst du aber morgen, dann bedauert dich kein Einziger von ihnen. Deine Frau, deine Dienerschaft wird dich verlassen, sobald sie deine Macht nicht mehr fühlen. Einsam wirst du in deinem Prunkbette liegen, beklagenswerther als der ärmste Bettler. Kalt, kalt wird es um dich herum sein, so kalt wie jetzt." Der Kamin erlischt, denn die verbrannten Kohlen sind nicht mehr fähig, dem Nordwinde Widerstand zu leisten. Sein kalter Odem dringt ungehindert in's Zimmer und weckt den reichen Mann. Er fährt aus dem Schlummer, und wirft Holz in's Feuer. Lustig lodert es wieder auf. Und den Kopf auf die magere, knochige Hand gestützt, sieht der reiche Mann traurig auf die knisternden Kohlen und hört ihrem Gerede zu. „Hab' keine Angst!" sagen die Kohlen, „wir wärmen dich ja!"

„Freilich," seufzt der reiche Mann, „ihr wärmt mich, so lange das Blut noch in meinen Adern kreist; wenn aber der Tod mit seiner Eiskälte mich packt, werdet ihr machtlos sein. O könntet ihr in mein Herz Wärme einhauchen! O hätte ich ein Wesen an meiner Seite, welches mich liebt, ohne Berechnung liebt! Könnte ich Jemand helfen, heute an diesem großen Festtage, Jemand Gutes thun, denn nie fühlte ich es so, wie einsam und verlassen ich bin! . . . O Gott, o mein Gott!"

Vor lauter Freude, daß es ihnen gelungen ist, für einen Augenblick das kalte Herz des Mannes zu rühren, hüpfen die Flammen lustig empor, und der Nordwind stürzt mit Gebrüll vom Dache in den Garten. Plötzlich sieht er an einem Fenster, das auf den Garten geht, eine Frauengestalt. Im Zimmer ist es dunkel, und die Gartenlaterne beleuchtet nur schwach ihr trauriges, welkes Gesicht, das dicht an die Fensterscheiben gedrückt ist. Hocherfreut fliegt der Nordwind jubelnd zum Fenster. „Hu—hu!" braust er, „du sollst zu Tode frieren!"

„Zu Tode frieren!" O wenn es doch sein könnte! Sterben, gleich sterben, um nur die innere Kälte nicht mehr zu fühlen. Sterben! Um zu sterben, würde sie gleich mit Freuden hinaustreten in ihrem

Digitized by Google

reichen Kleide in Schnee und Unwetter. Aber das Gefängniß ist verschlossen, man kann es nicht verlassen. Nur allmälig kann man erstarren. Und dabei muß man immer heucheln, immer zeigen, daß man die irdischen Güter genießt und glücklich ist. Glücklich mit einem finstern, geizigen Geschäftsmann, dessen Herz von Stein ist. Glücklich! Sie — eine gekaufte Frau! O, sie war ja auch einmal glücklich. Es ist zwar lange her, als sie noch ein kleines Mädchen war und im Elternhause lebte. Wie im Traum erinnert sie sich ihrer Kinderspiele, ihrer Kinderfreuden. Alles, Alles ist fort, und nur die bittere Erkenntniß eines freudlos vergeudeten Lebens und der Seelenkälte ist da! Doch genug der Erinnerungen! sie wecken bloß trostlose Gedanken! Heute wird ja Besuch erwartet. Geschäftsleute, vornehme Damen. Sie kommen zum Weihnachtsbaum zu ihr, der Kinderlosen. Welche Fronie! Das lustige, schöne Kinderfest wird zum Triumph der Langeweile. Sie muß die Pflichten der Hausfrau erfüllen, denn es sind ja ihre Gäste, aber ihre Gedanken werden fern sein, weit weg von diesem fremden Hause, wo sie Niemand hat, mit dem sie Leid und Freude theilen, dem sie ihre einsame Menschenseele öffnen, dem sie den Funken Liebe schenken könnte, der noch schwach in ihrem Herzen glüht. Schwer ist es an diesem großen Freudentage zu fühlen, daß man ganz allein ist . . .

— — — Laut ertönt das Weinen eines Kindes in einer ärmlichen Dachkammer. Der Nordwind jagt durch die Straßen und vereinigt dieses Lied des Hungers mit seinem triumphirenden Aufschrei zu einem seltsamen Einklang. „Hu—hu!" heult er freudig, „diese da sollen sterben!"

Eine magere, blasse, in Lumpen gehüllte Frau hält das Gesichtchen des Kindes fest an ihre trockene Brust gedrückt. Das Kind fängt gierig an zu saugen. Ein ärmliches Lämpchen erleuchtet trübe die feuchten, schmutzigen Wände des Zimmers; das einzige Fensterchen ist mit Eiskrusten bedeckt. Die größeren Risse sind mit Lappen verstopft, was nur ungenügenden Schutz gegen den von allen Seiten eindringenden Nordwind bietet. Und stumpfe Verzweiflung drückt das Gesicht der Mutter aus. Vor Kälte zitternd hält sie mit einer Hand krampfhaft das kleine Geschöpf, während die andere in einem Haufen Lappen kramt, um eine wärmere Bedeckung für ihr Söhnchen zu finden. Und von Müdigkeit und Hunger überwältigt, hört die arme Frau im Halbschlummer, was der Nordwind ihr in wirren Tönen vorsingt:

„O ihr leichtgläubigen Frauen! Wie leicht seid ihr zu verführen! Er brauchte nur zu erscheinen, dir seine Schönheit, seinen Uebermuth zu zeigen, dir ein paar Schmeicheleien in's Ohr zu flüstern und zu sagen, daß er dich liebe, und du warst schon verloren! Du verließest dein Elternhaus und folgtest ihm. Und wo ist er jetzt? Warum kommt er nicht, und hilft dir nicht in deinem Kummer und Elend? Dieses Kind ist ja sein Sohn! Wie viel Schande und Thränen hat dir dieses arme, unschuldige Geschöpf gekostet? Wo bleibt sein Vater? Warum bringt er kein Geld, kein Brod?" Dumpfes Stöhnen entringt sich der Brust der armen Frau, heiße Thränen rollen aus ihren Augen auf die Lappen, die den Kleinen bedecken. Und der Wind heult weiter: „Weine, weine, aber es wird dir nicht leichter um's Herz. Aber höre, was ich dir sagen will: Das Kind ist dir eine Last, seinetwegen kannst du keine Arbeit finden, und wenn du in diesen Tagen deine Miethe nicht zahlen kannst, jagt dich die Wirthin hinaus. Du bist hungrig, du kannst dein Kind nicht stillen, höre meinen Rath: es giebt noch gute Menschen auf der Welt; wenn du dich entschließen wolltest . . ."

Die Frau wirft einen Blick voll Liebe und Angst auf ihren Sohn. Ein harmloses Lächeln spielt auf den vollen Lippen des Kleinen, er schläft. Das Herz der Mutter zuckt schmerzlich zusammen. „O mein Gott," flüstert sie, „wenn es doch möglich wäre . . ."

„Es ist unmöglich!" unterbricht sie erbarmungslos der Wind. „Du kannst deinen Sohn nicht bei dir behalten. Er wird sterben. Du mußt ihn weggeben."

„Er thut mir so leid!" antwortet die Mutter.

„Er wird dir noch mehr leid thun, wenn er vor Hunger stirbt," fährt der Wind fort.

„Wenn ich nur Geld hätte!"

„Geld, Geld! — Andere haben Geld, und die können dir helfen, können deinen Sohn ernähren und ihn groß ziehen. Aber du mußt dich von ihm trennen."

„Nein, nein, das kann ich nicht!" Und die arme Mutter preßt das Kind fester an sich und sucht es wärmer einzuhüllen.

Und im Schornstein tönt es immer weiter, dasselbe traurige Lied.

„Entschließe dich! Du hüllst den Kleinen ordentlich ein und gehst mit ihm auf die Straße. Es ist dunkel, Niemand wird dich sehen. Unweit deiner Wohnung steht das Haus eines reichen Mannes. Er hat keine Kinder, und sein Herz ist vielleicht nicht ganz verhärtet, versuch' es!"

— — — Niemand sah, was an diesem kalten Weihnachtsabend in einer der abgelegensten Straßen der Hauptstadt geschah. Ueberall brannten Weihnachtsbäume, und die Leute amüsirten sich, Jeder auf seine Weise. Ein Schutzmann widerstand lange dem Wüthen des Nordwinds, zitternd vor Kälte stand er auf seinem Posten, bis auch ihm schließlich die Geduld ausging und er in ein nahes Bierhaus flüchtete. Die hellleuchtenden Sterne, die vom wolkenlosen Himmel strahlten, sahen mit Erstaunen, wie eine Frauengestalt zwei Mal mit einem schwarzen Bündel in den Händen ein Haus, das in einem Garten stand, umkreiste, dann stehen blieb und endlich unsicheren Schrittes auf die Thür zuging. Sie drückte das Bündel fest an ihre Brust und küßte den darin befindlichen Gegenstand unzählige Mal, dann legte sie ihn auf die obere Stufe der Treppe und faßte mit fiebernder Hast die Klingel. Der aus dem Bierhause kommende Schutzmann hätte erzählen können, wie der kleine schwarze Gegenstand, der auf der Treppe lag, ein durchdringendes Geschrei ausstieß, wie die Frau in Verzweiflung sich an den Kopf griff und eilig davonstürzte, aber er war viel zu benebelt.

— — — Es läutet . . . Es läutet auf eine ganz sonderbare Art; noch nie hat Jemand in diesem streng-anständigen Hause so zu läuten gewagt. Wer so die Glocke zog, mußte ein besonders dringendes Anliegen haben. Die Frau, die am Fenster im dunklen Zimmer steht, fährt zusammen. Ihr Herz pocht mächtig im Vorgefühl eines wichtigen Ereignisses. Sie läßt sich auf einen Stuhl nieder. „Wer kann das sein?" fragt sie sich, und eine dunkle Ahnung von etwas Außergewöhnlichem läßt sie gespannt aufhorchen. Etwas Seltsames geht vor. Menschen laufen im Hause hin und her, laute, erregte Stimmen dringen bis in ihr Zimmer. Und plötzlich hörte die Frau eine Kinderstimme. Bebend, schwerathmend eilt sie in's Vorzimmer. Ein sonderbarer Anblick bietet sich ihren Augen; die bleiche, vor Angst zitternde Zofe hält etwas, in Lappen eingewickelt, in ihren Armen, und dieses Etwas stößt ein helles Kindergeschrei aus. „Ein Kindchen!" ruft die Frau aus, die Hände zusammenschlagend. Und in ihrer Stimme liegt so viel freudiges, entzücktes Erstaunen, daß Alle auf einmal ihr antworten:

„Ja, ein Kindchen!" — „Ein lebendiges Kindchen!" — „Es ist vor die Thür gesetzt worden!" — „Klein ist es, ganz klein." Alle sprechen durcheinander: der Diener, der Koch, der Kutscher, ja selbst der Knecht, Alle sind da und gucken neugierig in das Bündel.

„Zeig', zeig' mir das Kindchen!" flüstert die Frau, wickelt mit zitternden Händen die Lappen selbst auseinander und nimmt das Kind heraus. „O Gott, wie kalt seine Glieder sind und wie klein! Ganz winzig!" Schweigend, mit gerührten Gesichtern steht die Dienerschaft herum. Das Kind, das Licht und Wärme gefühlt hat, hört auf zu weinen und starrt gedankenlos, mit weit aufgerissenen Augen die Leute an.

„O du mein Kleinod!" entringt es sich der Brust der Frau, und in einem Anfall von Zärtlichkeit küßt sie die kleine Hand des Kindes. „Was sollen wir aber thun, Anna?" Und ihre Augen heften sich mit einem Ausdruck von Angst und Gram auf die Zofe. „Ich fürchte, er wird es erfahren, und das Kindchen wegschicken. Versteck' es, versteck' es um Gottes willen!" Es ist aber zu spät. Man hört Schritte, sie kommen näher . . . Ein wohlbekanntes Hüsteln, die Thür knarrt . . . „Der gnädige Herr!"

Der Koch, der Diener, der Kutscher verschwinden; nur die Zofe mit dem Kind in den Armen bleibt zurück und die verschüchterte Frau, die wie eine Schuldige mit tief gesenktem Haupte vor dem grausamen Gatten steht. Lange, dumpfe Stille, die nicht einmal vom Geschrei des Kindes unterbrochen wird, weil der Schelm in diesem Augenblick vergnügt um sich schaut. Da entschließt sich die Frau, einen ängstlichen, verstohlenen Blick auf ihren Mann zu werfen . . . O Wunder, er lächelt. Er, den sie nie während ihres langen gemeinschaftlichen Lebens lächeln gesehen hat, und noch mehr; er nimmt ihre Hand, drückt sie und sagt mit ganz anderer Stimme als sonst: „Du bist froh? Gut! Er kann bleiben!"

„Du erlaubst es?" ruft sie glückselig aus.

„Ja, er kann bleiben . . . unser erster Gast! Was machen wir aber? Das Kind ist ja hungrig, ich hörte, wie es schrie . . . He, holla, Leute!"

Alle, die vorher die Flucht ergriffen hatten, treten auf einmal herein. Auf allen Gesichtern malt sich Freude und Muth. „Johann!" wendet sich der Herr zum Kutscher, „spann' an, und Du, Anna, Du holst eine Amme. Aber beeilt Euch!"

Der Koch ist so frei, mit einigen praktischen Bemerkungen hervorzutreten. Zum allgemeinen Erstaunen hört ihn der Herr geduldig an. Vom Beispiel seines Vorgesetzten angesteckt, bringt der Knecht auch einige Sätze hervor. Der Herr läßt ihn ebenfalls ausreden. Nun fangen Alle an, durcheinander zu sprechen, bis schließlich die Zofe im Aufwallen eines plötzlich erwachten Muttergefühls und weil sie den kleinen Ankömmling zuerst bemerkt, ihre Rechte auf ihn geltend macht und ihn in ihr Zimmer trägt. Dann nimmt der Mann seine Frau bei der Hand und führt sie in die Gemächer zurück. Ganz wunderbar ist ihr zu Muthe, als ob jetzt erst die Wärme der Räume, die Pracht der Einrichtung, der Glanz der Kerzen Werth und Bedeutung gewonnen hätten, als ob ein neuer Gesichtskreis sich vor ihr und ihrem Manne aufgethan hätte, und als ob ihr ein Glück entgegenschimmerte, nach welchem sie sich gesehnt, das sie aber nie gekannt hatte. O wie theuer ist ihr dieses ausgesetzte Kind! Das lange unterdrückte Bedürfniß nach Liebe bricht auf einmal mit voller Kraft in ihrem einsamen Frauenherzen hervor. Dieses kleine, hülflose Wesen lieben, heiß und innig lieben! Darin liegt für sie der ganze Sinn des Lebens. Und der Mann führt sie in sein Zimmer, sie lassen sich am helllodernden Kamin nieder. Sie schweigt, denn sie horcht, ob das Kind nicht weint. Plötzlich bemerkt sie mit freudigem Erstaunen, daß ihr Mann auch auf etwas lauscht. Wortlos sehen sie sich an. Sie fühlen und begreifen, daß sie von nun an einander nicht mehr fremd sein können.

Das Bindeglied zwischen ihnen ist gefunden.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Sauhatz.

Der winterliche, beschneite Wald starrt schweigend auf; nur vom Froste hört man die mächtigen Stämme knirschen, nur das glasharte Klirren der kahlen Zweige, die der leise Wind aneinander reibt, tönt aus der Höhe durch die Einsamkeit. Sonst ist es still. Im ersten Lichte des späten Morgens funkelt der stählerne Himmel, aber statt belebender Wärme scheint blaßgoldne Kälte aus der erschöpften Sonnenscheibe niederzurieseln. Die weißen Wipfel schaudern und streuen gefrorenen Schnee, der sich unterwegs wieder zusammen ballt, gleich als wollten die einzelnen Flocken in zitternder Umklammerung Schutz suchen vor der vernichtenden, lautlosen Kälte . . .

Wüthendes Hundegekläff zerstört den unheimlichen Zauber. Vor der rasenden Meute her flüchtet der riesige Keiler. Unter seiner Wucht kracht das spröde Gebüsch, spritzt weithin der Schnee; sein dampfender Athem schwebt in bläulich stumpfem Glanze auf der klaren Luft. Hier, wo die breite Buchensäule ihm den Rücken deckt, hält das mächtige Thier jählings inne und wendet sich seinen Verfolgern entgegen. Längst behagte ihm schlecht die ehrlose Flucht, die er nur in der Ueberraschung antrat, in dem Glauben, die Hatz gelte nicht ihm, und er würde nach wenigen Minuten ruhig in irgend einer Mulde verschnaufen können. Den Angreifern schien es zunächst bloß um ein Spiel zu gehen, und Spiele liebt sich der Schwarzrock wohl in der Liebe, doch nicht im Kampfe. Nun aber weiß er, daß das fahrige Gesindel da hinten es ernsthaft auf ihn abgesehen hat. Als er das erkannt hatte, überfiel ihn im ersten Augenblick schmähliche Furcht, der er besinnungslos, bis zur halben Erschöpfung nachgab. Und er rannte, rannte, bis ihm klar geworden war, daß die Hunde schnellfüßiger waren als er. Weßhalb floh er denn eigentlich? Seit wann fürchtete er sich vor diesen da?

Er hält inne und ist sofort umringt von der Meute. Nach kurzem, feigem Besinnen springt ihn der Unerfahrensten Einer an — und von der Schärfe des schrecklichen Hauers zerfleischt, schmettert der Narr winselnd gegen den Stamm. Das wahnsinnige Wuthgeheul der Hunde gellt schaurig durch den Forst; es steigert sich, steigert sich zu unerhörtem höllischen Lärm. Der Umzingelte wehrt derweil gesenkten Hauptes Angriff um Angriff ab, und wenn er auch nicht hindern kann, daß der oder jener Tolle sich in ihn verbeißt, so hält er doch die Mehrzahl, die nun seine scharf geschliffenen Waffen zu schätzen weiß, in respectvoller Entfernung. Hält die Kläffenden von sich ab, bis, vor Jagdeifer glühend, mit hastigen Sprüngen der Gewaltige erscheint. Nun ein Augenblick noch, ein kurzer Ruck — jeder Muskel des Armes, der den Keilerspieß hebt, schwillt und spannt sich . . .

Hallali! Und in derselben Secunde wagt die Meute keinen Laut mehr. Es ist wieder todtenstumm im vereisten Walde, dessen Schneedecke jetzt der blutige Schweiß des schwarzen Riesen färbt.

*

Ich sehe den Jäger wieder vor mir. Da steht er, straff und stark, auf der Tribüne des Reichstages, und hebt den Spieß. Seine blauen Augen funkeln, eine Erregung ohne Gleichen ist über ihn gekommen, und doch beherrscht er sich, zwingt sich mit übermächtiger Kraft zur Ruhe, wenigstens äußerlich zur Ruhe . . . Denn ein trutziger und wilder, ein unerbittlicher Gegner reckt sich vor ihm auf. Es gilt heut den Kampf auf Leben und Tod. Keine Schonung wird gegeben, keine verlangt. Hüben wie drüben lodert unbändige Wuth, hüben wie drüben funkelt mörderischer Haß. Und angstvoll schweigend lauscht der steinerne Wald. Die Meute, die dem Jagdherrn so eifrig dient, ist längst verstummt . . .

Die Entscheidung, die heut im Deutschen Reichstag fällt, entscheidet über die Geschicke Europas. Frankreich drängt zum Kriege, Barackenlager erheben sich an der Grenze, von mobil gemachten Armeecorps geht verworrene Rede. Bewilligt indeß der Reichstag dem Reichsgründer die neuen Soldaten, die er unentbehrlich nennt, dann wird der Gegner erkennen, daß Deutschland vor keinem Opfer zurückschrickt, und wird sich's dann wohlweislich noch einmal überlegen. Aber die Opposition denkt nicht mehr an Volk und Vaterland, sie ist blind und taub für diplomatische Erwägungen — den eisernen Kanzler will sie vernichten, ihn im Lebenskerne treffen, ehe er sie selbst vernichtet. Und sie ist stark, diese Opposition. Auf den Tod verwundet liegen die besten Jagdgesellen des Kanzlers, und von Denen, die ihm noch geblieben sind, wagt keiner auch nur den Mund zu öffnen. Die Führer dieser Opposition sind wie dunkle Titanengestalten aus alter Sage. Daß sie ihn bekämpfen dürfen, zu bekämpfen wagen, den Halbgott, den Schöpfer des Reiches, den ewigen Mann, das erhebt sie zum Range von Riesen. Und der Alte weiß, mit was für entschlossenen und gefährlichen Feinden er zu thun hat. Dennoch, gerade darum hebt er den Spieß . . . „Ich klage diesen Reichstag an vor Gott und vor der Geschichte . . .“ Leidenschaftlichere Accente hat das Land nie gehört, ein Drama von so packender Größe sich noch in keinem Parlament abgespielt. Das ist eine Dämonenschlacht . . .

Hallali!

Ein Rauschen geht durch den Wald, Thauwind zieht daher, das Eis zerbrechend, und aus dem Februarwahlkampfe sprießt die neue Wirthschaftspolitik auf, die Deutschlands Handel und Wandel zu phantastischen Erfolgen, üppiger Frühlingsblüthe führt.

*

Staatssecretär Graf Posadowsky lehnt lächelnd an der Estrade des Bundesrathes. Er hat eben in längerer, oft von Beifall unterbrochener Rede dargethan, daß Deutschland die vollendetsten Rechtsgarantien auf allen Gebieten, freiheitliche Einrichtungen wie wenige Länder der Welt besitze. Er weiß von keiner Reichsverdrossenheit, nur von einer krankhaften Neigung zur Hyperkritik, die eine Folge des zu großen Wohlbefindens der Bevölkerung ist. Innerhalb der Verbündeten Regierungen nun gar existieren keine Meinungsverschiedenheiten. „Auch ist es mir nicht bekannt, daß etwas im Deutschen Reiche geschehen wäre, wofür nicht der Herr Reichskanzler in vollster, eigener Ueberzeugung die Verantwortung übernommen hätte. Wenn etwas geschehen wäre, was gegen die Ueberzeugung des Herrn Reichskanzlers verstoßen hätte, so können sich die Herren darauf verlassen, daß der Herr Reichskanzler aus einem solchen Zustande längst die Consequenzen gezogen haben würde.“ Schweigend und ehrerbietig hört es der Reichstag. Niemand lacht den Herrn Staatssecretär aus. Der Zauber seines blendend schönen Sprachstils ist so groß, daß man unter'm Bann dieser Pracht nicht an die grobe Unfugshascherei, die Massen processirter Majestätsbeleidigungen, die Zuchthausvorlage, den § 2 des Disciplinargesetzes, den Zeugnißzwang und dergleichen kleine Unfreiheitlichkeiten mehr zu erinnern wagt. Die Lippe'sche Frage ist versunken, die Zwistigkeiten mit Bayern wegen der Militär-Strafproceßreform sind vergessen, wie die Vasallenrede des Prinzen Ludwig. Keine der Verbündeten Regierungen empfindet den geringsten Reichsverdruß. Dem deutschen Volke geht es wirthschaftlich übermäßig gut. Nirgendwo schreit der Bauernstand auf und fleht um Rettung vom Untergange. In keinem deutschen Staate mehren sich die Zwangsversteigerungen von Bauernhöfen. Dankadressen über Dankadressen von Handwerkern und Kleingewerbetreibenden, die der gottverfluchte Ramschbazarismus ausgemergelt und zu Grunde gerichtet hat, laufen bei den Verbündeten Regierungen ein. Es ist eine Lust zu leben, zumal die Börsensteuer Jahr für Jahr steigende Erträge liefert. Der Herr Reichskanzler weiß kein seligeres Loos, als aus vollster, reiner Ueberzeugung die Verantwortung zu übernehmen für die Thatsache, daß trotz seines ausdrücklichen Versprechens das Verbot immer noch unaufgehoben ist, wonach politische Vereine mit einander nicht in Verbindung treten dürfen. Er vertritt das Telegramm an Krüger und vertritt den geheimnißvollen deutsch-englischen Afrikavertrag. Er ist mit der Behandlung der Lippe'schen Angelegenheit ganz und gar einverstanden; er übernimmt die Verantwortung auch für die Ankündigung, daß hinfort Zuchthaus die Strafe Dessen sei, wer Arbeitswillige bedroht und einschüchtert. Nicht minder begeistert und in vollster, eigener Ueberzeugung vertritt er die Damascener Rede. Seine Verantwortlichkeit geht auch überzeugend hervor aus den umlaufenden Gerüchten über neue Flottenforderungen. Schweigend und ehrerbietig hört es der Reichstag. Gerade spricht Herr v. Bülow, der Humorist und Staatssecretär des Aeußerlichen, der seine Reden mit verwässerten Bismarckgleichnissen aufputzt. Gegen die neue Militärvorlage haben sich nur ganz untergeordnete Parteien, die das Nörgeln aus Grundsatz betreiben, erklärt; nicht einmal das Spiel mit der zweijährigen Dienstzeit hat Verdruß erweckt. Was man Bismarck zähneknirschend verweigerte, als der Krieg an die Thür schlug, das bewilligt man dem Fürsten Hohenlohe vier Wochen vor der großen Abrüstungsconferenz widerspruchslos. Und so darf sich Herr v. Bülow darauf beschränken, geistvolle, wenn auch unfreiwillig komische Gleichnisse zu produciren, wie das von den dunklen Punkten, die zu Erisäpfeln werden können. Die „glückliche Form“ seiner Auslassungen findet in der ganzen civilisirten Welt Beifall — wie dürfte der Deutsche Reichstag da zurückstehen? „Immer noch kann das Ausland Deutschland nicht von der Figur des Fürsten Bismarck trennen, der mit einer Donnerstimme zu ihm zu sprechen schien. Weder der beschwichtigende Ton des Grafen Caprivi noch die akademisch-glatte Art Baron Marschall's haben dieses Gefühl zu verwischen vermocht. Nun aber tritt, anscheinend an einem Wendepunkt in den Geschicken Europas, ein deutscher Staatssecretär auf und zerstört mit humoristischen Wendungen das Grausen, das sich der Gemüther wegen der düsteren Zukunft zu bemächtigen drohte.“ Die Kölnische Wind- und Wetterprophetin, die vom Frühling 1890 ab Bismarck's gefährliche Politik so muthig bekämpfte und die Uriasbriefe parfümirte, sie hat auch diesmal das Richtige getroffen. Der Humor, das ist's, was uns fehlte. Bismarck hat bekanntlich keinen Humor gehabt. Deßhalb haßte ihn das Ausland, und der ausländische Haß war so tief eingefressen, daß selbst Caprivi und Marschall ihn nicht beseitigen konnten. Caprivi und Marschall waren Staatsmänner erster Classe allerdings nur so lange, als sie Portefeuilles besaßen. Jetzt trägt Herr v. Bülow das Portefeuille, folglich ist er jetzt der geniale Staatsmann. Und ohne alle Apparate zerstört sein Genie das Grausen, das sich der Gemüther wegen der düsteren Zukunft bemächtigte — ein paar humoristische Wendungen genügen. Alle Fehler, die der grobe Polterer und Donnerer Bismarck beging, sind ausgelöscht — ein paar humoristische Wendungen genügten. Und wenn man bedenkt, was für eine Qualität Humor das ist — —

„Ich sehe den einzigen verantwortlichen Reichsbeamten nicht, den wir haben, den Fürsten Hohenlohe. Es ist doch unumgänglich nothwendig, daß er diesen paar Sitzungen beiwohnt, die der Generallesung des Etats gelten; denn nur er ist uns verantwortlich. Ich beantrage, ihn zur Sitzung einzuladen.“

So hätte ein Abgeordneter des Reichstags sprechen können oder müssen. Da kein Mitglied dieses zahm und lahm gewordenen Hauses es wagte, blieb auch die Antwort vom Tische der Regierung aus:

Digitized by Google

„Fürst Hohenlohe hat sich zur Saujagd nach Springe begeben, wo seine Anwesenheit nöthiger ist."

*

Regen, endloser, warmer Regen trieft auf den Wald nieder. Es ist Mitte December, aber das Gebüsch hat sein Grün noch nicht verloren. Schwüler Wasserdampf steigt aus der Tiefe zu den Wipfeln auf und spinnt sie ein. Kein Sonnenblick, kein Fetzen blauen Himmels offenbart sich. Die Wege sind modrig feucht; verläßt man sie, so versinkt man fast im Schlamm. Das ist ein ungesundes, unwahrhaftiges Wetter. Es macht die Menschen schlaff und müde, und statt reisiger Riesen erzeugt es nur Schnupfen.

Gott sei Dank, sagen sich die Theilnehmer an der Jagd, daß sie zeitig abgeblasen wird! Wenn die Sau nur bald kommen wollte! Man macht ihr mit dem neuen Gewehr im Handumdrehen den Garaus, und dann ist die langweilige Geschichte vorbei.

Das Wild wird heut eben den Anforderungen der Neuzeit entsprechend behandelt.

Wo Jägersleute dem Keiler noch mit dem Spieße entgegentreten, da rasiert man ihm vorher die greulichen Hauer fort. Und das Thier ist dann so leicht und gefahrlos zu bekämpfen wie der neue deutsche Reichstag.

Es regnet und regnet ... Es giebt keine Winter mehr. Allerdings darf man dafür auch auf keinen Frühling mehr hoffen.

Caliban.

Aus den Kunstsalons.

Die ernsthafte Kunstkritik muß es selbstverständlich ablehnen, bloße Geschäftsausstellungen unserer Bilderhändler zu berücksichtigen, denn sie soll nur zu außergewöhnlichen Erscheinungen, dem Großen und Neuen, dem Bleibenden im Wechsel Stellung nehmen. Aber auch das ist nicht mehr so leicht wie früher, denn die Fälle der Gesichte wird nachgerade verwirrend groß. Zu den alten oder umgestalteten Kunstsalons treten neue Bilderpferchen, und fast keine Woche vergeht ohne Eröffnungsfeiern oder Privatbesichtigungen. Da kommt ein junger Basler Zaeslein und verspricht uns die Ueberraschung einer bisher unbekannten Schweizer Böcklin-Schülergemeinde; in der Potsdamerstraße ersteht der neue Kunstsalon Ribera, der sich mit den prächtigen Worpswedern Otto Moderson — schon der Name stimmt hübsch zu dieser stillen Heimathkunst — und Overbeck und dem ausgezeichneten dänischen Radirer Hans Nic. Hansen gut einführt. Neu ist auch der Salon Cassirer, bei dem unser Publicum die Bekanntschaft mit dem vielgerühmten Werk des jüngst verstorbenen Félicien Rops machen kann, ein im Grunde ziemlich unangenehmer, aber doch interessanter Vorzug. Rops gehört zu jenen Künstlern, die gewiß weniger durch ihre Werke, als durch das Geschreibsel über sie berühmt geworden sind, das einige Stilvirtuosen zu ihrem Preis improvisirt haben. Man denkt da unwillkürlich an die Brillanten-Feuilletons eines Sacher-Masoch über die Pestaly; wenn man dann ihren Hamlet sah, so bemerkte auch der aufmerksamste Beobachter nicht das Geringste von all' der feinen Nervenkunst der dicken alten Dame, sondern nur eine mangelhafte Technik, falsche Betonungen und die unsaubere Sensation. Auch Muther's nachempfindende Schwärmereien über die Pariser Impressionisten kann man heute nur noch mit einem Lächeln genießen, gerade wie die Verzückungen unserer jungen Kunstkritiker vor den Unzulänglichkeiten des längst verschollenen Munch, oder des halbverrückten Huysmans' Bizarrerien über den „reinen, frommen" Rops. Wenn gar der feinfühlige und geistreiche Hermann Bahr, der sich nur leider allzu leicht an seinen eigenen Worten berauscht, dem „größten Radirer unserer Zeit" die stilvolle Grabschrift setzt: „Er haßte die Sünde und hat ihre Macht mit heiligem Zorn gezeigt," so ist das nur lyrischer Ueberschwang eines Phrasenjongleurs, der selbst am meisten lacht, wenn man ihn ernst nimmt. Man braucht von dem Noceur, der sich sein Leben lang behaglich im Schlamm des Sündenbabels wälzte und an der Rückenmarksdarre starb, nicht die geringsten Personalia zu wissen; es genügt schon eine flüchtige Umschau bei Cassirer, um zu erkennen, weß Geistes Kind der verpariserte Belgier war. Der angebliche Sündenhasser hat das Schlimme und Schlimmste jedenfalls sehr wollustinnig empfunden und höchst verführerisch geschildert. Beweis gewisse Blätter, die bei den Pornographen im Hôtel de Vente die höchsten Preiie erzielen, wie etwa die „Dévotion de Monsieur Roch" und die Diaboliques und Sataniques. Der größere Theil der Rops'schen Blätter ist nichts weniger als juvenalisch, sondern schlechtweg obscön und ekelhaft. Daß er sein Handwerk beherrscht, kann ihm nicht abgesprochen werden, aber er ist mehr Handwerker und steht als Künstler hinter wahlverwandten Geistern wie Rodin und Degas weit zurück. Als Radirer ist er weder Stauffer-Bern noch Klinger gewachsen, so überraschend auch manche seiner Vernismousblätter und Kaltnadelätzungen auf Jeden wirken, der die in Paris hochentwickelte Technik der Eauxfortes ꝛc. nicht kennt. Sein berühmtestes Blatt: Le semeur, wo Satan mit einer weiten Geberde den Samen des Bösen in Gestalt nackter Frauenleiber über Paris hinsät, ist wohl sein bestes Stück. Zola hat in „Paris" dasselbe Bild von der Sonne gebraucht, aber die goldene Saat des Schönen und Guten gemeint. Ein Rops kann natürlich nur an Baudelaire's fleurs du mal denken.

Auch der Salon Keller & Reiner, der wohl von allen Privatausstellungen am geschicktesten geleitet ist, bietet seinen Besuchern immer wieder Neues, so daß die Vorbesichtigungstage schon zu einer mondainen Institution von Berlin W. geworden sind. Unter der Spitzmarke des Neo-Impressionismus fanden wir da einige begabte Belgier beisammen, die sich gar revolutionär geberden, aber doch nur in P. van Ryssselberghe eine außerordentliche Kraft stellen. Aber wie altbacken kommen uns jetzt die Farbensymphonien eines Renoir oder Claude Monet vor, diese wild hingesetzten Kleckse, die nur selten harmonisch und geschmackvoll sich zum Bilde fügen und Stimmung erzeugen, aber geradezu verstimmen, wo sie menschliche Körper geben wollen. Welche Formlosigkeiten, welche Häßlichkeit! Licht, Luft und Farbe sind ja schöne Dinge, allein die Proportionen des menschlichen Körpers verändern sie uns in der Natur nicht, und ebensowenig sollten sie es in der Kunst. Das hat unser arkadischer Märchenmaler Ludwig von Hofmann, den wir abseits vom neo-impressionistischen Farbentaumel bei Keller & Reiner finden, nun auch eingesehen und gelernt. Auch er kommt von dem Impressionismus her, aber sein sicherer Blick für die momentanen Wirkungen von Luft und Licht ist minder einseitig als früher und hat sich vertieft. Noch ist er Meister der poetischen Stimmungslandschaft, ein echt deutscher Idyllenmaler, doch seine Menschen haben jetzt Fleisch und Muskeln, Leben und Gesundheit bekommen. Früher gemahnte er vielfach an die Landschaften des alten Geßner mit ihrem entzückenden Baumschlag und den verzeichneten Menschen; heute eher an Segantini, der über dem „Eindruck" doch nie die Lebensfähigkeit seiner Figuren vergißt. Die Um- und Abkehr vom impressionistischen Dogma läßt sich überhaupt vielfach constatiren. Wenn Zola im „Oeuvre" jubelt, daß unsere Ausstellungen plus clairs, plus lumineux, pleins d'air et de soleil geworden, so gilt das heute nicht mehr. Die Ausstellungen des letzten Sommers in Berlin, Paris, München zeigen wieder vorwiegend dunkle Bilder und die einst von allen Hypermodernen vielverspottete braune Ateliersauce. So schnell wechseln die Moden und werden die schönsten Theorien hinfällig! Im neuen Künstlerhause, bei Gurlitt — überall jüngste Bilder von unseren Jungen und Modernen und fast alle im altmeisterlichen Colorit, von der prächtig gemalten Legende eines Raffael Schuster-Woldan bis zu Richard Kaiser's fein empfundener Kanallandschaft. Où sont les neiges d'antan!

Und da kommt nun noch Schulte unter den Linden mit seiner brauntönigen Lenbach-Ausstellung und wird wochenlang das Ziel aller Kunstpilger, der größte Erfolg vielleicht, den je eine Bilderschau in der Reichshauptstadt erzielte. Und doch ein „bloßer" Portraitmaler, was bekanntlich in der volkstümlichen Kunstschätzung nicht viel sagen will. Allerdings ist eine Sensation dabei: nicht Werner'sche Staatsactionen und Schlachtenbilder, aber doch die Bildnisse welthistorischer, fürstlicher und geldaristokratischer Persönlichkeiten — hier der „olle Willem", dort Moltke mit seiner Perücke, der Altreichskanzler als grollender Coriolan, die intrigante Clementine von Koburg und einige Damen der Gesellschaft... Wie sollte das nicht „ziehen"! Aber der Kunstfreund bewundert mehr. Die unerbittliche Treffsicherheit, die Wucht der Charakteristik, das hochgemuthe Ablehnen jeder Concession an Eitelkeit und Repräsentationssucht. Was hätten nicht Winterhalter, Stieler, Angeli oder andere „Hofmaler" mit ihrer rosigen Verschönerungskunst aus diesen aufgedonnerten und aufgeblasenen und doch so nichtigen und verblühten Judenweibern gemacht: stolze junonische Erscheinungen, gepudert und geschminkt, faltenlose Porzellangesichter und Friseurköpfe, wie auf den bemalten Photographien in den Auslagen der Leipzigerstraße. Dafür ist aber ein Lenbach nicht zu haben. Er läßt sich zwar, wie es sich ziemt, hübsch bezahlen, aber nicht bestechen. Er malt die Besteller, wie sie sind, der Formenreiz ist ihm nichts, aber das Innerste und Intimste weiß er herauszuholen, das ganze Temperament darzustellen und die jugendliche Anmuth wie das Verblühende und Greisenhafte zu vergeistigen und zu beseelen. Immer geht er als klarer Kopf von durchdringender Schärfe der Beobachtung und instinctiver Menschenkenntniß auf das Charakteristische aus. Die scharfsinnige Forschernatur eines Virchow, das Sinnend-Sinnige eines Dichtergreises wie Lingg, auch den Helden aller Witzblätter, den guten kleinen Onkel Chlodwig, den Reichskanzler, malt er uns, aber aus dem feinen Gesichte dieses Aristokraten und Diplomaten spricht doch ein Etwas, das uns begreiflich macht, wie ein derber Vollblutpoet gleich Leuthold ihn als geistsprühenden Mäcen besingen konnte. Und dann die Bismarck-Bilder mit ihrer energischen Mache, dem „sitzfeindlichen" Friedrichruher beinahe abgestohlen: der gestürzte Gigant im bequemen Hausrock, das Auge strahlend aber müde, die sprechenden Hände wohl noch fähig, den Donnerkeil zu führen, der vom Undank tödtlich Getroffene nahe, ganz nahe gerückt, doch ohne daß er vom Beschauer weiß, arglos, menschlich, übermenschlich. Wie Karl I. mit Van Dijck, wie Heinrich VIII. mit Holbein, wie Luther mit Cranach, wie Ludwig XIV. mit Le Brun, so wird auch unser Reichsschöpfer mit seinem Lenbach zusammen auf die Nachwelt kommen. Und merkwürdig! während die Bilder der Jungen dunkler werden, lichtet sich das Colorit dieses Alten auf. Gewiß, da ist ja auch noch die classische Atelierjauce vorherrschend. Lenbach hat sie von den italienischen Renaissancemalern, seinen lieben Meistern Giorgione, Tizian, Rubens, Franz Hals, Rembrandt, Velasquez und Murillo, die er so lange Zeit congenial copirte; so wie er seine Manier, im Helldunkel verschwindende Figuren und auf schwarzem Grunde grellerleuchtete Gesichter zu malen, mit dem Pariser Meister Bonnat gemein hat, dessen berühmter Thiers wie ein transparenter Eulen- oder Kakadukopf durchgeistigt und lebensprühend aus der umgebenden Nacht unvergeßlich dem Beschauer entgegenstrahlt und als das Muster dieser Richtung gelten

Digitized by Google

kann. Aber Lenbach kann auch anders. Wie er z. B. auf den Bildnissen der Prinzessin Elvira von Bayern, der Frau v. Radowitz und einiger Bankiersfrauen Sammt, Seide, Spitzen und Juwelen malt, erinnert er uns daran, daß er ja des großen Costümmalers Piloty Schüler war, nur daß er diese Kunst nicht aufdringlich, sondern in classischer Einfachheit und Anspruchlosigkeit und bloß als Nebensache übt. Und endlich die entzückend sonnigen Kinderbilder der braunen Erika und der blonden Marion mit der Katze (diese von Hofner hineingemalt, aber ohne Zweifel vom Meister stark retouchirt), kein Zweifel: Zola könnte den Maler als einen großen Pleinairisten feiern. Und wie herrlich ist das Kindliche, Naive dieser Babies getroffen, die mit immer halboffenem Mäulchen und großen verblüfften Märchenaugen in die Welt schauen! Ach, was bekommt man vor dem zielsichern Streben und Erreichen des Schrobenhauser Maurerssohns und seinen Ewigkeitsbildern doch für einen Ekel vor allen Theorien und Recepten, vor allem unreifen Wollen und halben Können! S.

Notizen.

Von Georg Hirth's berühmtem Buch: „Das Deutsche Zimmer vom Mittelalter bis zur Neuzeit" ist unter Mitwirkung von Karl Rosner eine neue bis zur Gegenwart erweiterte Auflage mit 538 Textabbildungen und zwanzig prachtvollen Tafeln gerade noch rechtzeitig zum Fest in G. Hirth's Kunstverlag in München erschienen. Wir sehen da wiederum in Text und Bild, wie wir im letzten Vierteljahrhundert so ziemlich alle Stilentwickelungen vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in mehr oder weniger geschmackvollen Zusammenstellungen und Nachbildungen praktisch kennen, lieben und — bewohnen gelernt haben. Aber auch bei uns drängte schon zu Ende der achtziger Jahre der Pleinairismus in der Malerei und die wiedererwachte Schwarzweißkunst zu freierer, modernerer Behandlung der Wände. Wenn wir hierin verhältnißmäßig langsamer vorwärts gekommen sind, als Engländer und Amerikaner, so liegt das wohl zum großen Theile an dem conservativen Sinn unseres Kunsthandwerks. Georg Hirth gesteht im Nachwort zu seinem schönen Buche, daß er in den gegenwärtig im Flusse befindlichen Stilbildungen nicht viel Originelles findet. „Hier sehen wir Anklänge an die Ornamentik und Polychromie der Aegypter und frühen Griechen mit tektonischen Recepten der Gothik und des Biedermeierstils, Altnordisches, Arabisches, Indisches und Japanisches gemischt. Wer die Kupferstiche von Chodowiecki, nach Chippendale u. A., die Stoffmuster des 17., die Tapeten und Buchvorsätze des 18. Jahrhunderts, die schier unermeßlich zahlreichen glatten und praktischen Lösungen der Napoleonischen Zeit und der zwanziger Jahre in der Erinnerung hat, der wird heute in dem fälschlich sogenannten „englischen Stil" viele alte Bekannte begrüßen. Originell ist hier eigentlich nur die englisch-amerikanische Ungeniertheit, womit alle nur denkbaren historischen Motive und Techniken harmonisch (und leider oft auch recht unharmonisch) zusammengefügt und ohne ästhetische Gewissensbisse Concessionen an die Bequemlichkeit, die Griffigkeit und, was besonders gelobt werden muß, an die Hygiene gemacht werden. Das Neue ist nicht sowohl in der Richtung der tektonischen, ornamentalen und coloristischen Erfindung, als vielmehr in der decorativen Stimmung zu suchen. Und hier wird gewiß mit der Zeit auch ein nationales Etwas mehr und mehr zum Ausdruck kommen können, etwas Unwägbares und Undefinirbares, das gleichwohl uns Deutschen auf den ersten Blick verständlich sein wird: das „Gemüthliche", „Trauliche", „Heimliche". Es kommt dabei Alles auf den künstlerischen Verschmelzungsproceß an, welcher sicherlich nicht ausbleiben wird. Aber nicht genug kann betont werden, daß gerade diese kaleidoskopische Vielheit der Elemente, sowohl seitens der Künstler als seitens des Publicums, nur durch eine ganz allgemeine, vertiefte Kunstanschauung zu bewältigen ist. Indem wir uns von der Stiltyrannei der Vorfahren losmachen, müssen wir doch alles Dagewesene kennen- und in seinem künstlerischen Zusammenhange überblicken: das Gothische z. B., das sich in den modernsten Bildungen so breit macht, müssen wir, um nicht in lächerliche Anwendungen zu verfallen, in seinem innersten Wesen erfassen, und überall sind wir gezwungen, nicht bloß auf die allgemeinen Stilgesetze und die besonderen Techniken einzugehen, sondern uns auch mit dem Urquell aller Kunstmotive, der Natur, zu befassen." So der treffliche Georg Hirth, dessen Prachtbuch am besten geeignet ist, uns dieses Verständniß des Alten und Neuen, des obsoleth Gewordenen und eines Zukunftstils nahe zu bringen, denn auf die heutige Richtung wird ganz zweifellos in zwanzig oder dreißig Jahren — vielleicht schon früher — eine neue folgen. Die Jüngeren, die sich auf diese Wendung vorbereiten müssen, und die Alten, deren Herz jung bleiben will, mögen nach Hirth's Anweisung mit dieser Aussicht rechnen, aber „nicht dadurch, daß sie dem rollenden Rade der Zeit in die Speichen fallen, sondern dadurch, daß sie den heimlichen Schatz ihres Herzens vermehren, Alles, was schön und stark ist, zu verstehen, zu lieben lernen."

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft von Kurt Geucke. (Berlin, Hermann Walther, Friedrich Bechly). Der Verfasser ist nicht nur ein preisgekrönter Lyriker, sondern auch ein sinniger Aesthetiker, der über Kunst und Naturalismus manches Tiefdurchdachte ausgesprochen hat, dazu ein Dramatiker und Librettist. In seinem mit schönen Zeichnungen von Fidus geschmückten neuen Buch erzählt er uns, wie ihn in seinem Dachstübchen seltsame Gestalten heimsuchen, Noth, Liebe, Sehnsucht, Gram, Schicksal, Ruhm und Tod, und in nächtlichen Wanderungen führen sie ihn hinaus in Höhen und Tiefen des Erdendaseins und Weltenraumes und zeigen ihm wechselnde Geschicke und schwankende Gestalten, die uns der Dichter vermittelt, in Prosa und Vers abspiegelt, im Golde seiner Poesie und seines mitleidvollen Gemüthes verklärt und beseelt. Ueber diesen Alltagsgeschichten, Allegorien und Phantasien, die wie Bekenntnisse eines Wahrheitsuchers und empfindungsreichen Zukunftdeuters gemahnen, liegt der Ernst unserer zerrissenen, fragenvollen Jahrhundertwende. Der ethische Gehalt ist nicht minder groß als der poetische, und es gewährt einen eigenen Genuß, die stürmischen Wallungen und stillen Empfindungen, wo das Gefühl sich harmonisch abzuebnen scheint, eindringlich und innig auf sich einwirken zu lassen. Freilich rathen wir davon ab, dieses Werk, das kein Dutzend- und Alltagsbuch ist, nach Recensentenart in einem Zuge zu verschlingen; es will nur bedächtig und langsam in seltenen Absätzen genossen sein, in guter Stunde und geweihter Stimmung. Dann wird es wie ein sanfter Freund, wie eine ideale künftige Geliebte, wie ein himmlisches Echo unserer eigenen Herztöne wirken, ein Labsal und Heilmittel zugleich. Man lese nur einmal das mächtige Sterbelied, das der Wiener Vortragsmeister Strakosch in sein Repertoire aufgenommen hat, oder das ergreifende „Es ging ein Duft" oder das preisgekrönte „Kummerschifflein" oder den parabolischen Streit zwischen Pfennig, Groschen und Thaler. Besonders den Volkston trifft der Dichter ganz wunderbar, wie denn überhaupt seine Poesie dort am Stärksten und Erfreulichsten wirkt, wo sie festen Boden unter sich fühlt, Heimatluft athmet und nach metaphysischer Verstiegenheit wieder ganz irdisch und menschlich, schlicht und natürlich wird. Alles in Allem ein bedeutendes Buch, ein echter Lyriker und zukunftreicher Dichter.

William Shakespeare. Von Georg Brandes. Zweite Auflage. (München, Albert Langen.) Wenn in unseren vielfach traurigen literarischen und buchhändlerischen Verhältnissen uns etwas noch zu erfreuen vermag, so ist es der Erfolg eines wirklich gediegenen Werkes, so wenn z. B. diese ausgezeichnete biographisch-ästhetische Shakespeare-Monographie nach kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt. Nie ist Brandes' kritisches und darstellendes Talent größer und reifer erschienen. Die von Taine übernommene analytische Methode hat er selbständig und im germanischen Geiste ausgebildet und weiter entwickelt, aber ist der Franzose nur ein scharfsinniger, fein nachempfindender Kopf, so ist Brandes mehr: ein Dichter. Denn nur ein congeniales Talent vermag dem großen Dramatiker nachzufühlen und nachzuspüren, seine Gestalten in ihrem innersten Kerne bloßzulegen und zu erklären und wieder zu einem lebensvollen Ganzen in überraschend neue Beleuchtung zu rücken. Wie wenig wissen wir im Grunde von dem Menschen Shakespeare, und was weiß Brandes daraus zu machen, welch' farbiges, ergreifendes, lebenvolles Zeit- und Culturgemälde! Unsere Leser kennen das erschütternde Bild von dem in seine Heimath zum Sterben reisenden greisen Shakespeare, seine letzten Lebensjahre am Avon und seinen Tod, wie Brandes es uns aufgezeichnet hat. Dieselbe Kunst der Darstellung finden wir auf jeder Seite seines herrlichen Werkes. Man lese die großartige Charakteristik der Königin Elisabeth oder Bacon's, die Schilderung von Essex' und Southampton's Geschick, die intimen Bemerkungen über das damalige Freundschaftsideal, die Analysen der biographisch so wichtigen Sonette, die scharfsinnigen Untersuchungen zumal über Romeo, Hamlet und Lear und die kühne Construction des jugendfrischen, des verstimmten (Coriolan) und des im „Sturm" versöhnend ausklingenden Genius. Gewiß, auch unsere Shakespeare-Forschung hat uns vortreffliche Werke bescheert, aber was Brandes vor Gervinus, Ulrici ꝛc. auszeichnet, das ist die frische, lebendige, immer interessante und packende Darstellung, die sich mit tiefer Wissenschaftlichkeit und Weltkenntniß vereinigt. Kein geistreicheres und lebendigeres Buch ist je über den größten Dichter geschrieben worden.

Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Dieser zweite Band des verdienstlichen Sammelwerkes würde zu anderer Zeit gewiß ein ungeheures Aufsehen erregen, aber des Fürsten monumentale „Gedanken und Erinnerungen" — ipse fecit — nehmen der anderweitigen Bismarckliteratur für's Erste alles Interesse weg. Ist aber der gewaltige erste Eindruck dieses unvergleichlichen Memoirenwerkes vorüber, dann wird man gerne zu dieser Sammlung zurückkehren, die uns den intimen Bismarck schildert, wie er gelegentlichen Besuchern, vertrauten Freunden und beobachtenden Mitarbeitern erschien. Die Versailler Gespräche, die uns Busch u. A. erhalten haben, die Unterhaltungen im Reichskanzlerpalais, die Plaudereien am Friedrichsruher Frühstückstisch, Interviews und Ansprachen, Jegliches was zur Charakteristik des großen Mannes dienen kann, Aussprüche, Urtheile, Schilderungen, Alles ist hier chronologisch mit Liebe und Fleiß zusammengetragen. Wohl geht beim Erzählen solcher Gespräche oft das Beste, Wärme, Tonfall und Nuance, verloren, auch ist mancher Berichterstatter tendenziös befangen und unzuverlässig, aber auch diese der Retouche bedürftigen Momentbilder sind werthvoll für die Nachwelt und interessant für die Mitlebenden. Künftigen Historikern wird es eine wichtige Quelle sein. Unser Volk aber wird den individuellen Reiz dieser subjectiv gegebenen und berichteten Darstellungen schätzen lernen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu!

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

THOURET, G.

FRIEDRICH DER GROSSE

als Musikfreund u. Musiker.

192 Seiten mit 7 Abbildungen und einem Faksimile der Notenhandschrift Friedrichs des Grossen. geb. Mk. 3.—.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Wie der Krückstock zum „alten Fritz", so gehört auch die Flöte zum Bilde des grossen Königs. Als Musikfreund und Musiker steht Friedrich II. freilich nicht auf der Weltbühne, aber die Flöte war, wie er selbst einmal zu Franz Benda sagte, sein bester Freund; daher wird gerade sie uns manches von ihm erzählen können, was niemand sonst erfahren hat. Das Werk enthält den Niederschlag zehnjähriger Studien und möchte durch eine populärwissenschaftliche Darstellung, sowie durch zahlreiche, bequem spielbare Notenbeispiele Laien und Musiker in gleicher Weise befriedigen. Der Verfasser folgte der ausdrücklichen Aufforderung Friedrich's an die Nachwelt, ihn mit vollkommenster Freiheit zu beurtheilen.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hohenzollernsagen.

Ein Balladenkranz

von

August Sturm.

Gr. Octav. 49 S.

Preis geb. M. 1.50.

Leipzig. Carl Jacobsen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Kürschners Bücher

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Frau Musika. 530 Musikstücke für Klavier und Gesang. Kl. Folio. ca. 600 Seiten. Illustr. von A. v. Schrötter. Brosch. 8 Mk., eleg. in Leinwand geb. M. 10.—, in 2 Bde. geb. M. 12.50. Untrennbarer Bestandtheil eines jeden Klaviers. Anmuthige und lehrreiche Schilderung des Laufes des Jahres und des menschlichen Lebens, musikalisch illustr. von den besten Kompositionen aller Art.

Jahrbuch 1899. Ein Kalendarium und Nachschlagebuch für Jedermann. ca. 500 S. 8°. Alle nur erdenklichen Informationen über alle Gebiete des Wissens u. Lebens, aus Vergangenheit u. Gegenwart. Handbuch, das jeder haben muss, der seinen Vorteil wahrt. In farb. Umschl. 1 Mk.

Das ist des Deutschen Vaterland. Das schönste Prachtwerk über Deutschland. 1275 Illustrationen. In 12 farb. Lwbd. 12 Mk.

Universal-Konversations-Lexikon. 23,5×18 cm geb. Auf 213 600 Zeilen der Inhalt vielbändiger Lexika in 1 Bd. 2700 Illustr. **3**

Welt-Sprachen-Lexikon. 300 960 Zeilen. Praktische deutsch-engl.-französ.-ital.-latein. Wörterbücher, ein Fremdwörterb. etc. **Mark.**

Kürschners Bücherschatz. Jede Woche ein reich illustrirt. Band von ca. 128 Seiten mit Porträt und Autobiographie des Verfassers. Die billigste Romanbiblioth. Beste Autoren Mitarbeiter. **20 Pfennig.**

Der grosse Krieg 70/71 in Zeitberichten. Preis Mk. 3,50 1228 Sp. Text. ca. 320 Illustr. Orig. u. unmittelbarste Geschichte d. Krieges.

Die Welt in Photographien. Originalphotogr. in Kabinet mit erl. Text. ca. 3000 Blatt erschienen. à Bl. 20 Pf., je 10 Bl. in Mappe M. 2.—; hochelegante Albums zum Sammeln f. M. 3.—, 4.—, 5.—, 6.—.

Prospekte durch Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9. u. alle Buchhandlungen.

Schönste Geschenke

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Zeitschrift für ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall- und Montanindustrie.***

Abonnementspreis: **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen großen Industriecentren Deutschlands und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen sein.**

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, *Leipzig.*

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

23 Jan. '99

№ 52. Berlin, den 31. December 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Großgrundeigenthum und sociale Frage. Von A. v. H. — Unterseebootflotten. Von Franz Eissenhardt. — Vom Ursprung des Menschen. Von Professor Ludwig Büchner. — **Literatur und Kunst.** Maeterlinck als Dichter und Denker. Von Arthur Goldschmidt. — Abermals Genie und Wahnsinn? Von Marcus Landau. — **Feuilleton.** Im Champagnerrausch. Von A. Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Freiheit, die ich meine. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Nottzen. — Anzeigen.

Großgrundeigenthum und sociale Frage.

Zu den Nationalökonomen, die in neuester Zeit berechtigtes Aufsehen gemacht haben, gehört Dr. Franz Oppenheimer, der in seiner Entwickelung wohl am stärksten beeinflußt wurde von Theodor Hertzka, daneben von Dühring, Carey und von Thünen, dessen „Isolirter Staat" er ein „Ewigkeitswerk" nennt. So steht er der zunftmäßigen Nationalökonomie, wenn man in dieser Wissenschaft überhaupt schon von einer Zunft sprechen kann, fremd gegenüber und erfreut sich, wie alle Autodidakten keiner großen Beliebtheit bei den Anhängern der historischen Schule. Ein Grundgedanke hat früh von seinem Denken Besitz genommen: die Schädlichkeit des Großgrundeigenthums. Dieser an und für sich nicht neue Gedanke erfährt bei ihm eine originelle Wendung dadurch, daß er den Beweis zu erbringen versucht, daß dieser Schädling nicht bloß jetzt verwirrend auf die socialen Zustände einwirkt, sondern daß er es von jeher gewesen sei, der die friedliche sociale Entwickelung schon der Urvölker unterbunden habe. Das Großgrundeigenthum, entstanden in jener Periode der nomadisirenden Völker, wo man anfing, den Feind nicht mehr zu verzehren, sondern als Sclaven zu verwerthen, wodurch die erste Möglichkeit sich ergab, mehr Land zu bebauen als die Arbeit einer einzelnen Familie dies sonst vermochte, ist ihm Quelle und Wurzel alles Uebels. Es ist der einzige Ueberrest des „Nomadenrechts", welches noch in unsere Zeit hineinragt und die Reife zur Culturmenschheit verhindert. Oppenheimer stellt sich in bewußte Opposition zur historischen Schule; er ist ein Anhänger der Naturlehre und stellt als Grundgesetz den Satz auf: „Die Menschen strömen vom Orte höheren wirthschaftlichen Druckes zum Orte geringeren Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes." Diesen Satz deductiv (durch die Grundlegung der „reinen Wirthschaft"), historisch (an der Hand historischer Thatsachen) und inductiv (durch die Beobachtung des heutigen Wirthschaftszustandes) unumstößlich zu beweisen, ist das Bemühen Oppenheimer's, und er geht mit so viel Fleiß, Eifer und Geschicklichkeit zu Werke, daß man ihm auch da gern folgt, wo man seine Grundvoraussetzungen nicht zu theilen vermag. In seinem Werke „Großgrundeigenthum und sociale Frage" schildert er zunächst die Darstellung der Entwickelung eines wirthschaftlichen Volksorganismus, der sich ungetrübt durch die Hemmungen des krankheiterregenden Schädlings hat zur Reife ausbilden können. Auf das Nomadenrecht mit dem Grundsatz der Ungleichheit und Unfreiheit seiner Staatsangehörigen folgt das Tauschrecht mit der Grundlage der Freiheit und Gleichheit der erwachsenen männlichen Staatsangehörigen. Der Nomadenstamm wird seßhaft, geht zum Körnerbau über, vertheilt das urbare Land unter sich, und Jedermann hat das gleiche Einkommen, da bei einer Vergrößerung der Familie die überzähligen Mitglieder hinausziehen und neues Land unter den Pflug nehmen. Geographische und klimatische Verschiedenheiten, sowie wichtige Verkehrspunkte — denn der Handel ist älter als das Gewerbe — sind Anlässe zu mehr oder weniger dichter Besiedelung. Bald aber fängt überall eine locale Arbeitstheilung an, sich nutzbringend zu erweisen. Der Bauer überläßt sein Korn dem Fischer und Jäger gegen Fleisch und Fisch, und der technisch begabte Jüngling bildet sich zum Handwerker aus. Diese siedeln sich in Dorfschaften oder an jenen Stätten an, wo ein alter Handelsweg oder natürliche Gaben des Bodens bereits einen stärkeren Zusammenfluß der Bevölkerung zur Folge gehabt haben. Oppenheimer nennt diese Ansiedelungen Punkte geringeren Druckes und nimmt an, daß die Bevölkerung so lange dorthin strömt, bis sich der Druck dort ebenfalls erhöht. Es entstehen dann die Thünen'schen „Zonen"; die dichter um die Stadt gelegenen Bebauungsringe werden, weil ihre Transportkosten zur Stadt weniger kostspielig sind, der Ertrag der Hufe also beträchtlich höher als der der entfernter liegenden gleich großen Hufe ist, sofort durch Zuströmen neuer Elemente dichter besiedelt und — jeder genießt wieder das gleiche Einkommen. Wem das paradox erscheint, dem wird gesagt, daß die Unmöglichkeit, fremde, billige Arbeitskräfte zu erhalten, den Besitzer einer in der Gartenbauzone belegenen Hufe mit reichem Ertrag zwingt, seine Hufe zu verkleinern, weil er mit den Arbeitskräften der eigenen Familie nicht mehr im Stande ist, die intensivere Bebauung durchzuführen. „So lange freies Land verfügbar ist, wie in unserer Voraussetzung, hat jedes erwachsene Mitglied der Bevölkerung die Möglichkeit, an der Grenze eine eigene Hufe zu besetzen. Es ist also kein Lohnarbeiter für weniger zu haben, als das Einkommen des Hufners beträgt, ja er wird noch eine Entschädigung für den Verzicht auf seine Selbständigkeit verlangen und erhalten."

Während die Productivität der ländlichen Arbeit durch die Dichtigkeit der Besiedelung steigt, steigt sie in der Stadt noch rascher durch die immer fortschreitende Arbeitstheilung. Die Stadt lockt dadurch Menschen so lange an, bis das Einkommen des Städters sich von dem des Bauern nicht mehr

Digitized by Google

wesentlich unterscheidet. Abwanderung in die Stadt und Auswanderung in neue Colonialgebiete sind also Strömungen, die der „reinen Wirthschaft" durchaus wesentlich sind. Da es nun keine billigen Arbeitskräfte giebt, so muß der Zusammenschluß in den Gewerben sich in der Form der Productivgenossenschaft vollziehen, d. h. der Meister oder Unternehmer ist genöthigt, seinen Gesellen denselben Antheil am Ertrage zu geben, den er für sich beantragt, abgesehen vom Zins und der Risicoprämie. Wir befinden uns in jenem Stadium, in dem, um einen Ausdruck Carey's zu gebrauchen, zwei Meister einem Gesellen nachlaufen. Die Zünfte bleiben jedem Beitrittslustigen offen; ja, es existiert sogar ein Zunftzwang, der den Anschluß zu erzwingen sucht. Der Unternehmergewinn ist nicht mehr als die Bezahlung einer höher qualificirten Arbeit. Der Zins spielt eine geringe Rolle und von Bodenrente ist keine Rede. Es giebt keine Arme und keine Reiche, erstere nicht, weil man ja um jede Arbeitskraft concurrirt, letztere nicht, weil die Anreizung zur Capitalbildung sehr gering ist. Eben so wenig ist Uebervölkerung in einer Periode vorhanden, in der noch freies Land unter den Pflug genommen werden kann. Die „Physiologie" der Wirthschaftslehre weiß von keiner Störung des Volksorganismus. Da aber die Thatsachen lehren, daß sich nicht Alles in der durch die natürlichen Bedingungen gewährleisteten Interessenharmonie befindet, so handelt es sich nun um die Darlegung der „Pathologie" des socialen Körpers. Diese Pathologie ist nach Oppenheimer einzig und allein durch das Entstehen des Großgrundeigenthums hervorgerufen. Wo ein juristischer Besitzer den auf seinen Boden wirthschaftenden Subjecten nur ein unveränderliches Fixum gewährt, selbst aber den ganzen Rest des Ertrages einzieht, da ist Großgrundeigenthum. Die Großgrundherrschaft des Mittelalters, wo der Besitzer sich nur ein Fixum vorbehielt, während die wirthschaftenden Subjecte den Rest erhielten, fällt nicht unter diesen Begriff. Ob der Besitzer der „Zuwachsrente", womit die „Ausbeutung" auf den Plan tritt, den Betrag in materielle Werthe umsetzt, in Bauten, Geschmeide und Kleider oder in persönliche Dienste, ob er sie in's Meer versenkt oder in Flammen aufgehen läßt, scheint Oppenheimer für die Gesundheit der Volkswirthschaft vollständig gleichgiltig zu sein. In der That eine ungeheuere Verkennung des Werthes der Capitalkraft! Oppenheimer kommt es nur darauf an, daß die Kaufkraft des Bauern sich bei einer solchen Vertheilung des Einkommens derart verringert hat, daß sie für die Gewerbe nicht mehr schwer in's Gewicht fällt. Von dem Augenblick der Einziehung der „Zuwachsrente" ändert sich die gewerbliche Production dahin, daß die Luxusfabrikation aufkommt, die nur in größeren Städten vorgenommen werden kann. Zugleich wachsen die Städte als Orte geringeren Druckes an, und es bieten sich dem mehrwerthslüsternen Unternehmer billige Arbeitskräfte an, so daß die „Ausbeutung" vom Lande auf die Stadt übergreift, und da nun von beiden Orten an Auswanderung gedacht wird, ist, das gesteht Oppenheimer selbst zu, sehr bald alles noch verfügbare Land so weit bebaut, wie es dazu noch lohnend scheint.

Hier ist ein sehr schwacher Punkt. Es ist nicht recht ersichtlich, warum in der „pathologischen" Gesellschaft plötzlich die Anbauungsgrenze mit einem Mal beschränkt erscheint, die in der reinen Wirthschaft als Regulator für die Gesundheit wirkte. Stellt man politische Verhältnisse in Rechnung, so begreift sich eine Stauung der Bevölkerung wohl, aber von diesen will Oppenheimer bei seiner Deduction ja nichts wissen. Er nimmt an, daß der Boden anfängt, Werth zu erhalten, sobald durch den Faktor des Großgrundeigenthums Bauern aus Orten hohen Drucks in Gegenden niederen Drucks auswandern. Nun scheint es aber gleichgiltig zu sein, welcher Art der Druck ist, ob er, wie die historische Schule annimmt, aus einer relativen Uebervölkerung entsteht oder ob er aus der Geltendmachung des Herrenrechtes entsteht, wenn nur die von diesem Druck gequälten Subjecte durch Auswanderung in nicht zu fern gelegene Gebiete sich dem Drucke entziehen können. Sperrt der Zuwachsrentner zugleich nicht die Gebiete niederen Druckes durch politische Maaßregeln, so ist nicht ersichtlich, warum seine Bauern sich ihm nicht einfach entziehen und ihn dadurch nöthigen, bessere Existenzbedingungen zu bewilligen. Nichts hat sich ja seit jener goldenen Periode, die Oppenheimer für Westdeutschland in die Jahre von 1000—1300 resp. 1370 setzt, geändert, als das Anwachsen der Bevölkerung, die es dem Großgrundbesitzer möglich macht, sich seiner Rechte, der er sich früher freiwillig begeben hatte, zu erinnern. Nach Oppenheimer's Auffassung haben die Menschen jener Periode der „reinen Wirthschaft" fast Alle das gleiche Einkommen besessen, allerdings fügt Oppenheimer hinzu „für gleiche Leistungen", stellt dann aber die Leistungen aller ländlichen Arbeit mit denen aller gewerblichen Arbeit unterschiedslos gleich, nur dem Unternehmer einen etwas höheren Gewinn, wie er bei uns dem Unterschied der qualificirten von der unqualificirten Arbeit entspricht, vorbehaltend. Er sagt ausdrücklich: „Es muß also mit leichten Pendelschwingungen um einen sich stets erhöhenden Gleichgewichtspunkt das ‚Einkommen' aller Berufe stets im Durchschnitt das gleiche sein." Nun ist aber schon die Arbeit innerhalb jedes Berufszweiges den Leistungen nach in Grade zu theilen, und eine noch größere Verschiedenheit giebt es in Bezug auf die verschiedenen Berufe. Der mit den einfachsten und niedrigsten Feldarbeiten beschäftigte Bauerknecht kann für seine Leistungen nicht dieselbe Entlohnung beanspruchen, wie der geschickte Metallarbeiter, der Steinmetz oder Holzschnitzer. Oppenheimer aber sieht das Einkommen des Bauern als Regulativ für das Einkommen Aller an. Nur diejenige Gewerbepolitik einer Regierung sieht er für gesund an, die das Einkommen Aller hebt, und zwar gleichmäßig hebt. In der „reinen Wirthschaft" steigt mit der Productivität des Ackerbaus die Gesammtproductivität. Das ist ganz richtig für einen vorwiegend ackerbauenden, dünnbevölkerten Staat, wie es Deutschland bis in unser Jahrhundert hinein war, der keinen Export von außen nöthig hat, um neben der Ackerbau- noch die Industriebevölkerung zu ernähren; aber trotzdem ist die Behauptung, daß das Einkommen des Bauern in einer gesunden volkswirthschaftlichen Entwickelung die Norm für alle anderen Einkommen (abgesehen von denen der Unternehmer) abgeben müsse, eine so ungeheuerliche und allen Beobachtungen so schnurstracks zuwiderlaufende, daß der Hinweis auf die Wirthschaftsgeschichte der drei Jahrhunderte von 1000—1380 uns keine Ueberzeugung gewähren kann. Oppenheimer sieht den Zustand, in welchem Jeder „für gleiche Leistung", d. h. für körperliche Arbeit, das gleiche Einkommen genießt, als ein erstrebenswerthes Ideal an und bekundet sich damit als Demokraten. Wenn er einzelnen Menschen, z. B. hervorragenden Technikern einen „Riesengewinn" gönnt, so ist doch zu fragen, wer denn zu beurtheilen vermag, ob dieses Gehalt gerecht bewilligt wird oder nicht, ganz abgesehen von der Inconsequenz, die für einen Demokraten darin liegt, das Princip des größtmöglichsten Einkommens der größtmöglichsten Zahl zu Gunsten einiger weniger Ausnahmen zu durchbrechen. Wenn der qualificirte Arbeiter nicht mehr für seine Arbeit erhält, als der rohste Ackerknecht, so wird der Anreiz zu den Berufen, die eine längere mühselige Lernzeit beanspruchen, nicht mehr genügen, um Lehrlinge anzulocken, es sei denn, daß ein unwiderstehlicher Drang den Einzelnen veranlasse, seine Schaffenskraft auch gegen den kärglichsten Lohn zu bethätigen. Vor Allem aber wird es dann schlecht um die Entlohnung jener Leistungen bestellt sein, die sich auch bei der größten Dehnbarkeit nicht mehr unter das Princip der Gleichheit bringen lassen, ich meine jene stillwaltende geistige Arbeit, die keinen directen technischen Fortschrittt anzugeben weiß und also auch keinen Unternehmer- oder Leitergewinn beanspruchen kann.

Digitized by Google

Es wird jetzt mit dem Wort „Ausbeutung“ ein gar nicht zu verzeihender Mißbrauch getrieben. Immer liegt ihm eine gehässige Bedeutung unter. Wenn jeder Zinsgenuß, jede Erbschaft an Capital oder Grundbesitz schon als „Ausbeutung“ verurtheilt wird, dann bleibt allerdings kein Platz für eine rein geistigen, theoretischen Studien hingegebene Wissenschaft, die nicht sofort in praktische Resultate umgesetzt werden kann, denn die „Productivität“ im wirthschaftlichen Sinne wird durch eine Lebensweise, die allen praktischen Zielen abgewendet ist, nicht erhöht. Giebt es also eine ganze Classe von Menschen, die ihr Vermögen verzehren, indem sie sich der Kunst, Literatur und Wissenschaft widmen, so wirken sie „ausbeutend“ auf alle Diejenigen, deren Productionsthätigkeit sie zum Leben bedürfen, denn sie hindern erstens die Steigerung der Production durch ihre mangelnde Arbeitskraft und verhindern zweitens die Steigerung des gleichen Einkommens Aller durch ihre Vorwegnahme von Zins und Bodenrente. Dieses rein demokratische Ideal des gleichen Einkommens Aller wirkt nicht fördernd, sondern nivellirend, und es scheint endlich einmal angezeigt, daß die feineren Menschen sich dagegen auflehnen. Wie alle Forderungen trägt es einen gesunden, berechtigten Keim in sich: die Ausmerzung des zu großen Unterschiedes der Vermögen und Arbeitseinkommen. Der Haß gegen den Capitalismus muß die Besitzenden stutzig machen über die Rechte, die ihnen ihr Besitz ganz ohne Frage verleiht. Wenn ihnen dann klar wird, daß es neben dem juristischen Recht noch ein höheres Recht giebt, welches ihnen in demselben Maaße Pflichten auferlegt, wie es ihnen Rechte zuspricht, dann hat der demokratische Ruf nach gleichem Einkommen für Alle seine richtige Wirkung ausgeübt, aber auch erschöpft. Wie es in der Natur Höhen und Niederungen giebt, wie es im menschlichen Organismus über- und untergeordnete Functionen giebt, so weist auch der sociale Organismus seine großen Verschiedenheiten auf, und es heißt das demokratische Princip überspannen, wenn man die alles nivellirende Pflugschaar des gleichen Einkommens über die Unebenheiten des socialen Terrains hinweggleiten läßt, so daß eine Furche des Ackers wie die andere in gleichmäßiger Starrheit daliegt. Nivelliren heißt niedrigmachen, heißt öde Gleichmäßigkeit an die Stelle abwechslungsreicher Frische setzen, und es gewinnt dabei nur die niedere Ebene, auf deren Niveau alles Ueberragende unbarmherzig herabgezogen wird. Albert Schäffle sagt ganz richtig: „Die relative Annäherung der unteren an die höheren Stufen der Lebenshaltung ist nur dann eine gesunde Entwickelung, wenn hiermit absolute Verbesserung der verschiedenen Lebenslagen verbunden ist; Ausgleich der Unterschiede durch Rückfall der oberen Entwickelungsgrade auf ein niedrigeres Maaß erfüllbarer Lebensansprüche — z. B. im gemeinen Communismus — ist Wiederannäherung an die armselige Gleichheit und Gleichförmigkeit der primitiven Entwickelung.“

Oppenheimer ist ein bewußter Gegner des Malthusianismus. Das Malthus'sche Gesetz, wonach die Bevölkerung stärker zunimmt als die Nahrungsmittel, ist in dieser strengen Fassung nicht haltbar. Wenn man den ganzen bewohnbaren Erdkreis als Bebauungsplan in's Auge faßt, so kann natürlich von einer absoluten Uebervölkerung vorläufig keine Rede sein. Daß aber eine örtliche Uebervölkerung statthaben und außerordentlich schädlich wirken kann, ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Es sind eben nicht immer ökonomische Gründe, die zu einer localen Uebervölkerung führen. Wir haben jetzt zu viel Angebot im Handel und in der Industrie, zu wenig in der Landwirthschaft und im Dienstbotenfach. Aber die Menschen sinken eher zum Bettler herunter, ehe sie auf das Land zurückkehren; sie ziehen ein langsames Verkommen in der Stadt dem ausreichenden Lebensunterhalt auf dem Lande vor, und in der Stadt die schwere Fabrikarbeit den leichten Diensten in den Häusern der Reichen. Nach der Auftheilung des Großgrundeigenthums an Productivgenossenschaften, wie Oppenheimer sie befürwortet und als Allheilmittel für alle sociale Schäden ansieht, würde man Mühe haben, Arbeitskräfte zu gewinnen, die sich dem Landleben wieder zuwenden möchten. Der rein ökonomische Factor der Steigerung des Einkommens ist an und für sich nicht genügend, den Bevölkerungsfluß dahin zu lenken, wo wirthschaftliche Vortheile ihrer harren. Ethische, nationale, religiöse Motive spielen auch in der Wirthschaftsgeschichte eine viel stärkere Rolle als der Wirthschaftshistoriker zugeben will, der sie der Magenfrage gegenüber viel zu sehr in den Hintergrund treten läßt. Völker, die sich der Industrie zugewendet haben, pflegen den Ackerbau zu vernachlässigen. Sie wieder zu Ackerbaustaaten zusammenschließen zu wollen, wird auch durch die in „Siedelungsgenossenschaften“ Oppenheimer's gebotenen Vortheile kaum möglich sein. Immerhin wäre ein Versuch mit Staatshülfe sehr erwünscht, schon um den mit der Centralisation verbundenen Gefahren und der Ueberfluthung unserer Ackerbaudistricte durch polnische Elemente entgegenzutreten. Wenn es gelingt, im nächsten Jahrhundert eine Menge anbaufähigen Bodens dem Ackerbau zu erschließen und einen so großen Theil der Bevölkerung dem Ackerbau zurückzugeben, daß dadurch das Gleichgewicht zwischen ländlichen und Industriearbeitern wieder hergestellt wird, dann ist für eine Gesundung unserer heimischen Zustände schon viel gewonnen. Die landwirthschaftliche Production ist an vielen Orten noch bedeutend fruchtbringender zu gestalten, wenngleich auch die intensive Bewirthschaftung des Großbetriebs nichts bis in's Unendliche zu steigern ist. Mehr Halme als Platz haben, können nicht neben einanderwachsen, und schwerer kann die Aehre nicht werden, als der Halm sie trägt. Aber schon weit unterhalb dieser Maximalgrenze geht das Wachsthum der Erträge nicht mehr proportional mit der Volksverdichtung, sondern langsamer vor sich. Industrielle Erfindungen können in's Unendliche fortschreiten, landwirthschaftliche nicht, weil sie an den beschränkten Boden gebunden sind.

Letzten Endes spitzt sich die Fragestellung, die man dem Oppenheimer'schen Buche gegenüber einzunehmen hat dahin zu, erstens: Ist eine Auftheilung des Großgrundeigenthums ausreichend, um alles wirthschaftliche Elend aus der Welt zu schaffen und einen Zustand wirthschaftlicher Gleichheit herbeizuführen?, und zweitens: Sind überhaupt rein wirthschaftliche Vorgänge ausreichend, um die ganze Entwickelung der Menschheit zu erklären?

Oppenheimer bejaht die erste Frage schlechthin, weil er an der Hand der Geschichte einen Beweis erbracht zu haben glaubt, der an Sicherheit mit dem mathematischen concurriren kann. Ja er nennt seine Deduction geradezu selbst eine mathematische, weil er übersieht, daß die Nationalökonomie eben so wenig wie die Philosophie oder Theologie eine Wissenschaft ist, der mit mathematischer Beweisführung gedient werden kann. Der Nationalökonom verfährt entweder vorwiegend historisch, d. h. er begnügt sich mit einer möglichst objectiven Darstellung vergangener und gegenwärtiger Wirthschaftszustände, oder er verfährt philosophisch, indem er die vorgefundenen Zustände benutzt, um aus ihnen „Gesetze“ abzuleiten. Aber die Mathematik hat mit beiden Verfahrungsweisen nichts zu thun. Zwar bedient sich ihrer die Hülfswissenschaft der Statistik, aber sie spielt auch da neben der rein arithmetischen Nebeneinanderstellung nur eine untergeordnete Rolle. Eben so wenig, wie man die Mathematik in der Ethik gebrauchen kann, wo die feinste mathematische Beweisführung gegenüber den unvergleichbaren Geisteskräften der menschlichen Natur versagt, eben so wenig vermag der Nationalökonom aus den so vielfach differenzirten Strömungen des Wirthschaftsgebietes „Gesetze“ abzuleiten, die so für alle Zeiten fest stehen wie die mathematischen. Die Nationalökonomie ist viel zu wenig in sich gefestigt, um sich durch das Pochen auf ihre mathematische Gesetzmäßigkeit einen Vorrang gegenüber der Ethik anzumaßen und sich in dieser

Digitized by Google

Beziehung mit den „exacten" Naturwissenschaften auf einen Boden zu stellen. Wo sie über die rein geschichtliche Darstellung hinausgeht und sich in Deductionen verliert, kommt sie leicht in ein mehr oder weniger geistreiches Spielen mit den von ihr aufgestellten „Gesetzen", in deren Prokrustesbett alles Bestehende und Vergangene hineingepreßt wird.

Natürlich will Oppenheimer auch die Geschichtsauffassung reformiren. In dem Schlußwort seine Buches sagt er: „Alle politischen Massenbewegungen lassen sich auf wirthschaftliche reduciren. Das eigentliche Wesen jeder politischen Herrschaft ist Ausbeutung." Oppenheimer spricht zwar gelegentlich von Massensuggestionen religiöser Natur und nationalistischen und dynastischen Massenüberzeugungen, aber sie scheinen ihm den wirthschaftlichen Motiven gegenüber nicht von Bedeutung zu sein. Der demokratische Zug des Massenpsychologen, der in allen geschichtlichen Ereignissen nur den Ausdruck der Massenpsyche wittert, bricht überall durch. Gegen Marx polemisirt er deßwegen, weil dieser den Stand der Production allein als weltbewegende Kraft ansieht, während er selbst der Distribution die stärkste Rolle unter den Kräften, welche die Menschenmassen in Bewegung setzen, zuertheilt. Er versteht aber unter Distribution nicht jene ökonomische Thätigkeit, welche die Waare vom Producenten zum Consumenten überführt, die er vielmehr mit zur Production rechnet, sondern jene allgemeine Entwickelung der Volkswirthschaft, wonach Jeder durchschnittlich das gleiche Einkommen hat und dem Verkäufer an dem Sinken des Preises seiner Waare im allgemeinen Interesse ebenso gelegen ist wie jetzt dem Käufer. In der „reinen Wirthschaft" verhielt es sich so, daß Jeder Nutzen davon hatte, wenn der Preis einer Waare fiel, weil damit die allgemeine Kaufkraft sich erhöhte, und da dieser Zustand herbeigeführt wurde und bestanden hat, weil und so lange das Großgrundeigenthum latent war, so bejaht Oppenheimer auch die zweite Frage frischweg, denn der historische Beweis behält für ihn auch unter den ganz veränderten Bedingungen der Gegenwart seine volle Ueberzeugungskraft. Wie Marx den Capitalismus, so macht Oppenheimer einzig und allein den Großgrundbesitz haftbar für alle Hemnisse einer gesunden volkswirthschaftlichen Entwickelung. Er ist nicht der Erste. Seitdem Stamm die „Erlösung der darbenden Menschheit" von der Befreiung von der Bodenrente abhängig gemacht hat, ist die Forderung der Aufhebung des Privatgrundbesitzes in der verschiedensten Form immer wieder erhoben, und Oppenheimer bildet nur den Abschluß einer Reihe von ähnlich denkenden Forschern. Aber so wenig wie es Stamm, Carey, George, Flürscheim gelungen ist, die Welt zu ihren Ansichten zu bekehren, so wenig wird es dem jüngsten beredten Vertreter des Antigrundbesitzes möglich sein, eine neue Aera der Volkswirthschaftslehre mit seinem Buch zu inauguriren, einfach aus dem Grunde, weil er die Relativität aller Beziehungen verkannt und eine absolute Wahrheit bieten will, wo nur eine relative, nämlich die, daß der Großgrundbesitz unter gewissen Umständen schädlich sei, zu finden ist. Aus dieser relativen Wahrheit kann eine fruchtbringende Discussion über die Mittel und Wege der Abhülfe entspringen, aber keine Forderung, die, wenn sie erfüllt würde, alle socialen Schäden ein für alle Mal aus der Welt schaffte. Die Menschheit steht nicht so nahe vor den Thoren des Paradieses, wie Oppenheimer meint, und der Wächter mit dem feurigen Schwerte, der den Eingang verbietet, heißt nicht Großgrundeigenthum, sondern Menschennatur, und so lange dieser Gegner nicht von ganz anderen als ökonomischen Erwägungen bekämpft wird, so lange wird das Paradies auch verschlossen bleiben.

A. v. H.

Unterseebootflotten.

Von Franz Eissenhardt.

Sechs Unterseeboote nimmt Frankreich nach seinem neusten, soeben veröffentlichten Schiffsbauprogramm im Jahre 1899 in Angriff. Das ist ein überraschendes Ereigniß und verdient große Beachtung. Bisher hatten sich alle Nationen mit der Construction eines, höchstens zweier Boote gleichen Typs begnügt, man war nicht aus dem Experimentiren herausgekommen und den Erfolgen konnte man mit einigem Recht um so zweifelnder gegenüberstehen, je glänzender sie geschildert wurden. Von all' den zahllosen Unterseebooten in neuerer Zeit hat thatsächlich kein einziges auch nur versucht, etwas zu leisten wenn es darauf ankam, und nach den Lobeshymnen, die man ihnen allen gesungen hat, mußte man geradezu Verblüffendes von ihnen erwarten. Die Türkei sowohl wie Griechenland besaßen zwei Norderfeldt-Unterseeboote, von denen namentlich erstere am Goldenen Horn Übungen gemacht hatten, die wahre Begeisterung erregten. Aber weder die Griechen noch die Türken stellten sie während des Krieges überhaupt in Dienst, trotzdem man doch eigentlich bei dem Stande der beiderseitigen Finanzen die Beschaffung solcher, keineswegs billigen, Fahrzeuge zu motiviren hätte versuchen können. — Als der Spanier Peral das nach ihm benannte Fahrzeug Anfang dieses Jahrzehntes bei Cadiz einer ungeheueren Menschenmenge vorführte, brach frenetischer Jubel aus, und man beabsichtigte nichts Geringeres, als mit einigen Dutzend „Perals" alle Feinde Spaniens zur See auf den Meeresboden zu befördern. Ein zweiter „Peral" wurde zwar nicht gebaut, und sein Constructeur ist im Mai 1895 zu Berlin vergessen gestorben, aber sein Unterseebot ist noch da, und es lag nichts im Wege, dasselbe auf einem der Schiffe der Flotte des Admiral Cervera nach Santiago de Cuba zu senden. Es hätte da sehr gute Gelegenheit gehabt, seine Furchtbarkeit an der amerikanischen Blokadeflotte zu zeigen, ja es ist sogar anzunehmen, daß das Gerücht von seiner bloßen Anwesenheit dort die Amerikaner höchst unangenehm berührt hätte, denn ihr Vorgehen gegen die alten, mit vorsintfluthlichen Geschützen armirten Werke wie gegen die miserable, nicht functionirende Minensperre zeigte durchaus nicht den von ihnen sich selbst angedichteten Heldenmuth. — Und erst die Amerikaner! — Die haben zahlreiche Unterseeboote, wenn auch ihr staatlich gebautes, der „Plunger," mit einem Male nicht fertig werden will. Jetzt, Dezember 1898, soll er 85 Prozent fertig sein. Ende Juni hatte man ihn auf 72 Prozent gebracht, aber am 7. August 1897 war er bereits auf den Columbian Iron Works vom Stapel gelaufen und schon vor dem Kriege, schon 1897, hat er Uebungen gemacht, wobei er statt der erwarteten 16 Meilen an der Oberfläche nicht über fünf gekommen sein soll. Nichtsdestoweniger schrieb man schon von seinen großartigen Erfolgen, wobei einem seiner Verehrer noch ein kleines Malheur passirte, er schrieb wörtlich: „Ebenso wie die Erbauung des ersten Panzerschiffes im amerikanischen Secessionskriege, ist auch die Erbauung des ersten Unterseebootes ein Verdienst der Amerikaner." O nein, dieses Verdienst haben sie nicht, denn das erste Panzerschiff, die französische Fregatte, „la Gloire," allen späteren Amerikanern weit überlegen, lief 1858 ab, als es noch keinen Secessionskrieg gab; der Engländer „Warrior", schon 9200 t groß, 1860 ꝛc.; „Monitor" stammt erst von 1862. Vor dem Amerikaner Brußnell 1777 hatte 1774 der Engländer Day ein Unterwasserboot construirt, und bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts führte Drebbel dem König Jakob I. ein Tiefseeboot auf der Themse vor, natürlich ohne Dampf, den Brußnell auch nicht hatte. Wenn man nun aber auch auf die Thätigkeit des „Plunger" verzichtete, die sich sehr vortheilhaft darin gezeigt haben würde, wenn er die gefürchteten Minen in der Einfahrt der Bai von Santiago beseitigt hätte, so waren noch andere amerikanische Unterse-

Digitized by Google

boote vorhanden, die zeigen konnten, was sie waren und als was man sie gerühmt. Da war der erst Mitte der achtziger Jahre vom „Professor" Tuck construirte „Peacemaker" mit Dampfmaschinen und Natronkessel, der bei den Proben in New-York in 12,2 m Tiefe eine halbe Meile (à 1852 m) in sieben Minuten zurücklegte, unter zwei Dampfern hinwegging und einem Remorqueur sich bis auf drei Meter näherte. Dieses Fahrzeug hätte Cervera's Schiffe vor Santiago vernichtet, denn es führte zwei Torpedos, die sich magnetisch an den Rumpf des feindlichen Schiffes anzuklammern hatten. Weiterhin konnte man den „Detroit," construirt von Baker, gebrauchen. Auch er war ja mit „Erfolg" bereits lange geprobt, lief unter Wasser zehn (!) Meilen und brauchte nur drei Mann Besatzung, auch hatte er drei Stunden ununterbrochen unter der Oberfläche zugebracht. Das geschah im Jahre 1892, und es muß Verwunderung erregen, wie man sich die Dienste eines so fürtrefflichen Kriegsmittels hat entgehen lassen. Endlich hat noch Herr Raddatz aus Oschkosk, Wisconsin, mit dem nach ihm benannten Fahrzeug am 21. Juni 1897 eine Fahrt auf dem Foxriver und weitere Proben mit verblüffendem Ergebniß im Michigan-See gemacht. Es war somit kein Mangel an Unterseebooten in Amerika, die gerade in diesem Kriege vor Havanna und Santiago ein reiches Feld der Thätigkeit gehabt hätten. Man hat absolut nichts von ihnen gehört, ihre Existenz wurde überhaupt nicht erwähnt, und so wirken diese Thatsachen eigentlich nicht besonders ermunternd für die Inangriffnahme von neuen Unterseebooten.

Auch Frankreich kann bisher nicht gerade stolz auf die Erfolge der seinigen sein, denn wenn auch versichert wird, „Gymnote", das erste von Goubet construirte, das 1888 ablief, tauche sicher, so ist es klein, 30 Tonnen, hat nur zwei Mann Besatzung, und man weiß nicht recht, wozu es eigentlich taugt. Das drauf gebaute, Anfangs „la Siréne", dann „Gustave Zédé" genannt, nach Plänen von Zédé, ist groß, es verdrängt unter Wasser 266 Tonnen, lief 1893 ab, hat, wie man trotz aller Verschwiegenheit hörte, viel Unglück gehabt, auch durch Explosionen und liegt meist friedlich oder in Reparatur in einem der Touloner Docks. Das dritte Boot, „Morse", nach Plänen von Romanzotti, wurde Mitte 1892 zu Cherbourgh begonnen. Daß man seinen Bau sistirte und seine Fertigstellung noch 1896 als „unbestimmt" angab, zeigt Unsicherheit. Das Bauprogramm für 1899 führt es für dasselbe Jahr als fertig zu stellen auf. In der That werden die Arbeiten eifrig und unter fester Absperrung betrieben. Da schrieb — wenn ich nicht irre 1895 — die französische Marinebehörde eine Concurrenz mit Preisen für Unterseeboote aus, und 1897 erfolgte die Entscheidung. Es hatten sich an dem Wettbewerb nicht weniger als 45 Persönlichkeiten, darunter neun Offiziere, betheiligt. Obgleich aber der Wettbewerb nur für Franzosen existirte, erhielt doch der Russe Drzewiecki einen zweiten Preis (der erste wurde nicht vergeben) für einen Torpedo-Lancirapparat; einen Preis in gleicher Höhe Labeuf. Dieses sind die Constructeure des neuesten im Bau befindlichen Unterseebootes, des „Narval", des Musterfahrzeugs für die sechs Anfangs erwähnten. Labeuf liefert die Pläne, Drzewiecki den Lancierapparat, der sich bei Uebungen, die der Kreuzer „Surcouf" schon 1894 mit ihm vorgenommen, bewährt hat. —

Von „Narval" und also auch von seinen Schwestern, ist ziemlich viel bekannt. Ob die Angaben ganz richtig sind, ist, wie bei solchen Objecten natürlich, mit Bestimmtheit nicht zu behaupten. Das Fahrzeug ist 34 Meter lang, 3,6 Meter breit und wird unter Wasser 106 Tonnen verdrängen, ist also um 60 Tonnen kleiner als „Gustave Zédé" und etwas größer als „Morse". Es soll im Allgemeinen die Form eines Torpedobootes erhalten, bekommt zwei Abtheilungen für Wasserballast, die durch Dampfeinlassen geleert werden können, ferner ein Luftreservoir, Teleskopschornstein und Commandothurm mit Aussichtsschacht; Horizontal- und Verticalsteuerung. Im Nothfalle kann der Aufstieg durch Fallenlassen entsprechend schwerer Gewichte bewirkt werden. Als Treibmittel dienen Dampf und Accumulatoren. Von Letzteren sind 150 Stück vorhanden, und man will unter der Oberfläche ein Maximum von acht Meilen Fahrt erreichen, sowie einen Actionsradius von 25 Meilen bei 5 Meilen stündlich; über Wasser aber 252 Meilen bei acht Meilen stündlich, 70 Meilen bei 12 Meilen in der Stunde. „Narval" wird in Cherbourg gebaut. Der Drzewieckische Lancirapparat, auf den Booten in vier Exemplaren vertreten, hält den Torpedo mittelst eigenartig geformter Klauen in einem horizontalen Rahmen, der um eine im Boote befindliche vertikale Achse drehbar ist. In Ruhe liegt der Rahmen längs der Bootswand. Bei der Lancirung der Torpedos sollen Initialabweichungen wohl vorhanden sein, aber so regelmäßig, daß sie sich in Berechnung ziehen lassen. Da „Narval" bereits 1900 fertig sein soll, darf man auf den Ausfall seiner Leistungen ja nicht allzu lange warten. Man scheint sehr sicher in Frankreich zu sein, sonst hätte man nicht eine so große Zahl Boote auf einmal in das Bauprogramm eingestellt. Die Zeit wird es lehren. Ob man diese Unterseeboote zu mehreren operiren lassen will, oder sie einzeln zu verwenden gedenkt, darüber verlautet zwar nichts, aber jedenfalls wird man sie nicht geschwaderweise aussenden. Ich möchte zu der Ansicht neigen, daß man beabsichtigt, jedem Kriegshafen, auch den kleineren, mindestens ein solches Boot zuzutheilen, nicht als ob man von ihm große Leistungen direkt erwartete, sondern weil man stark auf indirekte hofft; vielleicht mit Recht. Der Krieg gegen Spanien hat gezeigt, wie Kanonendonner ohne Treffer und die Sage von einer guten Minensperre einen weit überlegenen Gegner vorsichtig machen. Die, wenn auch nur sagenhafte, Anwesenheit einiger Unterseeboote wird nicht ohne moralischen Eindruck auf einen blokirenden Gegner sein, der sich verstärkt, wenn durch irgend welche Manöver angebliche Erfolge erzielt sind. Schon durch diesen Eindruck, der zu erhöhter Wachsamkeit, zu besonderen Manövern und dadurch zu erhöhter Nervosität führen muß, hätte die Beschaffung verhältnißmäßig zahlreicher Unterseeboote sehr wohl einen Zweck. Nur ein Punkt ist zu bedenken: Falls wirklich ein bedeutender Fortschritt anderswo auf diesem Gebiete zu verzeichnen ist, folgen die anderen Nationen sofort, wenn es in ihrem Interesse liegt, und so geheimnißvoll derartige Sachen auch betrieben werden mögen, Geheimniß bleiben sie doch nicht. Namentlich Frankreich hat schon mehrfach die Erfahrung machen müssen, daß wenn, halb fertig, es seinen stolzen Ruf erschallen ließ, andere Nationen schon ganz fertig waren. Ein Umschwung im Seekriegswesen wird durch die Unterseeboote ebensowenig bewirkt werden wie bisher und wie durch Dynamitgeschütze, Dynamitkreuzer und ähnliche Neuerungen.

Deutschland hat sozusagen keine Unterseebootfrage. Ein großer Theil unserer Küsten ist nicht derartig beschaffen, um dieser schwierigen Waffe hohe Bedeutung zu geben, die ihr vielleicht einmal zukommt, die aber hauptsächlich wohl in der Vertheidigung liegen dürfte. Als Offensivwaffe in der Hand der Blockadeflotten das Unterseeboot zu gebrauchen, wird Deutschland vor der Hand kaum Gelegenheit haben. Gegenwärtig wird auf den Howaldwerken bei Kiel ein Unterseeboot gebaut, mit dem sich ein großer Theil der Presse beschäftigt. Es soll Cigarrenform haben, drei Mann Besatzung aufnehmen können und sonst die üblichen Einrichtungen dieser Fahrzeuge aufweisen. Neues ist nicht zu entdecken. Dieses Boot soll aber — den Nachrichten zu Folge — für die „Regierung" gebaut werden und zwar von einer „Berliner Firma". Es ist das eine „Ente", denn das deutsche Marineministerium braucht keine Firmen, die für dasselbe Versuchsfahrzeuge bauen, und die Nachricht schmeckt sehr nach Reclame für die

Digitized by Google

Berliner Firma. Die vormalige preußische Marine hatte bereits einen Erfinder für Unterseeboote, den Unteroffizier Bauer 1847. Das Bauer'sche Unterseeboot wurde 1865 in Kiel geprüft, nachdem sein Bau zu Stettin sehr geheimnißvoll betrieben wurde. Es sank mit seinen Insassen bei Kiel und ist erst vor einigen Jahren daselbst gehoben worden.

England, Deutschland, Rußland, Japan und — wie gezeigt — auch die Vereinigten Staaten halten wenig von den Unterseebooten in der Praxis; Italiens „Delphino", „Pullino", „Balsamello" und die famose Taucherkugel von Corzetto ruhen ebenso friedlich in irgend welchen Winkeln der Docks, wie vielleicht noch die „Erfindungen" dieser Art von M. Seymour in Sidney 1894; — des Dänen Hooyaad 1888; — des Portugiesen Don Fontes Pereira de Mello 1891, sowie vieler Anderer und, um noch einige Amerikaner zu erwähnen, von Mstr. Davis vom College zu Farnbourought, Hampsire und Mstr. Haight zu New Haven, Connecticut, welche beiden letzten sogar Deutsche Reichspatente genommen haben, nämlich Nr. 12395 und Nr. 28178. Auch sie sind spurlos verschwunden und den acht neuen Franzosen wird wohl auch ein beschauliches Dasein blühen. Endlich sei noch eine Unterseeboot-Ente verzeichnet: „In der Höhe von Danzig und Kiel werden Versuche mit Unterseebooten seit mehreren Jahren angestellt, dieselben (!) sind übrigens größer als der „Nautilus" Englands und der „Gymnote" Frankreichs". Das war 1892. Gemeint sind nicht Unterseeboote, sondern einfach — Torpedoboote. Frankreich hat uns 1891 schon sechs angedichtet.

Vom Ursprung des Menschen.

Von Professor Ludwig Büchner.

Die Frage nach dem Ursprung des Menschen oder „die Frage aller Fragen", wie sie der berühmte englische Anatom Huxley genannt hat, kann nicht auf dem Wege metaphysischer und mystischer Speculation und ohne Kenntniß naturwissenschaftlicher Thatsachen, sondern nur auf dem Wege biologischer und zoologischer Forschung gelöst werden. Diese Lösung, welche eine hinter uns liegende Zeit für positiv unmöglich hielt, ist, wie uns der berühmte Nachfolger Darwin's, Prof. Ernst Häckel in Jena in einem soeben erschienenen Schriftchen über unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen (Bonn, Strauß) lehrt, durch die wissenschaftliche Forschung der Gegenwart gefunden worden. Drei große wissenschaftliche Urkunden sind es, bei denen man sich über dieselbe Raths zu erholen hat; es sind die Wissenschaften der Paläontologie oder Vorwesenkunde, der vergleichenden Anatomie und der Ontologie oder Wesenskunde.

Zunächst hat die vergleichende Anatomie der Gegenwart die alte Primaten-Ordnung Linné's, in welcher er Affen, Halbaffen und den Menschen unterbrachte, und welche unberechtigter Weise zu Gunsten der Blumenbach'schen Eintheilung verlassen worden war, wieder hergestellt und die innere anatomische Einheit des Primatenstammes nachgewiesen. Die phyletische oder Stammeseinheit des Primatenstammes, vom ältesten Lemuren oder Halbaffen bis zum Menschen hinauf ist nach Häckel eine historische Thatsache. Alle sogenannten Herrenthiere, Halbaffen und Affen mit Inbegriff des Menschen, stammen von einer gemeinsamen, ursprünglichen Stammform ab, welche man Archiprimas nennen kann. Was dabei speciell den Menschen betrifft, so stammt derselbe von einer Reihe ausgestorbener Ost-Affen oder Katarrhinen (schmalnasige Affen) ab, welche eine natürliche, einstammige Gruppe bilden und ihrerseits wieder direct oder indirect von einem Zweige der Halbaffen abzuleiten sind. „Unsere gesammte Ernährung, Verdauung und Kreislauf, Athmung und Stoffwechsel werden durch dieselben physikalischen und chemischen Processe bewirkt, wie bei den sogenannten Menschen- oder menschenähnlichen Affen (Gorilla, Chimpanse, Orang-Utang und Gibbon). Unsere Sinnesthätigkeit erfolgt nach denselben physikalischen und chemischen Gesetzen. Die Mechanik unseres Knochengerüstes, die Bewegungen, welche unsere Muskeln mittelst dieses Hebelapparats ausführen, sind nicht von denjenigen der Menschenaffen verschieden. Der oft als auszeichnendes Merkmal der Menschlichkeit aufgeführte aufrechte Gang wird zeitweise auch von den Letzteren, vornehmlich gern vom Gibbon, angenommen." Nicht anders verhält es sich mit der menschlichen Sprache und Seelenthätigkeit; die Uebergänge und Zwischenstufen sind hier überall leicht nachzuweisen. Auch bestätigt eine unbefangene kritische Vergleichung das Huxley'sche Gesetz, daß die Unterschiede der körperlichen und geistigen Bildung zwischen dem Menschen und den ihm zunächst stehenden Menschenaffen geringer sind, als die entsprechenden Unterschiede zwischen den Menschenaffen und den niedrigsten Affen. Der höchst verwickelte Gehirnbau des Menschen findet sich bereits vollständig vorgebildet in dem Affengehirn und hat sich allmälig aus derselben einfachen embryonalen Anlage entwickelt, wie bei allen übrigen Wirbelthieren. Bewußtsein und die höheren Seelenthätigkeiten werden bei dem Menschen durch dieselben physikalischen und chemischen Vorgänge im Gehirn vermittelt, wie bei allen übrigen Säugethieren. Ebenso verhält es sich mit den geistigen Erkrankungen bei Mensch und Thier. Zudem ist der gewaltige Abstand zwischen dem Seelenleben der höchsten und dem der niedrigsten Vertreter des Menschengeschlechts (Weddas, Akkas, Australneger u. s. w.), weit größer, als derjenige zwischen den letzteren und den Menschenaffen. Die Psychologie oder Seelenlehre, wie sie heutzutage noch in den meisten Lehrbüchern und auf den meisten akademischen Lehrstühlen vorgetragen wird, ist nicht wahre empirische Seelenkunde, sondern vielmehr eine aus einseitiger Selbstbeobachtung und aus speculativen Verirrungen zusammengesetzte phantastische Metaphysik ohne Rücksichtnahme auf Anatomie, Physiologie und Experimental-Psychologie. Die neue Entdeckung der vier großen Denkheerde oder Associations-Centren oder wahren Denkorgane im Gehirn durch Prof. Flechsig als der einzigen realen Werkzeuge unseres Geisteslebens macht den ganzen irreführenden dualistischen Anschauungen, welche über die Entstehung des psychologischen Central-Mysteriums noch allgemein verbreitet sind, sowie dem Dogma von der Unsterblichkeit der Menschenseele, ein Ende.

Was die zweite große wissenschaftliche Urkunde oder die Paläontologie betrifft, so haben wir hier endlich die Entdeckung des sogenannten missing link oder verbindenden Zwischengliedes, auf dessen Fehlen die Gegner der natürlichen Abstammung des Menschen sich fortwährend beriefen und noch berufen, zu verzeichnen. Es ist der Pithecantropus erectus, dessen spärliche Ueberreste Dr. E. Dubois in Java aufgefunden und einer wissenschaftlichen Begutachtung von zwölf Sachverständigen unterworfen hat, von denen drei erklärten, daß die Knochen einem Menschen, drei, daß sie einem Affen, und sechs, daß sie einer ausgestorbenen Uebergangsform zwischen Mensch und Affe angehörten. Alle sehr subtilen Einwendungen, welche Professor Virchow in seiner hartnäckigen Feindschaft gegen die Descendenztheorie auch gegen diese Entdeckung erhob, sind als vollständig gescheitert zu betrachten. Auch ist ganz neuerdings von Forsyth Major auf der Insel Madagaskar ein riesiger fossiler Halbaffe, welcher der menschlichen Statur sehr nahe kam, entdeckt worden — eine Entdeckung, welche deßhalb besonders wichtig erscheint, weil sich die Genealogie des Menschentypus höchst wahrscheinlich mehr auf denjenigen der Halbaffen, als der eigentlichen Menschenaffen zurückführen läßt. Ueberhaupt haben sich die Entdeckungen von Resten zahlreicher ausgestorbener Primaten aus der Tertiärzeit in der letzten Zeit derart gehäuft, daß man mit Häckel sagen

Digitized by Google

kann: „Die allgemeinen Grundzüge des Primaten-Stammbaumes von den ältesten eocänen Halbaffen bis zum Menschen hinauf liegen innerhalb der Tertiärzeit klar vor unseren Augen; da giebt es kein wesentliches ‚fehlendes Glied' mehr." — „Die Abstammung des Menschen von einer ausgestorbenen tertiären Primaten-Kette ist heute keine vage Hypothese mehr, sondern eine historische Thatsache." Natürlich läßt sich diese Thatsache nicht im Sinne der sogenannten „exacten" Schule durch Aufzeigen jeder einzelnen, im Laufe von mehr als hundert Jahrmillionen dagewesenen Uebergangsform nachweisen aber dasselbe gilt von allen anderen historischen Thatsachen.

Auch die historische Aufeinanderfolge der Hauptstufen des gesammten Wirbelthierstammes durch die lange Reihe vorhergegangener Erdperioden hindurch ist trotz einzelner Lücken durch die neuere Forschung über jeden Zweifel hinaus festgestellt; „und dieser Gewinn ist für die Erkenntniß unseres menschlichen Stammbaums viel wichtiger, als wenn es gelungen wäre, in hundert fossilen Skeletten von Affen und Halbaffen die ganze Serie unserer tertiären Primaten-Ahnen uns vollständig im Zusammenhang vor Augen zu führen."

Am Schlusse seines schönen Schriftchens wirft Häckel einen Blick auf die von Weißmann und seiner Schule geleugnete progressive Vererbung, ohne welche ein stetiger Fortschritt des menschlichen Geschlechts zu höheren Entwickelungsstufen als undenkbar angesehen werden müßte. „Wenn man", sagt Häckel, „die progressive Vererbung leugnet, dann flüchtet man zum Mysticismus, und dann ist es besser, die mysteriöse Schöpfung der einzelnen Arten anzunehmen. Gerade die Anthropogenesis liefert dafür unzählige Beweise."

Die Entwickelungslehre in ihrer heutigen Fassung wird nach Häckel's fester Ueberzeugung von der Wissenschaft des kommenden Jahrhunderts als die bedeutungsvollste Geistesthat unserer Zeit gefeiert werden. Die leuchtenden Strahlen dieser Sonne haben nach ihm die schweren Wolken jener Unwissenheit und jenes Aberglaubens zerstreut, welche bisher über das Wichtigste aller Erkenntnißprobleme oder über die Frage nach dem Ursprung des Menschen und seiner Stellung in der Gesammtnatur undurchdringliches Dunkel verbreiteten.

Literatur und Kunst.

Maeterlinck als Dichter und Denker.

Von Arthur Goldschmidt.

Maeterlinck, der belgische Magus, der, ebenso viel bewundert und gescholten, wie wenig verstanden, von den Einen für das Irrenhaus reif erklärt, von den Andern zum „belgischen Shakespeare" erhoben wird, ist von der einsamen Höhe der Mystik in das Thal des Lebens hinabgestiegen. Zwar, könnte man mit Kleist's selbst etwas mysteriösem „Prinzen von Homburg" sagen, eine Sonne scheint auch dort, und über buntere Felder noch als hier — nur schade, daß es kein congeniales Organ giebt, das diese Herrlichkeit erblicken kann. Der Augenblick, wo es ihn fröstelte auf der einsamen Höhe, mußte früher oder später kommen, denn Maeterlinck ist im Grunde seiner Natur „ein Genius mit offenen Armen"; er liebt die Menschen. In dem poetisch mystischen Trésor des Humbles sagt er einmal resignirt in Bezug auf die Mystik: „es ist nicht möglich von diesen Dingen zu reden, weil man zu allein steht". Da der Berg nicht zu dem Propheten kam, ist der Prophet zu dem Berge gekommen. Sein neues Werk „La Sagesse et la Destinée" wendet sich an Alle; es ist eine tiefsinnige Abhandlung über die Lebenskunst — völlig unmystisch, in gewissem Sinne antimystisch geschrieben. Aus dem mystischen Saulus ist nicht etwa urplötzlich ein materialistischer Paulus geworden; die Entwickelungen von Naturen, die Tiefe in sich haben, vollziehen sich langsam und ohne Sprünge, und wohin man auch gelangen mag, es ist niemals gleichgültig, woher man kommt. Maeterlinck's Entwickelung hat sich in aufsteigender Linie bewegt; das ist in unseren traurigen Zeitläuften, wo die finstere fin de siècle-Reaction über so glänzende moderne Geister wie Huysmans und Strindberg Macht gewonnen hat, eine höchst erfreuliche Erscheinung und mehr als das, ein Ereigniß von hoher symptomatischer Bedeutung. Maeterlinck hat mit gefährlichen Mächten genial gespielt, aber er ist ihrer Herr geblieben. Auf merkwürdigen Zickzackwegen ist er, über Mystik und Pessimismus hinweg, zu seinem jetzigen Standort gelangt. Le Trésor des Humbles, eine Reihe von wahrhaften Essaydichtungen über Mystik und Mystiker, ist das mystische Schwesterwerk seines neuen Werkes; weise, tiefsinnig trotz allem Occultismus, enthält es in gewissem Umfange schon eine Antecipation von La Sagesse. Die Poesie der stummen Seele mit ihrem unendlichen Hintergrund intuitiver Unbewußtheit hat er mit wunderbarer Spürkraft ausgeschöpft; sie ist ihm die unsichtbare Gottheit, die schweigend, mit mystischer Hellsichtigkeit und göttlicher Ahnungsfülle, durch das Leben schreitet, dem Vergänglichen, das nur ein Gleichniß ist, Bedeutung gebend, dem Ringen in der Tiefe den Sinn der Höhe kündend. Als Dichter, dem es natürlich ist, in Bildern zu denken, fühlte er sich zu der Mystik hingezogen. Phantasietrunken hat er sich in ihren Irrgarten verloren. Die poetischen Symbole werden zu occultistischen Realitäten, erstarren zu sphynxhaften Gebilden von mysteriöser Schönheit, die aber etwas zu Erdenfremdes hat, um uns in ihren Bann zu ziehen. Er geht, den Spuren mystischer Tradition folgend, über die „einfache" Seele hinaus; einer anderen Seele, fern am Horizonte unseres Wesens, entgegen — der „transscendentalen Seele". Er vergleicht sie mit der Seite des Mondes, die die Menschen seit dem Bestehen der Welt noch nicht erblickt haben. Die uns bekannte Seele ist nicht interessant — die wahrhaft, allein interessante Seele ist uns nicht bekannt — das ist das mystische Dilemma des Lebens. Wir sind ein ewiges, zwischen zwei Seelenwelten traumhaft schwebendes Mysterium. „Wir sind Planeten einer unbekannten Sonne... leben nur nach unserem transscendentalen Wesen und haben doch kein Verhältniß zu ihm... Unser wahres und unwandelbares Leben spielt sich 1000 Meilen von der Liebe und hunderttausend Meilen vom Stolze ab. Wir besitzen ein tieferes und unerschöpflicheres Ich, als das Ich der Leidenschaften und der reinen Vernunft... Wann werden wir werden, was wir sind?" Frauen und Kinder stehen dem Occulten, dem mystischen Sinn der Erde mit ihrem Instinct noch am nächsten. Man möchte sagen, er sei ein Mystiker aus Menschenliebe. Das Ich faßt er als trügerischen Schleier der Maja auf, hinter dem, in der Idealität des transscendentalen Ich, eine lächelnde gütige Göttin thront.

Maeterlinck ist ein Dichter der Daseinsmystik, nicht eigentlich ein „mystischer" Dichter. Aber trotzdem — merkwürdigere Dramen als die seinen sind nie gedichtet worden! Er stellt mit brüderlicher Sympathie und feierlicher Ergriffenheit den Menschen als mystisches anonymes Weltwesen in seinem allgemeinen und allgemeinsten Weltschicksal dar. Sein Blick ruht träumerisch auf dem Urwunder, dem Erstaunlichen der bloßen Thatsache, zu leben. Allmälig sind seine Tragödien stiller und stiller geworden, es sind bange Dialoge des Menschen mit sich selbst und der ewig stummen Schöpfung; reine Weltschmerzdichtungen. Am Ausgange der Maeterlinck'schen Dramen steht der Tod als finsterer Henker; an der Pforte von La Sagesse steht das Leben, als lichte Göttin, in deren Augen sich alle Seligkeit der Welt spiegelt, „die mysteriöse Freude, die das Universum empfindet, zu existiren". La Sagesse et la Destinée verkündet das Evangelium des Lebens, desselben Daseins angeschaut „du côté des sourires", nicht mehr du côté des larmes. Will man über das Buch spotten,

Digitized by Google

so kann man es als einen moralischen Nürnberger Trichter bezeichnen. Aber braucht denn die Menschheit diesen Nürnberger Trichter etwa nicht? Braucht sie irgend etwas nöthiger als die Wissenschaft vom Glück? La Sagesse ist in dem Geiste eines pädagogischen Optimismus geschrieben; der Verfasser hält es mit der Idee, daß nichts moralisch heilsamer sei, als die Welt, in der man nun einmal leben muß, als die beste aller Welten zu betrachten oder sie sich wenigstens als solche zu suggeriren. Maeterlinck selbst hat früher einmal gesagt, daß es nichts Entmuthigenderes gäbe als vorsätzlichen Optimismus. Mehr als einmal übt auch sein Optimismus, so tief er ihn auch begründet, diese Wirkung aus. Trotzdem ist sein Werk ein großartiges, poetisches Document humain für den Optimismus. Dessen ewigen Erbfeind, den Pessimismus, führt er einfach und sicher ab. Es wird ihm nicht schwer zu zeigen, daß das Leben auf einem unverwüstlichen Optimismus, auf der Magik der „schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens" beruht; daß der Pessimismus nur eine Philosophie ist, deren consequenteste Denker das Leben nur im Princip verneinen, und der Optimismus die Realität, das allgemeine Weiterleben, für sich hat. Zwar athmet man auch auf dem Gipfel des Pessimismus Höhenluft; fern von ihm liegt, was Alle bändigt — aber hinter ihm, in wesenlosem Scheine, liegt auch, was Viele befreit: das Glück und die Weisheit des Glücks, die von höherer Qualität ist, als die des Unglücks. Denn Alle, die das Glück kennen, kennen auch das Unglück — nicht aber umgekehrt. Er vergleicht den Menschen, der nicht glücklich gewesen, mit einem Reisenden, der immer nur zur Nachtzeit gereist wäre. Der Pessimismus ist mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Maeterlinck bekennt sich zu dem tiefen Goethe'schen Wort, das eine ganze Weltanschauung in sich birgt: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr." Die Schöpfung ist ihm nicht mehr, wie in seiner weltschmerzlich düsteren Dramatik, ein böses, feindliches, gespenstisches Princip, sondern die große Mutter, zu der der Mensch im Verhältnis ewiger Kindschaft steht; es handelt sich darum, das Gesetz der Dinge zu begreifen und sich mit kosmischer Ehrfurcht zu erfüllen. Nachdem der Mensch die Nothwendigkeit in seinen Willen aufgenommen hat, ist er frei. Maeterlinck hat sich weit, sehr weit entfernt von seiner poetischen Darstellung des Daseins als Somnambulismus; er stützt sich jetzt gerade auf die Willensfreiheit des Menschen und gelangt zu dem Wahlspruch: Bewußt sein ist Alles. Bewußtheit, die aus den Tiefen der Seele aufsteigt und sich in ihre Höhen verliert, adelt das Ich; Bewußtsein in Action heiligt das Leben der Menschen untereinander. In dieser helläugigen Bewußtheit liegt ein gutes Stück der socialen Frage. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt er sie bei Seite; er betrachtet sein Buch, in seiner tiefsten Consequenz genommen, wohl als eine Art Lösung von innen. Er geht von einer sehr idealen Voraussetzung aus, nämlich von der Sokratischen Auffassung, daß Tugend Wissen sei; er nimmt die Idealität der menschlichen Seele als ihre Substanz an und rechnet mehr mit dem verständigen klaren guten Willen des Herzens, als mit seinem dämonischen Instinkt. Auf die eine Schale der Waage, die das Glück des Menschen anzeigt, legt er das Schicksal, auf die andere die Wunderkraft des menschlichen Herzens — und diese Kraft ist unendlich; es ist eine Wunderkraft. Es giebt, von dem allgemeinen Weltgeschick abgesehen, kein unüberwindliches Schicksal, kein unvermeidliches Drama. Es giebt auch keine absolute Ungerechtigkeit des Schicksals. In der Stille des Innern vollzieht sich das wahre Gericht, die große Ausgleichung, die Umwerthung der Werthe, die Transsubstantation des Schicksalsrohstoffes. Die Größen, auf die Maeterlinck sich beruft, sind so incommensurabel, daß sein moralisches Rechenexempel, trotz der Tiefe der Betrachtung, nur zu einem sehr problematischen Resultat führt.

Maeterlinck dehnt den Glücksbegriff so weit aus, daß von dem Glücke manchmal wenig mehr übrig bleibt; er selbst erschrickt im Laufe seiner Ausführungen einmal vor der Gefahr einer zu theoretischen Weisheit. Aber dennoch liegt die Wahrheit der Nothwendigkeit in seiner Weisheitslehre. „Man kann sich nur dann glücklich nennen, wenn einem das Glück hat Höhen ersteigen helfen, von denen aus man es aus den Augen verlieren kann, ohne damit zugleich den Wunsch zu leben zu verlieren." Es ist das Problem zu leben, wenn man vom Leben nicht trunken ist, zu leben, wenn das Glück scheidet, das immer scheidet, und der Schmerz kommt, der immer kommt. Auf seinem höchsten Standpunkt überwindet das Glück sich selbst; wenn das Ich zu der Erkenntniß kommt, daß seine Kraft es ist, die das Glück trägt, und daß es in letzter Linie auf diese Kraft ankommt, nicht auf das Glück. Die Fruchtbarkeit des Herzens, die Macht des Gemüths, die Genien des Glücks, sind auch die Schutzgeister des Unglücks. Dieser heroisch-resignirten Auffassung, in der seine Weisheit gipfelt, liegt der tieftragische Gedanke von der ewigen Einsamkeit des Ich, auch im höchsten Glück, zu Grunde. Maeterlinck bewegt sich aber in einem herrlichen Kreise, der immer wieder auf das Glück zurückführt; er entläßt das Glück als Zweck und ruft es als Mittel wieder zurück. Vor dem aus der Nothwendigkeit geborenen herben Ideal des stoischen Weisen tanzt jauchzend ein anderes Ideal her — wie das Genie vor der Weisheit. Der Faustische Drang des Menschen ist der wahrhaft erlösende. Das höchste Glück ist eben — das Glück, das Glück der Glücklichen, das Glück als Wille, nicht das Glück als Vorstellung; das Glück, das nicht hungrig von den Tischen des Lebens aufsteht. „Es ist die große Pflicht des Weisen, an alle Tempel zu klopfen, an alle Stätten des Ruhms, der Thätigkeit, des Glücks, der Liebe." Das Höchste aber ist die Liebe. Wer von ihr begnadet ist, erblickt die Dinge goldiger, wie man sie nicht ohne Rausch sieht; und der höhere Sinn des Lebens eröffnet sich ihm zugleich in seinem tiefsten Ernste. Das Fundament des Maeterlinck'schen Eudämonismus ist ein unendlicher Lebensernst.

Maeterlinck's Moral beruht auf einem vertieften aristokratischen Altruismus. Er wendet sich scharf gegen die christliche Askese; gegen die Opferidee als Dekadence des Altruismus. Charity begins at home. Sehr tiefschauend sieht er die wahre praktische Nächstenliebe in der reichen Selbstentwicklung und stetigen Selbstvervollkommnung. Um anderen etwas sein zu können, muß man sich selbst und in sich selbst etwas sein; Persönlichkeit, das höchste Glück der Erdenkinder, ist auch ihre höchste, fruchtbarste Gabe.

Von Herrenmoral oder Heroencultus ist er himmelweit entfernt. Er heroisirt nicht die Ausnahme, sondern sucht das Große in der Regel. In der Allgemeinheit, der bleibenden Herrschergewalt des unsterblichen Gesetzes erscheint die Majestät des Lebens. Kein Leben ist an sich groß oder klein — das Denken macht es dazu. Sehen zu lernen ist das Problem aller Probleme. Es giebt kein Ideal, keine Wahrheit, kein Heil außer oder über der Wirklichkeit. Herb, mit Ibsen'scher Schärfe, doch ohne Satire — Maeterlinck gehört zu den prophetenhaft feierlichen Geistern — unterzieht er die metaphysischen Speculationen der Gläubigen wie die idealen Forderungen der abstrakt Idealen, die bequemen Illusionen der Tief-Innerlichen, einer Kritik. Realist im strengsten Sinne des Wortes, proclamirt er die Souveränetät dessen, „was ist". Das Leben, die Realität ist die letzte Instanz; das Leben urtheilt über das Ideal, nicht das Ideal über das Leben. Man muß, ohne Bitterkeit, die Hand küssen, die man nicht abhauen kann. Die Enttäuschung ist die große Lehr- und Zuchtmeisterin der Menschen, wenigstens der Starken und der echt Demüthigen. „Wenn eine Enttäuschung, grausamer als die andere, uns einen Augenblick niederschlägt, mögen wir uns nicht schluchzend sagen: das Leben ist nicht so schön wie unsere Träume; sagen wir uns vielmehr: unseren Träumen fehlte Etwas, da sie vom Leben nicht gebilligt worden sind." — „In dem Maaße, in dem unser Ideal sich

Digitized by Google

verbessert, läßt es eine größere Zahl von Realitäten zu“... „In dem Maaße, wie unser Ideal sich im Contact mit dem Leben verwirklichen wird, wird es sich erweitern und mildern, wird es sich anschmiegen und verbessern“ — das ist der glänzende Höhepunkt, zu dem er gelangt; von dem aus er das Christenthum, die Verneinung als Religiou bekämpfen muß. Seine Weltanschauung winkt grüßend zu der Goethe'schen hinüber; sie ist die Weltanschauung der „Modernen“, und mehr als das, die moderne Weltanschauung — wie es die der Antike war. Diese Lebensanschauung ist die große unsichtbare Kirche der Gegenwart für freie Geister. Sie verkündigt den Glauben, daß es „die Freude ist, die die Seele des Menschen adelt“.

Maeterlinck ist im Verlauf seiner Entwickelung ein tiefer Künstler geworden — aber nur ein Künstler für Wenige. „La Sagesse“ ist ein herrliches Buch für Alle. Wenn er die ästhetische Consequenz seiner jetzigen Lebensanschauung zieht — was zu hoffen ist, da „La Sagesse“ als Ganzes kein eklektisches System, sondern die organische Frucht reichen Erlebens, eine warmherzige Generalbeichte persönlichster Gefühle ist — dann wird er vielleicht zu den Großen zählen, die für viele dichten. Was fruchtbar ist, allein ist groß.

Abermals Genie und Wahnsinn?

Von Marcus Landau.

Wie den großen Meteoritenschwärmen der Leoniden und Perseiden vorauseilend einzelne Sternschnuppen die Erdbahn kreuzen, so sieht man auch dem Schwarm der Gelegenheitsschriften, den die Jubiläen berühmter Schriftsteller und Männer der That in's Leben rufen, einzelne Schriften und Schriftchen vorauseilen, von denen manche auch einen Moment aufleuchten, um sofort wieder im Dunkel der Nacht spurlos zu verschwinden. So ist dem im Januar nächsten Jahres zu feiernden 150sten Geburtstage Vittorio Alfieri's schon im April 1896 Ernesto Masi mit einem Vortrag „Il pensiero politico di Vittorio Alfieri“ vorangeeilt und ihm folgte im Juli 1897 Giov. Mestica mit einem Aufsatz La politica nell'opera letteraria di V. Alfieri. Wenn der unparteiische, kühler urtheilende Ausländer, der von lobenswerthen patriotischen Gefühlen beeinflußten Auffassung und apologetischen Darstellung der beiden italienischen Gelehrten seine volle Zustimmung nicht geben kann, so muß er doch zugeben, daß die Betrachtung und Kritisirung des Politikers Alfieri ihre volle Berechtigung hat. „Die Schule ist ein Politicum“ decretirte vor anderthalb Jahrhunderten die Kaiserin Maria Theresia und „das Theater ist ein Politicum“, dachte sich Alfieri als er seine Tragödien zu schreiben begann. So ist eigentlich der Dramatiker Alfieri vom Politiker kaum zu trennen und ich habe daher Beide im Zusammenhange an anderer Stelle behandelt. Hier habe ich es nur mit dem Menschen oder genauer gesprochen mit dem kranken Menschen Alfieri zu thun, wozu mir zwei eben am Horizonte aufgetauchte sternschnuppenartige Schriftchen Veranlassung geben, die ich photographiren möchte, bevor sie im Dunkel der Nacht verschwinden.

Neben den eigentlichen, den berühmten Mann lobenden oder wenigstens der Gegenwart in's Gedächtniß rufenden Festschriften haben sich seit einigen Jahren gewisse Gelegenheitsschriften einzufinden begonnen, von denen man sagen könnte, sie haben den Zweck, uns den zu Feiernden zu verekeln. Sie gehen hauptsächlich von Professor Lombroso und seinen Schülern aus und wollen beweisen, daß der von aller Welt Gefeierte ein „Entarteter“, ein Epileptiker oder Verrückter war. So sind Tasso, Leopardi, Beccaria, Michel Angelo und Andere abgeschlachtet worden und ein Herr mit dem schönen Namen Paul Bellezza hat sogar ein mir nur dem Titel nach bekanntes Schriftchen über Genie und Wahnsinn bei Assessandro Manzoni in die Welt geschickt, über Manzoni, der in guter Gesundheit ein Alter von 88 Jahren erreichte.

Wenn man, sagt der französische Kritiker Wyzewa in der Revue des deux mondes, die biographischen Lexica durchstöbert, so wird man im Leben jedes berühmten Mannes irgend eine Anekdote finden, die sich als Zeichen von Ausartung oder Abnormität auslegen läßt. Darauf wird dann weiter gebaut, bis man zur Psychose, Epileptik u. s. w. gelangt. Eine besonders reiche Ausbeute an solchen Anekdoten bietet die an Details seit der frühesten Kindheit reiche Selbstbiographie Alfieri's und sie gab daher zwei Lombrosianern die Veranlassung, sein Jubiläum in ihrer Weise zu feiern. Beide, sit venia verbo, Festschriften sind nun mit einer ausführlichen Vorrede des Meisters in Turin erschienen.*) Dr. Cognetti de Martiis gründet seine Arbeit auf die Briefe und kleinen Schriften des Dichters, Dr. Antonini auf dessen Selbstbiographie, Portraits und Handschrift.

Jede Selbstbiographie ist mehr oder weniger subjectiv, mehr oder weniger apologistisch, und selbst dem Aufrichtigsten und Ehrlichsten spielt manchmal sein Gedächtniß einen Streich, wenn er, wie Alfieri, im Alter zwischen 40 und 50 Jahren Geschichten aus seiner frühesten Kindheit erzählt. Das ficht aber den Jünger Lombroso's nicht an, der dem Dichter Alles so gläubig nacherzählt, als ob er ein leichtfertiger Theolog oder Historiker und nicht ein Mann der exacten Wissenschaften wäre, zu denen die Herren jetzt freilich auch die Physiognomik, Graphologie und Phrenologie — warum nicht auch die Chiromantie? — zu rechnen scheinen. Besser als Dr. Antonini kennt sein College Dr. Cognetti den Charakter und die geringe Verläßlichkeit von Alfieri's Selbstbiographie, aber ohne es zu wissen, folgt er ihr doch manchmal, indem er Angaben von Biographen und Literaturhistorikern citirt, welche diese eben aus der Selbstbiographie geschöpft haben. „Es hieße offene Thüren einrennen, wenn man noch Beweise suchen wollte für die Gleichheit des schöpferischen genialen Anfalls mit der Epilepsie“, sagt Antonini. Aber uns scheint, daß diese Thüren noch weniger offen sind als die von Port Arthur für die Engländer und daß der gleiche Werth des Faust oder der Göttlichen Komödie mit den Nervenzuckungen eines Epiletischen noch immer nicht bewiesen sei. Größere Bedeutung für die Entstehung des Genies hat wohl die Erblichkeit, obwohl man auch in dieser Beziehung noch sehr weit von klarer Erkenntniß ist. Speciell was Cognetti über die Familie und die Ahnen Alfieri's mittheilt, trägt nicht im Geringsten zur Erklärung von dessen poetischem Genie bei. Ja, das Wenige was der Psychiater darüber ermittelt hat und die Folgerungen, die er daraus zieht, verlieren an Werth, wenn man sie mit dem vergleicht, was uns in der fast gleichzeitig erschienenen Arbeit eines Historikers über die Ahnen des Dichters geboten wird.**) Im siebzehnten Jahrhundert findet Cognetti eine „Hypertrophie des religiösen Gefühls“ in der Familie Alfieri, weil mehrere von ihren Gliedern in's Kloster traten. Wie Viele von diesen Nonnen den Schleier nehmen mußten, weil die Eltern die Mitgift sparen wollten, wie viele jüngere Söhne sich der Kirche widmen mußten, um, wie es in adeligen Familien Brauch war, das Erbe des Aeltesten nicht zu schmälern, das berücksichtigt der Psychiater gar nicht. Ihm scheinen alle diese Mönche und Nonnen nur vom Ueberschwang des religiösen Gefühls in's Kloster getrieben, und als Familienerbe erscheint beim Dichter — der vollständige

*) G. Antonini e L. Cognetti de Martiis, Vittorio Alfieri, Studi psicopatologici con 3 tavole, Torino Fratelli Bocca editori 1898, XV. und 156 S.

**) Gli antenati di Vittorio Alfieri von Guido Santini im siebenten Bande (1898) der von Amedeo Crivellucci herausgegebenen Zeitschrift Studi storici. S. 7—46.

Digitized by Google

Indifferentismus in religiöser Beziehung! Der einzige Schriftsteller in der Familie war der Chronist Ogerio, der im 13. Jahrhundert lebte, und der überdies einer Linie angehörte, die sich schon in jenem Jahrhundert von der abzweigte, zu welcher Vittorio gehörte. Die Familie Alfieri, die vielleicht longobardischen Ursprungs ist, wird zuerst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erwähnt, etwas Näheres erfährt man von ihr erst am Ende des dreizehnten. Da erscheint ein Nicola Alfieri als Banquier oder Geldwechsler in Freiburg*); im Anfange des Vierzehnten treibt Manfredo dasselbe Geschäft; einen Banquier Bartolomeo Alfieri finden wir um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Brüssel. Gleichzeitig finden wir aber auch schon Alfieri's als Grundbesitzer, in Kriegs- und Staatsdiensten. „Fast alle Glieder dieser Familie," sagt Santini, „waren Kaufleute, Banquiers, Krieger, mehr oder minder übermüthige Feudalherren, bekleideten zuerst Gemeinde-, dann Staatsämter, suchten Ehren und Reichthümer im Kriege, im Staatsdienst und am Hofe, lebten glücklich und zufrieden, voll Saft und Kraft in der behaglichen Ruhe ihrer Landsitze oder in der stolzen Pracht des städtischen Familienpalastes und erreichten bei guter Gesundheit ein hohes Alter." Doch nicht Alle. Cognetti weiß uns von einen Obersten Catalano Alfieri zu erzählen, der auf einem Kriegszuge im Jahre 1622 von heftigen Leibschmerzen ergriffen wurde, so daß er sich im Bette hin und her wand und laut schrie. — Wenn das etwa ein epileptischer Anfall war, so hat sich diesmal der Atavismus anderthalb Jahrhunderte Zeit gelassen, bis er in Wirksamkeit trat. Der Vater des Dichters war ein ganz normaler, gesunder Mensch, von dem nichts Auffallendes bekannt ist. Seine Mutter scheint sich einer besonders guten Constitution erfreut zu haben. Sie war drei Mal verheirathet, gebar zehn Kinder und erreichte ein Alter von siebzig Jahren. Wenn der Sohn „erblich belastet" war, so war es nur mit Adelsstolz und adeligem Uebermuth, trotz seines jugendlichen Republikanismus. Er war eben der Nachkomme einer langen Reihe von feudatari piu o meno prepotenti, und daraus lassen sich die meisten seiner Handlungen erklären, welche die Lombrosianer als Beweise für seine physische und psychische Abnormität anführen.

Wenn er dem Diener, der ihm beim Frisiren ein Haar ausreißt, mit einem Leuchter eine Wunde in den Kopf schlägt, wenn er den Stallknecht, der ohne Erlaubniß sein Pferd geritten, anfällt und ihm die Haare ausreißt, wenn er der Gesellschaftsdame der Gräfin Albany in einem Disput über die Aussprache eines französischen Worts, eine Ohrfeige geben will, so ist das Alles ebensogut Folge seines aristokratischen Hochmuths und der schlechten Erziehung die er genossen, als wenn er das freundliche Entgegenkommen des General Miollis grob zurückweist, „als Graf und als freier Mann" sich die Anrede „Bürger" verbittet, einen Brief an die Regierung der französischen Republik an den „Präsidenten des französischen Pöbels adressirt" und im „Misogallo" die ganze französische Nation in gemeinster mitunter schon unfläthiger Weise beschimpft. Gewiß, Alfieri war oft krank und bei ihm, wie bei allen anderen Menschen, war der jeweilige Gesundheitszustand von einigem Einfluß auf die litterarische und sonstige Thätigkeit; aber zum Dichter hat ihn dies nicht gemacht und manche seiner Krankheiten, wie Durchfall, Erbrechen, Gicht und eine andere Krankheit, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hat, erscheinen eben nicht dazu geeignet zur dichterischen Production anzuregen, noch weniger können wir sie als nothwendige Begleiterscheinungen des Genies oder gar als dessen Ursachen betrachten. An solchen Krankheiten haben Tausende anderer Menschen gelitten ohne deßhalb große Dichter zu werden.

*) Santini sagt nicht in welchem Freiburg, es dürfte aber wohl das Schweizer gemeint sein.

Auf eine solche Einwendung antwortet freilich Lombroso in der Vorrede: „außer der von der Hyperämie des Gehirns geschaffenen Erregung und der besonderen Polarisation der Gehirnzellen, die sich beim Wahnsinn und der Hysterie finden, bedarf es noch der besonderen organischen Disposition in Folge der größeren Zahl der Nervenzellen, um ein Genie hervorzubringen".

Das Genie ist also nur Folge der größeren Zahl der Nervenzellen, und daß diese wieder Folge oder auch nur gewöhnliche Begleiterscheinung der Geisteskrankheiten ist, behauptet selbst der Meister nicht. Man kann also mit der schönsten Hyperämie und Polarisation ein Trottel sein, während man um ein Genie zu werden, noch einer besonderen Disposition der Nervenzellen bedarf. Wodurch kann aber die Schule Lombroso beweisen, daß nicht diese „besondere Disposition" allein genügt, um ein Genie zu schaffen? Daß ein Genie, daß ein genialer Dichter auch manchmal verrückte Einfälle haben, unsinnige Handlungen begehen könne, wollen wir durchaus nicht bestreiten, aber er begeht sie quoique, nicht parceque. Und was die beiden Autoren in dieser Beziehung von Alfieri erzählen, läßt sich, wie wir bereits erwähnt haben, zum Theil aus seinem Adelshochmuth und der mangelhaften Erziehung erklären, Anderes ist wieder durchaus nicht außerordentlich. Im Alter von zehn Jahren wird er von Asti auf die Akademie nach Turin geschickt, er weint anfangs beim Abschied von der Heimath und Familie, aber bald beginnt ihn die Neuheit der gesehenen Gegenstände zu zerstreuen, das Fahren mit der Post, die rasche Bewegung machen ihm Vergnügen. Das ist für Herrn Antonini Beweis für seine „Reiseleidenschaft, für die Manie des Herumfahrens, die ihn dann im Alter von zwanzig Jahren in ganz Europa herumjagen wird." — Aber welches Kind hat nicht Vergnügen am Fahren, welches Kind ist nicht stolz einmal ohne mütterliche Aufsicht eine Reise zu machen, welches Kind wird nicht im Anblick vieles Neuen und Interessanten schnell seinen Kummer vergessen? Alfieri reist in ganz Europa herum ohne sich um die Sitten und Einrichtungen der durchfahrenen Länder zu bekümmern, fast nur mit seinen Liebschaften beschäftigt. — Wie viele junge Adelige haben nicht zu jener Zeit in eben solcher Weise ihre Reise gemacht, wie viele Globetrotters machen sie jetzt anders? Er muß in der Akademie zeitig aufstehen und schläft dann Nachmittags bei langweiligen Vorträgen über Philosophie — papaverica filosofia nennt er sie — ein. Ist das etwas Außerordentliches? Es ist ein Zeichen seiner Leidenschaft, Unruhe und Ungeduld, daß er sich manchmal bei Aufführung französischer Tragödien im Theater langweilte und ungeduldig ward, sagt Antonini. Aber haben sich denn nicht auch andere Leute, ohne Spur von Genie, einmal im Theater gelangweilt und sind sogar vor dem Schluß fortgegangen? Und ist es nicht eher ein Zeichen von strenger Selbstkritik als von Wahnsinn, wenn er einmal manche von seinen eigenen Schriften verbrennt? Schließlich führt Dr. Cognetti das Originelle aller seiner Werke als Beweis für sein Genie an, denn „Originalität ist ein hochbedeutender Theil des Genies". Das wollen wir natürlich nicht bestreiten, aber mit dem Wahnsinn hängt dies gar nicht zusammen und ob die Dichtungen Alfieri's wirklich so originell waren, das ist noch die Frage. Am wenigsten finden wir davon in dem von Cognetti besonders hervorgehobenen „Misogallo". Auf die republikanische Regierung Frankreichs, auf die Sansculotten und Jacobiner haben zu jener Zeit sehr viele Leute geschimpft, theils aus eigener Ueberzeugung, theils im Solde der monarchischen Regierungen. Manche waren noch heftiger, Andere witziger und maaßvoller als Alfieri. Sein Antirepublikanismus trat nur eclatanter hervor, weil er in seinen politischen Schriften und Tragödien ein so eifriger Republikaner und Monarchenfeind gewesen war. Aber auch diese Umkehr haben gleichzeitig mit ihm viele Andere gemacht.

Digitized by Google

In seinen Tragödien sind eigentlich auch nur die politische Tendenz und der Stil originell. Erfunden hat er keinen Stoff und keine lebensfähige dramatische Person. Er dramatisirte fast nur historische und mythologische, oft schon von anderen Dichtern früher dramatisirte Stoffe. Wo er, wie in der Rosamunde, ganz seiner eigenen Phantasie folgte, entstand ein Monstrum. Auch die Art, wie er producirte, zuerst in Prosa, anfangs in französischer, niederschrieb, dann versificirte, ist nicht genial. Mehr als das poetische Genie war es die politische, patriotische Tendenz, welche ihn zum berühmten Dichter machte, das Genie hat aber keine Tendenz. Doch ich muß hier abbrechen, denn wenn ich dieses Urtheil weiter ausführen und eingehender begründen würde, könnten die Lombrosianer den Spieß umkehren und sagen, nachdem ich bewiesen, daß Alfieri kein Genie war und in seiner geistigen und physischen Constitution nichts Abnormes hatte, sei die Theorie von dem untrennbaren Zusammenhang von Genie und Wahnsinn erst recht bestätigt worden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im Champagnerrausch.

Von A. Tschechow.

Ich war dazumal Stationschef auf einer weltfernen Halbstation einer südwestlichen Eisenbahnlinie. Wie einsam und langweilig mein Leben war, ist leicht zu begreifen, wenn man sich vorstellt, daß auf zwanzig Werst im Umkreise kein einziges Haus, keine halbwegs anständige Schenke, kein lebendes Wesen, kein Weib war. Und zu jener Zeit war ich jung, lebensfroh, unerfahren. Die einzige Unterhaltung waren mir die Wagenfenster der vorbeifahrenden Passagierzüge und — der unselige Schnaps. Von Zeit zu Zeit tauchte wie eine Vision ein hübsches Frauenköpfchen an einem Wagenfenster auf, dem sah ich dann noch lange wie versteinert nach, bis der enteilende Zug nur als ein dunkler Punkt in der Ferne noch sichtbar war, oder ich berauschte mich an dem Schnaps, bis ich nicht mehr merkte, wie die Tage und Stunden vergingen. Auf mich, den Nordländer, machte die Steppe den Eindruck eines tatarischen Kirchhofs. Im Sommer erfüllte sie mich mit ihrer erhabenen Ruhe, dem Zirpen der Heuschrecken, dem durchsichtigen Mondlicht mit einer unsäglichen Schwermuth; im Winter lastete die unendliche weiße Fläche mit ihrem Wolfsgeheul in der Nacht wie ein Alp auf meinem Gemüth.

Die Halbstation bewohnten außer mir noch ein schwerhöriger Telegraphist und drei Bahnhofsdiener. Mein Gehilfe, ein in hohem Grade schwindsüchtiger Jüngling, war für mehrere Monate zur Cur in die Kreisstadt gereist und hatte mir all' seinen Dienst überlassen. Ich selbst lebte, von der Welt abgeschieden, mit meiner Frau ein ödes, eintöniges Dasein. Wir waren kinderlos, und Gäste kamen in diesen verlassenen Winkel überhaupt nicht zu uns. Die Langeweile war unsäglich tödtend.

Es war an einem Sylvesterabend. Meine Frau und ich saßen am gedeckten Tisch, hörten das eintönige Ticken des telegraphischen Apparats im Nebenzimmer und erwarteten das neue Jahr. Ich hatte schon von dem Schnaps getrunken und stützte den schweren Kopf in meine Hände und brütete in dumpfer Langeweile vor mich hin; meine Frau neben mir sah mir in's Gesicht, mit dem Blick einer Frau, die auf der Welt nur ihren Gatten hat, den sie innig, hingebend liebt und von dem sie Alles geduldig erträgt: Aerger und Grausamkeiten, wenn ich in der Verzweiflung über das entsetzliche Leben sie mit ungerechten Vorwürfen überschüttete.

Aber trotz der Langeweile erwarteten wir Beide das neue Jahr dieses Mal mit einer gewissen Feierlichkeit und einiger Unschuld. Wir hatten nämlich zwei Flaschen echten Champagners in Bereitschaft: einen Schatz, den ich einem Stationschef in einer Wette bei der Taufe seines Kindes abgenommen hatte. Wir saßen schweigend da und blickten bald auf den Zeiger der Wanduhr, bald auf die beiden kostbaren Flaschen ... Als der Zeiger einige Minuten vor Zwölf zeigte, begann ich langsam die Flasche zu entkorken. Ich weiß nicht, war ich von dem Branntwein benommen oder war die Flasche zu feucht: ich weiß nur, als der Korken mit einem Knall an die Decke des Zimmers flog, entschlüpfte die Flasche meinen Händen und fiel zu Boden. Viel Wein war trotzdem nicht vergossen, da es mir noch gelang, sie rasch zu erfassen und mit dem Finger die Halsöffnung, worin der Champagnerwein zischte, noch rechtzeitig zuzudrücken.

„Nun also, ein glückliches neues Jahr!" sagte ich zu meiner Frau, indem ich zwei Kelche voll goß. „Trink einmal ..."

Meine Frau nahm ihren Kelch in die Hand und starrte mich mit erschreckten Augen an. Ihr Gesicht war bleich geworden und drückte Entsetzen aus. „Du hast die Flasche fallen lassen," sagte sie.

„Nun ja ... Was ist dabei?"

„Das ist nicht gut," sagte sie, indem sie ihr Glas hinstellte und noch bleicher wurde. „Es ist ein schlechtes Zeichen. In diesem Jahre wird uns noch Schlimmes zustoßen!"

„Wie unvernünftig Du bist!" sagte ich ärgerlich. „Du bist eine gebildete Frau und steckst voller Aberglauben wie ein altes Weib. Trinke doch ..."

„Gott gebe, daß es nur ein Aberglaube bleibt, aber Du wirst schon sehen, es passirt noch irgend was Schlimmes!" Sie ließ ihr Glas unberührt stehen, setzte sich abseits und versank in tiefes Sinnen. Ich murmelte noch einige allgemeine Redensarten von thörichten Vorurtheilen, trank die Flasche zur Hälfte leer und begann aus einer Ecke in die andere zu schreiten. Dann ging ich hinaus. In kalter, einsamer Schönheit war die Winternacht angebrochen. Der Mond und zwei Wölkchen schwebten unbeweglich über dem weltverlassenen Stationsgebäude, als erwarteten sie etwas Fernes, Unbekanntes. Ein leichter Schimmer ergoß sich über die Fläche, den Bahndamm und seine Hänge. Tiefe Stille war über der Landschaft ...

Ich schritt den Bahndamm entlang. Das thörichte Weib! dachte ich ärgerlich, indem ich den Himmel mit den unzähligen Sternen betrachtete. Selbst zugegeben, daß solche Vorzeichen bisweilen eintreffen, was kann uns noch Schlimmeres treffen, als unser jetziges Los? Welches Unglück kann dem Fisch, der schon im Netz gefangen ist, noch zustoßen? Was kann mir die Zukunft noch Schlimmes bescheeren? Meine Jugendzeit ist verbraucht wie ein Cigarrenstummel, den man fortwirft. Ich habe kein Haus, keine Verwandten, keine Freunde, keine Lebensaufgabe. In der Blüthe meiner Kraft bin ich zu nichts fähig, als für den Posten eines Stationschefs einer weltverlassenen Bahnlinie. Was kann mir noch Schlimmeres zustoßen? Der Tod? Nun, das ist nicht so schlimm. Im Grabe wird es nicht öder sein, als hier auf dieser entlegenen Halbstation ... In der Ferne leuchteten die Lichter eines herankommenden Zuges auf. Die schlummernde Steppe wurde für einige Minuten von dem Rasseln und Fauchen der Bahn unterbrochen. Dann wurde es wieder still. Nur das Summen der Telegraphenpfosten tönte nach.

Oder der Tod meiner Frau? setzte ich meinen Gedankengang fort. Auch das ist nicht so furchtbar. Als ich sie heirathete, war ich ein unreifer Bursche. Jetzt, wo sie mir von Tag zu Tag nüchterner, alltäglicher, älter erscheint, was ist sie mir jetzt? Vor meinem Gewissen brauche ich nicht zu heucheln: ich dulde sie; aber ob ich sie liebe? Meine Jugend ist nutzlos verzettelt. Die schönsten Frauenköpfe flimmern vor mir auf in den erleuchteten Wagenfenstern, wie blinkende Sternschnuppen ... Aber die Liebe ist dahin, ohne daß ich sie je empfunden habe. Alles ist nutzlos verbraucht: meine Empfindungen, meine Wünsche, mein Lebensmuth ...

Ich war ungefähr zwei Werst gegangen und kehrte langsam zurück. Die schwermüthigen Gedanken verließen mich nicht. Und wie bitter mir auch um's Herz war, so suchte ich doch diese Bitterkeit noch zu verstärken. Es giebt eben Augenblicke, wo sogar das Bewußtsein, unglücklich zu sein, eine gewisse Befriedigung gewährt. Und ich fragte mich immerfort: was kann mir denn noch Schlimmeres zustoßen?

Ein leichter Wind hatte sich erhoben und bewegte die unbeweglich daliegende Schneedecke, als ich vor dem Stationsgebäude ankam. An der Schwelle trat mir meine Frau entgegen. Ihre Augen leuchteten lustig und ihr ganzes Gesicht strahlte vor Befriedigung.

„Etwas Neues ist passirt!" flüsterte sie mir zu. „Geh' rasch in Dein Zimmer und zieh' Deinen neuen Rock an: wir haben Besuch!"

„Besuch! Wen denn?"

„Eben ist mit dem letzten Zuge Natalia Petrowna angekommen."

„Wer?"

„Die Frau von Ssemen Fedorowitsch, Du kennst sie. Sie ist so gut und so nett ..." Ich hatte vermuthlich eine etwas verdrießliche Miene gemacht, denn meine Frau flüsterte mir erregt zu: „Sie ist so unglücklich. Ssemen Fedorowitsch ist ein solcher Tyrann, so rechthaberisch, die junge Frau hatte es so schwer! Sie bleibt nur drei Tage bei uns, bis sie einen Brief von ihrem Bruder bekommt, dann wird sie abreisen. Sie ist doch eine Verwandte von mir, man muß ..."

Ich ging mich umkleiden. Als ich in's Speisezimmer trat, saß eine zierliche junge Dame mit großen schwarzen Augen am Tische. Der plumpe Tisch, die grauen Wände, das ungeschlachte Sopha, Alles im Zimmer schien verjüngt im Wiederschein dieses Wesens, das so neu, so jung erschien, und Alles war von einem exotischen, bethörenden Parfüm erfüllt. Und bethörend war sie auch und depravirt, das merkte man gleich an ihrem Lächeln, am Parfüm, an ihren Augen, die bald kokett von den langen Wimpern verhüllt, bald enthüllt wurden, am Tone, in dem sie zu meiner Frau — einer anständigen Frau — sprach. Sie hatte es gar nicht nöthig, mir erst zu erzählen, daß sie ihrem Gatten fortgelaufen, daß ihr Mann alt und ein Despot sei, und wie sie selbst so lustig und gutmüthig wäre ... Die Champagnerflaschen wurden wieder entkorkt. Wir tranken Champagner. Die Besucherin leerte ihr Kelchglas auf einen Zug. Meine Frau hatte das Zimmer verlassen. Ich war berauscht vom Wein und von der Gegenwart dieses jungen, verführerischen Wesens. Kennen Sie das Zigeunerlied:

Digitized by Google

„Ihr dunklen Augen so glühend,
So viele Leidenschaft sprühend,
Wie herzlich lieb' ich euch,
Und wie fürcht' ich euch zugleich!"

... Ich weiß nicht mehr, was darauf folgte. Wer wissen will wie die Leidenschaft beginnt, mag es in Romanen lesen; ich kann es nur mit den Worten des nämlichen Zigeunerliedes ausdrücken:

„Es war in unseliger Stunde,
Als ich euch, ihr Augen gesehn!"

Alles ging zu Grunde, Alles war vernichtet. Ich weiß nur, daß ein verheerender Wirbelsturm mich packte und fortriß und Alles hinweg fegte von der Erde: jenes unselige Weib, dann meine Gattin, mein eigenes Leben ... Aus der weltvergessenen Halbstation in der Steppe bin ich fortgeweht worden, auf die Straße geworfen ... Und ich hatte gefragt, was mir noch Schlimmeres zustoßen konnte! ...

Aus der Hauptstadt.

Freiheit, die ich meine.

Der Punsch hatte nach Rosinen geschmeckt und à la Beirut geheißen, obwohl in der bewußten schönen Gegend weder alkoholhaltige warme Getränke gebraut noch Weintrauben getrocknet werden. Da man aber ein moderner Mensch ist und mit der Neuzeit fortschreitet, hatte unser geistreicher Wirth seiner Sylvestermette eine ebenso feine wie patriotische Anspielung auf die Orientfahrt einflechten zu müssen geglaubt. Vor zwanzig Jahren wäre der Punsch statt auf Beirut auf Bayreuth getauft worden, und trotz des Rosinengeschmacks hätte auch damals jeder Festtheilnehmer dem geistreichen Wirthe unbedingt das Recht eingeräumt, von ihm componirte Punsche mit passenden actuellen Namen seiner Erfindung zu belegen.

„Es ist eine sehr glückliche Idee," sagte der Oberrechnungsrath und trank dem Urheber der Idee huldvoll zu. „Wenn ich an der Orientreise etwas auszusetzen hätte — Sie nehmen es mir nicht übel, meine Herrschaften, daß ich mich ganz offen ausspreche — so wäre es der Umstand, daß sie nicht ein Jahr später vor sich gegangen ist. Man könnte dann in der Sylvesternacht 1899 auf die Frage: Was ist nach Ihrer Meinung das bedeutsamste Ereigniß des 19. Jahrhunderts? mit ruhigem Gewissen und absoluter Bestimmtheit antworten: Die Kaiserfahrt nach Jerusalem."

Der Oberrechnungrath unterbrach sich, um noch einen Schluck von dem Rosinentranke zu nehmen und seinem Gegenüber, einer pikanten dreiundvierzigjährigen Schönheit, auf die decolletirten Schultern zu blicken.

„Man darf freilich kaum erwarten, daß uns das neue Jahr hervorragendere Geschehnisse bringt," bemerkte der Stadtverordnete. „Und deßhalb haben der Herr Geheime Oberrechnungsrath meiner unmaßgeblichen Ansicht nach schon heute das Recht, dem bahnbrechenden Zuge nach Osten jenes klangvolle Epitheton zu verleihen."

Wir pflichteten ihm allesammt bei, bis auf einen schweigsamen jungen Mann, der dem Punsche interessirter zusprach, als ich für menschenmöglich gehalten hätte, und einen älteren Herrn von vornehmem Aussehen, wozu hauptsächlich seine pergamentfarbene Haut, sein Monocle, sein süffisantes Lächeln und seine gar nicht thiergartenmäßige Adlernase beitrugen.

„Ich möchte da doch entschieden widersprechen," sagte er lässig.

„Ah — sehr gütig, Excellenz!" beeilte sich der Oberrechnungsrath zu erwidern.

„Ich bin ganz Ohr!" rief der Stadtverordnete, und das dumme Gesicht, das er in diesem Augenblicke machte, ließ erkennen, daß er die Länge seiner Ohren in der That richtig einschätzte.

„Was dem kommenden Jahre und damit dem ganzen Jahrhundert seinen Stempel aufdrücken wird, meine Herrschaften, das ist die Fülle bürgerlicher Freiheiten, die es uns zu bescheeren gedenkt," warf die Excellenz hin. „Ja, Freiheiten. Ich drücke mich vielleicht nicht ganz correct aus, wenn ich sage, das Jahr wolle uns die Freiheiten erst bescheeren. Manche von Ihnen werden behaupten, daß wir die Freiheiten ja bereits besäßen."

Wir beeilten uns, der Excellenz zu versichern, daß kein Mitglied der Gesellschaft anmaßend genug sei, dergleichen zu behaupten.

„Das freut mich," fuhr er fort. „Immerhin wird es außerhalb dieses angenehmen Kreises Leute geben, die, auf gewisse bedauerliche Vorkommnisse in den vierziger Jahren anspielend, die Existenz einer Reihe von Freiheiten für unleugbar halten. Ich gebe ja nun zu, diese Freiheiten stehen seit Langem auf dem Papier. Selbst in der sogenannten Verfassung finden wir sie erwähnt. Aber eins hat man vergessen, und eins fehlt den Freiheiten des deutschen Volkes bisher: daß die Regierungen sie voll und ganz anerkannten. Es waren bisher gewissermaßen wilde Freiheiten, ohne sittlichen Hintergrund, ohne Verbindlichkeit für irgend wen. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden, meine Herrschaften?"

„Sie sprechen so licht!" rief die Dame des Hauses schwärmerisch.

„Jedenfalls werden Sie mir zugeben müssen, daß die Regierungen sich bisher um die „„freiheitlichen Errungenschaften"" in Doppelgänsefüßchen herzlich wenig gekümmert, sie sozusagen als nicht vorhanden betrachtet haben. Da nun die Regierungen ohne Zweifel so gut zum Volke gehören wie irgend Einer von uns, so geht aus dem Gesagten hervor, daß ein Theil des deutschen Volkes die Existenz der beregten Freiheiten nicht anerkennt und in Abrede stellt. Ich übertreibe nicht, wenn ich das einen unhaltbaren Zustand nenne. Und wir haben alle Ursache, unsern Regierungen dafür dankbar zu sein, daß sie ihm ein Ende machen wollen. Ihr großmüthiger Entschluß wird mit goldenen Lettern in den Annalen der Geschichte —"

„Meine Damen und Herren!" fiel hier der punschtrinkende Jüngling, den ich längst mit steigendem Mißtrauen beobachtet hatte, der Excellenz in's Wort. „Schon holen die Glocken der Mitternacht zum Schlage aus. Sogleich ist das Jahr herum, das ein Schreckensjahr ohnegleichen gewesen ist für alles deutsche Volk, das Jahr, dessen Ziffer mit Schmerz und Trauer genannt werden wird, so lange die deutsche Welt steht. Gottlob, wenige Minuten noch, und wir haben es überwunden, das schwarze Jahr, das uns Otto Bismarck genommen hat. In diesem Augenblicke, meine Herrschaften, verstummt überall, wo deutsche Zunge klingt, das fröhliche Lachen, die Blicke kriechen zu Boden, und wie ein Trauerflor breitet sich die Erinnerung an den mächtigen Todten über alle Herzen —"

Die Excellenz war bleich geworden, sie zitteerte, wie der Teufel vorm Pentagramm. Dann aber erhob sie sich rasch. „Genug!" stieß sie hervor. „Das übersteigt doch alle Begriffe. Meine Herrschaften, ich habe die Ehre —"

„Auf der Stelle schweigen Sie, Sie Hansnarr!" schrie der geistreiche Wirth den verblüfften Jüngling an. „Ich beschwöre Ew. Excellenz, lassen Sie sich doch nicht durch diesen Burschen verjagen! Er weiß ja nicht, was er spricht! Der Punsch war ihm zu stark. So etwas denkt man doch höchstens, und das auch nur unter Vorbehalt. Ew. Excellenz werden mir den Schimpf nicht anthun und die Gesellschaft jetzt verlassen!"

„Wenn unsre vereinigten Bitten irgend welchen Einfluß auf Ew. Excellenz haben!" flehte der Stadtverordnete.

Der Oberrechnungsrath hatte ernst auf seine Uhr gesehen und sich gleichfalls zum Aufbruche gerüstet.

Beim Anblick des Jammers, den sein olympischer Unwillen hervorgerufen hatte, überschlich Milde das Herz der Excellenz. Sie schleuderte einen Blitz der Verachtung auf den geknickten Zwölfuhrredner, setzte sich dann wieder und sagte: „Bedenken Sie nur, wie man Se. Majestät in Friedrichsruh aufgenommen hat! Aber wo blieb ich vorhin gleich stehen?"

„Excellenz schrieben die Annalen der Geschichte!" jubelte der Wirth, und die Dame des Hauses legte beglückt die Hand auf das Fettherz.

„Ganz richtig. Ich wollte ausführen, daß die bisherigen Regierungen, vor Allem die des ersten Reichskanzlers, illoyalerweise die Freiheiten der Nation als nicht vorhanden angesehen oder doch nichts zu ihrer Vervollkommnung, ihrem Ausbau beigetragen hat. Sie wissen, meine Herrschaften, daß in den Augen des Besitzers jedes Ding an Werth verliert, das ihm Niemand neidet oder streitig macht. Solch ein Besitzthum sind die verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten des Volkes. Sie sind ihm gleichgiltig geworden, es achtet sie kaum noch, weil die Regierungen bisher sich nie den Anschein gaben, als wollten sie sie ihm entreißen. Was wird die Folge sein? Versumpfung des verfassungsmäßigen Denkens, langsamer Tod aller Freiheitsliebe. Darf eine Regierung, die mit Recht selbst ihre weise Politik rühmt, weil andere es doch nicht thun, darf eine solche Regierung den bedauerlichen Krankheitsproceß ungestört fortschreiten lassen? Oder ist sie vielmehr verpflichtet, ihn dadurch aufzuhalten, daß sie die Bevölkerung reizt und stachelt und zwingt, ihre Freiheiten zu vertheidigen? Wie schön und richtig sagt doch Goethe: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Unser Volk kennt Goethe viel zu wenig, deßhalb liest ihn die Regierung um so fleißiger."

Respectvolles Beifallsgemurmel brach aus.

Die Excellenz erhob sich. „Meine verehrten Herrschaften! Sie haben jetzt tiefe Blicke in die Absichten einer Regierung gethan, die sich ihres eigenen Werthes zwar voll bewußt ist, die aber unvernünftiger Nörglergeist bislang nicht ihrer ganzen Bedeutung entsprechend zu würdigen verstanden hat. So viel hoffe ich aber: wenn Sie ihre vergangenen und zukünftigen Maßnahmen unter dem Gesichtswinkel beurtheilen, in den ich sie gerückt habe —"

Wieder ward der Redner unterbrochen, diesmal von dem hundertstimmigen Gebrüll und Geschrei, das von der Straße herauf drang. „Prosit Neujahr!" Die Excellenz lauschte lächelnd. Dann erhob sie feierlich ihr Glas. Wir schaarten uns in andachtsvoller Stimmung um sie; ein süßer Geruch von lauwarmem Wasser, Rosinen und Saccharin zog durch's Zimmer. „Unsere goethische Regierung — sie lebe!"

Die Kelche klangen zusammen, und keiner bekam einen Sprung.

* * *

Digitized by Google

Sonderbar. Eben noch hatte jauchzender Lärm die Straßen erfüllt, keine überschäumende Sylvesterlustigkeit zwar, wie sie einst gäng und gäbe gewesen war, aber doch ein munterer Abklatsch, ein passables Surrogat. Und jetzt, drei Minuten später, herrschte ringsum finsteres Schweigen, jene zermalmende Einsamkeit, die uns sonst nur auf den Gletscherfeldern des Hochgebirgs oder im Parquet des Lessing-Theaters überfällt. Außer den blanken Knöpfen der Schutzmannsuniformen ringsum kein fröhlicher Glanz, kein Lichtstrahl.

„Es ist heut freie Nacht," sagte der Posten erklärend. „Sie thun deßhalb gut, sich nicht unnütz auf der Straße aufzuhalten. Eventualiter muß nämlich sofort scharf geschossen werden. Feuerspritze und Schreckschüsse sind als freiheitsfeindlich veraltet."

„Man wird doch noch irgendwo einen Guten finden?"

„Höchstens der Club ehemaliger Majestätsbeleidiger tagt noch und die Freie Liga zur Wahrung der Volksfreiheiten. Beide halten auf einen guten Haustrunk."

Ich entschied mich für die Liga, nicht für den Club, da ich in so vorgerückter Stunde nicht mehr mit vielen Hunderten von Menschen zusammen sitzen mochte. Die Liga entsprach denn auch meinen Erwartungen. Der runde Stammtisch, wo sie ihren volksfreundlichen Arbeiten obzuliegen pflegte, war leer. Man meldete mir, daß sie sich vor wenigen Minuten aufgelöst und das Verbandsvermögen mir nichts, dir nichts vertheilt habe.

Es mußte mich deßhalb einigermaßen überraschen, daß ungefähr bei der Mitte des dritten halben Liters die Bank rechts und links von mir plötzlich besetzt war. Die ansehnlichen alten Herren unterhielten sich lebhaft, ohne zunächst Notiz von mir zu nehmen, und ich hatte Muße, sie discret, mit halb zugekniffenen Augen, zu mustern. Siehe — mir gegenüber thronte die Excellenz von vorhin, deren Staatsweisheit mir noch immer wie Rosinenpunschdampf im Kopfe lag. Sie sprach unaufhörlich auf einen achtbaren, hochbetagten Gentleman ein, der das müde Köpfchen auf den Tisch gelegt hatte und nur dann und wann einen klagenden Blick nach oben warf. Ich konnte die Physiognomie des Greises nicht erkennen, aber eine innere Ahnung sagte mir, daß er es war, der eben in Springe so wacker die Saufeder geführt hatte, Hohenlohe, Fürst Chlodwig. Sein Nacken krümmte sich unter der Last der ihm aufgebürdeten Verantwortungen, seine kindlich reine Stirne jedoch schien von all' diesen Verantwortungen nichts zu wissen. An seiner Seite reckten sich der Minister des Geistes, der sich seit dem Frenzel-Essen nichts mehr aus Champagner macht, und ein gebieterisch dreinschauender Herr, den ich anfänglich für den Präsidenten des Heilbronner Schwurgerichtes hielt. Er war es auch wirklich. Um diese Großen schaarten sich mehrere Geheimräthe, die die Zuchthausvorlage, die Reform des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes und das Vereinsgesetz ausgearbeitet hatten; v. Posadowsky-Wehner und Graf Ballestrem, der in Rittmeister-Uniform den zahm und lahm gewordenen Reichstag vertrat, machten neben ihnen keine besondere Figur. Herr v. Lucanus führte den Vorsitz in der erlesenen Gesellschaft, die noch ihren wissenschaftlichen und literarischen Beirath, das auswärtige Mitglied v. Köller, erwartete.

„Wir führen die Geschäfte der Freien Liga zur Wahrung der Volksfreiheit fort," wandte sich die pergamentfarbene Excellenz an mich. „Ich denke, meine Herren, wir eröffnen die Sitzung."

„Wo nur Köller wieder bleibt?" murrte Posadowsky. „Es ist unverantwortlich —"

„Bitte, ich übernehme auch diese Verantwortung", klang die müde, automatische Stimme Hohenlohe's.

„Wir hätten zuerst Maßnahmen zur Erhaltung des bestehenden Reichstagswahlrechtes zu treffen," begann der Vorsitzende. „Haben Sie den Gesetzentwurf, der dies Wahlrecht abschafft, ausgearbeitet, Herr Rath?"

Der Angeredete legte ein großmächtiges Actenconvolut auf den Tisch. „Ich hatte so viel freie Bureauzeit in den letzten zwölf Monaten," sagte er erklärend. „Und da mir kein Sopha bewilligt worden ist, mußte ich mir die Langeweile auf diese Weise zu vertreiben suchen."

„Es wäre gut, im Interesse der Aufgaben unseres Vereins diese Entwürfe sofort in mehreren oppositionellen Zeitungen veröffentlichen zu lassen," rieth ein Geheimrath. „Sie machen böses Blut und zwingen die Bevölkerung, ihr höchstes Recht mit verzweifelter Energie zu vertheidigen. Und solche Energie hat immer noch eine Vermehrung der Volksrechte im Gefolge gehabt."

„Ich möchte dann aber vorschlagen, daß wir zunächst die Annahme des Antrages Klinkowström abwarten, der die widerrechtliche Veröffentlichung von Acten bestraft," entgegnete der Pergamentfarbene. „Unter den jetzigen Verhältnissen laufen wir nämlich Gefahr, daß die Veröffentlichung spurlos vorübergeht. Die Bevölkerung ist bereits zu abgebrüht, zu wenig auf die Wahrung ihrer Freiheiten erpicht. Werden aber erst der Verleger, der Redacteur, der Corrector, der Setzer, das Falzmädchen, die Zeitungsfrau, der Abonnent des Blattes, das den Entwurf an's Tageslicht bringt, staatsanwaltlich hochnothpeinlich verfolgt, dann kann die öffentliche Meinung gar nicht anders, sie muß Stellung nehmen, und zwar selbstverständlich im freiheitlichen Sinne."

„Der Antrag Klinkowström ist die Blüthe derbfreiheitlichen und doch raffinirt feinen Bürgergeistes," meinte bewundernd Herr v. Lucanus. „Ich denke, wir ernennen den Urheber zum Ehrenmitglied unserer Gesellschaft."

„Aber außer dem Reichstagswahlrechte sind noch andere wichtige Freiheiten bedroht und müssen von uns geschützt werden," fuhr der Referent fort. „Dafür, daß den Leuten der Werth der Coalitionsfreiheit recht klar vor Augen gerückt wird, hat unser verehrter Freund v. Posadowsky bereits gesorgt. Erhebt sich die Nation nach Bekanntgabe der Zuchthausvorlage nicht wie ein Mann für das Coalitionsrecht, dann will ich Reichskanzler heißen."

Ein verhaltenes Bravo tönte durch den Raum. „Damit die Gedankenfreiheit nicht untergehe, und auch für den Ausbau der Preßfreiheit neues Interesse erwache, haben wir den Fall Delbrück erfunden," bemerkte mein Nachbar.

„Die Regierung hat sich dabei allerdings in seltenem Maaße gedankenfrei gezeigt," bestätigte der Pergamentfarbene.

„Andere Freiheiten sind zur Zeit nicht bedroht?" erkundigte sich der Vorsitzende.

„Direct wohl nicht," klang die Antwort. „Weil ich aber befürchtete, daß über kurz oder lang doch die Geschworenengerichte höheren Orts Mißfallen erregen könnte, that ich mein Bestes, die Bevölkerung jetzt schon auf die Wichtigkeit der Institution hinzuweisen und sie zu bestärken in dem festen Vorsatz, diese Errungenschaft von 1848 entschlossen zu vertheidigen."

„Aha — daher die Heilbronner Rede über den nicht befriedigenden Wahrspruch!" schmunzelte v. Posadowsky. „Hab' ich's nicht gleich gesagt, Deutschland erfreut sich der vollendetsten Rechtsgarantien und freiheitlichen Einrichtungen? Wo in aller Welt sind die regierenden Kreise, die die Verantwortung tragen —"

Fürst Hohenlohe schreckte bei diesem Worte empor, sah sich ängstlich um und sank dann wieder beruhigt in sich zusammen.

„Wo in aller Welt sind sie so darauf versessen, Vorstöße gegen die Volksfreiheiten selbst dann abzuwehren, wenn gar keiner droht?" vollendete Posadowsky seine Auseinandersetzungen. „Die weise Politik unserer Regierung —"

„Schon wieder dies unausstehliche Eigenlob! Gewöhnen Sie sich das doch ab!" rügte ihn streng der hohe Chef, Herr v. Lucanus. „Außerhalb des Reichstages glaubt es Ihnen ja doch Niemand —"

„Ach, überhaupt der Reichstag!" klang es klagend aus der Runde. „So was von Arglosigkeit, so viel blindes Vertrauen, so entwickelte Lammsgeduld!"

„Wir haben alles Mögliche gethan, ihn zu reizen und die schöne Verstimmung in ihm zu erwecken, das unbeschränkte Mißtrauen, ohne das es keine wahre Freiheit giebt!" vertheidigte sich Herr v. Posadowsky. „Aber er ist nun einmal so."

„Selbst meine Kürassier-Bemerkung in der Audienz hat ihn nicht renitent gemacht," fügte Graf Ballestrem hinzu. „An dem ist Hopfen und Malz verloren. Es bleibt uns nichts übrig, als das deutsche Volk selbst zu bearbeiten und es mit steigendem Argwohn gegen die Regierung zu erfüllen, damit es seine heiligsten Rechte wahre und fördere."

Herr v. Lucanus seufzte. „Das Volk! Nimmt es nicht Alles ergeben hin? Wo ist sein Zorn über die lippische Angelegenheit? Wo blieb sein dröhnendes Wuthgelächter, als unser guter Posadowsky es mit stachelnden Darlegungen über sein allzu großes Wohlbefinden zwackte? Wahrlich, es ist mir unklar, wie wir diese stumpfen Massen mit jenem Quantum von Mißtrauen und reichsverdrossenen Aerger tränken sollen, ohne den nun einmal kein Fortschritt, kein reges politisches Leben möglich ist."

„Auch hierin zeigt sich der unheilvolle Einfluß des ††† Sachsenwäldlers," bemerkte Jemand. „Jahrzehnte lang hat er die Nation daran gewöhnt, blindlings seiner Leitung zu folgen, sich unbedingt auf ihn zu verlassen — da hält es verteufelt schwer, sie aufzurütteln."

„Es müßte wieder mal vom Staatsstreiche gesprochen werden," sagte der Pergamentfarbene, den Finger an die Adlernase legend. „Das ist seit einer kleinen Ewigkeit nicht mehr dagewesen und das Aufreizendste, was wir in dem Genre haben. Glauben Sie mir, die Verfassung hat in den Augen des richtigen deutschen Staatsbürgers erst dann Wert und Bedeutung, wenn sie ihm genommen worden ist. Doch ich sehe eben, meine Zeit ist um; ich darf den Urlaub nicht überschreiten. Addio!"

Er war verschwunden, wie in der Luft zerflossen. „Wer ist der hochpolitische Herr eigentlich?" fragte ich meinen Nachbar. „Ich habe selten Jemand getroffen, der sich auf deutsche Verhältnisse und die Bedürfnisse des neuen Curses so gut versteht —"

„Er gehört zu unserem Kreise, sonst wissen wir auch nichts von ihm," gab man mir zur Antwort. „Er nennt sich Niccold Machiavelli und soll ein pensionirter italienischer Minister sein." Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Die Barbaren". Lustspiel von Heinrich Stobitzer. (Neues Theater.) — „Die Lustspielfirma." Lustspiel von Oscar Walter und Leo Stein. (Königliches Schauspielhaus.) — „Mathias Gollinger". Lustspiel von Oscar Blumenthal und Max Bernstein. (Lessingtheater.) — Gastspiel von Jane Hading.

Daß Frau Nuscha Butze als Theaterdirectorin ihr Geschäft und ihr Publicum versteht, hat sie bisher fast immer bewiesen. Als dieser einzige weibliche Bühnenleiter begann, suggerirten ihr allerlei Freunde oder Feinde die Meinung, sie habe eine besonders verantwortungsreiche

Digitized by Google

Aufgabe vor sich, denn ihre Leistungen würde man nicht ihr persönlich, sondern auch ihrem Geschlecht auf das Conto schreiben. Aber sie ließ sich durch solches Geflunker von Frauenrechten und höheren Aufgaben nicht irre machen, sondern ging nach einigen Tastversuchen resolut auf ihr Ziel einer harmlosen, spießbürgerlichen und einträglichen Familienbühne los. Und der Erfolg kam mit der altbackenen Moseriade des Herrn v. Throta „Hofgunst" und nun wohl auch mit Stobitzer's „Barbaren". Wieder die altbekannten Moser'schen Lieutenants, unwiderstehlich reizende, liebe, kluge, gebildete Säbelraßler und dabei furchtlos, tapfer und ritterlich. Und Herr Stobitzer setzt die beiden Personificationen preußischer Schneidigkeit sogar auf Kriegsfuß, mitten in's „schreckliche" Jahr und auf das Gut eines französischen Marquis und Chauvinisten, der zuletzt durch den Anblick eines deutschen Weihnachtsbaumes so gerührt wird, daß er die stolze Adrienne dem Ulanenrittmeister und die naive Clementine dem sentimentalen Privatdocenten in Uniform zur Frau giebt. Viel Gefühlsduselei und Hurrahpatriotismus, wenig Witz und Wahrscheinlichkeit, aber der zeitgemäße Chorus „Stille Nacht, heilige Nacht" und der funkelnde Christbaum machen Alles wieder gut.

Die beiden Weihnachtsstücke des Königlichen Schauspielhauses und Lessingtheaters vertragen und verdienen keine Zeile ernstlicher Kritik. Die Lustspielfirma Walter und Stein hat sich in dem Halbedichterpaar Adolf und Paul offenbar selbst ironisirt: die erfolgreichen Theaterschreiber entzweien und versöhnen sich, nachdem Jeder von einer reichen Amerikanerin einen Korb bekommen und mit einem Stück auf eigene Faust durchgefallen ist. Die Novität bezeichnet den Tiefstand unserer Hofbühnenleitung. Auch Blumenthal's Stück in Berlin aufzuführen, nachdem es schon in München durchgefallen, wäre schwerlich gelungen, wenn der ohnehin geplagte Pächter des Lessingtheaters nicht contractlich verpflichtet wäre, alle Werke des Eigenthümers unbesehen anzunehmen. Das freiwillig Blumenthal'sche Berliner Tageblatt wußte vor der Münchener Aufführung die blauen Wunder zu erzählen von den „zwei Autoren, der Eine aus dem Norden, der Andere aus dem Süden des Reiches, die sich zusammenfanden, um die heitere Muse des Lustspiels in den Dienst der Diplomatie zu stellen, mit dem Oele des Humors die in den letzten Monaten besonders hochgehenden Wogen des Particularismus zu glätten. Von der Ansicht ausgehend, daß der Particularismus doch nur die Verkörperung der Stammeseigenthümlichkeiten auf politischem Gebiete ist, versuchten die Autoren, dem Berliner wie dem Münchener einen Spiegel vorzuhalten, in dem sich die Vertreter der beiden Metropolen mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen selbst erkennen sollten, — die Selbsterkenntniß ist ja der erste Schritt zur gegenseitigen Verständigung." Wie sehr diese diplomatisch-dramatische Verständigung den Verfassern gelungen ist, zeigt die Ablehnung ihres Schmarrens in München wie in Berlin. Die Spiegelung der Stammeseigenthümlichkeiten mit ihren Vorzügen und Schwächen ist so verzerrt, daß die Vertreter der beiden Metropolen sich gar nicht erkannt haben. Die modernen Mustermenschen aus Berlin sind Alle hoch gebildet, gutmüthig, strebsam, intelligent; die „kernbraven" Münchner alle saugrob, bornirt, protzenhaft, ungebildet. Der Titelheld ist ein Brauereibesitzer, also etwa ein College des nationalliberalen Abgeordneten Sedlmayr: er führt sich in einem Berliner Salon wie der Viehhändler aus Oberösterreich auf, prügelt sich Unter den Linden herum und macht sich überhaupt ganz unmöglich, sodaß ihn der Schwiegersohn hinauswirft, wobei nach altem Theaterbrauch die Tochter dem Vater Recht giebt und von Scheidung plärrend mit ihm an die grüne Isar heimkehrt. Im dritten Akt versöhnt man sich wieder; Herr Krüger holt seine Resl zurück, und der Münchner Hinterwäldler verkehrt nur noch telephonisch mit Berlin. Für süddeutsche Art hat nun einmal das in der ganzen Welt verhaßte falsche Berlinerthum von Börse und Mühlendamm, das sich in Blumenthal's schnodderiger Muse verkörpert, kein Verständniß. Wer die von Possart prächtig inscenirte Aufführung im Kgl. Residenz-Theater gesehen, der konnte sich im Lessing-Theater gut münchnerisch bekreuzigen. Dort Künstler wie Häußer, Lützenkirchen und die kleine Swoboda, hier „man bloß" Herr Neumann-Hofer mit seinen Possenspielern . . .

Eine Woche lang hat die berühmte Madame Jane Hading gegen die Indifferenz der Berliner gekämpft, welche nun einmal vor Weihnachten schwer in's Theater zu locken sind, besonders nicht in's Lessing-Theater, das sein Stammpublicum schon seit Jahren verloren hat und ganz aus der Mode gekommen ist. Und doch ist die Marseillerin mit dem englischen Namen — sie heißt zwar eigentlich Hardouin — eine außergewöhnliche Erscheinung. Im Profil gleicht sie der Sarah Bernhardt, doch fehlt ihr deren Innigkeit; in ihrer nervösen Hast erinnert sie manchmal an die Réjane, aber ohne deren Feinheit; auch der Duse hat sie einige Aeußerlichkeiten abgeguckt, indessen fehlt ihr die Seele, die Natur. Sie bleibt nur immer Schauspielerin, Virtuosin, allerdings von bester französischer Schule und steht also thurmhoch über der Sorma und sogar über Adele Sandrock. Es ist reife, allzureife Kunst, denn die Zeit ist auch für sie längst vorüber, wo Catulle Mendès sie l'incomparable beauté-théâtre genannt hat. Freilich hat auch dieser Bewunderer ihre Mängel richtig erkannt: „Il lui manque quelque chose d'excessif, de personnel, le dépassement de la perfection facile." Hier hatte die noch immer schöne Frau mit dem bethörenden Lächeln als Camelie-dame, die sie nicht nach deutschem Heroinenbrauch ganz in Sentimentalität taucht, sondern als hysterische Horizontale giebt, einige prachtvolle Momente, zumal in der Auseinandersetzung mit dem Vater; auch als Hüttenbesitzerin wußte sie mitten in der theatralischen Unnatur ihrer Rolle durch feine Züge zu fesseln; ebenso in Gilberte's Eifersuchtsscene mit der tugendhaften Schwester („Frou-Frou"), und endlich zeigte sie als Adrienne Lecouvreur in des alten Lafontaine Fabel von den zwei Tauben die intime Kunst einer köstlichen diseuse; nur in dem großen Zankduett mit unterlegtem Text aus Racine's Phädra:

„. . . je ne suis point de ces femmes hardies
Qui, goûtant dans le crime une tranquille paix,
Ont su se faire un front qui ne rougit jamais —"

durfte man nimmermehr an die unvergleichliche Sarah Bernhardt und ihre poesieerfüllte Leidenschaftlichkeit denken.

Notizen.

Von Björnstjerne Björnson sind zugleich zwei neue Bücher erschienen: „Paul Lange und Tora Parsberg". Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann. (München, Albert Langen). Es ist ein dreiactiges Drama, das uns in den norwegischen Parlamentarismus einführt, ein drame à clé, das für die Eingeweihten doppelt interessant sein mag. Paul Lange, ein norwegischer Politiker, ist ein Streber, der in die Höhe kommen und reich heirathen möchte, ein gewöhnlicher Intrigant, aber doch so bedeutend, daß sich die schöne Tora ihm an den Hals wirft. Und trotzdem er sie wieder glühend liebt, bringt ihn das Zeitungsgeschrei und parlamentarische Geschwätz über sein politisch zweideutiges Auftreten so in Verzweiflung, daß er in's Nebenzimmer geht und sich erschießt. Das ist ein Schluß, aber keine Lösung und wird dem Stück auf unseren Bühnen wohl den Hals brechen. Daß dichterische Schönheiten und scharfsinnige, psychologische Züge sich finden, ist bei Björnson selbstverständlich. Besonders interessant und — seien wir offen — erfreulich ist an dem Stücke, daß der Dichter damit von der Politik endgiltig Abschied nimmt. Gleichzeitig giebt F. W. Grunow in Leipzig Björnstjerne Björnson's Bauernnovellen unter dem Titel: „Ueber hohen Bergen" heraus. Diese prächtigen Erzählungen sind Björnson's Meisterwerk, das ihm einen bleibenden Platz in der Weltliteratur sichert. Das Denken und Handeln der Menschen, die er aus dem Volksthum heraus schildert, entspricht dem deutschen Empfinden besser, als — vom „Fallissement" abgesehen — seine übrigen specifisch norwegischen Werke. Grunow hat die Bände würdig ausgestattet.

Da die Welt, nach dem schönen Wort unseres Kaisers, im Zeichen des Verkehrs steht, müssen wir nothwendig auch die Weltsprachen verstehen. Die drei Hauptsprachen gehören längst zur allgemeinen Bildung, und zahllose „Systeme" bemühen sich in Schule und Privatunterricht um die schnelle und sichere Verbreitung linguistischer Kenntnisse. Von Ollendorff und Ahn bis Langenscheidt wüßten wir aber für praktische Zwecke kein probateres Lehr- und Lernhülfsmittel als die Methode Gaspey-Otto-Sauer zum Studium der modernen Sprachen. Die im Verlage von Julius Groos in Heidelberg erscheinden Grammatiken empfehlen sich besonders allen Privat- und Selbstunterrichtenden. Was zunächst die Anordnung und Behandlung des grammatischen Stoffes angeht, so sind die Grammatiken durchgehends in zwei Curse (mit Lectionen getheilt, denen eine systematische Darstellung der Aussprache vorausgeschickt ist. Jeder Cursus behandelt der Reihe nach die Redetheile, und zwar giebt der erste mehr die Grundlage in allgemeinen Umrissen, während der zweite den ersten erweitert und ergänzt (nach dem auch auf anderen Gebieten vielfach mit Glück angewandten Systeme concentrischer Kreise); in dem ersten richtet sich die Aufmerksamkeit mehr auf die Formenlehre, im zweiten mehr auf die Syntax, ohne daß jedoch diese beiden Dinge, wie in den lediglich systematischen Grammatiken, streng auseinander gehalten sind. Bei den Regeln ist es, wie uns scheint, vorzugsweise auf möglichst einfache und gemeinverständliche Mittheilung von Thatsachen abgesehen. Der Uebungsstoff ist sehr reichlich. Wir müssen den Verfassern dieser Lehrbücher das Verdienst lassen, daß sie demjenigen Theile des sprachenlernenden Publicums, der vorzugsweise aus praktischen Gründen ein fremdes Idiom sich bis zur Sprach- und Schreibfertigkeit aneignen will, den grammatischen Stoff in sehr mundgerechter und leichtfaßlicher Form darbieten. Mit keiner anderen Grammatik lernt man so rasch sprechen und sich fremdsprachlich auf eigene Füße stellen, so daß die Groos'schen Bücher sich mit Recht Conversations-Grammatiken nennen. Auch die eben erschienene Schwedische Grammatik von E. Th. Walter läßt alle anderen Hülfsbücher hinter sich. Da Skandinavien schon ein Modereiseziel geworden, wird man uns für unseren literarischen Hinweis danken.

Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Herausgegeben von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke. (Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer.) Das Jahrbuch soll, indem es die Leserinnen an der Hand hervorragender weiblicher Schriftsteller einen Einblick gewinnen läßt in das Frauenschicksal, — sei dieses durch wissenschaftlich belehrende Behandlung oder durch dichterische Gestaltung ihnen nahegebracht, — zugleich nach seinem bescheidenen Theil zur Lösung der großen Aufgabe

Digitized by Google

beitragen, der Frau die ihr im modernen Leben gebührende Stellung zu erringen. Am besten hat uns der Aufsatz der Tochter des verstorbenen Pandektisten Windscheid über die Aufgabe der Mädchengymnasien und die Skizze von L. Hildeck gefallen. Daß auch extreme Forderungen aufgestellt werden, beweisen der sonst gemäßigten Helene Lange Schwärmereien für das weibliche Stimmrecht. Die Verse sind schlecht, und doch hat unsere Frauenliteratur Erstclassiges, z. B. Ricarda Huch. Leider sind die beigegebenen fünf Portraits wenig anmuthend, zum Mindesten nicht geschmeichelt. Sind sie aber ähnlich, dann begreift sich die Unzufriedenheit dieser Frauenrechtlerinnen; nur sollte sie sich weniger gegen die Männer, als gegen die karge Natur richten.

„Die beliebtesten Chorwerke." Von Prof. Dr. Bernhard Scholz u. A. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) Dieser jüngste Band der Sammlung „Musiker und ihre Werke" bezweckt, die beliebtesten Chorwerke in allen ihren Phasen als Messen, Cantaten, Oratorien, Scenen, Passionen dem Verständniß des Musikfreundes näher zu rücken. Den Werken von Bach, Haydn, Händel, Mozart, Beethoven, Verdi, Berlioz, Bruch, Mendelssohn, Brahms, Liszt, Tinel, Schumann und Wagner werden von berufenen Musikkennern eingehende Erläuterungen mit Notenbeispielen gewidmet, während eine Einleitung aus der Feder A. Pochhammer's die historische Entwickelung einer jeden Kunstform leicht verständlich darlegt. Den Oratorien, Messen ꝛc. ist der Text beigegeben, was dem concertbesuchenden Publicum besonders werthvoll sein wird. Es ist bis jetzt der gediegenste Band des genannten Sammelwerkes, dem sich hoffentlich bald auch ein Führer durch die beliebtesten Opern von Gluck, Boieldieu und Cherubini bis Humperdinck, Mascagni und Massenet anschließen wird.

„Echte und falsche Gerechtigkeit". Von Diedrich Bischoff. (Leipzig, Max Hesse.) Der Verfasser — ein im Geschäftsleben stehender Jurist — hat zum Motto das vielbesprochene Wort des Grafen v. Posadowsky gewählt, das dem Gedanken Ausdruck giebt, das höchste Gut eines Volkes sei nicht die Dividende und nicht der Reinertrag, und das von „ethischen Gesichtspunkten" redet, mit denen das „Volk der Denker und Träumer" sich ein wenig mehr befassen sollte, wo es einen Ausweg aus den socialen Nöten sucht. Die echte Gerechtigkeit, die vernünftige Gesellschaftsordnung erscheint ihm als etwas, das nur mit Hülfe des Privatwillens, durch Vervollkommnung des Rechtsbewußtseins im Volke, nicht aber durch Staatsactionen, durch Gesetzgebungsthaten in's Dasein gerufen werden kann. Der Verfasser wendet sich dann gegen die socialistische Auffassung, nach welcher die sociale Frage durch Beschränkung des Privatwillens, durch Erweiterung des staatlichen Einflusses auf die Ordnung des socialen Lebens gelöst werden soll. Er weist nach, wie dieser Auffassung eine mangelhafte Vorstellung von der den vernünftigen Interessen der einzelnen Menschen dienlichen Gesellschaftsordnung zu Grunde liegt. Bezug genommen ist insbesondere auf die Irrthümer der Bellamy'schen Zukunftspläne, sowie auf die einschlägigen Anschauungen von Bebel, Kautzky und Schmoller. In diesem Sinne geht der Verfasser durchaus originell zu Werke; aber auch darin unterscheidet sich das Buch von der üblichen Kritik des Socialismus, daß es nicht lediglich negirt, vielmehr den socialistischen Rettungsplänen ein abgeschlossenes individualistisches System der Lösung der socialen Frage gegenüberstellt. Wir empfehlen die lesens- und beherzigenswerthe Schrift.

Leitfaden für den Unterricht in der russischen Sprache von Adolph Garbell. (Berlin, Langenscheidt.) Der Verfasser, Lector der russischen Sprache an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, der seit Jahren eine erfolgreiche Thätigkeit als Lehrer der russischen Sprache ausübt und namentlich viele Officiere zu seinen Schülern zählt, hat sich überzeugt, auf welche eigenthümliche und unrichtige Art und Weise in Deutschland das Russische ausgesprochen wird; so entschloß er sich, für das deutsche Publicum einen Leitfaden zu verfassen, welcher die Möglichkeit bieten sollte, eine genaue Aussprache der russischen Laute zu erlernen. Zu diesem Zwecke giebt Garbell vor Allem in der Fibel das russische Alphabet, das dem Unterrichte der Lautmethode angepaßt und so eingerichtet ist, daß der Lehrer bei den russischen Buchstaben die entsprechenden deutschen Laute dem Schüler angiebt. Recht praktisch ist auch der zweite Theil des Leitfadens zusammengestellt. Unter der Zahl der Uebungsstücke zum Lesen und zum Uebersetzen aus dem Russischen in's Deutsche befinden sich z. B. Telegramme aus Berlin über den ersten Gottesdienst in Kiautschau, Bulletins aus Wien über die Gesundheit der Princessin Stephanie, die berüchtigten Rescripte Franz Joseph's an Baron Gautsch und Graf Thun u. s. w. Uns scheint dies der richtige Weg, um das Interesse des Schülers an der fremden Sprache zu erwecken und ihm gleichzeitig einen Schatz nutzbarer Sprachwendungen zu verschaffen.

Citaten-Lexikon. Von Daniel Sanders. (Leipzig, J. J. Weber.) Der jüngst verstorbene Germanist bringt hier nicht nur jene geflügelten Worte, die im täglichen Verkehr wie abgegriffene Scheidemünzen im Umlauf sind; sein Bestreben ging vielmehr dahin, eine Sammlung von sinnvollen und anregenden Gedanken zu veranstalten, die erzieherischen oder culturhistorischen Werth haben. Bei der Ansammlung dieses Schatzes hat Sanders nicht nur eine erstaunliche Belesenheit, sondern auch eine seltene Vielseitigkeit bewiesen. Er beschränkt sich nicht darauf, Sentenzen aus Homer, Shakespeare, Goethe ꝛc. mitzutheilen, er beutet die unerschöpfliche Fundgrube der Bibel aus, neben das Sprichwort und Stammbuchblatt treten treffende Gedanken und kernhafte Worte aus der Gegenwart, zum Ernst der politischen Debatte gesellt sich der schalkhafte Humor der Witzblätter. Die alphabetische Anordnung nach Schlagwörtern ist sehr praktisch, so daß das Auffinden des gewünschten geflügelten Wortes oder einer bestimmten Sentenz, um deren Wortlaut uns zu thun ist oder die uns „auf der Zunge schwebt", viel leichter ist, als mit Hülfe des „Büchmann" oder irgend eines Sentenzenbuches. Der treffliche Sanders hat sich mit diesem wahren Hausschatz für Gemüth und Herz einen „guten Abgang" gesichert, und viele Tausende werden seine unvergleichliche Belesenheit und seinen Fleiß segnen. Für spätere Auflagen, die nicht ausbleiben können, würden wir im Interesse der Handlichkeit compresseren Druck und vollständige Berücksichtigung der geflügelten Worte empfehlen. Caveant consules, Vor Tische las man's anders (Piccolomini), Lügen haben kurze Beine u. v. A. sollten nicht fehlen.

Stickluft. Drama von Franz Servaes. (Berlin, Schuster und Löffler). Der hochgeschätzte Verfasser hat uns seiner Zeit dieses Drama mit einigen freundlichen Zeilen gesandt, aber wir können es leider erst heute und nicht mit gleicher Freundlichkeit besprechen, denn es ist ein gar verunglücktes Machwerk. Uebrigens ist es nicht mehr sein erstes Stück. Schon vor einigen Jahren ist in einer der überzähligen Berliner freien Bühnen einmal ein psychiatrisches Drama von Servaes auf- und abgeführt worden, und die Zeitungen wußten zu berichten, daß der Verfasser, der sich für den vermeintlichen Beifall bedanken wollte und mit Zischen und Hohnrufen empfangen wurde, gegen das Publicum eine „verächtliche Geberde" gemacht habe. Nun, wir wollen ihm wünschen, daß „Stickluft", wie ja auch wahrscheinlich, nie das Licht der Rampe erblicke, damit er sich nicht abermals und noch mehr in's Unrecht setze. Die zerfahrene, widerwärtige Handlung, die unklare Charakteristik, das Berliner Bummel- und Biertischdeutsch des Dialogs und darin einige unvorsichtig provocirende Bemerkungen, wie die des immer saufenden Buchdruckers: „Nee, Kinder, von Humor habt ihr doch alle untereinander keine blasse Ahnung" oder „Vor dem Gewitter ist Rolf (der Held) 'n bischen confus — wenn er's nur nicht nachher auch ist" ꝛc., da bieten sich überall reichlich Anlässe zu Radau und „verächtlichen Geberden", die dem Publicum wie dem Verfasser besser erspart bleiben. Es ist wieder einmal ein Bohême- und Literaturdrama sozusagen, aber nicht nach dem Leben, sondern nach den bewährten Mustern von Holzens Socialaristokraten, Wolzogen's Lumpengesindel, Bleibtreu's Größenwahn ꝛc. Auch unfrei nach Ibsen und Hauptmann, wie schon die endlosen Bühnenweisungen und andere Aeußerlichkeiten zeigen. Besonders an die Darsteller werden da unabläßig schulmeisternd die unmöglichsten Anforderungen gestellt: Der Held ist fast durch das ganze Stück „immer wie geistesabwesend, verbohrt, furchtbar aufgeregt, völlig erstarrt, wie im Delirium, mit trostleeren Augen, in ekstatischer Verlorenheit, wie trunken auflachend und dann hervorstrudelnd, taumelt exaltirt im Zimmer umher, verdreht die Augen wie im Wahnsinn", — also mehr Gummizelle als Theater. Dieser Schriftsteller Rolf, dessen Stücke ihm stets zurückgeschickt und dessen Feuilletons nur aus Mitleid abgedruckt werden, ist verheirathet mit einer frechen Dirne, die sich selbst zur Entschuldigung „eine complicirte Natur" nennt, und wohnt außerdem mit seiner früheren Geliebten Frau Daneil, die Daniel genannt wird, und ihrem kleinen Mädchen zusammen, das eigentlich sein Kind ist. Also Ibsen's „dreieckiges Verhältniß", das beinahe zum viereckigen wird, denn der als Logirbesuch in's Haus genommene Auchschriftsteller Rappo (!) verliebt sich natürlich in eine der Hausfrauen in partibus und zwar in die legitime. Sie wollen Beide auch schon am Ende des zweiten Aufzugs mit einander durchgehen, aber der angenehme Hausherr lädt Rappo ein, als der Dritte im Bunde zu bleiben. Ganz unverhofft ist der Freund im Schlußact verschwunden, wirkt indeß aus der Ferne, indem er der Frau Geld zu einer Reise zu ihm schickt. Der saubere Ehemann will selbstverständlich davon profitiren und mitreisen. „Ob er was von dem Gelde weiß, da bin ich noch nicht hinter gekommen", meint Frau Daniel; „kann auch sein, daß er was ahnt und will nun bloß nichts davon wissen." Offenbar kennt sie ihren Pappenheimer. Es ist daher nur ein theatralischer Nothschluß, wenn der biedere Rolf, als er die Herkunft des Geldes erfährt, sich erhängt. Hundert gegen Eins: ein solcher Schwächling und Confusionsrath greift im Leben niemals zum Strick, sondern schluckt seine Schande ruhig herunter. Ein Herr Rolf und Seinesgleichen wird zwar, wenn seine Frau einen Geliebten nimmt, den Ehrenmann und guten Vater markiren, verzweiflungsvolle Briefe schreiben, „nur fort aus Berlin!" schreien, aber dann ein Auge zudrücken und das dreieckige Verhältniß gern sanctioniren, indem er von dem Galan seine Frau und sich mit erhalten läßt. Ein solcher Lump ist der prädestinirte Hahnrei und eheliche Zuhälter. Wie man sieht, führt uns das „Drama" nicht nur in die Stickluft, die ein reinigendes Gewitter verlangt, sondern geradenwegs in die Cloake, die weniger in's Ressort eines Dichters, als eines Canalreinigers fällt. Leider zeigt ein eben erschienener Roman von Servaes das gleiche Unvermögen zur Gestaltung, Schilderung und Erzählung, denselben Sumpf und die gleiche Langeweile. Vielleicht kommen wir ein andermal darauf zurück.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu!

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

THOURET, G.

FRIEDRICH DER GROSSE

als Musikfreund u. Musiker.

192 Seiten mit 7 Abbildungen und einem Faksimile der Notenhandschrift Friedrichs des Grossen. geb. Mk. 3.—.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Wie der Krückstock zum „alten Fritz", so gehört auch die Flöte zum Bilde des grossen Königs. Als Musikfreund und Musiker steht Friedrich II. freilich nicht auf der Weltbühne, aber die Flöte war, wie er selbst einmal zu Franz Benda sagte, sein bester Freund; daher wird gerade sie uns manches von ihm erzählen können, was niemand sonst erfahren hat. Das Werk enthält den Niederschlag zehnjähriger Studien und möchte durch eine populärwissenschaftliche Darstellung, sowie durch zahlreiche, bequem spielbare Notenbeispiele Laien und Musiker in gleicher Weise befriedigen. Der Verfasser folgte der ausdrücklichen Aufforderung Friedrich's an die Nachwelt, ihn mit vollkommenster Freiheit zu beurtheilen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Das **neueste Werk** aus der Feder **M. von Brandt's** ist:

Die chinesische Philosophie und der Staatsconfucianismus.

Oktav. Geh. M. 2.—, fein geb. M. 2.80.

Der langjährige Gesandte und Vertreter des Deutschen Reiches in Peking, anerkannt einer der hervorragendsten Kenner chinesischer Verhältnisse, entwirft in dieser seiner jüngsten Schrift eine überaus interessante Schilderung altchinesischer Philosophie u. deren mittelbaren Einwirkung auf die Entwickelung der chinesischen Staatsform.

Verlag von Strecker & Moser in Stuttgart

Zu beziehen durch die Buchhandlung

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.— 1/4 Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau, Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für Metall- und Montanindustrie.

Abonnementspreis: **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der **Elektrotechnik und des Maschinenbaues** zu sein. Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen grossen Industriecentren Deutschlands und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall- und Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten. Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall- und Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller und elektrotechnischer Fabriken und Werkstätten, Walz- und Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., **sondern auch für alle Ingenieure, Techniker und sonstigen technisch Thätigen sein.**

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

Abonnement
auf das
I. Quartal 1899.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Hierzu eine Beilage „Das neue Jahrhundert" von Friedrich Werth in Köln.

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

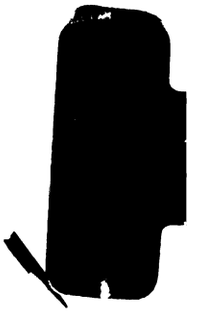
Digitized by Google

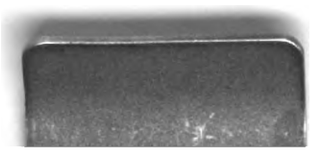
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google

3 0000 093 403 818

Digitized by Google